Geist

aus

J. G. v. Herder's Werken

in

einer Auswahl des Schönsten und Gelungensten
aus seinen sämmtlichen Schriften.

Nebst dessen Leben.

Erstes Bändchen.

Berlin und Landsberg a. d. Warthe,
bei Theod. Christ. Friedr. Enslin.
1826.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Vorwort.

Was man auch gegen ſolche Sammlungen ſagen kann, welche die Autoren zerſtückelt mittheilen, ſie bringen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer ſo gefaßt und geiſtreich, daß wir ein ganzes Werk nach ſeinem Werth in uns aufzunehmen vermöchten. Streichen wir nicht in einem Buche Stellen an, die ſich unmittelbar

auf uns beziehen? Junge Leute besonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar löblich aufgeregt. — —. —

(Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit. Von Göthe. Dritter Theil, Seite 110.)

Inhalt.

Erinnerungen aus dem Leben von Johann Gottfried von Herder. S. 1—109

Romanzen aus dem Gedichte: der Cid. S. 113—152

Seite

1ste Romanze 113
2te — — 116
3te — — 118
4te — — 120
14te — — 122
19te — — 124
20ste — — 128
45ste — — 131
46ste — — 134
48ste — — 139
66ste — — 144
67ste — — 146
68ste — — 148

Aus den Volksliedern, oder der Stimme der Völker. S. 155—273

Lieder aus dem hohen Nord.

1. Grönländisches Todtenlied. 155
2. An das Rennthier. Lappländisch. 157

Seite

3. Jörru. Ein esthnisches Lied. 158
4. Ein lettisches Lied. 159
5. Desgleichen. 160
6. Lied des Mädchens um ihren Garten . . .
7. Klage um eine gestorbene Braut. Ein tartarisches Lied. 161
8. Die lustige Hochzeit. Ein wendisches Spottlied. 162
9. Die schöne Dolmetscherin. Eine morlackische Geschichte. 165

Lieder aus dem Süd.

1. Lob des Gastfreundes. Griechisch. 171
2. Hochzeitgesang. Latein. 173
3. Ein sicilianisches Liedchen. 178
4. Das Lied der Hoffnung. Italienisch. . . . 180
5. Zaida und Zaid. Spanisch. 182
6. Der kurze Frühling. Spanisch. 186
7. An die Morgenröthe. Französisch. 187
8. Einige Liederchen. Französisch. 189

Nordwestliche Lieder.

1. Ossians Anrede an die untergehende Sonne. (Aus Ossian.) 191
2. An die Morgensonne. (Aus Ossian.) . . . 192
3. An den Mond. (Aus Ossian.) 194
4. An den Abendstern. (Aus Ossian.) 196
5. Der eifersüchtige König. Schottisch. 197
6. Wiegenlied einer unglücklichen Mutter. Schottisch. 200
7. Das nußbraune Mädchen. Schottisch. . . . 203
8. König Ethmer. Englisch. 209
9. Die schöne Rosemund. 223
10. Weg der Liebe. Englisch. 233
11. Das trauernde Mädchen. Englisch. . . . 237

Seite

12. Herz und Auge. Aus dem Latein der mittleren Zeit. 238

Nordische Lieder.

1. Das Hagelwetter. Skaldisch. 240
2. Das Grab der Prophetin. Nordisch. . . . 242
3. Elvershöh. Dänisch. 246

Deutsche Lieder.

1. Schlachtlied. Deutsch. 248
2. Schlachtgesang. Deutsch. 252
3. Röschen auf der Haide. Deutsch. 253
4. Das Lied vom eifersüchtigen Knaben. Deutsch. 254
5. Dusle und Babette. Ein Schweizerliedchen. . 256
6. Eile zum Lieben. Deutsch. 258
7. Aennchen von Tharau. Deutsch. 259
8. Lob des Weines. Ein Deutscher Dithyrambus. 261
9. Das Roß aus dem Berge. Eine böhmische Sage. 263

Lieder der Wilden.

Lieder der Madagasker.

1. Todtenklage um des Königs Sohn. 270
2. Zanbar und Riang. 271
3. An die Regengöttin. Peruanisch. 272
4. An sein Mädchen. Peruanisch. 273

Blätter der Vorzeit. Dichtungen aus der morgenländischen Sage. 277—290

1. Adams Tod. 277
2. Abrahams Kindheit. 280
3. Der Jüngling Salomo 284
4. Salomo in seinem Alter. 285
5. Die Sterne. 288

Seite
289
6. Alles zum Guten. 290
7. Drei Freunde. 290
Stellen aus dem Rosenthal. S. 293 — 310
Einiges aus dem Leben des Scheikh Mos-
laeddin. Sadi. S. 295
301
Der Betende. 301
Die Rede des Weisen. 302
Der Weg zur Wissenschaft. 302
Der Edelste. 303
Salz. 304
Wissenschaft für Andere. 305
Der langsame Pfeil. 305
Wirkung des Zorns. 305
Gewalt und Güte. 306
Die Beleidigung. 306
Beleidigte. 306
Die eigene Weise. 307
Falschheit und wahrer Werth. 307
Wünsche. 307
Der Lehrer und der Schüler. 308
Macht des Gesanges. 308
Der Abschied. 309
Die Cypresse und der Palmbaum. 309
Gebrauch der Güter. 309
Die Rüstung. 310
Wissen ohne That. 310
Gedanken einiger Bramanen. S. 311 — 320
313
Dreifacher Zustand. 313
Bestimmung der Natur. 314
Vorsehung.

Seite
Die Sache der Menschheit. 314
Der Fruchtbaum. 314
Die Blume. 315
Das Licht. 315
Sache und Erfolg. 315
Verschwendeter Werth. 316
Al Hallil's Klagegesang. 316
Al Hallil's Rede an seinen Schuh. 318
Trommel und Laute. 320

Stellen aus dem Buche der gerechten Mitte und Exempel der Tage. Sinesisch. (Aus der Adrastea.) S. 321 — 328
Das gröſeste Uebel des Staats, die Ratte in der Bildsäule. 323
Das Pferd und der König. 324
Der Verzweifelnde. 325

Nachlese zur griechischen Anthologie. S. 329 — 348
Der Tod. 331
Leicht sey dir die Erde. 331
Der vertrocknete Quell am Grabe. 331
Das Gold. 332
Grabesstimme eines Kindes, das nach der Geburt starb. 332
Das Gebet. 333
Die Tugend ohne Denkmal. 333
Der Fruchtbaum. 333
Ein häuslicher Altar. 333
Das Vaterland und seine Söhne. 334
Die Schiffahrt des Lebens. 334

Seite

Die Würfelspielerin. 335
Das Alter. 335
Das Auge der Götter. 335
Das Spiel. 336
Die Unsterblichkeit. 336
Ein Räthsel der Sappho. 337
Die Schrift. 337
Auf einen Spieltisch. 338
Die Echo. 338
Die Pforte des Tempels. 339
Höhere Natur. 339
Das Glück des Lebens. 339
Das innere Olympia. 340
Drei Schwestern. 341
Der letzte Wille eines Vaters. 341
Die Jungfrau. 342
Die Horen. 342
Die flüchtige Zeit. 343
Der Weg der Liebe. 344
An den Abendstern. 345
Dem höchsten Gott. 345

Menschentugend. 349
Macht des Menschen. 351
Sprache und Schrift. 354

Erinnerungen

aus dem Leben

von

Johann Gottfried von Herder.

Die engen Grenzen, welche dieſer Blüthenſamm-lung aus Herders Schriften geſteckt ſind, verſtatten nicht, dieſem ausgezeichneten Manne durch alle Ereig-niſſe ſeines merkwürdigen Lebens zu folgen. Nur ſo viel ſoll gegeben werden, als erforderlich iſt, um den Leſer der nachfolgenden Blätter in Stand zu ſetzen, zu beurtheilen: welche Umſtände auf Herder den Menſchen, auf Herder den Schriftſteller wirkten, damit er das wurde, was er war.

Johann Gottfried Herder wurde den 25ſten Auguſt 1744 zu Mohrungen in Oſtpreußen geboren; an welchem Orte ſein Vater Lehrer an einer Mädchen-ſchule war, und zugleich die Stelle des Küſters und Cantors bei'm polniſchen Gottesdienſte verſah. Die Dürftigkeit der Aeltern führte Herdern früh zur Gewöhnung an Beſchränkungen und Entbehrungen,

und seiner Jugend fiel kein glückliches Loos. Er verdankte aber der Erziehung seines Vaters, eines ernsten Mannes, welcher wenig Worte machte, die strenge Ordnung in jedem Geschäfte des Lebens, indem er früh an eine genaue, pünktliche Erfüllung seiner Pflichten gewöhnt wurde. Alle häuslichen Geschäfte, und die Lektionen waren an Zeit und Ordnung streng gebunden: wenn das Geschäft jetzt gethan werden mußte, so durfte keines der Kinder sich entschuldigen — es mußte gethan werden. Diese gewissenhafte Ordnung, die sich auf alle Verrichtungen des häuslichen Lebens erstreckte, machte es den Aeltern allein möglich, mit ihrem geringen Einkommen auszureichen. — War der Vater mit dem Sohne zufrieden, so verklärte sich sein Gesicht, er legte die Hand sanft auf dessen Kopf, und nannte ihn Gottes Friede. Dieß war des Knaben größte, süßeste Belohnung. Streng und gerecht in hohem Grade, aber eben so gutmüthig war der Vater; sein ernstes, schweigendes Gesicht mit dem kahlen Scheitel, blieb dem Sohne unvergeßlich.

Eben so heilig trug er das Andenken der Mutter im Herzen. Sie, eine besonnene, verständige, fleißige Hausfrau, die mit sanfter Gemüthsart und Liebe sich

der Pflege und Erziehung ihrer Kinder widmete, milderte oft, durch ihr ſanftes Betragen, den Ernſt des Vaters. Die empfindungsvolle, zarte Natur der Mutter ſcheint unſeres Herders mütterliches Erbtheil geworden zu ſeyn.

Den in Arbeit und Pflichterfüllung vollbrachten Tag, ſchloß jedesmal im älterlichen Hauſe der Geſang eines geiſtlichen Liedes.

Mehr, wie eine nach künſtlichen Theorien gemodelte Erziehung, wirkt auf das Gemüth des Kindes das gute Beiſpiel, welches ihm von den Aeltern gegeben wird. So legte auch hier, die fromme Weiſe der Aeltern, ihre Religiöſität, ihr einfacher, ſtiller, fleißiger Lebenswandel, die häusliche Zufriedenheit in Erfüllung ihrer Pflichten, ihre Anhänglichkeit und Liebe zu einander die Keime der Religion und Tugend in die Seele des Knaben.

Die dürftige Lage der Aeltern beſchränkte dieſe in Hinſicht der Mittel für die geiſtige Ausbildung des Sohnes, ſicherte dieſen aber auch gegen manche Verlockung zu Verſäumniſſen und übler Zeitanwendung. Auch hier bewährte ſich die Erfahrung, daß eine unter manchen Entbehrungen und Beſchränkungen ver-

letzte Jugendzeit zur Begründung eines gediegenen Charakters sehr vieles beiträgt.

Den Schulunterricht erhielt Herder von dem damaligen Rektor der Schule zu Mohrungen, Grimm, einem etwas kränklichen Greise, zwischen 60 bis 70 Jahren. Nach allen Nachrichten, war Grimm ein Mann von Kenntnissen, der seinem Amte mit musterhaftem Fleiße oblag. Latein, etwas Griechisch, Geschichte und Erdbeschreibung prägte er dem Gedächtniß seiner Schüler ein. Wie die meisten unserer Schulen, war diese nicht sowohl eine Erziehungsanstalt, als vielmehr eine Unterrichtsanstalt; aber der etwas ungesellige Mann war noch weniger als ein anderer geeignet auf Verfeinerung der Sitten zu wirken. Die Peitsche und die Ruthe waren die Hauptmittel, welche er anwandte. Die befolgte Lehrmethode scheint sehr pedantisch, jede freiere Bildung des Geistes unterdrückend, gewesen zu seyn. — Etwas heimlich Grämliches, Verschlossenes, dem Mißtrauen ähnelndes, welches man späterhin in Herders Charakter bemerkte, erscheint, nicht ohne Grund, als Folge dieser Schultyrannei.

Herder gedachte dieses seines Lehrers jedoch stets

mit großer Achtung; und es möchte nicht unintereſſant ſeyn, die eigenen Aeußerungen deſſelben über Grimm zu vernehmen:

„So ſtreng er war, und ſo grimmig er oft ausſah, wie ſein Name hieß, ſo verdanke ich ihm doch den Grund meiner Kenntniſſe. Auf Erlernung der grammatiſchen Regeln hielt er ſtreng unerbittlich. Jede Lektion, welche es auch war, ließ er ſich ſo lange und oft wiederholen, bis wir ihren ganzen Sinn mit Verſtand und Gedächtniß gefaßt hatten. Während dem Herſagen der Lektionen mußten wir ſtehen; dieſe Weiſe lehrt den Schüler Ehrerbietung gegen den Lehrer und Aufmerkſamkeit auf die Lektion. Er forderte Ehrerbietung, und erhielt ſie auch von uns Schülern in hohem Grad; wir zogen ſchon unſere Hüte ab, ſo bald wir ihn und ſeine Wohnung von fern erblickten. Dagegen bezeugte er auch den Fleißigen, ungeachtet ſeiner ſtrengen Forderungen, gern ſeine Zufriedenheit, und zeichnete einige Wenige, worunter auch ich war, dadurch aus, daß er uns auf ſeine Spatziergänge mitnahm, wo wir ihm Ehrenpreis und Schlüſſelblümchen zu ſeinem Thee, den er täglich trank, ſuchen mußten. Immer ſind mir daher Ehrenpreis und

Schlüſſelblümchen ſo werth geblieben: ſie erinnern mich an jene Spaziergänge, an die Ehre und Belohnung meines unvergeßlichen Rektors. Zuweilen gab er einem oder dem anderen Schüler, dem er ſeine Zufriedenheit ganz beſonders zeigen wollte, auf ſeiner Studirſtube eine Taſſe ſolchen Thees, mit einem kleinen Stückchen Zucker; dieß war eine ehrenvolle Auszeichnung. Mit mir war er meiſt zufrieden, ſchenkte mir ſeine Aufmerkſamkeit und war mir gut."

Dieſe Aufmerkſamkeit von Seiten ſeines Rektors verdiente Herder durch angeſtrengten Fleiß und Lernbegierde; durch die es ihm auch gelang, ſich vor ſeinen Mitſchülern vortheilhaft auszuzeichnen.

Muſik und Geſang gewährten ihm bereits in der Kindheit einen fröhlichen Genuß. Er erlernte das Clavierſpiel in der Schule in Geſellſchaft einer Menge Schüler. Ein einziges, kleines, ſehr unvollkommenes Inſtrument diente zum Unterrichte, und mußte jedesmal aus einer Schulſtube in die andere getragen werden. Bei dieſen ſo beſchränkten Mitteln, erwarb er ſich doch gründliche Kenntniß vom Generalbaß und der Harmonie. Beſonders liebte er die einfachen, erhabenen Töne der Kirchenmuſik, welche in der

Seele das Gefühl des Feierlichen, Erhebenden erregen.

Dieſe Liebe für Muſik begleitete ihn ſein ganzes Leben hindurch. In einem Briefe vom Jahre 1770 ſpricht er ſich hierüber folgendermaßen aus: „Ich liebe die Muſik unausſprechlich; ſie iſt für empfindende Herzen und feine Seelen ein ſo unentbehrliches Vergnügen. Die Gedanken des bloßen Kopfes ermatten ſo leicht, die Sprache des bloßen Mundes wird hie und da ſo unkräftig, daß ein Saitenſpiel, mit einem Liede beſeelt, gewiß in die Oekonomie eines glücklichen Lebens als tägliches Hausgeräth gehört."

Seine angenehmſten Vergnügungen und Erholungen bot ihm der Genuß der freien Natur, der Aufenthalt in dem väterlichen Garten in Geſellſchaft eines Buches, ein Spaziergang am Mohrunger See und durch das Paradieswäldchen dar.

Den Religionsunterricht erhielt unſer Herder von dem Prediger Willamov, von dem er auch confirmirt wurde. Dieſer Mann genoß wegen ſeines liebenswürdigen Charakters und ſeines ächt religiöſen Sinnes der allgemeinen Liebe ſeiner Mitbürger. Nächſt ſeinen frommen Aeltern, verdankte er dem

Unterrichte dieſes wackeren Mannes vorzüglich die Eindrücke von ächter Religiöſität, Freundſchaft und Menſchenfreundlichkeit.

Einen ſehr weſentlichen Einfluß auf Herders Jugendleben hatte Sebaſtian Friedrich Treſcho, der jenen ſchon in ſeiner Kindheit kannte, jetzt aber bei ſeiner Rückkehr als Diakonus (im Jahre 1760) nach Mohrungen, den ſechszehnjährigen Jüngling, mit guten Kenntniſſen ausgeſtattet, wiederfand. Treſcho, ein kränklicher, unverheiratheter Mann, gab Herdern Obdach und Schlafſtätte in ſeinem Hauſe. Dieſer ſetzte den Schulbeſuch fort, erhielt die Koſt fortwährend an dem Tiſche ſeiner Aeltern, und wurde, nachdem er ſeine Schularbeiten gemacht hatte, von Treſcho zum Abſchreiben der aſcetiſchen Schriften genutzt, welcher dieſer damals herausgab; auch geſtattete Treſcho ihm den Gebrauch ſeiner Bibliothek. „Ich that letzteres," ſagt Treſcho, „um ihm abzumerken, wohin etwa ſeine Neigung gehen möchte? Aber hier ſtand mir ſein durch die Schulſklaverei furchtſam gemachter Geiſt entgegen; nie ſprach er etwas mit dreiſter Gebehrde, ſondern beantwortete meiſt ſchüchtern, was ich ihm zu beſtellen

auftrug; seine Stimme war nur halblaut, und er blieb tief in sich verschlossen. Nie sprach er von selbst, und es war ihm nichts zu entlocken, woraus ich ihn für etwas mehr als ein ganz gewöhnliches Geschöpf hätte halten können." — Wer erkennt nicht in dieser Schilderung die Folgen der pedantischen, alle Geistesfreiheit tödtenden Schulbildung!!

Der Aufenthalt bei Tresch o, so wie der nähere Umgang mit demselben, berührte jedoch den Jüngling keinesweges freundlich; es scheint vielmehr die entgegengesetzte Wirkung hievon die Folge gewesen zu seyn. Selbst die große, kein Hinderniß scheuende Lernbegierde Herders fand kein gefälliges Entgegenkommen und keine Beförderung (den Gebrauch der Bibliothek abgerechnet) bei Tresch o. Dieser scheint ihn vielmehr von dem Gedanken zu studiren haben abbringen wollen, indem er, wegen Dürftigkeit der Aeltern und dem Mangel anderweitiger Unterstützung, die Erlernung eines Handwerks als Ziel seiner Bestimmung betrachtete. Späterhin schien ein zufälliger Umstand *) erst für Tresch o die Ueberzeugung

*) Indem er die Schlafkammer Herders untersuchte, um sich zu überzeugen, ob dieser nicht eingeschlafen sey,

herbeizuführen: „daß ſtatt eines Mohrungſchen lateiniſchen Schülers, er einen Mann vor ſich habe, der durchaus in eine ganz andere Entwickelungsſchule ſeines großen Geiſtes verſetzt werden müſſe, wenn nicht eine Art von Geiſtesmord an ihm verübt, und ein Leben in ſeinen erſten Athemzügen erſtickt werden ſollte, welches zu großen Zwecken geſchaffen ſchien."

Herder war achtzehn Jahr alt, als ſein erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch durch den Druck, jedoch ohne Namen des Verfaſſers, bekannt wurde. Treſcho ſchickte an Kantern in Königsberg das Manuſkript: die Geſchichte meines Herzens, betitelt. Zum Abſchreiben, Verſiegeln und Abſchicken deſſelben bediente er ſich des jungen Herders, und dieſer benutzte dieſe Gelegenheit, ein von ihm verfaßtes Gedicht: An Cyrus, den Enkel Aſtyages, beizulegen. Den Stoff zu demſelben, hatte die Zurückberufung mehrerer nach Sibirien verbannten Großen, und der mit Preußen geſchloſſene Friede, bei der Thronbeſtei-

---

und das Licht habe brennen laſſen, fand er ihn eingeſchlafen, umgeben von griechiſchen und römiſchen Klaſſikern, und mehreren deutſchen Dichtern.

gung Kaiſer Peter des Dritten (Enkel Peter des Großen) gegeben. Kanter ließ daſſelbe, ohne den eigentlichen Verfaſſer zu ahnden, im Jahre 1762, unter dem Titel: Geſang an Cyrus, aus dem Hebräiſchen überſetzt, Druckort St. Petersburg (Königsberg) drucken, und es wurde mit Beifall von den Kennern aufgenommen.

Ein wichtiger Umſtand in Herders Leben, der in ſeinen Folgen großen Einfluß auf die geiſtige Ausbildung deſſelben hatte, iſt der, daß er aus ſeiner Vaterſtadt nach Königsberg verſetzt wurde. Der Regimentsarzt eines in Mohrungen cantonirenden ruſſiſchen Regiments, war ſowohl ein Freund von Herders Aeltern, als von dem Diakonus Treſcho. Bei einem Beſuche im Hauſe des letzteren, erkundigte er ſich nach des jungen Herders Fortſchritten, und nachdem er gefunden, daß er gute Kenntniß der lateiniſchen Sprache beſitze, that er ihm den Vorſchlag, ihn nach Königsberg mitzunehmen, ihm die Chirurgie zu lehren, und auch ſein krankes Auge — Herder litt nämlich ſeit ſeinem fünften Jahre an einer Thränenfiſtel — zu heilen. Dafür ſollte dieſer, gleich nach der Ankunft in Königsberg, eine von je-

neu verfaßte mediciniſche Abhandlung in die lateiniſche Sprache überſetzen. Wenn Herder in der Folge ſich mehr für Behandlung innerer Krankheiten als für Wundarzneikunſt entſcheiden ſollte, ſo verſprach ihm ſein jetziger Beſchützer, ihm dazu zu verhelfen, daß er in Petersburg unentgeldlich Medicin ſtudiren könne.

Hatte gleich Herder keine entſchiedene Neigung für Chirurgie, ſo folgte er doch dankbar dieſer Aufforderung, die ihm die Ausſicht zu einem den Wiſſenſchaften geweiheten Leben eröffnete, und ihn aus einer unangenehmen, drückenden Lage befreiete. Er verließ, in Geſellſchaft ſeines Gönners, Mohrungen im Sommer 1762, und ſah ſeine Vaterſtadt und ſeine Aeltern nie wieder.

Nach ſeiner Ankunft in Königsberg begann der Unterricht in der Chirurgie, allein ſein Widerwille gegen die Beſchäftigung mit dieſer Wiſſenſchaft wurde bald unüberwindlich. Er mußte ſeinen neuen Beſchützer und Lehrer zu einer Leichenöffnung begleiten. Der Anblick erfüllte ihn mit Ekel und Schauder, ſo daß er in Ohnmacht fiel. Dieſe ſo lebhafte Einwirkung auf ſein zartes, leicht erregbares Nervenſy-

ſtem begründete in ihm die Ueberzeugung, daß er für dieſen Beruf nicht geeignet ſey.

Was ſollte jedoch der unbemittelte Jüngling jetzt beginnen? Abmahnend von jeder Aenderung des früher gefaßten Vorſatzes äußerte ſich der Regimentschirurgus, mißbilligend Treſcho; letzterer beſchuldigte ihn ſogar der Verſtellung. In dieſer Verlegenheit wandte er ſich an einen Schulfreund, Namens Emmerich, welcher mit ihm die Schule zu Mohrungen beſuchte, und in dieſer den erſten Platz behauptete, jetzt aber als Cantor an einer Kirche in Königsberg angeſtellt war. Dieſem entdeckte er ſeine Abneigung gegen die Chirurgie, und den zwar einige Zeit unterdrückten, nie aber ganz aufgegebenen Wunſch, Theologie zu ſtudiren. Emmerich ertheilte ihm den Rath: ſich ſogleich in die Zahl der Studirenden auf der Königsberger Akademie aufnehmen zu laſſen; und hob, durch freundliche Rede, Herders Beſorgniſſe: ob er wohl in der, der Immatrikulation vorausgehenden Prüfung beſtehen, und ob ſeine geringe Baarſchaft (zehn Gulden preußiſch) wohl zur Beſtreitung der Koſten hinreichen werde. Die Prüfung fiel zu Herders Lobe aus, und er wurde in die Zahl der

Studirenden aufgenommen (den 9. August 1762). Er trennte sich jetzt von dem Regimentschirurgus, dem er jedoch vorher die früher versprochene lateinische Uebersetzung der medicinischen Abhandlung über..h, meldete seinen Aeltern die Aenderung seines Entschlusses, fügte jedoch die Versicherung bei: daß er zu dem Unterhalte nichts verlange, sondern durch eigenen Fleiß sich fortzuhelfen getraue.

Es beginnt nun die Periode von Herders Leben, welche entscheidend für seine Zukunft war. Er hat sich durch einen festen Entschluß in eine Lage versetzt, in welcher er sein ganzes Leben den Wissenschaften, und zwar den Wissenschaften seiner Wahl, widmen konnte. Nicht Mangel, nicht Entbehrungen vermochten den gefaßten Vorsatz zu erschüttern. Doch ehe wir Herders academisches Leben schildern, wird es nicht überflüssig seyn, aus einem späteren Briefe Herders (vom 20. September 1770), ihn selbst über sein früheres Leben zu hören:

„Ich bin in einer dunkeln, aber nicht dürftigen Mittelmäßigkeit geboren, und von Kindheit auf erinnere ich mich nichts als Scenen entweder der Empfindsamkeit und Rührung, oder eines einsamen Gedan-

dankentraumes, der meiſtens von Plänen des Ehrgeizes belebt wurde, die man in einem Kinde nicht ſucht. Ich hatte alſo, ſo verwöhnt und mütterlich ich war, ſo entfernt von Gelehrſamkeit und Bildung ich ſeyn mochte — ich hatte alſo von meiner Kindheit an Charakter, und ich könnte davon manche Probe erzählen. — Aus tauſend Vorurtheilen wollten meine Aeltern mich nicht zur Wiſſenſchaft beſtimmen. Ein Mann, der ſich ſehr in die Sachen meiner Familie miſchte (Treſcho?), vermehrte die Schwierigkeiten in's Unendliche. Betäubt, unwiſſend, mußt' ich blindlings folgen; ging nach Königsberg mit einem ruſſiſchen Oberfeldchirurg, einem Freunde meiner Aeltern, mein Auge curiren zu laſſen, und die Chirurgie zu erlernen. Und ich — zum Glück ward er ſchnell nach Petersburg gerufen, denn er that mir die lockendſten Anträge, und ich — ging hin und ließ mich immatrikuliren, unwiſſend, einfältig, unbekannt, wie ich war, ja ohne Geld und Ausſicht auch nur auf drei Wochen, ging ich auf die Akademie. Und noch bis jetzt hat es mich nicht gereut. Zugleich ſchrieb ich meinen Aeltern, daß ich in meinem ganzen akademiſchen Leben keinen Schilling verlange. Und ich

hab' es auch nie verlangt. Ich habe ſtudirt und gelehrt und geſchwärmt, und mich bald auf der Akademie in Anſehen geſetzt, und dieſe Jahre zugebracht, daß ich mir ſie wieder zurück wünſche — und das Alles ohne meiner Aeltern Koſten."

Herder beſuchte die Vorleſungen Kants über Logik, Metaphyſik, Moral, phyſiſche Geographie und Mathematik; er hörte Dogmatik bei Lilienthal, bei Arnold Kirchengeſchichte, bei Kypke Philologie u. ſ. w. Beſonders anziehend waren ihm die Vorträge von Kant und Lilienthal. Erſteren hörte er am liebſten über Aſtronomie, phyſiſche Geographie, überhaupt über die großen Geſetze der Natur ſprechen; weniger anziehend waren ihm die Vorleſungen über Metaphyſik.

Seinen Unterhalt verſchaffte er ſich durch das Honorar für einige Unterrichtsſtunden, die er durch die Bemühungen ſeines Freundes Emmerich erhalten hatte; auch war ſeine Lage durch einige Geſchenke, welche er dem Wohlwollen einiger Freunde in Mohrungen verdankte, etwas verbeſſert worden, doch reichte dieſe Einnahme nur hin, ſein Daſeyn ſehr kümmerlich zu friſten, und ſpäterhin erzählte er öfters den

Seinigen, daß manchen Tag ſeine Nahrung nur aus einigen Semmeln beſtanden habe.

Eine weſentliche Verbeſſerung ſeiner ökonomiſchen Umſtände erhielt er durch Anſtellung als Lehrer bei dem Collegium Fridericianum, welche Oſtern 1763 erfolgte; auch wurde ihm, als gebornem Mohrunger, das Gräflich von Donahſche Stipendium zu Theil.

Herder unterrichtete auf dem Friedrichs-Collegium in der zweiten unteren lateiniſchen, der erſten hiſtoriſchen, philoſophiſchen, der dritten mathematiſchen und der franzöſiſchen Claſſe. Jedermann war erſtaunt, daß ein ſo junger Mann ſo ſchnell den Unterricht in den oberen Claſſen bekam, und die Schüler bewunderten ſeine feurige, beredte Sprache, als der Inſpektor des Collegiums ihn aufforderte, die öffentlichen Betſtunden zu halten; ein Amt, das ſonſt nur den älteren Lehrern zu Theil wurde.

Ein junger Mann wie Herder, genährt und gereift im Umgange mit Griechenlands und Roms klaſſiſchen Schriftſtellern, bekannt mit den vorzüglichſten Werken der deutſchen Literatur, von dem hellſten Kopfe, von einem glücklichen Temperamente, beſeelt von dem Geiſte der Religion und Humanität,

durfte den Zutritt in den Häuſern gebildeter Familien, und ein freundliches Entgegenkommen erwarten. Dieſes hatte auf die Bildung Herders für den geſelligen Umgang den wohlthätigſten Einfluß. Treſcho, welcher ihn im Jahre 1764 in Königsberg beſuchte, äußert ſich über die dadurch bewirkten Veränderungen folgendermaßen: „Welch ein ganz anderer Jüngling. — Nur wenig Spuren von Scheu und Blödigkeit im Sprechen. Von ſeinem Fleiß und guten Sitten erhielt ich die rühmlichſten Zeugniſſe. Umgang mit feinern Menſchen hatte mild und wohlthätig auf ihn gewirkt, daß er für die große Welt gemacht da ſtand. Auch die höfiſche, hochverfeinte, freimüthig unbefangene, in Blick und Sprache ungenirte Lebensmanier ſtand ihm ſpäter zu Gebot, wenn Ort und Umſtände ſie erforderten. — Aber dieß junge Genie erhielt gleich beinahe zu viele Bewunderer und Schmeichler; und Dank ſey ſeiner Feſtigkeit, daß er nicht dadurch verdorben ward.“

Der wiſſenſchaftlich gebildete junge Mann mußte aber auch Jünglinge anziehen, die ein ähnliches Streben nach wiſſenſchaftlicher Ausbildung beſeelte. So knüpften ſich, durch Aehnlichkeit der Denkart, und

durch Streben nach gleichem Ziele, Jugendfreundschaften, welche nur der Tod löste. Der nachmalige Kriegs- und Admiralitätsrath Bock; Fischer, in der Folge Hospitalprediger in Königsberg; Hartknoch, welcher eine Buchhandlung in Riga errichtete; Kukella, nachheriger Kriegsrath; Wilpert, später Burgemeister in Riga, u. a. m. gehörten diesem Freundeskreise an.

Besonders innig kettete sich Herder an Johann Georg Hamann. Dieser hatte sich mit seinen Brotstudien — Theologie und Gesetzwissenschaft — nie recht befreunden können; er bekleidete in den Jahren 1763 und 1764 eine unbedeutende Kanzleistelle in seinem Geburtsorte Königsberg, und beschäftigte sich mit der schönen Literatur. Vereint lasen die beiden Freunde neuere, vorzügliche Werke, berichtigten und erweiterten durch gegenseitige Mittheilung und Austausch der Gedanken ihre Begriffe. Mit Hamanns Beihülfe erlernte Herder das Englische; zur Kenntniß von Shakspear, Ossian und Percy's Reliques of ancient English Poetry, war diese Sprache das Mittel. Durch das fleißige Lesen der beiden letzteren, scheint sich bei ihm die Liebe für

Volkslieder anderer Nationen begründet zu haben, die er ſpäterhin in Ueberſetzungen und Bearbeitungen herausgab.

Hamanns Bekanntſchaft ſcheint ebenfalls einen entſchiedenen Einfluß auf Herders nachmalige Anſtellung (im Jahre 1764) als Collaborator an der Domſchule zu Riga gehabt zu haben; indem derſelbe mit dem damaligen Rektor dieſer Schule, Magiſter Lindner, (in der Folge Profeſſor und Kirchenrath zu Königsberg in Preußen) in einem ſehr freundſchaftlichen Verhältniſſe ſtand. Zu dieſer Anſicht führen Herders eigene Aeußerungen. So ſchreibt er in einem Briefe vom 16. Januar 1765 an Hamann: „ich habe meine jetzige Lage Ihnen zu danken, und bei jedem Guten und Böſen erinnere ich mich Ihrer; und zum Glück, daß es bisher meiſtens Gutes geweſen iſt.“

Herder wünſchte in eine neue Sphäre verſetzt zu werden, indem er ſich nicht allein in ſeinem Verhältniſſe auf dem Fridericianum, ſondern in Königsberg ſelbſt zu mißfallen anfing. Seinem nach Aufklärung ringenden Geiſte, ſagte die geiſtige Ausbildung Königsbergs keinesweges zu, „wo der Nebel

der böotiſchen Luft ſo dick iſt, daß er ſogar Schlaftrunkene wecken kann, die ſich gegen die Aufwecker ſträuben" — Herders eigene Worte aus einem Briefe an Magiſter Lindner — und vollends mußte ihm die Pedanterie und Frömmelei, welche auf dem Fridericianum herrſchte, und welche mit dem Geiſte ächter Religiöſität nicht immer im Einklange, ja dieſem nur zu oft ganz entgegen iſt, widerlich ſeyn.

Ehe Herder Königsberg verließ, erlebte er noch den herzzerreißenden Anblick des Brandes, welcher am 11. November 1764 in Königsberg ausbrach, und einen großen Theil der Stadt, vorzüglich der Waarenniederlagen, in Aſche verwandelte. Die Gefühle, welche dieſes allgemeine Elend in ihm erregte, drückt ſein Gedicht, die Aſche Königsbergs, auf das Lebhafteſte aus.

Wie jeder preußiſche, nicht in der Hauptſtadt, oder von einem Eximirten geborne Unterthan, war Herder, der damaligen Einrichtung zufolge, cantonpflichtig. Er mußte dem gemäß, ehe er ſeinen Aufenthalt in einem fremden Staate wählen durfte, vor den Königsberger Militär-Gerichten, eidlich verſprechen: zurückzukehren, wenn er als Soldat berufen

werden ſollte. Die Rückerinnerung an dieſe ihm abgenöthigte Verpflichtung, erfüllte ihn ſtets mit Bitterkeit.

Herder langte gegen Ende November 1764 in Riga an, und wurde am 7. December als Collaborator an der Domſchule eingeführt. Nachdem er am 24. Februar 1765 eine theologiſche Prüfung über willkührliche Artikel der Theologie (wie es in den Annalen des Stadtminiſteriums, von welchem dieſe Prüfung vorgenommen wurde, lautet) rühmlichſt beſtanden, auch ſeine Kenntniſſe in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache bewährt hatte, erfolgte die öffentliche Einführung im Junius 1765, zugleich mit der des nachherigen Superintendenten Schlegel zu Greifswalde, der, in Folge von Lindners Verſetzung nach Königsberg, als Rektor der Domſchule berufen worden war.

Durch ſeinen zweckmäßigen, gewiſſenhaften Unterricht als Lehrer, durch ſeine geiſtvollen Vorträge als Prediger, erwarb ſich Herder, in kurzer Zeit, die Liebe der Stadt, die Freundſchaft der würdigſten Männer, die Zufriedenheit und das Wohlwollen ſeiner Vorgeſetzten. Da Herder im Jahre 1767 einen

Ruf als Direktor der Petersſchule in St. Petersburg erhielt, ſo erfüllte der Rath in Riga, welcher ihn ungern verlieren wollte, Herders Wunſch, eine Predigerſtelle zu erhalten, und ernannte ihn zum Adjunctus und Nachmittagsprediger an der in der Vorſtadt von Riga gelegenen Gertrudenkirche.

Die Literaturbriefe, beſonders aber Herders verſchiedene Anſichten über mehrere der in denſelben verhandelten Gegenſtände, veranlaßten ihn im Jahr 1767 zur Bekanntmachung der Fragmente zur deutſchen Literatur. Dieſe mit der römiſchen und griechiſchen zu vergleichen, und auch die orientaliſche zu berückſichtigen, war der Hauptzweck, welchen er durch dieſe Schrift zu erreichen ſuchte. Dieſes literariſche Produkt trug vorzüglich dazu bei, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf den Verfaſſer zu lenken. Das Denkmal auf Thomas Abt erſchien in dem darauf folgenden Jahre; in den Jahren 1768 und 1769 wurden die Kritiſchen Wälder, jedoch ohne Namen des Verfaſſers, gedruckt. Das erſte Stück, bei weitem das vorzüglichere, enthält eine kritiſche Beleuchtung der von Leſſing in ſeinem Laokoon aufgeſtellten Grundſätze; das zweite

und dritte sind gegen Klotz gerichtet. Dieser hatte früher, auf eine nicht zu entschuldigende Art, Herdern angegriffen, diesem gänzlich alle Kenntniß der alten Sprachen abgesprochen u. s. w. Kein Freund Herders wird jedoch den Ton in dieser Schrift billigen, durchgängig erkennt man den gereizten, gekränkten Schriftsteller, keinesweges den ruhigen, partheilosen Wahrheitsforscher.

Die Zänkereien, in welche Herder sich mit Klotz und den Anhängern desselben verwickelt sah, trugen sehr viel bei, ihm seinen Aufenthalt in Riga unangenehm zu machen. „Er gefiel sich ferner nicht als Gesellschafter, weder in dem Kreise wo er war, noch in der Ausschließung die er sich gegeben hatte. Er gefiel sich nicht als Schullehrer; die Sphäre war ihm zu eng, zu fremd, zu unpassend, er für sie zu weit, zu fremd, zu beschäftigt. Er gefiel sich nicht als Bürger, da seine häusliche Lebensart Einschränkungen, wenig wesentlichen Nutzen und eine träge Ruhe hatte. Am wenigsten als Autor, wo er ein Gerücht erregt hatte, das seinem Stande eben so nachtheilig, als seiner Person empfindlich war. Hiezu gesellte sich noch der Haß mehrerer Geistlichen,

die ihn wegen seinen theologischen Meinungen verketzerten. — Da er nicht Muth und Kräfte genug hatte, alle diese Miß-Situationen zu zerstören, und sich ganz in eine andere Laufbahn hinaufzuschwingen, so blieb ihm nichts übrig, als gewaltsam seine bisherigen Verhältnisse zu zerreißen. Eine Ortsveränderung wurde demnach unumgänglich nöthig, — er mußte reisen. Eine innere Stimme rief ihm zu: nutze deine Jahre und blicke in die Welt, und nie bereuete er, dieser Stimme gefolgt zu haben."

So wie dieser Entschluß einmal fest stand, so ersuchte er den Rath von Riga um die Entlassung (den 5. Mai 1769) von seinen Aemtern, die ihm, da mehrere Versuche, ihn in seinen Verhältnissen zu behalten, vergeblich waren, am 9. Mai desselben Jahres auf eine ehrenvolle Art ertheilt wurde.

Der Plan, welchen sich Herder bei seinen Reisen vorgesetzt hatte, war: Frankreich, Holland, England und Deutschland, wo möglich auch Italien kennen zu lernen, und dann mit erweiterten Kenntnissen zurückkehrend, in Riga eine Erziehungsanstalt zu errichten.

Während seines Aufenthalts in Riga (i. J. 1766)

trat Herder in die Gesellschaft der Freimaurer. Wenn er auch späterhin, während seines Aufenthaltes in Weimar, die Loge nicht besuchte, so machte die Erforschung des Sinnes und Grundes der Entstehung des Ordens und seiner Symbole, auch noch in späteren Jahren den Gegenstand seiner Nachforschungen aus. Seine Absicht scheint die gewesen zu seyn, an das durch das Alterthum ehrwürdige Formelle des Ordens, einen dem Zeitgeiste angemessenen Stoff zu knüpfen. Diese seine Ansichten wollte er in einem eigenen Werke entwickeln, von welchem die Gespräche über die Freimaurerei in der Adrastea ein Fragment sind.

Am 5. Junius 1769 verließ Herder Riga und die Freunde, welche er sich während seines Aufenthaltes daselbst erworben hatte, um sich, begleitet von seinem Freunde Gustav Berens, an Bord des Schiffes zu begeben, das ihn nach Nantes führen sollte. Die Neuheit der Scene, die ungeheure Wasserfläche, die rund um ihn her ausgebreitet war, wirkten ergreifend auf sein Gemüth; Gedanken an Vergangenheit und Zukunft füllten seine Seele. Er selbst schildert diesen Zustand in seinem Tagebuche mit fol-

genden Worten: „welch' weite Sphäre zum Denken, auf dem Schiff, das zwiſchen Himmel und Meer ſchwebt! Alles giebt hier dem Gedanken Flügel! Das flatternde Segel, das immer wankende Haus, der rauſchende Wellenſtrom, die fliegende Wolke, der weite unendliche Luftkreis! — wo iſt das feſte Land, auf dem ich ſo ruhig ſtand? und die kleine Kanzel oder das Katheder, worauf ich mich brüſtete? wo ſind die, vor denen ich mich fürchtete und die ich liebte? — O Seele, wie wird's dann ſeyn, wenn du aus dieſer Welt hinaustrittſt? Der enge, feſte, eingeſchränkte Mittelpunkt iſt verſchwunden; du flatterſt in den Lüften, oder ſchwimmſt auf einem Meere — die Welt verſchwindet dir — iſt unter dir verſchwunden!"

Den 16. Julius langte er in Nantes an. Einen Hauptzweck, den er bei dieſer Reiſe zu erreichen ſuchte, war: genauere Bekanntſchaft mit der franzöſiſchen Literatur und den damals lebenden Gelehrten; als Mittel zu dieſem Zwecke bedurfte er einer genaueren Kenntniß der jedem gebildeten Mann unentbehrlichen franzöſiſchen Sprache, nicht allein der Bücherſprache, ſondern auch der Converſations-Sprache.

Letztere hoffte er vorzüglich durch seinen Aufenthalt in Nantes sich zu eigen zu machen. An ein dortiges Handelshaus empfohlen, wurde er durch dieses mit anderen schätzbaren Familien der Stadt bekannt, und man kam ihm mit Artigkeit und Gastfreundschaft entgegen. Ohne Ansprüche als Schriftsteller zu machen, stellte er sich den gesellschaftlichen Verhältnissen nur als gebildeter Mann dar.

Durch einen jungen Schweden, mit Namen Koch, der, befreundet mit der deutschen Literatur, aus deutschen Zeitschriften ihn als Schriftsteller kennen gelernt hatte, wurde er den gesellschaftlichen Kreisen als solcher bekannt gemacht. Dadurch wurde Herder zwar noch mehr ausgezeichnet, hatte aber nun von etwas größerem Zwange zu leiden. Das Schätzbarste dabei war, die genauere Bekanntschaft mit seinem Verräther, einem jungen Mann von allen Anlagen, das Schöne zu kosten, wo es sich findet, von einem sehr sicheren Geschmack in der Kunst, und einer großen Begierde zur Wissenschaft.

Herder verlängerte seinen Aufenthalt in Nantes bis Anfang November. Er war jetzt im Stande sich mit Leichtigkeit Französisch auszudrücken. So

vorbereitet, trat er seine Reise nach Paris an, wo er am 8. November anlangte.

Seine Zeit benutzte er in Paris dazu, um Bekanntschaft mit Gelehrten zu machen, Bibliotheken, Gallerien, Antiquitäten- und Kupferstich-Sammlungen und Schauspiele zu besuchen. Doch wurde er des Aufenthaltes in der Hauptstadt, ja in Frankreich überhaupt bald überdrüßig. Er äußerte sich hierüber in einem Briefe im December 1769 folgendermaßen: „Alles was Geschmack und Pracht ist, in Künsten und Anstalten, ist in Paris im Mittelpunkt. So wie aber der Geschmack nur der leichteste Begriff der Schönheit, und Pracht nichts als ein Schein und oft eine Ersetzung des Mangels derselben ist, so kann Frankreich nie völlig sättigen, und ich bin seiner auch herzlich müde. Indessen wollt' ich um vieles nicht, es nicht gesehen zu haben, und die Erfahrungen und Begriffe verloren zu geben, die ich über seine Sprache, Sitten, Geschmack, Geschichte, Künste, Wissenschaften, den Zustand und Ursprung derselben gesammelt habe."

Von Gelehrten lernte er Diderot, d'Alembert, Thomas, Arnaud, du Clos, Barthelemy, de Guignes, d'Aubenton, Garnier u. a. m.

kennen. Büffon, Marmontel, Grimm waren auf dem Lande, er machte demnach ihre persönliche Bekanntschaft nicht. Von Künstlern kannte er Wille. Er sagt von ihm: „er ist hier mein bester und einziger Freund, nur zu sehr zerstreut und zu sehr Liebhaber von Plaisanterien.“

Das französische Theater interessirte ihn zwar, als Darstellung des Charakters und Geschmackes der Nation und ihrer Kultur, auch bewunderte er das kunstreiche Spiel eines le Cain, einer Clairon und Dumenil; im Ganzen konnte er aber doch der französischen Bühne keinen Geschmack abgewinnen. Sie war zu sehr von der hohen Einfalt der griechischen Bühne, von der ergreifenden Wahrheit des tiefen Menschenkenners Shakspear entfernt.

Bald nach Herders Ankunft in Paris, erhielt er von dem Prediger Resewitz zu Kopenhagen den Antrag: den Prinzen Peter Friedrich Wilhelm, Sohn des Fürst-Bischofs Herzogs Friedrich August von Holstein-Oldenburg, als Instruktor und Reiseprediger, in Gesellschaft des Oberhofmeisters des Prinzen, Baron von Cappelmann, drei Jahre auf Reisen zu begleiten.

So

So erwünscht dieser Antrag Herdern in vieler Hinsicht seyn mußte, da ihm dadurch Gelegenheit dargeboten wurde, sich fernerhin durch Reisen mehr auszubilden, da ferner auch die Bedingungen, welche diesen Ruf begleiteten, sehr annehmlich waren, so hätte er doch gern, ehe er einen festen Entschluß faßte, die rathende Stimme seiner Freunde gehört. Eine Entscheidung mußte jedoch erfolgen, ehe diese vernommen werden konnte. So bestimmte sich demnach Herder für die Annahme dieser Stelle.

Die neuen Verpflichtungen, welche das eingegangene Verhältniß ihm auferlegte, waren folgende: er sollte mit dem sechszehnjährigen Prinzen lateinische Autoren lesen, seinen deutschen Styl bilden, philosophische Lektionen, welche der Prinz etwa noch hören könnte, mit ihm wiederholen, und an Orten, wo keine evangelische Kirche wäre, predigen. Dafür wurden ihm 300 Rthlr. Hamburger Courant (die auf Herders Antrag auf 400 Rthlr. erhöhet wurden, außer 100 Rthlr. zur Reise bis Eutin) zugesichert; auch wurde ihm, wofern er drei Jahre in dem neu eingegangenen Verhältnisse beharrte, eine Anstellung als Prediger, oder Professor zu Kiel versprochen.

Bereits im December 1769 verließ Herder Paris, und ging über Brüſſel nach Antwerpen und von da auf einem Schiffe nach Amſterdam. Während der Ueberfahrt entſtand ein heftiger Sturm, und das Schiff gerieth unweit dem Haag auf eine Sandbank. Die ganze Nacht hindurch blieb das Fahrzeug in dieſer Lage, in ſteter Gefahr zu ſinken. Nur erſt am Morgen kam Rettung. Kaum waren jedoch die Geretteten am Ufer angelangt, ſo verſank das Schiff in den Fluthen. Vom Haag aus beſuchte er Leiden und Amſterdam, und ſetzte ſeine Reiſe durch Friesland über Hamburg nach Kiel fort, an welchem Orte ſich damals der junge Prinz von Oldenburg mit ſeinem Hofmeiſter aufhielt.

In Hamburg machte Herder die Bekanntſchaft von Leſſing, und verlebte mit ihm vierzehn glückliche Tage. Auch Claudius, Bode, Reimarus und der Senior Johann Melchior Göze müſſen unter den in Hamburg gemachten Bekanntſchaften genannt werden. Beſonders innig war der Freundſchaftsbund, den Herder mit den beiden erſten der zuletzt genannten Männern errichtete, und der ſelbſt noch die

Familien vereinigte, als die Stifter deſſelben nicht mehr waren.

Wir ſehen jetzt Herdern in eine ihm ganz neue Lage — an einen Hof — verſetzt. Der Herzog ſowohl als die Herzogin empfingen ihn mit Wohlwollen und Vertrauen. Die Mutter des Prinzen, eine geborene Prinzeſſin von Darmſtadt, welcher die Ausbildung ihres Sohnes ſo ſehr am Herzen lag, wandte dem Manne, durch welchen ſie ihre höchſten Wünſche zu erreichen hoffen durfte, ihre ganze Achtung zu. Der Prinz ſelbſt war ſechszehn Jahr alt. Ungeachtet ihm Anlagen, ein richtiges Urtheil und Gefühl nicht abzuſprechen waren, er auch in mehreren Gegenſtänden, wie der Mathematik und Zeichenkunſt nicht zu verkennende Fortſchritte gemacht hatte, ſo waren doch manche Mißgriffe und Fehler bei ſeiner moraliſchen Ausbildung begangen worden. Vorzüglich hatte er durch ſeinen früheren Erzieher einen Anſtrich von religiöſer Schwärmerei erhalten, und es war in ihm ein Wohlgefallen an bloß ſinnlichen Religionsübungen erzeugt worden. Da der Oberhofmeiſter des fürſtlichen Jünglings ein Mann von einem

zurückhaltenden, ängſtlichen Weſen, überhaupt ein Mann von vielen Eigenheiten war, von dem Herder wenig Unterſtützung bei ſeinen Bemühungen hoffen durfte, ſo trat dieſer mit wenigen Erwartungen eines glücklichen Erfolges ſeine Reiſe (im Julius 1770) an, nachdem er ſich vorher die Erlaubniß ausgewirkt hatte: auch während der Reiſe um ſeinen Abſchied bitten zu dürfen, wenn er ſehen ſollte, daß ſeine Gegenwart nicht mehr von entſchiedenem Nutzen für den Prinzen ſeyn könne.

Die Reiſe, auf welcher Herder den Prinzen begleitete, ging über Hamburg, Hannover, Göttingen, Caſſel, Hanau, Darmſtadt, Karlsruhe bis Straßburg, wo der Prinz den Winter zubringen wollte. Wegen der Verwandtſchaft mit dem Darmſtädtiſchen Hofe, hielt ſich der Prinz einige Wochen in Darmſtadt auf. Die damalige Etiquette ſchloß den bürgerlichen Erzieher des Prinzen von der Hoftafel aus. Er ſpeiſte mit der Erzieherin der Prinzeſſinnen, Demoiſelle Ravanell. Dieſer Umſtand war Veranlaſſung, daß er ſeine nachmalige Gattin kennen lernte; mit der er ſich während ſeiner Anweſenheit in Darmſtadt verlobte. Demoiſelle Ravanell machte

ihn mit dem Kriegsrath Merk, dieſer ihn mit dem Geheimerath Heß bekannt. In dem Hauſe des letzteren lebte die jüngere Schweſter ſeiner Gattin, Maria Carolina Flachsland, die jüngſte Tochter des Würtembergiſchen Amtsſchaffners Flachsland. Göthe ſchildert beide Schweſtern als Frauenzimmer von ſeltenen Verdienſten und Anlagen; die jüngere, Herders Braut, doppelt intereſſant durch ihre Eigenſchaften und Neigung zu einem ſo vortrefflichen Mann.

Das literariſche Denkmal für Thomas Abbt, welches Herder während ſeines Aufenthaltes in Riga geſchrieben hatte, hatte die Aufmerkſamkeit des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, der Abbts Gönner und Freund war, auf den Verfaſſer dieſer Schrift gelenkt. Bereits im Jahr 1768 erhielt dieſer von dem Rent-Kammerrath und Polizei-Direktor Weſtfeld ein ſehr verbindliches Schreiben im Namen des Grafen, in welchem Herdern gewiſſermaßen das Anerbieten gemacht wurde, in dieſelben Verhältniſſe zu treten, in welchen Abbt bei dem Grafen gelebt hatte. Zugleich wurde in dieſem Schreiben geſagt: „In der Theologie haben ſie völ-

tige Freiheit zu lehren, was Sie denken. Ich soll Ihnen auch erklären, daß, wenn es Zeit und Umstände zulassen werden, Sie, auf die Aeußerung Ihres Wunsches, wohl ganz in den weltlichen Stand versetzt werden können, wofern Sie es wollen."

Während Herders Aufenthalt in Darmstadt, wurde der Ruf nach Bückeburg, als erster Geistlicher der Grafschaft, mit einer Consistorialrath-Stelle erneuert.

Der erste Ruf war nach Riga gerichtet, und Herder erhielt denselben erst kurz vor seiner Abreise nach Eutin; er war demnach von ihm nicht beantwortet worden. Da sein jetziges Verhältniß nichts weniger als angenehm war, seine Verlobung in ihm auch den Wunsch, sich häuslich niederzulassen, erregen mochte, so schrieb er vorläufig zusagend nach Bückeburg, fügte jedoch die Bitte hinzu: daß man ihm erlauben möge, sich über die Zeit, wann er sein Amt anzutreten gedenke, in der Folge näher zu erklären.

In Karlsruhe wurde er von dem Markgrafen Carl Friedrich mit besonderer Auszeichnung behandelt. Die Unterhaltungen über wissenschaftliche Gegenstände, unter denen Einrichtung und Frei-

heit des menſchlichen Geſchlechtes ein Haupt-Thema war, wurden ganz mit der Ruhe, wie ſie nach Wahrheit forſchenden Männern ziemt, geführt; der Fürſt wurde gänzlich beſeitigt.

Bald nach der Ankunft in Straßburg kam Herder um ſeine Entlaſſung bei dem Eutiner Hof ein. Eine Stelle aus einem Briefe, den er an ſeine Verlobte ſchrieb, ſchildert das Unangenehme ſeiner Lage: „Meine hieſige Situation (ſchreibt Herder), die mir durchaus nicht gefällt, die allen Abſichten des Eutiner Hofes und meiner Beſtimmung entgegen läuft und mich jeden Tag mit empfindlichen Buſenſtichen kränkt, iſt eben die Urſache meiner Schwermuth, und die Sache läuft ſo, daß ich, ohne ganz aufzuhören ich ſelbſt zu ſeyn, alles umwerfen muß. Der Entſchluß iſt genommen, die Nothwendigkeit iſt da, es ſtößt ſich jetzt bloß daran, wie der genommene Entſchluß mit aller Schicklichkeit für mich, für den Prinzen, ſeine Aeltern und das Publikum auszuführen ſey, und das muß ſich bald zeigen. Doch warum martere ich Sie mit Situationen, die an ſich zu klein wären mich zu martern, wenn ich nicht fühlte, daß meine offene, unſchuldige Güte des Herzens an vielem Schuld

gewesen; und freilich das sticht nachher empfindlicher." — Die Stelle in Bückeburg trat Herder, nachdem die Aufhebung seines Verhältnisses als Prinzenerzieher erfolgt war, keinesweges sogleich an, sondern er benutzte den Aufenthalt in Straßburg dazu, sich von dem berühmten Arzt Lobstein die Thränenfistel, an welcher er litt, operiren zu lassen. Diese Operation, welche sonst den leichteren beigezählt wird, und deren Folgen sich gewöhnlich in wenigen Wochen heben lassen, hatte, ungeachtet sie zwei Mal wiederholt, auch noch ein Arzt zu Rathe gezogen wurde, einen unglücklichen Ausgang. Sie wurde im Oktober 1770 vorgenommen, und im Frühjahr 1771 schreibt Herder an seine Verlobte: „Meine Kur ist jetzt zu Ende! Aber haben Sie mit mir Mitleiden! nach allen Schmerzen, Kosten, Abmattungen, Versäumnissen, Verdruß und Kränkung ist's schlechter, als es voraus gewesen! Die Kur ist fehlgeschlagen!" —

Herder ertrug jedoch die Schmerzen und das Ungemach, welche mit dieser Operation verbunden waren, wie ein Mann. Dieses bezeugt unter andern Göthe in seinem Werke: Aus meinem Leben, Theil II. S. 464. „Ich fand alle Ursache seine große

Standhaftigkeit und Geduld zu bewundern; denn weder bei den vielfachen chirurgiſchen Verwundungen, noch bei dem oftmals wiederholten ſchmerzlichen Verbande bewies er ſich im mindeſten verdrießlich, und er ſchien derjenige von uns zu ſeyn, der am wenigſten litt. — — (a. a. O. S. 478.) „Wenn man Herders Standhaftigkeit bei der Operation unter ſolchen Schmerzen bewundern mußte, ſo hatte ſeine melancholiſche, ja grimmige Reſignation in dem Gedanken, zeitlebens einen ſolchen Makel tragen zu müſſen, etwas wahrhaft Erhabenes, wodurch er ſich die Verehrung derer, die ihn ſchauten und liebten, für immer zu eigen machte."

In Straßburg machte Herder die Bekanntſchaft von Goethe, eine Bekanntſchaft, welche durch die hohe Genialität des letzteren, für den Augenblick, wo ſie gemacht wurde, höchſt intereſſant ſeyn mußte, allein auch in ihren ſpäteren Folgen für Herder höchſt wichtig wurde.

Es möchte nicht unintereſſant ſeyn, Göthen ſelbſt über die Art und Weiſe, wie und über den Mann, mit dem die Bekanntſchaft gemacht wurde, zu hören (a. a. O. S. 459. ff.).

„Ich war in den Gasthof zum Geist gegangen, ich weiß nicht, welchen bedeutenden Fremden aufzusuchen. Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben auch hinaufzusteigen im Begriff war, und den ich für einen Geistlichen halten konnte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, das schwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls, mehr aber noch ein langer, schwarzer, seidner Mantel, dessen Ende er zusammengenommen und in die Tasche gesteckt hatte. Dieses einigermaßen auffallende, aber doch im Ganzen galante und gefällige Wesen, wovon ich schon hatte sprechen hören, ließ mich keinesweges zweifeln, daß er der berühmte Ankömmling sey, und meine Anrede mußte ihn sogleich überzeugen, daß ich ihn kenne. Er fragte nach meinem Namen, der ihm von keiner Bedeutung seyn konnte; allein meine Offenheit schien ihm zu gefallen, indem er sie mit großer Freundlichkeit erwiederte, und sich sogleich zu einer lebhaften Mittheilung bereit finden ließ. Bei'm Scheiden bat ich mir die Erlaubniß aus, ihn bei sich zu sehen, die er mir denn auch freundlich genug ertheilte. Ich versäumte nicht, mich dieser Vergünstigung wiederholt zu bedienen, und ward immer mehr von ihm

angezogen. Er hatte etwas Weiches in ſeinem Betragen, das ſehr ſchicklich und anſtändig war, ohne daß es eigentlich adrett geweſen wäre. Ein rundes Geſicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas ſtumpfe Naſe, einen etwas aufgeworfenen, aber höchſt individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter ſchwarzen Augenbrauen ein Paar kohlſchwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu ſeyn pflegte. Durch mannigfaltige Fragen ſuchte er ſich mit mir und meinem Zuſtande bekannt zu machen, und ſeine Anziehungskraft wirkte immer ſtärker auf mich." —

„Daß übrigens (a. a. O. S. 489. ff.) Herders Anziehungskraft ſich ſo gut auf andere, als auf mich wirkſam erwies, würde ich kaum erwähnen, hätte ich nicht zu bemerken, daß ſie ſich beſonders auf Jung, genannt Stilling, erſtreckt habe. Das treue, redliche Streben dieſes Mannes mußte Jeden, der nur irgend Gemüth hatte, höchlich intereſſiren, und ſeine Empfänglichkeit jeden, der etwas mitzutheilen im Stande war, zur Offenheit reizen. Auch betrug ſich Herder gegen ihn nachſichtiger, als gegen uns Andre. — Auch war Jung durch Herdern

dergestalt exaltirt, daß er sich in allem seinen Thun gestärkt und gefördert fühlte.“ —

Herder selbst hatte sich schon genugsam berühmt gemacht, und durch seine Fragmente, die kritischen Wälder und Anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichsten Männer gesetzt, welche seit längerer Zeit die Augen des Vaterlandes auf sich zogen. Was in einem solchen Geiste für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Gährung müsse gewesen seyn, läßt sich weder fassen, noch darstellen. Groß aber war gewiß das eingehüllte Streben, wie man leicht eingestehen wird, wenn man bedenkt, wie viele Jahre nachher, und was er alles gewirkt und geleistet hat.“ — — —

Wenn in mehreren dieser, so wie den folgenden Aeußerungen, Göthe gegen Herdern fast in dem Verhältnisse eines Schützlings gegen seinen Gönner erscheint, so muß man erwägen, daß Herder bereits durch Schriften die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich gezogen hatte, während die goldenen Früchte, mit denen Göthes Genius seine Mitwelt entzückte, die späteste Nachwelt entzücken wird, damals noch Blüthen waren.

An mehreren anderen Orten des genannten Werkes (S. 461. 462. 466. 471. 479. u. ſ. w.) rügt Göthe ein gewiſſes zurückſtoßendes Weſen und eine bittere, ſarkaſtiſche Laune an Herder. Nur einige Stellen zur Probe (a. a. O. S. 464.): „Herder konnte allerliebſt einnehmend und geiſtreich ſeyn, aber eben ſo leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren. Dieſes Anziehen und Abſtoßen haben zwar alle Menſchen ihrer Natur nach, einige mehr, einige weniger, einige in langſameren, andere in ſchnelleren Pulſen; wenige können ihre Eigenheiten hierin wirklich bezwingen, viele zum Schein. Was Herder betrifft, ſo ſchrieb ſich das Uebergewicht ſeines widerſprechenden, bittern Humors gewiß von ſeinem Uebel und den daraus entſpringenden Leiden her.“ — — —

(S. 466.) „Zwiſchen uns waltete ein gemüthlich literariſcher Verkehr höchſt lebhaft fort; nur Schade, daß er ſich niemals ruhig und rein erhalten konnte. Aber Herder unterließ ſein Necken und Schelten nicht.“

(S. 473.) „Herder eilte, ſobald als möglich, von Straßburg wegzukommen, und weil ſein bisheriger Aufenthalt ſo koſtbar als unangenehm geweſen,

erborgte ich eine Summe Geldes für ihn, die er auf einen bestimmten Termin zu erstatten versprach. Die Zeit verstrich, ohne daß das Geld ankam. Mein Gläubiger mahnte mich zwar nicht, aber ich war doch mehrere Wochen in Verlegenheit. Endlich kam Brief und Geld, und auch hier verläugnete er sich nicht: denn anstatt eines Dankes, einer Entschuldigung, enthielt sein Schreiben lauter spöttische Dinge in Knittelversen, die einen Anderen irre, oder gar abwendig gemacht hätten." — — —

(S. 482.) „Herder vergällte sich und Andern immer fort die schönsten Tage, da er jenen Unmuth, der ihn in der Jugend nothwendig ergriffen hatte, in der Folgezeit durch Geisteskraft nicht zu mäßigen wußte."

Dagegen äußert sich Herder in einem, aus Straßburg an seine Braut geschriebenem, Brief über Göthe folgendermaßen: „Göthe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spazenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Er war mitunter der Einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte und den ich gern sahe; auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Ein-

drücke gegeben zu haben, die einmal wirkſam werden können."

Während des Aufenthaltes in Straßburg arbeitete Herder an Beantwortung der von der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften gegebenen Preisaufgabe: Ob Menſchen, ihren natürlichen Fähigkeiten allein überlaſſen, im Stande ſeyn würden, eine Sprache von ſelbſt zu erfinden? welche nachmals von der Akademie gekrönt wurde. So wie ſeine Arbeit fortrückte, theilte er ſie Göthe mit. Auch die Blätter: von deutſcher Art und Kunſt, an denen Göthe Theil nahm, fallen in dieſe Periode.

Im Frühjahr 1771 reiſte Herder von Straßburg ab, um ſeine Stelle in Bückeburg anzutreten. Er nahm ſeinen Weg über Karlsruhe, wo er eben ſo, wie bei ſeinem erſten Aufenthalt daſelbſt, von dem damaligen Markgrafen ausgezeichnet wurde; beſuchte ſeine Braut in Darmſtadt, wo Menſchen thätig geweſen waren, die Verlobten einander zu entfremden. Man ſchilderte Herdern ſeine Braut, als habe ſie zu wenig Geiſt und Bildung für ihn; dieſer hingegen den Verlobten, als einen Mann ohne feſten

Charakter. Alle Bemühungen, das schöne Band zu lösen, verfehlten jedoch ihren Zweck, jedes Mißverständniß schwand bald nach den ersten gegenseitigen Erklärungen, und Herder verließ Darmstadt mit dem festen Vorsatze, sobald es nur möglich seyn würde, seine Verlobte nach Bückeburg heimzuführen.

Im Mai des Jahres 1771 langte Herder in Bückeburg an. Er sollte außer den Verpflichtungen, welche ihm sein Amt auferlegte, auch die Stelle des feinen Menschenkenners Abbt, der dem Grafen Gesellschafter und Freund gewesen war, ersetzen. Der Graf, ein einsichtiger, tapferer, wiewohl auch sonderbarer Mann, verlangte von seinem Hofphilosophen nicht bloß wissenschaftliche Unterhaltung, sondern auch Schmiegsamkeit genug, in seine Ansichten einzugehen, und diesen zu huldigen.

Ein zufälliger Umstand, der oft so viel im Leben entscheidet, trug dazu bei, daß die erste Zusammenkunft des Grafen mit Herder steifer und weniger zuvorkommend für diesen ausfiel.

Herder kam gegen Abend in Gesellschaft von Westfeld, der ihm entgegengefahren war, in Bückeburg an. Unerwartet erhielt er die Einladung, noch

den

denſelben Abend ſich dem Grafen vorzuſtellen. Ohne ſorgfältige Toilette gemacht zu haben, glaubte Herder nicht erſcheinen zu können, dieſe erforderte aber viel Zeit, und erſt um 9 Uhr konnte Herder der an ihn ergangenen Anforderung Folge leiſten. Das lange Harren, machte den Mann, welcher an eine pünktliche Vollziehung ſeiner Befehle gewöhnt war, ungeduldig; auch mochte wohl der zu ſorgſame Anzug, welcher dem eines franzöſiſchen Abé's (man ſehe Seite 42. die Schilderung, welche Göthe davon macht) ähnelte, dem an ſoldatiſche Einfachheit gewöhnten Grafen mißfällig ſeyn. Auf Herdern ſcheint das ernſte, imponirende Aeußere des Grafen, mehr abſtoßend als anziehend gewirkt zu haben; und ſo begründete dieſe erſte Zuſammenkunft in Beiden die Ueberzeugung: daß jeder ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht ſehe.

Auch die nächſtfolgenden Unterredungen ſcheinen keine größere Annäherung bewirkt zu haben. Der Graf wünſchte, daß Herder mehr ſich einem beſchaulichen, literariſchen Leben als ſeinem geiſtlichen Amte widmen möchte. Herder hingegen ſuchte vorzüglich durch öffentliche Vorträge auf ſeine Gemeinde,

durch Verbeſſerung des Schulweſens auf die heranwachſende Jugend zu wirken. — Auch hier ſchieden ſich demnach ihre Wege. —

So ſehen wir demnach Herdern, dem ſein Verhältniß auf dem Fridericianum zu Königsberg nicht zuſagte; der ſeine Stellen in Riga, weil er ſich mißfiel, niederlegte; des Aufenthaltes in Frankreich bald herzlich müde wurde; ſich als Prinzenerzieher nicht gefiel, auch hier in einer Lage, die ihn keineswegs glücklich machte.

In den Briefen, welche Herder im Auguſt 1771 ſchrieb, kommen mehrere Stellen vor, aus denen wir ſein Verhältniß in Bückeburg, ſo wie die dadurch bei ihm veranlaßte Gemüthsſtimmung kennen lernen. Einige davon zur Probe:

— —„Meine Situation gegen den Grafen iſt noch immer dieſelbe — unkenntlich, entfernt, nicht für einander. Ein edler Herr, aber äußerſt verwöhnt! Ein großer Herr, aber für ſein Land zu groß! Ein philoſophiſcher Geiſt, unter deſſen Philoſophie ich erliege. — Im Lande iſt für mich nichts zu thun. Ein Paſtor ohne Gemeinde, ein Patron der Schulen ohne Schule, Conſiſtorialrath ohne Conſiſtorium! Alle

meine Lieblingsideen vom Predigtamt ſind zum Theil an dieſem Ort vernichtet. — Durch die lange Vacanz hab' ich für mich wenig eigne Gemeinde, und den Uebrigen bin ich gelehrt, fein, ein Hofmann, vornehm. — Die Räthe ſehen mich für einen Mißvergnügten, zu Feinen oder zu Groben, zu Geraden, zu Dreiſten, und alſo mit aller Hochachtung für einen Dorn im Auge an." — —

— — „Freilich iſt's wahr, daß ich in meinem Leben noch nie ſo betrogen worden bin, als in den meiſten Erwartungen dieſes Orts; aber das ſind doch einmal Führungen Gottes, die Niemand vorausſehen kann. Das Einzige, was mir dabei am nächſten geht, iſt der völlige Mangel an Freunden und Geſellſchaft, da ich auch ſelbſt in dem Hauſe, wo ich bisher geſpeiſt, es kaum ertragen kann, und vielleicht in Kurzem gar auf meiner Stube werde eſſen müſſen. Ein ſolches Schickſal iſt nicht viel von Baſtille oder Bicetre unterſchieden."

Sein Verhältniß mit dem Grafen wurde angenehmer, als dieſer durch näheren Umgang den wahren Werth des Mannes genauer kennen lernte; auch fand ſich der Graf geſchmeichelt, einen Mann in ſei-

nen Dienſten zu haben, welchem die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin (für die oben angeführte Abhandlung, über den Urſprung der Sprache) einen Preis zuerkannte. Wodurch aber Herdern der Aufenthalt in Bückeburg beſonders angenehm wurde, war die genauere Bekanntſchaft mit der Gemahlin des Grafen.

Dieſer Dame, einer gebornen Gräfin von Lippe-Biſterfeld, war Herder, wegen ihrer Schwangerſchaft, Niederkunft und vierteljährigen Abweſenheit, früher auch wohl wegen einer ihr eigenthümlichen Schüchternheit, immer noch fremd geblieben. Am Neujahrstage machte ſie ihm, als ihrem Beichtvater, das gewöhnliche Neujahrsgeſchenk. Dieſem wußte ſie dadurch einen noch höheren Werth zu geben, daß ſie das Bildniß ihres Gemahls und einen Brief voll Güte beifügte, in welchem ſie Herdern zur Fortſetzung ſeiner Amtsbemühungen als Geiſtlicher ermunterte, und ihn zugleich erſuchte, ſie auf dem Wege zur Tugend und Gottſeligkeit fernerhin, ſowohl durch ſeinen öffentlichen Vortrag, als auch durch ſchriftliche Belehrung, fortzuleiten.

In ſeiner Beantwortung dieſes Briefes legte Her-

der der Gräfin mit Freimüthigkeit ſeine Lage, die ihm ſo wenig zu wirken erlaubte, dar. Da ſie die erhaltenen Briefe ihrem Gemahl mittheilte, ſo wurde dieſer veranlaßt, die Gründe zum Mißvergnügen, worüber Herder klagte, zu entfernen. Die Veränderung ſeines Verhältniſſes zu dem Grafen, die Freude, welche er darüber empfand, ſchildert folgender Brief (in den erſten Monaten des Jahres 1772) an ſeine Braut:

„Ich fange ſeit vierzehn Tagen in Bückeburg zu leben an, und alles ſcheint ſich mir zu verändern, durch die Veränderung einer Seele. Nehmen Sie an meiner Freude Theil! Die hieſige regierende Gräfin, wollen Sie Sich ein Bild der Carità, der Sanftmuth, Liebe und Engelsdemuth in einer Perſon denken, ſo denken Sie Sich ſie. Sie hat ſonderbare Schickſale gehabt. Eine geborene Gräfin von Lippe-Biſterfeld, aber eine verlaſſene Waiſe von Kindheit an. Sie iſt unter Andere, Verwandte, Freunde weggekommen, nach Magdeburg, Schleſien, da iſt ſie Pietiſten in die Hände gefallen: ein weiches, fühlbares Herz unter ſolchen Umſtänden. — Sie können Sich die Eindrücke ſelbſt denken. Unſer Herr hat ſie darauf auf ihr Portrait geheirathet. — Ich glaubte,

daß ihr nach ihrer Denkart weder ich, noch meine Predigten gefallen, konnten und gefielen; ja, da ſie theils einmal meinen Beſuch nicht annahm, theils aus anderen Urſachen fing ich mich an zu ärgern, und — denken Sie, wie ich mich betrogen fand, da ſie im Anfange dieſes Jahres Gelegenheit ſuchte, ſelbſt an mich zu ſchreiben. Und einen Brief von ſolcher Denkart, Vernunft und gutem Herzen und ſüßer Seele — wer war mehr erſtaunt als ich? Ich konnte Alles denken, was ihr der Schritt gekoſtet, und da ich nun ſo heillos meinen Irrthum ſahe, wer war verlegener als ich? — Ich antwortete ihr gleich, ſagte ihr alles Unnütze, wozu ich hier wäre, und — Sie können nicht denken, wie ich ſie den Abend darauf, zum Concert eingeladen, fand — ſo ſchüchtern, unruhig. Der Graf hielt mir darauf eine lange philoſophiſch-moraliſche Predigt, und entweder, weil ich nun hörſamer und faßlicher war, oder weil ſie ihm davon geſagt, oder den Brief gezeigt haben muß — kurz, es iſt ganz anders. Ich habe ſie darauf beſucht. Sie hatte die Sternheim geleſen. Sie bat mich, ihr eine Predigt zu geben — mit welcher Art! Ihre Anmerkungen über die Sternheim, Spalding u. a.

waren voll des feinſten Gefühls. Ich ſchickte ihr die Predigt mit Spaldings Beſtimmung des Menſchen, die ſie noch nicht geleſen; und heute bekomme ich dies Buch zurück mit einem Brief voll Dank und himmliſchen Herzens! — Ihr Bild hat gleichſam durchaus die Miene, daß ſie für dieſe Welt zu gut iſt. Sie iſt zart und ſchwächlich. Seit ihrem Wochenbette liegt eine kleine Bläſſe auf ihrem Geſicht, wie ein himmliſcher Schleier, daß ſie ſchon zu einer höhern Welt eingeweiht iſt. So kommt ſie mir immer vor — ſie wird nicht lange leben. — Ich will ihr einige Stunden widmen, und etwas über die Unſterblichkeit der Seele, über das Vorgefühl eines künftigen Lebens ſchon in dieſer Welt, in Form einiger Sokratiſchen Geſpräche ſchreiben." —

Da die Gräfin im Jahre 1772 ihren Zwillingsbruder, welcher ſich mit ſeiner Familie damals zu Bückeburg aufhielt, durch den Tod verlor, ſo richteten Herders Tröſtungen die Tiefgebeugte auf, und ſtärkten ſie, den herben Verluſt mit Ergebung zu ertragen. Einen Beweis des Zutrauens erhielt Herder dadurch, daß die Gräfin die Bildung ihres Edelknabens, von Zeſchau, ſeiner Leitung empfahl. Den

Plan, welchen Herder für die Ausbildung desſelben entwarf, findet man im Sophron, unter dem Titel: Grundriß des Unterrichtes für einen jungen Adelichen.

Herders Einkommen in Bückeburg ſcheint ziemlich beſchränkt geweſen zu ſeyn, ſo daß er Bedenken trug ſich zu verehlichen. Eine Reiſe, welche er im Jahr 1772 nach Göttingen unternahm, hatte außer literariſchen Zwecken, auch wohl die Abſicht, zu verſuchen, ob er ſich nicht Ausſichten zu einer Anſtellung, verbunden mit einem reichlicheren Einkommen, an dieſem Muſenſitze eröffnen könne. Die Bekanntſchaft mit Heyne und ſeiner Frau, die bald Freundſchaft wurde, war eine Frucht dieſer Reiſe. Da jedoch die Hoffnung, als öffentlicher Lehrer in Göttingen angeſtellt zu werden, noch ſehr fern war, ſo entſchloß ſich Herder, ſeine Braut aufzufordern, ein, zwar nicht reichliches, aber doch bei zufriedenem wirthlichen Sinne ausreichendes Einkommen mit ihm zu theilen.

„Wir müſſen durchgreifen (ſchreibt Herder an ſeine Braut), ſonſt wird des Wartens kein Ende, und wir verderben! Ich Thor, hätte gleich meine Augenkur unterlaſſen, gleich kommen, Sie mit mir fort-

reißen ſollen! o wie thöricht, wenn man immer noch an Nebenſachen hängt, ſich abſchrecken, locken, abwenden läßt, man kömmt nie zur Hauptſache. Gott, was wären wir jetzt! Aus dem Trödeln und Säumen wird Nichts in aller Welt. Drei Jahre vergnügt gelebt und auch ein bischen gedarbt und ſich gequält, iſt beſſer, als drei Jahre unthätig, müſſig, unluſtig, wo Leib und Seele verdirbt. Ich bin in den lumpen zwei Jahren, wie Dr. Swift in Irland, zwanzig Jahre älter geworden." — — —

„Der Stand eines edeln, treuen Weibes und Prieſterweibes, iſt, ohne Eigenheit und Selbſtheit geſprochen, der würdigſte und ſchönſte auf der Welt; und mit guten Kindern muß er ein himmliſcher Stand werden können. Aber auch ſelbſt ohne ſie, ob es gleich für mich ein böſer Gedanke wäre, noch immer himmliſch, wenn er wirkſam iſt, wenn er zwei Menſchen zuſammenknüpft, die ohne einander ermattet wären, aber ſich ſo ſtärken, und tauſendfachen Beruf Gottes von einander lernen. Luther, deſſen Lebensumſtände ich jetzt recht mit innerer Stärkung leſe, heirathete eben in den mißlichſten Umſtänden ſeines Lebens; da der Kurfürſt ſtarb und der Herzog von Sachſen ihn

verfolgte, und der König von England gegen ihn schrieb, und Pabst und Kaiser wütheten, und der Bauernkrieg ausbrach: da heirathete er, und lernte säen und drechseln. Verzeihen Sie die Vergleichung. Ich habe noch in der Welt nichts gethan, diesem großen Mann seine Schuhriemen aufzulösen, aber ich hoffe es zu werden!" —

Erst im Frühjahr 1773 reiste Herder nach Darmstadt, um sich zu verheirathen. Graf und Gräfin billigten Herders Wahl und Entschluß, und behandelten das neuverehlichte Paar bei seiner Rückkehr nach Bückeburg mit Wohlwollen.

Durch diese Veränderung seines Zustandes gewann Herder ungemein an Sterigkeit und Festigkeit des Charakters. Das Schwankende, Ungewisse war aufgehoben, ihm zur Seite stand ein Wesen, das ihm jetzt angehörte, das ihn glücklich machte, das er zu beglücken verpflichtet war. Mit neu gestärktem Muth und frischer, belebter Kraft unterzog er sich jetzt der Ausführung mehrerer, früher von ihm entworfenen, Pläne zu literarischen Arbeiten.

Bisher waren einige Recensionen für die allgemeine deutsche Bibliothek, die Lemgoer Bibliothek,

und Beiträge für den Wandsbecker Boten, das Vorzüglichſte, was er bis zu dieſem Zeitpunkt, während ſeines Aufenthalts in Bückeburg, hatte drucken laſſen. Außerdem beſchäftigten ihn die Predigten, welche er an jedem Sonntage zu halten hatte, ferner das Leſen der Schriftſteller des Alterthums, der ausgezeichneten Geiſter jedes Zeitalters, beſonders Shakaſpears und der Reliques of ancient Poetry. Jetzt legte er an das Werk: die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts, zu dem er die erſte Idee bereits in Riga gefaßt hatte, die letzte Hand. Der erſte Theil erſchien Oſtern 1774, der zweite 1776; dieſem ſollten noch einige Theile folgen, welches aber unterblieb. Ferner verfaßte er die Provinzialblätter an Prediger. Im Jahr 1774 ſchrieb er die Philoſophie der Geſchichte zur Bildung der Menſchheit; auch arbeitete er damals bereits an der Uebertragung der Volkslieder verſchiedener Nationen, obgleich die Herausgabe derſelben ſich bis in das Jahr 1778 verſpätete. Oſtern 1775 erſchienen die Erläuterungen zum neuen Teſtament, und die Briefe zweier Jünger Jeſu; aus einer neu eröffneten morgenländiſchen Quelle, in welchen er

durch pſychologiſche Kritik darzuthun ſucht, daß die Apoſtel Jakob und Judas Brüder Jeſu geweſen ſind.

Auch erhielt er einen zweiten Preis von der Akademie zu Berlin für die Beantwortung einer von derſelben gegebenen Aufgabe: über die Urſachen des geſunkenen Geſchmacks bei den verſchiedenen Völkern.

Bei mehreren erregten die Provinzialblätter an Prediger Mißfallen. Veranlaßt wurde Herder zu dieſer Schrift, durch das Betragen einiger Theologen der damaligen Zeit, das Ehrwürdige des hohen Alterthums, das Heilige und Göttliche der Bibel, das Poſitive der Religion durch eine Hyper-Exegeſe hinweg zu vernünfteln. Ergriffen von der Ueberzeugung des Gegentheils, fortgeriſſen von einer lebhaften Einbildungskraft, verirrte er ſich von dem Ton einer ruhigen Prüfung und Wahrheitsforſchung in den einer gereizten Empfindlichkeit. Er beleidigte Spalding, ungeachtet er die ganz entgegengeſetzte Abſicht hatte. Auch Michaelis und Schlözer mußten ſich durch manche gegen ſie, in ſeiner älteſten Urkunde des Menſchengeſchlechtes gerichtete Aeußerungen verletzt fühlen, und doch würde ihm ihr Einfluß und

ihre Geneigtheit, wofern er eine Anſtellung in Göttingen wünſchte, für Erreichung dieſer Abſicht ſehr wichtig geweſen ſeyn.

In dieſen Zeitraum fällt auch die nähere Bekanntſchaft Herders mit Lavater, durch Anknüpfung eines Briefwechſels. Letzterer lud ihn zu einem Beſuche in der Schweiz ein. Mit Gleim, den er bereits früher aus Briefen kannte, ſchloß er, nachdem ſie ſich im Jahr 1774 in Pyrmont perſönlich hatten kennen lernen, eine ſehr innige Freundſchaft.

Mit dem Grafen wurde ſein Verhältniß, welches durch Mitwirkung der Gräfin ſich ſehr angenehm geſtellt hatte, durch einige Vorfälle etwas geſpannter.

Herder wurde veranlaßt eine Reiſe nach Darmſtadt zu dem Prinzen von Holſtein zu machen, deren Gegenſtand als ein Familien-Geheimniß betrachtet werden ſollte; der Beweggrund zu dieſer Reiſe mußte demnach dem Grafen verſchwiegen bleiben. Wichtiger war die Verweigerung der Ordination eines jungen Geiſtlichen, eines Ausländers, dem ſie vom Grafen, ohne daß der Candidat vorher ein Examen zu beſtehen hatte, war zugeſtanden worden. Der Grund, warum ſich Herder dem Wunſche, ja man

konnte sagen, dem Befehl des Grafen nicht fügte, war moralische Unsittlichkeit und Unwissenheit des Candidaten, so daß Herder sein Gewissen verletzt glaubte, wenn er der an ihn ergangenen Anforderung Folge leistete.

Herder ließ, der Kirchenordnung des Landes gemäß, den zu Ordinirenden zu einer vorher abzuhaltenden Prüfung vor das Consistorium fordern. Er erschien nicht, sondern schickte gerade in der Stunde, in welcher er erwartet wurde, einen schlecht verfaßten Entschuldigungsbrief.

Es wurde ein zweiter Termin zur Prüfung angesetzt, er erschien eben so wenig, dieses Mal fand er es sogar überflüssig sich zu entschuldigen. In dieser Sitzung theilte aber eines der Mitglieder einen mündlichen Befehl des Grafen mit: daß der Candidat ohne Examen ordinirt werden solle.

Jetzt wandte sich Herder an den Grafen, und legte diesem die Gründe dar, warum er sich in seinem Gewissen verpflichtet fühle, dem Befehl des Landesherrn nicht Folge zu leisten.

Der Candidat war in Rinteln bei der Prüfung abgewiesen und zum geistlichen Amte für unfähig er-

klärt worden. Er erkaufte ſpäter mit 200 Rthlr. von einem Hannöveriſchen Gutsbeſitzer, eine von dieſem abhängende Pfründe. Das Hannöveriſche Conſiſtorium, ungeachtet dem Candidaten nachgegeben wurde, nicht latein, ſondern deutſch bei der Prüfung zu ſprechen, ſah ſich doch in die Nothwendigkeit verſetzt, ihn abzuweiſen. Er glaubte darauf trotzen zu können, daß eine von ihm erkaufte Stelle, ihm auch werden müſſe. Auf dieſe Erklärung wurde ihm der Prozeß wegen Simonie gemacht, für welche die Landesgeſetze mit Infamie brandmarken. Er ſtellte ſich nun verrückt, zeigte ſeinen Freund, welcher den Unterhändler bei dem Kaufe gemacht hatte, an, der deswegen beinahe ſelbſt die Pfarre verloren hätte; dem Edelmann wurde das Patronalrecht wirklich genommen. Der ſchimpflich abgewieſene Candidat wandte ſich nun nach Caſſel, und verklagte das Conſiſtorium zu Rinteln, hierauf ging er nach Bückeburg, wo er mit ſeinen Bemühungen glücklicher war.

Als Gerücht erzählte man, der Candidat habe durch ein Darlehn von 4000 Rthlr. an die Bückeburgiſche Rentkammer ſich die Anwartſchaft auf eine Pfarrſtelle verſchafft.

Dem durch Zeugnisse gehörig unterstützten Berichte an den Landesherrn, schloß Herder die Bitte an: „ihm in Rücksicht so vieler schreiender Umstände, zu Befriedigung seines Gewissens und Rechtfertigung der Ehre des Landes, nach seiner, in der Kirchenordnung ihm auferlegten Pflicht, das Examen dieses Candidaten gnädigst zu vergönnen.“

Er fügte noch diese kräftigen Worte hinzu: „Ewiges Brandmal würde es mir an Stirn und Brust seyn, wenn ich einen zwei Mal abgewiesenen, einer Infamie bezüchtigten, mir nur durch üble Gerüchte und persönliche Grobheit bekannten Menschen, dessen Fähigkeiten ich nicht geprüft und der nicht zum Voraus den Eid der Simonie abgelegt hätte, ordinirte.“

Der Graf, welcher die Darlegung dieser Ueberzeugungen als Widersetzlichkeit gegen seine Verfügungen betrachtete, setzte eine vermischte Commission aus Mitgliedern anderer Gerichte zur Untersuchung dieser Sache nieder. Gegen dieses Verfahren verwahrte sich Herder in einem Schreiben an den Grafen, in welchem er sagte:

— — „Daß er kein Ankläger des Candidaten, kein Fiskal, und noch weniger selbst ein Verbrecher sey;

ſey; ſondern nur treu und offen die Fackel der Wahrheit in das Kabinet ſeines Landesherrn ſelbſt getragen, auch ſich freiwillig zu Beweiſen alles Geſagten erboten habe, die keine Commiſſion ihm hätte auflegen können! Lieber lege er die ihm von ſeinem Landesherrn aufgetragene Stelle eines Superintendenten und Conſiſtorialraths ſogleich nieder, kraft deren er Mitglied eines immediaten Collegii ſey, und unter Niemand als unter der höchſten Perſon des Landesherrn und ſeines Conſiſtorii ſtehe. Vor dem Landesherrn oder dem Conſiſtorio wolle er ſich ſtellen und ſeinen Bericht beweiſen, aber nicht als Verbrecher, nicht als Ankläger, oder als Angeklagter, ſondern als Superintendent, als erſtes geiſtliches Mitglied."

Der Graf ließ auf dieſe Eingabe durch einen Juſtizrath Herdern mündlich die Anzeige machen: daß eine ſolche Juſtizcommiſſion nur deswegen niedergeſetzt worden, weil das Conſiſtorium dermalen nicht vollzählig ſey, und der Candidat als nicht ordinirt, auch ſein Forum vor dem Conſiſtorium noch nicht habe. Da er aber dieſe landesherrliche Verfügung auf eine unangenehme Art empfinde, ſo ſey die Commiſ-

ſten wieder aufgehoben, und der Graf werde einen anderen Weg einſchlagen.

Der Graf ſelbſt ſchrieb an Herdern begütigende Worte, letzterer fand ſich aber tief gekränkt, und ſetzte noch einmal die Gründe ſeines Verfahrens ſchriftlich auseinander. Der endliche Erfolg dieſer unangenehmen Streitigkeit war der: daß der Graf ſeinen Befehl zurücknahm, und dem Candidaten das Consilium abeundi ertheilt wurde. Dieſer Vorfall ereignete ſich im Herbſte 1775.

Bereits gegen das Ende des Jahres 1774 hatten Unterhandlungen Herders wegen einer Lehrſtelle in Göttingen mit dem Hannöverſchen Geheimenrath v. Bremer und dem Hofrath Brandes begonnen. Unter dem 13. Auguſt 1775 erhielt Herder eine vorläufige Vocation aus Hannover: als vierter Profeſſor der Theologie und Univerſitätsprediger in Göttingen, wofür ihm ein Gehalt von 700 Rthl. zugeſichert wurde. Dieſem Ruf war jedoch die unangenehme Clauſel beigefügt: daß er ſich vorerſt einem Colloquium bei der Göttingiſchen theologiſchen Facultät unterziehen ſolle.

Frühere Aufforderungen von dem Geheimenrath

v. Bremer und dem Hofrath Brandes an Herder, in Hannover eine Gastpredigt zu halten, waren von diesem abgelehnt worden. Einige Stellen aus dem Briefe vom 10. April 1774 des Hofrath Brandes verdienen, weil sie Manches im Folgenden aufklären, hier mitgetheilt zu werden.

Herr Hofrath Brandes schreibt an Herder: „Sie wissen, daß die offene Stelle zu Göttingen hauptsächlich vom Consistorium abhängt, und der Professor nur ein Nebenstück davon ist. In Ansehung des letzteren habe ich schon den lauten Ausspruch gethan: daß Sie der Mann meines Wunsches und eine Perle für die Universität seyn würden. Darauf hat man mir erwiedert: daß man Sie zwar als Belletristen, aber noch nicht als Theologen kenne. Es fehlte mir an gedruckten Beweisen gegen den Unglauben, und ich dachte also, wenn ich den, ihrer Meinung nach, noch nicht genug gesalbten Mann, ihnen von der Kanzel zeigen könnte, so würden doch dadurch einige Schuppen von den Augen fallen. In der Wage, womit ich einen Theologen, ja selbst einen Prediger wäge, giebt zwar eine Kanzelrede nur einen sehr geringen Ausschlag. Hier aber

ist die Schale in solchen Händen, die nicht viel mehr als predigen können, und also das Gewicht blos darnach bestimmen. Auch muß ich in dem gegenwärtigen Fall der Homiletik etwas mehr wie sonsten zugestehen, und ich dachte, daß eine Predigt von Ihnen schon ein solches Ideal zeigen würde, das selbst Consistorialräthen gefallen, und zur Ergänzung des von ihnen der Universität in diesem Stück mehrmals vorgeworfenen Mangels Hoffnung geben möchte."—

Der Herzog Karl von Meklenburg schrieb in einem Briefe, London den 17. Oktober 1775, an einen Ungenannten: „der König habe von der Geschicklichkeit Herders die gröste Meinung, inzwischen mache man gegen seine Orthodoxie verschiedene Zweifel und Einwendungen; es hätte daher das Ministerium nochmals über diese Sache eine genaue Prüfung anzustellen, und alsdann weiteren unterthänigsten Bericht abzustatten. — Auch hat mich Herr von Gemmingen versichert, daß die Ehre und der Ruf des Ministeriums höchlich interessirt sey, damit diese Angelegenheit einen für unseren Freund günstigen Ausgang gewinne; das Ministerium werde daher auf dieselbe wieder zurückkommen, und schrei-

chele ſich im Voraus des Gelingens derſelben. Dieß iſt genau die wahre Lage der Sache, die mir beſonders am Herzen liegt; und zu deren Gelingen nach Kräften beizutragen iſt mir Ehrenſache und angenehme Pflicht.“ —

Frau Ober-Kammerherrin von Löw ſchrieb in einem Billet vom 19. November 1775 an den Leibarzt Zimmermann: „Die Facultät accordire zwar Herdern die Orthodoxie, tadle aber ſeine oft unbeſtimmten und dunkelen Ausdrücke. Dann gebe man ihm Schuld, daß er den heiligen Jakob und heiligen Juda nicht für die wahren Verfaſſer der Epiſteln, welche wir unter ihren Namen beſitzen, halte. Indeſſen ſey der Vorſchlag nach London abgegangen, und Herr v. Bremer verliere den Muth nicht.“ —

In einem ſpäteren Briefe vom 17. December bittet Hofrath Brandes Herdern, ſich die Geduld nicht vergehen zu laſſen, da die Unpäßlichkeit des Hannöverſchen Miniſters in London und der unrichtige Poſtenlauf die Antwort verzögert habe. Er theilt ihm zugleich wörtlich den von London erfolgten Entſchluß mit, der dahin lautet: da Herder noch keine akademiſche Lehrſtelle bekleidet habe,

ſo würde er zuvörderſt den Gradum Doctoris Theologiae anzunehmen, mithin entweder dabei, oder doch als zu beſtellender Univerſitäts-Prediger ſich einem Examini oder Colloquio bei der theologiſchen Facultäe in Göttingen zu unterwerfen haben. Dieſe Bedingung habe man überhaupt für alle Profeſſoren der Theologie und künftige Univerſitäts-Prediger feſtgeſetzt; und es ſey in vielem Betracht am anſtändigſten, wenn er dieſe Formalität, durch Annahme der allemal einen gewiſſen Glanz gebenden und in der Folge erforderlichen Doctor-Würde, über ſich ergehen laſſe. Die Inaugural-Diſputation ſelber könne dabei immer ausgeſetzt bleiben, und nur das Colloquium vorangehen. — Alsdann ſolle kein weiterer Verzug eintreten, und alles zu ſeinem förmlichen Rufe ausgefertigt werden."

Dieſe Anforderungen, welche man an Herdern machte, ſeine Kenntniſſe, oder wohl richtiger ſeine Orthodoxie durch das verlangte Colloquium zu bewähren, mußten ihm höchſt unangenehm ſeyn. Er ſchrieb an Brandes:

„Ein Colloquium zu Göttingen iſt mit meiner

gegenwärtigen Stelle unvereinbar; es wäre fremde Pflicht, in die ich mich einließ. — Ueberdieß, worüber ſoll ich alſo im Dunkeln colloquiren? mit wem? und wem zu gut? ein edleres, freieres, würdigeres, aufklärenderes Mittel wäre ein ſchriftliches Colloquium über die Punkte, worüber das Königliche Miniſterium meine Meinung will, worüber ich mich öffentlich erklären und vor dem Licht der Welt beſprechen ſoll." —

In einem ſpäteren Brief ſchreibt Herder: „Wer meine Orthodoxie anficht, ficht meine gegenwärtige Stelle, Ehrlichkeit bei Amt und Eid, Landestreue und Gewiſſen an. Der dunkle Verläumder trete hervor, und zeihe mich Ketzer; ſo lange iſt er Verläumder! Verläumder eines fremden Superintendenten, der auf dieſelbe Pflicht geſchworen, auf die er ſchwören mag, deſſen Treu und Glauben er alſo im Amte ſchmähet. Dazu ſchrieb ich den neulichen Brief, und dazu müßte ich, falls meine Bitte keine Erhörung fände, mich an das Königliche Miniſterium, oder den König von Großbrittannien ſelbſt wenden! Es iſt die Sache meiner Ehre, meiner Landespflicht, meines guten Namens." — — —

— — „Schimpflich und unpaſſend wäre, ſo

viel ich einsehen kann, eine Orthodoxal-Citation nach Göttingen, mit welchem Namen man sie auch decke! Der fremde Superintendent soll, ehe er Amt und Ruf hat, nach einer ausländischen Universität ziehen, die Orthodoxie seines Hirns untersuchen zu lassen! Welche Beziehung hat er mit der ausländischen Universität? Wann hat er ihr das Recht eingeräumt, über ihn urtheilen zu können? Welch ein Gesetz, welche Veranlassung sollt' es ihm zur Pflicht machen, seine Orthodoxie von ihnen, von ihnen stempeln zu lassen?" — — — „Einem sogenannten Colloquio der Orthodoxie wegen, d. i. einem inquisitorischen Ketzer- und Knaben-Verhör ausweichen, fein und blöde ausweichen, darf ich nicht: ich werfe es mit Befremden von mir." — —

Herders Freunde wandten alles an, ihn zu einem Schritt zu vermögen, der den hergebrachten Formen zu Folge unerläßlich sey. Brandes schrieb ihm: „Er solle versichert seyn, daß nicht nur solche Colloquia, wenn man zu einem geistlichen Amte gelangt ist, oder dazu gelangen soll, zu Hannover in Jahrhundert alter Uebung seyen; daß es keine Falle sey; daß man den Theologen zu Göttingen das Nöthige

insinuiren werde. — — Das Ministerium sey ihm von Herzen gut, Bremer besonders liebe ihn mit väterlicher Liebe, und wünsche nichts so sehr, als ihn in Göttingen zu haben; es handele nicht ungerecht gegen ihn, sey aber gezwungen so zu handeln, weil man den König gegen ihn eingenommen habe, und der König bleibe immer bei seinen ersten Entschlüssen. Zu dem Doctorhut wolle das Ministerium die Kosten hergeben, auch der theologischen Facultät zu Göttingen befehlen, über alles, was bei dem Examen geredet werde, Protocoll zu halten, und dieses Protocoll nach Hannover zu schicken." — — —

Es kam hierauf zu einer mündlichen Unterredung zwischen Westfeld (der aus dem Dienste des Grafen in Hannöversche getreten war) und Herdern. Letzterer verstand sich dazu, ein Colloquium einzugehen, und auf der Hin- und Herreise von Bückeburg nach Göttingen in Hannover zu predigen. Und so schrieb dem zu Folge Herder am 31. Januar 1776 an Zimmermann: er sey zu dem sauren Gang nach Göttingen fertig!

Dennoch sollte dieser Entschluß, der nach so vie-

lem Kampf und Widerſtreben gefaßt worden war, nicht zur Ausführung kommen. Den folgenden Tag (1ſten Februar) erhielt Herder von Göthe, der früher bereits bei ihm angefragt hatte: ob er die Stelle eines General-Superintendenten zu Weimar wohl annehmen würde? einen ſehr ehrenvollen Ruf nach Weimar, und dieſer wurde bei obwaltenden Umſtänden mit Freude von Herder angenommen.

Vergeblich bemüheten ſich ſeine Freunde in Hannover und Göttingen ihn zur Aenderung ſeines Entſchluſſes zu beſtimmen, alles Zureden war jedoch vergeblich.

Vom Grafen trennte er ſich nicht ohne Rührung. Derſelbe hatte kurz vorher ſeine Gemahlin verloren, und er mußte ſich jetzt doppelt verlaſſen fühlen. Als im folgenden Jahre Herder durch ſeine Geſundheitsumſtände veranlaßt wurde Pyrmont zu beſuchen, ſo ergriff er dieſe Gelegenheit, den Grafen, welcher bald darauf ſeiner verewigten Gemahlin folgte, noch einmal zu ſehen.

Auch in Weimar ſetzten ſich Herders Anſtellung Hinderniſſe entgegen. Man fing an nachtheilige Ge-

rüchte zu verbreiten: Herder glaube nicht an Chriſtum, ſey kein Kanzelredner u. ſ. w. Sie wurden wahrſcheinlich von einem Mann verbreitet, der ſich in ſeinen Erwartungen, die Herdern zugeſagte Stelle zu erhalten, getäuſcht ſah. Auch der Stadtrath zu Weimar, dem das Recht zuſteht, den Oberpfarrer, deſſen Stelle mit der des General-Superintendenten verbunden iſt, zu wählen, verlangte, daß der zu erwählende Oberpfarrer erſt nach Weimar kommen ſolle, und Gaſtpredigten halten, um ihn genauer kennen zu lernen. Durch dieſe Forderungen wurden Zögerungen veranlaßt, die vom März bis Junius dauerten, wo dann die Entſcheidung aus Weimar kam: Herder habe keine Probepredigt zu halten, ſondern ſolle auf Michaelis ſein Amt wirklich antreten.

Auf ſeiner Reiſe von Bückeburg nach Weimar beſuchte Herder ſeinen Freund Gleim in Halberſtadt, und verlebte daſelbſt mit ſeiner Familie acht glückliche Tage.

Am zweiten Oktober 1776 langte Herder in Weimar an. Am 15. Oktober wurde er als Conſiſtorialrath im Ober-Conſiſtorium eingeführt und verpflichtet. Nach der Eidesleiſtung legte ihm der Prä-

sident ein Reſcript vor, dem zufolge die erſte Klaſſe ſeiner Gemeinde, die eigentlich allein ſeine Gemeinde ausmachte, ſich ihren Beichtvater frei ſollte wählen können. Dieſe Beſtimmung, ganz mit ſeiner Vocation im Widerſtreit, veranlaßte Herdern noch an demſelben Tag an den Herzog und an Göthe zu ſchreiben: „daß er unter dieſer Kränkung, indem man ihm damit ſeine Gemeinde nehme, ſein Amt nicht antreten werde.“ Wegen Abweſenheit des Herzogs und Göthe's von Weimar, erfolgte, da überdieß der erſte Geheimerath keinesweges das Intereſſe von Herder zu befördern geneigt war, erſt den Tag vor dem, an welchem Herder ſeine Antrittspredigt halten ſollte, der Beſcheid des Herzogs: „daß Herders Gemeinde bei ihm als ihrem Beichtvater bleibe.“ Die am anderen Tage gehaltene Antrittspredigt brachte einen allgemein günſtigen Eindruck hervor, und gewann ihm das Herz und Vertrauen jedes Unbefangenen.

Den erſten Winter widmete Herder vorzüglich ſeinen Berufsgeſchäften. Nur zu oft fand er, daß ein feindſeliger Widerſtand ſich ſeinen Vorſchlägen

entgegenſetzte, ein Widerſtand, welcher keineswegs das Gute fördern, ſondern vielmehr eine daſſelbe ſtörende Oppoſition bilden wollte. Es gelang jedoch Herdern durch ſeine öffentlichen Vorträge eine richtigere Meinung von ſich und beſſere Einſichten unter ſeinen Gegnern und dem großen Publikum zu verbreiten. So gewann er ſehr bald den Hof und die Stadt für ſich. Man kam von dem Vorurtheil zurück, was man in Hinſicht ſeiner theologiſchen Anſichten gefaßt hatte, ja man überzeugte ſich, daß er bemühet ſey, den Neuerungen, welche das Chriſtenthum, ſo wie jede poſitive Religion überhaupt, gefährdeten, kräftig entgegen zu wirken.

Nicht lange nach ſeiner Ankunft in Weimar überfiel ihn ein Gallenfieber, von dem die Gelbſucht und die Leberbeſchwerden, an denen er im Frühjahr 1777 litt, Folgen waren. Dieſe Leiden nöthigten ihn an Pyrmonts Heilquelle Linderung derſelben zu ſuchen.

Die Herzogin Mutter, eine ausgezeichnete Frau, verſammelte um ſich häufig geiſtvolle, unterrichtete Männer. In dieſem Kreiſe war Herder gern geſehen, und die Fürſtin bewies ihm Vertrauen und Auszeichnung. Auch von dem regierenden Herzog

und seiner Gemahlin erhielt er manchen Beweis eines besonderen Wohlwollens.

Eine innige Freundschaft verband ihn mit Wieland und dem Baron von Knebel, mit den beiden Brüdern Georg Gottfried und Johannes Müller, so wie mit manchem anderen wackeren, trefflichen Manne. Mit Karl Theodor von Dalberg kam Herder um diese Zeit in einen freundschaftlichen Briefwechsel.

Vorzüglich thätig als Schriftsteller war Herder während seines Aufenthaltes in Weimar. Der Volkslieder erster Theil erschien Leipzig 1778; der zweite im folgenden Jahr; Lieder der Liebe, die ältesten und schönsten des Morgenlandes, nebst vier und vierzig alten Minneliedern erschienen ebenfalls im Jahr 1778 (Leipzig); die Schrift: vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele; so wie Plastik: einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt aus Pygmalions bildendem Traume, kamen ebenfalls im Jahr 1778 (Riga) heraus; in demselben Jahre wurde von der Akademie zu München seiner Abhandlung: von der Wirkung der Dicht-

kunſt auf die Völker in alten und neuen Zeiten, der Preis zuerkannt.

Im Jahr 1779 erſchien von ihm der zweite Theil der Volkslieder, wie bereits bemerkt wurde, ferner Maran-Atha; das Buch von der Zukunft des Herrn, eine Ueberſetzung und Erklärung der Offenbarung Johannis. Von der Akademie zu Berlin erhielt er den Preis für die Abhandlung: vom Einfluß der Regierung auf die Wiſſenſchaften und der Wiſſenſchaften auf die Regierung.

In den Jahren 1780 und 1781 erſchienen die Briefe über das Studium der Theologie; auch erhielt er zum zweiten Mal den Preis von der Akademie zu München für die Abhandlung: von dem Einfluß der ſchönen auf die höheren Wiſſenſchaften.

Der Geiſt der hebräiſchen Poeſie in zwei Bänden wurde in den Jahren 1782 und 83 gedruckt; im Jahr 1784 erſchien der erſte Band der Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, ein Werk, über welches Herder lange Zeit nachgedacht hatte, und welches als die ſchönſte Blüthe ſeines Geiſtes zu betrachten iſt.

Er selbst sagt von demselben: „Schon in ziemlich frühen Jahren, da die Auen der Wissenschaften noch in alle dem Morgenschmuck vor mir lagen, von dem uns die Mittagssonne unseres Lebens so viel entzieht, kam mir oft der Gedanke ein, ob denn, da Alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaften habe, nicht auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im Ganzen und Grossen eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte? Alles erinnerte mich daran, Metaphysik und Moral, Physik und Naturgeschichte, die Religion endlich am meisten."

Den genannten Schriften folgten in den drei nächsten Jahren drei Sammlungen der zerstreuten Blätter und im J. 1787 die Gespräche über Gott.

Zu seiner Erholung reiste Herder im Frühjahr 1783 über Halberstadt zu seinem Freunde Claudius nach Wandsbeck, lernte in Braunschweig Jerusalem, in Hamburg Klopstock kennen. Durch Claudius veranlaßt, schrieb er aus Wandsbeck den ersten Brief an Friedrich Heinrich Jacobi.

Im Jahr 1788 wurde Herder durch ein bedeutendes Geschenk von unbekannter Hand überrascht.

Er

Er erhielt zweitausend Gulden Rheinisch in Dukaten mit nachstehendem Briefe:

„Verwerfen Sie nicht das geringe Opfer der größten Verehrung, vergelten Sie nicht mit Verachtung meinen guten Willen, und benehmen mir nicht den schönen Trost, daß auch ich etwas zur Beruhigung und Zufriedenheit eines großen Mannes beitragen konnte; halten Sie Sich ja nicht für beleidigt; denn mein Wunsch und Zweck ist rein. Vergessen Sie den Unbekannten, der dieses Blatt schreibt, und auch die Veranlassung dazu. Sie werden nie erfahren, wer ich bin. Schweigen Sie, denn ich werde ewig schweigen."

Auch erhielt bald nachher Herder aus den Herzoglichen Chatoullen-Geldern eine jährliche Gehaltszulage von 300 Thalern.

Im August trat er in der Gesellschaft und auf Einladung des Freiherrn Friedrich von Dalberg, Bruder des damaligen Coadjutors von Mainz, nachmaligem Fürst-Primas, eine Reise nach Italien an, die ihm theils als angenehme Zerstreuung von so manchen unangenehmen Verhältnissen diente, theils einen seiner von Jugend auf gefaßten Lieblingswünsche

erfüllte. Die Gesellschaft trennte sich jedoch aus Gründen, die nicht hieher gehören, in Rom. Dafür wurde ihm das Glück zu Theil, von der verwittweten Herzogin Amalia von Weimar, welche zu eben der Zeit eine Reise in Italien machte, in ihr Reisegefolge aufgenommen zu werden. Er begleitete sie zur Besichtigung aller Merkwürdigkeiten, da dieses demnach für ihn mit keinen Kosten verbunden war, er auch täglich bei der Herzogin speiste, so konnte er seine übrigen Bedürfnisse leicht aus eigenen Mitteln bestreiten. Mit welcher Liebe er an seiner Gattin und den sechs Kindern, welche er zurückließ, hing, zeigen seine Briefe, in denen er ihnen zugleich von allem Merkwürdigen, was er gesehen, so wie von seinen Reiseabenteuern Nachricht giebt.

Den Eindruck, welchen die Werke der Kunst auf ihn gemacht haben, schildert er theils in den Briefen zur Beförderung der Humanität, theils sprechen mehrere Stellen der Adrastea davon; auch die Briefe an seine Frau und Kinder enthalten manche zerstreute Bemerkungen über Kunst und Alterthum, so wie über die Natur des Landes und der Menschen. Eine fortgesetzte Beschreibung seiner Reise haben wir nicht.

Selbſt die zerſtreuten Bemerkungen, welche man an den angeführten Orten vorfindet, würden für den Zweck dieſer Blätter zu viel Raum wegnehmen. Es muß daher genügen, hier nur wenige Stellen über Rom zu leſen.

— — „Rom iſt ſo groß und reich, eine Welt von drittehalbtauſend Jahren iſt hier zu ſuchen und zu finden. Alles liegt ſo weit auseinander, und hat Ideen neben und vor ſich, daß ich mich jeden Tag unwiſſender dünke.“

— — „Rom erſchlafft die Geiſter, wie man ſelbſt an den meiſten Künſtlern ſieht; um wie viel mehr einen bloßen Gelehrten. Es iſt ein Grabmahl des Alterthums, in welchem man ſich gar zu bald an ruhige Träumereien und an den lieben Müßiggang gewöhnt. — Das Alterthum, als Studium betrachtet, iſt unendlich an Tiefe und Weite. Die Fäden, die ſich aus Rom in alle Geſchichte ſchlingen, ſind ſo vielartig, und die Mittel, ſie hier zu verfolgen, werden hier ſo erſchwert, daß es beſſer iſt, zu guter Zeit ſie aus den Händen zu laſſen, und nur den Knäuel in ſeinem Gemüthe zu behalten.“

— — — „Italien iſt mir die größte Bildungs-

schule gewesen. Jeder gebildete, oder sich selbst bildende Mann, der mit den nöthigen Kenntnissen in der Geschichte, Literatur und Sprache des Landes ausgerüstet ist, wird hier eine hohe Schule finden und seine Urtheile nach einem großen Maaßstabe berichtigen lernen."

—— „Um wie Manches hat mich diese Reise klüger gemacht, wie viel Saiten meines Wesens hat sie leise und unleise berührt, die ich sonst kaum kannte! Das weiß ich gewiß, sie hat mir die Augen über die Menschen tausendfach geöffnet, und mich recht gezwungen, den wahren Werth des Lebens finden, und insonderheit Treue und Liebe schätzen zu lernen, weil es ihrer in der Welt so wenig giebt. — Italien, und in specie Rom ist also freilich für mich eine hohe Schule gewesen, nicht allein der Kunst, sondern auch des Lebens. — Ernster wirst Du mich gewiß finden, wenn ich wieder komme, aber fürchte meinen Ernst nicht! Er knüpft mich an Dich und die Meinigen mit neuen, unauflöslichen Banden. O wenn ich wieder Dein liebes Antlitz schaue, und Du mir Deine treue Hand reichst — ich kann mir den Augenblick nicht denken, ohne daß all' mein Schreiben ein Ende hat." —

Nachdem Herder seine italienische Reise bis Neapel fortgesetzt hatte, kehrte er nach Deutschland zurück, und langte am 9. Julius 1789 wieder in Weimar an.

Noch während der Anwesenheit in Rom erhielt Herder von seinem Freund Heyne aus Göttingen einen Brief, in welchem er ihm, im Auftrage des Ministeriums, die Stelle eines Professoris ordinarii, so wie die des ersten Predigers bei der Universität mit dem Charakter eines Consistorialrathes, der im Hannöverschen der höchste ist, anbot, mit einem Gehalte, den Herder selbst bestimmen sollte. Heyne schreibt in diesem Briefe:

„Sie haben hier nichts als Achtung und Liebe zu erwarten, nirgends Anstoß. Die Predigerstelle bei der Universitätskirche giebt Ihnen einen mächtigen Einfluß in das Ganze und in das theologische Fach insonderheit. Das ganze Praktische der theologischen Collegien fällt in ihre Hände. Moral und Dogmatik wären außerdem Ihr Antheil. Günstig ist also jetzt Alles, und ich wüßte Nichts, was Ihre Lage drücken oder schmälern könnte, dagegen was könnten Sie in der Lage Alles wirken!“

Die Unruhe und Zerstreuung, die unvermeidlichen Gefährten einer Reise, erlaubten Herdern nicht eher einen festen Entschluß zu fassen, als bis er in den Kreis, aus dem er ausgegangen war, zurückgetreten war.

Mit Heynens Stimme vereinigten sich die von Herders übrigen Freunden im Hannöverschen, um ihn zu bewegen, die ihm auf eine so ehrenvolle Art übertragene Stelle zu übernehmen. Wirklich waren die Aussichten, welche sich bei diesem Ruf ihm eröffneten, von der größten Wichtigkeit. In pecuniärer Hinsicht durfte er hoffen sich bedeutend zu verbessern. Für seine heranwachsenden Söhne boten sich so manche Hülfsmittel für das künftige Fortkommen sowohl durch den Unterricht auf der Akademie, als auch durch Aussichten zu einer leichteren Anstellung dar.

Auf der anderen Seite stellten die Freunde, welche ihn in Weimar zu behalten wünschten, alle günstigen Umstände, welche sein jetziges Verhältniß begleiteten, in ein recht lebhaftes Licht. Sie schilderten ihm dagegen alle Nachtheile und Unannehmlichkeiten, welche das Universitätsleben umgeben; gaben ihm zu bedenken, wie mißlich es sey, in seinem Alter eine solche Veränderung vorzunehmen.

Von so verschiedenen Kräften nach entgegengesetzten Richtungen getrieben, blieb Herder auch nach seiner Rückkunft unentschieden. Die innere Stimme sprach für Göttingen. Die Liebe, das Wohlwollen, die Bemühungen, seine Lage in Weimar noch angenehmer zu machen, die er von allen Seiten erblickte, banden ihn an den Ort des jetzigen Aufenthaltes. Der Herzog ernannte ihn sogleich nach seiner Zurückkunft zum Vice-Präsidenten des Ober-Consistoriums, eröffnete ihm noch andere Aussichten zur Verbesserung seiner Lage; die regierende Herzogin gab ihm den Wunsch zu erkennen, ihn in Weimar zu behalten, und Herder entschloß sich, auf den ausgedehnteren Wirkungskreis, den ihm die Versetzung nach Göttingen eröffnete, zu verzichten.

Doch nur zu bald fand er Gelegenheit zu bereuen, daß er dem Lieblingswunsche seines Herzens nicht nachgegeben hatte. Die neue Stelle im Consistorium belastete ihn mit neuen, unangenehmen, zeitraubenden Amtsgeschäften. Den ihm nöthig scheinenden Verbesserungen wußte man Hindernisse in den Weg zu legen und so seine Thätigkeit zu lähmen. Hiezu gesellten sich verschiedene tiefgefühlte Kränkungen und

gehäſſige Mißverſtändniſſe, die ihm allen Muth raubten. Es bemächtigte ſich Niedergeſchlagenheit ſeines Gemüthes, dieſe wirkte nachtheilig auf den Körper. Zu literariſchen Arbeiten fühlte er ſich verſtimmt und im erſten Jahre beinahe unfähig. Denn ſchon im Winter von 1789 auf 1790 wurde er mehrmals bettlägerig, und ſelbſt ſein Leben war in Gefahr. Kehrte gleich mit dem kommenden Frühling Geſundheit und Heiterkeit wieder, ſo war es doch nicht in dem Grade, wie er ſie früher genoſſen hatte.

Da die Krankheitsanfälle ſich erneuerten, ſo war Herder genöthigt im Jahr 1791 Karlsbad zu beſuchen, wohin ihn ſeine Gattin begleitete.

Von dem, was er in ſeinen Dienſtverhältniſſen zu wirken ſuchte, müſſen vor allen Dingen ſeine Bemühungen, eine durchgängige Verbeſſerung der Weimarſchen Schulanſtalten zu bewirken, dankbar genannt werden. Traten ſeine auf das Beſſere gerichteten Vorſchläge auch nicht alle in die Wirklichkeit, ſo kann man letzteres nur bedauern. Daß er das Schulweſen und das, was der Verbeſſerung deſſelben Noth thut, gekannt habe, erſieht man aus ſeinen unter dem Titel Sophron geſammelten Schulreden.

Wie sehr auch die Verbesserung der niederen Schulen sein Augenmerk war, geht deutlich aus Folgendem hervor:

Er bewirkte die Errichtung eines Seminariums für Schullehrer. Er mittelte durch Einziehung einiger geistlichen Stellen und durch einen Beitrag der Landschaft einen Fond aus, um die Besoldung der Schullehrer auf dem Lande zu erhöhen. Die niederen Schulen wurden zweckmäßiger eingerichtet. Im Jahr 1786 gab er ein verbessertes ABC-Buch; im Jahr 1789 einen neuen Katechismus unter dem Titel: Luthers Katechismus, mit einer katechetischen Erklärung zum Gebrauch der Schulen, heraus. Diesen Schriften sollte ein Buchstabier- und Lesebuch für die unteren Schulen, enthaltend eine Auswahl von Beispielen zur Nachahmung, und ein naturhistorisches Lesebuch, welches über die den Kindern zunächstliegenden natürlichen und ökonomischen Gegenstände richtigere Begriffe verbreiten sollte, folgen; allein beide sind Ideen geblieben.

Für die Kirchen und Schulen verfaßte er im Jahr 1795 ein neues Gesangbuch. So sehr er

bemühet war, alle Hinderniſſe zu beſeitigen; ſo ſehr er, bei der von ihm gemachten Auswahl, die Lieblingslieder der Gemeinden berückſichtigte, das Alte und Neue ſonderte; ſo konnte er doch ſeine Anſicht, wie eine ſolche Liederſammlung dem Zeitgeiſt gemäß beſchaffen ſeyn müßte, nicht erreichen — er mußte ſich damit begnügen, etwas Beſſeres als das Bisherige geliefert zu haben.

Auf beſonderen Befehl des Herzogs, machte er zu einer verbeſſerten Liturgie mit den Feſt- und Bußtagsgebeten den Anfang, die in der Art, wie ſie von ihm entworfen ſind, genehmigt wurden.

Die Idee, ein patriotiſches Inſtitut für den Gemeingeiſt Deutſchlands zu errichten, welche von dem Markgrafen von Baden Karl Friedrich ausgegangen war, von Herdern lebhaft aufgefaßt wurde, blieb unausgeführt. Die Unruhen, welche die um dieſe Zeit ausbrechende Franzöſiſche Revolution veranlaßte, ſcheinen die Urſache der Nicht-Realiſirung geweſen zu ſeyn. Der Plan zu dieſer Verbindung iſt im ſechſten Bande der Adraſtea S. 213—242. abgedruckt.

Zwiſchen Weihnachten 1791 und Oſtern 1792

beſorgte er, zum Theil auf dem Krankenlager, die zweite Ausgabe der erſten Sammlung der zerſtreuten Blätter, und ordnete die vierte zum Druck; die fünfte Sammlung erſchien 1793; die ſechſte 1797.

Im Jahr 1793 erſchienen die beiden Schriften: über Auferſtehung und von der Gabe der Sprachen am erſten chriſtlichen Pfingſtfeſte. Mit einigen Schriften verwandten Inhalts: vom Erlöſer der Menſchen; von Gottes Sohn der Welt-Heiland; vom Geiſt des Chriſtenthums; von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen, erſchienen ſie ſpäter in fünf Sammlungen, unter dem Titel: Chriſtliche Schriften.

Von 1793 bis 1797 wurden die Briefe zur Beförderung der Humanität, zehn Sammlungen in fünf Bänden, gedruckt. Der vierte Theil der Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit kam, wie bereits an einem anderen Orte bemerkt iſt, im Jahr 1794 heraus.

In den Jahren 1795 und 1796 wurde die Terpſichore in zwei Bänden dem Druck übergeben. In dieſer erneuerte Herder das Andenken an den

Dichter Jakob Balde, aus Ensisheim im Elsaß; er theilte eine Uebersetzung seiner lateinischen Gedichte mit, und zeichnete mit wenigen, aber charakteristischen Zügen den Geist seiner Poesie.

Mehrere kleine Aufsätze in dem Zeitraum von 1795—1800 verfaßt, erschienen in den Horen und einigen Musenalmanachen. Wahrscheinlich waren sie früher für eine Zeitschrift Aurora bestimmt, zu deren Herausgabe Herder von seinem alten Freunde, dem Buchhändler Hartknoch, aufgefordert wurde, deren Erscheinen jedoch aus manchen Gründen unterblieb.

Die persepolitanischen Briefe, welche Herder in den Jahren 1799 und 1800 schrieb, blieben unvollendet, wahrscheinlich aus Mangel an Hülfsmitteln und Quellen, deren er zur Fortsetzung bedurfte.

Im Jahr 1800 erschien eine zweite Ausgabe der Gespräche von Gott. Sie unterscheidet sich von der früheren (vom Jahr 1787) dadurch, daß alle Stellen, welche Jacobi in der ersten Ausgabe unangenehm berührten, in der neuen weggelassen wurden.

Unter den Arbeiten Herders, die in die letzten Jahre seines Lebens fallen, müssen: die Zeitschrift

Adraſtea, die Ueberſetzung und Bearbeitung des Cids, die Metakritik und die Kalligone genannt werden.

Die Adraſtea ſollte wohl ein Erſatz für die dem Sohne ſeines Jugendfreundes als Verlag verſprochene Zeitſchrift Aurora ſeyn, deren Herausgabe, wie früher bemerkt wurde, unterblieb. Sie ſollte nicht, wie erſtere, aus Beiträgen mehrerer zu dieſem Zweck vereinigter Gelehrten beſtehen, ſondern Herder war alleiniger Verfaſſer derſelben. Ihr Plan war ungemein umfaſſend und von dem höchſten Intereſſe. Herder wollte nichts Geringeres, als eine Darſtellung und Würdigung alles deſſen liefern, was in dem achtzehnten Jahrhundert in politiſcher, religiöſer und wiſſenſchaftlicher Hinſicht Wichtiges geleiſtet worden. Es erſchienen davon ſechs Bände überhaupt. Fünf derſelben waren von ihm herausgegeben, als der Tod ſeinem literariſchen Wirken ein Ziel ſetzte. Einen ſechſten Band, der zwar nicht der vom Verewigten entworfene, doch aber aus den hinterlaſſenen Papieren zur Adraſtea geordnet iſt, verdanken wir ſeinem Sohne W. G. von Herder.

Noch wenige Tage vor ſeinem Tode, ſchon in

einem veränderten Gefühl ſeines Geiſtes und Körpers, wünſchte er „nur noch zwei Stücke der Adraſtea ſchreiben zu können; ſie ſollten ſeine letzte, vollendete Arbeit ſeyn; in ſie wollte er ſein ganzes Bekenntniß legen, da ihm jetzt ſo manches ganz anders erſcheine. Er klagte, daß er ſo wenig in ſeinem Leben gethan habe, daß man zu hoch und zu künſtlich zu forſchen ſuche — und doch läge die Menſchheit ſo klar und offen, wie ein aufgeſchlagenes Buch vor Augen; man dürfe nur leſen — ſtatt daß man ſich alles ſo ſchwer mache.“

Das letzte, was er für die Adraſtea niederſchrieb, ſind die Worte: (B. V. S. 366.)

Er mißt den Himmel, ſtillt die Meere!
Gericht und Recht iſt um ihn her!
Er iſt der Herr! der Gott der Heere!
Er iſt! — Wo iſt ein Gott, wie Er?

— — In neue Gegenden entrückt
Schaut mein begeiſtertes Aug' umher — erblickt
Den Abglanz höhrer Gottheit, ihre Welt,
Und dieſe Himmel, ihr Gezelt!
Mein ſchwacher Geiſt, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht, und ſchweigt.

Von Herders Schriften iſt noch übrig vom Cid und den metakritiſchen Arbeiten zu ſprechen.

Einige halten den Cid von Herder für eine Ueberſetzung ſpaniſcher Romanzen. Dieſer Meinung ſcheint auch Johannes von Müller in ſeiner hiſtoriſchen Einleitung zu Herders Cid zu ſeyn. Er ſagt: „Hierauf werden die von Herder mit eigenthümlicher Innigkeit und Vergegenwärtigung überſetzte Romanzen, theils das Wahre anſchaulicher darſtellen, theils wunderbare Lagen ſchildern, worin kühne Dichtung den Ritter verſetzt, ohne die Grundzüge ſeiner Größe unkenntlich zu machen.“

Andere betrachten bloß den Stoff als durch Geſchichte und Tradition gegeben, ſehen hingegen die poetiſche Einkleidung ganz als Werk unſeres Verfaſſers an. Beide Theile möchten jedoch Unrecht haben.

Die ſpaniſche Literatur beſitzt ein ſehr altes Gedicht, wahrſcheinlich aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts: El Poema del Cid *); der An-

*) Ich habe zwei Ausgaben davon: einmal im erſten Theile der Coleccion de Poesias castellanas anteriores al Siglo XV. Madrid 1779; dann im erſten

fang deſſelben, ſo wie eine Stelle gegen die Mitte fehlen; aus dieſem ſcheint die Chronica del Cid entſtanden zu ſeyn. Außer dieſen Quellen giebt es eine große Anzahl von Romanzen, von verſchiedenem Alter und von verſchiedenen Verfaſſern, welche einzelne merkwürdige Begebenheiten aus dem thatenreichen Leben Cids zum Gegenſtande haben. Man findet ſie theils zerſtreuet im Romancero general; theils geſammelt. Zu letzteren gehören: Tesoro escondido de todos los mas famosos Romances assi antiguos, como modernos, del Cid, por Franc. Meige. Barcelona 1626; dieſe Sammlung enthält vierzig Romanzen; ferner Romancero e Historia del Muy Valeroso Cavallero El Cid Ruy Diaz de Vibar, En Lenguage Antiguo. En Cadiz, por Pedro Ortiz. Dieſe Sammlung enthält 102 Romanzen; die Historia y Romancero del Cid por Juan de Escobar in vielen Ausgaben. Vergleicht man die Romanzen in dieſen Sammlungen, welche von demſelben Gegenſtande

---

Bande von Schuberts Bibliotheca castellana Portuguesa y Procenzal. Leipzig u. Altenburg 1809.

ſtande handeln, ſo ſtößt man häufig auf bedeutende Abweichungen. Ja, der Kenner der ſpaniſchen Sprache wird ſich oft überzeugen, daß dieſelbe Romanze, ſo wie ſie vorliegt, nicht mehr ihre urſprüngliche Geſtalt hat, ſondern von einer ſpäteren Hand Verbeſſerungen oder Verſchlechterungen (?) erhalten hat *). Wenn ſich vaterländiſche Dichter dergleichen Freiheiten erlaubten, warum ſollte dem Ausländer, bei ſeinen Uebertragungen in eine fremde Sprache, nicht daſſelbe geſtattet ſeyn?

Schreiber dieſes, welcher in den Stunden ſeiner Muße ſich mit den älteren ſpaniſchen Dichtungen beſchäftigt, hat die meiſten der Romanzen, welche den Herderſchen Dichtungen als Vorbild dienten (mit Ausnahme von Nr. 14. und 18.), aufgefunden. Eine vorzügliche Quelle für ihn war eine Ausgabe des Romancero general, welche ſich im Beſitz des Freiherrn von Werther, früheren preußiſchen Geſandten zu

*) Eine große Anzahl Romanzen, drei und neunzig an der Zahl, die Cids Heldenthaten beſingen, findet man in Ch. B. Depping's Sammlung der beſten alten ſpaniſchen, hiſtoriſchen, Ritter- und mauriſchen Romanzen. Altenburg und Leipzig 1817.

Landen, befindet. Vergleicht man die Originale mit dem, was uns Herder gegeben hat, so wird man den Beisatz auf dem Titelblatte: „gesungen nach spanischen Romanzen" der Sache vollkommen angemessen finden.

Es wäre nun noch übrig von der Metakritik und der Kalligone zu reden. Beide sind polemischen Inhalts, und gegen die von Kant aufgestellten philosophischen Sätze gerichtet. Erstere, die Metakritik, ist als eine Kritik der Kritik der reinen Vernunft, letztere, die Kalligone, als eine Kritik von Kants Kritik der Urtheilskraft zu betrachten. Keine Schrift von Herder erregte so viel Gegner als diese, und sie wurden für ihn Quelle von mannigfaltigem Verdrusse. Einige seiner Gegner zeichneten sich durch Ungezogenheit und Grobheit aus, ihre Schriften und Namen sind jetzt beinahe vergessen. Andere, die weniger Persönlichkeit einmischten, freier und unbefangener bei ihren Prüfungen waren, verloren doch häufig den eigentlichen Gesichtspunkt, um den es sich handelt, aus den Augen, und richteten ihre Angriffe auf ganz unwesentliche Sätze. Doch ist nicht zu leugnen, daß, wenn auch in diesen Her-

derſchen Schriften ſehr feine, ein hohes Intereſſe erregende Bemerkungen vorkommen, man doch auch häufig auf Mißverſtändniſſe, ja Mißdeutungen der von dem großen Denker ausgeſprochenen Sätze ſtößt, und daß die eigentlich verwundbare Stelle des Kantiſchen Syſtems keinesweges getroffen iſt. Herders Ruhm würde nicht geſchmälert worden ſeyn, die Wiſſenſchaft würde nicht viel verloren haben, wären auch die metakritiſchen Schriften ungeſchrieben geblieben.

Auffallend iſt es, daß Herder, welcher früher ſich dankbar des Nutzens, den ihm Kants Vorleſungen gebracht hatten, erinnerte, ſeine Anſichten ſpäter ſo ſehr ändern konnte. Von einem Selbſtdenker, wie Herder, läßt ſich erwarten, daß er nicht blindlings die Sätze, ſelbſt des gefeierteſten Lehrers, hinnehmen werde. Allein jeder von den wenigen jetzt noch Lebenden, die das Glück hatten, an dem mündlichen Unterricht des großen Denkers Theil zu nehmen, werden dankbar anerkennen, wie durch dieſe geiſtvollen Vorträge der Geiſt des eigenen Denkens geweckt wurde, und auch noch jetzt wird jeder, der nicht Philoſophie, ſondern philoſophiren lernen will, die drei Kritiken von Kant zu ſeinem Hauptſtudium machen müſſen.

Kant hat übrigens das Schicksal mehrerer ausgezeichneten Männer gehabt, von vielen seiner Zeitgenossen mißverstanden zu werden. Seine Absicht war es keinesweges, jene Hyper-Spekulationen zu begünstigen, die aus seiner Schule ausgegangen sind. Der Verfasser dieses Aufsatzes erinnert sich noch lebhaft einer Unterredung mit Kant, wo dieser sich äußerte: er hoffe gezeigt zu haben, wie weit der Mensch auf dem Wege der Spekulation kommen könne, und die Grenzen des Gebietes derselben abgesteckt zu haben. Da nun auf diesen Gefilden keine Ausbeute mehr zu hoffen sey, so erwarte er, man werde sich zur Erfahrung wenden, wo der Gewinn sicher und unbegrenzt sey. Auch arbeitete er in der letzten Zeit seines Lebens an einem Werke: Uebergang von der Metaphysik zur Physik. Wie weit dieses gediehen, was aus demselben nach Kants Tode geworden, ist dem Verfasser, da er später weit entfernt von Königsberg lebte, unbekannt geblieben. Wenn man jedoch alle Thorheiten und Mißverständnisse der Schüler dem Meister beilegen will, so ist man mehr als unbillig.

Wie man die von jeder fremdartigen Beimischung

geläuterte Pflichtenlehre von Kant, als nachtheilig auf die Moralität wirkend, die innere Glückſeligkeit des Menſchen untergrabend darſtellen könne, iſt eben ſo ſchwer zu begreifen. Wodurch das Mißverſtändniß zwiſchen Herder und Kant geweckt und genährt wurde, welchen Antheil daran beiderſeitige Freunde hatten, hier zu erzählen, würde für die jetzige Welt wenig Intereſſe haben. Wer aus jenen Zeiten noch lebt, wird hiebei das vollkommen beſtätigt finden, was Kant oft zu ſagen pflegte: Gott bewahre mich nur vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich ſelbſt wohl hüten. —

Eine frühere Aeußerung Herders (Erinnerungen Theil II. S. 242.; womit man die Stelle in den Briefen über die Humanität, Theil VI. S. 172. ff. verbinden kann) über Kant wird höheres Intereſſe als eine weitläufige Erzählung jener Mißverſtändniſſe haben:

„Und ſie (Kants Werke) werden bleiben. Ihr Geiſt, wenn auch in andere Formen gegoſſen, wenn auch mit andern Worten umkleidet, wird wahrſcheinlich weiter wirken und leben. Er hat ſchon viel gewirkt; faſt in jedem Fach menſchlicher Unterſuchun-

gen ſiehet man ſeine Spuren. Durch Kant iſt ein neuer Reiz in die Gemüther gekommen, nicht nur das Alte zu ſichten, ſondern auch, wohin inſonderheit der Zweck der Philoſophie geht, die eigentlich menſchlichen Wiſſenſchaften, Moral, Natur- und Völkerrecht nach ſtrengen Begriffen zu ordnen. Sehr heilſam ſind dieſe Verſuche, ſie werden in Thathandlungen greifen, und einſt, ſo Gott will, ſelbſt zu angenommenen Maximen werden." — —

Eine in jeder Beziehung ſo angeſtrengte geiſtige Thätigkeit, wie wir ſie bei Herder erblicken, mußte die Kräfte des Lebens nach und nach aufzehren. Sein literariſches Wirken hatte mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts ſeinen Culminations-Punkt erreicht. Seine Berufsgeſchäfte hatten ſich dadurch, daß er durch den Tod des Präſidenten, aus ſeinen Verhältniſſen als Vice-Präſident in jene Stelle eingerückt war, merklich vermehrt. An Verdrießlichkeiten — von denen wohl kein Dienſtverhältniß frei iſt — fehlte es auch nicht. Auch laſteten die Sorgen des Familienvaters auf ihm. Er hatte ſechs Söhne, deren Anſtellung und Verſorgung er vorzüglich im Auslande zu bewirken ſuchen mußte. Alles

dieſes zehrte an ſeinen Kräften, und führte eine ſehr fühlbare Abnahme derſelben herbei. Vorzüglich litten ſeine Augen, ihre Schwäche war ſo groß, daß er das, was er las oder ſchrieb, nur wie durch einen Flor erblickte.

Für den ſeiner Söhne, welcher ſich der Landwirthſchaft gewidmet hatte, erkaufte Herder im Jahr 1801 die Hofmark Stachesried in der Oberpfalz. Da der adelige Beſitzer, nach den damals beſtehenden Einrichtungen in Baiern, große Vorrechte vor dem bürgerlichen hatte, indem jedem Edelmann das Vorrecht der Looſung, binnen Jahresfriſt, gegen jeden bürgerlichen Käufer adelicher Güter zuſtand, ſo drang der Sohn, um den Beſitzſtand ſeines ſonſt precären Eigenthums ſicher zu ſtellen, in den Vater, ſich adeln zu laſſen. Dieſen Wünſchen des Sohnes gab derſelbe nach. An den Grafen von Rezer in Wien, den er hatte kennen lernen, und von dem er Beweiſe der Freundſchaft erhalten hatte, ſchrieb er einen Brief als Vorerkundigung, in dem es unter andern heißt: „Für mich dieſe Auszeichnung zu ſuchen, wäre mir bei'm Himmel! nie in den Sinn gekommen, da ich dergleichen Auszeichnungen eben ſo klein als lächer-

lich finde, sie mir auch in meinem Wirkungskreise sehr entbehrlich sind. Meinen Söhnen sind sie aber leider nicht entbehrlich, und als Vater bin ich ihnen das beneficium schuldig." — —

Unter dem 26. September 1801 wurde Herdern von dem Kurfürsten von Baiern jener Wunsch auf eine für ihn sehr schmeichelhafte Art gewährt, und ihm auf speciellen Befehl des Kurfürsten das Diplom taxfrei ausgefertigt.

Wegen zunehmender Augenschwäche, durch welche Herder am Arbeiten gehindert wurde, rieth ihm sein [illegible] eine Badekur zu brauchen. Da das Bad zu [illegible] früher wohlthätig auf ihn gewirkt hatte, so besuchte er dasselbe, in Gesellschaft seiner Gattin, im Sommer 1802 wieder. Für sein Augenübel fand er wenig Hülfe, sein übriges körperliches Wohlbefinden nahm jedoch zu, auch gewann sein Gemüth an Heiterkeit. Diese Reise hatte noch das Angenehme für ihn, daß, sie ihn mit alten Freunden wieder zusammenführte, ihn neue Freunde erwerben ließ.

Erst im Oktober kehrte Herder mit seiner Gattin nach Weimar zurück. Den Winter von 1802 bis 1803 hatte er mit manchen Krankheitsanfällen

zu kämpfen. Die heiteren Momente wandte er an, an der Adraſtea und dem Cid zu arbeiten.

Im Frühjahr traf Herdern der Unfall, mit dem Wagen umgeworfen zu werden. Zwar wurde weder er, noch die ihn begleitende Gattin beſchädigt, der plötzliche Schreck, welchen dieſes Ereigniß herbeiführte, ſcheint jedoch nicht ganz ohne Folgen geweſen zu ſeyn.

Im Mai 1803 fuhr er nach Jena, um den Superintendenten Marezoll einzuführen. Er kam etwas unpäßlich von dieſer Reiſe zurück. Vierzehn Tage ſpäter hielt er die Confirmation der Kinder, und erkältete ſich bei'm Nachhauſegehen. Die Folge war eine mit großer Nervenſchwäche verbundene Beilenkrankheit. Zu ſeiner gänzlichen Wiederherſtellung hielt man den Gebrauch des Egerbrunnen für nothwendig.

Am 12. Julius 1803 trat er die Reiſe nach Eger an. In Schneeberg verweilte er einige Zeit bei ſeinem Sohne Auguſt, welcher damals Königlich-Sächſiſcher Bergamts-Aſſeſſor war. Die Bergluft wirkte wohlthätig auf Herder, er vollendete hier eine dramatiſche Dichtung: Admetus Haus. Es iſt daſſelbe Stück, welches er ſonſt mit dem Namen Hygea benannte.

Ueber seinen Aufenthalt in Eger schrieb er unterm 5. August: „Mit meiner Gesundheit gehts sehr wohl, das Wetter ist dem Brunnen und Bade günstig. An Kräften fühle ich mich schon sehr gestärkt. Daß der Brunnen auf die Augen direkt wirke, habe ich nicht erwartet; das wollen wir der gütigen Hand der Zeit, oder vielmehr der Vorsehung überlassen, die ja schon so manchem Blinden das Auge gestärkt hat. Jetzt vegetire ich, lese durchaus nichts, trinke, esse mäßig, spaziere, schlafe, bade und spreche; denn ohne dieß geht es im Bade nicht ab."

Besonders erheiternd für ihn war der Aufenthalt in Dresden, welches er bei seiner Rückkehr besuchte. Von allen Seiten kam man ihm mit Liebe und Wohlwollen entgegen.

Mit Sachsens ehrwürdigem Herrscher, dem Herder nicht dem Namen nach, sondern durch seine Schriften bekannt war, wurde ihm eine Unterredung zu Theil. Herder schreibt unter dem 4. September über diese Unterredung: „Ich habe den Kurfürsten gesprochen, der mich, ich möchte sagen, nicht nur gnädig, sondern auch gütig aufnahm. — — Gerecht, bieder, wohlwollend, wohldenkend, von allem unter-

richtet, und im höchſten Grad und Maas beſcheiden. — — — Mein ganzes Herz ſegnet ihn; möge ich ihm auch nur die Hälfte ſo wohl gethan haben, als er mir that!“ —

Am 18. September kam Herder nach Weimar zurück. Dem Anſcheine nach, hatte er an Heiterkeit und Geſundheit gewonnen, man merkte jedoch eine geſpannte Gemüthsſtimmung, die ſich bei manchen Veranlaſſungen äußerte. Den 17. Oktober wurde er unwohl, erholte ſich jedoch wieder, brachte ſeine Zeit außer dem Bette zu, und arbeitete in heiteren Stunden ununterbrochen an der Adraſtea, bis zu der Stelle, welche Seite 94. angeführt wurde.

Sein älteſter Sohn giebt über ſeines Vaters Befinden in den letzten Lebensjahren folgende Nachricht: „Seit mehreren Jahren empfand mein ſeliger Vater eine merkliche Abnahme ſeiner Kräfte, die aus dem künſtlichen Leben, das er führte, entſprang. Er lebte nur geiſtig, in einer fortdauernden Verſchwendung ſeiner Seelen- und Nervenkraft, indeß ſein körperliches Leben nur in einer Vegetation beſtand; ungeübt blieb ſein Muskularſyſtem. Das Gleichgewicht zwiſchen Irritabilität und Senſibilität hob ſich auf, und

hypochondriſche und Hämorrhoidal-Beſchwerden mit Verfall der Verdauung, Aſſimilation und Nutrition traten ein. Im Frühjahr und Sommer 1803 ſtieg das Uebel auf einen ſehr hohen Grad, die Nervenſchwäche bemächtigte ſich des ganzen Organismus, ſeine Sehkraft ſchwand, und er mußte die Augen ſchonen, wodurch ihm noch mehr geiſtige Reize entzogen wurden. Er wurde ſchon ſo krank, daß er täglich ohnmächtige Zufälle bekam. Durch geiſtige Mittel hob ſich das Uebel; er mußte nach Eger und Dresden reiſen. Dieſe Reiſe that ihm unendlich wohl. Die neuen Gegenſtände aller Art, die er in Dresden ſah, verbunden mit den angenehmſten Eindrücken und mit Erinnerungen an Italien, waren die zweckmäßigſten Reize für ſeine Nerven, die in einem freilich künſtlichen und angeſpannten Zuſtand erhalten wurden, ihm aber das Gefühl von Wohlſeyn gaben. Nach der Reiſe fand er in Weimar nichts geiſtig Erhebendes mehr, er traf in das ſchlechte Wetter, und ein plötzliches Herabſinken der angeſpannten Nerven war die Folge. Er wurde ſchwächer und ſchwächer, es geſellte ſich eine Lähmung des Magens und der Eingeweide dazu, die nach einem ſchlagartigen Zufall

zurückblieb; er aß nicht mehr, und wurde nur künstlich ernährt. So sank die edle Maschine seines Körpers immer tiefer, bis er den 18. December sanft entschlief." —

Er erreichte ein Alter von 59 Jahren und vier Monaten.

Viel sind der Kräfte, die der Mensch besitzt;
Unglaublich groß ist seines Willens Macht, —
Nicht klein der Kreis, in dem er wirken kann.
Ja! groß und hehr, und hoch und stark und mächtig — —
Ein Gott auf Erden ist Er, wenn er will!
Und seines Geistes Herrschermacht, sein Reich,
Sein Wirkungskreis — sind gränzenlos; sie währen
Mit ew'ger Dauer fort — wie Zeit und Raum.

(Adraſtea, B. VI. S. 130.)

..l..

Romanzen

aus dem Gedichte:

der Cid.

Der Campeador (Kampfheld ohne gleichen), groß und gut, die Mähre seiner Abenteuer, worin er König Artus und Karln dem Großen gleich wird, der Ruhm seiner erhabenen Seele ging weit hinaus über Spanien durch Europa in Welten, die er nicht gekannt, hinab den Lauf der Jahrhunderte; er bleibt, er wird bleiben, so lange für den ächten Edelsinn in menschlicher Brust ein Gefühl übrig ist.

Johann von Müller.

1ſte Romanze.

Traurendtief ſaß Don Diego;
Wohl war keiner je ſo traurig;
Gramvoll dacht' er Tag' und Nächte
Nur an ſeines Hauſes Schmach.

An die Schmach des edlen alten
Tapfern Hauſes der von Lainez,
Das die Inigos an Ruhm,
Die Abarkos übertraf.

Tief gekränket, ſchwach vor Alter,
Fühlt' er nahe ſich dem Grabe,
Da indeß ſein Feind Don Gormaz
Ohne Gegner triumphirt.

Sonder Schlaf und sonder Speise,
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über seine Schwelle,
Spricht mit seinen Freunden nicht,

Höret nicht der Freunde Zuspruch,
Wenn sie kommen ihn zu trösten;
Denn der Athem des Entehrten,
Glaubt' er, schände seinen Freund.

Endlich schüttelt er die Bürde
Los, des grausam-stummen Grames,
Lässet kommen seine Söhne,
Aber spricht zu ihnen nicht;

Bindet ihrer aller Hände
Ernst und fest mit starken Banden;
Alle, Thränen in den Augen,
Flehen um Barmherzigkeit.

Fast schon ist er ohne Hoffnung,
Als der Jüngste seiner Söhne,
Don Rodrigo, seinem Muthe
Freud' und Hoffnung wieder gab.

Mit entflammten Tigeraugen
Tritt er vor dem Vater rückwärts;
„Vater," ſpricht er, „Ihr vergeſſet,
Wer Ihr ſeyd und wer ich bin."

„Hätt' ich nicht aus Euren Händen
Meine Waffenwehr empfangen,
Ahndet' ich mit einem Dolche
Die mir jetzt gebot'ne Schmach."

Strömend floſſen Freudenthränen
Auf die väterlichen Wangen,
„Du," ſprach er, den Sohn umarmend,
„Du, Rodrigo, biſt mein Sohn."

„Ruhe giebt Dein Zorn mir wieder;
Meine Schmerzen heilt Dein Unmuth!
Gegen mich nicht, Deinen Vater,
Gegen unſ'res Hauſes Feind,"

„Hebe ſich Dein Arm!" — „Wo iſt er?"
Rief Rodrigo, „wer entehret
Unſer Haus?" Er ließ dem Vater
Kaum, es zu erzählen, Zeit.

2te Romanze.

Angehört den Schimpf des Hauſes,
Geht gedankenvoll Rodrigo,
Denkt an ſeine jungen Jahre,
Denkt an ſeines Feindes Macht.

„In Aſturiens Gebirgen
Zählet Gormaz tauſend Freunde,
Er in Königs Rath der Erſte,
Er der Erſte in der Schlacht.“

Aber, wenn er die dem Vater
Zugefügte Schmach bedenket,
Was bedeutet Alles andre?
Recht will er vom Himmel nur.

Brayheit iſt er ſeiner Ehre
Schuldig; ſchadet der die Jugend?
Für ſie ſtirbt aus ächtem Stamme
Selbſt das neugebor'ne Kind.

Eilig langet er den Degen
Sich herab, den einſt Mudarda
Führte, jener tapfere Baſtard;
(Traurig hing der Degen da,

Als ob er, vor Alter roſtend,
Seines Herren Tod betraure).
Eh' er noch ihn an ſich gürtet,
Redet er den Degen an:

„Dir geſagt ſey es, Du edler
Degen, daß ein Arm Dich faſſet,
Gleich des Baſtards Arm! und fühleſt
Du, daß ihm noch Stärke fehlt;"

„Rückwärts wird er niemals weichen,
Wenn er Dich im Kampfe führet;
Edler, Du von gutem Stahle,
Doch von beſſer'm iſt ſein Herz."

„Werth wird deſſen, dem Du dienteſt,
Der ſeyn, dem fortan Du dieneſt;
Würd' er jemals unwerth Deiner,
Nun, ſo dienſt Du Keinem mehr."

„Tief in ſeine Eingeweide
Birgt er Dich — — Hinaus in's Freie!
(Rief er) denn die Stund' iſt kommen
Der gerechtſten Rache Zeit."

Heimlich, daß es niemand wußte,
Ging er aus des Vaters Hause;
Und noch war es keine Stunde,
Traf er seinen stolzen Feind.

3te Romanze.

Auf dem Platze des Pallastes
Traf Rodrigo auf Don Gormaz.
Einzeln, niemand war zugegen,
Redet er den Grafen an:

„Kanntet Ihr, o edler Gormaz,
Mich, den Sohn des Don Diego,
Als Ihr Eure Hand ausstrecktet
Auf sein ehrenwerth Gesicht?"

„Wußtet Ihr, daß Don Diego
Ab von Laynn Calvo stamme?
Daß nichts reiner und nichts edler
Als sein Blut ist und sein Schild?"

„Wußtet Ihr, daß, weil ich lebe,
Ich sein Sohn, kein Mensch auf Erden,

Kaum der mächt'ge Herr des Himmels,
Dieß ihm thäte, ungeſtraft?" —

„Weißt Du," ſprach der ſtolze Gormaz,
„Was wohl ſey des Lebens Hälfte? —
Jüngling!" „Ja," ſprach Don Rodrigo,
„Und ich weiß es ſehr genau."

„Eine Hälfte iſt, dem Edlen
Ehr' erzeigen, und die andre,
Den Hochmüthigen zu ſtrafen;
Mit dem letzten Tropfen Bluts"

„Abzuthun die angethane
Schande." — Als er dieß geſagt,
Sah' er an den ſtolzen Grafen,
Der ihm dieſe Worte ſprach:

„Nun, was willſt Du, raſcher Jüngling?" —
„Deinen Kopf will ich, Graf Gormaz,"
(Sprach der Cid) „ich hab's gelobet!" —
„Streiche willſt Du, gutes Kind,"

(Sprach Don Gormaz) „eines Pagen
Streiche hätteſt Du verdient."

O ihr Heiligen des Himmels!
Wie ward Cid auf dieſes Wort!

4te Romanze.

Thränen rannen, ſtille Thränen,
Rannen auf des Greiſes Wangen,
Der, an ſeiner Tafel ſitzend,
Alles um ſich her vergaß,

Denkend an die Schmach des Hauſes,
Denkend an des Sohnes Jugend,
Denkend an des Sohns Gefahren,
Und an ſeines Feindes Macht.

Den Entehrten flieht die Freude,
Flieht die Zuverſicht und Hoffnung;
Alle kehren mit der Ehre
Froh und jugendlich zurück.

Noch verſenkt in tiefer Sorge
Sieht er nicht Rodrigo kommen,
Der, den Degen unterm Arme,
Und die Händ' auf ſeiner Bruſt,

Lang' anſieht den guten Vater,
Mitleid tief im Herzen fühlend,
Bis er zutritt, ihm die Rechte
Schüttelnd: „Iß, o guter Greis!“

Spricht er, weiſend auf die Tafel;
Reicher floſſen nun Diego
Seine Thränen: „Du, Rodrigo,
Sprachſt Du, ſprichſt Du mir dieß Wort?“

„Ja mein Vater! Und erhebet
Euer edles, werthes Antlitz.“ —
„Iſt gerettet unſre Ehre?“
„Edler Vater, er iſt todt.“

„Setze Dich, mein Sohn Rodrigo,
Gerne will ich mit Dir ſpeiſen.
Wer den Mann erlegen konnte,
Iſt der Erſte ſeines Stamms.“

Weinend knieete Rodrigo,
Küſſend ſeines Vaters Hände;
Weinend küßte Don Diego
Seines Sohnes Angeſicht.

14te Romanze.

Rodrigo.

In der ſtillen Mitternacht,
Wo nur Schmerz und Liebe wacht,
Nah ich mich hier,
Weinende Ximene,
(Trockne Deine Thräne!)
Zu Dir.

Ximene.

In der dunkeln Mitternacht,
Wo mein tiefſter Schmerz erwacht,
Wer nahet mir?

Rodrigo.

Vielleicht belauſcht uns hier
Ein uns feindſelig Ohr;
Eröffne mir —

Ximene.

Dem Ungenannten,
Dem Unbekannten
Eröffnet ſich zu Mitternacht
Kein Thor.

Enthülle Dich;
Wer biſt Du, ſprich!

Rodrigo.

Verwaiſete Ximene,
Du kenneſt mich.

Ximene.

Rodrigo, ja ich kenne Dich.
Du Stifter meiner Thränen,
Der meinem Stamm ſein edles Haupt,
Der meinen Vater mir geraubt.

Rodrigo.

Die Ehre that's; nicht ich. Die Liebe will's
verſöhnen.

Ximene.

Entferne Dich! unheilbar iſt mein Schmerz.

Rodrigo.

So ſchenk', o ſchenke mir Dein Herz;
Ich will es heilen.

Ximene.

Wie? Zwiſchen Dir und meinem Vater, Ihm!
Mein Herz zu theilen? —

Rodrigo.

Unendlich iſt der Liebe Macht.

Ximene.
Rodrigo, gute Nacht.

19te Romanze.

Sehnlich wartete Ximene
In den Sälen ihres Pallasts,
Sehnlich harrt' sie auf Rodrigo:
Denn die Stunde der Entbindung
Naht, die grausam süße Stunde;
Ihres Lebens, wie sie hoffet,
Freudenreichster Augenblick.

Eines Morgens, (es war Sonntag),
Meldeten sich ihr die Schmerzen,
Und es badet sich in Thränen
Ihr bescheidnes Angesicht.
Seufzend nimmt sie ihre Feder,
Manche, manche zarte Klage,
Mehr als tausend liebevolle
Bitten schreibt sie dem Gemahl,
Den sie wohl erweichen könnten,
Wenn die Ehre nicht in Felsen
Wandelte der Helden Herz.

Nochmals nimmt sie jetzt die Feder,
Und mit neuer Klag' und Seufzen
Schreibt sie auch an ihren König,
An den edelsten der Welt:

„Guter, weiser, großer König,
Sieghaft und gerecht und bieder,
Eure Dienerin Ximene
Klaget vor Euch, über Euch."

„Scherz nur war es, Don Fernando,
Eurer königlichen Laune,
Die mir den Gemahl einst gab.
Denn wohl wenig junge Frauen
Waren weniger vermählet,
Als ich bin; verzeiht o König,
Und allein durch Eure Schuld."

„Diesen Brief schreib' ich in Burgos,
Wo mein Leben ich verwünsche,
Und auch Euch viel Böses will:
Denn von den Geboten Gottes,
Welches giebt Euch Recht, o König,
Ehgenossen also lange
Sie zu trennen und so oft?"

„Welches giebt Euch Macht, o König,
Mir aus einem zarten Manne,
Artig, liebenswerth, bezaubernd,
Aller Welt zum wüſten Schrecken
Einen Löwen zu erziehn?“

„Sechs Monate Tag' und Nächte
Haltet Ihr ihn feſt im Zügel;
Und wohl einmal kaum im Jahre
Sieht er ſeine Gattin, mich.“

„Und wie kommt er? Blutgebadet,
Bis zu Füßen ſeines Pferdes;
Wenn ich dann mit meinen Armen
Ihn umfange, ſchläft er ein;“

„Träumet, wie ein Wildbeſeßner,
Schlachten, Kämpfe. Kaum noch taget
An dem Firmamente drunten
Der Aurora frühſter Strahl;“

„Ohne mich nur anzuſchauen,
Ob ich wache, ob ich ſchlafe,
Springt er auf. Mit welchen Thränen,
Großer Gott, empfing ich ihn!

Vater wollt' er mir und Alles,
Vater und Gemahl mir seyn!
Alles fehlet der Verlass'nen
Jetzo, Vater und Gemahl."

„Thut Ihr dieß, um ihn zu ehren,
König! deß bedarf er nicht.
Längst war er der Vielberühmte;
Eh' am Kinn der Bart ihm sproßte,
Waren Könige der Mauren
Fünf ihm schon Gefangene."

„Königlicher Herr, den letzten
Augenblick erwart' ich bald;
Bald wird er Euch Nachricht geben —
Und ich fürchte fast die Thränen,
Die dem Vater ich vergossen,
Schadeten vielleicht dem Kinde,
Das an meinem Herzen schläft."

„Guter König, also schreibet
Mir in Eures Herzens Sprache,
Wollt Ihr den Gemahl mir senden?
Oder wollt Ihr, daß die Gattin
Eures ehrenvollsten Feldherrn

Ihm den Erſtgebornen bringe,
Einer Waiſen, vaterlos?"

Nachſchrift.

„Und noch Eins, o guter König,
Werfet meinen Brief in's Feuer,
Daß nicht Eurer Höfling' Einer
Ihn belache! Denkt daran!"

„Und auch daran, Don Fernando,
Daß, ſtatt meines Ehgemahles,
Mir nur ſeine alte Mutter
Blieb, die mir zur Seite ſchläft."

20ſte Romanze.

Zehn Uhr war's am frühen Morgen,
Als der König ſeinen Schreiber
Rief, und forderte Papier.
Mit vier Punkten und dem Zuge
Paraphirt er Kreuz und Namen,
Und alſo antwortet er:

„Edle,

„Edle, ſittſame Ximene,
Meinen Gruß Euch ehrerbietig,
Meine Hochachtung und Gunſt!“

„Ihr beklagt um den Gemahl Euch
Gegen mich, Donna Ximene;
Wenn ich ihn zum Nachtheil Eurer,
Mir zur Luſt zurück behielte,
Klagtet Ihr mit vollem Recht.
Aber da die Heidenkriege,
Die auf meinen Gränzen ſtürmen,
Ihn rückhalten, iſt es meine,
Oder iſt es ſeine Schuld?“

„Daß er nicht in Euren Armen
Stets geſchlafen, dies beweiſet,
Edle Donna, Euer Brief.
Alſo glaub' ich auch der Furcht nicht,
Daß Ihr einen vaterloſen
Säugling in dem Schooße tragt.“

„Drängt ihn nicht zurück zu kommen,
Euren Ehgemahl; er hörte,
Auch an Eurer Seite hört' er

Mit Unluſt die Kriegsſchalmey.
Und wenn er nicht Feldherr wäre,
Saget mir, was wär't Ihr Beide?
Edelmann und Edelfrau."

„Hat er Könige der Mauren
Fünf als Jüngling zu Vaſallen;
Wollte Gott, er hätte deren
Fünfmal fünf: denn um ſo minder
Hätte Feinde jetzt mein Reich."

„Kann er alſo nicht, Ximene,
Bei Euch ſeyn im Augenblicke,
Wo Ihr ihn ſo ſehnlich wünſcht,
So erlaubt mir, edle Mutter,
Daß ich ſeinen Platz vertrete:
Denn ich glaub' es, nur der König
Iſt für ihn des Platzes werth."

„Euren Brief ſollt' ich verbrennen?
Sehen ſollen ihn die Lacher
Meines Hofes, tief beſchämt.
Daß Ihr meinen nicht verbrennet,
Zeichne ich ihn zum Kontrakte,

Und verbinde mich, Ximene,
Iſt's ein Sohn, den Ihr gebähret,
Geb' ich Zelter ihm und Degen,
Mit zweitauſend Maravedis,
Ihm dem Ritter zum Geſchenk.
Iſt es eine Tochter, ſetz' ich
Vierzig Mark an gutem Silber,
Vom Geburtstag' an, ihr aus."

„Und ſo lebet wohl, Ximene!
In der Stunde Eurer Schmerzen
Helf' Euch die hülfreiche Mutter,
Aller Himmel Königin!"

Nachſchrift.

„Eben kommt, ich hör' ihn kommen,
Euer ernſter, lauter Feldherr,
Mir die Lektion zu leſen,
Daß ich nicht zu Felde bin."

45ſte Romanze.

Als der gute Cid, der Feldherr,
Deſſen Leben Gott bewahre,
Gott mit aller ſeiner Macht;

Als er ab nun reisen wollte,
Mit Ximenen und den Töchtern,
Mit dem Hofe seiner Edlen,
Fand er alle seine Güter
In den Kriegen aufgezehrt;
Fand er keinen Maravedi,
Zu bestreiten seinen Zug.

Jene prächt'gen Hyacinthen,
Die die Könige der Mauren
Einst verehrt dem großen Cid,
Legt anitzt Donna Ximene
In die Hände des Gemahles,
Zum Versatze, zum Verkauf.

Donna Sol und Donna Elvira,
Die zwei liebenswürd'gen Kleinen,
Als den Schmuck sie glänzen sahn,
Und von dem Verkaufe hörten,
Bitter flossen ihre Thränen,
Seufzer stiegen aus dem Herzen
Der unschuld'gen Kleinen auf.
„Ach die schönen Prachtjuwelen,
Zum Versatze, zum Verkauf!"

„Gleichen, ſprach der Cid, die Kinder,
Die um das, was glänzt, nur ſeufzen,
Gleichen ſie nicht Königen?
Weiber, Könige und Kinder,
Eben ihrer Schwachheit wegen
Werden ſie uns achtungswerth:
Denn der Schwachheit nachzugeben,
Iſt des Starken Pflicht; Ximene,
Geben wir den Kleinen nach.“

„Und behalten die Juwelen,“
Riefen froh die kleinen Mädchen;
Die des Vaters Bart ſonſt ſcheuten,
Ihn zu küſſen, klimmen an ihn,
Küſſen ihn mit Herzensluſt.

Kommen ließ der Cid zwei Juden,
Neben ſich an Tafel ſitzen
Mit viel Ceremonien;
Will von ihnen tauſend Goldſtück'
Auf die Sicherheit von zweien
Großen Kaſten, angefüllet
Mit all' ſeinem Silberwerk.
Jedoch unter der Bedingung,

Nicht vor Jahresfrist die Kasten
Zu eröffnen, und nur dann erst
Sich zu halten an den Inhalt,
Wenn er sie nicht ausgelöst.

Mehr gesichert durch den edlen
Namen Cids, als durch die Kasten,
Zahlten ihm die zwei Beschnittnen
Tausend Goldstück', gingen beide
Die Bedingung ein; doch nahmen
Sie mit sich die schweren Kasten,
Die der Cid (so wollt' es jetzo
Seine Noth) mit Sand gefüllt.

That dem Herzen Cids das wehe?
Nicht im mindsten. Herzhaft that er's,
Voll Vertrauen auf sein Glück.
Auf, Ximene! Jetzt zur Kirche!
Weih'n wir jetzt zur Hülfe Gottes
Meine Waffen, mein Panier!

46ste Romanze.

Laut von Priestern und von Kriegern,
Ward die Messe Cids gesungen,

Und das heilige Geheimniß
Mit Trommeten laut begrüßt;
Zimbeln klangen, Pauken schallten,
Daß die heiligen Gewölbe
Bebten; aller Krieger Herzen,
Der dreihundert Unverzagten,
Füllt ein neuer Heldenmuth
Zu dem Kampf entgegen Mauren,
Mauren in Valencia.

Als geweihet war die Fahne,
Nahm der Cid sie in die Hand.
Also sprach er: „arme Fahne
Eines armen und verbannten
Kastilianers, nach dem Segen,
Den auf dich der Himmel legte,
Mangelt dir nur Spaniens Achtung;
Und die sag' ich dir vorher."

Hiermit rollt' er auf die Fahne,
Hebt sie schwingend in die Lüfte:
„Sieg und Ruhm wird dich begleiten,
Fahne, bis vielleicht du fliegest
Neben Königes Panier.

Don Alfonso, Don Alfonso,
Unter der Sirenen Sange
Schlummerst Du; Dir drohet Unglück,
Wenn Du, wenn Du nicht erwachst."

„Krieger," sprach er, „ist's nicht also?
Wir sind aufgeweckt. Entehret
Wären wir, die etwas werth sind,
Dort, wo Keiner etwas taugt.
Achtung und Verdienst, sie haben
Nur an ihrer Stelle Werth."

„Eingewiegt von den Sirenen
Schlummert dort der tapfre König;
Nutzen wir den tiefen Schlummer,
Die Boshaften zu erschrecken,
Nicht am Hofe, sondern fern.
Fürchterlicher ist den Bösen
Nichts, als derer, die sie hassen,
Fern erworbner, schöner Ruhm.
Tausend edle Herzen seufzen
Ingeheim, verfolgt von Bösen;
Glücklich, wenn, sie zu enthüllen,
Vor dem Angesicht des Weltalls
Sich, wie uns, der Anlaß beut."

„Edle Fahne, in den Lüften
Flattre stolz, die Zuflucht Aller,
Die das Laster seufzen macht.“

Nieder senkt er jetzt die Fahne:
„Tapfre Krieger, meine Freunde,
Rache des Vasallen gegen
Seinen angebornen Herrn,
Auch gerecht, erscheint sie immer
Nur als Aufruhr und Verrath.
Die Beleidigung verschmerzen,
Ist das Merkmal höh'rer Seelen,
Ob sie sie gleich tief gefühlt.
Gält' es Rache, mir entflöhen
Meine Feinde nicht; ich folgte
Ihnen nach zum Firmament.“

„Hier, o Krieger, in des Friedens
Und der Liebe heil'ger Wohnung,
Hier blas' ich jetzt in die Lüfte
Das Gedächtniß meiner Schmach.
Jegliches Gefühl der Rache
Geb' ich athmend hin den Winden.
Einzig trag' ich meine Waffen,
Die ich für mich selbst anlegte,

Einzig trag' ich für Kastilien
Sie und für die Christenheit.
Hab' ich Stärke g'nug, so pflanz' ich
Meine Fahne gen Toledo,
Und was dort ich dann erwerbe,
Heiße Neu-Kastilien."

„Unterdeß für jetzt, Ihr Freunde,
Da uns eine Herberg' fehlet,
Ist uns baldigst die Erob'rung
Eines kleinen Schlosses Noth.
Wer auf mehr als Ehre wartet,
Der verlasse mein Panier."

Hiemit hob er auf die Fahne:
„Edle Fahne, schwinge, schwinge
Dich entfaltend durch die Lüfte.
Klarinetten und Trommeten,
Tönt! Ihr Trommeln und ihr Pauken!
Euer Sammtgehall erschrecke
Nur die Schwachen und die Bösen
Und der falschen Heuchler Zunft."

48ste Romanze.

Dasteht nun der Cid gerüstet!
Unwissend, was werden solle,
Schwört der Maure bei Mahoma.
Daß er Cid beleidigt habe,
Reuet jetzt König Alfonso;
Doch der Cid, er steht in Waffen;
Es geht nach Valencia.

Dasteht nun der Cid gerüstet;
Aufgestützt auf seinen Degen,
Spricht zuletzt er mit Ximenen;
Babieça beißt die Zügel,
Heiß-erwartend ihren Reiter,
Und des Cids Paniere rauschen
In der Luft, erwartend ihn.

„Warum weinet Ihr, Ximene,
Ist so schwach denn unſ're Liebe,
Daß sie nicht ertragen könne
Einige Abwesenheit?
Jeder Edle ist dem König
Dienste schuldig; dem Gerechten

Leistet man sie pflichtenmäßig,
Undankbaren schenkt man sie."

„Muth und Sinn ist Euer Erbtheil,
Tochter eines Heldenstammes,
Die Gemahlin eines Kriegers,
Frei von jeder Weibesschwachheit,
So, Ximene, laß ich Euch."

„Jeden Augenblick des Tages
Wendet wohl an, nähend, stickend,
Singt am Abend mit den Töchtern,
Und, um Euer Haus zu ordnen,
Wachet mit Auroren auf."

„Zu Vergnügungen verlass' ich
Euch die Sorge für die Heerden,
Für die Wolle, für's Gefieder;
Nie, Ximene, nie seyd müßig,
Arbeit ist des Blutes Balsam,
Arbeit ist der Tugend Quell."

„Eure reiche Kleidung schließet
Ein, bis auf mein Wiederkommen,
Nicht, darin mir zu gefallen,
Sondern mir zur Ehre dann.

n Abweſenheit des Mannes
eidet einfach ſich die Frau."

Junge Mädchen, fern vom Feuer,
ie den Werg; doch laßt die Töchter,
enn Gefahren Ihr entfernet,
ie nichts merken von Gefahr.
ſſet ſie an Eurer Seite
chlafen, und hinaus in's Grüne
e ausgehen ohne Euch.
chter ohne ihre Mutter
ind wie Lämmer ohne Hirt."

eigt den Hausgenoſſen Würde,
ren Frauen ſeyd geſprächig;
gen Freunde ſeyd beſcheiden;
gen Euch und Eure Kinder
nachgebend: ſtreng und feſt.
iner Freundin, auch der Beſten,
get Einen meiner Briefe,
e ich keinem meiner Freunde
ien Eurer Briefe zeige:
nn das Band der Ehgenoſſen
ein zart: vertraulich Band."

„Nie erwirbt man sich Hochachtung,
Wo man Alles von sich wissen,
Alles übersehen läßt.
Die geschwätzige Gemahlin
Zieht den Mann in ihr Geschwätz,
Macht dabei sich selbst verächtlich;
Und doch ruhet auf der Achtung
Eines Hauses seine Macht."

„Soll' es Euch bisweilen Mühe
Kosten, meiner Briefe Inhalt
Zu verbergen: denn der Freude
Botschaft, sie verbirgt sich schwer:
So entdeckt es, sie zum Schweigen
Zu gewöhnen, Euren Töchtern;
Ihrem Vater zu gefallen,
Schweigen, weiß ich, sie gewiß."

„Nehmet Rath von keinem Manne;
Fragt, was ich Euch rathen würde,
Wär' ich da, und folgt dem Rath.
Und in schweren Dingen — schreibet;
Nie verläßt Euch meine Feder,
Wie mein Degen und mein Herz."

„Zwei und zwanzig Maravedis
Laſſ' ich Euch zur Tages-Ausgab';
Haltet Euch darnach; der wahre
Adel ſteht nicht im Erſparen,
Doch auch im Vergeuden nicht.
Seyd Ihr geldbedürftig, laſſet
Keinen als nur Mich es wiſſen;
Keinen Eurer Leute ſetzet
Je zum Pfande; ſuchet lieber
Geldesſummen auf mein Wort."

„Auf mein bloßes Wort, Ximene,
Dieſes, wie des Himmels Feſte,
Weiß man, iſt feſt und gewiß.
Wie ich mich für andre ſchlage,
Glaubt, ſo werden ſich auch andre
Froh bemüh'n für mich und Euch."

„Lebet wohl! Und einen Kuß noch!
Einen nur; ich bringe keinen
Aus den Schlachten Dir zurück.
Lebe wohl, meine Ximene! —
Fort! die Krieger möchten ſagen,
Ich ſey hier Dein Bräutigam."

66ſte Romanze.

Tages noch vor ſeinem Tode
Ließ Cid ſeine Freunde kommen,
Und als Feldherr ſprach er ſo:

„Ich weiß, daß der Mohrenkönig,
Daß Bukar mit ſeinen Heeren,
Der Valencia hart umſchließt,
Gierig meinen Tod erwartet;
Bergt dem Sarazenen ihn.“

„Und die koſtbar'n Spezereyen,
Die Balſame, die der Sultan
Mir aus Perſien geſandt,
Sandt' er wohl für meinen Leichnam —
Wohl, ihr Freunde, laßt ihn waſchen,
Balſamirt ihn mit der Myrrhe,
Kleidet ihn von Haupt zu Fuß.
San-Jägo wird Euch begleiten,
Und kein Klaggeſang erſchalle,
Keine Thräne wein' um mich.“

„Vielmehr, wenn ich ausgeathmet,
Laſſet die Trommeten tönen,

Laßt die Pauken, laßt die Cymbeln,
Laßt die Klarinetten rufen,
Feldgeſchrey zur nahen Schlacht."

„Und wenn ihr dann nach Kaſtilien
Meinen Leichnam hin begleitet,
Wiß' es ja kein Mohren-Seewolf,
Alle laſſet hier zurück."

„Sattelt meinen Freund Babieca,
Kleidet mich in meine Waffen,
Gürtet an mir die Tizona,
Und ſo ſetzt mich auf mein Roß.
Neben mir geht dann Gil Diaz,
Don Jeronymo, der Biſchof,
Und mein tapf'rer Freund Bermudes;
Ihr Alvar Fannez Minaya,
Ziehet ſtracks hin auf Bukar;
Daß Euch Gott den Sieg verleih'n wird
Sagte mir San Pedro ſelbſt."

Alſo ſprach der Feldherr ruhig,
Und des Sultans Ehrenbalſam
War geſandt ihm zum Triumph.

67ste Romanze.

Fahnen, gute, alte Fahnen,
Die den Cid so oft begleitet,
In und siegreich aus der Schlacht,
Rauschet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt:
Denn es brechen seine Blicke,
Er sieht euch zum letztenmal.

Lebet wohl, ihr schönen Berge,
Teruel und Albarazin,
Ew'ge Zeugen seines Ruhmes,
Seines Glückes, seines Muths;
Lebet wohl, ihr schönen Höhen,
Und du Aussicht auf das Meer hin.
Ach, der Tod, er raubt uns Alles,
Wie ein Habicht raubt er uns.
Seht, es brechen seine Augen —
Er blickt hin zum letztenmal.

Was hat er gesagt, der gute
Cid? Er liegt auf seinem Lager.
Wo ist seine Eisenstimme?

Kaum noch kann man ihn verſtehen,
Daß er ſeinen Freund Babieça,
Ihn noch einmal ſehen will.

Babieça kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden,
In ſo mancher, mancher Schlacht.
Als er die ihm wohlbekannten
Gluten alten Fahnen ſiehet,
Die ſonſt in den Lüften wehten,
Hingebeugt auf's Sterbelager,
Unter ihnen ſeinen Freund.

Fühlt er ſeinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, ſteht mit großen
Augen ſtumm da, wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm nichts ſprechen,
Er auch nichts zu ſeinem Herrn:
Traurig ſieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum letztenmal.

Gerne hätt' ſich Alvar Fannez
Mit dem Tode jetzt geſchlagen;
Ohne Sprache ſitzt Ximene;

Cid, er drückt ihr noch die Hand.
Und nun rauſchen die Paniere
Stärker; durch das offne Fenſter
Weht ein Wind her von den Höhen —
Plötzlich ſchweigen Wind und Fahnen
Edel: denn der Cid entſchläft.

Auf, nun auf! Trommeten, Trommeln,
Pfeifen, Klarinetten, tönet,
Uebertönet Klag' und Seufzen;
Denn der Cid befahl es da.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entſchlief.

68ſte Romanze.

Ausgeathmet hat der gute
Cid, der von Bivar ſich nannte.
Zu vollbringen ſeinen Willen,
Iſt Gil Diaz jetzt bedacht.

Balſamiret wird ſein Leichnam,
Friſch und ſchön, als ob er lebte,
Sitzt er da mit hellen Augen,
Mit ehrwürdig-weißem Bart;
Eine Tafel ſtützt die Schultern,

Eine Tafel Kinn und Arme,
Unbewegt auf ſeinem Stuhle,
Sitzt er da, der edle Greis.

Als zwölf Tage nun vergangen,
Schalleten die Kriegstrommeten,
Weckten auf den Maurenkönig,
Der Valencia hart umſchloß.

Mitternacht war's, und man ſetzte
Auf ſein gutes Pferd Babieça
Grad' und feſt den todten Herrn;
Schwarz und weiße Niederkleider,
Aehnlich dem gewohnten Harniſch,
Den Cid an den Beinen trug;
Durchgenäht mit goldnen Kreuzen
War die Kleidung; ihm am Halſe,
Eingefaßt mit der Deviſe,
Wellenförmig hing ſein Schild.
Von gemaltem Pergamente
Stand ein Helm ihm auf dem Haupte;
Ganz in Eiſen eingekleidet
Schien er da auf ſeinem Roß,
In der Rechten die Tizona. —

Neben ihm zu Einer Seite,
Ging Jerohymo, der Biſchof,
An der andern ging Gil Diaz;
Beide führten den Babieça,
Der ſich ſeines Herrn erfreute,
Der noch einmal auf ihm ſaß.

Sacht geöffnet ward die Pforte,
Die hin gen Kaſtilien führet,
Trabethor wird ſie genannt:
Durch ſie zog Pedro Bermudes
Mit erhobner Fahne Cids,
Neben ihm vier hundert Ritter,
Zur Bedeckung ihr, voran.
Jetzt nun folgete Cids Leiche,
Hundert Ritter um ſie her;
Hinter ihr Donna Ximene,
Wohlbegleitet von ſechs hundert
Edlen Männern, ihrem Schutz.

Schweigend ging der Zug und langſam,
Leiſ', als wären es kaum zwanzig;
Aus Valencia waren alle
Längſt ſchon, als der Tag anbrach.

Alvar Fannez war der Erſte,
Wüthig ſtürzt er auf die Mauren,
Die Bukar hieher gelagert;
Ungeheuer war die Zahl.

Traf zuerſt auf eine ſchwarze
Mohrin, die aus türkſchem Bogen
Gift'ge Pfeile tödtlich ſchoß,
Alſo meiſterhaft, daß man ſie
Einen Stern des Himmels nannte;
Sie und ihre Schweſtern alle,
Hundert ſchwarze Weiber ſtreckte
Alvar Fannez in den Staub.

Dies geſehn, erſchraken alle,
Sechs und dreißig Mohrenkön'ge;
Furcht-erblaſſet ſtand Bukar.
Wohl ſechs hundert tauſend Ritter
Dünkt ihnen das Heer der Chriſten,
Alle weiß und hell wie Schnee.
Und der ſchrecklichſte vor Allen,
Reitend vor auf weißem Roſſe,
Größer als die andern alle,

In der Hand ein' weiße Fahne;
Auf der Bruſt ein farbigt Kreuz,
Sein Schwert glänzete wie Feuer —
Als er anlangt bei den Mauren,
Breitet rings um er den Tod.
Alle fliehen nach den Schiffen,
Viele ſtürzen ſich in's Meer.
Wohl zehntauſend waren ihrer,
Die die Schiffe nicht erreichten,
Die des Meeres Fluth verſchlang.
Von den Mohrenkön'gen blieben
Zwanzig; nur Bukar entrann.

Alſo ſiegt auch nach dem Tode,
Weil San-Jago ihm voranging,
Cid; gewonnen ward an Beute
Großer Reichthum, alle Zelte
Voll von Golde, voll von Silber,
Auch der Aermſte wurde reich.
Sodann ſetzten, nach dem Willen
Cids, die freundlichen Begleiter
Nach San Pedro de Cordonna
Ruhig ihre Reiſe fort.

Aus

den Volksliedern

oder

der Stimme der Völker.

Aus Percy's Vorrede zu ſeinen Reliques of ancient English Poetry.

Der gelehrte Selden war recht verliebt, dieſe alten Geſänge zu ſammeln. Er fing die Pepys-Sammlung an, die, bis 1700 fortgeſetzt, über 2000 Stück enthält — — — und pflegte überhaupt zu ſagen: „daß Dinge der Art das treueſte Bild der Zeiten und den wahren Geiſt des Volks enthielten, ſo wie man an einem in die Luft geworfenen leichten Strohhalm eher ſehen könne, woher der Wind komme, als an einem ſchweren großen Steine.“

Lieder aus dem hohen Nord.

1.

Grönländiſches Todtenlied.

Wehe mir, daß ich deinen Sitz anſehen ſoll, der nun leer iſt! deine Mutter bemühet ſich vergebens, dir die Kleider zu trocknen!

Siehe! meine Freude iſt in's Finſt're gegangen, und in den Berg verkrochen.

Ehedem ging ich des Abends aus, und freuete mich: ich ſtreckte meine Augen aus, und wartete auf dein Kommen.

Siehe, du kamſt! Du kamſt muthig angerudert mit Jungen und Alten.

Du kamſt nie leer von der See: dein Kajak war ſtets mit Seehunden oder Vögeln beladen.

Deine Mutter machte Feuer und kochte. Von dem Gekochten, das du erworben hatteſt, ließ deine Mutter den übrigen Leuten vorlegen, und ich nahm mir auch ein Stück.

Du ſaheſt der Schaluppe rothen Wimpel von weitem, und rufteſt: da kommt Lars (der Kaufmann).

Du lieſſt an den Strand und hieltſt das Vordertheil der Schaluppe.

Dann brachteſt du deine Seehunde hervor, von welchen deine Mutter den Speck abnahm. Und dafür bekamſt du Hemde und Pfeileiſen.

Aber das iſt nun aus. Wenn ich an dich denke, ſo brauſet mein Eingeweide.

O daß ich weinen könnte, wie ihr andern, ſo könnte ich doch meinen Schmerz lindern.

Was ſoll ich mir wünſchen? Der Tod iſt mir nun ſelbſt annehmlich worden, aber wer ſoll mein Weib und meine übrigen kleinen Kinder verſorgen?

Ich will noch eine Zeitlang leben: aber meine Freude soll seyn in Enthaltung dessen, was den Menschen sonst lieb ist. —

2.

An das Rennthier.

Lappländisch *).

Kulnasaz, Rennthierchen, lieb Rennthierchen, laß uns flink seyn,
Laß uns fliegen, bald an Stell' und Ort seyn!
Sümpfe sind noch weit daher,
Und haben fast kein Lied mehr.

Sieh da, dich mag ich leiden, Kaiga-See,
Leb wohl, du guter Kailva-See,
Viel schlägt mir's schon das Herz
Auf'm lieben Kaiga-See.

Auf, Rennthierchen, liebes, auf,
Fliege, fliege deinen Lauf!
Daß wir bald an Stell' und Ort seyn,
Bald uns unsrer Arbeit freun.

*) Scheffer Lapon. p. 282.

Bald ich meine Liebe ſeh —
Auf, Rennthierchen, blick und ſieh!
Kulnaſazlein, ſiehſt du ſie
Nicht ſchon baden?

3.

Jörru.

Ein eſthniſches Lied *).

Jörru, Jörru, darf ich kommen?
Nicht, o Liebchen, heute.
Wäreſt Du doch geſtern kommen,
Nun ſind um mich Leute.

Aber morgen, früh am Morgen,
Schlankes, liebes Aeſtchen,
Kannſt Du kommen ohne Sorgen,
Da bin ich alleine.

Wenn der Mayenkäfer ſchwirret
Früh im kühlen Thaue!
Hüpf' ich, Liebe, Dir entgegen,
Weißt, auf jener Aue.

*) Aus Kelchs Geſchichte von Livland. Jörrn heißt Georg, und hat nicht, wie man etwa geträumt, Beziehung auf Abſtammung aus Jeruſalem.

4.
Ein lettiſches Lied.

Komm, o komme, Nachtigallchen!
Komm mit deinem warmen Sommer;
Meine lieben jungen Brüder
Wüßten ſonſt die Saatzeit nicht.

Liebes Mütterchen, die Biene,
Die ſo vielen Honig hat,
Allen giebet ſie nicht Honig,
Doch der Sommer allen Brot.

Väter, Väter bahnen Wege,
Kinder, Kinder folgen nach;
Gebe Gott, daß unſre Kinder
Unſern Wegen folgen nach.

Füllen mit dem weißen Fuße,
Scheuſt du dich hindurch zu traben?
Sohn, du mußt durch alles wandern,
Heimzuholen deine Braut.

Geſtern nicht, es war ſchon lange,
Da die Sonne Braut noch war;
Geſtern nicht, es war ſchon lange,
Als der erſte Sommer ward.

5.

Desgleichen.

Klingend war mein Pferd gezäumet,
Klingend mit der Harfenſaite,
Mit ihm ritt ich in die Fremde,
Tönete,
Hüpfete,
In der Fremde ſah ich Mädchen,
Schön wie Blumen, friſch wie Roſen,
Jüngling, der Du einſam lebeſt,
Haſt nur Leid und Plage;
Jüngling nimm Dir eine Freundin,
So haſt Lebensfreude.

6.

Lied des Mädchens um ihren Garten.

Litthauiſch.

Auf, ſinge, Mädchen,
Nicht! O, warum nicht?
O, warum aufgeſtützet?
Dein Arm wird Dir erſterben.

Wie kann ich ſingen
Und fröhlich werden?
Mein Gärtlein iſt verwüſtet,
Ach, jämmerlich verwüſtet!

Rauten zertreten,
Roſen geraubet,
Die Lilien weiß, zerknicket,
Der Thau gar abgewiſchet!

O weh, da konnt' ich
Mich ſelbſt kaum halten,
Sank hin im Rautengärtlein
Mit meinem braunen Kranze.

7.

Klage um eine geſtorbene Braut.

Ein tartariſches Lied.

(Aus Tellers Beſchreibung von Kamtſchatka. Frankfurt und Leipzig 1774.)

Auf dem blanken See biſt Du gefallen,
Biſt nunmehr zur Aanguiſch-Ente *) worden,

*) Sie glauben, daß die Verſtorbenen See-Enten würden; darauf beruhet die Idee des Liedes.

O daß ich geſehn Dich hätte fallen!
Auf den Wellen hätt' ich Dich ergriffen,
Schnell ergriffen, und Dich nicht verfehlet.
Denn wo fänd' ich Deinesgleichen Eine?
Hätt' ich Habichtsflügel, in die Wolken
Folgt' ich Dir, und holte Dich hernieder. —

Mit ihr iſt mein Leben mir verloren;
Voll von Traurigkeit, mit Schmerz beſchweret,
Zieh ich in den Wald. Ich will den Bäumen
Ihre Rinde nehmen, mir zur Speiſe;
Dann, erwachend mit dem frühſten Morgen
Eil' ich an den See. Ich will die Ente
Aanguiſch jagen; rings umher die Augen
Will ich forſchend dreh'n, ob meine Liebe
Sich mir zeig', ob ich ſie wiederfinde? —

8.

Die luſtige Hochzeit.

Ein wendiſches Spottlied.

(Aus Eckards Hist. stud. Etymol. ling. german. Hanover. 1711. S. 269.)

Wer ſoll Braut ſeyn?
Eule ſoll Braut ſeyn.

Die Eule ſprach
Zu ihnen hinwieder, den beiden:
Ich bin ein ſehr gräßlich Ding,
Kann nicht die Braut ſeyn;
Ich kann nicht die Braut ſeyn!

Wer ſoll Bräutigam ſeyn?
Zaunkönig ſoll Bräutigam ſeyn.
Zaunkönig ſprach
Zu ihnen hinwieder, den beiden:
Ich bin ein ſehr kleiner Kerl,
Kann nicht Bräutigam ſeyn;
Ich kann nicht der Bräutigam ſeyn!

Wer ſoll Brautführer ſeyn?
Krähe ſoll Brautführer ſeyn.
Die Krähe ſprach
Zu ihnen hinwieder, den beiden:
Ich bin ein ſehr ſchwarzer Kerl,
Kann nicht Brautführer ſeyn;
Ich kann nicht Brautführer ſeyn!

Wer ſoll Koch ſeyn?
Wolf ſoll der Koch ſeyn.
Der Wolf, der ſprach

Zu ihnen hinwieder, den beiden:
Ich bin ein ſehr tückſcher Kerl,
Kann nicht Koch ſeyn;
Ich kann nicht der Koch ſeyn!

Wer ſoll Einſchenker ſeyn?
Haſe ſoll Einſchenker ſeyn.
Der Haſe ſprach
Zu ihnen hinwieder, den beiden:
Ich bin ein ſehr ſchneller Kerl,
Kann nicht Einſchenker ſeyn;
Ich kann nicht Einſchenker ſeyn!

Wer ſoll Spielmann ſeyn?
Storch ſoll Spielmann ſeyn.
Der Storch, der ſprach
Zu ihnen hinwieder, den beiden:
Ich hab' ein'n großen Schnab'l,
Kann nicht wohl Spielmann ſeyn;
Ich kann nicht Spielmann ſeyn!

Wer ſoll der Tiſch ſeyn?
Fuchs ſoll der Tiſch ſeyn.
Der Fuchs, der ſprach
Zu ihnen hinwieder, den beiden:

Schlagt von einander meinen Schwanz,
So wird er euer Tiſch ſeyn;
So wird er euer Tiſch ſeyn!

9.

Die ſchöne Dolmetſcherin *).

Eine morlackiſche Geſchichte.

Ueber Gravo fiel der Baſcha Muſtaf,
Und rings um die hohe Mauer ſanken
Viel von ſeinen Edeln. Als die Türken
Abends nun im Hauſe des Nikolo,
Des Gebieters über Gravo, aßen,
Baten ſie um friſches Waſſer. Niemand
War der Sprache kundig, als die ſchöne
Tochter des Nikolo, und zur Mutter
Rief ſie: Liebe Mutter, auf die Füße!
Friſches Waſſer fordern dieſe Türken.

Stand die Mutter auf und brachte Waſſer.
Alle tranken, doch der Jüngling Muza

*) Aus einem Manuſkript des Abt Fortis.

Trank nicht; bittend sprach er zu der Mutter:
„Edle Frau, der Himmel sey Euch günstig!
Aber gebt, o gebt mir Eure Tochter
Zur getreuen Gattin.“ — „Scherze nicht so,“
Spricht die Mutter, „Du des Bascha Krieger;
Lang' vermählet ist schon meine Tochter

An Zekulo, an des stolzen Janko
Neffen. Er gab ihr von rother Seide
Drei gar aus der Maaßen schöne Kleider,
Und von feinem Golde drei Agraffen,
Und drei Diamanten, also prächtig,
Daß an ihrem Glanz man Abends speisen
Und in Mitternacht, als wär' es Mittag,
Zehen Pferd' behufen könnte. Also
Ist für Dich, o Krieger, nicht das Mädchen.“

Traurig saß auf dieses Wort der Jüngling,
Sprach nicht mehr und schloß die Nacht kein Auge,
Und nach langer Nacht bei Tages Anbruch
Sprang er auf, auf seine wackern Füße,
Ging zum Zelt des Bascha und mit tiefen
Worten sprach er also: „Hoher Bascha!
Unter allen Schönen, die Dein weites

Land Dir zollet, iſt von Himmelsſchönheit
Hier ein Mädchen, unſrer Sprache kundig,
Tochter des Nikolo, Herrn von Gravo."

Und der Baſcha ließ den Grafen rufen,
Sprach vertraulich zu ihm: „Iſt es Wahrheit,
Was die Rede ſaget? Deine Tochter
Sey ſo ſchön und lieblich aus der Maaßen?
Wollteſt Du ſie mir zur Gattin geben?"

Unverändert ſprach der edle Vater:
„Schön iſt meine Tochter, hold und lieblich;
Aber längſt iſt ſie zur Braut vermählet.
Zekulo, des ſtolzen Janko Neffe,
Gab von rother Seide ihr drei Kleider,
Und von feinem Golde drei Agraffen,
Und drei Diamanten."

Spricht der Baſcha
Freundlich: „Auf! wohlauf denn, Freund Nikolo,
Laß das ſchöne Mädchen und den Bräut'gam
Zu mir kommen, daß es ſich entdecke,
Wen von beiden ſie ſich wähle?"

Mißmuth
Ueberfiel den Grafen bei der Rede.

Kaum zu Hauſe, ſendet er ein weißes
Blatt an Zekulo, des Woiwods Neffen:
„Jüngling Zekulo, der Baſcha ſucht Dir
Deine ſchöne Braut zu rauben. Eile!
Komm zu meinem Hofe und wir gehen
Beide zu dem Zelt des Baſcha. Morgen
Soll das Mädchen ſagen, wen ſie wähle?“

Kaum das Blatt geleſen, legt der Jüngling
Auf ſein allerſchnellſtes Roß den Sattel,
Nimmt mit ſich dreihundert der Vaſallen,
Kommen noch den Abend ſpät zum Grafen.
Kaum vorbei die Nacht und Morgenanbruch,
Gehen Braut und Bräutigam zum Baſcha,
Treten vor ihn, und mit ſüßen Worten
Spricht der Türke zu dem Mädchen: „Wähle,
Schönes Mädchen, mit wem willt Du ziehen?
Zieh'n mit Zekulo? wie? oder Gattin
Eines Baſcha heißen?“

Und das Mädchen
(Alſo hatt' die Mutter ſie gelehret)
Schnell erwiedert ſie: Auf „grünem Graſe

Will, o Herr, ich lieber mit Dir ſtehen,
Als mit Zekulo auf rother Seide.“

Zekulo im Zorn erhob die Stimme:
„Iſt das Deine Treue, Deine Seele,
Die Du mir bei Deinem Gott geſchworen!
Schnell, Untreue, gieb die Goldgeſchenke
Mir zurück und geh, zu wem Du wolleſt.
Recke aus die Hand.“ Betrogen reckte
Sie ſie aus, zu geben die Geſchenke;

Aber eine böſe Schlange ſtach ſie.
Zekulo mit ſeinem ſcharfen Säbel
Hieb ihr ab die rechte Hand der Untreu.
Sprach zum Baſcha: „Herr, es iſt Dein Glück noch!
Dieſe rechte Hand war mir gegeben,
Nimm den Reſt nun, jeder hat das Seine.“

Knirſchend rief der Baſcha: „kühner Jüngling,
Und das wagſt Du hier in meinem Divan?
Biſt Du tapfer wie Du keck biſt, Jüngling,
Aus, hinaus zum Zweikampf!“ Und der Jüngling
Nahm mit Freuden an den Zweikampf. Beide
Reiten mit Gefolge auf die Ebne;
Doch das Schickſal war dem Baſcha widrig,

Und der Jüngling mit dem scharfen Säbel,
Spaltet Mann und Sattel. So gerieth Dir
Deine Untreu schlecht, betrog'nes Mädchen *).

---

*) Von den serbischen Volksliedern haben wir durch die Herren Wuk Stephanowitsch und C. Fauriel mit Erläuterungen versehene Sammlungen erhalten, die durch die deutschen Uebersetzungen des Herrn Wilhelm Müller, so wie durch Talvj noch bekannter geworden sind. Ein kleines dieser Lieder (das 21 ste aus der Fauriel'schen Sammlung) mag hier nach Herrn Müllers Uebersetzung, als Probe stehen:

Ein Roß ritt ich ohne Schule,
Roß vertrug mich zur Walachin [1]),
Ihr zur Seite stehn drei Mädchen,
Eins still schelten thät die Mutter:
„Hündin Nera [2]), wo gewesen?"
Nicht doch schilt mich, liebe Mutter!
Bin gewesen an der Donau,
Hab' geschauet junge Deutsche [3]).

1) Es spricht ein bosnischer Türk; ihm sind die serbischen Christen Walachen.

2) Nera, Schmeichelform von Nerandscha (Orange).

3) Für die serbischen Völker fangt Deutschland da an, wo Serbien und die Türkei aufhört. Also die Deutschen des Mädchens sind höchst wahrscheinlich noch immer serbische Deutsche.

Lieder aus dem Süd.

I.

Lob des Gastfreundes.

Griechisch.

(Die berühmte Skolie des Aristoteles, bei'm Athenäus L. 15. c. 16.)

O Tugend, schwer zu erringen
Dem sterblichen Geschlecht,
Des Lebens schönste Belohnung,
Jungfrau Du!

Einen Deutschen ich da sehe,
Wollt' er seyn mein Schwiegervater,
Wohl ihm gäb' ich gern ein Hemdlein,
Daß sein Lebelang er's trüge;
Einen andern Deutschen sah' ich,
Wenn der seyn will mir Brautführer,
Gäb' ein goldgesticktes Tuch ihm,
Daß sein Lebetag er's trüge.
Und den dritten Deutschen sah' ich,
Wenn der seyn will mein Geliebter,
Gäb' ihm wohl die schwarzen Augen,
Daß sein Lebtag er sie küsse.

Um Deine Schöne gingen
Die Griechen freudig in Tod,
Bestanden harte Gefahren
Mit eisern'm Muth.

Du giebst dem Herzen
Unsterbliche Frucht,
Die süßer als Gold und Eltern ist,
Und als der zarte Schlaf.

Um Deinetwillen hat Herkules
Und Leda's Söhne so viel ertragen,
Zeigten in Thaten
Deine Macht.

Aus Lieb' um Dich ging Held Achill
Und Aeas in's Todtenreich,
Um Deine süße Gestalt hat sich Atarne's Gastfreund
Den Glanz der Sonne geraubet.

Unsterblich singet ihn, ihn den Thatenreichen,
O Musen, Töchter des Ruhms,
So oft ihr preiset den Gott verbündeter Treu
Und fester Freundschaft Lohn!

2.

Hochzeitgesang.

Latein.

(Aus Catull.)

Chor der Jünglinge.

Auf! der Abend ist da! Ihr Jünglinge, auf! am Olympus
Hebt der lang ersehnete Stern sein funkelndes Haupt schon.
Laßt das triefende Mahl! es ist Zeit! es ist Zeit! denn im Nu wird
Kommen die Braut und soll der Hymenäus ertönen.
Hymen o Hymenäus! Hymen komm Hymenäus!

Mädchen

Jungfrau, schauet Ihr nicht die Jünglinge? Ihnen entgegen,
Auf! der Bote der Nacht, er schwinget die himmlische Fackel.
Wahrlich! sehet Ihr nicht, wie sie sich zum Kampf schon rüsten:

Nicht vergeblich rüſten! der Sieg im Geſange wird ihr ſeyn.
Hymen o Hymenäus! Hymen komm Hymenäus!

Jünglinge.

Brüder, es iſt uns nicht ſo leicht die Palme verliehen!
Seht, wie die Jungfrau'n dort nachſinnend ſuchen Geſänge,
Nicht vergebens ſinnen ſie nach; ſie ſuchen das Schönſte,
Wohl das Schönſte, da ſie mit ganzer Seele ſich mühen;
Und wir ſchweifen umher, das Ohr, die Seele getheilet.
Billig ſiegen ſie denn: denn Sieg will Mühe! Wohlauf noch
Itzt, Ihr Brüder, o ruft zum Geſang' die Seele zuſammen!
Sie beginnen im Nu; im Nu ſoll Antwort ertönen.
Hymen o Hymenäus! Hymen komm Hymenäus!

Mädchen.

Hesperus, blickt am Himmel wohl Ein grausamer Gestirn, als
Du, der Mutterarmen vermag die blühende Tochter
Zu entreißen, sie loszureißen dem Arm, der sie festhält,
Und dem brennenden Jüngling ein keusches Mädchen zu geben.
Feind' in eroberter Stadt, was können sie härter beginnen?
Hymen o Hymenäus! Hymen komm Hymenäus!

Jünglinge.

Hesperus, ist am Himmel wohl ein holdseliger Stern, als
Du, deß Flamme den Bund der treuen Liebe nun festknüpft,
Knüpft das Band, das Männer, das Eltern geschlungen und eh nicht
Zuziehn konnten, bis dein segnendes Auge darauf blickt.
Können Götter uns mehr verleihen als die glückliche Stunde?
Hymen o Hymenäus! Hymen komm Hymenäus!

Mädchen.

Hesperus, ach, Ihr Schwestern! er hat uns Eine Gespielin
Weggeraubet, der Räuber, dem jede Wache vergebens
Lauret, der die Diebe verbirgt, und wenn er mit anderm
Namen *) wieder erscheint, die er barg, nun selber enthüllet.

Jünglinge.

Hesperus, höre sie nicht; sie singen gedichtete Klagen;
Was sie schelten, es ist, was still ihr Herz sich ersehnet.
Hymen o Hymenäus! Hymen komm Hymenäus!

Mädchen.

Wie die Blum' im umzäunten Garten verschwiegen heranblüht,
Nicht vom weidenden Zahn, von keinem Pfluge verwundet,
Auferzogen von Regen und Sonne, von schmeichelnden Lüftchen
Sanft

*) Als Morgenstern.

Sanft gewebet; es wünschen sie Knaben, es wünschen sie Mädchen.
Aber kaum ist sie geknickt vom zartesten Finger,
Ach, dann wünschen sie Knaben nicht mehr, nicht wünschen sie Mädchen.
So die Jungfrau: Blühet sie noch, die Liebe der Ihren
Unberühret; sobald sie sinkt die zärtliche Blume,
Ach, dann lieben sie Knaben nicht mehr, nicht lieben sie Mädchen.

Jünglinge.

Wie im nackten Felde die Rebe sinket zu Boden,
Hebt sich nimmer, erzieht nicht Eine fröhliche Traube,
Bis sich Wipfel und Wurzel im dunkeln Staube verschlingen,
Nicht der Landmann achtet der armen, der weidende Stier nicht.
Aber windet sie sich empor dem gattenden Ulmbaum,
Achtet hoch sie der Landmann, hoch der weidende Stier auch.
So die Jungfrau; altet sie öd' im Hause der Ihren —

Aber hat ſie das Band der reifen Ehe vermählet,
Achtet hoch ſie der Mann, es achten hoch ſie die Eltern.

Jungfrau, ſträube Dich nicht. Mit ſolchem Manne zu ſtreiten
Iſt nicht billig, ihm gab Dich der Vater, ihm gab mit dem Vater
Dich die liebende Mutter, und Du mußt beiden gehorchen.
Deiner Jugend Blume, Du denkſt, ſie iſt Dein, ſie iſt nicht Dein
Ganz; iſt Deines Vaters, iſt Deiner Mutter; der dritte
Theil gehöret Dir nur, und Du willt zweien entgegen
Streiten? ſie geben Dich mit der Morgengabe dem Eidam.
Hymen o Hymenäus! Hymen komm Hymenäus!

3.

Ein ſicilianiſches Liedchen.

(Aus den Poesie Siciliane dell' Abbate Giovanni Meli, T. I. p. 159.)

Sage, ſag', o kleine Biene,
Wohin eilſt du ſchon ſo frühe?

Noch auf keinem Gipfel taget
Nur ein Strahl der Morgenröthe.

Allenthalben auf den Wieſen
Zittert noch der Nachtthau funkelnd,
Nimm in Acht dich, daß er deinen
Goldnen Flügelchen nicht ſchade.

Sieh, die Blümchen alle ſchlummern
Noch in ihren grünen Knospen,
Schließen noch die Köpfchen träumend
Dicht an ihre Federbettchen.

Doch du ſchlägſt ſo raſch die Flügel!
Eileſt emſig deines Weges!
Sage, ſage mir, o Bienchen,
Wohin gilt's? Wohin ſo frühe?

Suchſt du Honig? Wenn nichts anders,
So laß ruhen deine Flügel,
Ich will dir ein Oertchen zeigen,
Wo du immer Honig findeſt.

Kenneſt du nicht meine Nice?
Nice mit den ſchönen Augen,

Ihre Lippen hauchen ſüße
Süßigkeiten unerſchöpflich.

Auf der ſchöngefärbten Lippe
Meiner einzig-Hochgeliebten,
Da iſt Honig! Auserleſ'ner!
Da, o Bienchen, ſauge, ſauge!

4.

Das Lied der Hoffnung.

Italieniſch.

(Aus Jagemanns Anthol. Ital. Vol. II. p. 413.)

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn dem Armen alles fehlet,
Alles weicht, ihn alles quälet,
Du, o Hoffnung, labeſt ihn.

Alles mag das Glück uns rauben,
Freunde, Freuden, Würde, Gut;
Nur umſonſt iſt Glückes Schnauben,
Wenn uns Hoffnung gütlich thut.
Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn dem Armen alles fehlet,
Alles weicht, ihn alles quälet,
Du, o Hoffnung, tröſteſt ihn.

Wenn die Meereswogen brüllen,
Singet der Sirenen Schaar;
Hoffnung kann die Fluthen ſtillen,
Führt den Schiffer durch Gefahr.
Hoffnung, Hoffnung u. ſ. w.
Du, o Hoffnung, leiteſt ihn.

Dir, o ſüße Hoffnung, ſäet
Froh der Landmann ſeine Saat:
Trauet dir und fröhlich mähet
Was er dir vertrauet hat.
Hoffnung, Hoffnung u. ſ. w.

Iſt des Lebens Baum verdorret,
Will die letzte Blüthe fliehn!
Trittſt du, Tröſterin, zum Kranken,
Zeigſt ihm noch die Wurzel grün.
Hoffnung, Hoffnung u. ſ. w.

In Verzweiflung, im Gefechte,
Wenn ſchon alles weicht und fällt;
Stehſt du an des Edlen Rechte,
Winkeſt ihm in andre Welt.
Hoffnung, Hoffnung u. ſ. w.

5.

Zaida an Zaid.

Spaniſch.

Hör', was ich Dir melde, Zaid!
Geh nicht mehr durch meine Straße,
Sprich nicht mehr mit meinen Weibern,
Noch mit meinen Sklaven ſprich mehr!

Frage nicht mehr, was ich mache?
Noch wer komm' mich zu beſuchen?
Welche Feſte mich ergötzen?
Welche Farben mir gefallen?

G'nug an der, die Deinetwegen
Jetzo meine Wangen färbet!
Daß ich einen Mohren kannte,
Der ſo wenig weiß zu leben. —

Ich geſteh' es, Du biſt tapfer,
Spalteſt, trenneſt, reißeſt nieder,
Haſt der Chriſten mehr erleget,
Als Blutstropfen in Dir fließen!

Biſt ein wack'rer ſchöner Reiter,
Tanzeſt, ſingeſt, ſpieleſt lieblich,
Biſt ſo fein, ſo wohlerzogen,
Wie man es ſich nur kann denken;

Weiß und roth, daß nichts darüber!
Stammeſt von berühmten Ahnen,
Biſt die Krone ſtets im Streite,
Biſt die Zier in Scherz und Spielen!

Viel verlier' ich mit Dir, Zaid!
Wie ich viel mit Dir gewann,
Und — wärſt Du nur ſtumm geboren,
Wär' es Dich zu lieben möglich.

Aber um des Einen willen,
Muß ich, Zaid, Dich verlieren,
Da, Verſchwender Deiner Seele,
Du Dir ſelbſt Dein Glück ja raubeſt.

Denn in Reden Dich zu zähmen,
Thäte es ja wahrlich Noth, Dir
Auf die Bruſt ein Schloß zu ſetzen,
Auf die Lippen einen Kadi.

Viel vermögen bei den Damen
Tapfre Männer Deinesgleichen;
Denn ſie lieben tapfre Männer,
Die zerſtreuen, hau'n und ſpalten.

Aber kurz und gut, Freund Zaid,
Wenn von ſolchen Gunſterweiſen,
Du Dir etwa Tafel giebeſt;
Rath ich Dir: genieß und ſchweige!

Köſtlich war's, was Du genoſſeſt,
Glücklich wäreſt Du, o Zaid,
Wüßteſt Du, Dir zu erhalten,
Was Du zu gewinnen wußteſt!

Aber wareſt Du doch neulich
Kaum heraus aus Tarſes Garten,
Als Du ja von Deinem Unglück
Und von meinem ſo beredt warſt!

Einem mißgeſchaff'nen Mohren
Zeigteſt Du, ich weiß es, jene
Flechte, die von meinen Haaren
Ich Dir auf den Turban ſteckte.

- Nicht verlang' ich ſie zurücke,
Noch, daß Du das Nichts behalteſt,
Aber wiſſe, Mohr! Du haſt ſie
Jetzt zum Zeichen meiner Ungunſt!

Auch hab' ich es wohl erfahren,
Wie Du ihn für jene Lügen,
Lügen, die für Wahrheit gelten,
Nun herausgefodert habeſt.

Wahrlich, ein ſo närriſch Unglück
Macht mich lachen wider Willen,
Wahreſt ſelbſt nicht Dein Geheimniß;
Und ein andrer ſoll es wahren?

Ich will nichts entſchuldigt hören;
Nochmals will ich Dir nur melden,
Daß Du jetzt zum letztenmale
Mich hier ſiehſt, und ich Dich ſpreche.

Alſo die verſchämte Mohrin
Sprach zum ſtolzen Bencerrajen;
Sprach noch, da ſie weg ſich wandte:
„Wer's ſo macht, wird ſo gelohnet!“

6.

Der kurze Frühling.

Spaniſch.

(Aus Gongora Romanc. Liricos p. 403. Ausgabe der Obras de Gongora. Brüſſel 1659. 4.)

Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.
Laßt Euch nicht die Zeit betrügen,
Laßt Euch nicht die Jugend täuſchen,
Zeit und Jugend flechten Kränze
Aus gar zarten Blumen.

Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.
Leicht entfliegen unſre Jahre,
Und mit räuberiſchem Flügel
Kommen, unſer Mahl zu ſtören,
Sie, Harpyen, wieder.

Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.
Wenn Ihr glaubt, daß Lebensglocke
Euch den Morgen noch verkündet,

Iſt es ſchon die Abendglocke,
Die die Freud' Euch endet.

Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.
Freut Euch, weil Ihr freun euch könnet,
Liebet, weil man Euch noch liebet,
Eh' das Alter Eure goldnen
Haare ſchnell verſilbert.

7.

Lied der Morgenröthe *).

Franzöſiſch.

Komm', Aurore!
Und entflore
Mir dein Purpurangeſicht:
Deine Strahlen
Ach ſie mahlen
Mir mein Purpurmädchen nicht.

---

*) Ein ſehr bekanntes Lied, ſo Heinrich dem Vierten zugeſchrieben wird. Es ſteht unter andern im Recueil de Romances 1767. p. 109.

Ihre süße
Himmelsküsse,
Mit Ambrosia gespeist;
Wer sie küsset,
Der genießet
Nektarthau und Göttergeist.

Schlank, wie Reben,
Aufwärts schweben,
Schwebt ihr Schwanenwuchs hinan:
Wie die ferne
Morgensterne,
Glänzet mich ihr Auge an.

Ihren schönen
Zarten Tönen
Horcht und schweigt die Nachtigall:
Hain und Bäume
Stehn wie Träume
Am verstummten Wasserfall.

Blumen sprossen
Hingegossen,
Wo ihr zarter Tritt geschwebt:

Amoretten
Winden Ketten,
Wo ſie ſpricht und liebt und lebt.

Alle Leiden
Werden Freuden,
Täglich ihren Blick zu ſehn:
Um ſie ſcherzen,
In ihr herzen
Tugenden und Grazien.

8.

Einige Liederchen.

Franzöſiſch.

1.

Mädchen, einſt wirſt Du es ſehen,
Wie Du ſelbſt Dir wehgethan!
Ueberdruß und Reue gehen
Auf der Buhlereien Bahn.
Liebenswürdig willt Du ſcheinen,
Willt Du's denn nicht lieber ſeyn?
Mädchen, Du gewinneſt keinen,
Wenn Dir Hundert Weihrauch ſtreun.

2.

Hier war's, hier bist du, liebes Gras,
Wo gestern ich und Lila saß.
Sieh, wie es noch danieder liegt,
Und wallet und sich an sie schmiegt:
Steh' auf, steh' auf, du liebes Gras,
Verrathe nicht, wer auf dir saß!

3.

Heerden und sein Herz zu hüten,
Schäfer, das ist allzuschwer!
Wölfen und sich selbst gebieten,
Beiden wehren ist gefähr.
Liebster, nimm mein Herz in Hut,
Für die Heerde bin ich gut.

Nordweſtliche Lieder.

1.

Oſſians Anrede an die untergehende Sonne.

(Aus Oſſian.)

Haſt du verlaſſen deinen blauen Lauf *),
goldhaariger Himmels-Sohn?

Der Weſt hat ſeine Thore aufgethan:
da iſt das Bette deiner Ruh.
Die Wogen kommen zu ſchauen deine Schönheit,
ſie heben ihre zitternden Häupter auf:
ſie ſehen dich in deinem Schlafe lieblich
und zittern weg vor Furcht.

Ruh aus in deiner Schattenhöhl', o Sonne,
und laß dein Wiederkommen in Freude ſeyn.

*) Lauf iſt bei Oſſian, wie auch in den Pſalmen, das gewöhnliche Wort für Thaten der Helden.

2.

An die Morgensonne.

(Aus Ossian.)

O du, die du droben rollst, rund wie meiner Väter
Schild,
woher sind deine Strahlen, o Sonne,
dein immerdaurend Licht?

Du trittst hervor in deiner erhabnen Schöne;
da bergen die Stern' am Himmel sich,
der Mond, kalt und blaß, sinkt in die westliche
Woge.
Du aber schreitest allein daher;
wer kann Gefährte seyn von deinem Lauf?

Die Eichen der Berge fallen;
die Berge selber schwinden mit den Jahren;
es schrumpft das Meer zusammen und wächset
wieder;
auch selbst der Mond verliert am Himmel sich;
nur du bist immer dieselbe, dich erfreuend
im Glanze deines Laufs.

Wenn

Wenn die Welt in Stürmen dunkel liegt;
wenn Donner rollt und es fliegt der Blitz;
dann blickst aus Wolken du in deiner Schönheit
nieder
und lachst dem Sturm.

Doch ach! auf Ossian blickest du umsonst;
er sieht nicht deine Strahlen mehr,
ob jetzt dein gelbes Haar auf Ostes-Wolken fließe,
oder ob du zitterst an des Westes Thor?

Vielleicht bist du auch, gleich wie ich,
für eine Zeit,
und deine Jahre werden ein Ende haben.
Dann wirst auch du in deinen Wolken schlafen,
sorglos der Stimme des Morgens, die dich weckt.

Erfreu' dich Sonne, jetzt in deiner Jugend Kraft;
denn dunkel und unlieblich ist das Alter.
Es ist wie Mondes Schimmerlicht,
wenn's durch gebrochne Wolken scheint,
und Nebel auf den Hügeln liegt;
der Hauch des Nords ist auf der Ebene,
der Wandrer fährt zusammen in Mitte seines Wegs.

3.

An den Mond.

(Aus Oſſian.)

Tochter des Himmels, ſchön biſt du!
Das Schweigen deines Angeſichts iſt freundlich,
Du trittſt hervor in Lieblichkeit.
Die Stern' erwarten deine blauen Tritt' in Oſten.
Die Wolken freu'n ſich, wenn du kommſt, o Mond,
und ihre dunkeln Säume ſtehn vergüldet.

Wer iſt dir gleich am Himmel,
Tochter der Nacht?
Die Sterne ſind beſchämt, wenn du erſcheineſt,
ſie wenden ſchnell ihr funkelnd Auge weg.

Und wohin birgſt du dich von deinem Lauf,
wenn Dunkelheit dein Antlitz deckt?
Haſt du auch deine Hall' wie Oſſian?
und wohnſt daſelbſt in Grames-Schatten?
weil deine Schweſtern wohl vom Himmel fielen *),
die ſich mit dir erfreuten einſt zu Nacht
und ſind nicht mehr.

*) Fallen iſt bei Oſſian der gewöhnliche Ausdruck des Todes.

Ja! sie fielen, schönes Licht!
Und darum gehst du so oft zu trauren.
Doch du, du selbst wirst auch einmal
zu Nacht ausbleiben,
und lassen deinen blauen Pfad
am Himmel leer.

Dann werden sie ihr dunkles Haupt erheben,
die Sterne, die du nun beschämst;
sie werden dann frohlocken.

Noch bist du schön mit deinem Glanz geschmückt,
blick' her aus deinem Himmelsthor.
Zerbrich die Wolke, Wind, daß sie da vor sich
schaue,
das Kind der Nacht:
daß Büsch' und Berge wiederglänzen,
und seine blauen Wogen roll' im Lichte
der Ocean.

4.

An den Abendstern.

(Aus Ossian).

Stern der niedersteigenden Nacht!
Schön ist dein Licht im West.
Du hebst dein ungeschornes Haupt
aus deiner Wolk' empor,
und stattlich ist dein Tritt auf deinem Hügel.

Wornach blickst du die Ebe' hinan? -
die stürm'gen Winde haben sich gelegt;
Des Stromes Murmeln kommt von weitem her;
brüllende Wogen klimmen den fernen Felsen hinan;
des Abends Mücken sind auf ihren schwachen
Flügeln,
und auf dem Felde ist das Sumsen ihres Laufs *).

Wornach blickst du, schönes Licht?
Doch du lächelst und gehst davon.
Die Wellen umringen mit Freude dich
und baden dein lieblich Haar.
Leb' wohl, du stiller Strahl!

*) Sie haben auch Uebungen und Schlachten wie Krieger.

5.

Der eiferſüchtige König.

Eine Romanze.

Schottiſch.

(Reliques of anc. Poetry Vol. II. p. 213.)

Am Chriſtmeßfeſt, im Winter kalt,
Als Tafelrund begann:
Da kam zu Königs Hof und Hall'
Manch wackrer Ritter an.

Die Königin ſah Feld hinaus,
Sah über Schloſſes Wall,
Da ſah ſie, Junker Waters
Kam reitend ab im Thal.

Sein Läufer, der lief vor ihm her,
Sein Reiter ritt ihm nach:
Ein Mantel reich an rothem Gold,
War Wind- und Wetters Dach.

Und vorn am Roſſe glänzte Gold,
Dahinten Silber hell:
Das Roß, das Junker Waters ritt,
Ging wie der Wind ſo ſchnell.

„Wer iſt denn," ſprach ein Rittersmann,
(Zur Königin ſprach er.)
„Wer iſt der ſchöne Junker dort,
Der reitet zu uns her?"

„Wohl manchen Ritter und Fräulein auch
Hab' ich mein' Tag geſehn;
Doch ſchöner als Junker Waters dort,
Hab' ich nie nichts geſehn."

Da brach des Königs Eifer aus,
(Denn eifernd war er ſehr!)
„Und wär' er dreimal noch ſo ſchön,
Sollt' ich's Dir doch ſeyn mehr."

„Kein Ritter ja, kein Fräulein nicht,
Ihr ſeyd ja König im Reich;
Im ganzen Schottland iſt niemand
Ja ſeinem König gleich."

Doch was ſie ſagt' — doch was ſie that,
Nichts ſtillte Königs Wuth;
Für die zwei Worte, die ſie ſprach,
Floß Junker Waters Blut.

Sie riſſen ihn, ſie zwangen ihm
In Ketten Fuß und Hand;
Sie riſſen ihn, ſie zwangen ihn,
Wo ihn kein Taglicht fand.

„Oft ritt ich ein in Sterlingſchloß
Bei Wetter und bei Wind;
Doch nie hatt' ich an Fuß und Hand,
Was dieſe Ketten ſind."

„Oft ritt ich ein in Sterlingſchloß
Bei Wetter und bei Sturm;
Doch nimmer, nimmer fand ich mich
Im finſtern, tiefen Thurm!"

Sie riſſen ihn, ſie zwangen ihn
Zum Todeshügel hin,
Und Roß und Knaben riſſen ſie
Zum Todeshügel hin.

Und was ſie ſagt' und was ſie thät,
Nichts ſtillte Königs Wuth:
Für die zwei Worte, die ſie ſprach,
Floß Junker Waters Blut.

6.

Wiegenlied einer unglücklichen Mutter *).

Schottisch.

Schlaf sanft, mein Kind, schlaf sanft und schön!
Mich dauert's sehr, Dich weinen sehn,
Und schläfst Du sanft, bin ich so froh,
Und wimmerst Du — das schmerzt mich so!
Schlaf sanft, Du kleines Mutterherz,
Dein Vater macht mir bittern Schmerz.
Schlaf sanft, mein Kind, schlaf sanft und schön!
Mich dauert's sehr, Dich weinen sehn.

Dein Vater, als er zu mir trat,
Und süß, so süß um Liebe bat,
Da kannt' ich noch sein Truggesicht,
Noch seine süße Falschheit nicht.
Nun, leider! seh' ich's, seh' ich's ein,
Wie nichts wir ihm nun beide seyn.
Schlaf sanft, mein Kind, schlaf sanft und schön!
Mich dauert's sehr, Dich weinen sehn.

---

*) Aus den Reliq. Vol. II. p. 194. unter dem Titel: Lady Anne Bothwell's Lament

Ruhe ſanft, mein Süßer, ſchlafe noch!
Und wenn Du aufwachſt, lächle doch,
Doch nicht, wie einſt Dein Vater that,
Der lächelnd mich ſo trogen hat.
Behüt' Dich Gott! — Doch macht's mir Schmerz,
Daß Du auch trägſt ſein G'ſicht und Herz.
Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauert's ſehr, Dich weinen ſehn.

Was kann ich thun? Eins kann ich noch:
Ihn lieben will ich immer doch!
Wo er geh' und ſteh', nah' und fern,
Mein Herz ſoll folgen ihm ſo gern.
In Wohl und Weh, wie's um ihn ſey,
Mein Herz noch imm'r ihm wohne bei.
Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauert's ſehr, Dich weinen ſehn.

Nein, ſchöner Kleiner, thu' es nie,
Dein Herz zur Falſchheit neige nie,
Sey treuer Liebe immer treu,
Verlaß ſie nicht, zu wählen neu;
Dir gut und hold, verlaß ſie nie —
Angſtſeufzer, ſchrecklich drücken ſie!

Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauert's ſehr, Dich weinen ſehn.

Kind, ſeit Dein Vater von mir wich,
Lieb' ich ſtatt Deines Vaters Dich.
Mein Kind und ich, wir wollen leben;
In Trübſal wird es Troſt mir geben —
Mein Kind und ich, voll Seligkeit,
Vergeſſen Männergrauſamkeit. —
Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauert's ſehr, Dich weinen ſehn.

Leb wohl denn, falſcher Jüngling, wohl!
Der je kein Mädchen täuſchen ſoll!
Ach jede, wünſch' ich, ſeh' auf mich,
Trau' keinem Mann und hüte ſich!
Wenn erſt ſie haben unſer Herz,
Forthin macht's ihnen keinen Schmerz. —
Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauert's ſehr, Dich weinen ſehn.

7.

Das nußbraune Mädchen.

Schottiſch.

(Reliques Vol. II. p. 26.)

Falſch oder wahr, man ſagt es klar:
„Wer traut auf Weibertreu,
Der trügt ſich ſehr, der büßt es ſchwer
Mit mancher ſpäten Reu.“
So ſpricht die Welt, doch, wenn's gefällt,
Hört ein Geſchichtchen an;
Vom Mädchen braun, die feſt, und traun!
Liebt, wie man lieben kann.

Es kam zu ihr, leiſ' an die Thür
Ihr Lieb zu Mitternacht,
Thu, Mädchen, auf im ſchnellen Lauf,
Eh' jemand hier erwacht.
Sie that ihm auf in ſchnellem Lauf:
„Ich muß, ich muß von hier,
Zum Tod verdammt, vom Richteramt,
Nehm' Abſchied ich von Dir. —

Ich muß gar bald in wilden Wald,
Sonſt iſt's um mich geſchehn."
„O nein, o nein! es kann nicht ſeyn! —
Auch ich will mit Dir gehn."
„Was iſt der Zeit Glückſeligkeit?
Sie wandelt Lieb' in Noth."
„O Lieber, nein! es kann nicht ſeyn!
Uns ſcheidet nur der Tod."

„Du kannſt nicht mit! Hör' an, ich bitt',
Hör' an und laß es ſeyn.
Was iſt der Wald für Aufenthalt
Für Dich, Du Liebe mein!
In Froſt und Schnee, in Durſt und Weh,
In Hunger, Furcht und Schmerz;
Nein, Liebe, nein! es kann nicht ſeyn,
Bleib' hier und ſtill' Dein Herz."

„Nein, Lieber, nein! geh' nicht allein!
Ich muß, ich muß mit Dir!
Entflieheſt Du, wo find' ich Ruh?
Was bleibt für Leben mir?
In Froſt und Schnee, in Durſt und Weh,
In Hunger, Furcht und Schmerz

Nichts ficht mich an, gehst Du voran
Und stillst mein armes Herz."

„Ach, Liebe, nein! Ich muß allein,
Bleib' hier und tröste Dich;
Es stillt die Zeit ja alles Leid,
Sie stillt Dir's sicherlich.
Was wird die Stadt, die Zungen hat,
So scharf wie Spieß und Schwert,
Für bitt're Schmach Dir reden nach,
Wenn sie die Flucht erfährt?"

„Nein, Lieber, nein! es kann nicht seyn,
Mich tröstet keine Zeit;
Ein jeder Tag, der kommen mag,
Macht neu mir Herzeleid.
Was geht die Stadt, die Zungen hat,
Was ihre Schmach mich an?
Komm, Liebster, bald zum grünen Wald,
Wenn der uns sichern kann."

Der grüne Wald ist wild und kalt,
Und drohet mit Gefahr;
Wenn meine Hand den Bogen spannt,
So zitterst Du fürwahr!

Erhascht man mich, so bind't man Dich,
So leidest Du mit mir,
So folgt auf Noth der bitt're Tod,
Bleib' hier, ich rathe Dir."

„Nein, Lieber, nein! die Lieb' allein
Macht sicher in Gefahr,
Sie giebt dem Weib' auch Mannesleib
Und Mannesherz fürwahr.
Wenn Deine Hand den Bogen spannt,
Lausch' ich für Dich und mich;
Und trotze Noth und trotze Tod,
Und sichre mich und Dich."

„Der wilde Wald ist Aufenthalt
Für Räuber und für's Thier;
Kein Dach und Fach als Himmelsdach,
Als Laub zur Decke Dir.
Dein Hütt' und Raum ist Höhl' und Baum,
Dein Bette kalter Schnee;
Dein kühler Wein muß Wasser seyn,
Dein Labsal Hungersweh."

„Der grüne Wald ist Aufenthalt
Der Freiheit mir und Dir.

Folg' ich Dir nach, was brauch' ich Dach?
Was Dir ziemt, ziemet mir.
Dein' harte Hand thut Widerstand
Dem Räuber und dem Wild,
Schafft Speis' und Trank, und Lebenslang
Die Quelle süß mir quillt."

„O nein! o nein, es kann nicht seyn!
Die stolne Locke hie,
Sie muß herab! es muß hinab
Dein Kleid Dir bis zum Knie.
Kommst nimmer nicht vor's Angesicht
Der Schwester, Mutter Dein;
Ein Weib ist bald so warm als kalt;
Leb' wohl, es kann nicht seyn."

„Leb', Mutter, wohl! ich muß und soll
Gehn mit dem Lieben mein!
Lebt Schwestern all' im Freudensaal,
Ich geh' nicht mehr hinein.
Sieh, wie das Licht des Morgens bricht!
Auf, Lieber, aus Gefahr!
Was kümmert Kleid und Weiberfreud',
Was kümmert mich mein Haar?"

„Wohlan, so sey denn fest und treu,
Und hör' ein ander Wort.
Der grüne Wald ist Aufenthalt
Für meine Buhle dort.
Die lieb' ich sehr und lieb' sie mehr
Als Dich, die alt mir ist,
Und wähle dort den Ruheort
Ohn' allen Weiberzwist."

„Laß immer seyn die Buhle Dein
Im grünen Walde dort;
Ich will, wie Dir, auch folgen ihr,
Will horchen ihrem Wort,
Und lieben Dich und üben mich
(Auch wären's hundert noch)
In süßer Pflicht und fehlen nicht
Der Liebe treuem Joch."

„O Liebste mein! kein Flitterschein,
Kein Wandel ist in Dir!
Von allen je, die ich erseh',
Bist Du die Treue mir.
Sey frei und froh, es ist nicht so,
Ich bin nicht fortgebannt,

Sey ohne Harm, ich bin nicht arm,
Ich bin ein Graf im Land."

„Sey was Du biſt, die mit Dir iſt,
Iſt immer Königin!
Was wankt ſo oft und unverhofft,
Als falſcher Männer Sinn?
Du wankeſt nie! und ſpät und früh
Will ich die Deine ſeyn;
Alt oder neu, bin ich Dir treu,
Lieb' ewig Dich allein."

8.

König Eſthmer.

Ein altes Mährchen.

Engliſch.

(Reliques Vol. I. p. 59.)

Horcht mir zu, Ihr lieben Leut',
Neigt Euer Ohr mir dar;
Ich ſing' Euch von ein'm Bruder-Paar,
Als je nur Eines war.

Der Eine von ihnen hieß Adler jung,
Der Andre König Esthmer;
Sie waren so wackre Männer in Thaten,
Als immer nah' und ferne.

Und als sie trunken einst Bier und Wein
In König Esthmers Hallen:
„Wann wollt Ihr nehmen ein Weib Euch, Bruder,
Ein Weib zur Freud' uns allen?"

Dann besprach's König Esthmer,
Antwort't ihm hastiglich:
„Ich weiß kein Maid in allem Land,
Die wär' ein Weib für mich."

„König Adland hat eine Tochter, Bruder,
Jeder nennt sie fein und schön:
Wär' ich hier König an Eurer Statt,
Die Dam' wär' Königin."

Sprach: „Rath' mir, rath' mir, lieber Bruder,
Durch's lust'ge Engelland
Wo sollen wir einen Boten finden,
Der zwischen uns sey zur Hand?"

Sprach: „Ihr müßt reiten ſelbſt, mein Bruder;
Ich will Euch kompaney'n.
Wohl mancher iſt durch Boten betrogen;
Ich fürcht', auch Ihr möcht's ſeyn."

Und alſo putzten ſie ſich zu reiten,
Geputzt war beider Roß;
Und als ſie kamen zu Adlands Hallen,
Von Golde glänzt ihr Troß.

Und als ſie kamen zu Adlands Hallen,
Wohl vor das hohe Thor,
Allda ſie fanden König Adland ſelbſt,
Macht ihnen auf das Thor.

„Nun Gott mit Euch, König Adland gut,
Gott mit Euch immer und hier."
Sprach: „Willkomm', willkomm' König Eſthmer,
Recht herzlich willkomm' mir!"

„Ihr habt eine Tochter," ſprach Adler jung,
„Jeder nennt ſie fein und ſchön;
Mein Bruder will ſie nehmen zum Weib,
Zu Englands Königin."

„Und gestern war um meine Tochter hier
König Bremer aus Spaniens Reich,
Und da nickt sie ihr Nein ihm zu;
Ich fürcht', sie thut's auch Euch."

„Der König von Spanien ist ein garst'ger Heid',
Und glaubt an Mahomet;
'S wär' Jammer um solch ein schönes Maid,
Daß so ein Hund sie hätt'!"

„Aber sagt mir (König Esthmer sprach's)
Ich bitt' Euch, sagt mir's zu,
Daß morgen ich Eure Tochter seh',
Eh' ich wegreiten thu'."

„Und wär's gleich sieben und noch mehr Jahr,
Seit sie war in der Hall',
So soll sie kommen um Euretwillen,
Zur Freud' den Gästen all'."

Ab denn kam die schöne Maid
Mit Jungfrau'n reicher Zahl,
Wohl halb einhundert Ritter stolz
Einleiten sie zur Hall',
Und noch so mancher Edelknab',
Ihn'n aufzuwarten all'.

Die Goldſtück' all' an ihrem Haupt,
Sie hingen bis zu den Knie'n,
Und jeder Ring an ihrem Fing'r
Ein heller Demant ſchien.

Sprach: „Grüß' Euch Gott, meine Dame ſchön!"
Sprach: „Grüß' Euch Gott allhier!"
Sprach: „Willkomm', willkomm', König Eſthmer,
Recht herzlich willkomm' mir!"

„Und liebt Ihr mich denn, als Ihr ſagt,
So herzlich und ſo treu,
Warum Ihr immer nun kommen ſeyd,
Geb' Gott, Euch glücklich ſey!"

„Ei denn," ſprach der Vater theu'r:
„Meine Tochter, Nein ich ſag'!
Bedenk', der König von Spanien,
Was er ſprach geſtertag."

„Wollt' ſtürzen ein mir Schlöſſ'r und Hall'n?
Wollt' rauben das Leben mir?
Fürwahr, ich fürcht' des Heiden Grimm,
Wenn ich dieß zugeb' Dir."

„Eure Schlöſſer und Eure Thürme, Vater,
Sind ſtark und feſt gebaut,
Und darum weiß ich nicht, was Euch
Vor'm garſt'gen Heiden graut.

„König Eſthmer, gebt mir Euer Wort,
Beim Himmel und rechter Hand,
Daß Ihr mich nehmen woll't zum Weib,
Zur Kön'gin in Eu'r Land."

König Eſthmer freudig gab ſein Wort,
Beim Himmel und rechter Hand,
Daß er ſie nehmen wollt' zum Weib,
Zur Kön'gin in ſein Land.

Nahm Urlaub von der ſchönen Braut,
Zu gehn ſchnell in ſein Reich,
Zu ſuchen Herzog', Ritter und Grafen,
Sie heimzuführen gleich.

Sie hatten geritten eine Meile kaum,
Eine Meile weit hinan,
Als ein thät kommen der ſpan'ſche König,
Mit manchem Kämpfersmann.

Als ein thät kommen der ſpan'ſche König,
Mit manchem grimmen Baron,
Noch heut' zu frey'n König Adlands Tochter,
Und morgen zu ziehn davon.

Stracks ſandt' ſie König Eſthmer'n nach,
So ſchnell als bitter ihr graut,
Sollt' eilig kommen und kämpfen um ſie,
Oder immer aufgeben die Braut.

En' Weil' der Edelknabe kam,
Ein' ander' Weil' er lief,
Bis er König Eſthmer'n eingeholt,
Und ſchnell und haſtig rief:

„Zeitung, Zeitung, König Eſthmer!"
„Und was für Zeitung dann?"
„O Zeitung muß ich Euch ſagen,
Die Euch wohl ſchwer ſeyn kann.

„Ihr hattet geritten eine Meile kaum,
Eine Meile weit hinan,
Als ein ſchon kam der ſpan'ſche König
Mit manchem Kämpfersmann."

„Als ein ſchon kam der ſpan'ſche König
Mit manchem grimmen Baron,
Noch heut zu frey'n König Adlands Tochter,
Und morgen zu ziehn davon."

„Die Dame ſchön Euch freundlich grüßt,
So ſehr und bitter ihr graut,
Spricht: Ihr müßt kommen und fechten um ſie,
Od'r immer aufgeben die Braut."

Sprach: „Rath' mir, rath' mir, lieber Bruder,
Dein Wort, und ich geh's ein,
Wes Weges ſollen wir gehn und fechten?
Gerettet muß ſie ſeyn."

„Nun horcht mir zu," ſprach Adler jung,
„Mein Wort, und geht es ein,
So will ich gleich Euch zeigen den Weg,
Da ſie kann gerettet ſeyn."

„Meine Mutter war aus Weſtenland,
Gelehrt in Schreiberei,
Und als ich noch zur Schule ging,
Bracht' ſie mir auch was bei."

„Da wächſt ein Kraut im Felde hier,
Und wer es kennet, traun,
Der, iſt er weiß wie Milch und Blut,
Wird dadurch ſchwarz und braun.“

„Und iſt er dunkel, ſchwarz und braun,
Macht's ſchnell ihn weiß und roth,
Und iſt kein Schwert in Engelland,
Das könnt' ihm bringen Noth.“

„Und Ihr ſollt ſeyn ein Harfner, Bruder,
Wie Ein'r aus Norden pflegt,
Und ich will ſeyn Eu'r Singer, Bruder,
Der Euch die Harfe trägt.“

„Und Ihr ſollt ſeyn der beſte Harfner,
Der je die Harfe ſchlug,
Und ich will ſeyn der beſte Singer,
Der je die Harfe trug.“

„Und ſoll uns aufſtehn auf der Stirn,
Und All's durch Schreiberei,
Daß wir im ganzen Chriſtenthum
Wohl ſind die Kühnſten zwei.“

Und ſo ſie puhten ſich zu reit'n,
Geputzt war beider Roß,
Und als ſie kamen zu Adlands Hall'n,
Von Golde glänzt ihr Troß.

Und als ſie kamen zu Adlands Hall'n
Wohl vor das feſte Thor,
Da fanden ſie einen Pförtner ſtolz,
Der aufthun ſollt' das Thor.

Sprach: „Grüß Dich Gott, Du Pförtner ſtolz!"
Sprach: „Grüß Dich Gott allhier!"
„Nun willkomm'," ſprach der Pförtner ſtolz,
„Von wannen ſeyd denn Ihr?"

„Wir ſind zwei Harfner," ſprach Adler jung,
„Aus Nordland kommen wir;
Sind angekommen, mit anzuſchau'n
Die reiche Hochzeit hier."

Sprach: „Und Eur' Farb' iſt weiß und roth,
Und Eur' iſt ſchwarz und braun;
König Eſthmer und ſein Bruder iſt hier,
Will ich anſagen, traun!"

Ab ſie zogen ein'n Ring von Gold,
Ihn legend an Pförtners Arm;
„Wir woll'n nicht Dir, Du Pförtner ſtolz,
Du uns nicht ſagen Harm!“

Ernſt er anſah König Eſthmer,
Dann ernſt auf ſeinen Ring,
Dann öffnet' er ihnen das Gitterthor,
Sonſt thät' er's um kein Ding.

König Eſthmer ſchwang ſich ab vom Roß
An Königs Halle hart.
Der Schaum, der ſtand vor Pferds Gebiß,
War wie König Bremors Bart.

Sprach: „Stall' Dein Roß, Du Harfner ſtolz,
Geh, ſtall' es in den Stall!
Ein'm ſolchen Harfner es nicht ziemt,
Zu ſtall'n in Königs Hall'.“

„Ich hab' ein'n Jungen,“ der Harfner ſprach,
„Der iſt ſo keck und kühn,
Ich wollt', ich fänd' einmal den Mann,
Der einſt ihn züchtigt' — ihn!“

„Du sprichst wohl stolz,“ sprach der Heiden Kön's,
„Du Harfner hier zu mir:
Da ist ein Mann in dieser Hall',
Der Eins giebt ihm und Dir.“

„O laß ihn kommen,“ der Harfner sprach,
„Ich möcht' ihn gern doch sehn,
Und wenn er's diesem gegeben hat,
Soll's über mich ergehn.“

Ab denn kam der Kämpfersmann,
Und schaut' ihm in's Gesicht.
Um alles Gold auf aller Welt
Dürft' er sich nah'n ihm nicht.

„Und wie nun, Kämpfer?“ der König sprach,
„Und was kommt Dir jetzt bei?“
Er sprach: „Da steht's auf seiner Stirn,
Und alles durch Schreiberei!
Um alles Gold auf der Welt
Ich ihm nicht nahe bei.“

König Esthmet dann die Harfe zog,
Und spielt darauf so süß.
Aufstarrt die Braut an Königs Seit';
Dem Heiden macht's Verdrieß.

„Halt ein dein' Harf', Du Harfner ſtolz,
Halt ein, ich ſag' es Dir,
Denn ſpielſt Du fort, als Du beginnſt,
Meine Braut entſpielſt Du mir."

Er riß, er riß auf's neu die Harf',
Er ſpielt ſo ſchön und frei;
Die Braut, die ward ſo wohlgemuth,
Lacht Ein' und zwei und drei.

„Gieb mir Dein' Harf'," der König ſprach,
„Dein' Harf' und Saiten all',
Und ſo viel Goldſtück' ſollt Du hab'n,
Als ihrer Saiten Zahl."

„Und was wollt Ihr thun mit der Harf',
Wenn ich ſie Euch laſſen thät?"
„Meiner Braut ſo ſpielen wohlgemuth,
Wenn wir nun gehn zu Bett."

„So laß mir denn Deine ſchöne Braut,
So prächtig über All',
Und ſo viel Goldſtück' ſollt Du hab'n,
Als Ring hier in der Hall'."

„Und was wollt'ſt Du mit der ſchönen Braut,
Wenn ich Dir ſie laſſen thät?
Ziemt ſich doch mehr für mich als Dich,
Die Schöne führen zu Bett."

Er ſpielt' auf's neu, ſtrich laut und klar,
Und Adler ſang darein;
„O Braut, Dein treuer Liebhaber es iſt,
Kein Harfner, der König Dein!"

„O Braut, Dein treuer Liebhaber es iſt;
Blick' auf, blick' auf und ſieh,
Zu retten Dich vom garſt'gen Heid',
Sind wir zwei kommen allhie."

Die Braut blickt' auf, die Braut ward roth,
Blickt' auf und ward ſo roth;
Indeß zog Adler ſein ſcharfes Schwert,
Der Sultan, er lag todt.

Auf ſtanden dann die Kämpfer all',
Schrie'n all' in großer Noth:
„Verräther, haſt den König erſchlagen —
Und ſchnell ſollt auch ſeyn todt."

König Esthmer warf hinweg die Harf',
Ergriff sein Schwert so schnell,
Und Esthmer Er und Adler jung,
Sie fochten, als gegen die Höll'.

Und ihre Schwerter trafen so
Durch Hülf' der Schreiberei,
Daß bald erschlagen die Kämpfer lagen,
Oder waren nicht mehr dabei.

König Esthmer nahm die schöne Braut,
Führt sie zum Weibe sich
Daheim in's lust'ge Engelland,
Und lebt da fröhliglich.

9.

Die schöne Rosemunde.

Englisch.

(Reliques of ancient Poetry Vol. II. p. 141.)

Einst herrscht' ein König, in der Zahl
Heinrich der Zweit' er hieß,
Der liebte, nebst der Königin,
Ein Fräulein hold und süß.

Ihres Gleichen war auf Erden nicht
An Liebreiz und Geſtalt;
Kein ſüßer Kind war auf der Welt
In eines Mannes Gewalt.

Ihr Lockenhaar, für feines Gold
Hätt's jedermann erkannt;
Ihr Auge ſtrahlte Himmelsglanz
Wie Perl' aus Morgenland.

Das Blut in ihren Wangen zart
Trieb ſolch ein Roth und Weiß,
Als ob da Roſ' und Lilie
Stritt um den Wettepreis.

Ja Roſe, ſchöne Roſemund'
Hieß recht das Engelskind,
Der aber Königin Lenor' *)
War todesfeind geſinnt.

Darum

*) Eleonora, Erbtochter von Güjenne, dem franzöſiſchen König Ludwig VII., ihrem erſten Gemahl, ungetreu für einen Türken; dem König Heinrich vieler Kinder Mutter, und ſelbſt und durch die Kinder die Plage ſeines Lebens.

Darum der König, ihr zum Schutz,
(Der Feindin zu entgehn)
Zu Woodstock baut' eine solche Burg,
Als nimmer war gesehn.

Gar künstlich war die Burg erbaut
Von festem Holz und Stein;
Nach hundertfunfzig Thüren erst
Kam man zur Burg hinein.

Und alle Gänge schlangen sich
So durch und durch in's Haus,
Daß sonder eines Leitgarnsbund
Niemand kam ein und aus.

Und ob des Königs Lieb' und Gunst
Zu seiner holden Braut
Ward nun dem treu'sten Rittersmann
Die Macht der Burg vertraut.

Doch ach! das Glück, das oft ergrimmt,
Wo es zuvor gelacht,
Beneidet bald des Königs Lust
Und Röschens Liebespracht.

Des Königs undankbarer Sohn,
Den er selbst hoch erhöht,
Empörte sich in Frankreich stolz
Nach Vaters Majestät.

Doch eh' noch unser König hold
Sein Engelland verließ,
Da nahm er noch dieß Lebewohl
Von seiner Buhle süß:

„O Rosemunde, Rose mein,
Du meiner Augen Lust,
Die schönste Blum' in aller Welt
An Deines Königs Brust."

„Die Blume, die mein Herz erquickt
Mit süßem Wonnestrahl,
O meine Königsrose, leb',
Leb' wohl zu tausendmal;"

„Denn, meine schönste Rose, nun
Werd' ich Dich lang' nicht sehen,
Muß über's Meer, muß Aufruhrsstolz
In Frankreich bändigen."

„Doch, meine Roſe — ja gewiß!
Sollt' bald mich wiederſehn!
Und mir im Herzen — o, da ſollt
Du immer mit mir gehn!"

Als Roſemund, das holde Kind,
Kaum Königs Wort gehört,
Da brach mit Macht der Kummer aus,
Der tief ihr Herz verzehrt.

Im Himmel ihrer Augen ſchwamm
Thrän' über Thrän' hinan,
Bis, wie ein Silber, Perlenthau
Von ihren Wangen rann.

Der Lippen zart Korallenroth
Ermattet' und erblich;
Vor Kummer ſtarrt ihr ſchönes Blut
Und all' ihr Geiſt entwich.

Sie ſank, in Ohnmacht ſank ſie hin
Zu ihres Königs Knie,
Der oft dann ſeinen Königsarm
Voll Liebe ſchlang um ſie.

Wohl zwanzig, zwanzig Male küßt
Er ſie mit naſſem Blick,
Bis endlich noch ihr ſanfter Geiſt
In's Leben kam zurück.

„Was iſt Dir, Roſe, Roſe mein,
Was Dir ſo Kummer macht?“ —
„Ach,“ ſeufzt ſie, „ach, mein König zeucht
Ja fern in Todesſchlacht!“

„Und da mein Herr in fremdes Land,
Vor wilder Feinde Heer,
Hinzeucht, und Leib und Leben wagt,
Was ſoll ich denn hier mehr?“

„Dein Waffenknabe laß mich ſeyn,
Gieb Tartſche mir und Schwert,
Daß meine Bruſt dem Streiche ſteh,
Der Dich zu tödten fährt.“

„Wie? oder laß im Königszelt
Mich betten Dir zur Nacht,
Und kühlen Dich mit Bädern friſch,
Wenn Du kommſt aus der Schlacht.“

„So bin ich doch bei Dir, und will
Nicht Arbeit scheu'n, noch Noth!
Ab'r ohne Dich — ach, leb' ich nicht,
Da ist mein Leben Tod!"

„Besänft'ge Dich, mein Liebchen, sieh,
Du bleibest heim in Ruh,
Im lieblich schönen Engelland;
Kein Feldziehn kommt Dir zu!"

„Nicht blut'ger Krieg, der Friede sanft
Ist für Dein sanft Geschlecht
Auf schöner Burg ein Freudenfest,
Nicht Lager und Gefecht!"

„Mein Röschen soll hier sicher seyn
In Lust und Saitenspiel,
Indeß ich unter scharfem Speer
Den Feind aufsuchen will."

„Mein Röschen glänzt in Perl' und Gold,
Indeß mich Stahl umhüllt;
Mein Liebchen tanzt hier Freudentanz,
Wenn dort mich Schlacht umbrüllt."

„Und, Edler, den ich auserkannt
Zu meiner Liebe Wacht,
Hab', wenn ich weit entfernet bin,
Hab' auf mein Röschen Acht!"

Und nun erseufzte tief der Held,
Als bräch' ihm ganz sein Herz,
Und Rosemund', ach! sprach nicht mehr,
Kein Wort nicht mehr vor Schmerz.

Und freilich konnt' ihr Scheiden seyn
Für beider Herz so schwer,
Denn seit der Zeit sah' Rosemund'
Nie ihren König mehr.

Kaum daß der Held fern über Meer,
In Frankreich Krieg begann,
Kam Königin Lenore schon
Erboßt zu Woodstock an.

Schaffte schnell den Ritter zu sich her,
Ach unglückseel'ge Stund'!
Er kam von seiner Burg herab,
Und hatt' das Fadenbund.

Und als er hart verwundet war,
Gewann ſie das Gebund,
Und kam, wo wie ein Engel ſchön
Saß Fräulein Roſemund'.

Und da ſie nun mit ſtarrem Blick
Sah' ſelbſt der Schönen Glanz,
Ob aller Reize Trefflichkeit
Stand ſie verſteinert ganz.

„Wirf ab," ſchrie ſie, „wirf ab das Kleid
So köſtlich und voll Pracht,
Und trink' hier dieſen Todestrank,
Den ich für Dich gebracht."

Auf ihre Kniee fiel alsbald
Die ſchöne Roſemund',
Fleht tiefgebeugt ihr alles ab,
Was ſie ihr Leid's begunt.

„Erbarm' Dich," rief das holde Kind,
„Doch meiner Jugend zart!
Mit ſolchem ſtrengen Todesgift
Straf', ach! mich nicht ſo hart."

„Ich will aus dieſer Sündenwelt
Wo in ein Kloſter fliehn,
Will, wenn Du's forderſt, fern verbannt
Die weite Welt durchziehn."

„Und für die Schuld, die ich verbrach,
O! nur aus Zwang verbrach,
Straf', ach! mich wie Du willt, nur laß
Die Todesſtrafe nach!"

Und mit den Worten rang ſie oft
Und viel die Lilienhand,
Und länge dem ſchönen Angeſicht
Kam Thränenſtrom gerannt.

Doch nichts, ach! nichts beſänftigte
Die Wuth der Mörderin;
Sie ſtieß, noch knieend ſtieß ſie ihr
Den Becher Gift dahin.

Zu trinken aus das Todesgift
Nahm ſie es in die Hand,
Erhob ihr tiefgebeugtes Knie
Noch zitternd auf, und ſtand;

Und ſchlug die Augen himmelwärts,
Und fleht' um Gnade — ach!
Da trank ſie aus das ſtrenge Gift,
Das bald das Herz ihr brach.

Und als der Tod nun voller Wuth
Durch ihre Glieder wallt',
Da pries noch ihre Mörd'rin ſelbſt
Die ſchöne Tod'sgeſtalt.

Und als ihr letzter Hauch entfloh,
Begrub man ihr Gebein
Zu Godſtow nah' nach Oxfort zu,
Wie's noch zu ſehn ſoll ſeyn.

10.

Weg der Liebe *).

Engliſch.

Erſter Theil.

Ueber die Berge,
Ueber die Wellen,

*) Der erſte Theil aus Percy Reliques of ancient

Unter den Gräbern,
Unter den Quellen,
Ueber Fluthen und Seen,
In der Abgründe Steg,
Ueber Felsen, über Höhen,
Find't Liebe den Weg!

In Ritzen, in Falten,
Wo der Feu'rwurm nicht liegt,
In Höhlen, in Spalten,
Wo die Fliege nicht kriecht,
Wo die Mücken nicht fliegen
Und schlüpfen hinweg;
Kommt Liebe, sie wird siegen
Und finden den Weg!

Sprecht, Amor sey nimmer
Zu fürchten, das Kind!
Lacht über ihn immer,
Als Flüchtling, als blind,

Poetry Vol. III. p. 221.; der zweite steht weitläufiger in Urfey's Collections of songs and Ballads Vol. V. p. 34. Hier sind nur die besten Strophen.

Und schließt ihn durch Riegel
Vom Taglicht hinweg;
Durch Schlösser und Siegel
Find't Liebe den Weg.

Wenn Phönix und Adler
Sich unter euch beugt,
Wenn Drache, wenn Tyger
Gefällig sich neigt,
Die Löwin läßt kriegen
Den Raub sich hinweg;
Kommt Liebe, sie wird siegen
Und finden den Weg.

Zweiter Theil.

Den Gordischen Knoten,
Den Liebe sich band,
Kann brechen, kann lösen
Ihn sterbliche Hand?
Was müht ihr, was sinnet
Ihr listigen Zweck?
Durch was ihr beginnet,
Find't Liebe den Weg,

Und wär' Er verriegelt,
Und wär' Er verkannt,
Sein Name verſiegelt,
Und nimmer genannt;
Mitleidige Winde,
Ihr ſchlüpftet zu mir,
Und brächtet mir Zeitung
Und brächtet ihn mir.

Wär'ſt fern über Bergen,
Wär'ſt weit über'm Meer:
Ich wandert' durch Berge,
Ich ſchwämme durch's Meer;
Wär'ſt, Liebchen, ein' Schwalbe,
Und ſchlüpfteſt am Bach:
Ich Liebchen wär' Schwalbe,
Und ſchlüpfte dir nach.

11.

Das trauernde Mädchen.

Engliſch.

(Nach einem Gedicht aus Dodsley's Sammlung.)

Im ſäuſelnden Winde, am murmelnden Bach
Saß Lila auf Blumen und weinet' und ſprach:
„Was blüht ihr, ihr Blumen? was ſäuſelſt du, West?
Was murmelſt du, Strom, der mich murmelnd verläßt?

Mein Lieber, er blühte am Herzen mir hier,
War friſch wie die Welle, war lieblicher mir
Als Zephyr; o Zephyr, wo floheſt du hin?
O Blume der Liebe, du mußteſt verblühn!"

Vom Buſen, vom Herzen riß ab ſie den Strauß,
Und ſeufzet und weinet die Seele ſich aus.
Was weinſt in die Welle? was ſeufzeſt in Wind?
O Mädchen! Wind, Welle und Leben zerrinnt.

Der Strom kommt nicht wieder, der Weſtwind verweht,
Die Blume verwelket, die Jugend vergeht,
Sieh, Mädchen, die Blume dem Strome, dem Weſt;
Es iſt ja nicht Liebe, wenn Liebe verläßt.

12.

Herz und Auge.

Aus dem Latein der mittlern Zeiten.

(Aus Camdens Remaines concerning Britaine. London 1637. 4. p. 335.)

Wer noch nicht die böſe Zwietracht
Zwiſchen Herz und Auge kennt,
Weiß noch nicht, warum ſo thöricht
Oft er weinet, oft er brennt.

Klagend ſpricht das Herz zum Auge:
Du biſt Schuld an meiner Pein,
Du, die Wächterin der Pforte,
Lockeſt ſelbſt den Feind hinein.

Du, der Bote ſüßen Todes,
Bringſt hinein mir alles Weh;
Ach, und wäſcheſt deine Sünde
Nicht mit einer Thränenſee!

Ach, und kann dich aus nicht reißen,
Bis mich ſelbſt die Hölle trifft! —
Auch in meine frömmſten Freuden,
In die Reue mengſt du Gift.

Auge ſpricht zum Herzen wieder:
Deine Klag' iſt ungerecht.
Bin ich nicht wie alle Glieder,
Du die Fürſtin, ich der Knecht?

Brachte' ich je dir ſüßes Leiden,
Ohne daß du mich geſandt?
War ich je des Feindes Freundin,
Ohne Winke deiner Hand?

Schloß ich nicht, wo du befahleſt,
Mich dem liebſten Raube zu?
Ließ ich nicht zu tauſend Malen
Dir und du mir nimmer Ruh?

Aus dem Herzen keimt die Sünde,
Auge bringt sie nicht hinein,
Du vergiftest meine Blicke,
Du bist Schuld an deiner Pein.

Also streiten sie, und beide
Sündigen in ihrem Streit.
Herz, du bist des Bösen Quelle,
Auge, die Gelegenheit.

Nordische Lieder.

1.

Das Hagelwetter.

Skaldisch.

(Barthol. p. 233.)

Ich hört' in Norden
Ein Wetter aufstehn;
Hagel rasselt
Auf Helmen hart!

Wolkenſteine
Stieben im Wetter
In der Streiter Augen
Vom ſcharfen Sturm.

Es hagelt Schloſſen,
Jed' ein Loth ſchwer!
Blut in's Meer,
Blut aus Wunden
Röthet den Speer.
Die Leichen lagen,
'S war harter Kampf;
Das Heer der Grafen
Steht dem Kampf!

Der Sturmgeiſt grimmig
Schleudert ſpitzige
Pfeile von den Fingern
Den Fechtern in's Geſicht.
Die mächt'gen Fechter
Im harten Gewitter,
Dem Sturme ſtehend,
Wichen nicht!

Bis daß am Ende
Dem tapfern Grafen
Geſchwächt an Kräften
Der Muth erlag.
Zog ab die Flotte,
Befahl den Seinen,
Segel zu ſpannen.
Die Wellen ſchlugen;
In die hohlen Segel
Der Sturmwind blies.

2.

Das Grab der Prophetin.

(Odin zwingt durch Zauberei die Todte zum Weiſſagen, und erfährt das bitterſte Unglück ſeines Geſchlechts.)

Nordiſch.

(Aus Bartholin. de caus. contemt. mortis.)

Auf ſtand Odin, der Helden höchſter,
Und ſattelt Sleipner und ritt hinunter
Zur Burg der Hela;
Da kam ihm entgegen der Höllenhund.

Blutig war ihm die Vorderbruſt,
Und der gier'ge Rachen und das Zähn'gebiß!
Er riß den Rachen und belle' entgegen
Dem Zaubervater, und bellte lang'.

Fort ritt Odin, die Erde bebte,
Bis er kam zur hohen Helaburg,
Ritt weiter oſtwärts dem Höllenthor,
Da, wußt' er, war der Seherin Grab.

Und ſang ihr Zauber, den Todtenwecker,
Sah an den Nord und legte Runen,
Beſchwur und fragt' und forderte Rede,
Bis ſie ſich unwillig erhub und ſprach
Todtenlaut:

„Wer iſt der Mann, ich kenn' ihn nicht!
Der kommt, die Ruhe zu ſtören mir?
Ich lag da lang' bedeckt mit Schnee
Und Regen begoſſen und Thau betrieft,
Bin lange todt!"

„Wand'rer bin ich, ein Kriegersſohn!
Sieh Du mir Kunde von der Hölle Reich:
Ich will ſie Dir geben aus meiner Welt.

Wem ſteht der Sitz dort goldbedeckt?
Wem ſteht das Bett dort goldgeziert?“

„Baldern wartet der ſüße Trank,
Reiner Honig und drüber der Schild!
Unglück harret der Aſen Geſchlecht! — —
Ich red' unwillig, laß mich ruhn!“

„Noch nicht, Prophetin, ich will Dich fragen,
Bis ich alles weiß; ich will noch wiſſen,
Wer den Balder tödten wird?
Und Lebens beraubet Odins Sohn?“

„Hauder iſt's, der ſeinen Bruder uns ſendet zu
Und Lebens beraubet Odins Sohn.
Ich ſprach unwillig, laß mich ruhn.“

„Noch nicht, Prophetin! Ich will Dich fragen,
Bis ich alles weiß; ich will noch wiſſen,
Wer wird dem Hauder den Mord vergelten,
Und Balders Mörder zur Flamme ſenden?“

„Rinda gebiert im Weſtenreich
Dem Odin einen Sohn, der kaum geboren
In ſelber Nacht ſchon Waffen trägt,
Die Hand nicht wäſcht, das Haar nicht kämmt,

Bis er Balders Mörder zur Flamme geſandt.
Ich ſprach unwillig, laß mich nun ruhn!“

„Noch nicht, Prophetin! Ich will fragen,
Bis ich alles weiß. Ich will noch wiſſen,
Wer ſind die Jungfrau'n, die dort weinen?
Gen Himmel werfen vor Schmerz den Schlei'r?
Nur das noch rede, dann ſollt Du ruh'n.“

„O Du, kein Wand'rer, wie ich gewähnt,
Biſt Odin ſelbſt, der Männer Erſter.“
„Und Du nicht Vola, Prophetin nicht,
Drei-Rieſen-Mutter, biſt Du vielmehr.“

„Reit' heim nun, Odin, und rühme Dich,
Daß keiner wird kommen zu forſchen wie Du!
Bis Lock wird los und die Dämm'rung kommt,
Und die Götter fallen und die Welt zerbricht.“

3.

Elverehöh.

Ein Zauberlied.

Däniſch.

(S. die Kämpe-Bücher. Kopenh. 1739. S. 160.)

Ich legte mein Haupt auf Elverehöh,
Mein' Augen begannen zu ſinken,
Da kamen gegangen zwei Jungfrau'n ſchön,
Die thäten mir lieblich winken.

Die Eine, die ſtrich mein weißes Kinn,
Die Andre liſpelt in's Ohr mir:
„Steh' auf, Du munt'rer Jüngling, auf!
Erheb', erhebe den Tanz hier!“

„Steh' auf, Du munt'rer Jüngling, auf!
Erheb', erhebe den Tanz hier!
Meine Jungfrau'n ſoll'n Dir Lieder ſingen,
Die ſchönſten Lieder zu hören.“

Die Eine begann zu ſingen ein Lied,
Die ſchönſte aller Schönen;
Der brauſende Strom, er floß nicht mehr,
Und horcht den Zaubertönen.

Der brauſende Strom, er floß nicht mehr,
Stand ſtill und horchte fühlend,
Die Fiſchlein ſchwammen in heller Fluth,
Mit ihren Feinden ſpielend.

Die Fiſchlein all' in heller Fluth,
Sie ſcherzten auf und nieder,
Die Vöglein all' im grünen Hain,
Sie hüpften und zirpten Lieder.

„Hör' an, Du munt'rer Jüngling, hör' an!
Willt Du hier bei uns bleiben?
Wir wollen Dich lehren das Runenbuch,
Und Zaubereien ſchreiben."

„Wir woll'n Dich lehren, den wilden Bär
Zu binden mit Wort und Zeichen;
Der Drache, der ruht auf rothem Gold,
Soll vor Dir fliehn und weichen."

Sie tanzten hin, ſie tanzten her;
Zu buhlen ihr Herz begehrt'.
Der munt're Jüngling, er ſaß da,
Geſtützt auf ſeinem Schwert.

„Hör' an, Du munt'rer Jüngling, hör' an,
Willt Du nicht mit uns ſprechen,
So reißen wir Dir, mit Meſſer und Schwert,
Das Herz aus, uns zu rächen."

Und da, mein gutes, gutes Glück!
Der Hahn fing an zu kräh'n.
Ich wär' ſonſt blieben auf Elvershöh,
Bei Elvers Jungfrau'n ſchön.

Drum rath' ich jedem Jüngling an,
Der zieht nach Hofe fein,
Er ſetze ſich nicht auf Elvershöh,
Allda zu ſchlummern ein.

Deutſche Lieder.

1.

Schlachtlied. (Stellenweiſe.)

Deutſch.

(Aus Gittewalds Gedichten Th. IV. S. 114.)

Friſch auf, ihr tapferen Soldaten,
Ihr, die ihr noch mit deutſchem Blut,

Ihr, die ihr noch mit frischem Muth
Belebet, suchet große Thaten!
Ihr Landesleut', ihr Land'sknecht, auf!
Das Land, die Freiheit sich verlieret,
Wo ihr nicht muthig schlaget drauf,
Und überwindend triumphiret.

Der ist ein Deutscher wohl geboren,
Der von Betrug und Falschheit frei,
Hat weder Redlichkeit noch Treu,
Noch Glauben und Freiheit verloren.
Der ist ein deutscher Ehrenwerth,
Der wacker, herzhaft, unverzaget
Sich für die Freiheit mit dem Schwert
In Tod und in Gefahren waget.

Dann wenn ihn schon die Feind' verwunden,
Und nehmen ihm das Leben hin,
Ist Ehr' und Ruhm doch sein Gewinn,
Und er ist gar nicht überwunden.
Ein solcher Tod ist ihm nicht schwer,
Weil sein Gewissen ihn versüßet,
Und er erwirbet Lob und Ehr',
Indem er so sein Blut vergießet.

Sein Nam' und Ruhm all'zeit erklingen
In allem Land, in jedem Mund.
Sein Leben durch den Tod wird kund,
Weil die Nachkömmling' ihn beſingen;
Die edle Freiheit iſt die Frucht,
Die er dem Vaterland verlaſſet;
Da der Herzloſe durch die Flucht
Wird ganz verachtet und gehaſſet.

Alſo zu leben und zu ſterben,
Gilt dem rechtſchaffnen Deutſchen gleich.
Der Tod und Sieg ſind ſchön und reich:
Durch beide kann er Heil erwerben.
Hingegen fliehen allen Dank
Die Flüchtigen und der Verräther,
Und ihnen folget mit Geſtank
Der Ruf: „Verfluchte Uebelthäter!"

Wohlan, wohlan! ihr werthen Deutſchen,
Mit deutſcher Fauſt, mit kühnem Muth,
Zu dämpfen der Tyrannen Wuth!
Zerbrechet Joch und Band' und Peitſchen,
Unüberwindlich rühmen ſie
Sich Titel, Thorheit, und ſtolzieren;

Allein ihr Heer mit ſchlechter Müh
Mag, überwindlich, bald verlieren.

Ha, fallet in ſie! ihre Fahnen
Zittern aus Furcht. Sie trennen ſich!
Die böſe Sach' hält nicht den Stich,
Drum zu der Flucht ſie ſich ſchon mahnen.
Groß iſt ihr Heer, klein iſt ihr Glaub',
Gut iſt ihr Zeug, böſ' ihr Gewiſſen.
Friſch auf, ſie zittern wie das Laub,
Und wären gern ſchon ausgeriſſen.

Ha, ſchlaget auf ſie, liebe Brüder!
Iſt groß die Müh, ſo iſt nicht ſchlecht
Der Sieg, die Beut'; und wohl und recht
Zu thun, erfriſchet alle Glieder.
So ſtraf', du deutſches Herz und Hand,
Nun die Tyrannen und die Böſen,
Die Freiheit und das Vaterland
Wirſt du und mußt du ſo erlöſen.

2.

Schlachtgeſang.

Deutſch.

(Die letzte Strophe aus einem langen Schlachtliede bei Roxhof von der deutſchen Poeterei.)

Kein ſel'ger Tod iſt in der Welt,
Als wer vor'm Feind erſchlagen,
Auf grüner Haid' im freien Feld,
Darf nicht hör'n groß Wehklagen;
Im engen Bett, da ein'r allein,
Muß an den Todesreihen,
Hier aber find't er Geſellſchaft fein,
Fall'n mit, wie Kräuter im Mayen.

Ich ſag' ohn' Spott,
Kein ſelig'r Tod
Iſt in der Welt,
Als ſo man fällt,
Auf grüner Haid',
Zu Klag' und Leid!
Mit Trommeln-Klang
Und Pfeifen-G'ſang

Wird man begraben,
Davon thut haben
Unſterblichen Ruhm.
Mancher Held fromm
Hat zugeſetzt Leib und Blute,
Dem Vaterland zu gute.

3.

Röschen auf der Haide.

Deutſch.

Es ſah' ein Knab' ein Röslein ſtehn,
Röslein auf der Haide:
Sah, es war ſo friſch und ſchön,
Und blieb ſtehn es anzuſehn,
Und ſtand in ſüßen Freuden:
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden!

Der Knabe ſprach: ich breche dich,
Röslein auf der Haiden!
Röslein ſprach: ich ſteche dich;

Daß du ewig denkſt an mich,
Daß ich's nicht will leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Doch der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Haiden;
Röslein wehrte ſich und ſtach,
Aber er vergaß darnach
Beim Genuß das Leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

4.

Das Lied vom eiferſüchtigen Knaben.

Deutſch.

Es ſtehen drei Stern' am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.
Gott grüß' Euch ſchönes Jungfräulein,
Wo bind' ich mein Röſſelein hin?

„Nimm Du es, Dein Rößlein, beim Zügel, beim Zaum,
Bind's an den Feigenbaum.
Setz' Dich ein' kleine Weil' nieder,
Und mach' mir eine kleine Kurzweil."

„Ich kann und mag nicht ſitzen,
Mag auch nicht luſtig ſeyn,
Mein Herz iſt mir betrübet,
Fein's lieb von wegen Dein."

Was zog er aus der Taſchen?
Ein Meſſer, war ſo ſcharf und ſpitz;
Er ſtach's ſeiner Lieben durch's Herze;
Das rothe Blut gegen ihn ſpritzt.

Und da er's wieder heraußer zog,
Von Blut war es ſo roth.
„Ach reicher Gott vom Himmel,
Wie bitter wird mir der Tod!"

Was zog er ihr abe vom Finger?
Ein rothes Goldringelein.
Er warf's in flüſſig Waſſer;
Es gab ſeinen klaren Schein.

„Schwimm hin, ſchwimm her, Goldringelein!
Bis an den tiefen See!
Mein Fein'slieb iſt mir geſtorben;
Jetzt hab' ich kein Fein'slieb mehr.“

„So geht's, wenn ein Maidel zwei Knaben lieb hat,
Thut wunderſelten gut;
Das haben wir beid' erfahren,
Was falſche Liebe thut.“

5.

Duſle und Babette.

Ein Schweizerliedchen.

Es hätt' e Buer e Töchterli,
Mit Name hieß es Babeli,
Es hätt' e paar Zöpfle, ſie ſind wie Gold,
Drum iſt ihm auch der Duſle hold.

Der Duſle lief dem Vater na':
„O Vater, wollt ihr mir's Babele lahn?“
„Das Babele iſt noch viel zu klein;
Es ſchläft dieß Jahr noch wohl allein.“

Der

Der Dufle lief in einer Stund;
Lief abe bis gen Solothurn,
Er lief die Stadt wohl uf und ab,
Bis er zum öberſten Hauptmann kam;

„O Hauptmann, lieber Hauptmann mi',
I will mi dingen in Flandern ni!"
Der Hauptmann zog die Seckelſchnur,
Gab dem Dufle drei Thaler drus.

Der Dufle lief wohl wieder heim,
Heim zu ſine liebe Babelein;
„O Babele, liebes Babele mi,
Jetzt hab j mi dungen in Flandern ni!"

Das Babele lief wohl hinters Huus,
Es grient ihm ſchier ſin Aeugele uus:
„O Babele, thu' doch nit ſo ſehr,
I will ja wieder kommen zu Dir!"

„Und komm j übers Jahr nit heim,
So will j Dir ſchreiben e Briefelein,
Darinnen ſoll geſchrieben ſtahn:
I will min Babele nit verlahn!"

6.

Eile zum Lieben.

Deutſch.

(Von Opitz.)

Ach, Liebſte, laß uns eilen,
Wir haben Zeit!
Es ſchadet uns Verweilen,
Uns beiderſeit.

Der edlen Schönheit Gaben
Flieh'n Fuß für Fuß:
Das alles, was wir haben,
Verſchwinden muß.

Der Wangen Zier erbleichet,
Das Haar wird greis:
Der Augen Feuer weichet,
Die Bruſt wird Eis.

Das Mündlein von Corallen
Wird ungeſtalt:
Die Händ' als Schnee verfallen
Und Du wirſt alt.

Drum laß uns jetzt genießen
Der Jugend Frucht;
Eh' als wir folgen müssen
Der Jahre Flucht.

Wie Du Dich selber liebest,
So liebe mich;
Gieb mir, das was Du giebest,
Verlier' auch ich.

7.

Aennchen von Tharau.

Deutsch.

(Von Simon Dach, aus Albertl's Arien zum Singen und Spielen. Konigsberg 1645.)

Aennchen von Tharau ist die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Aennchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet, in Lieb' und in Schmerz;
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut! —
Du, meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!

Käm' alles Wetter gleich auf uns zu ſchlahn,
Wir ſind geſinnet, bei einander zu ſtahn;
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein,
Soll unſ'rer Liebe Verknotigung ſeyn.
Aennchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn'! —
Mein Leben ſchließ' ich um Deines herum!

Recht als ein Palmenbaum über ſich ſteigt,
Hat ihn erſt Regen und Sturmwind gebeugt;
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Nach manchen Leiden und traurigem Loos.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut! —
Du, meine Seele, mein Fleiſch und mein Blut!

Würdeſt Du gleich einmal von mir getrennt,
Lebteſt da, wo man die Sonne kaum kennt;
Ich will Dir folgen durch Wälder und Meer,
Eiſen und Kerker und feindliches Heer!
Aennchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn'! —
Mein Leben ſchließ' ich um Deines herum!

8.

Lob des Weins.

Ein deutſcher Dithyrambus.

(Von Simon Dach.)

Dieß iſt der Trank,
Der Unmuthszwang,
Durch den wir fröhlich werden;
Der unſern Geiſt
Der Pein entreißt,
Giebt freudige Geberden,
Er thut uns kund
Des Herzens Grund,
Macht Bettler gar zu Fürſten:
Wir werden kühn
Und friſch durch ihn,
Daß uns nach Blut muß dürſten.

Sein ſüßer Saft
Giebt denen Kraft
Zu reden, die ſonſt ſchweigen:
Macht uns bereit,
Barmherzigkeit
Dem Armuth zu erzeigen;

Wie auch beherzt,
Das was uns ſchmerzt,
Zu eifern und zu läſtern:
Ertheilt die Kunſt
Und alle Gunſt
Der dreimal dreien Schweſtern.

Daher man ſieht,
Wenn wir hiemit
Das Herz uns kaum begoſſen,
Wie dann der Fluß
Des Pegaſus
Kommt auf uns zugeſchoſſen:
Der will dann ein
Poete ſeyn;
Der kann viel Streitens machen
Von der Natur;
Der redet nur
Von Gottes hohen Sachen.

Auch mir wird itzt
Der Kopf erhitzt,
O Wein, von deinen Gaben;

Die Zunge ſingt,
Die Seele ſpringt,
Die Füße wollen traben.
Wohlan! noch baß
Durch dieſes Glas
Will ich auf dich jetzt zielen,
Du deutſches Blut,
Treu, feſt und gut!
Laßt Eins zum Tanz mir ſpielen!

9.

Das Roß aus dem Berge.

Eine böhmiſche Sage.

Glänzend anzuſchauen ſind der Erde
Mond und Sonne, ſchönes Gold und Silber.
Prächtig funkeln ſie hervor, und ſchmücken,
Und ſind köſtlich alles zu erkaufen,
Nur nicht Leben und Geſundheit. Mächtig
Ziehet an ihr Glanz, daß nur der Arme
Wagt, ſie zu entbehren, und der Reiche
Stets, je mehr er hat, je mehr er lüſtet.

Alſo reich war Böhmenlandes Herzog
Krzesomysl. Sein Land war zwiſchen Bergen,
Die ihm Bäume, Gold und Silber ſproßten,
Und die Flüſſe goſſen Goldeskörner,
Die die Armen wuſchen und ihm zollten.

Aber Er grub tiefer in der Berge
Bauch, und holt der alten Mutter Erde
Eingeweid' hervor; erbeutet Stücke
Gold und Silber, ſchwerer als er ſelbſt war,
Und legt Berge ſeinem Abgott nieder;
Doch je mehr er hat, je mehr ihm fehlet.
Land und Aecker liegen ungebauet;

Alles Volk, verbannt in grauſe Tiefen,
Wühlt die Erd' auf, ſeufzet auf zum Fürſten:
Doch wo hört ein Fürſt des Volkes Seufzen
Tief im Bauch der Erde?

Und der Himmel
Höret ſie; und plötzlich wird der Himmel,
Wie des Fürſten Herz, von Erz und Eiſen,
Denn es regnet nicht. Aus dürrem Boden
Steigt hervor der Hunger, blaß und gräßlich;

Würget Haufen, arme Haufen nieder,
Und begrábt ſie tief im Bauch der Erde.

Und es wallen Haufen, arme Haufen
Hungernder, Verſchmachtender zum Fürſten:
„Vater, gieb uns Brod für unſ're Kinder,
Und für uns. Wir ſterben! Laß uns lieber
Unſ're Aecker bauen ſtatt der Berge,
Statt der Gruben uns in Hütten wohnen!
Vater, höre Deine Kinder! höre!“
Und es höret ſie ein andrer Vater,
Der ſchon lang' in ſeinem Berge wohnte,
Und ſich oft des Volkes Noth erbarmte —
Hört die Wunderſage!

Einſt am Abend
Ging ein Edler, der des Landes Jammer
Tief im Herzen fühlte, der zum Fürſten
Oftmals trat, und immer bat vergebens;
Er, der Armen Zuflucht, Er ein heller
Stern im Dunkeln, der ſein letztes Brod nun
Unter ſeine Mitgenoſſen theilte,
Horymyrz ging traurig in die Wüſte,
Und ſprach bei ſich alſo: „Wohin ſoll ich? —

Wiederkehren in mein Haus des Elends,
Jetzt des Hungers und des Todes Wohnung;
Oder —"

Und ein Mann ſtand plötzlich vor ihm,
Hoch und greis. Er hielt ein Roß am Zaume,
Roſſes Augen funkelten wie Blitze,
Seine Naſe ſprühte Feuerfunken,
Und das Roß war weiß. Der greiſe Mann ſprach:
„Horymyrz, Du Guter, nimm das Roß hier,
Schennik iſt ſein Name, bei dem Namen
Nenn' es in der Noth; es wird Dir helfen.
Aber jetzt geh' und verſchütte eilig
Alle Bergesklüfte. Aus den Klüften
Steigt ein Dampf gen Himmel, Peſt der Armen."

Alſo ſprach der Mann, und ihm vor Augen
Ging er in den Berg; der Berg verſchloß ſich.
Und mit hellen Augen ſtand das Roß da,
Wieherte und ſcharrte. Zitternd faßt es
Horymyrz, und ſtreichelt es gar freundlich:
„Schennik, lieber Schennik, bei dem Namen
Nenn' ich dich; du ſollt, du wirſt mir helfen!"
Schwang ſich drauf; das Roß flog wie der Wind ſchnell

Hin zum Goldgebirge. Plötzlich wiehert,
Stampft das Roß, und tauſend Bergegeiſter,
Alfen, Zwerge kommen ihm zu Hülfe;
Tief aufheulend fiel die grauſe Kluft zu.

Mitternacht war's, und der Mond am Himmel
Leuchtet' freundlich. Wie der Pfeil im Winde
Flog das Roß, und trug ihn hin zum Pallaſt
Krzesomysls. Es dämmert kaum der Morgen;
Horymyrz iſt da, und dient dem Fürſten;
Seine Feinde, die die Botſchaft bringen,
Kommen eilend erſt den zweiten Tag an.
Weh nun, weh dem gräulichen Verwüſter,
Der dem Könige ſein Herz geraubt hat!
Für ihn bitten ſeine treuen Freunde:
„Herr, iſt er nicht geſtern hier geweſen?
Und wer kann im Fluge dort und hier ſeyn?
Welches Mannes Hand vermag in Einer
Nacht ſie zu verſchütten, dieſe Klüfte?"
All' umſonſt! „Er ſterbe! Morgen ſterb' er!"

Morgen kommt, und ſeines Todes wartend
Steht der Gute; als das Wort des Mannes
Aus dem Berge wie ein Blitz ihn durchfuhr:

Schennik iſt ſein Name. Bei dem Namen
Nenn' es in der Noth; es wird Dir helfen."

„Herzog," ſpricht er, „eh' ich ſterbe, gönne
Mir noch eine kleine Freud' und Bitte,
Laß mein Roß mich, meinen Freund im Leben,
Ein Mal noch auf dieſem Platze tummeln."
Deſſen lacht der Fürſt. Verriegelt werden
Alle Pforten. „Jetzt, Du Bergverwüſter,
Wird die Thorenbitte Dir gewähret."

Horxmyrz geht ängſtlich zu dem Stalle,
Wo ſein Roß mit hellen Augen traurig
Steht und harret, als ob es ihm ſpräche:
„Haſt Du mein vergeſſen?" Ihn erblickend
Wiehert's auf, und beut ihm ſeinen Rücken:
„Schennik, lieber Schennik, hilf, o hilf mir!"

Kaum hatte er das ſtille Wort geſaget,
Iſt es in der Luft, und trägt ihn über
Thor und Riegel, hin zu ſeinem Schloſſe,
Wo ihn tauſend Gute froh empfangen,
Folgend ihm, wie Bienen ihrem Weiſer.
Aber Schennik ſtehet traurig, neiget

Matt das Haupt; ſein Auge glänzet dunkel,
Und o Wunder! es erhebt die Stimme:
„Sterben muß ich, muß ein Raub der Wölfe,
Muß ein Aas für Hund' und Geier werden,
Wenn Du eilig mich zu meinem Berge
Nicht geleiteſt. Mein Werk iſt vollendet."

Eilig führet er's zu ſeinem Berge,
Der ſich aufthut, und es ſtand der Mann da;
Freudig wiehert ihm das Roß mit hellen
Augen, neu-verjüngt. Der Mann ſprach freundlich:
„Wohl Dir, daß Du thateſt, was zu thun war!
Dafür wird es Deinen Söhnen wohlgehn,
Und Du wirſt des Landes Retter heißen.
Primislaus iſt mein Name, Böhmens
Erſter Fürſt bin ich und Stammes Vater;
Dieſes Roß, es iſt das Roß Libuſſens,
Auf welchem oft ſie ihre Kinder ſiehet,
Und aus Noth errettet." Alſo ſprach er,
Nahm das Roß, und ging hinein zum Berge.

Lieder der Wilden.

Lieder der Madagasker.

1.

Todtenklage um des Königs Sohn.

Ampanani.

Mein Sohn ist im Kampfe gefallen! O meine Freunde, weint um den Sohn Eures Führers. Tragt seinen Körper auf den Wohnplatz der Todten. Eine hohe Mauer beschützt ihn, und auf der Mauer sind Stierköpfe mit drohenden Hörnern befestigt. Scheuet die Wohnung der Todten. Ihr Grimm ist schrecklich, und ihre Rache ist grausam. Weint um meinen Sohn.

Die Männer.

Nimmer wird das Blut der Feinde seinen Arm röthen.

Die Frauen.

Nimmer werden seine Lippen and're Lippen küssen.

Die Männer.

Nimmer werden die Früchte für ihn reifen.

Die Frauen.

Nimmer wird er an einem zarten Buſen ruhen.

Die Männer.

Nimmer wird er ſingen, gelagert unter dickbelaubten Bäumen.

Die Frauen.

Nimmer ſeiner Geliebten neue Lockungen zuflüſtern.

Ampanani.

Genug der Klagen über meinen Sohn. Fröhlichkeit folge auf die Trauer! Morgen vielleicht geh'n wir eben dahin, wohin Er ging.

2.

Zanhar und Niang.

Zanhar und Niang haben die Welt geſchaffen. O Zanhar! an Dich wenden wir unſ're Bitten nicht; warum ſollte man den guten Gott bitten? Niangs Zorn müſſen wir ſtillen.

Niang, böſer, gewaltiger Gott, laß den Donner nicht über unſ're Häupter rollen; befiehl dem Meere nicht, ſeine Ufer zu durchbrechen; ſchone die wachſen-

den Früchte; dorre den Reiß nicht in ſeiner Blüthe; öffne den Schoos unſ'rer Frauen nicht an unglücklichen Tagen, und zwinge keine Mutter, die Hoffnung ihres Alters im Meere zu begraben.

O Niang! zerſtöre nicht Zanhars Wohlthaten alle. Du regierſt über die Böſen; ihre Zahl iſt groß genug quäle die Guten nicht.

3.

An die Regengöttin.

Peruaniſch.

Schöne Göttin, Himmelstochter,
Mit dem vollen Waſſerkruge,
Den Dein Bruder dann zerſchmettert,
Daß es wettert Ungewitter,
Blitz und Donner *)! —

Schöne

*) Die Vorſtellung der Peruaner vom Donner und Blitz iſt: in den Wolken ſey ein himmliſches Mädchen, mit einem Waſſerkruge in der Hand, beſtellet, um zu gehöriger Zeit der Erde Regen zu geben. Unterläßt ſie's, läßt ſie die Erde in Dürre ſchmachten, ſo kommt ihr Bruder, zerſchlägt ihren Krug, das giebt Blitz und Donner, und dann zugleich Regen.

Schöne Göttin, Königstochter!
Und dann giebeſt Du uns Regen,
Milden Regen. Doch Du ſtreueſt
Oft auch Flocken, oft auch Schloſſen:
Denn ſo hat Dir's Er der Weltgeiſt,
Er der Weltgott, Virakocha,
Anvertrauet, anempfohlen.

4.

An ſein Mädchen.

Peruaniſch.

Schlummre, ſchlummr', o Mädchen,
Sanft in meine Lieder,
Mitternachts, o Mädchen,
Weck' ich Dich ſchon wieder!

Blätter der Vorzeit.

Dichtungen

aus der

morgenländiſchen Sage.

Adams Tod.

Neunhundert dreißig Jahr war Adam alt, als er das Wort des Richters in ſich fühlte: Du ſollt des Todes ſterben.

„Laß alle meine Söhne vor mich kommen, ſprach er zur weinenden Eva, daß ich ſie noch ſehe und ſegne.“ Sie kamen alle auf des Vaters Wort und ſtanden vor ihm da, viel hundert an der Zahl, und flehten um ſein Leben.

„Wer unter Euch,“ ſprach Adam, „will zum heiligen Berge gehn? Vielleicht daß er für mich Erbarmung finde und bringe mir die Frucht vom Lebensbaum.“ — Alsbald erboten ſich alle ſeine Söhne, und Seth, der frömmſte, ward vom Vater ſelbſt zur Botſchaft auserwählet.

Sein Haupt mit Asche bestreuet, eilte er und säumte nicht, bis er vor der Pforte des Paradieses stand. „Laß ihn Erbarmung finden, Barmherziger, (so flehete er), und sende meinem Vater eine Frucht vom Lebensbaum!“

Schnell stand der glänzende Cherub da, und statt der Frucht vom Lebensbaum hielt er einen Zweig von dreien Blättern in seiner Hand. „Bringe dem Vater ihn,“ so sprach er freundlich, „zu seiner letzten Labung hier: denn ewiges Leben wohnt nicht auf der Erde. Nur eile, seine Stunde ist da!“

Schnell eilte Seth und warf sich nieder und sprach: „Keine Frucht vom Baume des Lebens bringe ich Dir, mein Vater; nur diesen Zweig hat mir der Engel gegeben, zu Deiner letzten Labung hier.“

Der Sterbende nahm den Zweig und freuete sich. Er roch an ihm den Geruch des Paradieses; da erhob sich seine Seele: „Kinder,“ sprach er, „ewiges Leben wohnt für uns nicht auf der Erde; ihr folgt mir nach. Aber an diesen Blättern athme ich Hauch einer andern Welt, Erquickung.“ — Da brach sein Auge: sein Geist entfloh.

Adams Kinder begruben ihren Vater und weinten um ihn dreißig Tage lang; Seth aber weinte nicht. Er pflanzte den Zweig auf seines Vaters Grab zum Haupt des Todten und nannte ihn den Zweig des neuen Lebens, des Auferwachens aus dem Todesschlaf.

Der kleine Zweig erwuchs zum hohen Baum und viele Kinder Adams stärkten sich an ihm mit Trost des andern Lebens.

So kam er auf die folgenden Geschlechter. Im Garten Davids blühete er schön, bis sein bethörter Sohn an der Unsterblichkeit zu zweifeln anfing; da verdorrete der Zweig, doch kamen seine Blüthen unter andere Völker.

Und als an einem Stamm von diesem Baum der Wiederbringer der Unsterblichkeit sein heiliges Leben aufgab, streuete sich von ihm der Wohlgeruch des neuen Lebens umher, weit unter alle Völker.

Abrahams Kindheit.

In einer Höhle ward Abraham erzogen; denn der Tyrann Nimrod stellete ihm nach dem Leben. Aber auch in der dunkeln Höhle war das Licht Gottes in ihm! er dachte nach und sprach zu sich: „Wer ist mein Schöpfer?“

Nach sechzehn Jahren trat er hinaus, und als er zum ersten Male Himmel und Erde sah, wie erstaunte er und freute sich! Er fragte alle Geschöpfe rings umher: „Wer ist Euer Schöpfer?“

Auf ging die Sonne; er fiel nieder auf's Angesicht. „Das,“ sprach er, „ist der Schöpfer; denn seine Gestalt ist schön!“ —

Die Sonne stieg herauf und stieg hinab und ging am Abend unter. Da ging der Mond herauf und Abraham sprach zu sich: „Das untergegangene Licht war nicht der Gott des Himmels; vielleicht ist's jenes kleinere Licht, dem dieses große Heer der Sterne dient.“

Aber auch Mond und Sterne gingen unter und Abraham ſtand allein.

Er ging zu ſeinem Vater und fragte ihn: „Wer iſt der Gott des Himmels und der Erde?“, und Tharah zeigte ihm ſeine Götzenbilder. „Ich will ſie prüfen,“ ſprach er bei ſich ſelbſt, und als er allein war, legte er ihnen die ſchönſte Speiſe vor. „Wenn ihr lebendige Götter ſeyd, ſo nehmet euer Opfer.“ Aber die Götzen ſtanden da und regeten ſich nicht.

„Und dieſe,“ ſprach der Knabe, „kann mein Vater für Götter halten? Wohl! Vielleicht belehre ich ihn.“ Er nahm den Stab, zerſchlug die Götzen alle bis auf Einen, und legte ſeinen Stab in dieſes Götzen Hand und lief zum Vater. „Vater,“ ſprach er, „Dein erſter Gott hat alle ſeine Brüder getödtet.“

Zornig ſah ihn Tharah an und ſprach: „Du ſpotteſt meiner, Knabe; wie kann er es, da meine Hände ihn gebildet haben?“ „O zürne nicht, mein Vater,“ ſprach Abraham, „und laß Dein Ohr vernehmen, was Dein Mund ſagte. Traueſt Du Deinem Gott nicht zu, daß Er vermöge, was ich mit meiner Kna-

denhand zu thun vermochte; wie wäre Er der Gott, der mich und Dich und Himmel und Erde schuf?" —

Tharah verstummte auf des Knaben Wort.

* * *

Bald aber kam die That vor den Tyrannen Nimrod; er forderte ihn vor sich und sprach: „Meinen Gott sollt Du anbeten, Knabe, oder der brennende Ofen sey Dein Lohn." Denn alle Weisen hatten bei Abrahams Geburt dem Könige geweissaget, daß er die Götzen stürzen und des Königs Dienst vernichten würde im Königreiche. Darum verfolgete der König ihn.

„Wer ist Dein Gott, o König?" sprach der unerschrockene Knabe.

„Das Feuer ist mein Gott," antwortete er, „das Mächtigste der Wesen."

„Das Feuer," sprach der Knabe, „wird vom Wasser ausgelöscht, das Wasser wird von der Wolke leicht getragen, der Wind verjagt die Wolke, und dem Winde besteht der Mensch. So ist der Mensch das Mächtigste der Wesen." —

„Und ich der Mächtigste der Menschen," sprach der König. „Bete mich an, oder der glühende Ofen ist Dein Lohn."

Da schlug der Knabe sein bescheidnes Auge auf und sprach: „Ich sah die Sonne gestern am Morgen auf- und am Abend untergehn; befiehl, o König, daß sie heut' am Abend auf- und am Morgen untergehe, so will ich Dich anbeten."

Und Abraham ward in die Glut geworfen.

Aber des Feuers Kraft beschädigte den Knaben nicht, ein Engel nahm ihn sanft in seine Arme und fächelte die Flammen von ihm ab, wie einen Lilienduft. Schöner ging der Knabe vom Feuer heraus, und bald erschien ihm Gott und rief ihn aus Chaldäa und weihete ihn zu seinem Freunde ein.

Und Abraham ward Stifter des wahren Gottesdienstes des Einen Gottes Himmels und der Erde für alle Welt.

Der Jüngling Salomo.

Zu seinem Lieblinge sprach einst ein gütiger König: „Bitte von mir, was Du willt, es soll Dir werden.“

Und der Jüngling sprach bei sich selbst: „Warum soll ich bitten, daß es mich meines Wunsches nicht gereuen möge? Ehre und Ansehn habe ich schon, Gold und Silber sind das ungetreueste Geschenk der Erde. Um des Königs Tochter will ich bitten, denn sie liebt mich, wie ich sie liebe; und mit ihr empfange ich alles andre. Vor allen auch das Herz eines gütigen Wohlthäters, denn er wird durch dieses Geschenk mein Vater.“

Der Liebling bat, und die Bitte ward ihm gewähret.

Als Gott dem Jünglinge Salomo zuerst im Traume erschien, sprach er zu ihm: „Bitte, was ich Dir geben soll, und ich will Dir's geben.“

Und siehe, der Jüngling bat nicht um Silber und Gold, nicht um Ehre und Ruhm und langes Leben; er bat um die Tochter Gottes, die himmlische

Weisheit, und empfing mit ihr, was er je hätte bitten mögen.

Ihr also weihete er seine schönsten Gesänge und pries sie den Sterblichen an, als die einzige Glückseligkeit der Erde. So lange er sie liebte, besaß er das Herz Gottes und die Liebe der Menschen; ja nur durch sie lebet er auch nach seinem Tode noch diesseit des Grabes.

Salomo in seinem Alter.

Wollust, Reichthum und Ehre hatten Salomo in seinen männlichen Jahren also verblendet, daß er die Braut seiner Jugend, die Weisheit, vergaß und sein Herz zu allen Bethörungen lenkte.

Einst als er in seinem prächtigen Garten ging, hörte er die Thiere sprechen (denn er verstand die Sprache der Thiere) und neigte sein Ohr, zu hören, was sie sagten.

„Siehe," sprach die Lilie, „den König: er gehet mich stolz vorüber, und ich Demüthige bin herrlicher als Er."

Und der Palmbaum wehete ſeine Zweige und ſprach: „Da kommt er, der Bedrücker ſeines Landes, und dennoch ſingen ſie ihm, daß er ein Palmbaum ſey. Wo ſind denn ſeine Früchte, ſeine Zweige, mit denen er Menſchen erquickt?“

Er ging weiter und hörte die Nachtigall ſingen zu ihrer Geliebten: „Wie wir uns lieben, ſo liebet Salomo nicht, ſo wird er von keiner ſeiner Buhlerinnen geliebet.“

Und die Turteltaube girrete zu ihrem Gatten: „Von ſeinen tauſend Weibern wird keine ihn betrauren, wie ich dich klagen würde, mein Einiger!“

Zürnend beſchleunigte der König ſeinen Schritt zum Neſte des Storchs, der ſeine Jungen erzog und ſie mit ſeinen Schwingen auffing, da er ſie fliegen lehrte. „Das thut,“ ſprach der Storch zu ſeinen Jungen, „der König Salomo ſeinem Sohne Rehabeam nicht, darum wird auch ſein Sohn nicht gedeihen; Fremde werden herrſchen in dem, was er bauete.“ Da entwich der König in ſeine innerſte Kammer und war ſtill und traurig.

Und als er ſo im tiefen Nachdenken ſaß, da trat die Braut ſeiner Jugend, die Weisheit, unſichtbar vor ihn und berührte ſein Auge. Er fiel in einen tiefen Schlaf und ſah ein trauriges Geſicht der künftigen Tage.

Er ſah durch die Antwort ſeines unweiſen Sohnes ſein Reich zertheilt; in zehn abgefallenen, von ihm unterdrückten Stämmen herrſchte ein Fremder. Verfallen ſah er ſeine Häuſer, ſeine Luſtgärten durch ein Erdbeben verſunken, die Stadt verwüſtet, das Land verheeret, und den Tempel Gottes im Brande. Erſchrocken fuhr er aus dem Schlaf empor.

Und ſiehe, da ſtand mit weinendem Auge die Freundin ſeiner Jugend ſichtbar vor ihm und ſprach: „Du haſt geſehen, was nach dieſem geſchehen wird, und zu alle dieſem haſt Du den Grund geleget. Es ſtehet nicht mehr in Deiner Macht, das Vergangene zu ändern, denn Du kannſt dem Strome nicht gebieten, daß er ſich wende zu ſeiner Quelle, noch Deiner Jugend, daß ſie zurückkehre. Deine Seele iſt ermartet, Dein Herz erſchöpft, und ich, die Verlaſſene

Deiner Jugend, kann Deine Gespielin nicht mehr seyn im' Lande des irdischen Lebens."

Sie verschwand mit einem mitleidigen Blick, und Salomo, der seine Jugend mit Rosen bekränzt hatte, schrieb in seinem Alter ein Buch von der Eitelkeit aller menschlichen Dinge auf Erden.

Die Sterne.

Müde und matt war Daniel von seinen Gesichten der Zukunft, die ihm so oft seine Kraft genommen und ihn mit Schauder erfüllet hatten; als endlich Einer aus dem Rath der Wächter zu ihm sprach: „Gehe hin, Daniel, und ruhe, bis das Ende komme, daß Du aufstehest in Deinem Theil am Ende der Tage."

Gelassen hörte Daniel das räthselhafte Wort und sprach zum Mann im leinenen Kleide, der neben ihm stand: „Meinest Du, Herr, daß diese Gebeine werden wieder grünen?" Und der himmlische Bote nahm ihn bei der Hand, und zeigte ihm den Himmel voll

voll leuchtender Sterne. „Viele, ſprach er, ſo unter der Erde ſchlafen, werden erwachen; die Lehrer aber werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, ſo viel zum Guten gewirkt haben, wie die unvergänglichen Sterne.“ Er ſprach's und berührte ihn mit ſeiner Rechte, und Daniel entſchlief unter dem Anblick des Himmels und ſeiner helleuchtenden ewigen Sterne.

Alles zum Guten.

Immer gewöhne ſich der Menſch zu denken: „was Gott ſchickt, iſt gut; es dünke mir gut oder böſe.“

Ein frommer Weiſer kam vor eine Stadt, deren Thore geſchloſſen waren; niemand wollte ſie ihm öffnen; hungrig und durſtig mußte er unter freiem Himmel übernachten. Er ſprach: „was Gott ſchickt, iſt gut,“ und legte ſich nieder. Neben ihm ſtand ſein Eſel, zu ſeiner Seite eine brennende Laterne, um der Unſicherheit willen in derſelben Gegend. Aber ein Sturm entſtand und löſchete ſein Licht aus; ein Löwe kam und zerriß ſeinen Eſel. Er erwachte, fand ſich

allein und sprach: „was Gott schickt, ist gut.“ Er erwartete ruhig die Morgenröthe.

Als er ans Thor kam, fand er die Thore offen, die Stadt verwüstet, beraubt und geplündert. Eine Schaar Räuber war eingefallen und hatte eben in dieser Nacht die Einwohner gefangen weggeführt oder getödtet. Er war verschonet. Sagte ich nicht, sprach er, daß „alles, was Gott schickt, gut sey!“ nur sehen wir meistens am Morgen erst, warum er uns etwas des Abends versagte.

Drei Freunde.

Traue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüfet hast; an der Tafel des Gastmahls giebt's mehrere derselben als an der Thüre des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde; zwei derselben liebete er sehr, der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst war er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart verklaget war. „Wer unter euch,“ sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklaget worden, und der König zürnet.“

Der erſte ſeiner Freunde entſchuldigte ſich ſogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne, wegen andrer Geſchäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thür des Richthauſes; da wandte er ſich und ging zurück, aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigſten gebauet hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte für ſeine Unſchuld ſo freudig, daß der Richter ihn los ließ und beſchenkte.

* * *

Drei Freunde hat der Menſch in dieſer Welt; wie betragen ſie ſich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, ſein beſter Freund, verläſſet ihn zuerſt und gehet nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thür des Grabes und kehren wieder in ihre Häuſer. Der dritte, den er im Leben oft am meiſten vergaß, ſind ſeine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; ſie gehen voran, ſprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

Stellen

aus dem

Rosenthal.

Dem Scheikh Moslaeddin Sadi gehören die meiſten Blumen des Roſenthals zu: daher wird es nicht unangenehm ſeyn, etwas von ſeinem wenig bekannten Leben zu hören. Im Jahre 1193 geboren, traf er gerade in die unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge von einer, der Türkenanfälle von der andern Seite. Den Kreuzziehern gerieth er ſogar zum Sklaven in die Hände, und mußte an den Feſtungswerken in Tripoli arbeiten. Ein Kaufmann von Haleb (Aleppo) kaufte ihn für zehn Goldgülden los, gab ihm darüber noch hundert mehr, als Brautſchatz für ſeine Tochter, die er mit ihm vermählte. Wir wollen hören, was der liebliche Dichter ſelbſt davon ſagt:

Aus meines Freundes zu Damaskus Armen
Ging unmuthsvoll ich in die Wüſtenei
Jeruſalems, und lebte da mit Thieren;
Bis ich den Franken in die Hände fiel.

Sie schleppten mich nach Tripolis, wo ich
Mit Juden ihren Wall aufführen mußte.
So steckt' ich lang' im Koth, bis aus Aleppo
Ein Mächtiger, einst mein Bekannter, mich
Anredete: „Wohin, o Musladin,
Bist du gerathen? Lebst du hier?"

Ich sprach:
Als ich die Menschen floh und auf den heiligen Bergen
Gott nur suchte, gerieth unter Unmenschen ich hier.
Leichter, des Freundes Fessel ertragen, als außer dem Garten
Freiheit suchen, die uns ärgere Bande gewährt.

Mitleidig sah er meine Sklaverei,
Und kaufte mich mit zehn Dukaten los,
Und führte nach Aleppo mich, und gab
Mit seiner einz'gen Tochter mir noch hundert
Dukaten. Ob nun Sadi glücklich war?

Die Tochter war herrschsüchtig, harten Sinns,
Von frecher Zunge, meinem Rathe stets
Zuwider, also daß die Ehe mir
All' meines Lebens Süßigkeit verdarb.

Suchſt du die Höll' hier unter dem Himmel, ſo ſuche die Wohnung
Eines friedlichen Mann's, dem ſich ein Dämon geſellt.

„Biſt du nicht," ſprach ſie, „jener Sklave, den
Mein Vater ſich mit zehn Dukaten kaufte?"
Ja, ſprach ich, ja! Mit zehnen kauft' er mich;
Mit hundert hat er mich an dich verkauft.

Als der Jäger ein Lamm von Wolfes Schlunde befreite,
Und am Abend es ſich ſelber zum Biſſen erkor,
Sprach das Lamm: „O ich dacht' es nicht, daß du, mein Erretter,
Der mich vom Wolfe befreit, ſelber mir wäreſt ein Wolf."

Sonſt wiſſen wir wenig von Sadi's Lebensumſtänden. Er führte das Leben eines Derwiſch, und brachte es größtentheils auf Reiſen zu. Er gedenkt an ſeine Flucht aus Schiras vor den räuberiſchen Türken, an ſeine Wallfahrten nach Mekka, an eine Reiſe nach Kaſchgar in Indien, wo er einen ſchönen

Jüngling fand, der, als er den Namen Sadi hörte, ihn nicht von sich lassen wollte. Sadi antwortete ihm mit einer Geschichte, und beehrte seinen Abschiedskuß mit einem sehr zarten Spruch auf den Abschiedskuß der Freundschaft *). In seinem wandernden, freien Zustande lernte er, wie sein Rosen- und Fruchtgarten davon genugsame Proben giebt, die Sitten aller menschlichen Stände und Lebensalter seiner Gegenden, in Persien, Syrien, Arabien kennen. Auch an Höfen hat er gelebt, wie sein erstes Buch zeiget, in dessen herzlicher Zueignung an Abu Bekr, König in Persien oder in Damaskus, er sich sehr demüthig entschuldigt, warum er so selten an seinem Hof erscheine. Kurz, Sadi scheint die Blüthe der moralischen Poesie für seine Sprache, in der er außerordentlich rein und lieblich geschrieben haben soll, gebrochen zu haben, wie denn seine Poesie für eine Rose derselben Jahrhunderte lang gegolten hat und noch gilt; er trägt also mit Recht, trotz der Unfälle seines Lebens, den Zunamen des Glücklichen: denn dieß bedeutet Sadi. Sein erstes Buch schrieb er im fünf und

*) S. der Abschied S. 308.

achtzigsten Jahre seines Lebens, da gewiß seine Erfahrung reif geworden war, und soll über hundert Jahre gelebt haben. Seine Landsleute nennen Ferdusi ihren ersten heroischen, Enweri ihren ersten elegischen, Sadi ihren ersten lyrischen Dichter; und obgleich Haphyz, von dessen Gazellen oder Liebesoden wir zu einer andern Zeit Proben geben werden, hundert Jahre nach ihm in lyrischen Gedichten den höchsten Ruhm erhalten: so ist doch des Sadi Ruhm und Werth in seiner Gattung dabei ungekränkt geblieben. Unweit Schiras liegt er begraben *) und

*) Es wird nicht unangenehm seyn, die Beschreibung dieses Grabes aus einer der neuesten Reisen über Persien hier zu lesen. Eine englische Meile östlich vom Garten Dill Guschaje (Erweiterung des Herzens) ist das Grab des berühmten Sadi. Es liegt am Fuße eines Berges, der Schiras gegen Nordost begränzt, und ist ein großes viereckiges Gebäude, an dessen oberem Ende zwei Alkoven in der Mauer angebracht sind. Der zur rechten Hand ist das Grab des Dichters, noch ganz in dem Zustande, wie damals, da er begraben ward, von Steinen gebaut, sechs Fuß lang und dritthalb breit. An den Seiten derselben sind verschiedene Sentenzen in den alten Neskhi-Buchstaben eingegraben, die sich auf den Dichter und seine Werke beziehen. Sadi lebte ungefähr vor fünf hundert und funfzig Jahren, und seine Werke stehen wegen ihrer

er wird als ein Heiliger mit Recht verehrt. Auch in seinem Buch von der Liebe und Jugend, bei dessen Beschluß er selbst sagt, daß, wenn Leila und Medjnun wieder aufstehen sollten, sie aus diesem die Kunst zu lieben lernen könnten, überschreitet er die Grenzen der Ehrbarkeit nie; und fast jedes Wort, jede artige Wendung seines Vortrages ist, nach dem beliebten Ausdruck der Morgenländer, eine Perle.

Moralität und wegen der darin enthaltenen vortrefflichen Lehren, bei allen orientalischen Nationen in großer Achtung. Ueber dem Grabe ist ein Deckel von schwarzem, mit Gold gemaltem Holz, woran eine von den Oden des Dichters in den modernen Nustalihk-Buchstaben steht; und wenn man dieses Bret wegnimmt, so sieht man den leeren steinernen Sarg, worin er begraben ward. Diesen bestreuen Sadi's Verehrer, die hieher kommen, sorgfältig mit Blumen, Rosenkränzen und mancherlei Reliquien. Oben auf dem Grabe liegt zu Jedermanns Ansicht eine sehr schöne Abschrift von Sadi's Werken, und an den Mauern sind verschiedene Persische Verse von denen Personen angeschrieben, die von Zeit zu Zeit hier gewesen sind. Nahe bei diesem Gebäude sieht man Gräber verschiedener frommer Leute, die hier auf ihr eigenes Verlangen beerdigt worden sind. (S. William Franklin's Bemerkungen auf einer Reise von Bengalen nach Persien. S. 48).

Schöne Gesinnungen gleichen den Perlen und Edelgesteinen;
Lose dahingestreut, glänzen sie köstlich und schön.
Aber verband sie die Kunst; so werden in Königes Krone
Oder im Armband sie Männern und Frauen zum Schmuck.

Der Betende.

Knechte dienen um Lohn, ein Kaufer handelt um Waare;
Sey im Gebet vor Gott weder ein Käufer noch Knecht.
Lege das Haupt zum Boden und sprich: Erzeige mir, Höchster,
Was dem Erbarmer gebührt, nicht was der Sünder verdient.

Die Rede des Weisen.

Was nützet Ali's Schwert in seiner Scheide?
Was nützet Sadi's Zunge, wenn sie schweigt?
Was ist, o weiser Mann, die Zung' im Munde?

Ein Schlüssel ist sie zu des Kaufmanns Schatz.
Unaufgeschlossen kannst du nimmer wissen,
Ob edle oder schlechte Stein' er hegt.
Vor weisen Männern schweigen, ist oft Tugend;
Oft ist mit Reden sich hervorthun, Noth.

Der Weg zur Wissenschaft.

Sag', o Weiser, wodurch du zu solchem Wissen gelangtest?
„Dadurch, daß ich mich nie Andere zu fragen geschämt."

Der Edelste.

Als Chatem-Tai, der Freigebige,
Gepriesen ward, er sey der Edelste
Der Menschen, über ihn sey keiner mehr!
Sprach er: Der bin ich nicht. Als ich einmal
Vierzig Kameele meinen Gästen gab,
Fand auf dem Feld ich einen armen Mann,
Der Dorn und Disteln sammelte, dafür
Sich Mittagbrod zu kaufen. Unbekannt
Sprach ich ihn an: „Warum, Mühseliger,

Arbeiteſt Du, und geheſt lieber nicht
Zu Chatem-Tai's Haus, wo Jeder jetzt
Im Ueberfluſſe ſpeiſet?" „Wer das Brod,
Antwortet' er: ſich ſelbſt erwerben kann,
Hat Chatem-Tai's Haus nicht nöthig." Der,
Ihr Freunde, war ein Edlerer als ich.

Salz.

Nuſchirvan, der Gerechte, ſpeiſt' einmal
Auf ſeiner Jagd im freien Felde. Salz
Gebrach ihm. Holet, ſprach er, Salz
Im nächſten Hauſe; doch bezahlt das Salz.
„Wie?" ſagten ſeine Diener, „großer König,
Bekümmert Dich die Kleinigkeit, das Salz?"
„Aus ſolchen Kleinigkeiten," ſprach Nuſchirvan,
„Iſt aller Druck entſtanden, der die Welt drückt."
Alles Uebel der Welt iſt aus dem Kleinſten entſproſſen;
Klein war der Anfang ſtets jeder unedlen Gewalt.
Brach der König nur Einen Apfel vom Baume des Armen;
Hieben die Knechte ſofort, nieder zur Wurzel, den Baum.

Eignete er fünf Eier ſich zu; ſie nahmen der Hennen Hundert. Der Thäter entwich; aber die Sitte verblieb.

Wiſſenſchaft für Andre.

Wer für Andre nur weiß, der trägt wie ein Blinder die Fackel,
Leuchtet voran, und geht ſelber in ewiger Nacht.

Scherz und Ernſt.

Sage dem Klugen ein Wort; er wird's zur Lehre ſich nehmen;
Selbſt dein ſpielender Scherz wird ihm ein warnender Ernſt.
Lies dem Thoren dagegen auch tauſend Kapitel der Weisheit;
Seinem unweiſen Ohr dünken ſie nichtiger Scherz.

Der mächtige Baum.

Ueber den Himmel erhebt der Baum wohlthätiger Milde
Seinen Gipfel, und weit breitet die Wurzel er aus;

Willt

Willt du von ſeinen Zweigen dereinſt die Früchte genießen,
Haue den Stamm nicht um, rücke die Milde nicht auf.

Der langſame Pfeil.

Drücke den Pfeil zu ſchnelle nicht ab, der nimmer zurückkehrt:
Glück zu rauben, iſt leicht; wiederzugeben ſo ſchwer!

Wirkung des Zorns.

Mäßige deinen Zorn; es fallen die Funken des Zornes
Erſt auf dich; auf den Feind, wenn ſie ja treffen, zuletzt.

Gewalt und Güte.

Weiche Seide zerſchneidet das ſcharfeinhauende Schwert nicht;
Stärker als alle Gewalt iſt ein nachgebender Geiſt.
Güte bezwang die Welt. Mit ſanften freundlichen Worten
Magſt du den Elephanten leiten am Einzigen Haar.

Die Beleidigung.

Schmett're den Stein nicht gegen die Mauer; er prallet zurück dir;
Oder es reißt ſich ein Fels los von der Mauer auf dich.

Beleidigte.

Wen du beleidigt haſt, und hätt'ſt du ihm, zur Verſöhnung,
Tauſend Gutes erzeigt, traue dem Manne nie ganz.
Zogſt du den Pfeil aus der Wunde, ſo bleibt doch lange der Schmerz nach:
Und im tiefen Gemüth wohnet am tiefſten ein Groll.

Die eigene Weiſe.

Jeglichem dünkt ſein Witz und ſeine Weiſe die beſte,
Wie ſein eigenes Kind Jedem am ſchönſten gefällt.
Wäre Verſtand und Geiſt von unſrer Erde verſchwunden,
Glaubet Jeglicher doch: „Meinen behielt ich zurück.“

Falschheit und wahrer Werth.

Ein verständig-nützlicher Mann ist die güldene Münze;
Wo sie erscheinet, kennt Jeder den köstlichen Werth.
Stand und Geburt dagegen, sie sind geprägetes Leder;
Ueber der Grenze hinaus gelten sie das was sie sind.

Wünsche.

Hätte die Katze Flügel, kein Sperling wär' in der Luft mehr.
Hätte, was Jeder wünscht, Jeder; wer hätte noch Was?

Der Lehrer und der Schüler.

Lehre den Schüler, o Freund, nicht jede der Künste, die du kannst;
Eins behalte dir vor, würde der Schüler dein Feind.
Mancher lernte die Kunst des Bogens; sie zu beweisen,
Nahm er den Lehrer zuerst, nahm ihn vor allen zum Ziel.

Macht des Geſanges.

Felſen hallen zurück den Geſang der Flöte des Hirten,
Horchend des Führers Ton hüpfet das wilde Kameel.
Tulpen entſchließen ſich, es entknoſpt die Roſe dem Dornbuſch,
Wenn ſie der Nachtigall zärtliche Stimme vernimmt.
Härter als Dorn und Fels, und wilder als wilde Kameele,
Wäre des Menſchen Gemüth, das der Geſang nicht rührt.

Der Abſchied.

Bitter und ſüß iſt der Abſchiedskuß an der Lippe des Freundes,
Süß mit der Gegenwart, bitter mit Trennung gemiſcht.
Alſo röthet der Apfel ſich hier am Strahle der Sonne;
Weggewendet von ihr, blaſſet und trauert er dort.
Mitten im letzten Kuß den Athem ſanft zu verhauchen,
Wäre der Liebenden Wunſch, wäre der Scheidenden Troſt.

Die Cypreſſe und der Palmbaum.

Schau die hohe Cypreſſe; ſie trägt nicht goldene Früchte,
Aber ſie ſtehet dafür immer in fröhlichem Grün.
Kannſt du, ſo ſey ein nährender Palmbaum; kannſt du es nicht ſeyn,
Sey ein Cypreſſenbaum, ruhig, erhaben und frei.

Gebrauch der Güter.

Aloeholz, das der Kaſten verſchließt, iſt jeglichem Holz gleich;
Auf die Kohle gelegt, athmet es ſüßen Geruch;
Reicher, gebrauche das Gut, das zum Gebrauche dir Gott gab;
Wer nicht ſäet, dem wächſt nimmer ein fröhlicher Halm.

Die Rüſtung.

Weisheit und Wiſſenſchaft ſind Waffen gegen das Laſter;
Du, ein gewaffneter Mann, willſt ſein Gefangener ſeyn?

Irrt der Blinde, ſo zeigt mitleidig Jeder den Weg ihm;
Stürzet der Seher hinab, wird er von Allen verlacht.

Wiſſen ohne That.

Ohne die That iſt Wiſſen, wie ohne Honig die Biene;
Sage der Stolzen: „Warum ſchwärmeſt du müßig und ſtichſt?“

Gedanken
einiger Bramanen.

Dreifacher Zuſtand.

Was geboren ward, muß ſterben;
Was da ſtirbt, wird neu geboren.
Menſch, du weißt nicht, was du wareſt;
Was du jetzt biſt, lerne kennen;
Und erwarte, was du ſeyn wirſt.

Beſtimmung der Natur.

Was uns die Natur zu ſeyn vergönnt hat,
Mehr und minder kann der Menſch nicht werden,
Auf des Berges Gipfel und im Thale
Bleibt er, was er iſt, und wird nicht größer.
Schöpf' er aus dem Brunnen oder Weltmeer,
Dort und hier erfüllt er nur ſein Krüglein.

Vorsehung.

Der dem Schwane, dem Pfauen, dem Papageien das Kleid gab,
Weiß und gefärbet und grün; hätt' er nicht Kleider für Dich?
Eher windet sich nicht vom Mutterherzen der Säugling,
Bis in der Mutterbrust Fülle der Nahrung ihm quillt.

Die Sache der Menschheit.

„Dieß ist Einer von Uns; dieß ist ein Fremder!"
So sprechen
Niedere Seelen. Die Welt ist nur ein Einiges Haus.
Wer die Sache des Menschengeschlechts als Seine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am Verhängnisse Theil.

Der Fruchtbaum.

Wenn die Bäume voll von Früchten hangen,
Neigen sie die Aeste freundlich nieder.

Wenn ein guter Mann zu Würden aufſteigt,
Neigt er ſich, damit er Andern helfe.

Die Blume.

Ein gütiger und weiſer Mann
Iſt immer eine Blume.
Wird ſie erkannt, ſo pranget ſie
Im Diadem des Fürſten;
Wo nicht, ſo blüht und duftet ſie
Sich ſelber in der Wildniß.

Das Licht.

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufſtrahlt;
So vom Schickſal gebeugt, ſtrebet der Gute empor.

Sache und Erfolg.

Was dich reget, ſey die Sache,
Die du thuſt, nicht ihre Folgen.
Elend wird, wer ſie berechnet;
Weisheit ruhet in der Handlung.

Verschwendeter Werth.

Wer auf dieser Welt geboren,
Nicht nach edeln Werken trachtet,
Um dereinst im weitern Leben
Dieses Lebens Frucht zu sammeln:
Der durchwühlt mit goldnem Pfluge
Mühsam einen dürren Boden,
Nur um Unkraut drein zu säen.
Einen Krug von Edelsteinen
Setzet er zum Sandelfeuer,
Schlechte Hülsen drein zu kochen.
Einen schönen Dattelgarten
Haut er ab, daß statt der Palmen
Er darin sich Nesseln pflanze.

Al-Hallil's Klagegesang.

Laßt mich weinen! das Weinen bringt nicht Schande.
Laßt mich klagen! denn klagen soll der Betrübte.
O Humane *) wie soll ich dich jetzt nennen?
Himmlische Namen hast du; wer kann sie sprechen?

*) Al-Hallil nennet ihn Humana.

Schauet, o ſchauet den Schmerz in meiner Seele,
Engel, die ihn ins Thal des Todes führten.
Gottesboten, ihr führtet ihn als Brüder
Euren Bruder. Ich ſah' ihn freundlich lächeln
Mitten im Todesthal. Er warf die Hülle
Leicht von ſich und er ſah den offnen Himmel;
Laßt uns folgen, ihr Brüder! — Beider Welten
Vater wird uns auch dort die Hütte bauen. —
O Humane, wie ſoll ich dich jetzt nennen?
Himmliſche Namen haſt du; wer mag ſie ſprechen?
Heil der keuſchen Mutter, die dich geboren!
Denn ſie mehrte die Zahl der Engel mit dir.
Wie der Bach, der das Paradies durchſchlängelt,
War dein Herz; wie der Morgenſtern dein Inn're.
Sanft wohlthätiges Licht der Sonne, freundlich
Wie die Sommernacht, wie der Silbermondſtrahl.
Auge warſt du dem Fürſten, wie dem Armen;
Eins nur kanntеſt du nicht, das Gift der Schlangen.
Worte des Troſtes gabſt du uns, nicht Wermuth:
Heucheltеſt nie uns Demuth, nie uns Freundſchaft.
Ungeſehen auch warſt du edel, übteſt
Im Verborgenen Gut's, wie Gott, dein Vater.
Nie erwarteteſt du, was du nicht ſelber

Welkes kamtest, o du, der Menschheit Zierde.
Und gewelket so bald sind deine Blüthen!
Deine Zweige, wie sinken sie zur Erde!
Klagt mit mir, Jungfrauen! o klagt, ihr Knaben!
Seine schöne Gestalt ist uns entnommen!
Nie eröffnet sich uns sein holder Mund mehr!

Al-Hallil's Rede an seinen Schuh.

Mit Tausenden von meinem Volke zog
Ich auch einher am Tage jenes Zorns,
Der alle Ebnen Ubeda's mit Blut
Und Rach' erfüllt. Rosse wieherten
Beim Schalle der Trommeten; Staub erhob
Zum Himmel sich. Die Mächtigen jubelten;
Die Ketten klirrten, die vor Abend noch
Der Ueberwundnen Thränen netzen sollten.
Einmüthig reichten Untergang und Tod
Die Hände sich, und schritten vor dem Heer.
Da schlug in mir das Herz noch eins so stark:
„O Rüstung zum Verderben! sprach ich, tief
Im Winkel meiner Brust. — Allmächtiger!
Wir können keinen Floh erschaffen, und
Wir tödten Menschen. Blut vergießen wir, —
Und loben dich.“

Mein Herz ſchlug ſtärker; ich
Trat in den Sumpf. Vergeblich mühte ſich
Mein Fuß, den Schuh herauszuziehen. Feſt
War er. Die tapfern Heere ſchritten fort;
Die Lanzen blinkten; Schwerter funkelten;
Ein Feldgeſchrei, ein wüſtes Sauſen füllte
Mein Ohr; ich ſtand betäubt und ſprach alſo
Zu meinem Schuh:

Wie? mein Begleiter, jetzt
Verläſſeſt du mich, und erwarteſt lieber
Den Moder hier? Und ſoll ich dich denn auch
Verlaſſen, wie in dieſer Welt zuletzt
Sich alles flieht? Du Guter, gingeſt freilich
Nie mit mir böſe Wege; keinem Pfade
Der Frevler drückteteſt du je dich ein.
Die Augen, die von Blute ſtrömen, blieben
Uns fremd; dem zügelloſen Sieger eilteſt
Du nimmer nach. Wir gingen ſanfte Wege,
Jetzt, wenn die Sonn' im Abendmeer erſank,
Jetzt in den Schatten der friedſel'gen Nacht,
Der Ruhegeberin, der Reichen, die
Uns ihre Schätz' am weiten Himmel zeigt,
Und nieden uns der Freuden ſchönſte ſchenket.

Dann ſagte leiſe mir der Mond ins Ohr:
„Sohn der Aëſcha, geh zu deiner Treuen,
Sie wartet deiner, lieblicher als ich.“ —

Die Wege gingen wir; nicht jene, denen
Du ſtrenge ſteht unwillig dich entziehſt.
Ich folge deinem Rath. Gehabt euch wohl,
Ihr Helden jetzt durch Mord und Todſchlag! Mögen
Die Löwen eure Siege brüllen! wetze
Der Tiger ſeine Klau'n dazu, es ſingen
Erſchlagene Heere drein, und Drachen ziſchen
Aus Wüſtenei'n zerſtörter Wohnungen. —
Du ſtiller Mond, den ſie mit Mordgeſchrei
Erſchrecken, ſcheine nicht auf ſie; und nie
Umfange ſie mit deinem ſanften Arm,
Die ſie verſcheuchen, du friedſel'ge Nacht.

Trommel und Laute.

Rühre die Laute nicht, wenn rings um Trommeln erſchallen;
Führen Narren das Wort, ſchweiget der Weiſe ſtill.

Stellen

aus

dem Buche der gerechten Mitte

und

Exempel der Tage.

Sinesisch.

(Aus der Adroasia)

Das gröſseſte Uebel des Staats, die Ratte in der Bildſäule.

Hoang:Kong fragte einſt ſeinen Miniſter, den Koang:Tſchong, wovor man ſich wohl in einem Staat am meiſten fürchten müſſe? Koang:Tſchong antwortete: „Prinz, nach meiner Einſicht hat man nichts mehr zu fürchten, als was man nennet: Die Ratte in der Bildſäule.“

Hoang:Kong verſtand dieſe Vergleichung nicht; Koang:Tſchong erklärte ſie ihm alſo:

„Ihr wiſſet, Prinz, daß man an vielen Orten dem Geiſte des Orts Bildſäulen aufzurichten pflegt; dieſe hölzernen Statüen ſind inwendig hohl und von außen bemalet. Eine Ratte hatte ſich in Eine hinein gearbeitet, und man wußte nicht, wie man ſie verjagen ſollte. Feuer dabei zu gebrauchen, getrauete man ſich nicht, aus Furcht, daß ſolches das Holz der Statüe angreife; die Bildſäule ins Waſſer zu ſetzen, getraute man ſich nicht, aus Furcht, man möchte die Farben an ihr auslöſchen. Und ſo bedeckte und be-

ſchützte die Ehrerbietung, die man vor der Bildſäule hatte, die — Ratte."

Und wer ſind dieſe Ratten im Staat? fragte Hoang-Kong. „Leute," ſprach der Miniſter, „die weder Verdienſt noch Tugend haben, und gleichwohl die Gunſt des Fürſten genießen. Sie verderben alles; man ſiehet es und ſeufzet darüber; man weiß aber nicht, wie man ſie angreifen, wie man ihnen beikommen ſoll. Sie ſind die Ratten in der Bildſäule."

Das Pferd und der König.

Kin-Tſong, der König von Tſi, hatte ein ſchönes Pferd, welches er beſonders liebte. Durch ein Verſehen des Stallknechts ſtarb das Pferd; der König war darüber ſo zornig, daß er eine Lanze ergriff, den Knecht damit zu durchbohren.

Glücklicher Weiſe war Yan-Tſe gegenwärtig, der ihm alſo zuſprach: „Prinz, bald wäre dieſer Menſch des Todes geweſen, ohne von der Größe ſeines Verbrechens überzeugt zu ſeyn."

„Ueberzeuge ihn alſo," ſprach Kin-Tſong.

Darauf ergriff Yan-Tſe die Lanze, wendete ſich zum Verbrecher und ſprach: „Kind des Unglücks! ſiehe, das ſind Deine Verbrechen; höre ſie ſorgſam. Zuerſt biſt Du Schuld am Tode des Pferdes, deſſen Verpflegung Dir der König aufgetragen hatte. Du

nußt alſo ſterben. Für's andre biſt Du Schuld, daß
der König, mein Herr, wegen des verſtorbenen Pfer-
des ſich ſo entrüſtet hat, daß er ſelbſt Hand an Dich
legen wollte. Siehe, das iſt ein neues Verbrechen,
größer als das vorige. Endlich muß es das ganze
Land mit allen umliegenden Gegenden erfahren, daß
der König, mein Herr, um eines Pferdes willen
einen Menſchen getödtet hat; dadurch verliert er ſei-
nen guten Namen. Siehe, Du Unglücksſohn, das
iſt Dein größtes Verbrechen; ſoviel andre Dinge
ziehet es nach ſich! Erkenneſt Du es?"

„O laß ihn gehen!" rief der König. „Um ſei-
netwillen will ich meinen guten Namen nicht verlie-
ren. Ihm ſey vergeben."

Der Verzweifelnde.

Als Kung-Tſee (Confucius) in ſeiner frohe-
ren Jugend, begleitet von einer Menge junger Lehr-
linge, an die Grenzen des Reichs Tſi, wohin er
ehrenvoll eingeladen war, gelangte, hörte er die
Stimme eines Verzweifelnden, der, unter einem
Baume ſitzend, ſich ſelbſt entleiben wollte. Er ſtieg
herab vom Wagen und redete ihn freundlich an.
„Sohn des Unglücks," ſprach er, „entdecke mir,
was Dich quälet; vielleicht kann ich Dir helfen. Ohne
Zweifel erlitteſt Du viel Gram?" —

„Viel Gram," antwortete der Verzweifelnde und sah ihn zuerst stumm an. „Deinem Mitleid will ich ihn erzählen und dann — sterben."

„Von meiner Jugend an studirte ich; dann wollte ich reisen. Ich reisete, verließ mein väterliches Haus, irrete alle Königreiche zwischen den vier Meeren durch, kam zurück; da starb mein Vater, da starb meine Mutter, für die ich nichts gethan hatte. — Erster Gram."

„Auf meinen Reisen hatte ich gesucht, Weisheit zu erlangen, Menschen erkennen zu lernen. Ich glaubte, ich wäre so weit, mich und Andre zu führen. Als die Zeit der Trauer vorbei war, reisete ich, bot dem König von Tsi meine Dienste an; und er verschmähete sie; er wollte mich sogar nicht anhören. — Zweiter Gram."

„Ich hatte Freunde in meinem Vaterlande und in der Fremde; ich glaubte, daß ich mich auf sie verlassen könnte. Verschmäht vom Könige wandte ich mich zu ihnen, und fand bei ihnen, statt mitleidiger Freundschaft, Gleichgültigkeit und Verachtung. — Dritter Gram."

„Endlich der grausamste von allen. Ich hatte einen Sohn, die erste Frucht meiner jugendlichen Ehe; und dieser Sohn, statt seine kindlichen Pflichten gegen mich zu erfüllen, irrt in der Welt umher, spricht, daß er weder Vater noch Mutter habe." —

„Das Alles ſtellte ſich meiner Seele in letzter Nacht ſo ſchwarz dar. Wie? ſprach ich zu mir, Du wollteſt ein Weiſer ſeyn und Andre zur Weisheit führen; Du glaubteſt dich über die Pflichten gemeiner Menſchen erhoben, und warſt weder ein guter Sohn, noch ein guter Unterthan: denn Du haſt nichts gethan, weder für deine Eltern, noch für deinen Fürſten, noch für dein Vaterland, noch für die Geſellſchaft. Kein guter Vater warſt Du ſogar, da Du die Erziehung deines Sohnes vernachläſſigteſt und ihn zum ſchlechten Menſchen machteſt.“ — Dieß Alles ſagte ich mir, haßte mein Leben, und begab mich an dieſen einſamen Ort. Laß mich ſterben.“

„Freund, ſprach Kung-Tſee, nicht alſo. Das größte Uebel des Lebens iſt, am Leben zu verzweifeln; der Schade erſetzt ſich nie. Vom erſten Fußtritt an in dein Leben haſt Du Dich verirret; Du wollteſt ein Weiſer werden, eh' Du ein Menſch warſt. Die nächſten Pflichten um Dich mußteſt Du erfüllen, ehe Du in die entfernteren trateſt; daher alle Dein Unglück.“

„Indeß, mein Freund, halte nicht alles verloren. Ein heiliger Spruch iſt allen Lebenden in die Bruſt geſchrieben, und hat ſich durch alle Jahrhunderte bewähret; an ihn glaube! So lange man lebt, muß man an nichts verzweifeln!“ Auf, Freund! Traurigkeit verwandelt ſich in Freude.

Kehre zurück ins Leben und kenne von jetzt an seinen Werth. Nutze jeden Augenblick desselben und Du wirst, belehrt durch deine eigenen Fehler, weise und glücklich werden."

Gerührt wandte sich Kung-Tsee zu seinem Heer junger Schüler, die alle Weise werden wollten, und sprach: „Lernt an fremden Unglück."

Er stieg in seinen Wagen, und bald sahe man die Zahl seiner Schüler um dreizehn vermindert. Sie entfernten sich still und gingen hin, Menschen zu werden, ehe sie Weise und ehe sie Gelehrte wurden. Auch der Verzweifelnde ermannte sich und kostete, neuverjüngt, den erquickenden Trank des Lebens.

Nachlese
zur
griechischen Anthologie.

Der Tod.

Saon, Dikons Sohn, der Akanthier, ſchlummert den heil'gen
Schlaf hier; nenne ja nie Tod des Redlichen Schlaf.

Leicht ſey Dir die Erde.

Gütige Mutter Erde, wer dir im Leben nicht Laſt war,
O den birgeſt Du ſanft: Birg den Auſſgenes ſo.

Der vertrocknete Queſſ am Grabe.

Nymphen, wo flohet ihr hin? Wo ſind die rieſelnden Wellen,
Die hier floſſen, die nie tilgte der brennende Strahl?

„Hin zum Grabe des edlen Agrikola ſind wir geflohen,
Kühlen da weinend den Krug, der ſeine Aſche bewahrt.“

Das Gold.

Gold, du Vater der Schmeichler, du Sohn der Schmerzen und Sorgen,
Wer dich entbehret hat Müh'; wer dich beſitzet, hat Leid.

Grabesſtimme eines Kindes, das nach der Geburt ſtarb.

Mutter Erd' und Mutter Lucina, ich grüß' euch beide!
Dieſe half mir an's Licht: Jene bedecket mich ſanft.
Und ſonſt kenn' ich keinen; unwiſſend, woher ich gekommen?
Weſſen ich war? und wer? Alles verbarg mir die Nacht.

Das Gebet.

Jupiter, Gutes gieb mir, und wenn ich auch nicht darum bäte;
Böſes wende von mir; fleht' ich auch ſehnlich darum.

Die Tugend ohne Denkmal.

Die in des Todes Schlummer als Tapf're gingen, erhielten
Statt der Säule, den Lohn neuer verjüngeter Kraft.

Der Fruchtbaum.

Beneidet mir, ihr ſchönbelaubten
Fruchtloſen Bäume, meine Früchte nicht.
Seht, wie zerriſſen ich an Zweigen bin!
Nicht meiner Kinder nur beraubet, auch
An Gliedern krank: denn ach! wie ſelten weiß
Der, welcher Früchte ſucht, zu brechen ſie!

Ein häuslicher Altar.

Nicht die Göttin des Volks; Du ſieheſt die himmliſche Venus
Hier in dem Bilde, das ihr dankend Chryſogene weiht.

Im Amphikles Hauſe, mit dem ſie Leben und Liebe
Manche Jahre getheilt, täglich mit ſüßerer Luſt:
Denn ſie begannen mit Ihr, der Himmliſchen! Se-
gen der Götter
Wohnet immer um den, der der Unſterblichen denkt.

Das Vaterland und ſeine Söhne.

Ilion ſank mit Hektor; mit ihm, dem Hel-
den, erlag auch
Priamus altes Reich und der Belagerten Glück.
So iſt Pella mit Dir, o Alexander, geſunken:
Männer zieren die Stadt; aber nicht Städte den
Mann.

Die Schifffahrt des Lebens.

Willſt, o Sterblicher, Du das Meer des gefähr-
lichen Lebens
Froh durchſchiffen und froh landen im Hafen dereinſt,
Laß, wenn Winde Dir heucheln, Dich nicht vom
Stolze beſiegen;
Laß, wenn Sturm Dich ergreift, nimmer Dir rau-
ben den Muth.

Männliche Tugend ſey Dein Ruder, der Anker die Hoffnung;
Wechſelnd bringen ſie Dich durch die Gefahren an's Land.

Die Würfelſpielerin.

Reizendes Kind, Du ſpielſt auf der Mutter Schooße mit Würfeln;
Dreizehn Jahre, ſo ſind Herzen der Männer dein Spiel.

Das Alter.

Laß es kommen, das Alter; und fürchte die traurige Hand nicht,
Die von der Wange Dir Roſen und Lilien raubt;
Grazien altern nicht: nie welkt die Roſe der Anmuth,
Die die Unſterblichen ſelbſt Dir in die Seele gepflanzt.

Das Auge der Götter.

Glaubſt Du, Frevler, Du könn'ſt mit Thaten das Auge der Menſchen
Fliehn? Den Gedanken an ſie ſchauen die Götter in Dir.

Das Spiel.

Spiele, ſpielend. Es herrſcht im Spiel und Leben das Glück nur;
Wie der Würfel gelingt, fället Gewinn und Verluſt.
Rühmlich labet und ſpielt, wer im Spiel und Leben der Freude
Wie dem Grame das Ziel heiter und weiſe beſtimmt.

Die Unſterblichkeit.

Ehrenſäulen und Bilder und laute Tafeln des Ruhmes
Geben dem Lebenden hier hohe belohnende Luſt;
Doch nur ſo lang' er lebet. Ins Reich der Schatten begleitet
Ihn kein ehrendes Bild, keine lobpreiſende Schrift.
Tugend nur und der Weisheit Grazie folgen auch dort uns
Unabtrennlich, und hier laſſen ſie blühende Frucht.
So lebt Plato, ſo lebt Homerus. Sie nahmen der Weisheit
Quelle mit ſich und uns labt der Erquickende Strom.

Ein Räthſel der Sapphe.

Kennt ihr eine Mutter? Sie trägt viel Kinder im Schooße,
Stumme Kinder, und doch ſprechen ſie tönenden Schall
Ueber das Weltmeer hin, hin über die Weite der Erde,
Wem ſie wollen; es hört auch der Entfernete ſie.
Selbſt der Taube vernimmt der Kinder ſchweigende Sprache,
Und erzählet es laut, was ihm die Stummen geſagt.

Ein Brief iſt dieſe Mutter. Trägt ſie nicht
In ihrem Schooße viel der Kinder, die
Weit über Länder, über Meere weit
Abweſenden zuſprechen: ſelber ſtumm;
Doch wer ſie lieſet, hört er nicht ihr Wort?

Die Schrift.

Auch getrennete Freunde mit ſüßen Banden zu knüpfen,
Fand die gute Natur uns eine Sprache, die Schrift.

Sie führt Seelen zuſammen, die fern an einander gedenken,
Führt den Seufzer herbei, der in den Lüften verhallt.

Auf einen Spieltiſch.

Setze Dich ruhig her und ſpiel': auch wenn Du verliereſt,
Laß es ein Spiel Dir ſeyn, keine verbitternde Qual.
Wer mit Geſchäften ſpielt und aus dem Spiele Geſchäfte macht,
Wirret die Zeiten und giebt keiner derſelben ihr Theil.

Die Echo.

Wanderer ſäume! Du gehſt die ſchlafende Echo vorüber;
Wecke ſie auf: ſie ſpricht; freundlich antwortet ſie dir.
Aber ſchweigſt Du, ſchweiget ſie auch. Die beſcheidene Jungfrau
Redet nicht an; ſie giebt liebliche Worte zurück.

Die Pforte des Tempels.

Tempel der Götter ſind den Guten immer geöffnet;
Weihung iſt ihnen noth, da ſie kein Laſter entſtellt;
Nur der Böſewicht flieh'! Wird auch ſein Körper entſündigt,
Sein beflecktes Herz weihet kein Opferaltar.

Höhere Natur.

Wird im quälenden Hunger der Löw' am Graſe ſich laben?
So auch ein hohes Gemüth ſinke nie unter ſich ſelbſt.

Das Glück des Lebens.

Jedes Leben beglückt. In Häuſern wohnet die Ruhe,
Auf dem Lande Genuß, unter Geſchäften der Ruhm,
Auf dem Meere Gewinn. Sey reich an Haabe, ſo wird Dir
Ehre; beſitzeſt Du nichts, ſtrebe nach Weisheit und Muth;

Lebeſt Du unvermählt: ſo lebſt Du Tage der Freiheit!
Nimm Dir ein Weib: ſo bau'ſt Du Dir ein fröhliches Haus.
Kinder freuen, und ohne Mühe lebet ſich halb nur:
Jugend gewährt Dir Kraft, reifende Jahre Verſtand.
Falſch iſt alſo die Wahl, die nicht geboren zu werden
Oder zu ſterben wünſcht. Jegliches Leben beglückt.

Das innere Olympia.

Sind die Gäſte verſammelt, ſo läßt die Harfe ſich hören.
Sitzt der Richter, ſo tritt Redner und Sprecher vor ihn.
Griechenland iſt beiſammen: da ſingen Dichter; es kämpfen
Kämpfer, der Läufer läuft, blickebeflügelt, zum Ziel.
Aber zur innern Harfe, zum Spruch der richtenden Seele
Und zum Kampfe, zum Lauf nach der Vollkommenheit Kranz,

Darf es keiner Verſammlung und keiner Blicke. Du biſt Dir
Hörer und Harf' und Geſang, Läufer und Richter und Ziel.

Drei Schweſtern.

Hoffnung und Liebe ſind des Lebens fröhliche Schweſtern;
Jene flieget voran; dieſe regieret den Flug,
Trägt auf ihren Schwingen und weht der leidenden Seele
Kühlenden Athem zu, hebt und erquicket ſie ſanft.
Untrennbare! verlaßt mich nimmer, ihr lieblichen Schweſtern,
Ohne die Hoffnung ſind Leben und Liebe dahin.

Der letzte Wille eines Vaters.

Als Antigenes einſt, der Gelenſer, zum Hades hinabging,
Ließ er der Tochter noch freundlich die Worte zurück:
„Liebe Tochter, von Antlitz ſchön, bewahre zur Freundin

Dir die Spindel, ſie hilft treu Dir das Leben hindurch.
Und gelangſt Du zur Eh', ſo halt' an der friedlichen Sitte
Deiner Mutter, dem Mann iſt ſie das köſtlichſte Gut.

Die Jungfrau.

Schön iſt ſie, die jungfräuliche Blume; doch blühte die Blume
Bald ab, flöchte ſie nicht Hymen zum Kranze ſich ein.
Drum ſo ſchäme Dich nicht, Du keuſches Mädchen, der Liebe:
Schuldig biſt Du für Dich andere Blumen der Welt.

Die Horen.

Seyd mir gegrüßet, die ihr um Jupiters ewigen Thron tanzt,
Selige Horen, o ſeyd immer mir gütig und hold;
Schwebet vorüber mir, jetzt ernſt, jetzt hüpfend; die Erſte,
Die mich geboren einſt hat, ſegn' und begrabe mich ſanft.

Die flüchtige Zeit.

Nichts Beſtändiges iſt in der Menſchheit flüchtigen Dingen.

Eines, das ſchönſte Wort, ſagte der Chier *) dereinſt:
Wie die Blätter der Bäume, ſo ſind der Menſchen Geſchlechter;
Aber der Sterbliche nimmt ſelten zu Ohren das Wort,
Daß er es in der Bruſt bewahre. Die täuſchende Hoffnung
Nahet Jedem und ſtiehlt ſich in der Jünglinge Herz.
Leichten Sinnes, ſo lange der Jugend liebliche Blume
Blühet, ſchweifet der Menſch irrend in Träumen umher;
In vergeblichen Träumen: er denkt an Alter und Tod nicht;
Denkt, ſo lang' er noch blüht, nicht an den welkenden Herbſt.
Unverſtändige Kinder, die alſo wähnen! Sie wiſſen
Nicht, wie im Fluge die Zeit Jugend und Leben verweht.

---

*) Homer.

Lern' es, Knabe, damit Du fröhlichen Sinnes das Leben
Ganz durchlebeſt und einſt heiter zum Ziele gelangſt.

Der Weg der Liebe.

Wo ſich hinter Piſa der Alpheusſtrom in das Meer gießt,
Eilt er zur Arethuſa *). Er führt Zweige des Oelbaums,
Schöne Blätter und Blumen und heiligen Staub von der Rennbahn
Als Geſchenke mit ſich und taucht ſich unter die Wellen
Tief und eilt da drunten mit keiner Welle ſich miſchend,
Leiſ' hinweg; es ſpüret das Meer den gleitenden Strom nicht.
Alſo hat der Knabe, der tief verwundet und manches
Leidige auserſann und ſchwere Dinge gelehrt hat,
Auch aus Macht der Liebe den Strom zu ſchwimmen gelehret.

Moſchus.

*) Der Alpheus iſt ein Strom in Griechenland. Arethuſa eine Quelle in Sizilien.

An den Abendstern.

Abendstern, du goldenes Licht der lieblichen Cypris!
Abendstern, der dunkelen Nacht ein heiliger Glanzschmuck;
Wie vom Mond beglänzt, so überglänzend die Sterne.
Heil dir, Lieber! Und da ich anjetzt zum Schmause des Hirten
Geh': so leuchte du mir anstatt des freundlichen Mondes,
Der, heut neu, gar zeitig hinabsteigt. Geh' ich zum Diebstahl
Ja doch nicht, noch daß ich den nächtlichen Wanderer beraube;
Sondern ich lieb'; und mit Liebenden mitzulieben ist artig.

Moschus.

Dem höchsten Gott.

Du, der Unsterblichen Höchster, Du Vielbenamter, der ewig
Nach Gesetzen beherrscht die Natur, ihr mächtiger Führer,

Sey mir gegrüßet, o Zevs: denn alle Sterblichen dürfen
Dich anreden, o Vater, da wir ja deines Geſchlechts ſind,
Nachhall deiner Stimme, was irgend auf Erden nur lebet.
Alſo will ich Dich preiſen, und ewig rühmen die Herrſchaft
Deiner Macht, der, rings um die Erde, die Kreiſe der Welten
Willig folgen, wohin Du ſie lenkſt, und dienen Dir willig.
Denn Du faſſeſt in deine nie zu bezwingende Rechte
Deinen Boten, den flammenden, zweigezackten, den ewig-
Lebenden Blitz; es erbebet die Welt dem ſchmetternden Schlage,
Alſo lenkſt Du den Geiſt der Natur, der, dem Großen und Kleinen
Eingepflanzet, ſich miſcht in alle Weſen und Körper.
Höchſter König des Alls, ohn' den auf Erden, im Meere,

Nichts geſchiehet, noch am ätheriſchen, himmliſchen Pole;
Außer was Sinnen-beraubt der Frevler Böſes beginnet.
Aber Du weißt auch da das Wilde zu fügen in Ordnung,
Machſt aus der Unform Form und geſellſt Unfreundliches freundlich.
Alſo ſtimmteſt Du Alles zu Einem, das Böſe zum Guten,
Daß in der weiten Natur Ein ewig herrſchend Geſetz ſey,
Eins, dem unter den Sterblichen nur der Frevler entfliehn will.
Ach des Thoren! der immer Beſitz des Guten begehret,
Und verkennet des Herrn der Natur allwaltende Richtſchnur,
Will nicht hören, was, wenn er gehorcht', ihm glückliches Leben
Und Verſtand gewährte. Nun ſtürmen ſie alle dem Guten
G'rade vorbei, hieher, dorthin. Der kämpfet um Ehre

Zähelichen Kampf: der läuft nach Gewinn mit niedriger Habſucht:
Jener buhlet um Ruh und um ſüße Werke der Wolluſt,
Alle mit Eifer bemüht, dem nichtigen Wunſch zu begegnen.
Aber, o Zevs, Du Wolkenumhüllter, der Blitze Gebieter,
Du, der Du Alles giebſt, befreie die Menſchen vom ſchweren
Unſinn, nimm die Wolke von ihren Seelen, o Vater,
Daß ſie die Regel ergreifen, nach der Du billig und ſicher
Alles regierſt; damit wir, denen Du Ehre gegönnt haſt,
Wieder Dich ehren und Dich in deinen Thaten beſingen,
Wie's dem Sterblichen ziemt: denn weder Menſchen noch Göttern
Bleibt ein höheres Loos, als ewig und ewig des Weltalls
Herrſchende Regel gerecht in Wort und Werken zu preiſen.

Kleanth.

Menſchentugend.

Die Ohren und die Herzen willig her,
Ihr Menſchen! Euer Gott hat mich gelehrt,
Was Tugend ſey: ich lehr' es, Menſchen, Euch

Dem Nackenden von zweien Linnen Eins
Um ſeine Blöße ſelbſt ihm ſchmiegen, und
Von zweien Broden Eins dem Hungrigen
Darreichen, und aus ſeinem Quell dem Mann,
Der friſches Waſſer bittet, einen Trunk
Selbſt ſchöpfen, flöſſ' er noch ſo tief im Thal.

Ihr, meine lieben Menſchen, Tugend iſt:
Dem Hülfedürftigen zuvor mit Gold
Und Weisheit kommen: ſeine Seele ſehn,
Und ſeinen Kummer meſſen; und ſich freu'n,
Daß etwa Gold und etwa Weisheit ihn
Der Freude wiederbringen; ihn auch nicht,
Wer ſeines Kummers Ueberwinder war,
Erfahren laſſen —

Menſchen, Tugend iſt:
Und wenn die Böſen alle gegen Euch
In ihrer Bosheit wütheten, und ſich

Verſchworen hätten alle gegen Euch,
Von Menſchenliebe nicht zu Menſchenhaß
Hinübergehn; immer, immer gut
Den Böſen ſeyn; dem undankbaren Mann
Exempel werden edler Dankbarkeit.

Ihr, meine lieben Menſchen, Tugend iſt:
Dem Gotterſchaffenen Erhalter ſeyn,
Lebendigen das Leben friſten, rohen Stoff
Umwenden, ſo daß er durch euren Fleiß
Einſt Leben zu dem Leben bringen muß.

Ihr, meine lieben Menſchen, Tugend iſt:
Die Summe jedes Guten, welches Gott
In ſeine Welt gelegt, an ſeinem Theil
Vermehren, wenn und wo und wie ſie nur
Vermehret werden kann. Vermehrſt Du
Die Summe dieſes Guten, dann, o dann
Sey König oder Bettler, Du gefällſt
Dem Schöpfer alles Guten, deinem Gott.

Du willſt ihm nicht gefallen? wie? Du willſt
Des Guten Summe nicht vermehren? willſt
Des Böſen, welches Gott in ſeiner Welt

Zum Guten lenkt, Vermehrer ſeyn? Sey es!
Du wirſt Dich ſchämen einſt und es bereu'n.

Macht des Menſchen.

Ehre der höchſten Macht und Lieb' und Klarheit!
O meine Kunſt, du Tochter ewiger Wahrheit,
Entwirf ihr Abbild, das wir alle kennen
Und — Menſchheit nennen;

Und Menſchheit nennen, was ſo ſchwach geboren,
Verſtandlos, nacket, wie im All verloren,
Nicht Kind der großen Mutter, Baſtard ſcheinet,
Den ſie verneinet;

Den ſie verneint, indem ſie Thieren Kräfte
Und Kleidung gab, zum lebenden Geſchäfte
Dem Lebenden Verſtand verlieh und Waffen,
Sich Recht zu ſchaffen;

Sich Recht zu ſchaffen kann das Kind nur weinen;
Ein Klageton verkündet ſein Erſcheinen;
Und doch iſt Er, der Menſch, ſo voll Beſchwerde,
Ein Gott der Erde;

Ein Gott der Erd'! Er flieget auf gen Himmel
Auch ohne Schwingen, ordnet das Getümmel
Der Welten droben, mißt die weite Ferne
Zahlloſer Sterne;

Zahlloſer Sterne! findet auf Planeten,
Verfolgt die Bahn der ſtreifenden Kometen,
Beuget den Sturm und ſchifft durch Wellenheere
Im offnen Meere;

Im offnen Meer' giebt er dem Winde Flügel;
Nicht Eine Welt hält gnügend ihm den Zügel;
Er ſuchet andre, kommt und ſieht — Er flieget,
Siehet und ſieget;

Siehet und ſiegt! Laut donnernd in den Lüften,
Tief grabend in der Erde ſchwülen Grüften,
Erjaget er auf aller Erden Weite
Sich reiche Beute;

Sich reiche Beut'. Er dringet weit und weiter;
Ihn trägt das ſtolze Roß, den ſtolzen Reiter;
Der Elephant wird, prangend ihn zu tragen,
Sein Siegeswagen;

Sein Siegeswagen. — Ihm, der Welten zwinget,
Wird Ehrenkranz die That, die ihm gelinget,
Er schaffet Gärten, Städte sich und Ströme,
Und Staats-Systeme;

Und Staats-Systeme, die er mit Gesetzen
Nach Zeiten ordnet; Sprache zu ersetzen
Erfand er Schrift; ein Stahl bezeichnet Stunden,
Ein Stahl Secunden;

Ein Stahl Secunden bis zum Welten Ende,
Dazu genügten nicht des Menschen Hände.
Sein Geist nur konnt', unendlich im Bestreben,
So hoch sich heben;

So hoch sich heben, daß er Berg' und Thäler
Umschuf in seiner Denkkraft Ehrenmähler;
Mit Feu'r und Stahl wußt' er in allen Zonen
Als Herr zu wohnen;

Als Herr zu wohnen, der der Erde Früchte
Aus Welt in Welt trug, der sich Lustgerichte,
Der Blumen sich erzog, und unterm Laube
Die edle Traube;

Die edle Traube, die das Herz begeiſtert:
Die ſich der Traurigkeit und Furcht bemeiſtert;
O Göttertrank, entnebl' ihm ſeine Sinne,
Daß er beginne;

Daß er beginn' und red' und ſchaff' hienieden
Sich ein Elyſium, wohlthät'gen Frieden,
Verſtand, o Menſch, und Wille ſind die Waffen,
Dein Glück zu ſchaffen.

Sprache und Schrift *).

Heil dir! unſichtbar Kind des Menſchenhauchs,
Der Engel Schweſter, ſüße Sprache du!
Ohn' deren treuen Dienſt das volle Herz
Erläge unter der Empfindung Laſt.
Kein Lied von Alters her beſuchte je
Ein menſchlich Ohr: die Vorwelt wäre ſtumm:
Verhallt des Menſchen wie des Thieres Tritt:
Des Weiſen Herz auch ſeiner Lieder Grab.

---

*) Zum Theil aus einem engliſchen Gedichte der Introduction zu den Works of the Caledonian Bards Vol. I Edinb. 1778.

Allmächtiger, der Herz und Zunge band,
Der einem ſchwachen Hauch, dem leeren Schall
Gedanken, Herzensregung, Allmacht lieh,
Zu tönen über ferne Zeiten hin,
Der dem Gedanken Flügel gab und Kraft,
Auch ſeines Gleichen zu erſchaffen, Kraft,
Des Bruders Seele mit der Worte Licht
Zu überſtrömen, zu erquicken ſie
Mit ſüßer Töne unſterblichem Geſang.

Verborgner Gott! in deiner kleinſten That
So tief verborgen! Meine Zunge harrt,
Die Seele fortzuſtrömen, weiß nicht wie?
Mein Herz verlangt ſich auszugießen, ſich
Zu bilden in des Hörers Ohr; das Ohr
Empfängt den Laut und ſagt's der Seele an;
Und unerſchöpft bleibt meines Herzens Quell.
Ja höher wallt er auf! Der Worte Licht
Entflammet meinen Geiſt, der Töne Kraft
Erhebt mein Herz, und o, ein leerer Hauch
Giebt flüchtigen Gedanken Ewigkeit!

Denn Du, o Schöpfer, gabſt dem Menſchenſinn
Dein zweites Kunſtgeheimniß, auch dem Schall

Geſtalt zu geben, ihm zu feſſeln neu
Mit ſchwacher leiſer Züge Engelsſchrift.
Sie leſend weiſſagt, ſpricht der ſtille Geiſt
Mit fremden, fernem Geiſte, weckt aus ſich
Gedanken, die ihm Zug und Bild nicht gab,
Flügt in entfernte Zonen, ahnet tief
Sich in der Vorwelt Herz: die göttlichſten
Geſtalten ſteigen vor ihm auf: er blickt
In aller Weiſen Buſen, höret noch
Dein hohes Lied, Homer und Oſſian

Und ſeyd denn ihr verſcharret, heilige
Urväter unſrer Lieder, Sprach' und Schrift?
Ihr früh're Weiſen, denen Gott zuerſt
Den Mund beſeelt' und aufthat ihren Blick,
Zu ſehn den Unſichtbaren überall,
Den Unnennbaren, Tiefverborgenen
Zu nennen, ihn zu bilden ſeinem Volk
Nicht in Geſtalten, in der Töne Kraft.
Seyd ihr vergeſſen, denen Gott zuerſt
Die Hand gelenket, der Vergeſſenheit
Reich zu zerſtören? zu vertrauen uns,
Was ſie erblickten, was Gott ihnen ſprach.

Hat eure Harfe keinen Ton für uns,
Und euer Morgenroth für uns kein Licht?

Ich seh, ich sehe sie. Sie schlummern da
In ihren heil'gen Gräbern. Wag' ich es,
Den dunklen Schleier anzurühren nur,
Der auf den Todten liegt? Ich tret' hinzu:
Es glänzt ihr Angesicht: sie schlummern schön.
Und o, ein höher Harfenlobgesang
Umringt mein Ohr. — Sie gehn daher vor mir
In glänzendschöner Pracht und Majestät:
Jesaias, Hiob, Moses und der Hirt,
Lieblich gekrönt mit Psalmen Israels.
Die Harfen in der Hand lobsingen sie
Wie Morgenstern' um ihres Schöpfers Thron,
Und Erd' und Himmel staunen, fühlen neu
Die Hand, die sie, auch sie, zu Liedern schuf.

Erzengel des Gesanges, schwebet ihr
Hinweg? hinauf? und lasset, lasset mir
Aus eurer Harfe keinen leisen Laut,
Aus eures Busens Fülle keinen Ton,
Kein Lüftchen von der Gottesflamme Sturm?
Soll der Gesang der Allmacht lange noch
In starren Bildern schlafen? soll der Kranz

Vom Lebensbaum der Schöpfung Moder seyn,
Verehet und dumpfbenebelnd Aug' und Geist?

Kommt, heil'ge Schatten, kommt und heiliget
Mir Lipp' und Sprache! Keine Sprache je
Kann eures Liedes Gott unheilig seyn,
Den alle Zungen loben. Steht mir bei,
Daß ich von eurem Fußtritt nur die Spur,
Von euren Bildern, euren Tönen nur
Den Schatten, nur den Nachhall gebe, treu
Enträtselnd alter Züge Gottesschrift
Und eures Herzens hocheinfält'gen Sinn.
Andeuten will ich, was mein Mund verschweigt,
Und eure Kraft versenken in mein Herz.

Gedruckt bei A. W. Schade, alte Grünstr. Nr. 18.

Geist

aus

J. G. v. Herder's Werken

in

einer Auswahl des Schönſten und Gelungenſten
aus ſeinen ſämmtlichen Schriften.

Nebſt deſſen Leben.

Zweites Bändchen.

Berlin und Landsberg a. d. Warthe,
bei Theod. Chriſt. Friedr. Enslin.
1826.

Ex.
Bibliothek
Berolinensis.

Ak 2226-2

Inhalt.

Admetus Haus. Der Tausch des Schicksals. Ein Drama mit Gesängen. S. 1—48

Ariadne Libera. Ein Melodrama. S. 49—82

Ariadnens Krone. S. 83—85

Vermischte Gedichte. S. 87

	Seite
Das Kind der Sorge.	89
Die Erinnerung.	91
Die Schwestern des Schicksals.	92
Der Nachruhm.	94
Das Saitenspiel.	96
Die Tonkunst.	99
Cäcilie.	105
Die Orgel.	108
Das Flüchtigste.	112
Die Kunst.	114

Seite

Der Menſch und ſein Schatte. 116
Lied des Lebens. 117
Die Beſtimmung des Menſchen. 118
Gedanken der Eiferſucht. 121
Die Nebenbuhlerin. 122
Cato und Porcia. 123
Noth und Hoffnung. Ein Geſpräch. 123
Ermunterung. 125
Deutſchlands Ehre. 127
Um den Frieden. 131
Die Blume des Lebens. 134
Die goldene Hochzeit. 136
Das menſchliche Herz. 138
Die Göttergabe. 139
Am Meer bei Neapel. 141
Angedenken an Neapel. 146
Das Geſetz der Natur. 147
Leben. 148
Der Strom des Lebens. 149
Die fortwährende Täuſchung. 149
Kränze des Lebens. 150
Vergleichung. 150
Die zehnte Muſe. 151
Der ſpäte Kranz. 151
Der Altar der Barmherzigkeit. 152
Young. 154
Friede. 156
Bitten. 158
Menſchenbeſtimmung. 160
Gebrauch der Gaben. 161
Mondlicht. 163

Seite

St. Johannes-Nacht. 165
Morgengesang. 171
Klopstocks lyrische Poesie. 174
An seinen Landsmann Johann Winkelmann. 175
Reuchlin. 183
Gedankenfreiheit. 189
Der Lorbeerkranz. 190
Die Dämmerung des Lebens. 194
Meine Blume. 195
Amor und Psyche. 196
Zauberei der Töne. 199
Die gepriesene Freiheit. 200
Das erträumte Paradies. 201
Vereinigung der Lebensalter. 203
Des Lebens Winter. 204
Die flüchtige Freude. 205
An den Frühling und Frieden. 206
Die Frühlingsrose. 207
Die Aeolsharfe. 208
Zage nicht. 210
Die Sehnsucht nach Gott. 211
Die Pfunde. 212
Der Geist der Schöpfung. 215
Die Zeitenfolge. 217
Das Gegengift. 218
Der Fürst. 220
Ruhm und Verachtung. 222
Die Wahrheit. 224
Der Hummenfürst. 227
Das Kriegsgebet. 228
Das Kriegsrecht. 229

Seite
Das Seerecht. 231
Der betrogene Unterhändler. 232

Gedichte von Jakob Balde. S. 233—308

Einige Nachrichten aus dem Leben des Dichters. 235
Die Täuschung. 248
Beifall. 249
Kronen. 249
An einen furchtsamen Dichter. 250
An einen deutschen Schriftsteller. 254
Das Schachspiel. 257
Beim Anblick einer Karte des Weltsystems. . . 260
Nach der Eroberung Breisachs. 263
Die Kriegszucht. 263
Deutschlands Klagegesang. 268
Das Opfer. 269
An die Deutschen. 272
Die eigenwillige Leier. 274
Die heilige Begeisterung. 277
Gott. 280
Das Götterleben. 281
Auf einen Garten, die Sternenau genannt. . . 285
Der Kranz. 288
Die Linde. 289
Das letzte Opfer. 293
Wunder der Liebe. 294
Der Pfeil. 295
Die Hut der Augen. 296
An die Nachtigall. 297
Die Nachtigall. 298
Der dürre Dichter. 299

Seite

An den Schlaf. 300
Die Grabschrift. 303
Die neue Geburt. 305
Der goldene Ring des Plato. 306

Paramythien. S. 309—351

Die Morgenröthe. 311
Der Schlaf. 313
Der Tod. 315
Die Wahl der Flora. 317
Die Schöpfung der Turteltaube. 320
Die Lilie und die Rose. 322
Aurora. 324
Nacht und Tag. 326
Die Rose. 327
Die Echo. 328
Der sterbende Schwan. 331
Der Sphynx. 333

Neger-Idyllen. S. 352—374

Die rechte Hand. 352
Die Brüder. 354
Zimeo. 357
Der Geburtstag. 364
Die Waldhütte. 368

Legenden. S. 375—412

Die Turteltaube. 378
Der Tapfere. 382

Seite
Der Palmbaum. 387
Die Ameiſe. 390
Die Fremdlinge. 392
Die wiedergefundene Tochter. 403
Die wiedergefundenen Söhne. 408

Admetus Haus.

Der Tauſch des Schickſals.

Ein Drama mit Geſängen.

Prologus.

Wenn ein Ereigniß ſich am Himmel zeigt,
Die Sonn' erliſcht, der Mond verdunkelt ſich,
Aus Nacht wird Tag, im Dunkel glänzt ein Licht,
Ein Stern erſcheinet neu und wunderbar;
Zuſammen tritt die Menge dann und ſtaunt,
Erſchrickt und fraget um die Urſach. Wer
Sie ihr erklärt, iſt der Natur Prophet.

Im Menſchenleben, wenn ein Unglücksfall
Das ſchönſte Glück der Sterblichen zerſtört,
Ein Blitz trifft ihre Hütte; jäher Sturm
Stürzt den Pallaſt hinab von ſeiner Höh';
Die Menge ſtaunt, erſchrickt und fragt um Rath
Den Weiſen, der die Schickung ihr erklärt.

Wenn in dem Labyrinth des Lebens zwei
Verſchlung'ne Seelen, die die Liebe band,
Ein widriges Geſchick mit wilder Macht
Zerreißend trennet, und ein gütiges
Sie unverhofft und froh zuſammenführt,
Wenn, die ſich auf der Woge roll'ndem Lauf
Ueber dem Abgrund jetzt das einz'ge Bret,
Das beide trug, einander willig laſſen,
Und dem Erbarmen ſich der Fluth vertrau'n:
Mit Thränen ſieht vom ſichern Ufer dann
Der Harte ſelbſt, der Liebe letzten Kampf
Um Tod und Leben, klagt die Götter an,
Und dankt den Göttern, wenn die Liebenden
Großmüthigen, das Ufer beide froh
Betretend, wechſelnd ſich das Leben danken.

* * *

Ein Sturm des Unglücks wird Euch dargeſtellt,
Ihr Freund'; ein Blitz, der auch in Tempe's Thal,
In eines Gottes Näh', das Heiligſte,
Die reinſte Freude, die auf Erden blüht,
Ein häuslich Glück zerſtörte, unerbittlich. —
Im Schiffbruch werdet Ihr der Liebe Kampf

Erblicken; über Tod und Leben wie
Die Looſe ſich verändernd wechſeln, und
Nicht im Olymp allein, im Orkus ſelbſt
Die tapf're Liebe ſiegt.

O ſehet's an
Mit Augen des Gemüthes, nicht mit ſchwacher
Zerſtreuter Rührung nur: (denn rühren kann
Der Unſinn auch, den die Vernunft verwirft,
Das Herz verabſcheut). Wägen ſoll der Kampf
Großmüthiger Geſinnungen, was auch
Der Zärtlichkeit und was ihr nicht gezieme;
Wem wir das Leben ſchuldig ſind, wem nicht;
Was Ehr' und Pflicht gebieten und was ſie
Auch als ein williges Geſchenk verſchmähn;
Wie hülfreich uns des weiſen Freundes Rath,
Des Gut'gen That in der Verwirrung ſey,
Wenn ſich des Schickſals Looſe wechſeln. Seht
Mit feſtem Muth die Fabel an und hofft
Den ſchönſten Ausgang — der Gerechtigkeit.

1.

(Chor der Alten in Admets Gebiet).

Der Chorführer.

In banger Todesstille
Schweiget der Pallast,
Wo täglich sonst der Freude Jubel tönten,
Denn sein Bewohner, unser König, stirbt.
In Blüthe seines Lebens, im Genuß
Der schönsten Freuden
Mit Vater und Mutter
Und Kindern und Gemahl
Mähet den Guten, den Wohlthätigen,
Des Todes Hippe langsam — früh hinweg;
So bald verblüh'n auch die unschuldigsten
Der Lebensfreuden, wenn die Parze winkt.

Chor.

Admet, der Gute, der Wohlthätige,
Der Hochbeglückte, stirbt.

Der Chorführer.

Seit Phöbus-Apoll den Olymp verließ,
Verbannt von seines Vaters Zorn,

Wählt' er die Auen Admets,
Des ſchönen Tempe Thal; er weidet' unſre Heerden
Mit Segen, und Ruh und Glück;
Um ihn tanzten Chöre der Schäfer und Schäferinnen,
Die Er beim Klange der Leier zum Olymp erhob;
Um ihn ſcherzten Mütter und Kinder,
Die er zu ſanften Sitten bildete;
Den Pallaſt Admets umtönten früh und ſpät
Geſänge des dankenden Volks,
Des glücklichen Theſſaliens. —
Apoll entzieht ſich unſrer Flur;
Er weidet fern von uns.
Theſſaliens Volk ſingt Trauertöne jetzt,
Trauertöne.

Chor.

Admet, der Gute, der Wohlthätige,
Der Hochbeglückte, ſtirbt.

Der Chorführer.

Die tiefſte Klag' ertönt im Jammer-erfüllten Hauſe dort,
Der Sorgen Wolke brütet auf ihm,
Seufzen und Aechzen ruft
Das Erbarmen an, das ach! die Parze nicht kennt.
Seht! Aus dem Pallaſte tritt

Die Gemahlin hervor,
Tief verhüllet. Sie träget ſelbſt,
Ihre Kinder und Dienerinnen tragen
Weihgelübde, ſühnende Geſchenke
Den Göttern der Unterwelt — doch nein!
Den guten Göttern ihres Hauſes. Seht!
Die Königin entſchleiert ſich. Mich dünkt,
Ein Strahl der Hoffnung glänzt auf ihrem Angeſicht.
Heil Dir, Königin, Heil!

Chor.

Trôſt Dir, Königin, Troſt!

2.

Die Vorigen. Die Königin.

Königin.

Theſſaliens Bürger, die ihr unſer Haus
Und euern König liebt, o helft mit mir
Die Götter anflehn, daß ſie der ſchwarzen Nacht
Begier zum Leben meines Gemahls
Abwenden und die hohe Parze beſänftigen.
Oder iſt Admetus Haus verſchuldet, liegt

Ein geheimer Fluch auf ſeinem kleinſten Gut,
Wenn etwa wir unwiſſend, dennoch ſündig,
Der Götter Gunſt undankbar angewandt,
Daß ſie Anzeigung uns und Kunde der
Verſöhnung geben. —
Wißt daher, ich ſandte
(So rieth es mir mein pochend-ſehnend Herz)
Nicht ohne Strahl der Hoffnung ſandt' ich noch
Zu unſerm Freund' Apollo, der uns liebt,
Und in der Nähe, wie ich freudig hörte,
Noch bei uns weidet, Botſchaft ſandt' ich ihm,
Daß er ein Mittel uns der Hülfe, der
Errettung ſage: denn
Der Seher kennt die Zukunft; auch hienieden
Iſt ihm der Götter Rathſchluß offenbar.
Indeß vereinet euch mit mir, ihr Bürger,
Zu fleh'n den Guten, den Unſterblichen.

Alceſtis.

(zum Altar der Hausgötter auf dem offenen Platz vor dem Hauſe tretend, nimmt Blumen und Kränze aus den Händen ihrer Kinder und bekränzt den Altar).

Unſrer Auen Geſchenk,
Euer Geſchenk, ihr Himmliſchen, Kräuter und Blumen,

Und Kränze weihen wir euch:
Denn was kann den Unſterblichen
Ein Sterblicher geben, als ihr eigen Geſchenk?
Iſt's euch Freude, blühende Gefilde,
Lachende Fluren zu ſehn und fröhliche Geſchlechter;
O ſo ſchonet der Auen Admetus,
Schonet des edlen Haupts!

Chor.

Schont, o ſchonet der Auen Admetus,
Schonet des edlen Geſchlechts!

Königin.

Milch und Honig weih' ich euch, Götter,
Die ſtets beglückten unſer Haus;
Von den Händen unſchuldiger Kinder
Nehmet ſie an für ihren geliebten Vater,
Und laßt ſie nicht verwaiſet ſtehn!

Chor.

Schont, o ſchonet des liebenden Vaters
Und laßt ſie nicht verwaiſet ſtehn!

Königin.

Gaſtfreundliche Götter! War unſer Pallaſt
Dem Fremden offen, dem Freund ein heiliges Haus,
Eine Zuflucht Jedem, dem rettende Hülfe gebrach,

O ſo rettet den Herrn des Hauſes,
Mit froher Botſchaft vom weiſſagenden Phöbus-
Apollo!

Chor.

O ſo rettet den Herrn des Hauſes,
Mit froher Botſchaft vom weiſſagenden Phöbus-
Apollo!

Chorführer.

Der Bote kommt; mich dünkt, mit Glückeszeichen —
Dein Wort, o ſag' es an!

3.

Die Vorigen. Der Bote.

Bote.

Der Königin geziemet's mich zu fragen.

Königin.

So rede, wie denn auch die Antwort ſey.

Bote.

Apollo ſaß im Schatten eines Baumes;
Neben ihm lag die Leier ſtumm; er ſprach:
„Admetus Leben kann gerettet werden,

Wenn Einer ſeines Hauſes ſich für ihn
Dem Tode willig weiht. Wo nicht, ſo ſchneidet
Die Parze heut den Faden unerbittlich.“
Er nahm die Leier, und ſang den Parzen
Ein Trauerlied, das — das ich nicht verſtand.

Königin.

Verſtandeſt Du denn ſeine Rede? Sprichſt
Du mir zuerſt das Wort des Schickſals? Mir?

Bote.

Ich ſuchte Dich in dem Pallaſt und ſprach
Es ſeinem Vater, ſeiner Mutter aus.
Sie wandten ſich, blaß und entrüſtet.

Königin.

Ich —
So ſteh' ich von Admetus Hauſe dann
Für ihn allein! Denn meiner Kinder kann
Sich keins für ihn zum Opfer ſtellen. Ich —
Die Mutter zwar gehört den Kindern an,
Von ihnen unzertrennlich. Welchen Abſchied
Soll ich von euch, ihr Mutterloſen, nehmen?
Ihr Hülfsbedürftigen! Wie euch verlaſſen?
Verwaiſet, tief geſenkt zu Boden; Blumen,
Entriſſen meinem Stamm, der euch erzog.

Im Orkus noch und im Elyſium
Wird ſich nach euch mein Herz verlangend ſehnen —
(Sie nimmt eins nach dem andern auf ihrem Arm.)
Doch ſehet ihr nicht eurem Vater gleich?
Und bleibet ihr nicht eurem Vater? Er
Wird eure Mutter ſeyn! — Und kann er's ſeyn,
So gern er's wollte? Wird er euch nicht eine —
Was ſprech' ich? eine böſe Mutter geben? Nein!
O nein! das wird er nie!
Er wird in euch mich lieben, ſeines Lebens
Mit euch genießen, meiner eingedenk —
Und Ich? Ach, mein blutloſes ödes Herz,
Den welken Schatten im Elyſium
Erwärmt, ich fühl's, die Mutterliebe noch:
Auch im Elyſium bleib' ich die Eure,
Ihr Kinder, und vielleicht gewähren mir,
Der Mutter, die für euren Vater ſich
Hingab, die Götter Eine Bitte noch:
Euch nah, die Zeugin Eures Glücks zu ſeyn.
Kommt, meine Lieblinge!

Kinder.

Was ſprichſt Du, Mutter?
Du bleibeſt bei uns. Du verläßt uns nicht!

Chor.

Hör' auf der Kinder Wort, o Königin!
In ihnen ſchlägt Dein Herz, in ihnen fließt
Dein wallend Blut; verlaß, verlaß ſie nicht.
Die Mutter, ſprächſt Du recht, gehört den Kindern,
Von ihnen unabtrennlich. —

Königin.

Und die Gattin
Iſt des Gemahls. Als ich zum Weibe mich
Ihm gab, vertraut' ich ihm mich ſelbſt,
Auf jeden Zufall. Hätte mich nicht Krankheit,
Mein erſtes Mutterbett hinraffen können,
Wie andre Mütter? Ließen mich die Götter
Mein Leben froh bisher genießen, ihm
Zur Freude, ſo genoß ich es in Ihm.
Er lebte für uns. O ein zarter Band
Ward von den Charitinnen nie gewebt,
Von Roſen und Jasmin und goldnen Früchten
Durchflochten, ewig feſt gebunden.

Chor.

Und
Du willſt's zerreißen? willſt dem liebenden
Gemahl ein traurig Leben hinterlaſſen,

Und deine ſchöne Jugend, willſt dein Herz
Dem freudenloſen Orkus weihn?

Königin.

Für ihn!
Noch einmal ſprich mir, Bote, ſprich noch einmal
Das ſüße Wort, das dir Apollo ſprach.

Bote.

Er ſprach:

Königin.

Vernahmſt du recht?

Bote.

Auch jeden Laut.
„Admetus Leben kann gerettet werden,
Wenn Einer ſeines Hauſes ſich für Ihn
Dem Tode willig weiht.“

Königin.

Für Ihn, für Ihn!

(Die Hände auf den Altar breitend.)

So nehmt denn an, ihr großen Götter, nehmt
Mit dieſen Weihgeſchenken, dieſen heil'gen
Verſöhnungsgaben, auch mein Leben hin,
Das ich euch willig weihe; nehmet's hin
Zu Löſung für Admetus Leben. Legt

Ihm meine Jahre, meine Jugend bei,
Laßt Ihn ſie lang und froh genießen, laßt
Auch dieſe Kinder glücklich ſeyn mit Ihm.
Ein gutes Zeichen iſt's, daß ihr Ihn liebt,
Indem ein fremdes Leben für das Seine
Ihr anzunehmen würdigt. Gebt auch mir
Daß mein Geſchenk mit Huld und Güte Ihr
Annehmet und ſein Leben Ihm erneut,
Ihr guten Götter, gebt ein Zeichen mir.
(Ein ſanfter Donner ertönt; ein Blitz umleuchtet den Altar.)

Unterirdiſche Stimmen.

„Wir nehmen, wir nehmen
Alceſtis für Admetus Seele
Zur Löſung an."

Königin.

Ihr Unterirdiſchen antwortet mir?
Auf meinen Schatten ſeyd ihr ſo begierig? ::
Was fühl' ich in mir? Welch ſondre Glut!
Ein Fieber wallt, durch meine Adern, tritt
Zu meinem Herzen. — Kommt, ihr Kinder, zum
Pallaſt, damit ich langſam ſcheidend mütterlich
In meinem Arm euch halte, daß mein Auge
Auf eurem ſüßen Angeſicht im Anblick

Sanft

Sanft breche, meine kalte Hand an euch
Erſterbe. — In mein Brautgewand will ich
Mich kleiden; wie ich dem Admetus einſt
Vertrauet ward, vertrau' ich mich für Ihn
Dem wüſten Orkus jetzt; für Ihn! für Ihn!
Ihr Bürger, lebet glücklich, lebet wohl!

(Die Königin mit Kindern und Dienerinnen geht langſam in den Pallaſt).

4.

Chorführer.

O welch ein großes Herz!
Sah je die Erde eine That, wie die?

Chor.

Und wie Alceſtis eine Königin?

Chorführer.

Im Tempel nicht, in heitrer Ueberlegung
Der Mutterliebe, der Mutterſorgen voll,
Weiht ſie dem Tode willig ſich
Für den Gemahl.

Chor.

Verlaſſend ihre Kinder,
Aufopfernd ihre Jugend, zählt die Jahre,
Die ſie verliert, den ſeinigen ſie zu.
In Ihm, dem Lebenden, ein Schatte ſelbſt,
Noch fort zu leben. Welch ein großes Herz!
Sah je die Erde eine That, wie die?

5.

Admet.

(Aus dem Pallaſt tretend.)

Erfreuet euch mit mir, Theſſalier!
Wißt, euer König lebt. Ein Wunder hat ihn
Dem Tod entriſſen. Hört! Danieder lag ich,
Den letzten Augenblick erwartend; ſchon
Umfingen mich des Orkus Schrecken; ſchon
Hört' ich die Wogen rauſchen des Cocyt's,
Des Acherons. Der blaſſen Schatten Heer
Winkte mir zu; mir winkte Charon, in
Den Kahn zu ſteigen. — Da ergriff mich eine Hand:
Ich ſah mich um; Alceſtis war's; ſie winkte
Mir liebreich zu; ſie zog mich ſanft zurück; —

Da ſchwand der furchtbar-angenehme Traum,
Und ich erwachte, denkt, ihr Bürger, denkt!
Wie neugeboren durch den Traum, geſund.

Chorführer.

Wem alſo dankſt Du, König, die Geſundheit?

Admet.

Zuerſt den Göttern. Dann verdank' ich ſie,
(Dieß lehret mich der Traum zu deutlich) Ihr,
Die eben ich hier ſuche.

Chorführer.

Weißt Du auch,
Um welchen Preis?

Admet.

Um welchen Preis? Ihr Leben,
Ihr frohes Herz und ihre Liebe, ſind
Den guten Göttern ſie nicht Preiſes g'nug?
Ihr Flehn, ihr Bitten, ihre Thränen — wer?
Wer widerſtände ihnen? — Sie erweichten
Der Götter Herz: die ſchenketen mich Ihr.
Als ich vom Traum erwachte, ſucht' ich Sie
Zuerſt; ich fand ſie nicht; ich ſuchte ſie
Hier beim Altar.

Chor.

Eil' in dein Haus zurück,
O König! Dort, dort findeſt Du ſie jetzt,
Als eine Braut geſchmückt, die Dir ſich weihte.

Admet.

Sie kleidete als eine Braut ſich an —
(Das iſt ſie mir und wird mir's ewig ſeyn)
Mein unverjüngtes Leben neu verjüngt,
Mein neugeſchenktes Leben neu geſchenkt
Mit mir zu leben.

Chor.

Eile zu ihr, König!
(Admet eilt in den Pallaſt.)

6.

Chorführer.

Du Glücklich-Unglückſeliger, Du weißt
Noch nicht, was bald dein Herz durchbohren wird.

Chor.

Sind die Schmerzen des Todes
Oder iſt der Seele langer unendlicher Schmerz
Schwerer zu dulden? Du wirſt's

Erfahren, o König! daß,
Dem einen entriſſen, der andere harrt.
Umſonſt nicht ſchenkten die Götter
Das Leben Dir wieder; ſie verkauften Dir's
Um hohen Preis, zu langer, langer Pein.

Wer nennt im Buſen die blutende Wunde? Wer
Kennt den ſtechenden Schmerz,
An des liebenden unglückſeligen Gatten Tode
Die traurige Schuld zu ſeyn. Du tödteteſt ſie,
Zerreißend ihrer Jugend lieblichen Kranz,
Raubend den Kindern die liebende Mutter, Du,
Was kannſt Du Ihnen, was kannſt Du Ihr
Dagegen, Unglücklicher, ſeyn?

Bald ſpricht alſo das Herz in deiner Bruſt, und weckt
Mit immer neu gewaltigem Schlag
Die Natter des Vorwurfs Dir, die mit giftigem Gezisch
Jede Freude Dir raubt, im innerſten Gemüth
Nagend. — „Sie ſtarb für Dich!"
Tönen vom Orkus herauf die Stimmen der Furien.

„Sie
Wandelt, ein Schatte mit Schatten anjetzt,
Freudenlos, blutlos.“ Unglücklich-Glücklicher Du!

7.

(Gemach der Königin. Wie eine Braut geſchmückt, auf dem Ruhebette, matt; vor ſich ihre Kinder. Erblickend den eintretenden Admet, raffet ſie ſich zuſammen, will ihm entgegen eilen, ſinkt aber ſchwach nieder.)

Alceſtis.

Heil Dir, Admet! In's neue Leben Heil!
Ich kleidete mich an als eine Braut,
Um mit Dir dieſen Tag, den erſten deines
Verjüngten Lebens freudig zu begeh'n,
Dankend den Göttern; da erfaßte mich,
Vom Schickſal mir geſandt, ein Zufall, eine —
Wie nenn' ich's? — eine Mattigkeit. Sie wird
Vorübergeh'n.

Die Kinder.

O Vater, Vater!
Die Mutter ſtirbt für Dich.

Admet.

Für mich? Erkläre,
Erklär', Alceſte, mir das ſchreckliche
Geheimniß.

Alceſtis (gefaßt und ſanft).

Ja, für Dich, Admet, und gern.
Die Götter foderten für Dich ein Opfer,
Der Deinen Eins; ein willig Opfer. Wer?
Wer, o Admet, iſt mehr dein als Alceſtis?
Wer dem Gemahle näher, als ſein Weib?
Sie iſt ſich ganz ihm ſchuldig. Hab' ich nicht
Der ſchönen Tage viel mit Dir gelebt?
Beſaß ich nicht dein Herz, wie keine Braut
Es je beſaß? Ich war Dir die Geliebte,
Mit jedem Tage neu und ſchöner Dir,
Mit jedem Tage Du mir neu und ſchön;
Vergönne mir den ſchönſten Brautſchmuck heut,
Indem ich Dir mich ewig, ewig weih'! —

(Ueberirdiſche Töne laſſen ſich hören. Während ihrer Schweigen und Staunen. Sie verhallen. Alceſtis fährt fort.)

Zwar muß ich Dich und dieſe Kinder hier
Verlaſſen; doch — Admet, gelobe mir's!
Komm, lege deine Hand hier auf mein Herz,

Und ſchwöre mir auf deiner Kinder Haupt,
Daß nie Du ihnen, dieſen mutterloſen,
Statt meiner eine böſe Mutter gebeſt,
Das ſchwöre mir, doch nein! wozu der Schwur?
Mir und den Kleinen bürget es dein Herz.

(Die einladenden Töne kommen wieder.)

Admet.

Alceſtis, nein, Du ſollſt nicht ſterben; nicht
Für mich. Mit welcher Schmach ertrüg' ich je
Mein Leben, ſo erkauft — mit deinem Tode?
Was lebt' ich für ein Leben ohne Dich? —

Alceſtis.

So wirfſt Du mein Geſchenk zurück, Admet?
Die Liebe ſchenkt es Dir, die treuſte Liebe;
Die Götter nahmen's an.

Admet.

Wer von den Göttern
Sprach den grauſamen, ſprach den ungerechten,
Den harten Spruch, der Dir für mich zu ſterben
Gebot?

Alceſtis.

Mein, nicht gebot. Niemand gebot
Es mir. Apollo, unſer Freund, der Seher,

Zu dem ich, als Du ſchon dem Tode nah
Daniederlagſt, um deine Rettung ſandte,
Er offenbarte mir der Götter Schluß,
Daß, wenn der Deinen Jemand willig ſich
Für Dich dem Orkus weihte —

Admet.

Genug! genug!

Alceſtis.

Ich fühlt' im Herzen mich die nächſte Dir,
Ich überlegte reif der Trennung Schmerz,
Der Kinder Schickſal. Ueber Alles ſiegte,
Daß Du in ihnen mich noch lieben wirſt,
Admet, die froh für Dich ihr Leben gab.
Du mußt nicht ſterben. Dein bedarf die Stadt,
Das Land dein Haus. Du, König milden Herzens,
Du, Vater, Freund, Gemahl, wie keiner war!
Du mußteſt leben. Ohne Dich, was wären
Wir alle, und Alceſtis ſelbſt? —

Admet.

Ihr Götter!
Vertilget ihr Gelübd', als wär' es nie
Geſprochen! Legt die Looſe, wie ſie lagen!
Ich eile zu Apoll. Die Götter können

Nicht ungerecht und grauſam deine Liebe,
Dein großmuthvolles Herz für meine Schuld
Annehmen und für meinen milden Dank.

Alceſtis.

Umſonſt! umſonſt! Leb' innig, innig wohl,
Geliebter, und in dieſen Kindern denke,
Gedenke meiner. Meine Tage legen
Mit Freud' und Segen Dir die Götter zu.

(Admet reißt ſich hinweg.)

8.

(Die Mutter und die Kinder allein. Die vorigen Töne beginnen mit ſanft-einladenden Worten.)

„Schweſter Alceſtis, komm!
„Auch in Elyſium wehn himmliſche Lüfte;
„Auch in Elyſium blühn amaranthene Blumen;
„Schweſter Alceſtis, komm!“

Alceſtis.

Hört ihr's, ihr Kinder! Stimmen rufen mich.
Nun, meine Lieben, noch ein letztes Wort:
Denn meine Augen brechen; meine Hand
Erkaltet. Lebet wohl! Seid eurem Vater

Liebend-gehorſam, wie ihr mir es war't.
Er iſt euch Vater jetzt und Mutter. Denkt
In ihm an mich, wie ich an euch — auch drunten
Gedenke. Dunkler, dunkler wird
Mein Auge. Schweb' ich? ſchwind' ich? Süße Töne!
Mich heben Lüfte! Töne wiegen mich
In ſüßen Schlummer! Lebt —

(Das Wort erſtirbt auf ihren Lippen. Alceſtis entſchläft. Der vorige Geſang kommt wieder.

„Schweſter Alceſtis, komm!" ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Indeß hebt der Genius des Todes leiſe ſich aus der Erde empor: fürchtend entfliehn die Kinder).

9.

Der Tod.

Mit meiner ſcharfen Hippe tret' ich hier,
Ein Bote der Gefürchteten, heran;
Ich, ſonſt gefürchtet allen Lebenden,
Jetzt ſelbſt erſchrocken und verwirret. Solch
Ein Pfand des Orkus kam uns nie. Ich darf
Darum die Locke dieſes heil'gen Haupts

Noch nicht berühren. Unentſchieden iſt noch
In dieſem Augenblick der Todten Schickſal,
Und über ſie ein wunderbarer Kampf.
Die Menſchenfreundlichen der Götter nahmen
Alceſtis Anerbieten für die That.
„Sie weihte, ſprachen ſie, ſie weihte ſich
Dem Tode willig, ruhig, überlegt,
Und fühlte tief den Schmerz des Scheidens, fühlte
Des Todes ganzen Jammer. Dennoch trat
Nie reuig ſie, erſchrocken nie zurück.
Erfüllt iſt ihr Gelübde; ſey verſöhnt,
O Orkus.“

Alſo ſprachen droben die
Barmherzigen; der harte Orkus ſprach:
„Nein, täuſchen, täuſchen laſſen wir uns nicht
Von ſolchem Blendwerk; auf Vollziehung des
Gelübdes ſtehen wir.“ Und ſandten mich
Hieher, auf ihren Wink zu warten.

Jetzt
Iſt, dünkt mich, iſt vollzogen das Gelübd'.
Ich fürchte, daß im Nu
Die Stimme drunten ruft: „Nun mähe ſie!

Die Beut' iſt unſer.“ Alſo ſteh' ich hier,
Der Todten Wächter, ſelbſt bewegt, die Stimme
Selbſt fürchtend, wenn ſie ruft. Denn iſt die ganze,
Die ganze reiſe Ernte der Sterblichen,
Unkraut und Kraut, nicht unſer? Warum früh
Die ſchönſte Blume, die auf Erden blüht,
So ſelten blüht, warum die himmliſche,
Häuslicher Liebe Glück, unzeitig mäh'n,
Und grauſam? Warum frech zerreißen, ihn,
Der Vater-Mutter-Kinderliebe Kranz,
Den zarteſten, den Charitinnen flochten?
Ich hoff' es, Hermes ſelber weigert ſich,
Solch eine Seel' ins Schattenreich zu führen,
Die großmuthvoll den Orkus ſelbſt bezwang.
Es ſiege droben ſeine Beredſamkeit! —

Horch! Welch ein Glanz tritt ein in dieſes Haus?
Ich höre des Olympus Töne. Nah'n
Sich mir nicht Wohlgerüche, meinem Athem
Zuwider?

(Er weicht zurück).

10.

(Hygea tritt ein. Weiß gekleidet; einen Blumenkranz auf dem Haupt; einen andern um die Bruſt; den Stab Äſkiepios [Aeskulaps] in der Hand, ebenfalls von Blumen umwunden).

Hygea.

Von hinnen böſer Tod! Du wirſt die Stimme
Der Unterirdiſchen, die Du erwarteſt,
Nicht hören. „Unſer iſt ſie!“ ſprachen alle
Die Himmliſchen, „iſt unſer!“ Und die Parze,
Sie ſelbſt, gerührt von der erhabenen Großmuth,
Die ſich ſo rein im Andern fühlete,
Vergaß zu ſchneiden, und des Schickſals Wage —

Tod.

O ſage mir, Du ſonſt mir widrige,
Jetzt freundliche Erſcheinung, ſage, wie?
Wie wägete die Wage? Was überwog?

Hygea.

Als lange ſchon der Kampf gedauert, drang
Apollo's Stimme zum Olymp empor.
Apollo, dieſes Hauſes Gaſtfreund, der
Admetus Au'n und ſeines Hauſes Glück
Seither beſchützt' und liebte; mächtig drang

Sein Lied empor; er ſang den edlen Freund,
Den milden, gütigen, gerechten König,
Den liebenden Gemahl, den Vater, ihn,
Der Lieder und der Menſchen ſeltner Freund,
Der Muſen heiligen Verehrer; da
Sank frohbeladen ſeine Lebensſchaale;
Noch einmal ſang er der Alceſtis Lob
In wen'gen Tönen; und die Todesſchaale,
Sie flog empor! Entweiche!

Tod.

Gern! o gern!
Ich haſſe ſelbſt mein Sklavenwerk, bei ſolchen
Geliebten, Glücklichen, und fühl' es tief:
„Die Lieb' iſt ſtärker als der Tod. Sie ſollten
Unſterblich ſeyn."

Hygea.

Und ſind, und ſind unſterblich!

Tod.

Wohl ihnen! Doch ſag', o Hygea, mir,
Wie kommſt Du hieher, da deinen Vater
Asklepios der ſtärkſte Gott zum Orkus
Hinabwarf, als er eine Beut' uns raubte?
Apoll, ſein Vater, er verließ aus Unmuth

Darüber den Olymp und weilet noch
Auf Erden; und Du, seine Enkelin,
Asklepios Tochter; fürchtest nicht die Rache
Der Unterirdischen?

Hygea.

Entweiche, Tod!
Mein Vater ist mit Jupiter versöhnt;
Apollo kehrt zum Himmel wieder, wenn
Er seinen Freund gerettet. Deß erfreu'n
Sich alle Götter; sie sandten mich
Einmüthig nieder. Fort, Du störst mein Werk,
Es gilt hier keines Säumens.

(Der Tod versinket).

11.

(Eine himmlische Musik hebt an, zuerst in Tönen ohne Worte; die Seele der Alceſtis vom Rande des Schattenreichs sanft zurückführend. Hygea mit Aeskulaps Stabe berührt ihre Stirn: ein Chor der Unsichtbaren in langsam-wachsenden Tönen):

Chor.

Süßer Strom des Lebens,
Kehre der Entschlafnen

Sanft

Sanft zurück.
Kehrt zurück ihr, ihr Gedanken,
Die am Rande der Schatten ist
Schlummernd wanken:
Zum Reich des Lichtes kehrt zurück,
Zu neuer Freude, zu neuem Glück.

Hygea.

Zum Reich des Lichtes kehrt zurück,
Zu neuer Freude, zu neuem Glück.
(Hygea mit dem Stabe ihr Herz berührend.)

Chor.

Hebe dich wieder und ſchlag' entzückt
Großmüthig-mütterlich Herz!
Des Gatten Herz entgegen,
Der Kinder Herzen entgegen!
Wall', o liebende Bruſt,
Jugendlich wieder empor!

Hygea.

Des Gatten Herzen entgegen,
Der Kinder Herzen entgegen,
Wall', o walle, liebende Bruſt,
Jugendlich wieder empor!
(Hygea berührt mit dem Stabe die Augen und Lippen der Todten.)

Mehrere Chöre.

1. Erwacht, ihr Augen, die Sonne wieder zu sehn,
Das liebliche Licht!
2. Erwacht, ihr Augen, die Blumen wieder zu sehn,
Auf Tempe's Flur!
1. 2. Erwacht, die Lieblinge wieder zu sehn,
Die holder euch sind, als Blumen und Sonn' und Licht!

Hygea.

Oeffnet euch, ihr süßen Lippen,
Reiner Athem, kehre wieder
Mit deinem Silberton,
Mit deiner sanften Rede.
Oeffnet euch, ihr Rosenlippen,
Heil'ger Athem, kehr' zurück!

(Alceſtis, ſanft-erwachend, richtet ſich empor.)

Alceſtis.

Wo bin ich? Sanft zurück ins Leben riefen
Mich süße Töne. Wareſt, wareſt Du
Es nicht, Geliebte, die mich rückwärts zog?
Wer biſt Du? Hier in meinem Brautgemach?

Seh' ich dich wieder, ſchöne Sonne? Wer,
Wer biſt Du, Holde, der mein Leben ich
Verdanke? Wo ſind meine Kinder? Wo —

Hygea.

Beruh'ge Dich, Alceſtis! Sanften Schlummers
Gingſt Du hinab zum Rand der Unterwelt,
Und ſanften Weges führten Dich die Götter
Durch ihre Dienerin, durch mich, empor.
Wie euer Leben, ſo iſt euer Abſchied
Den Guten ſanft, den Böſen fürchterlich.
Hygea bin ich, Phöbus Enkelin,
Fortan die Freundin Deines Hauſes. Nimm
Hier dieſe Blumen, Deinen neuen Brautkranz;
(Sie nimmt den Kranz von ihrem Haupt und ſetzt ihn der Alceſtis auf.)
Und dieſe Blumen wahr' ich Deinen Kindern,
Und dieſen Helferſtab dem Eh'gemahl.

Alceſtis.

Wo iſt er, mein Verehrter?

Hygea.

Mit Apollo,
Dem Hirten, nahet er, zu dem er floh,
Der von den Göttern Dich erbitten half.

Alceſtis.

Das weiß ich. Ach, das ſah mein Todestraum!

Hygea.

Beruh'ge Dich, Alceſtis!

Alceſtis.

Die Erinnerung
Des hohen Traumes giebt mir hohe Ruh.
Ich ſah die Wage ſchweben, die Verdienſt
Und Schuld, die Tod und Leben wäget. Mein
Verdienſt, das kleine, ſchwebte leicht. Da drang
Mit ſeinen Bitten, mit Admets Verdienſt
Als König und Gemahl, als Vater, Freund
Und Bürgerfreund, Apoll zum Himmel auf,
Da ſank die Wage ſchwer; ihm bin ich jetzt
Mein neues Leben ſchuldig. O wie lohnt
Die Menſchengüte! — Nein! der Götter Wage
Richtet leichtſinnig nicht; der kleinſte Fehl,
So wie die kleinſte Tugend, ſteigen kühn
Und wunderbar ans Licht, dem Wichtigſten
Den Ausſchlag gebend. Näher als wir wähnen
Hängt Unſichtbares und die Sichtbarkeit
Zuſammen, zart verſchlungen, feſt vereint!
Entfernt den Meinen, war' ich ihnen doch

So nah! Der Mutter Sehnen zog und hielt
Den Geiſt zurück. Wo das Geliebte wohnt,
Da, da iſt unſer Herz. Sieh, meine Kinder!
Mein Wunſch zog ſie herbei.

12.

(Die Kinder furchtſam eintretend.)

Kinder.

Sohn.

Laß ſehen uns,
Ob noch der ſchwarze Todtenmann bei unſrer
Geliebten Mutter weilet?

Tochter.

Ach ſie lebt!
Du lebſt, o Mutter, wieder?
(Zu ihr eilend. Mütterliche Umarmung.)
Und wer iſt
Die Göttin da? die ſchöne Jungfrau? Ach,
Sie hat ſo ſchöne Blumen!
(Zu Hygea.)
Gieb mir eine,

Du Freundliche, und eine meinem Bruder.
Die Mutter hat, o welchen ſchönen Kranz! —

Hygea.

Nehmt, Kinder, was ihr wünſchet. Freut euch eurer
Geliebten Mutter. Freud' und Leben bringen,
Wenn ihr ſie pfleget, dieſe Blumen euch.
Komm, Knabe, wähle! — Sieh, ein Sprößchen Lorbeer,
Und eine Lilie; du wähleſt recht!
Alceſtis Tochter — wählt der Myrthe Zweig
Und eine Roſe. Dieſer ganze Kranz
(Sie nimmt den Kranz von der Bruſt)
Iſt eu'r, o Kinder, Glück für euch und Freude!
Wie der auf eurer Mutter Haupt, Geſundheit.

Tochter.

Ich weiß ein ſchönes Lied auf die Geſundheit,
Apollo lehrt' es uns.

Hygea.

So ſing' es, Kind.

Tochter.

Hygea, Schönſte der Seligen,
Möcht' ich wohnen mit Dir
Mein ganzes Leben hindurch,

Und möchteſt Du auch huldreich mit mir
wohnen!
Denn was das Leben Liebliches hat,
An Kindern Freude, wohlthätiger Herrſchaft
Glanz,
Wenn Lieb' ergötzet, und was Schönes uns
Der Reichthum giebt, genießen wir,
Selige, nur durch Dich!

Knabe.

(Der Schweſter in den Geſang fallend.)

Auch ich weiß ein ſchönes Lied, das mich
Mein Vater lehrt'; es heißt Admetus Lied.
Dir, Freundſchaft, dir zur Ehre
Erſchallen unſre Chöre. —

13.

(Apollo und Admet treten herein.)

Knabe.

Sieh, da kommt unſer Vater.

Tochter.

Und Apoll',
Der uns die ſchönen Lieder lehrte. Vater!
Sieh, unſre Mutter lebt!

Admet.

Wie neu verjüngt!
Jetzt meine Braut! (Umarmung.)

Alceſtis.

Durch Dich verjüngt, durch Dich!
Nur Dein Verdienſt zog mich zurück in's Leben.
Solchem Gemahl und König, ſolchem Mann,
Wollte die Parze ſelbſt ſein Glück nicht rauben.
„Geh, ſprach mit freundlicher Geberde ſie
Zu mir, und bleibe Deines Mannes Weib,
Die Mutter Deiner Kinder. Lohnen wollen
Die Götter euer Glück; nicht es zerſtören.“
Dein bin ich doppelt jetzt, Admet; mein Leben
Iſt Deiner Güte Lohn.

Admet.

Das danken wir,
Alceſtis, unſerm Freund. O welch ein Glück
Iſt's, eines Gottes Gunſt genießen! Reich
Und edel lohnt die Milde! Dir, Apoll,
Verdankt' ich längſt den Segen meiner Au'n
Und Fluren, ſo wie meiner Völker Liebe,
Und ihrer beſſern, ſanften Sitten Bildung;
Jetzt dank' ich Dir die Krone meines Hauſes,

Mein Weib, der Kinder Mutter, all mein Glück. —
(Zu Apoll.)
Und wer iſt dieſe Himmliſche, die ſich
Zu Deiner Seite hält? — (Zu Alceſtis.)
Wie ward ſie Dir
Bekannt, Alceſtis?

Apollo.

Meine Enkelin,
Hygea iſt ihr Name.

Alceſtis.

Durch ſie riefen
Die Götter mich in's Leben ſanft zurück;
Mit dieſen Blumen kränzte ſie mein Haupt,
Und dieſe Blumen gab ſie unſern Kindern.

Hygea.

Und dieſen Stab reich' ich dem Könige,
Den Wunderſtab Asklepios, meines Vaters,
Der Todte aufweckt. Solch ein Helferſtab
Gebührt dem Könige. Gebrauch' ihn lang',
Admet, den Scepter Deiner ſchönſten Macht,
Lechzendes zu erquicken, Krank-entſeeltes
Neu zu beleben. —

Apollo.

Und ich weihe Dir,

Alceſtis, dieſe Lyra, die mir hier
So manchen Schmerz verſang. Froh kehr' ich jetzt
Auf zum Olymp: denn ich verlaß auf Erden
Im ſchönſten Thal der friedlich-ſchönſten Sitten
Und Würde Glück. Wenn meinem Freunde Du
Das Sinnbild eurer ſüßen Harmonie,
Die Lyra, rührest, ihm den kleinſten Harm
Verſcheucheſt und Dein Herz zum Himmel hebſt,
So denke mit den andern Göttern auch
Phöbus-Apollo's. Auf, hinaus, Admetus!
Zu deinem Volk, das freudig Dich erwartet.

Alceſtis.

Und ich mit euch zu meinem Weihaltar.

14.

Die Vorigen. Das verſammelte Volk.

Alceſtis.

(Mit der Lyra vor den Altar tretend. Sie legt ihren Kranz, die Kinder ihre Blumen, Admet den Stab Äskleplos auf den Altar.)

(Zur Lyra ſingend:)

Von Cocytus Ufer bring' ich euch zurück
Des Landes Sonne, der Bürger Glück.

Chor.

Zu Dank und Freuden kehret uns zurück
Des Landes Sonne, der Bürger Glück.

Alceſtis.

Den Göttern Dank!
Apollo Dank!
Und unſer Leben ſey ſein Lobgeſang.

Chor.

Den Göttern Dank!
Apollo Dank!
Und unſer Leben ſey ſein Lobgeſang.

Alceſtis.

Von Cocytus Ufer kehr' auch ich zurück,
Mich zog zu euch der ſehnenden Liebe Blick.
Den Göttern Dank!
Hygea Dank!
Und all mein Leben ſey ihr Lobgeſang.

Chor.

Zu Dank und Freuden kehreſt Du zurück,
Des Hauſes Sonne, deiner Kinder Glück.
Den Göttern Dank!
Hygea Dank!
Und all dein Leben ſey ein Frohgeſang.

Admet.

Mein Scepter iſt fortan der ſegnende,
Der Stab des Heils, ihr Bürger!

(Er erhebt Äskleplos Stab in ſegnender Bewegung.)

Alceſtis.

Dein Geſchenk,
Apollo, bleibt jetzt meines Lebens Lyra.
Da, wo Du weilteſt, wo Du mir den Spruch
Der Rettung gabeſt, grüne Dir ein Hain!

Admet.

Und in ihm ſteh' am Ort des Heiligthums
Hygea's Bild.

Hygea.

Du wirſt es ſeyn, Alceſtis!

Apollo.

Und Du das meine, ſegnender Admet!
Jahrhunderte lang nennt man deinen Namen
Bei Freundſchaft, Freud' und ſtiller Liebe Glück.
Lebt, Bürger, wohl! Ich kehre zum Olymp
Mit größern Freuden, als ich nieder ſtieg.

Chor des Volkes.

Alle.

Den Göttern Dank!

Die Männer.

Apollo Dank!

Die Weiber.

Hygea Dank!

Alle.

All' unſer Leben ſey ihr Lobgeſang!

(Chor von Schäfern und Schäferinnen ſchlingen ſich tänzend um den Apollo, der unvermerkt aus ihrer Mitte verſchwindet. Hygea desgleichen. Admet und Alceſtis mit den Kindern führt der Tanz in den Pallaſt zurück.)

Epilogus.

In Einem Wort, ihr Freunde, liegt das Glück
Des Menſchenlebens, wie der Weſen Ordnung
Und innigſter Zuſammenhang. Ein Wort
Enträthſelt uns des Weltalls Labyrinth
In Luſt und Schmerz, im Lohne ſüßer Müh
Und freudiger Aufopferung im Streben
Der ſchwerſten Tugend. — Was iſt ſchwer und leicht?
Was Luſt und Pein? Ein Wort vermiſcht die Grenzen

In ſüßeſter Verwirrung, macht den Schmerz
Zur höhern Luſt, den Mangel zum Genuß,
Den Tod zum Leben, zum Triumph die Qual —
Es iſt das ſüße Zauberwort: „Für dich!“

„Für dich!“ ruft eine Mutter aus und ſtirbt
Für ihre Kinder. Für den Eh'gemahl
Arbeitet, duldet, mühet ſich das Weib,
Für Weib und Kinder der Gemahl, der Vater;
Für ſeinen Freund der Freund; für Vaterland,
Und alles Gute, was die Zukunft birgt,
Der Tapfere, der Weiſe; für die Nachwelt,
Auch wider Willen, lebt und ſtirbt der Menſch.

Entfeſſeln wollt' uns die Natur, befrei'n
Von engen Schranken unſers armen Selbſt,
Als ſie das Wort ausſprach: „In Andern, nicht
In Dir, o Menſch, ſey deines Daſeyns Reiz
Und Seligkeit und deines Wirkens Ziel.“
Vom Element, vom kleineſten Atom
Erhebt ſich dieß Geſetz der Einigung,
Des Füreinanderſeyns und Wirkens, bis
Zur reinſten Flamme, die auf Erden glüht,
Der eh'lich-mütterlichen Zärtlichkeit.

Oft fragt ihr: „Welch Geſchlecht am ſtärkſten
liebe?
Gewiß nur das, was ſich des Andern Glück
Großmüthig, freudig, willig, zart ergiebt,
Das keine Qualen achtet, ſeine Pflichten
Als Luſt ausübet; im Geliebten lebt,
Von ſich entfeſſelt, wer wahrhaftig liebt.

Glaubt ihr, die Götter miſchten ungerecht
Des Schickſals Looſe? War's in ihrer Macht?
Da unſer Herz die Urn' iſt, die ſie miſcht,
Und ſchüttelt, und jetzt dieß, jetzt jenes zieht,
An Freud' und Schmerz, wozu es ſelbſt ſie macht.

Niemand iſt glücklich, als der Liebende,
Noch glücklicher, wer ſich in Liebe müht,
Am glücklichſten, wer ſeiner Mühe Lohn
Im Andern froh und unerkannt genießt:
So (glaubt es und nicht anders) miſchten droben
Die Götter unſre Looſe. Aeußres Glück
Entſcheidet nie; für die Empfindung ord'nen,
Für Herzen miſchen, ſchmelzen, wechſeln ſie,
So Glück als Unfall; und die höchſte Luſt —
(Ihr wißt es, die des Lebens Schauſpiel mit

Verſtand und Herz erwägen,) die höchſte Luſt
Erſchufen weiſe ſie aus Lieb' und Schmerz.

Dank euch, ihr hohen Götter, daß ihr uns
Das Räthſel löſ'tet und des Schickſals Faden
Treu in die Hand gebt. Wer in ſich erliegt,
Iſt elend; wer für Andre wirkt, in ihnen
Genießt und lebt, er iſt der Selige.
Im Lebensbecher miſchen ſich die Seelen,
Im Lebensringe tauſchen ſich die Looſe,
Das Zauberwort der Liebe heißt: „Für Dich!"

Ariadne = Libera.

Ein Melodrama.

Unter edlen Thaten kann kaum eine edlere gedacht werden, als die Befreiung der Menſchheit von einer ſie entehrenden Schmach, von einem ſie Zeiten hinab drückenden, laſtenden Uebel. Je fürchterlicher dieſes, je entehrender jene Schmach war, deſto herrlicher wird das Geſchenk der Befreiung. Nicht leicht findet ſich hievon ein ſchöner Symbol, als die Geſchichte Theſeus und der Ariadne in ihrem erſten Theile.

Sechs Jünglinge und ſechs Jungfrauen, die Blüthe Athens, mußten, nach einem ſchimpflichen Vertrage mit dem Könige Minos in Kreta, ihm jährlich als Zoll abgeliefert werden, um, wie die poetiſche Sprache ſagt, dem Minotaur zur Beute zu dienen. Deute man nun dieſen Minotaur, wie man wolle, ſo daß das Loos dieſer Abgelieferten auch

nur Sklaven in einem fremden Lande, Tempeldienſt u. dgl. geweſen wäre; entehrend war der Zoll für Athen, ſchmerzlich den Eltern, deren Kinder das Loos traf, und über alles traurig der ſchuldloſen Blüthe der Jugend, die, ihrem Vaterlande und den Ihrigen entriſſen, Lebenslang ein ſo ſchimpfliches Opfer werden mußte. Liebend verehren wir alſo den Königsſohn Theſeus, der nicht beſſer als Andre ſeyn wollte, und ſich ſelbſt wider Willen des Vaters zur Mitfahrt anbot; dankbar ehren wir die kretiſche Königstochter Ariadne, die dem fremden Helden-Jünglinge den Faden, aus dem Labyrinth und allen Gefahren zu entkommen, reichte. Er erlegte, ſagt die Fabel, das Ungeheuer, den Minotaur, und befreite damit ſein Vaterland vom ſchimpflichen Tribut der Knechtſchaft. Sie, ſagt die Fabel, folgte ihm, verlaſſend ihr Vaterland, dem ſie dieſen entehrenden Zoll entzogen hatte; Er, ein Befreier, Sie, die Errette-rin eines ſchuldloſen Theils der Menſchheit. So weit hat die Geſchichte etwas Großes und Edles. Unſre Einbildung gewinnt in ihr Raum, an ſo manchen Minotaur zu denken, dem die Blüthe des Menſchengeſchlechts hingeopfert wird, ohne daß ein The-

ſeus vor ſie trete und eine Ariadne zur Rettung ihm den Faden reiche.

Auch iſt, nach der Erzählung eines Reiſenden, dieſe ſchöne That dem Andenken der Nation nicht entfallen. Ein Tanz, der kretiſche, oder die Candiota genannt, ſymboliſirt und feiert dieſe Befreiung aus dem Labyrinth. Verſchlungen wird er, den Faden der Ariadne in der Hand, von Jünglingen und Mädchen getanzet; eine fröhliche Theſeide!

* * *

Nun aber verläßt der Errettete ſeine Erretterin auf der wüſten Inſel Dia oder Naxos; traurige Kataſtrophe! Warum verließ er ſie? Hier irrte die Fabel ſo und anders umher; die gemeine Sage blieb bei dem Faktum ſelbſt: „Theſeus verließ die Ariadne.“ In Erzählungen wurden beide Namen der Prototyp eines Romans, der leider oft wiederholt iſt, eines treulos-Verlaſſenden, einer unglücklich-Verlaſſenen. Allerdings war er ſofern ein warnendes Muſter. Ariadne's Klagen und Verwünſchungen fanden hiebei den freieſten Ausdruck, wie ſie auch unter den römiſchen Dichtern Catull ſchauerlich wiederholt

hat. Nach dem vorhin angeführten Reiſenden ſoll auch ein Tanz dieſe Kataſtrophe vereinigen; er wird, zu Symboliſirung der rufenden Ariadne und des flie-henden Segels, mit wehenden Tüchern getanzet.

* * *

Der zarte griechiſche Sinn indeß für Gerechtig-keit und Großmuth ließ die Geſchichte hier nicht enden. Der freudegebende Gott fand die Verlaſſene, und erhob ſie zur Königin der Freude. Das Hoch-zeitfeſt Beider, des ewigen Jünglings und der ewigen Jungfrau, ward fortan das höchſte Symbol aller Hochzeitfreuden und Feſte, voll Tanzes und fröhli-cher Bilder. Wer kennt nicht das wonnetrunkne Haupt der Ariadne? Wer ſah in manchen Vorſtellun-gen nicht jene Freudenzüge und Tänze vor dem Wa-gen des Bacchus und der Ariadne? Auf Sarkopha-gen wurden ſie oft wiederholt, Sinnbilder des Ueber-ganges aus dem höchſten Schmerz in unzerſtörlicht Freuden. In den Myſterien ward Bacchus als Gott Liber, Ariadne als Libera ſymboliſirt. Ariadnens bräutliche Krone, ihre Haarlocke, kam ans Firma-ment unter die Sterne. Iſt eine prächtigere Ent-

wickelung und Vollendung der Geſchichte dieſer Groß-
müthigen, dieſer Verlaſſenen, denkbar? Mögen alle
Thaten edler Menſchen-Errettung, zutrauender Groß-
muth, ſo ihre Krone finden!

Auch dem Theſeus erließ die gerechte Fabel der
Griechen ſeine Vergeltung nicht. Er, der einem Va-
ter ſeine Tochter geraubt hatte, fand ſeinen Vater
nicht mehr; ja er tödtete ihn durch ſeine Rückkunft.
Unvorſichtig kam das Schiff mit dem ſchwarzen Se-
gel, dem verabredeten Zeichen von Theſeus Tode, zu
Athen an, und König Aegeus ſtürzte ſich vom Felſen.

Warum dieſe Geſchichte nicht auf dem Theater
zu Athen erſchien, iſt leicht bemerkbar; aus eben der
Urſache, aus welcher Theſeus die Ariadne, die in den
Augen Athens eine zweite Medea geweſen wäre, dahin
nicht zu bringen wagte. Mit einer Wendung, die dem
Dichter frei ſteht, kann ſein ſonſt ſo ſchwarzer und
roher Undank gemildert, ja ſogar hinweggeſchafft wer-
den; und die Fabel beſtehet doch in ihren drei treff-
lichen Scenen. Warum ſie auf dem neueren Thea-
ter nicht erſchien? Vielleicht weil kein lebender
Theſeus an ſeine verlaſſenen Ariadnen erinnert, und

er auch kein Dionyſus ſeyn wollte, eine Verlaſſene zu belohnen. Sonſt hatte offenbar in allen drei Scenen die Fabel zum Ballet und zur Oper den reichſten Stoff mit dem fröhlichſten Ausgange in ſich.

Gerſtenberg, der ſie im vergangenen Jahrhundert auf unſern Parnaß brachte, widmete ſie ſogleich der Muſe, die ihr gebührte, der Tonkunſt. Seine vortreffliche Kantate: Ariadne auf Naxos, Melodie und Rhythmus vom Anfange bis zum Ende, die vielleicht auch Veranlaſſung zu Ramlers trefflicher Ino war, hielt ſich im Kreiſe der Kantate. Nur die verlaſſene Ariadne, dieſe aber in allen Wendungen ihrer Empfindung, läſſet ſie hören. Fröhlich begrüßend Aurora, erwacht die in Theſeus Arm Entſchlafene; ſie ahnet keine Verlaſſung. Um ihres Geliebten Leben beſorgt, iſt ſie nur in ihm lebend. Schrecklich reißt die Oreade der Inſel den täuſchenden Schleier von ihren Augen: „Er iſt auf ewig Dir entflohen!“ und bahnet damit in rührenden Uebergängen jedem Ausdruck des Entſetzens, der Erinnerung votiger Liebe, der Verwünſchung, der Reue, des inneren Vorwurfs, endlich der Verzweiflung, den offenen Weg. Wo ſoll die Unglückliche hin, da die

Oreade ſelbſt ſie auf ihrem Felſen nicht duldet? Keine Zuflucht iſt ihr übrig, als in den Wellen. Hinter allen Idyllenſcenen des Schreckens, der Liebe, des Jammers, durfte eine Kantate ſo enden.

Wenn nun aber ein Schauſpieler dieſen Geſang ergriff und ein ſogenanntes Monodrama mit gleichem Schluſſe daraus machte, wie anders! Nichts als eine Verlaſſene in allen ihren Klagen zu hören, zuletzt eine Verzweifelnde zu ſehen, die vom Felſen hinab einen halsbrechenden Sprung thun muß, wäre dieß ein Drama? Ein Monodrama iſt's. Ein Monodrama!

Doch wozu dieß hier? Vor einem Melodrama, das mit einem Monodrama nichts gemein haben mag. Jenes ſoll die treffliche Fabel der Ariadne nicht nur im Zuſammenhange ihrer drei Scenen, ſondern auch (dieß war die Abſicht) unter das hohe Geſetz des griechiſchen Drama geſtellt zeigen, nach welchem über Thaten und Verirrungen der Sterblichen ein lohnendes und ſtrafendes Schickſal waltet. Zugleich auch wollte es, ſelbſt auf dieſer wüſten Inſel, verſuchen, wie Chöre des griechiſchen Drama, ohne welches dieſes ſich ſchwerlich denken läßt, zwanglos

eingeführt werden möchten. Uebrigens ſpreche der Charakter des Stücks, ohne alle Anmaßung, ſich ſelbſt aus.

1.

(Ein griechiſches Schiff auf dem Meere, nahe am Ufer, unter einem Ungewitter, das ſich nach und nach legt. Ariadne und Theſeus treten ans Ufer.)

Ariadne.

Entflohen endlich dieſem Ungewitter,
Betreten wir die Mutter-Erde wieder,
Die Heilige, die Feſte; laß uns danken,
O Theſeus!

(Sie wendet den Blick gen Himmel und ſchaut umher.)

Zwar ſeh' ich rings umher
Nur Fels und Wüſtenei. Ein heimlich Grauen
Erfaßt mich. Iſt mir's nicht, als ſah' ich dieß
Einſame wilde Ufer ſchon im Traum?
Verlaß mich nicht auf ihm, o Theſeus! Du,
Mein Einziger!

Theſeus.

Was iſt Dir, Ariadne? Warum ſchwimmt
Dein Blick in Thränen? Was beängſtet ſo
Dein unſchuldvolles Herz?

Ariadne.

Dein ſchuldig Herz!
So ſprich, Geliebter! Auf mir lag die Schuld
Des Ungewitters, das ihr littet, dem
Ihr kaum entgangen ſeyd; auf mir! auf mir!
Schrecklich wälzten ſich die Wogen,
Die Winde des Meeres heulten laut;
In meinem Buſen tobten
Wilde Stürme, die ich Dir verbarg;
Meer, Himmel, Erd' und Luft verkündigten
Die Wahrheit, die in meinem Herzen ruft:
„Ich trage Schuld auf mir!“

Theſeus.

Und welche Schuld?

Ariadne.

Nicht jene, daß ich Dich mit Staunen,
Bewundernd und voll Liebe ſah.
Wer liebte nicht den Retter ſeines Volks,
Der für Unſchuldige

Sein Leben wagt? Mein Vater that es auch.
Daß ich, dem Labyrinthe zu entkommen,
Den kund'gen Faden Dir, o Theseus! gab,
Gereut mich nicht. Ich gäb' ihn heute Dir
Und tauſendmál ihn wieder. Den Tribut
Der Menſchen, Kreta's Schimpf, hinweg zu thun,
Gebot mein Herz.

Theseus.

Und was denn ängſtet Dich?

Ariadne.

Daß ich Dir folgte. Daß ich meinen Vater,
Daß meine theure Mutter ich verließ,
Die Hand Dir reichend. — Götter! Hier,
Hier ſteh' ich, unbefleckt, wie der Diana
Geweihte Jungfrau; dennoch ſehr befleckt,
Ein Opfer großer Schuld. Mir folget
Der liebſten Eltern Fluch; und fluchten ſie,
Die Gütigen, mir nicht, ſo eilt mir nach
Der Unentweichliche, der Götter Zorn.
In ſeinen Netzen hang' ich. Auf mich zürnt
Das Meer und öffnete den Rachen laut.

Theseus.

Beſänftige Dein edles, großes Herz!

Wir ſchiffen unter dem Geleite der
Erhabenen Cypris.

Ariadne.

Theſeus, ja, ich flehte
Im wilden Sturm das heil'ge Bildniß an,
Ich knieete und ſank in einen Schlaf.
(Sie wankt.)

Theſeus.

Ermanne Dich, Geliebte! Biſt Du nicht
In unſrer Pallas, in der Götter Schutz?

Ariadne.

(ſich faſſend.)
Im Traum ſah ich Athen, die hohe Burg
Der Pallas und ſie ſelbſt, die Schreckliche!
(zitternd.)
An Deiner Hand trat zitternd ich vor ſie;
Sie wandte weg ihr hohes Haupt,
Und ihre Aegis klang —
Wie ſprech' ich aus das Grauſen,
Die Ohnmacht, die mich faßte! — Deine Göttin,
Die Göttin, unter deren Schutze wir
Abſegelten, trat vor die Drohende.
Sie ſprach für uns. Umſonſt. „Athene duldet,

Antwortete ſie, keine Königin.
Die Königin Athens iſt Pallas.“ Ich,
Entſunken war ich Deiner Hand, und fand mich —
(O ſchrecklich Wiederfinden eines Traums!)
Einſam auf dieſer Inſel. Dieſe Felſen
Hab' ich geſehn. Sie ſind's — — O Theſeus!
Verlaß mich nicht! Sey nicht der Götter Werkzeug!
Und doch — Du wirſt's.
Der Götter Rathſchluß
Aendert der Sterbliche nie;
In Nacht ergreifen ſie ihn, ſie reißen ihn fort
Zu ihrem Ziel.

Theſeus.

Zur Unthat zwingen keine Götter. Mich,
So lang' ich lebte, zwang kein Mißgeſchick
Zu frevelhafter That. Und Pallas, der Du
Zum ew'gen Ruhm Athens die Jünglinge,
Die Jungfrau'n retteteſt —

Ariadne.

(begeiſtert.)

Ich ſah die Drohende,
Schrecklich-Erhabene;
Sie hob den Speer!

Ihr Blick durchbohrete!
Die Aegis klang,
Ich ſank, ich ſank — —

(Ariadnen ergreift Begeiſterung; die Muſik geht in eine andere Tonart über.)

Wie neue Lüfte wehn mich an! Berauſcht
Von ſüßen Wohlgerüchen ſchweb' ich,
Schwimm' ich umher. Was ſeh' ich? Kränze dort!
In jenem nackten Felſen eine Grotte,
Geſchmückt mit Epheukränzen? Leite mich
Dahin, o Theſeus! Götter, ſchützet mich
In eines guten Gottes Heiligthum!

(Theſeus führet ſie wankend dahin. Sie ſinkt in ihr nieder und entſchläft. Rings um den Felſen umher ertönet ungeſehn das Chor der Oreaden.)

2.

Chor der Oreaden.

(Eine Hälfte des Chors.)

Schlummre, ſchlummre
Schwerbeladenes, tiefgebeugtes
Edles Haupt!

(Zweite Hälfte des Chors.)

Ruhe, ruhe

Tiefverwundet-angſtgequältes
Großes Herz!
1. Deinem Ohre entſchlafen die Winde,
Der Ocean entſchläft.
2. Deinem Herzen entſchwebet die Sorge,
Des Vaters Zorn entſchwebt.
1. Andre Gefahren erwarten Dich!
2. Zu größerem Jammer ſtärke Dich!
1. 2. Schlummre! Ruhe!

(Die Töne verhallen.)

Theſeus.

Mitleidige Göttinnen dieſer Inſel,
Die ihr der Menſchen Schickſal kennet, ſeyd
Mir günſtig! Sprecht zu mir!

Chor der Oreaden.

(Eine Hälfte.)

Ariadne, Minos Tochter,
Sie, die Verlaſſerin,
Sie wird verlaſſen werden.

Theſeus.

Vom Theſeus nie! Und, hart wie eure Felſen,
O ſprechet weiter!

(Des Chors zweite Hälfte.)

Ariadne, Minos Tochter,

Die

Die Menſchen-Retterin,
Sie wird gerettet werden.

Theſeus.

Durch wen? So ſprechet denn auch Theſeus Schick-
ſal!

Beide Chöre.

Wer ihrem Vater ſeine Tochter raubte,
Der ſiehet ſeinen Vater nie mehr lebend;
Er tödtet und begräbt ihn ſchmerzensvoll.

Theſeus.

Ihn nicht mehr lebend ſehn? und doch ihn tödten?

(Die Griechen des Schiffs treten heran.)

3.

Theſeus.

Gefährten meiner Reiſe, Mitgenoſſen
Auch der Gefahr! und ihr, Gerettete!
Kommt und entreißt mich meinem wilden Schmerz!
Was iſt geſchehn?

Kalchas.

Wir ſtiegen an das Land,
Die Götter mit Gebet und Opfer zu

Verſöhnen. Alle Zeichen waren glücklich;
Nur Eine bleibet hier.

Theſeus.

Wer?

Kalchas.

Ariadne.

Theſeus.

Sie, unſre Retterin? Als Sklaven wollten
Wir ihr Erbarmen, ihre Großmuth mit
Verrath belohnen? Und als feige Räuber
Von hinnen ſegeln? O ſo ſpannet aus
Das ſchwarze Todesſegel über mich!

Kalchas.

Als Räuber fuhren wir aus Kreta. Dürfen
Wir alſo in Athen erſcheinen? Höre
Den Götterwink, o Held!

Das Opfer war
Vollendet, und vom Felſen ſchwang ein Adler
Sich in die Lüfte, aus der See ein Schwan.
Sie ſteuerten den Flug, wohin wir ſteuern,
Hin nach Athen. Und eine Eule ſchoß
Entgegen ihnen, die ſie trennete;
Der Schwan entſank in's Meer.

Theſeus.

Pallas, die Edle, liebet nicht Verrath,
Verrath an Ihresgleichen.

Kalchas.

Ihresgleichen
Will Pallas nicht in ihrer Burg, Athen,
Wo ſie allein gebietet.

Theſeus.

Königthum
Und Hoheit geb' ich auf. Der Bürger Freiheit
Iſt mir ein Diadem. Vereinigung
Der Stämme und durch ſie der Stadt Gewinn,
Der Künſte Flor, Athen zur Königin
Der Welt zu machen, dieſes iſt mein Ziel!
Ariadne ſteht mir bei; ſie ſchafft und wirkt,
Der Pallas Tochter.

Kalchas.

Läſtre nicht. Medea
Vergiſſeſt Du, die auch mit Jaſon kam.

Theſeus.

Ariadne iſt Medea nicht; ich bin
Nicht Jaſon. Minos Tochter, ſie, erzogen
Im weiſeſten Geſetz, — ihr hohes Haupt

Trägt in ſich der Gedanken reichen Knäul,
Den ſie uns hülfreich gab. Jungfrau'n, ſprechet,
Sprecht, Jünglinge! was euer Herz gebeut.
Darf Theſeus eure Retterin verlaſſen?

Chor der Jungfrau'n.

Verlaſſen?
Die Retterin! die Liebende!
Zutrauende, die Schlummernde! —
Es ſpricht das Herz, die Treu' und Ehre ſpricht:
Verlaß ſie nicht.

Chor der Jünglinge.

(Raſch einfallend.)

Beſiege Dich, wie bang das Herz auch ſpricht;
Dir winkt die Pflicht.

Theſeus.

Und welche Pflicht? Wo Ehr' und Recht gebeut,
Soll da unedle Klugheit ſiegen? — —
Geht! mit dem frühen Tage ſchiffen wir;
Ich bleibe dieſer Schlafenden zum Schutz.

4.

(Die Griechen entfernen ſich; Theſeus ſetzt ſich auf ein Felsſtück, nahe der Grotte, n .)

Theſeus.

Wer über Recht und Ehr' und Treue zweifelt,
Hat Untreu, Schand' und Unrecht ſchon gewählt. —
— Was überfällt mich hier für eine heil'ge
Gewalt'ge Macht? Mein Auge ſinkt. Mir ſchlummern
Die Sinne. Götter! ſchützet, ſchützet ſie!
(Er entſchläft.)

Chor der Oreaden.

So trennt der gottgeſandte Schlaf
Euch beide dann auf immer.
1. Nie wirſt Du, Theſeus, Ariadnens Auge,
2. Nie Ariadne Theſeus Auge ſeh'n.
1. 2. Nie wiederſeh'n.

5.

(Lüber [in der gemeinen Sprache Bacchus genannt] erſcheint. Epheu bekränzt den Rebenſtab in ſeiner Hand; die ſchönſte Geſtalt eines blühenden Jünglings. Amor, ein ſchöner Knabe, ihm zur Seite. Sie treten vor die ſchlafende Ariadne.)

Amor.

Dieß iſt die Braut, die ich zum Lohne Dir
Für deine ſchönen Thaten auserkohr.

Zum Wohl der Menſchen unternahmſt Du ſie;
Dafür empfange denn die edelſte
Der Menſchen Töchter. Nur ein Herz, wie ihr es
Im Buſen ſchlägt, empfindet deinen Werth.
Sie rettete, wie Du, ſie fühlt, wie Du,
Den zauberiſchen Wahnſinn, wohlzuthun,
Zur Menſchenfreude. Schau' ihr Angeſicht!
Die klugheitsſchwang're Stirn! Von Liebe trunken
Wird Dich ihr Auge mit Entzückungen.
Beſeligen. Berühre dieſe Stirn.
Verwandl', o Freudengeber, ihre Träume
Des Kummers in Erquickung. Vor ihr ſtehe
Dein Bild als Theſeus, und des Traumes Wahn
Vermiſche beide lieblich.

Liber.

(Um Ariadnens Stirn ein Band ſchlingend.)

Holde Träume
Umſchweben dich, du jungfräuliche Stirn!
Ich ſchlinge dieſes Band um dich, das einſt
Leukothea, die Retterin des Meeres,
Mir freundlich gab. „Nimm, ſprach ſie, dieß Geſchenk
Für deine Braut. Es rettet ſie dereinſt.“

So rette dieſe Binde Dich, Geliebte,
In Angſtgefahren, die ich Dir abwenden
Nicht kann; bald wird dieß Band Dir Diadem.

Amor.

Komm in den Götter Saal; ich will den Kranz
All' deiner Thatenzüge Dir erflehn.

Liber.

Ruh', Edle, wohl!
(Sie entfernen ſich; einige Griechen treten heran.)

6.

Kalchas.

Er ſchläft. Erwecken wir ihm ſeine Schmerzen?
Wozu? Die Götter ſandten ihm den Schlaf,
Den Ruhegeber, den entlaſtenden.
Auf! leitet ſanft ihn und gelind hinweg!
(Schlafend wird Theſeus fortgeleitet. In der Ferne tönt das Lied der Griechen zur Abfahrt:)

7.

Chor der Jünglinge.

Schaut, wie die Eos *) dort auf blauen Wellen hervorbricht!
Heil Dir, roſige Göttin, Heil!

Chor der Jungfrau'n.

Glückliche Fahrt verlieh Amathuntia **) unſerem Segel.
Troſt Dir! Unſerer Retterin, Troſt!

Der Anführer.

Schlagt die Wellen! Er ſchläft, von der Götter Schlafe gefeſſelt.
Schlummre, Theſeus, bis gen Athen!

Chor der Schiffenden.

Hin nach Athen! Hin nach Athen!
Ins Vaterland! Ins Vaterland!
Es wallen die Wellen, es ſchlagen die Ruder,
Die Winde weh'n, es ſäuſelt das Segel;
Hin nach Athen! Hin nach Athen!

---

*) Die Morgenröthe

**) Venus, die Göttin des Meeres.

8.

Ariadne.

(Erwachend; ſie ſiehet umher.)

Verlaſſen! — Sprach es mir mein Herz nicht längſt:
Verlaſſen! — Hört' ich nicht den Freudenruf
Der Segelnden im Schlaf? — Dort fliegt das Schiff.
Oreaden, die ihr mir im Schlafe ſangt,
Erbarmung!

Chor der Oreaden.

(Unſichtbar, von allen Felſen umher.)

Erbarmung!

Ariadne.

Erſcheinet mir, Göttinnen! Oder weckt,
Ach! meine Stimme nur den Widerhall?
Verſeufz' ich mich in dieſer Wüſtenei
Umſonſt? Verlaſſen
Von aller Welt, ich, die Verlaſſerin!

Chor der Oreaden.

(Nachhallend.)

Verlaſſerin!

Ariadne.

Ja, ich verließ die Eltern, denen ich
Ihr Ein und Alles war, den gütigen,

Den ſtets gerechten Vater, der in Kreta
Das lebend iſt, was ſein ehrwürd'ger Urahn
Im Reich der Schatten, ein gerechter Richter.
Ich kniee vor Dir, Minos! Sey mir nicht
Mehr Vater; ſey mir, was dein Urahn iſt,
Der Todten Richter. Sprich! Verdamme mich! —
Du blickſt mich gütig an? O blicke grauſam!
Dein milder Blick durchbohrt mein Innerſtes.
Sprich! — — Meine Thränen ſind verſieget. —
Sprich! —
Nein, ſchweige! Deine Stimme, die ich einſt
In jugendlicher Unſchuld froh vernahm,
Sie, die mich lallen lehrte, zu ſich rief,
Auf's Knie mich hob, an deine Vaterbruſt
Mich drückte, meiner Kindheit Fehler mir
Liebreich verzieh — die ſüße Stimme bin ich
Zu hören nicht mehr werth. Verwandle ſie
In Fluch mir und Verwünſchung. — In Ver-
wünſchung?
Nein! Minos fluchet nicht; er ſtraft. So ſtrafe
Mich denn, o Richter! — Hört' ich nicht im Traum
Das Urtheil ſchon, das mir gebührte: „Die
Verlaſſerin, ſie muß verlaſſen werden!“

Chor der Oreaden.
(Nachhallend.)
Sie muß verlaſſen werden.

Ariadne.
Ihr Urtheilsſprecherinnen, redet mehr!
Verlaſſen hier, dem Hungertode nah,
Der Löwen Beute. — Nein! o nenne mir,
Mein Mund, das Gräßlichſte, des Spottes Preis,
Der inneren Verachtung Vorwurf, und
Der unaustilgbar-ewigen, der Schuld,
Wie büß' ich meine Schuld? Nur mit dem Tode.
Du ſchaffeſt alſo mir Verſöhnung, Tod?
Entſündigt tret' ich dort vor meinen Vater:
„Sieh, Minos! an dein Kind. Sieh deine Tochter!
Sie fehlete, und büßte ihre Schuld.“ — —
Wohl denn! Geliebte Mutter, hier nehm' ich
Von Dir den Abſchied, den ich dort nicht nahm,
O Schwerbeleidigte; ich weiß, Du nähmeſt
Mich wieder gern zur Tochter auf. Ich weiß,
Du reichteſt mir die Hand. — Brecht aus hier, meine Thränen!
Ja, deine gramverſunkne Wange, dein
Geliebtes Haupt dürft' ich berühren!
(Im Affekt berührt ſie ihr eignes Haupt.)

Götter! Was
Umſchlingt mein Haupt? Wer gab mir dieſe Binde?
Im Traume ſah ich einen Gott vor mir;
Wie Theſeus war's, derſelbe, nicht derſelbe.
Er rührte meine Stirn' an, wand ein Band
Um meine Schläfe. Nennt' er's nicht ein Unglück:
Ein Rettungsband in Uebeln, die mir droh'n?
Wer Du auch wareſt, himmliſche Geſtalt,
Du zeigteſt mir die Rettung, weiheteſt
Durch dieſe Binde mich zum Todesopfer.
Wohlan, ich komme. Heilig, heilig Meer,
Empfange mich, entſünd'ge meine Schuld!
(Sie ſtürzt ſich ins Meer, ſogleich ertönt)

9.

Das Chor der Meeresgötter.

1. Empfangt ſie, Wellen,
Tragt ſie empor!
Die Binde der Göttin
Iſt um ihr Haupt.
2. Heiliges Meer,
Entſündige ſie!

Ihr eigener Schmerz hat ihre Schuld
Abgethan.

Erſtes Chor der Tritonen.

Verſöhnung!
Hallende Wellen, ihr, die alle Lande verbinden,
Gen Kreta rufet und gen Athen:
Verſöhnung!

Zweites Chor der Tritonen.

Verſöhnung!
Aus jedem Horn, aus jeder Muſchel ertöne:
Verſöhnung!

(In der Juno Armen betritt Ariadne das Ufer der ſchönſten Gegend der Inſel, wo Alles zum Bacchiſchen Hochzeitfeſte geſchmückt iſt. In ſie ward die Scene ſchnell verändert.)

10.

Juno.

Mein heiliges, geliebtes Kind,
In dieſem Arm' empfing ich Dich,
In dieſem Arme wiegt' ich Dich
Auf meinen Wogen. Tritt hinan!
Es iſt nicht jene Inſel mehr,
Obwohl dieſelbe. Schau umher

Ariadne.

Wo bin ich? In Elyſium?
Wie himmliſche Gerüche wehn mich an,
Gleich jenen, die mich einſt zur Grotte luden! —
Erhabene, wer biſt Du? die freundlich mich,
Ihr Kind mich nannte, die mich über'n Schlund
Des Todes hob. Da fühlt' in Deinen Armen
Ich mich wie neu verwandelt. Bin ich noch?
Bin ich nicht mehr?

Ino.

Du biſt mein Kind. Wie Deines,
War einſt mein Schickſal. Ino bin ich, die
Einſt Vielgeprüfte. Meine Zuflucht war,
Wie Dir, das Meer, das hohe, rettende.
Da löste ſich mein Gram. Auf meinen Armen
Das Kind, das ich emporhob, das ich ängſtig
In Mutter-Todes-Angſt den Göttern weihte,
War Gott Palämon, ich Leukothea.
Bedrängten beizuſteh'n iſt unſer Amt,
Und mein iſt dieſe Binde,
(Sie löſet ihr ſolche ab.)
die ich Dir,
Vorſehend Deinen Gram, zur Rettung ſandte.

Ariadne.

Durch wen? durch wen?

Juno.

Durch einen, den Du bald
Liebend verehren wirſt. Er kommt! Er kommt!

11.

(Liber [Bacchus] mit ſeiner Mutter Semele, auf dem Siegeswagen, gezogen von Tigern. Sein zahlreiches Gefolge vor ihm her).

Chor des Zuges.

Singt dem Erhabenen
Menſchenbeſeliger,
Singt!
Trauren und Leiden
Werden zu Freuden,
Wenn er den Epheu ſchwingt.
Gram und Sorgen erſinken im Meer,
Fröhliche Geſtalten glänzen umher.
Singt dem Erhabenen,
Menſchenbeſeliger,
Singt!

Ariadne.

Iſt er's nicht, den ich jüngſt im Traume ſah?
Fall' ich zu ſeinen Füßen nieder? —

(Sie kniet nieder.)

Gott!
Mein Retter, Liebenswürdiger! Verehrter!

Semele.

(Sie aufrichtend.)

Empfange meinen Sohn aus meiner Hand,
Und ſey mein Kind. Die Götter haben Dir
Für Dein Vertrauen, Deinen hohen Muth,
Der Seligkeiten Krone zuerkannt.

Liber.

Von meiner Hand nimm an dieß Diadem,
Ein Denkmal Deiner Großmuth, ſoll es ewig
Am Himmel glänzen. Reiche mir die Hand! —
In Theſeus liebteſt Du den Helden für
Der Menſchen Wohl, und halfeſt rettend ihm.
Sein Werk iſt unſer, und ein höheres,
Menſchen erfreuen und beſeligen.
Durch alle Lande fahren wir und ſchaffen
Zum Paradieſe jene Wüſtenei,
Den nackten Fels zum Rebenhügel. Milch:

Und Wein- und Honigquellen rinnen aus
Dem Felsen; unser Fußtritt sprießet Blumen,
Und reiche Früchte.

Ariadne.

Herrlicher! O frag' ich
Nach Deinem Namen? Bist Du Liber?

Liber.

Der
Bin ich, und Du fortan bist Libera;
Bei diesem Namen soll die Welt Dich ehren,
Der Himmel preisen; denn der Menschen Rettung
Ist aller Seligkeiten Anfang, aller —
Ist aller Tugenden Erzeugerin;
In jedem Labyrinthe reichest Du
Den Faden mir und fühlst Beseligung.
Bald fahren wir nach Kreta, und Athen,
Und zwischen beiden Reichen knüpfen wir
Ein Bündniß, das von keinem Menschenzoll,
Von keinem Minotaurus ewig weiß.
Von Theseus blühet auf Athen, der Welt
Die erste Burg gleichmäßiger Gesetze,
Gegründet auch durch Dich, o Libera!

Ariadne.

O Semele, Du meine Mutter! Du
Mir Retterin, o Jno, lebe wohl!

Jno.

Leb' wohl, o Kind!

(Liber, Libera und Semele beſteigen den Wagen. Jno geht nach der Meerſeite zurück).

Libers Chöre.

Singt der Erhabenen
Menſchen-Befreierin,
Singt! —
Feſſeln zerſpringen,
Thaten gelingen,
Wo ſie dem Helden winkt.
Wo Liber erſcheint, iſt Freude da,
Freiheit der Herzen in Libera!
Singt der Erhabenen
Menſchen-Erretterin,
Singt!

Ariadnens Krone.

(Statt des Epilogus.)

Unter den Sternen glänzt Ariadnens bräutliche Krone
Mit bescheidenem Glanz; ringsum von mächtigen Hütern
Tapfer bewacht, vom Hüter des Pols und dem Träger des Drachen,
Und vom Herkules selbst, der der heiligen Krone das Knie beugt.
Ruhmbild deines Geschlechts! Du winkst zu erhabenem Ruhme,
Und die Leier tönet Dir zu, und der himmlische Schwan singt.
Als die Natur die Geschlechter schied, und jedem ein Loos gab,

Sprach ſie dem Manne: „Sey ein Beſchützer! Walte beglückend!
Dazu gab ich Gewalt Dir und Muth!“ — Der ſanfteren Tochter
Schenkte die Mutter ein zarter Geſchenk: den Faden der Klugheit,
Aus dem Labyrinthe den Mann zu leiten. Sie gab ihr
Still ihr eigenes Herz, ausdauernd-liebende Großmuth.
„Dir vertrau' ich mein Heiliges an, die Keime der Schöpfung,
Sprach ſie, deiner Pflege die kommende glückliche Nachwelt.
Wie Atalanta ſchwebe zum Ziel hin über Gefahren!
Raſtlos ſey dein Werk, und bei Dir ſtehe die Hoffnung.“
Als Pandora den Deckel erhob und manche Gebilde
Ihr entflohen, erhaſchte ſie ſchnell die letzte, die ſchönſte,
Aller Geſtalten: „Du bleibſt mir treu, unabtrennlich von mir,

Hoffnung!“ Und ſie blieb der Frauen unſterbliche Freundin.

Ehret die Frauen! ihr Nam' iſt Befreiung; Anfang und Ende
Stehen in Einem Blick ihnen da! Auch Wege zum Ausgang.
Rettend ſchauet ihr Blick, wo dem Helden ſelbſt das Gemüth brach,
Weihend zum Opfer ſich, des Ausgangs glückliche Beute.
Schaut Ariadnens Krone, ihr Retterinnen, und reichet,
Reichet den Faden der Labyrinth-verirreten Menſchheit!
Sinnt, und erziehet (ihr könnt es allein) die glückliche Nachwelt!

Vermiſchte Gedichte.

Das Kind der Sorge.

Einſt ſaß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und ſann.
Da bildet' im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.

„Was haſt Du, ſinnende Göttin?"
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
„Ein Bild von Thone gebildet,
Beleb's, ich bitte Dich, Gott."

„Wohlan denn! Lebe! — Es lebet!
Und mein ſey dieſes Geſchöpf!" —
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr."

„Mein Finger hat es gebildet.“
„Und ich gab Leben dem Thon“,
Sprach Jupiter. Als ſie ſo ſprechen,
Da trat auch Tellus *) heran.

„Mein iſt's! Sie hat mir genommen
Von meinem Schooße das Kind.“
„Wohlan,“ ſprach Jupiter, „wartet,
Dort kommt ein Entſcheider, Saturn **).“

Saturn ſprach: „Habet es alle!
So will's das hohe Geſchick.
Du, der das Leben ihm ſchenkte,
Nimm, wenn es ſtirbet, den Geiſt.

Du, Tellus, ſeine Gebeine;
Denn mehr gehöret Dir nicht.
Dir, ſeine Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geſchenkt.

Du wirſt, ſo lang' es nur athmet,
Es nie verlaſſen, dein Kind.

---

*) Die Erde.

**) Die Zeit.

Dir ähnlich, wird es von Tage
Zu Tage ſich mühen in's Grab.“

Des Schickſals Spruch iſt erfüllet,
Und Menſch heißt dieſes Geſchöpf.
Im Leben gehört es der Sorge,
Der Erd' im Sterben und Gott.

Die Erinnerung.

Nach dem Spaniſchen.

Gute Zeiten, ſel'ge Stunden,
Sagt, wo ſeyd ihr hingeſchwunden?
Und zum Unglück oder Glück
Blieb mir euer Bild zurück?

„Hin zu neuer Jugend Stunden
Sind wir leiſe hingeſchwunden;
Und zur Labung und zum Glück
Blieb Dir unſer Bild zurück.“

Euer Bild? — Wie ungenoſſen
Sind der Tage viel verfloſſen!
Trübe kommt dem matten Blick
Reue oft ſtatt Troſt zurück.

„Auch der Reue ſüße Schmerzen
Sind ein Balſam kranken Herzen.
Neuer Muth iſt Lebensglück,
Schaue vor dich, nicht zurück.“ —

„Vor mich? Sieh, auf jenem Hügel
In der Abendröthe Spiegel
Seh' ich eine Urne ſteh'n;
Darf ich, darf ich zu ihr geh'n?“

„Geh hinan! die goldnen Stunden
Haben kränzend ſie umwunden.
Lies die Inſchrift: „Glänzend ſchön!
Auch hier iſt Arkadien.“

Die Schweſtern des Schickſals.

Nenne nicht das Schickſal grauſam,
Nenne ſeinen Schluß nicht Neid;
Sein Geſetz iſt ew'ge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit:

Blick' umher, o Freund, und ſiehe
Sorgſam wie der Weiſe ſieht.

Was vergehen muß, vergehet:
Was beſtehen kann, beſtehet:
Was geſchehen will, geſchieht.

Heiter ſind des Schickſals Schweſtern,
Keine blaſſe Furien:
Durch die ſanft verſchlungnen Hände
Webt ein Faden ſonder Ende
Sich zum Schmuck der Grazien.

Denn ſeit aus des Vaters Haupte
Pallas jugendlich entſprang,
Wirket ſie den goldnen Schleier,
Der mit aller Sterne Feier
Droben glänzt Aeonenlang.

Und an ihrem Meiſterwerke
Hanget ſtets der Parze Blick.
Weisheit, Macht und Güte weben
In des Wurms und Engels Leben
Wahrheit, Harmonie und Glück.

Nenne nicht das Schickſal grauſam,
Nenne ſeinen Schluß nicht Neid;
Sein Geſetz iſt ew'ge Wahrheit,

Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit.

Der Nachruhm.

Mich reizet nicht des Ruhmes Schall,
Der aus Posaunen tönt,
Den jeder leise Wiederhall
Im stillen Thal verhöhnt.
Ein Ruhm, der wie ein Sturmwind braust,
Ist selbst ein Sturm, der bald verfauft.

Mich reizet nur der Silberton,
Der unbelauschet klingt,
Und meiner Muse schönsten Lohn,
Den Dank des Herzens singt,
Die Thräne, die dem Aug' entfließt
Und mich mit Bruderliebe grüßt.

Nicht Allen gönnte die Natur
Das allgeprieſ'ne Glück,
Zu bilden auf des Schöpfers Spur
Ein ew'ges Meisterstück,
Das, ein Vollkommnes seiner Art,
Der Nachwelt stetes Muster ward;

An dem, im Anblick noch entzückt,
Der ſpäte Schüler ſteht,
Und in des Meiſters Seele blickt
Und ſtumm von dannen geht;
Indeß ſein Herz den ſeltnen Geiſt
Mit lautem Puls glückſelig preiſ't.

Wir ſchwimmen in dem Strom der Zeit
Auf Welle Welle fort;
Das Meer der Allvergeſſenheit
Iſt unſer letzter Ort.
Genug, wenn Welle Welle trieb
Und ohne Namen Wirkung blieb.

Wenn dann auch in der Zeiten Bau
Mich bald ihr Schutt begräbt;
Und meine Kraft auf Gottes Au'
In andern Blumen lebt,
Und mein Gedanke mit zum Geiſt
Vollendender Gedanken fleußt.

Schön iſt's, von Allen anerkannt,
Sich allgelobt zu ſehn;
Doch ſchöner noch, auch ungenannt,
Wohlthätig feſt zu ſtehn.

Verdienſt iſt meines Stolzes Neid
Und bei Verdienſt Unſichtbarkeit.

So nennet Gottes Kreatur
Nun ſchweigend ſeinen Ruhm;
Sie blüht in wirkender Natur,
Ihr ſelbſt ein Eigenthum.
Der Schöpfer zeigt ſich nicht, und kühn
Verkennt der Thor und läugnet ihn.

Das Saitenſpiel.

Was ſingt in euch, ihr Saiten?
Was tönt in eurem Schall?
Biſt du es, klagenreiche,
Geliebte Nachtigall?
Die, als ſie meinem Herzen
Wehklagete ſo zart,
Vielleicht im letzten Seufzer
Zum Silberlaute ward.

Was ſpricht in euch, ihr Saiten?
Was ſingt in eurem Schall?
Betrügſt du mich, o Liebe,
Mit ſüßem Wiederhall?

Du Täuſcherin der Herzen,
Geliebter Lippen Tand,
Biſt du vielleicht in Töne,
Du Flüchtige, verbannt?

Es ſpricht mit ſtärkrer Stimme,
Es dringet mir an's Herz,
Und weckt mit Zaubergriffen
Den längſt entſchlafnen Schmerz.
Du bebſt in mir, o Seele,
Wirſt ſelbſt ein Saitenſpiel —
In welches Geiſtes Händen?
Mit zitterndem Gefühl.

Es ſchweben aus den Saiten;
Es liſpelt mir in's Ohr.
Der Geiſt der Harmonien,
Der Weltgeiſt tritt hervor.
„Ich bin es, der die Weſen
In ihre Hülle zwang,
Und ſie mit Zaubereien
Der Sympathie durchdrang.

In rauher Felſenhöhle
Bin ich der Wiederhall;

Im Ton der kleinen Kehle
Geſang der Nachtigall.
Ich bin's, der in der Klage
Dein Herz zum Mitleid rührt,
Und in der Andacht Chören
Es auf zum Himmel führt.

Ich ſtimmete die Welten
In einen Wunderklang;
Zu Seelen floſſen Seelen,
Ein ew'ger Chorgeſang.
Vom zarten Ton beweget,
Durchänoſtet ſich dein Herz,
Und fühlt der Schmerzen Freude,
Der Freude ſüßen Schmerz." —

Verhall', o Stimm', ich höre,
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen feſt an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In Ein Gefühl verſchlungen
Sind wir ein ewig All;
In Einen Ton verklungen
Der Gottheit Wiederhall.

Die Tonkunſt.

Eine Rhapſodie.

Die du droben den Reihen der Sterne
Und der Unſterblichkeit führſt,
In ewig-jungem ſchwebenden Jubeltanz,
Nah und näher hinan des Allvollkommnen
Thron;
Und tief hienieden im Erdenthal
Unter des Himmels heiligem Blau
In leiſen Tönen, im verlornen Laut
Der Ahndung, unſer Herz
In die Chöre des Himmels erhebſt:

Ewige Harmonie!
Kling' ein in meine Saiten.
Heilige Harmonie!
Kling' ein in meine Seele.
Sie fühlet dich, ſie will, ſie wird dich fühlen!
Des Wohllauts ewige Kette zieht
Auch meinen Geiſt. Es wallt mein Herz
Im Strome der Melodie zum hallenden Ocean
Der Allervollkommenheit.

Wach' auf in mir, du leiſer Himmelston,
Der meine Seele ward.
Aus keiner Engelsharf' entquolleſt du,
Dich hauchte
Der Ewige ſelbſt mir ein.
Und biſt mir Ewigkeit,
Biſt Gottes Gefühl in mir, der unendlichen
Harmonie
Vorahnende Verkünderin.
Wenn einſt mein Geiſt
Vom Erdenſtaube ſich hebt empor,
Und ſeine Feſſeln ſanft ſich windet los;
Zu Hülfe komm' ihm dann, du heil'ger Strom
Von Tönen andrer Welt,
Umſtröm' ihn ganz, und trag' ihn ſanft hinüber.

Des Himmels Gabe biſt du uns,
O Tonkunſt! biſt ein Tropfe
Von jenem hellen melodiſchen Wolluſtmeer,
In dem das Weltall wallt,
Ein Meer von Zahl und Maaß und Lieb' und
Tanz und Leben! —
Der Tropfe floß hernieder

Dem Wandrer zur Erquickung,
Zur Labung ihm, hin in ſein Vaterland,
Ein ziehend Sehnen nach dem vollen Strom. —
Als Adam, als die erſte Mutter einſt
Den erſten Todten ſahn, ach ihren Sohn,
Und den erſchlag'nen kalten Leichnam (nun
Auf ewig kalt, auf ewig todt!)
Mit ſtarrer Hand umfaßten,
Und ihre Seelen untergeh'n,
Verſinken wollten im verſtummten Schmerz,
Da war's, da regten Töne ſich
Des Mitgefühles einer Andern Welt;
Der Ewigkeit verſchloſſenes
Gewölbe brach; Muſik erklang auf Erden.
Des Seraphs Laute in der Hand
Schwebt über ihnen der Geſtorbene
In unſichtbarem Glanz. Es ſangen leiſe Töne
Den Armen Troſt ins Herz. Es träufelte
Mit jedem neugehörten Ton
Der Ruhe Thau in ihr zerlechzetes
Gebein — das Unſichtbare
Sang mächtiger, zog aus den Himmelsſaiten
Den Ton der Unvergänglichkeit,

Des ew'gen Wallens hin zu höhrem Licht,
Des ſteten Sehnens nach dem vollen Strom,
Er ſang das Lied der Sterne,
Den Wandelgang um ihres Vaters Thron;
Den ewig guten Vater
In aller ſeiner Liebe.
Und ſtieg, ein ſel'ger Geiſt,
Stieg auf dem letzten, innigſten der Töne,
Der ewig tief in ihrem Herzen blieb,
Gen Himmel wieder auf.

Wenn in des Lebens Labyrinth,
Im dunkeln Hain der bangen Mitternacht,
Umringt von Thiergeheul' und Höllenſtimmen,
Mein Herz erbebt,
Und über ſich verzagt,
Und nirgends Ausgang findet.
Des Himmels Tochter, ſüße Zauberin,
Nicht mit Syrenen: nicht mit Feenklang
Erſcheine mir! ein Lied der Andacht flöſſe
Mir Ruh' ins Herz. — —
Wie wird mir? Hör' ich nicht
Ihr Kommen? Fühl' ich nicht

Ihr ſanftes Schweben wie ein Mondesſtrahl?
Sie ſpricht mir zu; ein Engel ſpricht zu mir,
Ein Himmelsweſen, das unmittelbar
Mein Herz berührt, die weinende
Gerührte Laute! und den Klageton
Schnell in Triumph verwandelt.

„Verlaſſener, was zageſt Du
In trüber Einſamkeit?
Gott, der den Gang der Sterne kennt,
Kennt auch der Menſchen Herz.

Er giebt dem Schiffe ſeinen Weg,
Den Winden ihre Bahn;
Er wird auch Dir, im Wellenmeer
Des Lebens, Weg verleih'n.

Was zageſt Du? Der Erde Noth
Geht wie ein Traum vorbei.
Und was Dir Heute Mißlaut dünkt,
Iſt Morgen Harmonie."

„Schau' gen Himmel und ſieh! Am hohen Tempelgewölbe
Funkeln Sterne; da glänzt Gottes unſterbliche Schrift.

Kann Dein Auge ſie zählen? Dein Ohr die Stimme vernehmen,
Die des Erſchaffenden Ohr ewig und ewig vernimmt?
So tönt Alles um Dich. Ein Strahl der Sonnen erklingt Dir
Sieben Töne des Lichts, golden und heilig im Klang'.
Allenthalben ſtrömet Dir zu das große Geheimniß
Deiner Vollendung; Du lernſt ewig und ewig daran.
Maaß, Bewegung und Zahl im Kampf der liebenden Eintracht
Spricht in Tönen Dir zu: Eines in Allem iſt Gott!"

— — O Harmonie, ich flehe Dir,
Du Freundin meines Seyns zum höhern Seyn,
Du Seele meiner Seele. Rufe mir,
Aus jedem Weſen rufe
Den reinen Ton hervor, zu dem es klingt.
O Führerin durchs Leben! Freundſchaft iſt
Der Seelen Einklang. Lieb' und Güte ſind
Der ſüße Wohlklang, der in Allem tönt,
Der immer reiner, immer höher ſteigt —
Wohin? wohin? zu welcher Symphonie
Der Symphonien — — —

Cäcilie *).

Wo glänzt die Lilie,
Die nie verwelket?

---

*) Eine edle Jungfrau, Cäcilia, erzählt die Legende, hörte Gottes Stimme, und trug das Evangelium Chriſti verborgen in ihrer Bruſt. Mit Thränen bat ſie den Herrn, daß unter ſeinem Schutz ſie eine unbefleckte Jungfrau bliebe. Ein Jüngling, Valerian, ward ihr Bräutigam, von brennender Liebe zu ihr entzündet. Schon war der Tag ihrer Hochzeit beſtimmt; mit goldgeſtickten Kleidern ward Cäcilie bekleidet; aber an ihrem Leibe trug ſie ein haarenes Gewand. Eltern und Bräutigam ſtürmten auf ſie, daß ſie die Liebe ihres Herzens, mit der ſie Chriſtum allein liebte, nicht zeigen konnte.

Der Tag der Hochzeit kam, das Brautbett war geſetzt, die Inſtrumente tönten; ſie aber in ihrem Herzen ſang zum Herrn allein und ſprach: Reinige mein Herz, mein Leib ſey unbefleckt, daß ich nicht vor Dir erröthe.

Sie faſtete zwei, drei Tage und empfahl ſich Gott in ihrer Furcht. Sie lud die Engel in ihren Gebeten zu ſich; mit Thränen flehete ſie die Apoſtel und alle Heiligen des Himmels, die Diener Chriſti, um ihren Beiſtand an, dem Herrn ihre Tugend zu empfehlen u. ſ. w. Sie erhielt dieſe, bekehrte ihren Bräutigam und deſſen Bruder, die beide den Engel ſahen, der ſie begleitete; ſie litt endlich das Märtyrerthum und ward eine Heilige der Kirche.

Wo blüht die himmliſche
Roſ' ohne Dornen?
Im Kranze blühen ſie
Schuldloſer Liebe:
Engel bewachen ſie,
Laben mit Düften ſie
Des Paradieſes.

Am Hochzeitfeſte war
Alles verſammlet;
Da ſaß Cäcilia
Als Braut des Himmels;
Ihr Bräutigam neben ihr,
Ein ſchöner Jüngling:
Flöten und Saitenklang
Tönten im Chorgeſang
Lieblicher Stimmen;
Nur Dir, Cäcilia,
Im ſtillen Herzen
Erklang ein andrer Ton
Zarterer Liebe;
Die heil'ge Seele war
Im Himmel droben,

Horchend dem hohen Klang,
Singend den Weihgeſang
Der Engelsbrüder.

Als ihr in Einſamkeit
Der Liebling nahte,
„Darf ich vertrauen Dir?
(Sprach ſie vertraulich),
Freund, meiner Seele Du,
Wiſſ' ein Geheimniß:
Da, wo ich ſtehe, ſteht,
Da, wo ich gehe, geht
Mit mir ein Jüngling.

O könnteſt ſchauen Du
Sein ſüßes Antlitz!
O könnteſt hören Du
Die Engelsſtimme!
Er wird ein Freund Dir ſeyn,
Er iſt Dir ähnlich,
Wenn wir in Lauterkeit,
Wenn wir in ſüßem Streit
Himmliſch uns lieben."

Darauf berührte ſie
Sein holdes Auge,
Und Er ſah neben ihr
Stehen den Engel.
Glänzend in Himmelsglanz,
Strahlend im Blicke
Kränzt' er mit Blumen ſie
Des Paradieſes.

„Nimm, ſprach der Himmliſche
Zu dem Geliebten,
Auch eine Blume hier,
Die nie verwelket.
Sie wird Dich laben ſtets
Mit reiner Liebe.
Nimm dieſe Lilie,
Nimm hier die himmliſche
Roſ' ohne Dornen."

Die Orgel.

O ſagt mir an, wer dieſen Wunderbau,
Voll Stimmen alles Lebenden erfand?
Den Tempel, der, von Gottes Hauch beſeelt,

Der tiefſten Wehmuth herzerſchütternde
Gewalt mit leiſem Klageflötenton,
Und Jubel, Cymbeln- und Schalmeienklang,
Mit Kriegsdrommetenhall und mit dem Ruf
Der ſiegenden Poſaune kühn verband?

Vom leichten Hirtenrohre ſtieg der Schall
Zum Paukendonner und der weckenden
Gerichtsdrommet'. Es ſtürzen Gräber! Horch,
Die Todten regen ſich! —

Wie ſchwebet jetzt
Der Ton auf aller Schöpfung Fittigen
Erwartend. Und die Lüfte rauſchen. Hört,
Jehovah kommt! Er kommt! ſein Donner ruft! —

In ſanft anwehendem beſeelten Ton
Der Menſchenſtimme ſpricht der Gütige
Anjetzt; das bange Herz antwortet ihm —
Bis alle Stimmen nun und Seelen ſich
Zum Himmel heben, auf der Wolke ruhn —
Ein Halleluja! — Betet, betet an!

Apoll erfand die Cyther, Maja's Sohn
Beſpannete die Lyra; Pan erfand

Die Flöte; wer war dieſer mächt'ge Pan,
Der aller Schöpfung Athem hier vereint?

* * *

Cäcilia, die edle Römerin,
Verſchmähete der weichen Saite Klang,
In ihrem Herzen betend: „Wäre mir
Gewährt, den Lobgeſang zu hören, den
Die Knaben ſangen in des Feuers Glut,
Das Lied der Schöpfung!

Da berührt' ihr Ohr
Ein Engel, der ihr ſichtbar oft erſchien,
Der Betenden. Entzücket hörte ſie
Das Lied der Schöpfung. Sterne, Sonn' und Mond
Und Licht und Finſterniß, und Tag und Nacht,
Die Jahreszeiten, Winde, Froſt und Sturm,
Und Thau und Regen, Reif und Eis und Schnee
Und Berg' und Thal in ihrem Frühlingsſchmuck,
Und Quellen, Ström' und Meere, Fels und Wald,
Und alle Vögel in den Lüften, was

Auf Erden Athem hat, lobpries den Herrn,
Den Heiligen, den Gütigen.

Sie ſank
Anbetend nieder; „Würd', o Engel, mir
Ein Nachhall dieſes Liedes!" —

Eilig ging
Er hin zum Künſtler, den Bezaleels
Geweihter Geiſt belebte, gab ihm Maaß
Und Zahl in ſeine Hand. Es ſtieg ein Bau
Der Harmonien auf! Das Gloria
Der Engel tönt', einmüthig ſtimmete
Die Chriſtenheit ihr hohes Credo an,
Der Seelen große Gottvereinigung.
Und als beim Sakrament das Heilige:
Er kommt! Geſegnet, der da kommt! erſcholl,
Hernieder ließen ſich die Seligen,
Und nahmen an — der Andacht Opfer. Erd'
Und Himmel ward Ein Chor: den Böſewicht
Erſchüttert an des Tempels Pforte ſchon
Die Tuba, die den Tag des Zorns erklang. —

Mit allen Chriſtenherzen freute ſich
Cäcilia, genießend, was das Herz

Der Betenden verlanget: Einigung
Der Seel' und Herzen; Chriſtvereinigung.

„Wie nenn' ich, ſprach ſie, den vielarm'gen Strom,
Der uns ergreift, und in das weite Meer
Der Ewigkeiten träget? „Nenne, ſprach
Der Engel, es, was Du Dir wünſcheteſt,
Organ des Geiſtes, der in Allem ſchläft,
Der aller Völker Herzen reget, der
Anſtimmen wird der ew'gen Schöpfung Lied,
Im reichſten Labyrinth die volleſte
Vereinigung; der Andacht Organum."

Das Flüchtigſte.

Tadle nicht der Nachtigallen
Bald verhallend ſüßes Lied;
Sieh, wie unter allen, allen
Lebensfreuden, die entfallen,
Stets zuerſt die ſchönſte flieht.

Sieh, wie dort im Tanz der Horen
Lenz und Morgen ſchnell entweicht
Wie die Roſe, mit Auroren

Jetzt im Silberthau geboren,
Jetzt Auroren gleich ..bleicht.

Höre, wie im Chor der Triebe
Bald der zarte Ton verklingt.
Sanftes Mitleid, Wahn der Liebe,
Ach, daß er uns ewig bliebe!
Aber ach, sein Zauber sinkt.

Und die Frische dieser Wangen,
Deines Herzens rege Gluth,
Und die ahnenden Verlangen,
Die am Wink der Hoffnung hangen;
Ach ein fliehend, fliehend Gut!

Selbst die Blüthe deines Strebens,
Aller Musen schönste Gunst,
Jede höchste Kunst des Lebens,
Freund, Du fesselst sie vergebens;
Sie entschlüpft, die Zauberkunst.

Aus dem Meer der Götterfreuden
Ward ein Tropfe uns geschenkt,
Ward gemischt mit manchem Leiden,
Leerer Ahnung, falschen Freuden,
Ward im Nebelmeer ertränkt;

Aber auch im Nebelmeere
Iſt der Tropfe Seligkeit;
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und verſinken,
Iſt Genuß der Ewigkeit.

Die Kunſt.

Aus der Schaar der Götterfreuden
Stahl die jüngſte Freude ſich:
Und der Fleiß, ein Sohn der Leiden,
Nahte zu ihr jugendlich.
Unſchuld war in ihren Mienen,
Treue war in ſeinem Blick:
Und die Liebe zwiſchen ihnen
Stiftete der Beiden Glück.

„Ich ermatte, ſprach die Schöne,
Gieb mir deine ſich're Hand."
„Nimm ſie, ſprach er, Eintracht krön'
Unſer Beider treues Band."
Alſo wohnten ſie im Schatten,
Unter aller Götter Gunſt;

Und das Kind, das Beide hatten,
War ein ſchönes Kind, die Kunſt.

Von der Mutter lebte Fülle,
Götterfüll' in ihrer Bruſt;
Und der Vater gab ihr Stille,
Fleiß und Emſigkeit zur Luſt.
Sorgſam hat er ſie erzogen,
Zärtlich hat ſie ſie geſäugt,
Götter waren ihr gewogen,
Menſchen waren ihr geneigt.

Aber als ſie zu vermählen
Nun die frohe Zeit erſchien;
Wer der Götter wird ſie wählen!
Wem der Menſchen wird ſie blüh'n?
Zwiſchen Erd' und Himmel ſchwebet
Sie, der Einſamkeit geweiht:
Denn der Mutter Gottheit lebet
In des Vaters Sterblichkeit.

Die Verlorne zu beglücken,
Schaute Jupiter hinab.
„Unſern Himmel ſoll ſie ſchmücken,
Sie, die nur der Himmel gab.

Aus dem Chor der Götterjugend
Wäre Thalia verbannt?
Unſchuld und du, frohe Tugend,
Holet ſie in unſer Land.“

Unſchuld und die Tugend ſtiegen
In der Schweſter Einſamkeit;
Und aus ihren Beider Zügen
Schuf ſie ſelbſt ſich Göttlichkeit.
Unabtrennlich ſtets von Beiden
Ward ſie wie die Anmuth ſchön,
Und im Chor der Götterfreuden
Tanzen jetzt drei Grazien.

Der Menſch und ſein Schatte.

„Sage, was hab' ich mit dir?
Du biſt vor und hinter mir,
Oeder Schatte, ſchwarzer Geiſt,
Der mein Nichts mir immer weiſ't.“

„Tadelſt du, o Freund! ein Bild,
Das dein Weſen dir enthüllt?
Ohne jenes Lichtes Bahn
Biſt du Schatte um und an.

Steht die Sonne dort vor dir,
Schleich' ich hinter'm Rücken hier;
Wird ſie dir im Rücken ſteh'n,
Wird dein Schatte vor dir geh'n.

Deines Lebens Sonnenlicht,
Iſt Vernunft; die fliehe nicht.
Wird ſie dir im Rücken ſteh'n,
Wird dein Schatte vor dir geh'n."

Lied des Lebens.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit; was hält ſie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen ſchnell im Lauf;
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang iſt unſer Leben,
Laßt uns Roſen auf ihn ſtreu'n!

Roſen; denn die Tage ſinken
In des Winters Nebelmeer.
Roſen; denn ſie blüh'n und blinken
Links und rechts noch um uns her.

Roſen ſteh'n auf jedem Zweige
Jeder ſchönen Jugendthat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt ſein Leben hat.

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greiſes Schläf' umzieht
Und um ſie in friſchem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht.
Auch die dunkeln Blumen kühlen
Uns mit Ruhe, doppelt-ſüß;
Und die lauen Lüfte ſpielen
Freundlich uns in's Paradies.

Die Beſtimmung des Menſchen.

Als die Königin der Dinge,
Reich an unerſchöpftem Reiz,
Weſen ſchuf, war nichts ihr zu geringe;
Sie begabete mit mildem Geiz;
Denn das Füllhorn aller Trefflichkeiten
War in ihrer Mutterhand,
Und ſie paarte, was an Lieblichkeiten,
Wechſelnd auch, zuſammen je beſtand.

Einen Schmuck von tauſend Farben
Webte ſie um Florens Bruſt;
Neu verjünget, wenn die Schweſtern ſtarben,
Treten Schweſtern auf mit Siegesluſt.
In ein Chor von tauſend ſüßen Liedern
Theilte ſich ihr mächt'ger Klang,
Der auf bunten ſchwebenden Gefiedern
Disharmoniſch-ſchön zum Himmel drang.

Stärke, Klugheit, ſanfte Triebe,
Schönheit in jedweder Art,
Und in tauſend der Geſtalten Liebe
Ward umhergegoſſen ungeſpart;
Endlich trat ſie in ſich ſelbſt und ſenkte
Tief ſich in ihr Mutterherz:
„Meinem Liebling, wie wenn ich ihm ſchenkte
Aller meiner Kinder Luſt und Schmerz?"

Und ſie ſann. Auf Einem Wege
Ward aus Allem Sympathie.
„Ferne, ſprach ſie, ſey von ihm die Träge!"
Seine Luſt ſey ewig ſüße Müh.
Angeboren werd' ihm nichts; geboren
Werd' in ihm ein ew'ger Trieb.

Und auch jedes Glück, durch Schuld verloren,
Werd' ihm tauſendfach durch Reue lieb.

„Nur in Andern ſey ſein Leben;
Wirkſamkeit ſein ſchönſter Lohn.
Enkel, die ihm Dank und Ehre geben,
Lohnen ihn für ſeiner Brüder Hohn.
So vereint durch alle Folgezeiten
Strebe ſeine ſüße Müh;
Neu geſtärkt durch Widerwärtigkeiten
Steige mehr und mehr umfaſſend ſie."

„Auch im Kleinſten werd' ums Ganze
Ewig dieß Geſchlecht verdient;
Nur am Ziel im ſchönſten Abendglanze
Hängt der Kranz, der für den Menſchen grünt:
Für die Leidenden, die ihn umringen,
Weih' ich ihn der Menſchlichkeit,
Und ſein Herz, wenn Seufzer auf ihn dringen,
Zum Altare der Barmherzigkeit."

Mutterkönigin! das ſchwächſte Weſen,
Das man einzeln nur beweint,
Haſt du dir im Ganzen auserleſen
Und geſammt durch Lieb' und Noth vereint

Deinen Sinn fürs Größere und Größte,
Und dein Mutterherz, Natur,
Gabst du uns. Das Beſſere und Beſte
Weckt uns ſtets und lebt im Ganzen nur.

Gedanken der Eiferſucht.

Was wollt ihr, Gedanken, die in furchtbarer Geberdung
Mein verwirrtes Gemüth regen und ſchwellen empor?
Seid ihr Argwohn? Schleichet in mir vom Haar der Alecto
Eine Schlange, die ſich Furie: Eiferſucht nennt?
Ach, ich fühle den Froſt der Hölle mir nahe dem Herzen;
Mir entweicht der Vernunft ruhiger goldener Strahl.
Sage, was that ich dir, o Liebe, daß du mich alſo
Quäleſt? Oder war ich deiner Geſchenke nicht werth?
Fandeſt du treulos mich, mich, deine Getreueſte? — Göttin,
Nimm die Quaalen von mir, ſende den Schuldigen ſie.

Die Nebenbuhlerin.

Du, die meinem Geliebten ſo wohlgefallen, (entzücket
Spricht er noch jetzt von Dir, preiſet dein goldenes Haar,
Deinen lieblichen Mund und die ſanft-anmuthigen Reden,
Voll von Grazie-Zier,) Du, die Beſcheidenheit ſelbſt,
Sage mir, wenn Du zu ihm ſo lieblich ſpracheſt, empfand er
Nichts? und hörte Dich an, ruhig, gelaſſen und kalt?
Oder wandt' er zu Dir, wie Er zu Mir ſie auch wandte,
Seine Blicke? Verwirrt war er, der liebende Blick,
Und er glühte ſich an, an deinen leuchtenden Augen,
Und — ich weiß es — Du ſchweigſt? ſieheſt zum Boden hinab?
Schaamroth? — Red'! Antworte! — Doch nein! Ich bitte Dich, ſchweige,
Wenn Du mir ſagen willſt, daß er Dich jetzo noch liebt.

Cato und Porcia.

Tapfer und frei zu ſterben, das Vaterland in den Ketten
Nicht zu ſehen, riß Cato die Wunde ſich auf,
Und ſo ſtarb er, ein Römer. Des Cato liebende Tochter,
Porcia, ſchlang die Glut feuriger Kohlen in ſich,
Und ſo ging ſie hinunter zu Brutus, ihrem Gemahle,
Theilend im Todtenreich Schickſal und Trauer mit ihm.
Welche That war größer? Des Vaters oder der Tochter?
Jene, die edler Stolz; dieſe, die Liebe gebar?
Porcia's That. Wie Cato, ſo haben vor ihm und nach ihm
Viele Männer gethan; Porcia ſtehet allein.

Noth und Hoffnung.

Ein Geſpräch.

Nach dem Griechiſchen.

Ihr Götter, weh' mir, daß ich Noth und Gram
Zu Lebensführerinnen mit bekam!

Geängſtiget von außen und von innen,
Wann werd' ich Ruh im Spiel der Welt gewinnen?

Ihr Götter, wohl mir, daß ihr Noth mir gabt,
Und mit der Hoffnung Liebekuß mich labt.
Von außen ſoll die Eine fort mich bringen,
Von innen macht's die Andre mir gelingen.

Der Fels des Siſyphus iſt unſre Müh',
Sie ſteiget ſchwer, und ſchwerer ſinket ſie.
Ixions Rad, es brennt in unſerm Herzen,
Auch wenn mit Wolken wir und Hoffnung ſcherzen.

Der Erde Saat iſt unſre kurze Mühe,
Sie ſinket leicht und friſch erſtehet ſie.
Wie junges Grün ſoll unſre Hoffnung grünen;
Bald iſt es Frucht, wo Blüthen nur erſchienen.

Der Herbſt entlaubt das Leben und den Hain,
Und Winterfroſt wird deine Hoffnung ſeyn.
Der Frühling kommt mit Hain und Hoffnung wieder
Und ſüße Noth beſingen alle Lieder.

Ihr Nachtigallen, klaget ſüße Pein,
Ihr Turteltauben, girret Liebe drein,

Ihr Knospen, sproßt der Mühe süßes Streben,
Ihr Lerchen, singt der Hoffnung Frühlingsleben.

So will ich denn, des Lebens mich zu freu'n,
In Noth getrost, in Hoffnung glücklich seyn.
Wenn unter Rosen oft auch Dornen stechen,
Von Dornen will ich meine Rosen brechen.

Ermunterung.

Tochter Du, was zitterst Du?
Was sinkest Du?
Schweige, leide,
Hoffe, meide,
Nicht verzag',
Nicht klag',
Wahrheit kommt alle Tag'.
Du suchtest ja ein Wunderland,
Wo sonder Tand
Und sonder Schall
Man ist und hat,
Und Größe suchet: That.
Und strebt statt Schein
Zu seyn.

Dieß Land iſt überall, für den, der's in ſich hat,
Und hier ſieh Deine Statt:
Sollſt jene Mummereien bekehren,
Die Schatten hellen, Wahrheit lehren;
Sollſt wandeln hier dieß Zauberthal
Voll Mondesſchein in Wahrheit überall,
In Sonnenſtrahl.

Auf, faſſe Dich,
Ermanne Dich!
Es wird Dir ſchwer ſeyn,
Mußt lange ſeyn allein;
Verkennen Dich laſſen in falſchem Schein,
Seh'n Deine Wünſche mißgedeih'n.

Auf, faſſe Dich,
Muthig fühl' Dich,
Du edle Jungfrau groß und frei,
Und feſt und treu,
Den Blick ſo edel vor ſich hin,
Mit reinem Sinn und ſtillem Sinn,
Auf faſſe Dich,
Männlich!
Schweige, leide,

Hoffe, meide,
Nicht verzag',

Und ſuche den Lieben alle Tag' —
Such' ihn durch Wald und Thal und Höh'n,
Und obgleich Flimmer vor Dir geh'n,
Ermüde nicht ihn zu empfah'n,
Ihm ſanft zu folgen auf ſeiner Bahn;
Du wirſt ihn haben, ihn beſtehn,
Und unverwandelt mit ihm gehn,
Mit ihm in aller Liebe Fülle,
Und er ſich fühlen, neu ins Leben
Zurückgegeben:

Durch Dich, durch Dich zurückgegeben,
Und Du ihm Schöpferin und Braut
Ihm ewig, ewig ſeyn vertraut.

Deutſchlands Ehre.

Welchen Helden und Mann des Vaterlandes
Willt du ſingen, o Saitenſpiel! das Orpheus
Einſt in Hainen empfing? ihm lauſchten horchend
Felſen und Haine;

Ströme ſtanden im Lauf; die Stürme ſenkten
Ihre Schwingen; die Eichen und der Eichen
Harte Kinder erſtaunten ſeinem ſüßen
Hohen Geſange.

Sing' ich Jenen zuerſt, der Roms gewalt'ge
Strenge Bande zerriß? O traure, Deutſchland!
Siegen konnte dein Hermann, aber deine
Siege nicht ſichern.

Neid durchbohrte den Retter ſeines Volkes,
Den kein Römer bezwang, bezwangen Deutſchlands
Fürſten. Trauriges Spiel! Sie drängten Herrn
Ueber die Welt aus —

Bis von deutſchem Gebein die Welt bedeckt lag —,
Longobarden, Alanen, Gothen, Sveven,
Großer Dieterich, Du auch liegſt begraben
Jenſeit der Alpen! —

Soll ich ſingen den Mann, der Deutſchland
würgte,
Oder taufete; den der Römerbiſchof,
Der den Biſchof in Rom zum Herrn der Welt log —?
Leier, o, nenne

Nicht

Nicht der Fränken, und ſeines Stammes Keinen!
Laß die Inful ihn preiſen, den ſie ſchmückte.
Heinrich ſinge mein Lied; vom Vogelherde
Zog er zum Sieg' aus,

Deutſchlands Mauer und Deutſchlands Städte
Stifter;
Er verachtete Roma's Zauber-Krone —
Der ſein ganzes Geſchlecht erlag. Erliegen
Seh' ich der Kaiſer

Mächt'ge Reihen. Der Arno, Po, und Tiber
Strömt Germaniſches Blut; der Jordan wälzet
Deutſche Leichen; und Deutſchlands Fürſten rauben
Unter einander.

Keinen nenne mein Lied. Die Edlen nenne,
Die vom Baume der Weisheit uns ein Zweiglein
Brachten; Friederich Dich, den Erſt' und Zweiten —
Glänzende Sterne,

Warum ſanket ihr? ach, warum erblaßte
Conradin? das vergoßne Blut der Edlen
Ruft gen Himmel und neßt den Römerpurpur,
Nimmer vertrocknend.

Gute Fürſten, (o wäre Fürſtengüte
G'nug, zu retten die Welt!) ihr Maximilia-
ne, hinter den Geiern, zwo geliebte
Friedliche Tauben —

Leier, ſinge ſie nicht! den Adler preiſe,
Der mit mächtigen Klau'n die Hyder faßte,
Luther ſinge der Welt; und vor und mit ihm
Viele verfolgte.

Weiſer; ſüßer Melanchthon, Du vor allen,
Dich, der glühenden Sonne ſanfter Folger,
In ſtillwachſendem Glanz; ſo ſtrahlet Luna
Unter den Sternen.

Eure Namen, die ihr die Welt umfaßtet,
Eure Namen, Copernicus und Keppler,
Steh'n am Himmel; und mit den Zwei'n ein dritter
Güldener Name,

Leibnitz. Manche der Edeln möcht' ich nennen,
Lambert, Haller und Kleiſt und Nathan-Leſ-
ſing,
Auch den Lebenden, der am Belt den Rand maß
Aller Gedanken.

Aber ſchweige mein Lied; bis einſt die Sonne
Neu aufglänzet, (ſie ging mit König Friedrich
Unter) ſinge du dann den Mann und Helden
Neuer Geſchlechter!

Der, wenn Jupiter hoch am Himmel donnert
Und mit Blitzen die Lüfte reinigt, unten
Nur ein Hirte regiert, der Menſchenbrüder
Vater und Wächter.

Um den Frieden.

G'nug der drohenden Unglücksſchwangern Stürme,
Genug des giftigen Nebels, der den Freunden
Freunde birget und alte Treu in neuer
Höllengeſtalt zeigt!

Genug des ſchrecklichen Hagels, der die Saaten
Aller Wünſche zerſchlägt, hat uns das Schickſal
Zugeſendet, das jüngſt auf Thron und Reiche
Blitze geſchleudert.

Hat die Völker erſchreckt mit jener Zeiten
Rückkehr, da in Europa's dunklen Wäldern
Wölfe heuleten und mit mehr als Wolfsgier
Heere ſich würgten.

Sah'n wir, ſehen wir nicht den Rhein, die
Moſel,
Maas und Rhone vom Blut unſchuld'ger Völker,
Roth vom Blute der Bürger? Im Gefilde
Berge von Leichen?

Väter, Jünglinge, Kinder füllten Gräber
Vor den Heeren; damit darüber ſtiegen
Neue Heere der Brüder in die offne
Höhle des Todes!

Und weßwegen? Du wirſt es hören, Nachwelt,
Wenn vom Grimme der Väter uns noch Enkel
Bleiben; und du wirſt richten uns, entkomme
Weiſere Nachwelt!

Wen der Götter, o wen ſoll unſer Flehen
Niederrufen? Ihr heil'gen Veſtalinnen,
Treue Seelen, o wer ſoll unſern ſchweren
Frevel entſühnen?

Nicht der blutige Mavors; Kriege zeugen
Kriege; Cypria nicht; ihr Band und Thronen,
Fein und loſe geſpannt, verewigte unſre
Sorge der Nachzeit.

Nicht die Herrſcherin Juno; ſie verſchwägert
Nationen zu ihres Stolzes Zwietracht.
Komm hernieder, o du, ein Strahlenjüngling,
Prieſter Apollo,

Mit dem lindeſten Griff in deine Saiten
Bändigend der Entbrannten Wuth, Ein Lichtſtrahl
Deines goldenen Köchers trenne jeden
Täuſchenden Nebel;

Daß ſich Brüder erkennen, daß ſich Völker,
Wie von Träumen erwacht, mit Hülf' umarmen;
Singe, ſinge den Menſchen, du der Völker
Einziger Hülfsgott,

Harmonien des allgemeinen Wohllauts,
Die, des niedrigen Neides, der an ſich nagt,
Und der tollen Begier, die nie genießet,
Schändliche Töchter.

Habſucht, Sucht zu gebieten in den Orkus
Bannen; ſinge den Königen den ſchönſten
Königs-Namen, des Vaterlandes Vater
Tief in das Herz ein!

Denn nur Licht erfreuet und ſchafft Geſtalten;

Nur die Muſe beglückt, die aller Reiche
Wohllaut ordnet und ſelbſt den heulend wilden
Cerberus bändigt.

Die Blume des Lebens.

(Nach einer Bengaliſchen Melodie.
Die Strophen fallen bei dem da capo, ohne Wiederholung der Worte, unmittelbar in einander.)

Sängerin.

Des Lebens Blume blühet ſchön,
Wenn ſie den Morgen grüßt,
Wenn Weſte freundlich um ſie weh'n,
Und Hoffnung ſie entſchließt;
Am Abend, matt umlaubt,
Neigt ſie ihr zartes Haupt.

Chor.

Ihr Freunde, laßt den Morgen nicht
Im Schlaf vorübergeh'n.

Sängerin.

Des Lebens ſüße Blume blüht
In Jugend, Lieb' und Scherz,

Wenn Seele Seele zu ſich zieht,
Sich ſchließet Herz an Herz.
Wie bald, wir ahnen's kaum,
Entflieht der holde Traum!

Chor.

Ihr Freunde, kränzt mit Roſen euch,
So lang' die Roſe blüht.

Sänger.

Des Lebens ſchönerer Gewinn
Iſt ächter Freundſchaft Band;
Sie knüpft, mit immer reinerm Sinn,
Vertrauend Herz und Hand!
Noch über'm Grabe ſpricht
Ihr zart Vergiß mein nicht.

Chor.

Und winket uns, ein holder Stern,
Zu ew'gen Lauben hin.

Sängerin und Sänger.

Des Lebens ſchönſte Blume reicht
Der Hoffnung ſtille Hand;

Die blühet, wenn ſonſt alles bleicht,
In glänzendem Gewand.
In Freud' und Lieb' und Schmerz
Beſänftigt ſie das Herz.

Chor.

O Hoffnung, du der Weisheit Kind,
Der nichts auf Erden gleicht!

Sängerin und Sänger.

Mit frohem Geiſte weihen wir
Dir unſre reinſte Luſt:
Denn Lieb' und Freundſchaft blühen dir
An deiner heil'gen Bruſt.
Der Tugend höchſter Fleiß
Biſt du, der Siegespreis;

Chor.

Mit Nektar der Unſterblichkeit
Erquickend unſre Bruſt.

Die goldene Hochzeit.

Nach dem Schottiſchen.

Vor manchen, manchen Jahren,
Als ich zuerſt Dich ſah,

War deine Locke rabenſchwarz,
Braun deine Wange da.
Jetzt iſt die Wange bläſſer,
Wie Silber glänzt dein Haar,
Und dennoch biſt Du lieber mir,
Ja lieber,
Als mir der Jüngling war.

Des Lebens ſchroffen Hügel
Erſtiegen Hand in Hand
Wir, wie es Wind und Wetter gab,
Hin über Fels und Sand;
Jetzt iſt der Abend milder,
Wir ſtiegen ſanft hinab,
Und dort am Fuß erwartet uns
Zuſammen
Ein Brautgemach, das Grab.

Wohlauf ihr Söhn' und Töchter,
Singt unſern Hochgeſang,
Und ſtreuet Myrthen vor uns her
Den kurzen Weg entlang.
Und preiſet jede Stunde,
Die uns der Himmel gab,

Je länger und je lieber,
Je lieber,
Umſchatt' einſt unſer Grab.

Das menſchliche Herz.

In ein Gewebe wanden
Die Götter Freud' und Schmerz,
Sie webten und erfanden
Ein armes Menſchenherz;
Du armes Herz, gewebet
Aus Luſt und Traurigkeit,
Weißt du, was dich belebet?
Iſt's Freude, iſt es Leid?

Die Göttin ſelbſt der Liebe
Sah es bedaurend an;
O zweifelhafte Triebe,
Die dieſes Herz gewann!
In Wünſchen nur und Sehnen
Wohnt ſeine Seligkeit,
Und ſelbſt der Freude Thränen
Verkündigen ihm Leid.

Schnell trat ihr holder Knabe
Hinzu mit ſeinem Pfeil;
Auf, meine beſte Gabe
Sie werde ihm zu Theil!
Ein unbezwingbar Streben
Sey Liebe dir, o Herz,
Und Liebe ſey dein Leben,
Und Freude ſey dein Schmerz!

Die Göttergabe.

Nach dem Italieniſchen.

Hört, mit welcher holden Gabe
Mich die Liebe jüngſt beglückt.
Wenn ich nie entzückt geſungen habe,
Sing' ich jetzt von ihr entzückt.

Amor, als im ſchönſten Liede
Ich des Gottes Siege ſang,
Trat zu mir, und bot mir Gruß und Friede,
Was er hatte mir zum Dank.

„Amor, ſprach ich, deine Schwingen,
Und dein Köcher und dein Pfeil

Sollen fürder keinen Sieg mir bringen,
Seit mir Chloe ward zu Theil.

Keine Herzen mehr verwunden
Will ich, bleibet Sie nur mein;
Alle meines Lebens Tag' und Stunden
Will ich ihr Gefangner seyn.

Deine Fackel? Ach die Liebe
Fliehet ein zu helles Licht;
Wie? wenn Chloe mir nicht Chloe bliebe?
Amor, nein! die Fackel nicht! —"

„Nun, du Sohn der Täuschereien,
Nimm die Binde dann von mir;
Mehr als Alles wird sie dich erfreuen,
Vieles schenk' ich dir mit ihr.

Süßer Trug und holdes Wähnen,
Das für mehr, als Wahrheit gilt,
Und ein immer wachsend neues Sehnen,
Das die Seele hebt und füllt.

Träume sind in ihr verborgen,
Freund, du kennest sie noch kaum.
Hoffnungen, mit jedem neuen Morgen
Dir ein neuer Jugendtraum.

Weiſe Blindheit, nicht zu ſehen,
Was du froh nicht ſehen willt:
Nüchternheit, nicht Fehler aufzuſpähen,
Die der Liebreiz dir verhüllt.

Schonung lieget in der Binde,
Ruh' und Warten und Geduld.
Nimm ſie, und ſey ſelig gleich dem Kinde,
Oder — es iſt deine Schuld!"

Seit mit dieſer Göttergabe
Amor mich zum Gott entzückt,
Iſt ſie wechſelnd mein' und Chloens Habe,
Und wir tragen ſie beglückt.

Am Meer bei Neapel.

1789.

Ermüdet von des Sommers ſchwerem Brande
Setzt' ich danieder mich an's kühle Meer;
Die Wellen wallten küſſend hin zum Strande
Des grauen Ufers, das rings um mich her
In ſeinem friſchen, blumichten Gewande
Auffing der Schmetterlinge gaukelnd Heer.
Der Liebe luſt'ger Schleier, rings umflogen
Von Zephyretten, ſpielte mit den Wogen.

Und über mir, hoch über mir in Lüften
Des blauen Aethers säuselte der Baum,
Der rein und lauter von der Erde Düften,
Ein himmliſches Gewächs, den grünen Saum
Umſchreibet mit der Sonne goldnen Schriften,
Und giebt dem Fluge der Begeiſt'rung Raum,
Die ſchlanke, ſchöne Königin der Bäume,
Die Pinie, hob mich in goldne Träume.

Ich hörte; aus des Meeres leiſen Wogen
Erhob ſich einer Stimme ſüßer Ton:
„Ich kenne dich; du haſt mich nie betrogen,
Du liebſt die Wahrheit, und verdienſt zum Lohn,
Daß dir die Hülle werd' emporgezogen,
Die alle Weſen bis zum lichten Thron
Der ſchaffenden Natur in Schatten hüllet;
Vernimm mich, und dein Wunſch wird dir geſtillet."

„Was rings um dich dir deine Blicke zeigen,
Was alldurchwallend die Natur bewegt;
Was droben dort in jenem heil'gen Schweigen
Des Aethers, drunten ſich im Würmchen regt;
Und in der Welle ſpielt, und in den Zweigen
Der Fichte rauſcht, und dir im Herzen ſchlägt,

Und dir im Auge, jetzt von Thränen trübe,
Jetzt freudetrunken himmliſch glänzt, iſt — Liebe.“

„Die Liebe nur iſt Schöpferin der Weſen,
Ihr Herz und Geiſt, iſt ihre Lehrerin
Und Lehre. Willt du rings im Buche leſen,
Das um dich liegt, lies dieſen Inhalt drinn;
Und will dein Geiſt, und will dein Herz geneſen,
So folge rein der hohen Führerin.
Wer außer ihr, der Mutter alles Lebens,
Natur und Wahrheit ſuchet, ſucht vergebens.“

„Sie iſt Natur; ſie wählt und knüpft Geſtalten,
Sie bildet Weſen und beſeligt ſie,
Sie läßt, den Keim zur Blume zu entfalten,
Die Blume liebend blüh'n in ſüßer Müh.
Die zarten Bande, die das Weltall halten,
Die ewig rege, junge Sympathie,
Die Harmonie, nach der die Weſen brennen,
Wie willt du anders es, als Liebe nennen?“

„Schau, wie die Welle freundlich hier am Rande
Des Ufers ſcherzet, und es zart begrüßt;
Sie gleitet weg von dem geliebten Strande,
Zerfließend, wie der Lippe Kuß zerfließt;

Und kehrt zurück zu dem geliebten Lande,
Wie wiederkehrend ſich das Herz ergießt;
So drängen ſich mit immer neuem Schwellen
In aller Schöpfung Meer der Liebe Wellen.“

„Und ſieh, wie dort der ganze Himmel trunken
Sich ſpiegelt in des Meeres Angeſicht;
In Amphitritens Silberſchooß verſunken,
Wallt dort und zittert noch der Sonne Licht;
Und drüben blühen ſchon der Liebe Funken,
Die Sterne; ſieh! auch Luna ſäumet nicht;
Sie ſchleicht heran mit zarten Silberfüßen,
Um ihren Liebling, ihren Freund zu grüßen.“

„Da ſieht ſie ſich beſcheiden in dem Spiegel
Der Wellen an, und weilt, und ſchämet ſich.
Und ſehnend hebt die Welle ſich zum Hügel,
Sie liebt, ſie will umfaſſen, Luna dich:
Denn auf ihr glimmt der Liebe ſtrahlend Siegel,
Ihr zarter Blick durchdringend dich und mich,
Der Göttin Anblick, die mit ſüßen Schmerzen
Dein Herz durchdringt und aller Weſen Herzen.“

„Den Göttern ſelbſt bei ihren Göttermahlen
Iſt Lieb' allein der Freuden Ueberfluß;

Da labet Zeus ſich in den ſüßen Strahlen
Des ſchönen Jünglings mit dem ew'gen Kuß;
Er blickt ihn an, er blickt zu tauſendmalen
Und fühlt der Gottheit Weſen und Genuß,
Fühlt Götterfeu'r in ſeinen Adern fließen
Und neues Leben ſich durch's Weltall gießen."

„Der Götter Bild, und Liebling in der Kette
Der Erdeweſen, Er, der ſchönſte Ring,
Der Menſch — o, daß er noch das Kleinod hätte,
Das Zeus ihm liebend um den Buſen hing!
Er fühlte mit den Göttern um die Wette
Den Kuß, mit dem ihn die Natur umfing;
Und Liebe, Sie, die Führerin der Weſen,
Würd' auch von ihm zur Führerin erleſen."

„Ach! aber Er, zu ſtolz für dieſe Freuden
Der Unſchuld auf beblümter ſchöner Flur,
Verſchmähete ſein Glück und ſuchte Leiden
Der Unvernunft auf falſcher Weisheitsſpur.
So taumelt er, getrennet jetzt von Beiden,
Der Lieb' und ihrer Tochter, der Natur.
Mitleidig ließ die Göttin im Getümmel
Der Sorgen ihn, und flog hinauf zum Himmel.

Angedenken an Neapel.

1789.

Ja verſchwunden ſind ſie, ſind verſchwunden
Jene kurzen, jene ſchönen Stunden,
Die auch ich am Pauſilipp erlebt.
Holder Traum von Grotten, Felſen, Hügeln,
Inſeln und der Sonne ſchönen Spiegeln,
Seen, Meer — du biſt mir fortgeſchwebt!

Fortgeſchwebt die zaubernde Sirene,
Die mich ohne ſüßer Flöten Töne
Schweſterlich in ihre Arme nahm;
Und mein Herz ſchlug voller und geſchwinder,
Und mein Blut floß reiner und gelinder,
Da ihr Athem mir entgegen kam.

Sehnend ſah ich ihres Buſens Wellen
Sanfter ſich und reger zu mir ſchwellen,
Schwamm dann mit der Fläche ſanft dahin;
Sah den ſchönen Kranz von Fels und Hügeln,
Sah die Sterne, ſah den Mond ſich ſpiegeln
In der ſüßen Freudegeberin.

Sah die Inſeln in den Wellen ſchweben,
Träumt' auf ihnen ein beglücktes Leben,

Unbekannt und aller Welt entflohn;
Sammelt nur um mich den Kreis der Meinen —
Ach ihr Wellen, oft ſaht ihr mich weinen
Um ſie, für ſie, zu der Göttin Thron!

Wenn die Abendröth' im ſtillen Meere
Sanft verſchwebte, und mit ſeinem Heere
Glänzender der Mond zum Himmel ſtieg,
Ach! da floſſen mit ſo neuem Sehnen,
Unſchuldvolle, jugendliche Thränen,
Nur ein Seufzer ſprach und Alles ſchwieg.

Nimmer, nimmer ſollt ihr mir entſchwinden,
Immer wird mein Herz euch wieder finden,
Süße Träume, rein und zart und ſchön.
Nie wird euch mein Auge wiederſehen,
Doch ein Hauch wird liſpelnd zu euch wehen
„Ich, auch ich war in Arcadien."

Das Geſetz der Natur.

Alle tragen wir in uns den Keim zu unſerm Verblühen;
Blüh'n und Verblühen iſt nur Eine Entwicklung der Zeit.

In dem Schooße der großen Mutter empfangen wir Kräfte,
Auszuwirken uns ſelbſt, und zu verleben damit.
Und Du murreſt, o Klügling, daß Du nicht ewig hier ſeyn kannſt?
Wareſt Du ewig hier: wirſt Du's in andern nicht ſeyn.
Alſo gehorche der Kette der Weſen, die Dich ziehet und abſtößt;
Was zur Blüthe Dich trieb, gab Dir Vollendung und Frucht.

Leben.

Nur Ein Leben leben wir aus in manchen Geſtalten;
Unſer Schauſpiel, es ruft Scene nach Scene hervor;
Und doch binden ſo ſelten in uns ſich Alter und Scenen,
Neulinge ſind wir als Kind, Neulinge geh'n wir in's Grab.
Auch die uns hören und ſeh'n, Neulinge geh'n ſie vorüber,
Alſo ſpiele Dein Spiel; nicht für die Menge, für Dich.

Der Strom des Lebens.

Fließe, des Lebens Strom! Du geh'ſt in Wellen vorüber,
Wo mit wechſelnder Höh' Eine die Andre begräbt.
Mühe folget der Mühe; doch, kenn' ich ſüßere Freuden,
Als beſiegte Gefahr, oder vollendete Müh?
Leben iſt Lebenslohn; Gefühl ſein ewiger Kampfpreis.
Fließe, wogiger Strom! nirgend ein ſtehender Sumpf.

Die fortwährende Täuſchung.

Immer heißet es Strom, und trägt von der Quelle zum Ausfluß
Einen Namen, obgleich nie er der Nämliche iſt.
Wellen folgen auf Wellen, und Jede begräbet die Andre;
Täuſchende Menſchheit du! biſt der benamete Strom.
Eins nur bleibet dir treu, des Herzens innere Würde;
Dein Element und Quell, Wellen und Ocean einſt.

Kränze des Lebens.

Manche der Kränze ſind's, die uns für jegliches Alter
Und für jede Gefahr lohnend die Gottheit beſtimmt;
Lieblich lockt, mit Veilchen im Haar und mit Roſen am Buſen,
Uns die Hora den Pfad fröhlicher Jugend hinan;
Bis die Roſe zum Kranz von Myrthen, das Veilchen zum Lorbeer
Oder zum Eichenkranz, oder zum Oelkranz wird.
Wenn ich ſie alle gebraucht, und alle genoſſen nun habe,
Reiche, Cypreſſe, mir deinen unſterblichen Kranz.

Vergleichung.

Wie der köſtlichſte Wein von ſeinem Boden Geſchmack nimmt,
Saft und Farbe, ſo ſind wir die Gewächſe der Zeit;
Dieß kocht reifer die Sonne, dem giebt ſie ſüßere Anmuth,
Aber des Bodens Natur ändert nicht Sonne noch Zeit.

Die zehnte Muſe.

Hohe Lehrerin, Noth, und treffliche Schülerin, Armuth;
Zehnte Muſe der Welt, o Du erfandeſt ſo viel;
Nicht nur ſchärfeteſt Du den Witz der Pflegebefohlnen,
Noch eine ſchönere Kunſt, Mäßigung lehrteſt Du ſie.
Und die Mäßigung ward ihr Gewohnheit, Gewohnheit zur Freude,
Freude machte ſie dann über den Reicheſten reich.

Der ſpäte Kranz.

Nach dem Italieniſchen.

Ich pflanzte früh ein kleines Lorbeerreis,
Und ſah gen Himmel auf mit ſtiller Bitte:
„Laß, Himmel, dieſes Bäumchen glücklich wachſen,
Daß es mit Zier einmal den Pflanzer kröne!“

Und bat den Zephyr: „Holder Zephyr, breite
Die Schwingen rings um über ſeine zarten,
Mir lieben Zweige. Wenn der Nordwind heulet,
O wehr' ihm, daß er nicht dem Bäumchen ſchade!“

Ich weiß es wohl, die zarte Phöbuspflanze
Erwächſet langſam; unter allen Bäumen,
Die hier die Aue trägt, iſt ſie die ſpätſte.
Was kümmert mich ihr längeres Verweilen?
Denn endlich, wenn auch ſpät nach Müh' und Arbeit,
Wird doch gekrönt, wer je den Kranz verdiente.

Der Altar der Barmherzigkeit.

Die Sage will uns irre führen,
Daß einſt Prometheus von den Thieren
Dem Menſchen dieß und das erſtahl;
Er ſchuf nach ſchönen Götterbildern,
Der Vorſicht Kunſt darin zu ſchildern,
Im Menſchen ſich ein Ideal.

„Im Haupte ſoll die Pallas thronen,
Hier, ſprach er, ſoll die Weisheit wohnen
Und zeig' im Blicke den Verſtand.
Die Stirn ſey Tempel der Gedanken,
Hier werd' erfunden, — was in Schranken
Der Menſchenſtirn ein Menſch erfand."

„Aurora ſoll auf ſeinen Wangen,
Auf ſeinen Lippen Svada hangen;

Der Zephyr fächle frischen Duft
Mit unbemerkbar-leichtem Flügel
Zu diesem schöngewölbten Hügel;
Hier athme, Mensch, der Gottheit Luft."

„Ich will, daß diese Geisteshöhe
Gebietend auf dem Thurmbau stehe,
Der über Thiere sich erhebt.
In dieser Brust soll Stärke thronen,
Auf diesem Busen Liebe wohnen,
Empfindend, was im Menschen lebt."

„Sein Arm soll Geisteskräfte regen,
Die schlanken Hände sollen wägen
Und wirken mit Behendigkeit.
Sein Schenkel steh'; und seinen Rücken
Soll keines Atlas Last erdrücken,
Dem Fuße geb' ich Schnelligkeit!"

„Und inwärts diesem Heiligthume
Stell' ich mir selbst zum ew'gen Ruhme
Der Fühlbarkeiten Wunder dar.
Hier soll mit tausend Leidenschaften
Erbarmen, Zorn und Sehnsucht haften,
Hier sey des Mitgefühls Altar."

Er ſchuf das Herz. „Aus mächt'ger Quelle
Mit nie-verſiegter reger Welle
Ström' hier des Lebens Ueberfluß.
In engen ſchlangewundnen Schranken
Ström' er dem Haupte zu Gedanken
Und allen Gliedern Wohlgenuß."

Ich ehr', o Vorſicht, dein Geſchäfte,
Und deinen Willen, deine Kräfte
Stell' ich mir hocherhaben dar.
Jedoch verzeih' dem ſchwachen Armen,
In dieſem Tempel iſt Erbarmen,
Ein Herz voll Liebe mein Altar.

Young

über Gedanken und Reden.

Fehlt Dir ein Freund zum Ausfluß deines Geiſtes,
So wird dein Innres Sumpf. Verſchloſſene
Gedanken wollen Luft, oder verliegen
Wie Waarenlager, denen Sonne fehlt.
Wär' der Gedanke Alles, hätten wir
Die ſüße Rede nicht, die Rede, ſie,
Den Leiter und den Prüfſtein der Gedanken.

Was in dem Schachte liegt, kann Gold und Kies
seyn,
An's Licht gefördert und in's Wort geprägt,
Erſcheinet des Gedanken wahrer Werth. — —

— Je mitgetheilter, deſto eigner ſind
Gedanken unſer. Lehrend lernen wir;
Geboren, werden des Verſtandes Kinder
Die unſern; ſtumm, vergäße man ſie.

Rede,
Sie facht des Geiſtes Feuer an, ſie muſtert
Die Rüſtungskammer, deren Waffen ſie
Zum Schmuck poliret, zum Gebrauche wetzt.
O wie viel ihrer liegen, bis an's Heft
Verſteckt in Scheiden der Gelehrſamkeit
Ehrwürd'ger Bände eingeroſtet! Sie,
Geſchärft zur Schneide, hätten weit umher
Geblitzt, und wären ſie der Mutter Zunge
Auch nur mit halbem Erbtheil Kinder worden.

Gedankenwechſel iſt's, was gleich dem Stoß
Und Gegenſtoß, kämpfende Wogen bricht,
Bricht den gelehrten Schaum und hellet auf
Des Tiefſtudirers ſtehenden Pfuhl. —

Friede.

„Du ſucheſt Frieden?
Friede wohnt hier!

Hier in der Einſamkeit
Der Kloſtermauern,
Soll ich mein Leben
Oede vertrauern? —
Göttlicher Friede,
Wohneſt du hier? —

Fremdling, es wohnet
Zankbegier,
Unmuth hier! —

„Du ſucheſt Frieden —
Friede wohnt hier!“

Hier in der Dunkelheit
Verſchwiegener Kreiſe,
Werd' ich ein Gott hier,
Tugendhaft weiſe?
Friede der Brüder,
Wohneſt du hier? —

Fremdling, es wohnet
Gunſt-Begier,
Trugſucht hier.
„Du ſucheſt Frieden —
Friede wohnt hier!“

Hier im gelehrten Hain,
Am Quell der Muſen;
Dir, o Natur, am
Liebenden Buſen —
Friede der Weisheit,
Wohneſt du hier?

Fremdling, es wohnet
Ruhmbegier,
Zankſucht hier.

Dort in der Ruheſtatt
Der ſtillen Grüfte —
Unter dem Säuſeln
Friedlicher Lüfte,
Friede des Lebens —
Wohneſt du hier?

Fremdling, im Herzen
Wohnt er Dir,
Tief in Dir!

Bitten.

Allmächt'ge Güte, Vater aller Weſen,
Du Herz, das ſich in jedem Herzen reget,
Du Mutterhand, die alles hebt und träget
Und mich, auch mich zu deinem Kind erleſen:

Ich knie' vor Dir als Kind in ſtiller Demuth,
Du ſiehſt ja innig, was ich will und denke,
Du lenkeſt ſelbſt mein Herz, wenn ich es lenke,
Und giebſt mir ſelbſt die Thräne ſüßer Wehmuth.

Mein tiefſtes Daſeyn iſt vor Dir enthüllet,
Mein Lebensbuch iſt vor Dir aufgeſchlagen,
Und manche Wünſche, die ſtumm in mir lagen,
Eh' ich ſie wagete, haſt Du erfüllet.

Was kann ich Dir, als was ich ganz bin, geben?
Denn, Freund, Du gabſt mir, was ich bin und habe.
Mein Wunſch, Dir treu zu ſeyn, iſt deine Gabe,
Mein Licht iſt dein, mein Troſt und all mein Leben.

Ach wär' ich, wozu mich dein Blick beſtimmte!
Was ſeyn zu ſollen tief ich in mir fühle.
Ich irre noch, ich irre fern vom Ziele,
Und mancher Funk' erloſch, der in mir glimmte.

Freund meines Lebens, reiche deine Hände,
O ſey mir ſelbſt der Führer, der mich leite,
Der Trieb, die Stimme, die mich ſtets begleite
Und meine Fehler ſelbſt zum Guten wende!

Nie will ich thöricht Dir mein Herz verhüllen,
Nie tobend kühn die Wahrheit von mir ſcheuchen.
Wenn alles weicht, ſollt Du nicht von mir weichen;
Denn Du nur kannſt und wirſt mein Herz erfüllen.

Du liebeſt mich und haſt mich ſtets geliebet,
Denn dein ſind meiner Jugend frohe Zeiten;
Du wirſt mich lieben, in die Ewigkeiten
Mich lieben, Herr, wie oft ich Dich betrübet.

Gieb mir auf meinem kurzen Lebenswege
Nur täglich reine Dankbarkeit und Freude,
Und frohen Muth, wenn ich unſchuldig leide,
Und neuen Muth zu jedem rauhen Stege.

Und Glaub' und Lieb', die alles überwinden,
Und meiner ew'gen Hoffnung neue Flügel;
Ich klimme ab und auf den Lebens-Hügel,
Wo Dich, o Herr, wo mich ich werde finden.

Und, was ich mir, erfleh' ich auch den Meinen,
Die nah' und ferne, Herr, wie ich hintreten,
An deine Knie ſich ſchließen, in Gott beten;
Erhör' uns Herr, wir ſind, wir ſind die Deinen.

Menſchenbeſtimmung.

Sey, was Du biſt und werden ſollt
In deines Lebens Schranken!
Im Feuer läutert ſich das Gold;
Steh' feſt und ohne Wanken.
Den Läufer, und hätt' er auch viel
Beſieget, kränzet nur das Ziel.

Um ſchlechten Lorbeer kämpft der Held,
Der nur um Ehre kämpfet.
Wer in und um ſich eine Welt
Voll mächt'ger Feinde dämpfet,
Und für die Menſchheit Segen ſtreut,
Der iſt's, deß ſich die Menſchheit freut.

Die Blinden ſeh'n, die Lahmen geh'n,
Sprach Chriſtus, ſagt es wieder!
Der Taube hört; es auferſteh'n
Die Todten. Hört die Lieder
Des Stummen, hört der Armen Ruhm,
Mein tröſtend Evangelium.

Du wareſt, der Du ſollteſt ſeyn,
Ein Hülfgott aller Armen.
Dem Namen nach, Herr, bin ich dein,
O laß mit Thaterbarmen,
Zu meinem und der Menſchen Wohl
Mich auch ſeyn, was ich werden ſoll!

Gebrauch der Gaben.

Die Gabe nimmt ſich Niemand; ſie
Wird ihm von Gott verliehen;
Nur wer ſie mißbraucht, dem wird nie
Der Mißgebrauch verziehen;
Wer ſie nicht brauchet ganz und recht,
Iſt ein verworfner böſer Knecht.

Herr, lehre mich Zufriedenheit
Durch rechten Brauch der Gabe!

Weit über meine Dankbarkeit
Reicht, was ich von Dir habe.
Hätt' ich gethan auch noch so viel
Wie ferne bin ich noch vom Ziel!

Wo irgend eine Thräne fließt,
Die ich wohl trocknen könnte,
Wo irgend sich ein Gram ergießt,
Der mir Zutrauen gönnte,
Und ich nicht, was ich soll, gethan,
O Herr, das Nichtthun klagt mich an!

Wo Mängel ich und Irrthum sah —
Wie viele sind hienieden! —
Und mein Gewissen trat mir nah:
Die Pflicht ist dir beschieden,
Zu helfen hier ist süße Müh —
Wie oft, Herr, unterließ ich sie!

Und doch ist Menschenseligkeit
Nur Eine, daß ich wollte
Erfüllen, was die Pflicht gebeut
Und treu ich leisten sollte.
Was Niemand, als ich, konnte thun,
Zu thun, heißt in der Pflicht beruh'n.

Erbarmen, Herr, und Liebe hebt
Uns über alles Streben;
In guter Menſchen Herzen lebt
Sich wohl das ſchönſte Leben
Für Andre wirken, iſt uns Ruhm
Und Troſt und Evangelium.

Und ach, wie viel verſtrichen ſchon
Mir Tag' und Jahr' und Kräfte!
Und iſt verhallt des Lebens Ton,
Vertrocknet ſeine Säfte, —
Wer täglich ſeinen Tag verlor,
Iſt bis zum letzten Tag ein Thor.

Herr, hilf mir, daß ich werde bald,
Was je ich werden ſollte,
Und eh' die letzte Stunde ſchallt,
Daß ich es ernſtlich wollte!
Im Tod' und Leben iſt uns wohl,
Wenn man das iſt, was man ſeyn ſoll.

Das Mondlicht.

Nach dem Engliſchen.

Des Mondes ſtiller Schimmer ſenkt
Auf alle Weſen Ruh;

Dem Müden und Gequälten ſchließt
Er ſanft das Auge zu.

Wie wolkenlos der Himmel lacht
In hellem Silberblau!
Erquickt von ihren Thränen glänzt
Entſchlummert dort die Au'.

O Freundin, komm und ſchau' umher
In dieſem Gotteslicht.
Wo wohnet Lebens-Seligkeit?
Wo wohnet ſie wohl nicht?

In jenem hellen Freudenſaal,
Wo Tanz und Jauchzen tönt?
In dieſer dunklen Zelle hier,
Die alter Epheu krönt?

Ach von dem Lärm der Eitelkeit
Wird Freude bald verſcheucht,
Die auch vorbei das Kloſter geht,
Wenn Neid darinnen ſchleicht.

Ein Licht iſt dieſer Zauberſtrahl,
Ein Licht aus andrer Welt,

Das, wenn die Seele ruhig ſchweigt,
Erquickend ſie erhellt.

Es ſpricht: „wie an des Mondes Strahl
Der Farben Pracht erbleicht;
Wie wird es ſeyn von jenem Licht,
Wo jeder Trug entweicht?“

O wäre, wie jetzt die Natur,
Denn unſer Herz in Ruh,
Und unſer Auge ſchlöſſe ſanft
Der Friede Gottes zu.

St. Johannes-Nacht.

Schönſte Sommernacht!
Ich ſchwimm' in Roſen und blühenden Bohnen,
Und duftenden Hecken und Nachtviolen,
Und tauſend Düften — o Natur
Wo kenn' ich Deine Kinder alle,
Die Bräute alle,
Die jetzt ſich ſchmücken und lieben und paaren
Und feiern Brautnacht! —
Schöne Nacht!
Wie die Schöpfung flammt und walle!
Als ob der allanflammende Sonnenvater,

Mit heißer Jugendbrunſt jetzt,
Die Erd' umarmt —
Und der Himmel brennt
Dort Abendroth! Hier Morgenroth —
Wie kühler dämmernder Thautag! —
Und —
Und hundert Weſen ſchwirren empor
In Luft und Waſſer und See und Land,
Summen empor! Lieben!
Unendlich, ach!
Unerſchöpflich biſt Du ſchön,
Mutter Natur!
Und hundertartige deiner Kinder
In Leben und Lieben und Seyn und Freuden!
Wer kann ſie zählen! wer kann ſie fühlen! —
Und Du,
In hundert Arten und Seyn und Weſen
Und Lieb' und Freuden, Dich
Allfühlend, o Natur,
Wie nenn' ich Dich?

Wer bin ich unter den Millionen,
Die jetzt genießen — und wer

Unter den unendlichen Millionen,
Die ich genießen nicht ſeh'?
In Blum'! In Blüth'! im wehenden Duft
Der Nachtviole,
— — Da fliegt der leuchtende Funke Gottes,
Der Sonnenwurm! *)
Kleiner Wurm, leuchtender Funke! komm,
Glänze mir!
Wer warſt du, daß die ſchaffende Hand
Dich alſo angeglüht?
Mit Sonnenglanz! mit Sonnenglut!
Wer biſt du?
Etwa der Seligen einer? Ein
Verbannter Unſterblicher,
Aus Raupenſtand und Grabegeſpinnſt
Den Wurm zu erlöſen.
Und trägſt noch Siegel der Unſterblichkeit,
Und glühſt noch lang' im Tode noch fort —
Ziehſt Blitzesfunken und duſteſt Feu'r,
Nicht Strömen erlöſchbar, die Gold,
Die Felſen zernagen — Wunderwurm,

*) Johanniswurm.

Und kriechſt im Staub.
Fleuch, ich kenne dich nicht! Wanderwurm!
Lebe dein Sommerleben im Flug',
Im Staube! wie's der will,
Der dich gemacht.
Kenn' ich mich?
Eben ſo klein, fliegend und wallend
Und Sonn' entſprungen — kenn' ich mich?
Wer war's, der Funken dem Staube gab,
Daß er ihm vom Auge leucht',
Erflamme vom Herzen,
Oft ſo matt! und wie lang?
Und lodert er fort dann?

Fleuchſt

Funke du fort?
Aus Raupenſtand, aus Grabesnacht,
Wenn dein Wurmkörper hier hin iſt, noch
Ein Würmchen zum Engel zu löſen? —
All' meine Sinnen ſind
Verſchloſſen! — Um meine Sinn'
Iſt Sommernacht!
Bin nicht zu denken hier! — zu ſeyn! zu hoffen!
Leben und mich zu freu'n!

Leben — allein?
Nicht iſt der leuchtende Wurm,
Wird nicht allein ſeyn!
Und allein mich freu'n?
Niemand zu ſagen, wie ſchön
Im Sommerliebesbrande
Mutter-Natur, du ſey'ſt!
Mutter-Natur!
Niemand zu haben, der mit
Schwirren die Schöpfung höre! mit
Höre die leiſen Räder geh'n
Und ſeh'n
Den leuchtenden Engel fliegen
Und denken Unſterblichkeit.
Vereint ſie denken! vereint
Schöne Mutter Natur
Fühlen an deiner Bruſt, und drücken
An warmes Herz!
Freundſchaft! holdeſter Funke
Der holden Natur!
In heiliger Nacht! in Zaubernacht
Mutter Natur, bet' ich Dich an!
Sey ich's werth des edelſten Funken,

All deiner Flammennatur!
Komme, mein leuchtender Engel,
Den Wurm zu beleben.
Zauberlaube,
Wo ſeh' ich dich?
Und um mich gegoſſen
Mein ſanftes Weib.
Zauberlaube,
Wo ſeh' ich dich?
Roſen und Mondſtrahl um dich ſchwimmend,
Und liebender Wachtelſchlag,
Zauberlaub', und der Knabe hängt
An Mutterarm! An Mutterbruſt
Ihr gleich das ſanftere Mädchen!
Und der wilde trotzige Knabe lernt
Staunen der Sommernacht! hören Gott!
Hören ſchwirren und liebegirren
Der Schöpfung.
Sanfter bebet alsdann die Mutterbruſt,
Sanfter ſchmieget der Säugling, trinkt
Wolluſt Gottes und ich — und ich —
Zauberlaube, wie bin ich allein!

Morgengeſang.

Erwach', erwach' am neuen Morgen
Mit allem neuen frühen Morgenchor,
Du, meine Harf', und tön' ins frohe Weltgetümmel
Mit voller Sait' hinein!

Denn in das frohe Weltgetümmel
Gehörſt auch ſchwach beſaitet du; ins Chor
Der ſchönen Morgenſtern' und früher Lerchenſtimmen
Und alles Sphärenklangs.

Sie wandeln dort, die Sängerinnen,
Die Morgenſtern', und ſingen ihn heran,
Der ſie mit Vaterblicken ſegnet, todte Welten
Von Schlummer lächelt auf.

Du auch ein Morgenſtern', o Harfe!
Empfang' ihn, der ein Jüngling kommen wird
Und güldne Strahlen dir auf deine Saiten klingen
Und wecken deine Welt.

Der Erde Töchter wird er wecken,
Die Blumen, mit der ſüßen Liebe Pfeil,
Daß ſie ſich wundern ihres neuen Schmuckes
Und weinen Freudenthau.

Des Himmels Chöre wird er wecken,
Die ſingenden Gefieder, daß ſie hoch
Auf Lüften ſchweben und den Flug mit Tönen ſteuren
Und füllen Wald und Thal.

Und alle ſollt Du ſie beleben,
Der Stimmen Erſtgeborne, Tochter Du
Des Ewigen. Sieh, wie dort ſchon die Himmels-
ſchwinge,
Der Lerche, Dir entſteigt.

Und jene Gipfel, wie ſie rauſchen
Dem Kommenden; Entzündungsſchauer fließt
Durch alle Weſen und in ſchwarzen, ſchweren Wolken
Erhebt die Nacht ſich fort.

O herrſch' umher, du Harfe Gottes,
So weit der ſchöne Roſenjüngling ſtrahlt,
Er herrſcht am weiten Himmel, und die dich beſeelet,
Iſt Erdekönigin.

Wohin er güldne Strahlen ſendet,
Wie weit ſein Zelt der blaue Himmel zieht,
Iſt dein Gebiet, o Seele: jene ſchöne Hülle
Iſt hoch für Dich gewölbt.

All deines Blickes hohes Ende,
All deines Ganges End' iſt Himmel nur:
Und Du, die in mir denkt, biſt Sonne; was Du denkeſt,
Iſt mehr als Lichtesſtrahl.

Wer biſt Du, neu erwachte Seele,
Die in ſich ſelbſt als eine Sonne blickt
Und gießt in Einem zarten ſtrahlenden Gedanken
Der Farben ganzes Meer?

Wer biſt Du, die auf Welten blicket
Und aus ſich ſelber neue Welten ſchafft,
Und wie die Sonne dort die Weſen rings beglänzet
Mit Licht und Seligkeit,

Daß Thränen, wie der holden Blume,
Der Dankbarkeit entfließen, daß ſich Schmerz
Und Kummer ſelbſt in Freudenthränen wandeln
Und werden Himmel uns?

O Tagewerk voll Götterwonne!
Schon wandelt dort der Jüngling ſeine Bahn,
Schweig Harfe, daß auch ich die meine wandl' und ende
Mit ſchönem Abendroth.

Klopſtocks lyriſche Poeſie.

Stets die blühende, zarte Blume,
Wo ſie blühe! die mächt'gen Schauer Gottes
Tragend, weckend im Hauch der Allerfüllung Gottes,
Ihren liſpelnden Goldklang,

Oder wilder im Bardenhaine
Rauſchend, Tochter der edlen Mutter Hertha,
Stolze Tochter, im Sturm des fernen Väterhoch-
geſangs
Roth und ſtolzer erzogen;

Lieblich immer, o aber Blume,
Du mir lieblicher, mit der Morgenſonne
Strahlenharfe der Himmel tönend, wenn an deines
Mädchens Krone du blüheſt,

Ihr am Buſen, o Engel, Engel,
Welche Seele! die zart'ſten unbewegt'ſten
Saiten klingen! die Kelche duften! Hundert Farben
Kleiden ſchöner die Braut an,

Edens Wohnerin, Blumenſeele —
Und Sie ſtarb, der du blüheteſt! da ſankeſt

Du auch nieder, ertönteſt Todeslaut, bis wieder
Dir — welch andrer Troſt kam,

„Vaterland!“ und das ſüße Wahnbild
Täuſcht dich noch, und die Bardenſprache tönt dir
Bardegeſang! und erfindeſt ihm Stimmen! Hermanns Barden,
Wie ſie edel dir ſingen!

Singe, täuſche dich lang', entſchlummre
Wie dem zweiten geliebten Wahnesbilde,
„Hermanns Barden!“ und „Vaterland“ denn ach! entſchaden
Sie der Alle denn Eidli?

An ſeinen Landsmann
Johann Winkelmann.

Wohin? Wohin,
Reißeſt Du, blutklauige Mörderin
Mit glühendem Aug'; im Furienhaar *),
Den Sohn der Schöne?

*) Die griechiſche Ker, der frühe, plötzliche, gewaltſame, blutige Tod.

Selige Schaar,
Die er beſang! — — beſang
Die Blicke, die kühn,
Unfühlbarſchön, über Welt hinzieh'n — —
Den fliegenden Gang,
Der iſt und war — — Erhört ihr nicht,
Ihr Götter! Ach! — Eu'r Morgenlicht,
Aurora raubt den Edlen nicht,
Kein Grazienfreund *). Mit Adlersklau'
Kommt die Unhold! rafft im Grau'n
Ihn hinweg dort —

Wer? Was hör' ich? Klang
Des Himmels! Süßen Jubel! Wer iſt's?
Apoll,
Apollo! Schönſter Jüngling! voll
Von Thaten! o ſchön, im Gang **)
Des Himmelsjugendkönigs! Er ſchwang

Auch

*) Aurora hinwegnehmend, das griechiſche Bild des frühen ſanften Todes. Grazienfreund, der Bruder des Schlafs, der griechiſche ordentliche Tod.

**) Im Belvedere.

Auch Er durch Trübſal ſich hinüber! drang
Zum Himmel, und — wie allgenugſamſelig! —
Klang
Der Hymn' umtönt den Sieger! o Klang,
Höher, als ihn ſein Freund dem Augenblicke
Des dunklen, dürftigen Marmors ſtahl
Hienieden, und ſchüchtern ſang *).
O Seliger! Wohin hinauf
Führſt Du den Erdeſohn? den Lauf
Der großen Sonne! — Himmel thut ſich auf!
Ich ſeh' die Helden! — Aus Neid, aus Bosheit,
Quaal
Nun ewiger Jugendfreudegemahl,
Gott Herkules! — Rieſen hat er bezwungen,
Weltverwüſter, Ungötter überrungen,
Mit ſieben Kränzen hinaufgeſchwungen,
Harter Flamme geläutert — ruht da **)! überdenkt,
Auf ſeinen Heldenſtab geſenkt,
Den Traum des Erdelebens! nun Einmal

---

*) Winkelmanns Beſchreibung.

**) Torſo: Winkelmanns Beſchreibung.

Errettet! Aus Neid, aus Bosheit, Qual
Ewiger Jugendfreude Gemahl!

Die Dulderin *). Im ſchönſten Mutterſchmerz
Brach ihr Auge! brach ihr Herz!
Trinkt Götterlabſal nun! Aus Neid, aus Thränennetz
Errettet, athmet Niobe,
Ariadne, Ino, Semele,
Duft der Unſterblichkeit! Mit lichten Kränzen
Umſchlungen, prangt Laokoon,
Und alle ſeligen Götter glänzen
Um's Vaters aller Götter Thron!

Wo iſt, wo iſt die Furie?
O Erdenbruder! ſieh nun deine Lieblinge,
Die Götter! ſtaunest noch? entrückt
Noch ſtarrend!

Da, der Jungfraujüngling **)! Schweben
Um ſeine Jünglings-Stirne Reben,
Als Keime, die zur erſten Blüthe ſtreben,

---

*) Niobe.

**) Bacchus.

Nicht Wolluſtträume noch, und Duft und hundert
Frühlings Leben
Der Phantaſie? — der Edlen Lohner *) drückt
Dem Fremdling Himmelstrank! Entrückt
Im erſten Trank der Erde Nebelhülle
Dem Sterblichen! — Entzückt
Entzückt, was ſieht dein Aug', o Himmelsfremdling?
blickt
Erblickt (der Erde Schattenhülle
Entnebelt) Himmel! Götterfülle! — — —
Huldreiz! Liebreiz! Schöne! Milde!
Und was der ſüßen Braut im ſchönſten Morgenbilde
Die Liebelehrerin, die Unſchuldsphantaſie
(Mehr als Apelles, lehrte ſie!)
Was ihr kein Himmelsraphael im Bilde
Des ſchönſten Farbenwahnes kann
Erſchaffen!

O Du, nun Götterliebling! wann
Kann Dich im hohen Schau'n
Mein Anruf ſtören kann,
Und aus Elyſium dein Blick

*) Ariadnens Erretter.

Auf deine Erdenfreund' im Schattenthal zurück,
Auf Oeſer, Wille, Heyne ſinket,
Und Schönheit ihrem Auge winket —
Mein Geiſt, o Dämon, ruft dich an,
Wenn er, in Stille,
Aus dunkler, ſchwerer Körperhülle,
Wo unter Nothdurft Schön' erliegt,
Und Staub des Geiſtes Götterkraft und Ruh
Hienieden noch beſiegt —
Wenn er, aus ſolcher Schattenhülle,
Traum der Vollkommenheit fernher zu taſten
wagt *).
Ó liſple mir alsdann in heiliger Stille,
Aus deiner Götterruh
Den Laut herab, den dir in Fülle
Der erſte Blick geſagt!

Noch taſt' ich ſchwere Träume! Du
Webſt ſchon, ein Griechengott! in hoher Ruh
Der zweiten Himmelsjugend! war's im Thale,

---

*) Ein Syſtem, an dem der Verf. damals arbeitete. (Die Plaſtik.)

Selbſt Welſchlands *), denn gelebt?
Nun lebeſt Du
Die lange Himmelsjugend!

Und haſt Du ſie, im ewigen Geiſtesmahle
Die lange Jugend hinabgelebt!
Durch mehr, als Erdenſchön, in mehr, als Erden-
tugend
Höher hinaufgeſtrebt,
O Sohn des Himmels! Sichtbarkeit,
Auch ſelbſt der Götter, wird einmal
Dir Trug noch werden! fließen
Die Farben alle nicht in Einen Sonnenſtrahl?
Ergießen
Die Strahlen alle nicht ſich in Ein Sonnenmeer?
Ein Urquell! Weit! allweit
Quell der Vollkommenheit!
Und wo? und was iſt der!

Doch ſinke, ſchwache Hand! vermag
In Sonnengluth zu tauchen
Sich dein Geſang, der ſchwer
Und ächzend ja gebrochnem Ton' erlag!

*) Von wo Winkelmann ſein Leben nahm.

Noch mattem Strahl erlag!
Ich ſeh' noch erſt die Morgenröthe rauchen!
Du ihren Schein! und wer den Strahlentag!

Reuchlin *).

Daß er die Bande brach und aus den kalten
Schatten
Der Finſterniß, ein Morgenſtern

---

*) Johann Reuchlin, zu Pforzheim geboren, war kaiſerlicher Rath, wurde aus beſondrer Achtung vom Kaiſer geadelt. Die trefflichſten Männer ſeiner Zeit: Franz von Sickingen, Pirkheimer, Hutten, Graf Nuenar waren ſeine Freunde, freuten ſich, für ihn ſprechen, ſchreiben, entſcheiden zu können. Erasmus, der nicht entſchieden ſich erklären wollte, lobte glimpflich: Luther ſegnete ihn, als einen Gottesmann und Helden: Melanchton ehrte ihn als Vater. Nach dem Orient hin hat er uns die Thüre geöffnet, zu den verſchloſſenen Heiligthümern des Wortes Gottes, und der morgenländiſchen Weisheit den verödeten Weg wieder gebahnt. Er nahm ſich der in ebräiſcher Sprache verfaßten Schriften, die außer der Bibel, alle verbrannt werden ſollten, mit ſehr regem Eifer an; vertheidigte ihre Güte und Unſchuld, und kämpfte ſiegreich gegen die Widerſacher. — —

Der Gang dieſer Hymne und einzelne Bilder ſind aus dem Siegeslied der Debora entlehnt.

Hervorging, allen, die in Nacht geſeufzet hatten,
Ein ſüßes Licht vom Herrn:

Mein Geiſt, deß freue dich! und freue ſich wer liebet
Der hohen Mittagsſonne Pracht,
Freu' ſich des Morgenſterns! und wer ihn trübet,
Weich' in die alte Nacht!

Gott kam, und Wolken unter ſeinen Füßen
Zerrannen, weite Sündfluth goß
Hinweg den alten Staub, und als die Wolken riſſen
Und weite Sündfluth floß,

Noch dämmert's tief. Der Griechen ſchöne Pfade,
So hell, ſo eben lagen da
Vergangen. Alles ſchaut' auf düſtre, krumme Pfade,
Dem düſtern Orkus nah.

Am Licht, an freiem Blick gebrach's! Im Staube
Lag noch das heil'ge Morgenland,
Jehovahs altes Wort, der Wahrheit Quell, zum Raube
Des Unſinns, unerkannt.

Und unverſtanden. Da ging auf aus Hainen,
O Svevien, dein Morgenſtern!

Und leuchtete ſo ſchön, ſo thauig, wie im reinen
Urglanz der Welt, von fern.

Ein Vater neuer Zeit, die ihm an Seele
Und Mund und Antlitz, an der Hand
Geweihten Zügen hing. Er hob ſie aus der Höhle
Dort in ſein Morgenland.

Wohl iſt mir's, wohl an dir, o Vater! führeſt
So fern uns, und ſo milde fort
In inneres, tiefes Gottgeheimniß. Und regiereſt
Uns mit dem Wunderwort *).

Wohlauf, wohlauf, mein Lied! Erwach' und ſchalle
Dem Sieger ſeiner Sieger, Ihm!
Der mit Verlaßnen auszog und im Wunderhalle
Vollendete, Reuchlin.

Sie kamen (Höllenfackeln in den Händen),
Der unterdrückten Judenſchaar
Die Bücher wegzuglühn und mit den Höllenbränden
Zu prangen vor'm Altar.

---

*) Das Wunderwort, *Joan. Reuchlini de Verbo mirifico* Liber.

Und Kaiſers Wort ging aus. Die alten Schatten,
In weiſer Jüden Heiligthum,
Erhoben vor Gericht: „Wer wird uns — wer erſtatten?
„Wer retten unſern Ruhm?“

Da zog er aus und ſtritt und drang zum Kaiſer.
Und Weſpen-, Schlangen-Ungeſtüm
Lag auf ihm. Er erſtand's! Und ſieget Einmal. Kaiſer,
Du kannſt nicht helfen ihm! —

Der Weſpenſchwarm erbrauſ't. Die Schaar der Schlangen
Verſtopft ihr Ohr dem Zauberwort
Des Rufers. Sickingen! Du rufſt umſonſt! Sie hangen
Nur an dem Edlen dort;

Anſpeien ihn mit Giftſtrom: all ſein Leben
Erkranket, ſiechet fort und fort.
Erſtirbt er? nein! auf ihm liegt Siegel Gottes! Beben
Geht aus vom Wunderwort.

Er ruft nach Rom zum dritten Mal. Sie blitzen
Voran und werfen ſiegeriſch

Schon ihre Kronen auf. „Wer ſoll in Rom dich
ſchützen?“
Und züngeln, ſtechen friſch.

Und nun genug! Er ſteht! die Schlangen funkeln
Auf ſeinem Haupte, Kronen nun!
Neu glänzt der Morgenſtern nach ſchwerem Kampf
im Dunkeln,
Und ruht, und kann nun ruh'n.

Sein ſind die Edeln. Alle Edeln waren
Mit ihm im Kampf geheim und treu.
Wohlan, wohlan mein Lied! nenn' ihre treue Schaaren,
Daß rings ihr Name ſey!

Held Hutten ging voran und blitzt im Feuer,
Und geht voran itzt und ſingt froh:
„Mein Deutſchland! Kennſt du dich, ſind dir die
Deinen theuer,
So ſinge mit, Jo!“

Und Sickingen, und Buſch und Bilibald und alle,
Benignus und Graf Nuenar,
Selbſt Maximilian frohlockt zum Jubelſchalle —
Auch Du biſt in der Schaar.

Erasmus? und vergöttest itzt? Und bliebest
So still einſt, überlegteſt Dir!
Und ſonderteſt Dich aus, weil Du den Kampf nicht liebeſt,
Und warſt nicht mit uns hier.

Und liebſt nicht Juden-Grillen, blieb zu lauſchen
Dem Blöken deiner Heerde zart?
Und wie? nun bebſt Du nicht, und kommſt, da Jubel-Rauſchen
Es allweg offenbart.

Sieh auf! Blick' auf! dort geben andre Seelen
Ihr Leben reichlich in den Tod,
Und ſteh'n auf Feldeshöh', und blicken nicht aus Höhlen
In's ſtille Morgenroth.

Die Fürſten ſind im Kampf. Da kommt und ſegnet
Den Greis Reuchlin, der Gottesmann,
Der's aushielt, Luther, und geht fürder und begegnet,
(Wer der ihm ob ſeyn kann?)

Noch tiefrer Mitternacht. Und an ihm glänzet
Sein Streitgenoß, ein Zwillingsſtern,

Melanchton, den Reuchlin ihm gab. Zwar Kaſtor gränzet
An Halbgott-Pollux fern.

Und ſterblich nur; doch Brüder theilen beide
Sich Tag um Tag nun Ewigkeit;
Und alle Sterne ſind in lauten Kampfes Freude
Und ſiegen weit und breit!

Und Himmelsbäche fließen, wälzen prächtig,
Von Weisheit ſtark, die Leichen fort —
Tritt auf die Starken, Geiſt des Liedes! die ſo mächtig
Da liegen, hie und dort!

Die Roſſe ſtrauchelten am Siegeswagen
Und wandten ſich: ſie jagt die Schaar,
Sie jagt ſich ſelbſt. Ihm, Fluch, der konnte für uns zagen,
Mit Gott und uns nicht war!

Und Heil ihm! der voranging, fremder Sache
Erkämpfend ſchon all' unſern Kampf.
Sie gierten Judengold, die Bücherbrenner. Rache
Dem Thier in Goldesdampf!

Hochſtraten, Rache Dir! Du gierſt? zum Lohne
Wird Dir ſtatt Goldes Blei, das faßt
Des frömmſten Mannes Hand und drückt's Dir auf zur Krone,
Da krümmt' er ſich, erblaßt
Der Ketzerheld zu Boden. Wie? ſein Wagen
„Verzeucht noch ſtets?" Es weilet lang
„In Rom ſein Siegesräder-Raſſeln?" So mit Zagen
Sah Mutter Kölln und bang
Nach ihrem Sohn zum Fenſter. „Er theilt Beute,
Sprach Vater Ortuin, den Raub
Der Jüden bringt er uns und unſern Dirnen heute
Und trat ſie längſt in Staub!"
So müſſen ſie vergeh'n, die Wahrheitwonne
Vertauſchen mit der Lüge Nacht,
Und wer Dich liebet, Herr, ſey, wie die helle Sonne
Aufgeht in ihrer Macht!

Gedankenfreiheit.

(Nach Horaz, 8te Ode des 1ſten Buches.)

Sagt, Gebieter der Erde,
Warum eilet ihr ſo, mit unſrer kleinen

Gabe, Gedankenfreiheit,
Euren eigenen Schatz, die Macht der Völker,
Schmählicher hinzurichten?'
Der ſein inneres Herz, der Wahrheit Tempel,
Sonſt mit Freude des Jünglings
Aufſchloß, murmelt anjetzt Geheimnißbrütend,
Scheut die Sonne zu nennen,
Und verſchmachtet im Gram, wenn ihr am hellen
Morgen tief in der Nacht ſeyd.
Iſt's im Dunkeln zu wandeln Götterfreude?
Oder ſpaltet ein Lichtmeer
Nicht das Seide-Geſpinnſt? In Lykomedes
Kammer verrieth Achilles
Sich dem Forſchenden doch, und ging vor Troja.

Der Lorbeerkranz.

Nach dem Franzöſiſchen.

Für die ſüße, zarte Liebe
Was iſt Lorbeer, was iſt Kranz?
Wenn er dreimal ewig bliebe,
Für die ſüße, zarte Liebe
Nichts iſt alles Ruhmes Glanz.

Unter allen Götterſöhnen,
Wer war einſt wie Gott Apoll?
Er, der Schönſte aller Schönen,
Zart am Herzen und in Tönen,
Muth- und Stolz- und Weisheit-voll.

Seht, und alle Götter neiden
Seine Tugend — bannen ihn
Ab vom Himmel: raubt ihr Neiden,
Raubt es ihm die Himmelsfreuden,
Die ihm auch auf Wieſen blühn?

Auf der Au', im grünen Thale
Weidet, ſinget er beglückt:
Mehr als dort im Götterſaale,
Wird ſein Herz zum erſten Male,
Wird ſein Herz zum Gott entzückt.

Lieben lernt er! lernet lieben —
Zärtlich und auch glücklich? wann
Warſt du glücklich, treue Liebe?
Wurdeſt bald von Thränen trübe,
Und erſtarbſt im Jammer dann!

Kaum noch, als er kaum zu ſiegen
Blöde wähnet, blöde Sie

Sanft erröthend will entfliegen,
Sich ihr Liebling um ſie ſchmiegen,
Götter ach, da ſtarret ſie!

Schrecklich ſtarrt ſie — Seine Arme
Ringen um den kalten Baum,
Ach, daß er noch ſanft erwarme!
Daß ſich noch ein Gott erbarme!
Aber ach, er liſpelt kaum.

Sind es Seufzer, die ſich regen,
Treue Liebe, die da wägt
Dir die Zweige! ach Sie wägen
Schauernder — mit Herzensſchlägen!
Todesangſt iſt, was hier ſchlägt.

Sie iſt Baum! — O Baum, ſo wehe
Du mir Troſt und ſüße Ruh,
Hier in deiner heil'gen Nähe,
Wann ich weide, wann ich gehe,
Weh', o Baum, mir Labung zu!

Alſo klagt er, doch nur bänger
Ward ihm ſein verödet Herz.
Was, o Jüngling, weilſt Du länger?!

Klagſt dem Baume, ſüßer Sänger,
Klagſt umſonſt ihm deinen Schmerz.

Und Apollo ging, und lichter
Ging er nun der Ehre Bahn,
Ward Apollo Muſenrichter,
Held, Prophet und Arzt und Dichter,
Ging gar wieder himmelan.

Allgeprieſen, allen Weiſen,
Allem Erdenraum bekannt,
Jünglingen ein Muſter, Greiſen
Wie zu loben, wie zu preiſen!
Und Apollo alles — Tand!

Statt der Feſte, ſtatt der Kronen,
Schlich er oft zu ſeinem Baum.
Süßer Baum, hier will ich wohnen!
Statt der Feſte, ſtatt der Kronen,
Gieb mir meinen Jugendtraum!

Kränze mich, zwar dürr und wilde,
Aber mir ein ſüßer Kranz,
Meine Daphne mir im Bilde!
Daphne, ſchön und zart und milde,
Daphne in der Jugend Glanz.

Kränze mich! Und ſeht, die Thoren
Sahn's und ſahen nur den Brauch;
Daphne war für ſie verloren —
Arme, weiſe, dürre Thoren
Nahmen nur den Lorbeerſtrauch.

Dürren Lorbeer! Und für Liebe,
Was iſt Lorbeer, was iſt Kranz?
Wenn er dreimal ewig bliebe,
Für die ſüße, zarte Liebe
Nichts iſt alles Ruhmes Glanz.

Die Dämmerung des Lebens.

O Du, den nur die Lilienwange,
Den nur ein Roſenmund entzückt,
Der ſehnend auf zur Morgenröthe
In der Geliebten Auge blickt,
O Freund, die Morgenröthe ſteigt
Und neiget ſich zur Abendröthe, und Lilie und Roſ
erbleicht.

Was aber bleibt Dir, das mit Wonne,
Sich auch auf blaſſer Wange malt?

Was Dir auch in des Lebens Dämm'rung
Mit ſchön'rem Himmelsglanze ſtrahlt?
Du ſchweigeſt. Freund, ein gutes Herz!
Mitleidend wird es uns ein Engel, erſcheint als Engel uns im Schmerz.

Die Roſen hat er Erdenblumen
Gelaſſen, hat ihn abgelegt
Den Strahlenſchmuck, die Sonnenblicke,
Den Kranz, den er dort oben trägt.
Er kommt im Thränenſchmuck und ſpricht:
„Die Dämmerung wird Morgenröthe, Freund, weine, doch verzage nicht.“

Meine Blume.

Sey gegrüßet kleine Blume,
Blume der Vollkommenheit,
Die die Heiligen und Weiſen
Namlos preiſen:
Denn des Herzens ſchönſte Zier
Wohnt in dir.

Nicht auf Höh'n, im ſtillen Thale
Blüheſt du, am friſchen Quell.

Zeigſt des weiten Himmels Bläue,
Reine Treue,
Und in ihr der Sonne Gold,
Mild und hold.

Fragſt du mich, wie heißt die Blume,
Die den hohen Schmuck uns zeigt:
Sonnenglut und Himmelsbläue,
Lieb' und Treue?
Nimm hier dieß Vergiß mein nicht,
Treu' und Licht.

Amor und Pſyche
auf einem Grabmahl.

Ein Traum, ein Traum iſt unſer Leben
Auf Erden hier
Wie Schatten auf den Wogen ſchweben
Und ſchwinden wir.
Und meſſen unſre trägen Tritte
Nach Raum und Zeit;
Und ſind (und wiſſen's nicht) in Mitte
Der Ewigkeit.

Nach manchem, voller Müh' und Sehnen
Verſeufzten Jahr
Umarmte ſich in frohen Thränen
Ein liebend Paar.
Der Mond ſah freundlich auf ſie nieder:
Ein zarter Ton
Aus allen Büſchen hallte wieder:
„Endymion!"

„Ach, daß uns ewig, ewig bliebe
Der Augenblick!
Im erſten holden Kuß der Liebe
Das reinſte Glück!"
Verſtummend, halbvollendet weilte
Das ſüße Wort;
Die Seel' auf Beider Lippen eilte,
Sie eilte fort. —

Denn ſieh', ein Engel ſchwebet nieder
Zu ihrem Kuß.
Gold, Himmelblau war ſein Gefieder;
Ihr Genius.
Berührend ſie mit ſanftem Stabe,
Sprach er: „Erhört

Iſt euer Wunſch. Dort über'm Grabe
Liebt ungeſtört."

Entſchwungen auf dem Hauch der Liebe,
Im reifſten Glück,
Gewiß, daß ihnen ewig bliebe
Der Augenblick;
Auf amaranth'nen Auen ſchwebte
Das holde Paar,
Mit Allem, was je liebt' und lebte,
Und glücklich war.

Mit Allem, was in Wunſch und Glauben
Sich je erfreut,
Genoſſen ſie in vollen Trauben
Unſterblichkeit.
Des Weltalls ſüße Symphonien
Umtönten ſie;
Der Liebe ſüße Harmonien
Durchwallten ſie.

„Wollt ihr zurück in jene Ferne
Auf Euer Grab?"
Sie ſahn vom Himmel goldner Sterne
Zur Erd' hinab.

O Genius, die Zeit danieden
Iſt träge Zeit,
Ein Augenblick hier giebt uns Frieden
Der Ewigkeit.“

Sah'ſt du auf jenem Grabeshügel
Die Lebenden?
Der erſte Kuß gab ihnen Flügel,
Den Seligen.
Und, daß ein Bild von ihnen bliebe
Im ew'gen Kuß,
Verewigte hier Seel' und Liebe
Der Genius.

Zauberei der Töne.

Nach dem Franzöſiſchen.

Die Mutter.

Thyrſis ſingt Dir ſüße Lieder,
Voll von Schmeicheleien vor.
Hüte Dich; der Ton im Ohr
Tönt im Herzen wieder.

Seine ſchärfſten Pfeile ſchießet
Amor ſingend in das Herz,

Das in bitter ſüßem Schmerz
Wie ein Ton zerfließet.

Weh dem Herzen, das in Tönen,
Wie im Zauber ſich verlor!
Leicht durchſchlüpfen ſie das Ohr,
Zu wie langem Sehnen!

Die Tochter, (leiſe.)
Immer tönen ſeine Lieder,
Liebeſingend mir im Ohr.
Armes Herz, das ich verlor,
Wo find' ich dich wieder?

Die geprieſene Freiheit.

Hört, ihr Mächtigen hört! der Feder größeſte Freiheit
Herrſchet anjetzt, es ſchreibt Jede, was Jeder gefällt,
Loben und tadeln dürfen wir laut, ohn' alle Beſorgniß;
Was Pasquino gedenkt, ſpricht er und findet Gehör.
Eins nur wagen wir nicht: rein aus zu ſagen die Wahrheit.

Weihrauch liebet man wohl, aber kein würziges Salz. —
Hört, ihr Mächtigen, hört! die hochgepriesene Freiheit
Unserer Feder, sie ist knechtischer, schmeichelnder Dienst.

Das erträumte Paradies.

Romanze.

Von Vater Adams Lebensart,
Was ist uns überblieben?
Wie uns die Bibel offenbart,
Hat Er den Pflug getrieben;
Nur was dem Vater Kräfte gab,
Ward bald den Söhnen Plage;
Fritz Adam spannt am Morgen ab,
Franz Adam am Mittage.

Sie wanderten ins Paradeis
Zurück mit Weib und Kindern;
Da wandelt auf Krystall und Eis
Ein Cherub dieß zu hindern.

Sogleich umfloß ſie Nebelwahn
Vom neuen Weisheitsbaume;
In herrlichen Entwürfen ſah'n
Ein Eden ſie — im Traume.

Und naſchten da nach Herzensluſt —
(Was kann den Hunger ſtillen?)
Und kleideten ſich Schaam bewußt
In Feigenblätterhüllen.
Ihr Paradies gerieth zum Staat
Von viel Kategorien;
Die Diſtel ſollte zum Salat,
Der Schlee zur Roſe blühen.

Auch fanden ſie der Künſte viel,
Vor andern Schwert und Eiſen;
Und prieſen es mit Saitenſpiel,
Es war gar hoch zu preiſen,
Und mordeten freundbrüderlich
Manch' erlich frommen Abel,
Und baueten großmeiſterlich
Zum Himmel manches Babel.

Ihr Adamskinder auf! hinweg
Vom läng gebüßten Truge,

Zum Glücke führt ein enger Steg,
Frisch wieder hin zum Pfluge!
Aus Eurer Mutter Lebensschooß
Kommt neue Kraft euch wieder;
Nur Thätigkeit ist unser Loos,
Nur thätig sind wir Brüder.

Vereinigung der Lebensalter.

Der Jüngling.

Am Morgenroth, im Lenz des süßen Lebens
Erwach' ich noch zu täglich neuem Glück.
Nie reißte mich ein holder Wunsch vergebens,
Und selten kam er reuend mir zurück.

Der Mann.

Der Sommer glüht. Es glänzete mir prächtig
Die hohe Sonn' am hellen Firmament.
Nach Ruhme schlug mein Herz und schläget mächtig
Und mächtiger, wenn mich der Nachruhm nennt.

Der ältere Mann.

Ich sammle jetzt des Lebens falbe Garben,
So lange mir's der gold'ne Tag erlaubt.

Wohl manche Knoſpen ſah ich, die erſtarben,
Und ſammle Gold, eh mir's der Winter raubt.

Die Natur.

Und wenn ich jetzt auch alle Drei verbände,
Und gäbe Dir der Jugend Lenz zurück,
Und Dir den Ruhm um deine Schläfe wände,
Und gäbe Dir die goldne Frucht, das Glück? —

Denn Kinder, wißt: „den Anfang krönt das Ende,
Der Ausgang iſt der langen Laufbahn Preis.“ —
Sie gaben der Natur ſich in die Hände;
Sie miſchte glücklich, und es ward ein Greis.

Des Lebens Winter.

Nach Sarbievius *)

Der die weißen Thäler umhüllt, der Winter,
Wird ſie wieder enthüllen, wenn die Sonne

---

*) Matthias Caſimir Sarbiewsky oder *Sarbievius*, der polniſche Horaz genannt, geboren 1595; Jeſuit, Lehrer der Theologie, Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften zu Wilna, endlich Hofprediger des Königs Ladislav's II.; ſtarb zu Warſchau 1640.

Jene Berge beſtrahlt. Ein andrer Winter,
Wenn er Dir Einmal,

Freund, mit Schnee und Reife das Haupt beſtreute,
Weichet nimmer. Entflohen ſind des ſchön'ren
Jahres Sommer und Herbſt; entfloh'n des Frühlings
Lachende Stunden;

Nur der Winter bleibet. Sobald er Einmal
Dir die Schläfe umzog, da bringen keine
Narden, keine der Kränze deinem Haupthaar
Wieder den Frühling.

Eine Jugend ſchenkte Dich uns; Ein Alter
Raubt Dich uns, o Geliebter. Ein's verlängert;
Ein's verewiget deine Jahr', o Jüngling!
Rühmliche Thaten.

Der, nur der hat lange gelebt, um deſſen
Tod die Bürger erſeufzen. Jeder wähle
Sich die Fama zur Erbin; alles andre
Rauben die Horen.

Die flüchtige Freude.

Nach Sarbievius.

Des Buxus Tochter, hallende Leier, hier
An dieſer Pappel hange! der Himmel lacht,
Ein Lüftchen ſpielet in der Pappel
Hangenden Zweigen; ein ſanfter Lüftchen

Wird dich durchſchlüpfen, liebliches Saitenſpiel,
Und mir melodiſch liſpeln, indeß ich hier
An dieſem Hügel in des Baumes
Wehendem Wallen zum Traum entſchlummre.

Wo bin ich? dunkle Wolken umhülleten
Den heitern Himmel; Regen ertönen — Komm,
O meine Leier! ach, wie jede
Kleinſte der Freuden vorüberſchlüpfet.

An den Frühling und Frieden.

Nach Sarbievius.

Aura, komm! Mit des Frühlings erſtem Hauche
Komm' auf roſigem Duft, von vielen Seufzern
Hergetragen; o tauſend,
Tauſend Thränen erwarten Dich.

Wo Du weilſt, in welcher heil'gen Grotte,
Auf! erwärme die Bruſt der harten Krieger,
Schlüpf', o Göttliche, ſchlüpfe
In's verſchloſſene Staatsgemach,

Bring' ihm friſchere Luft und Frühlingsodem;
Und dem mordenden Krieger bring' Erbarmen,
Und uns bringe den Frieden,
Holde Aura, wir warten dein.

Die Frühlingsroſe.

Nach Sarbievius.

Der Jüngling.

Aurorens Blume, die um das Haar ihr glänzt,
Was weilſt du länger, liebliche Roſe? Komm!
Der Winter flieht; es locken ſanfte
Zephyre dich an der Sonne Lichtſtrahl.

Die Roſe.

Im Strahl der Sonne welket die Roſe bald;
Der Zephyr, der ſie wecket, entblättert ſie.
Aurora flieht. O Jüngling gönne,
Gönne der Säumenden noch ihr Knöſpchen.

Die Aeolsharfe.

Nach Thomson.

Kommt, ätherische Wesen,
Luftbewohner, die ihr über der Menschheit Loos
Euch betrübt und erfreuet,
Aeols Saiten erwarten euch.

Horch, sie kommen unsichtbar.
Diesen traurigen Ton, sang ihm ein Liebender,
Der zum Tod' in die Schlacht zog?
Jenen zarteren, sanftern Laut,

Diesen Seufzer verhauchte
Braut und Mutter! — Erklang diesen ein flehender
Greis, der unter der Knechtschaft
Harten Fessel danieder sank? —

Süße Töne beginnen.
Seyd ihr Kindesgelall? Oder der Säuglinge,
Und des Knabens und Mädchens
Erste Freuden? O weilet, weilt! —

Weilt auch ihr, die ihr wieder:
Kehret, Seufzer des Manns, die ihr den letzten
Hauch

Sei:

Seines brechenden Herzens
Einem fühlenden Weltgeist gebt.

Horch! in tieferem Tone
Bebt die Saite; wer ist's? Eines Hermiten Ton,
Der, ein heiliger Barde,
Sich beseufzt und das Vaterland.

Horch! an Babylons Weiden
Klang die Harfe so dumpf, und so erhaben jetzt,
Da sie Freuden der Zukunft,
Hell in Tönen, frohlockend singt.

Horch! So klinget die Harfe
Eines Engels im Chor himmlischer Geister, wenn
Sich die lösende Seele
Sanft von Athem zu Athem hebt,

Bis allmächtig erklinget
Aller Seligen Chor, aller Befreieten,
Die, der drückenden Bande
Los, beginnen den Weltaccord.

Singt, ihr Hauche des Weltalls,
Wandernde Stimmen, singt eure phantastischen

Töne, denen erwartend
Meine künſtliche Leier ſchweigt.

Zage nicht!

Der Du in dem Sturm des Unglücks
Maſtlos und entſegelt fährſt,
Zage nicht! noch iſt zu hoffen;
Plötzlich ſteht der Hafen offen,
Wo Du Dich des Sturms entwehrſt.

Man entwaffnet durch die Hoffnung
Künft'gen Guts des Uebels Wuth;
Sieh, auf flüchtigem Gefieder
Stürzet Nacht und Tag hernieder,
Und der Nord ergrimmt und ruht.

Unter wechſelnden Geſtalten
Steht erſchaffend die Natur;
So geſchäftig ſteht der Weiſe
In der Aenderungen Kreiſe,
Stürzet nicht, entweichet nur.

Lieget unter kaltem Schnee
Sicher nicht die goldne Saat?
Unter dieſem ſtarren Schleier

Ruhet ſie, bis daß das Feuer
Titans ſie erwärmet hat.

Die du edler, als die Liebe,
Meines Lebens Athem biſt,
Sanfte Hoffnung, dir zu Ehren
Laß ich frohe Töne hören,
Du biſt mehr, als Amor iſt.

Sehnſucht nach Gott.

Nach Vittoria Colonna.

Wie ein nüchtern Vögelchen, das höret,
Siehet ſeiner Mutter Flügel ſchlagen
Ueber'm Neſte, wenn ſie Speiſ' ihm bringet,
Und es neu belebt mit Blick und Speiſe./

Ungeduldig regt es ſeines Fittigs
Sprößlinge, zu folgen ihr im Fluge,
Girret Dank ihr, daß die ſchwache Zunge,
Ueber Können girrend los ſich windet;

Alſo ich, wenn warmer Strahl der Gottheit
Mächtiger, lebendiger ſich reget

Mir im Herzen, daß das Herz erquickt wird
Und mit ungewohnter Flamm' emporſchlägt;

Ungeduldig reg' ich meine Flügel,
Voll von innrer Liebe, daß ich ſelbſt mich
Wie vergeſſend nur bei Ihm, bei Ihm bin,
Ihn zu loben, Ihm zu danken.

Die Pfunde.

Ein Edler zog fern über Land,
Daß er ſein Reich einnähme,
Und dann gekrönt mit Sieg und Huld,
Ein Vater wiederkäme:

„Wem ſoll ich meinen Schatz vertrau'n?"
Sprach er zu ſeinen Treuen.
„Nehmt, handelt! und ich komme bald,
„Es ſoll euch nicht gereuen!"

Sie handelten: er kam noch nicht,
Ein Theil ward matt und müde;
„Und kommt er denn? — Er kommt noch nicht!" —
Sie ſchlummerten in Friede.

Er kam! Auch in der Ferne war
Sein Herz tief an den Treuen!
„Legt dar nun“ sprach er, „Pfund und Pfand,
„Es soll euch nicht gereuen.“

Mit Freuden trat der Erste dar,
Für Eins mit zehen Pfunden,
Hier, Herr, ist deiner Güte Pfand,
Und was ich Armer funden.

„Dank, treuer Knecht, im Kleinen schon
„So großer, reicher Treue:
„Komm, König über Länder zehn,
„Zu deines Herren Freude!“

Demüthig trat der Andre dar,
Für Eins nur fünf an Pfunden,
Hier hast Du, Herr, dein edles Pfand,
Wie wenig hat es funden!

„Dank, Treuer! im Geringern schon
„So großer, reicher Treue!
„Herr über fünf der Länder, komm
„Zu deines Herren Freude!“

Mit Beben naht der Dritte ſich,
In Trotz verhüllt ſein Beben,
„Herr“ ſprach er, „nimm dein Pfund und Pfand,
„All' was Du mir gegeben!

„Ich kannte Dich wohl, harten Mann,
„Der erntet ungeſäet,
„Und fremden Schweiß und ſaures Gut
„Auf's Armen Aue mähet.

„Drum hatt' ich, Dir zu wuchern, Zorn:
„Hier, Harter! iſt das Deine;
„Die ſichre Erde barg es Dir,
„Dieß Schweißtuch iſt das Meine.“ —

„— Dein Mund ſpricht ſelber Dir Gericht,
„Untreuer meiner Knechte;
„So wußteſt Du mich harten Mann,
„Und wie ſo hart ich rechte,

„Und übteſt nicht, was Du gewußt,
„Knecht, deines Herren Willen,
„Des harten Herren letztes Wort
„Mit Wucher zu erfüllen?

„Nehmt hin von ihm sein treulos Pfand,
„Dem Reichsten sey's gegeben.
„Wer nicht hat, büße, was er hat,
„Wer hat, dem wird gegeben."
Zwo Stufen geh'n auf und hinab
Zum Himmel und zur Hölle!
Wer hat, gewinnt bis auf zum Thron,
Wer nicht hat, seine Stelle
Sinkt immer tiefer, tiefer ab.
Herr, laß mich deiner Gaben
Geringste brauchen treu und ganz,
Und ich werd' Alles haben.

Der Geist der Schöpfung.

Auch ich war Pilgrim in der Wüstenei,
Und matt vom Wege sprach ich: „Herr der Welt!
Ein Blick von Dir verjüngt die Schöpfung. —
Sieh!
Die Sonne brennt auf mich; im Sande glüht
Mein nackter Fuß, und meine Zunge lechzt.
Ich wanke. Herr, mein Licht erlischt!"
Da sah
Ich vor mir einen schmalen Rasen, rings

Umflochten von Gebüsch. Ein Palmbaum stand
An einer Quelle, und auf Baum und Büschen
Hing unter Blüthen manche schöne Frucht.

Ich kostete, ich trank, ich dankte Gott,
Und legte mich zur Ruhe nieder. Sanft
Umhüllete der Schlaf mein Auge, bis
Ein Wundertraum mich schnell erweckete.

Der Geist der Schöpfung stand vor mir und sprach:
„Steh' auf, o Mensch! Du hast genug geruht
Auf diesem Beet von zehen tausend Pflanzen
Und Kräutern meines Herrn. Du bist gestärkt.
Die Hindin dort will auch verschmachten. Scheu
Erwartet sie, daß Du aufstehest." — Auf
Sprang ich und sah die Hindin mir zu Füßen,
Die Mutter war. Sie blickte froh mich an,
Und sprang zu ihrer Weide.
„Guter Gott,
Rief ich, der Du für Alles sorgest. Wenn
Dein Wink dort Sonnen lenkt, so denkst Du auch
Des Wandrers in der Wüste, daß sein Stab
Nicht breche, daß die Hindin nicht verschmachte."

Die Zeitenfolge.

Komm, Unzufriedner, näher! Tritt herzu
An deſſen Herzen Mißvergnügen nagt.
Schuf Irgendwen der Allmacht Hand zur Quaal?
Er, der nur Huld iſt, ſchuf er je zum Unglück?

Es ſprach der Mächtige: (die Wahrheit ſpricht
In allen ſeinen Werken) Euer Tagwerk
Sey Seligkeit. Mit dieſem Segen laß ich,
Geſchöpfe, euch aus meiner Hand.

Und ſieh!
Da ſtanden ſie, die Lebenden, unwiſſend
Was Leben war. Sie ſchöpften Athem, wie
Nach einem ſchweren Traum; ſie ſahn die Welt.

Und Engel ließen ſich auf Wolken nieder,
Bewundernd dieſer Schöpfung neuen Raum,
Die Wohnung ſüßer Freuden; ſahn im Geiſt
Glückſelige zukünftiger Zeiten wallen,
Und riefen, voll von himmliſchem Gefühl:

„Du haſt hier reiche Saaten ausgeſtreut,
Allgütiger! Wer kann die Ernte faſſen

In dieſen Segensgründen? Trauen wird
Der Gute Dir! Gelingen wird ſein Werk."

So ſangen ſie. Hebt eure Augen auf,
Ihr Menſchen, ſehet eures Vaters Schöpfung
Und hofft auf ihn. Auch in der Menſchheit kann
Sein Werk nicht fehlen.

Du der Welten Vater!
Ich weiß es, Worte thun es nicht vor Dir.
Beredſamkeit verſtummet. Wie ſich Kinder
Der Blumen freu'n, freu'n wir uns Deiner Schöpfung.

Wie ihrer zeitlichen Verſorger ſie
Zutrauend harren, hoffen wir auf Dich,
Und üben froh Dein Werk. Die ſchönſte Gabe
Des Sterblichen iſt ein zufriednes Herz.

Das Gegengift.

Preis ſey dem Geber! jede ſeiner Gaben
Iſt Huld- und Weisheitvoll. Er theilte ſie,
Er wog ſie ab zur langen Dauer und
Vollkommenheit der Schöpfung.

Seine Erde
Gab er nicht Engeln; Menſchen gab er ſie.
Der Menſchen Beſter iſt, wer ſelten ſtrauchelt,
Ihr Edelſter, wer bald vom Fall aufſteht.

Tief keimete das Laſter in der neu-
Geſchaffnen Erde; wild ſchoß es empor,
Gift ſeine Blüthe, ſeine Früchte Tod.

Da ſchuf er ihm ein mächtig Gegengift,
Für Thorheit ein Verwahrungsmittel, Arbeit.
Sie macht' er uns zum heiligſten Geſetz,
Den Fleiß zur Pflicht.

Arbeitſamkeit verriegelt
Die Thür dem Laſter, das dem Müßigen
Zur Seite ſchleicht, und hinter ihm das Unglück.

Willſt Du dem Feinde fluchen, wünſch' ihm Muße;
Auf Muße folgt viel Böſes, und des Kummers
Gar viel.

Arbeitſam wirkt die Seele froh;
Langweil'ger Müßiggang beſchäftigt ſie
Zur Reue, zum Verderben. Thorheit leitet
Den Müßigen. Muthwill' und Vorwitz führen
Ins Dunkel hin, wo Gott nicht iſt.

Arbeitet
Ihr Weiſen in dem Volk, befördert Euer
Und Vieler Glück.

Wo wohnt Beruhigung?
Wo Segen der liebreichen Gottheit? Wo
Genuß der Tage? Wo das edelſte
Vergnügen? Nur in Arbeit! — — —

Der Fürſt.

Zertheile dich, trübes Gewölk!
Denn unter dir wandelt der Edle,
Auf deſſen Scheitel ein Strahl
Göttliches Glanzes traf.

Er leuchtet Segen durch Länder und Reiche,
Die ſeinem Winke gehorchen,
Die an den Stufen ſeines Throns
Suchen und finden ihr Glück.

Lob dem Erbarmenden, der ihn zum Pfleger
Der Menſchheit ſetzte! Heil der Stunde, da
Sein großes Herz zum erſten Male ſchlug!
Edler! ſiebenmal edler als Tages Licht!

Was ſoll Dir Glanz des Goldes?
Was ſoll Dir Schimmer des Lobes?
Größe, die Du willſt, iſt Glückſeligkeit der Völker;
Name, den Du ſuchſt, iſt der Name, Vater.

Führ' ihn! denn dein heilig Herz
Iſt Wohnung väterlicher Huld;
Und jedes Blut der Deinen iſt das Deine,
Und jedes Leben Deiner Kinder Dein's.

Der Fürſten Feinde, das ſcheue Gevögel der Nacht,
Heuchler und Schmeichler ſcheuen das Licht,
Welches der Himmel Dir gab,
Die Demuth, womit Er Dich hoch beliеb;

Sie nahen nicht dem Thron, worauf der Herr der Welt
Dir gab zu ſitzen; fern' ihm ſchwärmen ſie;
Weisheit und Menſchenliebe treten,
Du winkeſt ſie herbei, vor deinen Stuhl —

Du höreſt ihre Rede, die Dir ſagt:
„Du biſt ein Menſch! Auch Du, o Fürſt, biſt Staub!

Sey deines Thrones werth, sey groß und gut.
Sey gut: dann bist Du groß."

Ruhm und Verachtung.

Du Thal des Irrthums, dahinab nur selten
Der Wahrheit Sonne scheinet, soll ich mich
Verwundern, wenn, erhitzt von Phantasie,
Die dich bewohnen, schneller noch erkalten
Als glühend Eisen unter Schmiedes Hand?

Du, mit dem Fluch von Täuschereien schwer-
Beladne Erde, soll ich staunen, wenn
Auf dir Bewundrung bald Verachtung wird?
Da Zufall, Glück und Gunst und eitler Schimmer
Zu deiner Achtung g'nug ist.

Jenem, der
Den Donner in der Hand, auf Nationen
Verderben schleudert und der Völker Glück
Zerschmettert, Jenem knie'st du und rufst:
„Hier Arm der Gottheit!"

Und wenn ihn das Glück,
Die falsche Braut verließ, wenn ihn der Sieg

Nicht ſeinen Liebling nennet, kehreſt Du
Dein Antlitz von ihm weg.

Oft führet Wahn
Zum Altar eines Götzen, den auch Wahn
Und Trug erſchufen; Schwärmerei und Wahn
Streu'n ihren Weihrauch ihm! da rufeſt du
Entzückt: „Hier iſt der Weisheit letzter Spruch!"

Weh ihm, dem Götzen! weh dem Altar! Bald
Wird über ihn die Maus hinlaufen, bald
Der Sperling auf ihm hüpfen.

Tolles Ding
Um Ehr' und Schand', um Ruhm und um Verachtung
Des Menſchenvolks. Mit beiden Händen theilt
Der Thor ſie Thoren aus.

Du fromm Geſchlecht!
O ſuche Ruhm und Achtung nur bei dem,
Der nicht wie Menſchen nur Gebräuchen fröhnt,
Bei dem der Werth des Guten ewig gilt.

Wer bei dem Ewigen den Wechſel ſucht,
Wer bei dem Höchſten Ungerechtigkeit

Erwartet, der verläugnet ihn.
Bewahre
Mich Herr! bewahre mein Geſchlecht vor Ruhm
Bei Thoren; Schand' und Spott iſt er vor Dir.

Die Wahrheit.

Ode von de Thou. Aus dem Lateiniſchen.

Des Himmels Tochter, freundliche Wahrheit Du,
Der Erde Schreckbild, ſtrafende Wahrheit Du,
Wo biſt Du hingeflohen, o Göttin?
Du, der Unſchuldigen letzte Zuflucht!

Wohin ich wende meinen erſpäh'nden Blick,
Wohin ich richte meinen verirrten Tritt,
Dich find' ich nirgend. Blindes Dunkel,
Trügender Wahn hat die Welt umfangen.

Doch wenn Du von uns, von dem unſeligen
Verfolgerlande zürnend die Flügel ſchwangſt,
Und Dich mein Zutritt nicht erreichet,
Höreſt Du mich in der Fern' auch gütig.

Du, der Gemüther leuchtende Führerin,
O Du, der Nebel holde Zerſtreuerin,

Die,

Die, wenn der Tritt uns faſt erſinket,
Mächtigen, hebenden Arm uns reichet.

Daß nie von banger, nichtiger Furcht betäubt,
Daß nie von leerem, blendenden Glanz verlockt,
Die Seele ſich und Den verliere,
Der auch in Irre der Menſchen Weg lenkt.

Du, die nicht Scheu, nicht trügliche Hoffnung kennt,
Du, die nicht Haß erſchüttert, noch eitle Gunſt,
Die der Verläumdung Bubenpfeile
Fern von des Redlichen Bruſt zurückwirft.

Den Ruhmeswerthen giebſt Du Unſterblichkeit,
Begrab'nen Frevel ziehſt Du ans Licht hervor,
Und Recht und Unrecht bringet Deine
Mächtige Stimm' in das Ohr der Nachwelt.

Unwiderrufbar! Keine der webenden
Drei Schickſalsſchweſtern löſ't, was die andre ſpann;
Und was der Wahrheit heil'ger Rechtſpruch
Göttlich entſchieden, das bleibt gerichtet.

Wer Dich, o hohe Göttin! wer Dich verehrt,
Der betet Gott an. Immer ein Herr ſein ſelbſt,

Spricht er der Wahrheit Recht, und übet
Jede der Pflichten für Menſchen menſchlich.

Nicht nach der Willkühr ſtolzer Trimalcions
Wird Er entſcheiden, lüſtend nach ihrem Mahl;
Wird nie ihr juckend Ohr mit ſüßem
Menſchenverderblichem Murmeln kitzeln.

Für Freunde leben, leben fürs Vaterland,
Den Frevel ſcheuen mehr als den bittern Tod,
O Wahrheit, dieß iſt ſeine Ehre,
Dieß ſein Beruf und ſein innerer Lohn dieß.

Herab vom Himmel ſenke Dich, Königin,
Und mit Dir komme ſtrenge Gerechtigkeit,
Und Schaam und Treu' der Erde wieder,
Und die ſo lang' uns entfloh'ne Einfalt.

Wir warten Deiner. Waffen und Nerv' und Arm
Erwarten alle, Göttin, von Dir allein! — —
Der Zeiten letzte nah'n; es altert
Blöde die Welt und erträumet Wahnſinn.

Schau her, wie heb: dort, Flammen und Schwer-
tern ſelbſt

Unüberwindbar, trotzend die Hyder ſich;
Zehn Häupter fallen, und aus jedem
Blutenden ſteigen der Häupter tauſend.

Des Wahnes Weltmeer wälzet der Meinungen
Auf Wellen Wellen: Religion erſeufzt
Im Schiffbruch, und der Liebe Bande
Löſen ſich auf und der Boden ſinket.

Herab vom Himmel ſenke Dich, Königin,
Mit Deiner Rechten ſtürzend des Unthiers Brut,
Die ſüßes Gift den trägen Fürſten
Täuſchend in goldener Schaale reichet.

O Du, im Schiffbruch helfende Retterin,
Dem tollen Aufruhr frevelnder Meinungen,
Der Lüſternheit und Frechheit ſteure,
Steure der heuchelnden Lüg', o Wahrheit!

Der Hunnenfürſt.

Ein Hunnenfürſt ward von raubgierigen
Tataren oft befehdet. Jetzo fordern
Sie zum Geſchenk von ihm ſein beſtes Pferd.

Die Feldherrn rufen: Krieg! — „Wie? ſprach er, Krieg
Um eines Pferdes willen? Gebet's hin!“ —

Bald kamen wieder die Tataren, fordernd
Sein ſchönſtes Weib. Die Feldherrn rufen: Krieg!
„Wie? ſprach er, Krieg um einer Sklavin willen,
Die mir gehört; um ein Vergnügen, Krieg?
Gebt ſie, die Sklavin!“

Und ſie kamen wieder
Land fordernd. „Was ſie fordern, hat ſoviel
Nicht zu bedeuten,“ ſprach der Feldherrn Zelt.
„Nein! ſprach der Fürſt, ſo lang' es mich nur galt,
Mein Pferd, die Sklavin, gerne gab ich's hin,
Des Volkes Blut zu ſchonen; doch mein Land,
Des Staates Eigenthum, muß ich als Fürſt
Verwalten, nicht verſchenken. Auf! zur Schlacht!“
Sie ſtritten, ſiegten, ſchützeten ihr Land;
Und im Triumph zurück kam Roß und Weib.

Das Kriegsgebet.

Zum Krieg zog einſt ein Schach und ſein Vezier,

Zum Kriege mit dem Bruder. Eben ging
Die Straße eines Heil'gen Grab vorüber;
Sie stiegen ab und beteten am Grabe.
„Was betetest Du?“ sprach der König zum Vezier.
„Daß Gott Dir Sieg verleihe.“
„Ich,
Erwiederte der König, betete,
Daß Gott ihn meinem Bruder gebe, wenn
Er ihn des Thrones werther hält als mich.“

Das Kriegsrecht.

Mahmud beherrschte Indien. Da trat
Ein armer Inder vor ihn: „Herr, es kommt
Aus Eurem Heer ein Mächtiger zu mir,
Der fordert, daß ich ihm das Meinige,
Mein Haus und Weib abtrete. Ungestüm
Ist seine Forderung.“
„Wenn er wiederkommt,
So sage mir's.“
In dreien Tagen kam
Der Inder nicht zum Sultan. Endlich schlich
Er scheu heran, und Mahmud eilt' ins Haus

Mit ſeiner Leibwach'. Es war Nacht. „Hinweg
Die Lichter! rief er, tödtet ihn."
Geſagt, gethan.
„Jetzt bringet Licht herbei."
Der Sultan ſah den Leichnam und fiel betend
Zur Erde nieder.
„Gebt mir Speiſe jetzt!"
Er hielt vergnügt ein armes Mahl, und ſprach:
„Hört was ich that. In meinem Heere, glaubt' ich,
Kann niemand die Gerechtigkeit ſo frech
Verletzen, ſolche Forderung zu thun,
Als meiner Liebling' oder Söhne Einer,
Drum ward das Licht hinweggeſchafft, daß dieß
Des Richters Auge nicht verblendete.
Ich ſah den Leichnam an mit Furcht; und Allah
Sey Dank! es iſt nicht meiner Lieben Einer.
Ich kenne dieſen todten Frevler nicht.
Dafür dann dankt' ich Gott, und eſſe jetzt;
Denn ſeit ich auf den Ausgang wartete,
Aß ich, bekümmert, keinen Biſſen Brod.
Des Brutus That war ſtrenge und gerecht;
Des Sultans ſtrenge, menſchlich, fromm und zart.

Das Seerecht.

Die See war wild, das Schiff dem Sinken nah,
Und alles Schiffvolk ſah den Abgrund vor ſich;
Da wagt der edle Hauptmann in den Hafen
Des Feindes ſich: „Ich übergebe Dir
Mich und mein Volk; ich rettete ihr Leben.“ —

„Bei Gott! ſprach der Gebieter, keine Schmach
Werd' ich an Dir auf meinen Namen laden.
Auf freier See, hätt' ich Dich da ertappt,
So wärſt Du mein Gefangner, und dein Schiff,
Dein Schiffvolk wäre mein; doch jetzo, da
Der Sturm Dich in den Hafen wirft, ſo ſeyd
Ihr mir nicht Feinde, ſeyd Unglückliche,
Seyd Menſchen. Ladet aus, um euer Schiff
Zu beſſern; handelt in dem Hafen, frei
Wie wir. Dann ſegelt fort mit gutem Glück;
Erſt, wenn ihr über die Bermudas ſeyd
Auf hohem Meer, dann ſeyd ihr Feinde mir;
Jetzt ſeyd ihr mir vom Unglück und dem Sturm
In meinen Schutz empfohlen. Ladet aus.“

Der betrogne Unterhändler.

Als Irokeſen und Franzoſen ſich
In Canada bekriegten, lud der Feldherr
Der Gallier die Irokeſen-Häupter
Zur Friedens-Unterredung. Ein beglaubter
Miſſionar bewegte ſie dazu
In guter Meinung; doch der Feldherr fand
Es rühmlicher, die Irokeſen-Häupter
In Ketten der Galeere zuzuſenden.

Betäubet von der unerhörten Schmach
Entflammete die Nation. Da ſchlich
Der Aelteſte der Wilden eilig zum
Miſſionar: „Wir haben Dir vertraut,
Und ſind mit unerhörtem Schimpf betrogen.
Ich weiß, Du biſt nicht Schuld daran; Du meinteſt
Es redlich; doch nicht jeder Jüngling denkt
In unſrer Nation wie ich; drum flieh!
Flieh, Fremder! Eher laß ich nicht von Dir,
Bis ich Dich ſicher weiß.“ — Er ließ ihn über
Die Grenze hin geleiten. — Edler Mann!

Gedichte

von

Jacob Balde.

Es giebt in der Wirkſamkeit ausgezeichneter Männer immer der Einzelnheiten mehrere, bei denen man vorzugsweiſe gern verweilt und deren jede den Kranz zu verdienen ſcheint, der ein Haupt mehr oder minder den entfernteren Zeiten ſichtbar macht. Hätte Herder, ſo unmöglich dieß jetzt zu denken ſeyn mag, nichts gethan, als Jacob Balde's Gedichte in deutſcher Sprache herauszugeben: es gebührte ihm um deswillen ſchon eine Stelle des Verdienſtes in der Reihe unſrer ausgezeichneteren Schriftſteller. Die Gedichte dieſes, im Jahre 1603 im Elſaß geborenen, Deutſchen ſind eine um ſo merkwürdigere Erſcheinung, weil der Dichter ſie Lateiniſch ſchrieb, weil er römiſch-katholiſcher Geiſtlicher, Prediger, Jeſuit war;

ſie geben, mit allen dieſen beſondern Umſtänden zuſammengenommen, ein vollſtändiges Denkmal jener Zeit, da unſre Sprache verachtet war, wie der Pöbel, der ſie allein im Munde führte, da Alles, was dem Gebiete des Gedankens angehört, ſich aus dem Leben entfernte, in Zellen wohnte, nur unter der Mönchskutte das Herz bewegte, und ſein Paradies nur unter dem geſchornen Scheitel fand. Was iſt ein kühner, hoher Geiſt, in dieſen Grenzen geboren und beſtimmt in ihnen zu leben und zu ſterben? Was bleibt einem Dichter, deſſen freie Seele in die Feſſeln einer dunklen, trüben Zeit geſchlagen war, wenn ſeine Klage nicht einmal bleibt? Jacob Balde's Dichtungen, ſo rein, ſo kräftig, ſo ſchön; ſo umkleidet von Römiſcher Sprache und Denkweiſe auf der andern Seite ſie erſcheinen: ſie ſind eine hohe Elegie ſeiner Zeit und ſeiner ſelbſt. Dieſen Eindruck aber machen ſie auch ſo ganz, ſo aus einem Guß, daß gegen ihre, lange Zeit — und wie leicht auf immer! — verſchollenen Klänge, die Maſſe der ſogenannten Dichtungen unſerer Tage, um es mit einem Wort zu ſagen, leer verhallt. Jacob Balde hatte ſeine Liebe, ſein Vaterland, ſeinen Gott, und das ſind

Beſitzthümer, ohne welche die Dichtung nirgend Wohnung macht. Armer Dichter, daß er dieſe heiligen Beſitzthümer unter dem Siegel ſeines Ordens beſchließen mußte und ſich ihrer nur mit einem gefangenen Herzen erfreuen konnte! Aber wie fühlt er ſich gefangen? Er ſingt:

Der iſt ein König, welcher die Furcht bezwang! —
In Gottes ſchönem Tempel, der weiten Welt,
Iſt ſeine Bruſt des heil'gen Tempels
Stiller Altar, der der Gottheit ziemet.

Nicht Rhein und Donau zeichnen die Grenzen ihm
Des Vaterlandes. Ob zu Italien,
Zu Böhmen, Prag und Rom gehöre,
Kümmert den fremden, erhabnen Gaſt nicht,

Der Gottes Welt bewohnt. Sein Pallaſt iſt
Die weite Burg, um die ſich die Sonne wälzt,
Sein Dach der Himmel. Enge Mauern
Kothiger Städte ſind ſein Bezirk nicht.

Wie jedes Jahr vom Himmel herniederſteigt,
Iſt's ihm das Beſte. Geſtern und morgen ſind
Ihm unbekannt, für heute lebt er,
Heute mit Göttern und mit ſich ſelber.

Auf Einen Punkt verſammelt, gebraucht er ſtets
Sein ganzes Leben, eben ſo froh bereit,
Die Bürde fort zu tragen, oder
Weg ſie zu werfen mit heitrem Blicke.

Der iſt ein Freimann, welcher ſich ſelbſt beſitzt u. ſ. w.

Allein der Schmerz über ſein von Kriegen zerrüttetes Vaterland ergreift ihn dennoch mächtig; Strophen, wie die folgenden, zeugen davon:

Im Einzigen Germanien
Was mangelt uns an Plagen?
Seit zwanzig Jahren fühlen wir
Des Unglücks Wechſelſtreiche.
Centauren ſchweifen hin und her,
Und drohen, hauen, ſchlagen —
Nicht viele Wunden: Deutſchland iſt
Nur Eine große Wunde.

Er ſelbſt, aus ſeiner Heimath vertrieben, beweint das allgemeine Unglück und den Tod der Helden des Vaterlandes:

Ergießet Thränen euch, benetzt
In Strömen meine Wange!

Wie Schnee in Thäler, wenn der Lenz
Das Eis zerſchmelzet, ſtröme

Die Klage mit geſchlagner Bruſt
Und mit zerriſſner Wange,
Die Helden meines Vaterlands,
Die Edlen, zu beweinen.

Da lieget Dampier, Pappenheim,
Und der mit weißen Roſſen
Einziehen ſollte, Tilly liegt
Mit andern Kriegesgöttern.

Wie Blitze trafen ſie den Feind;
Wem wandten ſie den Rücken?
Es traf der Blitz; der Schein verflog,
Und alle ſind jetzt — Namen.

In dieſem Gefühle ſchildert er ſeinen Standpunkt als Dichter:

Vergebens lockſt du mich, den Ermüdeten,
Zur Hochzeitsflöte. Ließe ſich Herkules
Die Keule winden aus der Rechten;
Liebesgeſänge mir abzuſchmeicheln

Vermag jetzt Keiner. Siehe das Vaterland
In Blut und Thränen. Siehe von Waffenklang
Und Mord und Grauſen es erfüllet;
Könnte die trauernde, ſtumme Muſe

Da lüſtern forſchen, was Hymenäus ſingt?
Mein Pegaſus, und waget' er ſeinen Flug,
Er ſchwinget ihn in ernſte Fernen,
Hin zur Geſchichte der Römer-Vorzeit.

Wie, oder hin zu jenem Barbaren-Neſt,
Das Deutſchland drohet, oder zum Lager ſelbſt
Der Deutſchen, die in wilder Irre
Länder verheeren und ſelbſt ſich würgen? —

Kommt dann zurück ermattet das Flügelroß,
Leg' ich den Zaum ihm, lege die Rüſtung ab
Und ſitze ſinnend, wie ein Conſul,
Traurig erwägend der Völker Schickſal.

Seine Liebe kennt nur ein himmliſches Ziel, ſeine Leidenſchaften umſchließt ein Name: Maria. In ſeiner Himmelskönigin vereinigt der Dichter alles, was die Natur und ſein eignes Gemüth an Lieblichkeit, Anmuth und Schönheit, an edlem, ſüßen Reiz

und

und zarter Empfindung hervorrufen. Er kleidet ſie in alle Geſtalten herrlicher Göttinnen, und ſingt in ihr ſogar dem Frühling, indem er ſie um Frieden bittet.

Einzig Holde, Zarte, Schöne,
Deren Glanz die Welt erleuchtet,
Deren Lieblichkeit den Frühling
Wiederbringt mit tauſend Blumen,
Zarten Blumen, die Dir gleichen,
Sey gegrüßet, Frühlingsmutter, Blumengöttin, ſey gegrüßt!

In dem Chor der ſchlanken Schönen,
Ihren Bräutigam zu kränzen,
Suchen Viele Gold und Kleinod.
Du, ein Kleinod ſelbſt, erſcheineſt
Wie der Mond im Chor der Sterne,
Wie die Sonn' im blauen Aether glänzend Alles überdeckt.

Wenn aus unſerm Thränenthale
Du zum Himmel wieder aufſteigſt,
Liebend wallet jeder Zephyr,
Zu berühren deine Locke;

Und den Schleier Dir zu lösen,
Drängen sich im Taubenfluge Engelknaben zu Dir an.

Darf ich was von Dir erflehen,
Königin, so laß der Sonne
Schönen Glanz uns froh genießen!
Treibe weg die bösen Tage,
Bändige der Seelen Aufruhr
Und zerbrich des Krieges Waffen, holde Friedens-
königin.

Laß den Müttern ihre Knaben,
Ihre Töchter froh erwachsen,
Töchter, wie die leichten Rehe,
Knaben, wie die jungen Löwen. —
Wenn der Rächer Wolken sammelt,
So besänftige, Du Holde! bittend ihn mit Deinem
Kuß.

Er klagt sich selbst an, daß er sie, der er seiner Lieder Anmuth dankt, zu singen versäume, und fürchtet Strafe dafür:

Wankt nicht unter mir die Erde,
Weigernd sich, den Undankbaren,

Den Vergeſſenen zu tragen,
Der ſo oft, vom Himmelsfeuer
Angeglüht, die Saiten rührte,
Und in träger Ohnmacht ſeine Nazarenerin nicht ſang?

Die ihm, was in ſeinem Liede
Lieblich iſt, den Kranz von Roſen,
Lilien und Myrthen reichte,
Die ihm, was in ſeinem Herzen
Liebe war, zur Liebe weckte;
Und in bangem todtem Schweigen undankbar ver-gaß ich ſie!

Und dann preiſet er ſie:

Aller Anmuth, aller Gnade,
Aller Huld geliebte Mutter,
Du Beſcheidene, Du Keuſche,
Sinnenrein und rein im Herzen,
Heilige, hochheil'ge Jungfrau,
Nimm von Luft und Strom und Sonne, nimm ein reines Loblied an!

Du Kryſtall, in dem ſich Himmel,
Sonn' und Mond und Sterne ſpiegeln,

Demuthvolle, die den ſtillen
Glanz der Gottheit offenbarte,
Du des ewigweiſen Rathes
Heiligthum, Gefäß der Liebe, Mutter aller Lieblichkeit!

Engel reichen Dir das Scepter,
Heil'ge Väter, Patriarchen
Neigen ſich vor Dir, der Tochter;
Jungfrau'n weih'n Dir ihre Kronen,
Märtyrer Dir ihre Palmen,
Und in Einem Lobgeſange preiſet Dich des Himmels Chor.

Friedebringerin, Du öffneſt
Sündern die verſchloßne Pforte
Zur Verzeihung. Aller Kranken
Pflegerin, Du, der Betrübten
Arzt und ſüßer Troſt und Labſal,
Retterin zu Land und Meere,
Du, der Sinkenden im Schiffbruch, der Verirrten Retterin,

Alle Chriſtenheere danken
Dir den Sieg. Du giebſt der Erde,

Wirst ihr geben Fried' und Freude;
Darum feiert Dir der Aether,
Darum wallen die Gestirne
Liebend um Dein Haupt; es küssen Mond und Sonne
Deinen Tritt.

Auch dieser Lobgesang an die Maria schließt mit einem Hinblick auf das allgemeine und das eigne Leiden des Dichters:

Führe mich mit Deiner Rechten
Hin durch Krieg- und Weltgetümmel;
Unverrückt will ich Dir folgen, wie durch Freude so
durch Leid.

Diese fast durchgängige trübe Betrachtung einer düstern Gegenwart läßt dem Dichter sogar die ganze Weltgeschichte in einem gleichen Lichte erscheinen, mit dem Grundgedanken der endlichen Zerstörung und der darauf ruhenden Eitelkeit alles Irdischen. Solche Ansicht faßt er kurz zusammen:

Sie fraßen selbst einander sich,
Des Ungeheuers Glieder,

Das goldne Haupt *) ſank in die Bruſt,
Die Silberbruſt der Perſer,
Die Bruſt verſchlang der weite Bauch
Des ehrnen Alexanders,
Den weiten ehrnen Bauch durchſtach
Mit kurzem Schwerte Roma.

Und Roma ſelbſt, wie lange blieb
Ihr ihre Kraft und Schöne?
Erblickte ſie im Tiber ſich,
Sie ſpräche zu ſich ſelber:
Iſt das mein Antlitz, meine Stirn,
Mein Mund und meine Wange?
Wo iſt die Krone meines Haupts
Mit Remus Blut gefärbet?

Dieſe Anſicht wendet er dann auf ſich ſelbſt an, und auf ſeine Dichtung:

O Eitelkeit, o Eitelkeit,
Auch meines Liedes Schickſal!
Geleſen und vergeſſen; gar
Geleſen und verachtet.

*) Der Welt.

Das Richtige erkaufet man
Mit Gold und Müh' und Sorge;
Das dauernd Unvergängliche
Gilt uns um keinen Heller.

Arme Hendekasyllaben und Jamben
Und elegische Verse, das ist unser
Lohn: wir werden verlacht. Man spricht zum Dichter:
„Wahrheit billiget man; das Eitle liebt man."

Nach dieser kurzen Charakteristik des Dichters mag es für unsern Zweck genügen, die vorzüglichsten unter den uns von Herder Deutsch überlieferten Gedichten desselben hier aufzuführen. Daß die Alten, insbesondere die römischen Dichter, seine Vorbilder waren, das brachte schon die Sprache, deren er sich bediente, mit sich; und man kann wohl in diesem äußeren Umstande zugleich alle innern Ursachen für ausgesprochen ansehen, die damit auf das innigste verbunden waren. Auf eine übertriebene Weise hat man die vereinigten Vortrefflichkeiten der römischen Dichter zum Ausdruck seines Lobes umgestempelt und ihm das Königliche des Maro, das Fruchtbare des Naso, das Hohe des Statius, das Gewichtige des

Seneka, das Beißende des Juvenal, die Scherze des Catull, die Fülle des Horaz zugeschrieben. Unbedingte Lobpreiſungen erregen jedoch immer den Verdacht, daß ſie verneinende Größen enthalten könnten, und ſind das ſicherſte Mittel, einem gefeierten Namen um eben ſo viel zu ſchaden, als ſie ihm der Ehre zuviel beilegen.

Die Täuſchung.

Welche hohe Geſtalt ſchwebt über'm Haupt mir,
Glänzend, wie ein Geſtirn, auf goldnen Flügeln?
Jüngling, zeigeſt Du mir und bringeſt mir die
Grünende Krone?

Dreimal winket er mir und ſchlägt die Schwingen;
Jetzo ſitzet er nieder, meinem Scheitel
Nahend. — Soll ich nehmen den Kranz? — O
wehe,
Lachend entflog er!

Böſer Knabe, Du ſpotteſt meiner. Habe
Und behalte den Kranz, den nie ich ſuchte;
Ohne Lorbeer, an dem die Ziege naget,
Bin ich ein Dichter.

Beifall.

Allen immer gefallen iſt ein Glücksſpiel.
Wenigen gefallen ein Werk der Tugend,
Wenn's die Beſſeren ſind. Gefallen Niemand
Schmerzet und kränket.

Soll ich wählen? ich wähle gern die Mitte:
Wenigen gefallen und nur den Beſten.
Aber unter Beiden, ob Allen oder
Keinem? — o Keinem!

Kronen.

Iſt dem alſo? So iſt's! Es ſtürzen die Trümmern der Reiche,
Wenn lange ſie den Fall gedroht,
Ueber der Könige Haupt.

Dann ſteh'n Wunden und Beulen, die ſonſt die Krone bedeckte,
Und Schmeicheleien, lang' genährt,
Offen dem Auge der Welt.

Keine Edelgeſteine, kein Glanz des Tyriſchen Purpurs,

Kein ſternefunkelnd Diadem
Lindert den brennenden Schmerz.

Alſo iſt es. Zur Luſt iſt nicht die Krone geſchaffen,
Der Völker Laſt, in ſie geknüpft,
Drücket und eitert zuletzt.

Gebe Jupiter dann den Königen prächtige Kronen:
Mit weicheren Kränzen zieret uns
Dichtern Apollo das Haar.

An einen furchtſamen Dichter.

Auch Dich lächelte Phöbus mit holdem Frühlingsblick an:
Denn Deine Muſe gefällt.
Und Du zweifelteſt noch, ob Dich auch Fama begünſte?
Freund, o verbanne die Furcht!
Koſtete nie dein Cenſor die Quelle des Pindus, ſo iſt er
Pöbel; und koſtet' er ſie,
Wär' er Pindarus ſelbſt und Horaz, er verdammte Dein Werk nicht;
Oder mir lüget Apoll.

Horche den Zeiten umher. Laut bellt und ſchnattert der Unſinn;
Aber o ſinget ein Schwan
Dir zur Seite; was heiſcheſt Du mehr? Zähl' alle die Dichter,
Wenige ſingen, wie Du.
Manchem lachte die Pforte Venuſia's *); aber nicht Allen
War ſie zu grüßen gegönnt.
Mehrere preiſen den runden, den graziſchen **) Mund; doch ein Ring hängt
Ihnen in Phraſen davor.
Andere öffnen ihn breit, wie der Landmann. Breit wie der Landmann
Säen ſie Verſe daher.
Andere jagen in hohem Galopp; und in Mitte der Bahn ſteht
Pegaſus ſcheuend am Sumpf.

*) Geburtsort des Horaz. Das Sprichwort „Nicht Jedem wird es ſo gut, nach Korinth zu gelangen" wird hier auf Venuſia angewendet.

**) Das os rotundum der Griechen, d. i. ihr klarer vollendeter Ausdruck.

Dieſem fehlet die Kunſt und dem Andern Natur und dem Dritten
Fleiß, der beide vereint.
Denn vereint er ſie nicht, und übte die Künſtlerin Pallas
Dich nicht in Wachen und Müh',
Ó ſo warfſt Du vergebens den Pinſel, daß er zu Schaum wird *);
Lüfte verwehen den Schaum.
Freund, Dich hat aus edlerem Thon zum ſchöneren Anblick
Günſtig die Sonne geformt;
Aechte Geſteine, mit Gold umfaßt, ſind Deine Gedanken,
Deine Worte Kryſtall.
Zärtlich weinet die Elegie, und der ſteigende Jambus
Kämpft in Deinem Gedicht,
Honig ſtrömet Dein Sapphiſcher Vers. — Wie manche der Sänger

*) Anſpielung an das Mährchen von jenem Maler, der ſich, den Schaum eines rennenden Pferdes zu malen, lange gequält hatte, jetzt alſo den Pinſel verdrießlich hinwarf und ſiehe der Schaum ſtand da!

Logen zu Schwänen ſich um,
Schlichen hinein in die heiligen Haine der Pallas und krächzen
Ewig nur Krähengeſang.
Dieſem ſchwillet die Ader; die Bruſt ertönet, ein Aetna
Strömet Flammen und Graus.
Andere putzen den Vers, wie die Aeffin ſtreichelt die ſchöne
Holdgeborene Frucht,
Drücken in jedem Wort ihn an's Herz, bis der ſüße Gedanke
Zärtlich am Herzen erſtirbt. —
Freund, erſtorbene Blumen, und faßteſt Du ſie in Smaragd ein,
Oder in lauteres Gold,
Du verkaufeſt Leichen in goldenem Sarge; dein Epos
Heult wie ein Jammergedicht.
O Galarin, was deine Geliebte nach Jahren der Jahre,
Was deine Muſe gebiert,
Mache ja, daß es lebt, und das Licht der fröhlichen Sonne

Schaut mit frohem Geſicht!
Iſt es ein Knabe, ſo werd' es ein Held, der Thaten beſinget,
Ihnen zum Ruhme wie Dir;
Oder ein Mädchen und hinkt mit dem Einen Fuße, ſo hink' es
Tanzend mit zierlichem Fuß *).

An einen deutſchen Schriftſteller.

Geh', ich neide Dich nicht. Vollführe das Werk und gewinne
Läſterung Dir zum Lohn!
Eile, der Welt zu ſchenken ein Buch, das Herkules ſelber
Kaum zu tragen vermag. —
Wenn wir ſchreiben, ſo bringen wir Deutſche mit ängſtlicher Eile
Blinde Hündlein an's Licht;
Kurzer Ruhm und ein langer, verdrießlicher Ekel verfolgt uns,

*) Anſpielung auf das heroiſche und elegiſche Sylbenmaß der lateiniſchen Sprache.

Daß man uns nennet — gelehrt.
Wie die Taube der Venus, ſo fleucht ein Blatt in die Lüfte
Und kehrt nimmer zurück.
Wie die Frühlingsſchwalbe; ſie freut ſich des freieren Lebens
Und kehrt nimmer zurück. —
Deutſche Natur iſt's, hohe Gebäude von Hirn zu erbauen,
Etwas in Allem zu ſeyn,
Maler und Todtengräber, Sterndeuter, Färber und Tänzer,
Gerber, Schmidt und Poet.
Und wohl dazu noch gar ein Bote der Götter, ein Augur:
Alles ſind wir und nichts. —
Deutſche Natur iſt's, viele Papiere mit offenem Munde
Auszuwerfen vergnügt.
Raſend läuft man dem Ruf in den Rachen: es wäre ja Schande
Langſam zu ihm zu gehn.
Und zum ſchnelleſten Ruhme erſchwingt ſich mit Dädalus Flügel

Jeder trägeſte Kopf,
Achtet der Feile nicht, kennt nicht den glättenden Bimſtein,
Krauete nie ſich das Ohr.
Daher ſeufzen die Preſſen von ungeſcheuetm Schriften,
Jeder Buchſtab erſeufzt.
Und Italien lacht, Hiſpanien, jegliches Ausland
Lachet, wenn man — uns kennt.
Aber wir nähren als Patrioten mit unſeren Schriften
Motten und Krämer dafür.
Sey Du anderer Art, o Geliebter, wenn Du die Ehre,
Wenn Du das Vaterland liebſt;
Wenn Du Dir rathen läſſeſt, o ſteur' entgegen dem Strome,
Schäme der Feile Dich nie!
Zehnmal glätte die Tafel von neuem, und lege den Finger
An die Lippe. Du darfſt
Ihn Dir blutig auch kau'n. Aus dieſem blutigen Tropfen

Springt

Springt eine Pallas hervor.
Wer von der ſpäteſten Welt ſich Ehre wünſcht, der ehre
Selber die ſpäteſte Welt.
Dann läß Feinde verläumden; es mag dein grauſamer Freund Dich
Tadeln; der Tadel verfliegt,
Und Dir bleibet dein Werk. Dein Ruhm erwächſt wie die Eiche
Langſam, die Pilze zerſtäubt.

Das Schachſpiel.

Warum ſchlagen wir noch Bücher und Blätter auf?
Alle Lehre Sokrat's über die Nichtigkeit
Unſres Erdgedrängs lehret im Spiel uns hier
Ein mit Puppen beſetztes Brett.

Sieheſt Du, Freund, wie das Glück Würden und Aemter theilt?
Wie's die Plätze beſtimmt? wie ſie im Wechſel ſind?
Freund, ſo ſpielen auch wir, ſelber ein Spiel des Glücks,
Ungleich, aber im Ausgang gleich.

Mächtig ſtehet ein Heer gegen das Andre auf:
Hier Trojaner und hier tapferer Griechen Reihe,
Stark mit Thürmen verwacht. Muthige Ritter ſtehn
Vor den Thürmen. Es ſchweigt das Heer.

Wartend ſchweiget das Feld; denn die Gebieter ſind
Noch im Kampfe mit ſich, ſinnen Entwürfe. Furcht.
Und die Ehre gebeut. Jetzo beginnt die Schlacht,
Arme Bauern, in Euren Reih'n!

Schau', ſie fallen dahin. Siehe, mit ihrem Blut
Wird der Lorbeer erkauft. Ihre Gefilde mäht,
Ihre Hütte beraubt Jeder der Streitenden:
Sie nur haben die Schuld verübt.

Armer Corydon, Du! armer Alexis, Du!
Liegt und ſchlafet. Die Herrn ſtehen noch hinter euch. —
Auf dann, wappne Dich, Mann, wenn Du gleich Bauer biſt,
Werd' ein ſtreifender Tamerlan.

Doch wer ſpringet hervor? Liſtiger Springer, Du!
Aus der Mitte des Heers, über die Köpfe der
Kämpfer? Willt Du zurück, Parther! Es hütet ſich
Vor Dir Schwarzen das ganze Feld.

Und doch wünſchet ſich auch keiner den Tod von Dir,
Narr und Läufer. Du haſt eine beträchtliche
Zunft in unſerer Welt. Narren und Läufern ſtehn
Häuſer offen und Hof und Zelt.

Sieh, die Königin regt als Amazone ſich,
Geht, wie Ihr es beliebt; Damen iſt viel erlaubt.
Vor ihr weichet hinweg Ritter und Elephant,
Bauern, Porus*) und Hannibal.

Alles weichet der Macht weiblicher Krieger, die
Viel begehren und viel wagen. Sie kennen nicht
Das zu Viele. Die jetzt ihren Gemahl beſchützt,
Iſt's, die jetzo den Herrn verräth.

---

*) Ein König in Indien.

Schach dem Könige! Tritt, höchſter Gebie-
ter, ſelbſt
Von dem Platze der Ruh. Traue die Majeſtät
Nicht Beamten allein, nicht der Gemahlin an;
Aber leider, es iſt zu ſpät.

Schach dem Könige! Schach! — Siehe,
geendet ſind
Unſere Züge. Du ſiehſt Ritter und Bauern
jetzt,
König, Springer und Narr hier in der Büchſe
Grab
Durch und über einander ruhn.

Alſo gehet die Welt. Lictor und Conſul geht
In die Büchſe; der Held und der Beſiegte.
Du vollführe Dein Amt; ſpiele des Lebens Spiel,
Das ein Höherer durch Dich ſpielt.

Beim Anblick einer Karte des Weltſyſtems.

Sieh, o Memmius *), ſieh den wunderswürdi-
gen Punkt hier,

---

*) Ein vom Dichter hochverehrter Staatsmann.

Auf welchem ſeit Jahrtauſenden
Cäſare Krieg geführt:

Sprich, wo breitete ſich die weite Pharſaliſche Eb'ne?
Wo iſt der Waſſertropfen, der
Xerxes Armade verſchlang?

Und doch ſtanden ſie dort bei Philippen, die ſchreck-
lichen Heere;
Vor Xerxes Flott' erzitterte
Nereus, ſo ſinget das Lied.

Dieſes Punktum theilet man ſich mit Feuer und
Schwertern,
Von nah' und ferne fallen dann
Heere der Menſchen dahin.

Ballſpiel ſpielen die Fürſten; ſie ſchlagen den Ballen
zur Erde;
Aufſlieget er; und Jeder rafft,
Was er vermochte, für ſich.

Auf dem Punkt hier donnert der Zufall; ſeine Ge-
ſchenke

Verkauft das Glück; die Liebe ſchenkt
Thalamus *), Wiegen und Sarg.

In dem Punkt hier ſind die Tyrannen-Neſter. Wo
Jener **).
Sich ſtellte und verſtellete,
Capreä liegt in dem Punkt.

Hier regierten die Galba; Neronen ſangen und
tanzten;
Hier bauete ſich Adrian
Seine Aegyptiſche Burg.

Und noch immer erreget der Punkt ſo heiße Be-
gierden;
Zu Schlachten ruft die Ehre, ſie
Ruft in das blutige Feld.

Arme Streiter! Ihr ſchifft in einer mäßigen Urne;
Ein kleiner Mückenflügel deckt
Alles, worüber ihr kämpft.

Habſucht zeih' ich euch nicht; in gar zu engen Ka-
nälen

*) Hochzeitbett.
**) Tiberius.

Beſchränken eure Wünſche ſich,
Nur um ein Pünktchen des Punkts.

Ich bekenne den Stolz; mein Geiſt treibt höhere Wünſche,
Vom Himmel ſtammend, ſchwinget er
Ueber den Staub ſich empor,

Und durchwandert die Welt. Mein großes Haus iſt der Himmel;
Kein Erdenwinkel ſchließet mich
Ein wie den räudigen Hund.

Mein Ocean iſt der Aether; in ihm verlieret der Punkt ſich.
Mein Ziel der Wünſche, meine Bahn
Iſt das Unendliche, Gott!

Nach der Eroberung Breiſachs *).

Des Flaccus Cither reiche mir, Knabe, die
Dort an der Wand hängt; jene, die ſilberne,
Nicht dieſes Rohrgewächs, das Pan mir
Nur zu Geſängen der Landluſt ſchenkte.

*) Im dreißigjährigen Kriege.

Was ſoll mir Buchsbaum? Jene, Böotier,
Die Dir zur Hand iſt, weißt Du nicht, wie ich längſt
In ihre ſcharfen Silbertöne
Liebende Thränen und Trauer miſchte?

Nun ſchleuß die Thür und ziehe den Riegel vor,
Daß meine Seufzer, Seufzer um Vaterland,
Kein fremdes Ohr belauſche. Muſe,
Gieb mir, o Muſe, Geſang zu Thränen!

„Wo Gott der Herr nicht ſelber das Haus beſchirmt,
Wo Gott der Herr nicht ſelber die Stadt bewacht;
Umſonſt ſind eure Wäll' und Thürme,
Wachen und Sorgen, ſie ſind vergebens.

Des Reiches Bruſtwehr, unſeres Jupiters
Tarpejerburg hat Brennus *) erobert!" — Wer,
O Knabe, hat an dieſer Cither
Alle die Saiten gelöſet? Wer hat

Unglücklicher, die Töne mir ganz und gar
Verwirret? Stimm' ein andrer Flaccus ſie! —

*) Bernhard von Weimar

Mich ekelt der ſinnloſen Mühe. —
Reiche den Becher! hinweg die Saiten!

Die Kriegszucht.

Der Feldherrn giebt es wenige, denen Mars
Auch ohne ſeine Cypria wohlgefällt;
Die an den Schild die keuſchen Schläfe
Muthiger drücken im kalten Lager.

Was tönen dort für Stimmen im Kriegsgezelt?
Geſchrei der Kinder, Weh der Gebärenden.
Wen träget jene Schaar von Wagen?
Weibergepäck; o der Zeiten Schande!

Denn ſtumpfte Venus jeglichem Helden nicht
So Schwert als Lanze? ſpannte den Bogen ihm,
Und Arm und Muth ab, daß die ſtrengen
Sieger, ein weichliches Heer, erlagen.

Mein Zeug' iſt jener Punier *). Kapua **)
Beſiegte Cannä's Sieger. In Wolluſt ſank

---

*) Hannibal.
**) Verſtehe: die wollüſtigen Gegenden Campaniens.

Das Heer zu Boden, deſſen Fußtritt
Spanien, Gallien, Rom erbebt war.

Entfernt dem Lager bleibe das Weib. Und fern
Dem Lager bleibe nichtige Deuterei. *)
Dein Glückeszeichen ſey, o Krieger,
Männliche Bruſt und gerechte Sache.

Denn ſängen Schwäne ſieben- und ſiebenmal
Dir Siegesſänge; brütet im Herzen Dir
Des innern Vorwurfs ſtumme Kröte,
Furien ſingen Dir in den Schwänen.

Dem Vaterlande fließe dein edles Blut
Zum Friedensopfer. Frieden erkämpfe dein
Umlorbeert Schwert, und deine Lanze
Sprieße zum ſchattenden ſchönen Palmbaum.

Krieg iſt Entſcheidung. Wer ſie im Augenblick
Verſäumt; es ſäum' ihn Träge, Vermeſſenheit,
Vergnügen, Stolz — er iſt ein Räuber,
Räuber und Mörder des Vaterlandes.

Wie viel der Reiche, o wie ſo manchen Sieg
Verdarb Ein Dämon, neidiſche Eiferſucht!

*) Abergläubiſches Erforſchen der Zukunft.

Europa ſeufzet drob, und Knaben,
Mädchen erzählen, was ich beweine.

Ein ſchneller Zaudrer (Fabius *) hieß er einſt)
Beſchwingt zu Thaten, wenn er zu ſäumen ſchien,
Er eilet langſam, bis die goldne,
Reifere Frucht in den Schooß ihm ſinket.

Des Cadmus Enkel **) mögen im Streite ſich
Einander würgen; führe Du off'nen Krieg,
Mein Feldherr, und dein Lager werde
Keine Arena der falſchen Ehre.

Umſchanze deine Zelte mit Pflicht und Recht;
Um keinen Preis verletze das heil'ge Wort,
Das Du gegeben; Ehr' und Treue
Glänze Dir ſchöner, als Gold und Perlen.

Ein Sieger, der den Himmel und ſich verſchwur,
Iſt ein Beſiegter; richterlich folget ihm
Die ſtille Nemeſis und zeichnet
Was er berührt und Ihn zum Opfer.

---

*) Der Röm. Feldherr Fabius Maximus Cunctator.

**) Die aus Cadmus Saat von Drachenzähnen entſtandene Brut.

Dem Unterjochten, der Du ein Feldherr biſt,
Laß Joch und Ochſen; laß ihn die Felder bau'n,
Und gönne ſeiner Saat zu wachſen,
Daß ſie Dir reife zur Bürgerkrone.

Wann werden meine Lehren erfüllet? Dann,
Wann alle Ströme meines Germaniens
Im Lauf umkehren, und der Rhein ſich
Eilig zurück in die Quelle wälzet.

Deutſchlands Klagegeſang *).

Den Kranz von Roſen leget Germanien
Zur Erd' und ſtreuet Aſche ſich auf das Haupt;
Ihr Antlitz welket. Ihre Locken
Fliegen zerſtreuet umher. Was tönen

Für Klageſeufzer hoch zu den Wolken auf?
Unüberwindbar mächtige Königin
Der Völker ſitzeſt Du als Wittwe
Nieder am Boden, und ſchlägſt die Bruſt Dir?

*) Der Dichter hat ein ganzes Buch „Threnodieen" den Klagen über ſein Vaterland gewidmet.

„Was athm' ich länger? Ich, die Verachtete!
Des Feindes Beute, Beute der Spottenden,
Ich ringe zur Geburt und kann nicht,
Kann nicht gebären. O welchem Schickſal

Erſpar' ich mich? von innen und außen gleich
Bedrängt, begraben. Neben einander liegt
Macht, Ehre, Tugend, Glück und Würde.
War es nicht Höhe, die mir zum Fall ward?

Wo ſind die Zeiten, als ich der Erde rings
Geſetze gab; hinüber den Alpen, dort
Am Belt, der Tiber, an der Schelde,
Weichſel und Rhone, wo ſind die Zeiten?

O gebt mich wieder meinen gefürchteten
Eiskalten Wäldern, wo mich ein Tacitus
Lobpries, und meine tapfern Söhne,
Biedre Söhne, die Mutter ſchützten.

Das Opfer.

Opfer flammen nicht mehr auf unſern heil'gen Altären,
Seit ſich ein Gotteslamm zur Söhnung gab;

Dennoch weiß ich ein Opfer, das angenehm zu den Sternen
Und lieblicher, als Weihrauch, aufwärts ſteigt.
Soll ich der Opferer ſeyn? Ihr Hohen, bringet das Thier her,
Das häßliche, das kalte Mein und Dein.
Reiche das ſchärfſte Meſſer, o Knabe; mit heiligen Binden
Und Kränzen führt es feſtlich zum Altar.
Sprenget Waſſer und ſtreuet Salz. Du, zünde die Flammen,
O Knabe, ja nicht mit Cypreſſen an,
Nicht mit der Ceder; mit Bäumen des Vaterlandes, und hingen
Eh'brecher, Räuber, Dieb' und Mörder dran;
Schaffe mir viel von dem edlen Gehölz. Jetzt fache die Lohe
Mit Schwefel, Harz und Drachenkugeln, wie
Einſt ſie der Bel zu Babel genoß. Jetzt alle die Ballen
Sophiſtiſcher Staatsſchriften oben drauf.
Schaut, wie die Flamme ſteigt! Nun, Ungeheuer, zum Altar!

Entſühnend weih' ich Dich den Himmliſchen.
Singet den Opfergeſang. Wohlauf! — Es ziſchet die Flamme;
Die Funken ſprühn, der Aether heitert ſich.
Schaut! Sie ſinken hernieder, des Himmels heilige Jungfrau'n:
Religion und Treu' und Redlichkeit,
Einfalt, Frieden und Heil. Im Tanze der Grazien ſchwingen
Sie dreimal ſegnend ſich um den Altar.
Hört ihr der Seligen Lied? Die Geſtirn' antworten dem hohen,
Dem ſüßen Jubel. Welch ein holder Duft
Steiget vom Opferaltar! Die Bäume rings und die Wieſen
Erquickt der Anhauch; ſchöner grünen ſie.
Iſt Elyſium hier? Dort niegeſehene Roſen!
Bin ich in Päſtum? Blüht Hymettus hier?
Dort Alcinous Hain? *) — Geſöhnt ſind eure Verbrechen,
Der Himmel lacht, die Erde freuet ſich.

*) Die ſchönſten Gegenden des Alterthums.

An die Deutſchen.

Unſre Väter, o Deutſchland, meine Sorge!
Waren nicht, wie wir jetzt ſind. Lies der Vorwelt
Biedre Sitten und präge deiner Jugend
Sie in's Gemüth ein!

Mittelglück iſt das goldne Glück des Lebens;
Breite nicht das Gefieder über's Neſt aus,
Nimm die Hacke zur Hand und übe deine
Munteren Kräfte!

Auch mit Wenigem, Wen'gem lebt man glücklich.
Zu verſchmähen den Reichthum iſt auch Reichthum;
Nüchtern-fröhliche Armuth machet nüchtern,
Tapfer und fröhlich.

Krieg, um Kriege zu führen, iſt ein Wahnſinn;
Um des goldenen Friedens willen führt man
Kriege, daß in die Sichel ſich des Schwertes
Schärfe verwandle.

Sieh' auf andere Länder! Ziehn umher ſie,
Daß ſie nirgend in aller Welt, als ſich nur
Fremde bleiben? Sie ſehn das Ausland an mit
Stolzer Verachtung.

Und

Und Du Deutſcher allein willt deine Mutter,
Aus der Fremde gekehrt, Franzöſiſch grüßen?
O ſpei' aus, vor der Hausthür ſpei der Seine
Häßlichen Schlamm aus!

Rede Deutſch, o Du Deutſcher! Sey kein Künſtler
In Geberden und Sitten. Deine Worte
Sey'n wie Thaten, wie unerſchütterliche
Felſen der Wahrheit.

Ein keuſche Veſtalin, deine Tochter,
Dien' am Heerde des Hauſes, nicht am Altar
Cytherens, damit die Jungfrau würdig
Trage den Brautkranz.

Vom erwachſenen Baume, nicht vom Sträuchlein
Sey die Fackel, mit der ihr Hymen leuchte.
Eine Männin die Braut; die Schwieger ſey ihr
Mutter und Freundin;

Zucht und Ehre den beiden Hausgenoſſen
Heilig; ſchnöde Gewinnſucht Beiden ſchändlich.

Arbeit und die Muſe, Geſchäft und Umgang
Theile die Stunden.

Deutſchland, lerne den Fleiß durch Preiſe fördern!
Lob befruchtet die Seele, wie der Acker
Milder Regen, damit die Saat im erſten
Wuchſe nicht ſterbe.

Aechtes Gold und die alte Biedertreue
Kehre wieder zu uns, daß Freunde: Seelen
Sich den Freunden eröffnen, und der Sohn den
Liebenden Vater

Mit gebrochenem Herzen, nicht mit falſchen
Heuchelthränen des Krokodills begrabe!
Neid erſterbe. Der Stolz auf hohen Stelzen
Stürze zum Abgrund.

Die eigenwillige Leier.

Eitel iſt, auch die Dichtkunſt ſelbſt iſt eitel!
Oft beſchämet ſie uns; uns täuſcht Apollo,
Daß die Leier unwillig uns die liebſten
Töne verſaget.

Huldreich lachte der Morgen. Dort am Himmel
Stand der bleichende Mond; indeß die Sonne
Aus dem Bette der Rosen stieg und freundlich
Alles umstrahlte.

Vögel sangen; sie hatten kaum verlassen
Ihre Nester; vor allen sang die holde
Königin der Gesänge, die dem Dichter
Frühe den Schlaf raubt.

Auf stand ich und beschaute weit den Himmel,
Schaute munter umher die rege Schöpfung.
„Laß uns singen," so sprach ich, „holde Leier,
Morgengesänge,

Frohen Morgengesang dem Vaterlande!
Könnten unsre Töne des armen Deutschlands
Jammer stillen, und seiner bittern Thränen
Ströme vertrocknen!"

Munter griff ich; die widerspänst'ge Leier
Tönte fremden Gesang. Wie Balaam *) dort
Mußt' ich Segen singen, den ich im tiefsten
Herzen verwünschte.

---

*) S. 4. Buch Mose. Cap. 23.

Alſo wallet im Meer das ſchwache Segel,
Widrigem Wind' ein Spiel, indeß das Steuer
Machtlos kämpft und die Ruder und der Schiffmann
Traurig erſeufzen.

Stärker griff ich den Ton. Des Vaterlandes
Unbezwingliche Glut im Herzen ſollte
Glück ihm ſingen, und ach, im Todesfroſte
Starrte die Hand mir.

Wie im Schlafe, ſo ſang ich: „Hohes Deutſchland!
Laß den Kummer hinweg! Die Feinde fliehen;
Ein glückſeliges Land, Du wirſt es bald ſeyn
Allen zum Neide.

Reich an edler Berathung! Reich an Klugheit,
Wie an tapferem Muth! an Fürſtentreue,
Wie an Treue des Volks; an ſeiner Glieder
Innigen Eintracht,"

An Vernunft, am Geiſte des Vaterlandes!" —
Alſo ſang' ich matte gezwungene Töne;
Andre gab mir Apollo nicht, und hätt' ich
Wilde zerriſſen

Meine Saiten. O eitel iſt die Dichtkunſt!
Oft beſchämt ſie uns, uns täuſcht Apollo,
Daß die Freundin Leier uns ihre liebſten
Töne verſaget.

Die heilige Begeiſterung.

Von Himmels Auen führ' ich ein Roß Dir vor,
Von Au'n der Sterne! Keines der goldnen, die
Apollo treibt, Adraſts Arion,
Siegend im Kampfe mag ihm ſich gleichen.

Nicht Pollux Roß mit flammenden Fittigen,
Nicht Xanthus, der den ſtolzen Peliden trug! *)
Schau', wie das goldene Gebiß es
Beißet und ſchüttelt mit edlem Unmuth

Den Zaum-Smaragd, ſein glänzendes Halsge-
ſchmeid,
Und ſchäumt, als ob es Zügel und Edelſtein
Und Schmuck verachte! Am erhob'nen
Prächtigen Nacken wie fliegt die Mähne,

*) Apollo's Sonnenpferde, Adraſtus, Pollux; Achilles Roſſe ſind in Gedichten berühmt.

Die nicht der Hebrus, nicht der Argäer *) Reif
Geſpült; es wuſch ſie heilige Jordanfluth,
Des blauen Himmels und des Meeres
Dunkleres Blau iſt des Roſſes Farbe.

Jetzt vor der Rennbahn ſtehend des Erdelaufs
Blickt es hinauf gen Himmel. Es wird Dir nie
Den Hals zum Ackerpfluge beugen,
Oder zu wühlen in Cyperns Scholle. **)

Nicht mahlen Dir im ſchmählichen Mühlengang,
Nicht tragen ein unwürdiges Joch der Müh';
Auch des gemeinen Ruhmes Bahnen
Edel verſchmähend erhebt das Haupt es,

Und' ſtürzet ſchnell wie Winde, wie Blitze ſchnell
Durch Feu'r und Fluthen, über die Felder hin,
Daß ſeinem Hufe kaum der Halm ſich
Beuget, es netzet ihn kaum die Welle;

---

*) Argos erzog kriegeriſche Roſſe; dem Thau oder Reif ſchrieb man in bergigen Gegenden ihren Glanz zu.

**) Im Reich der Wolluſt dienen.

Dahin, wohin ſein höherer Trieb es ruft,
Wie Donner tönt ſein freudiges Ungeſtüm,
Wenn die Drommet' erklingt; es ſchnaubet,
Stampfet den Boden und eilt zum Streite,

Und achtet weder Pfeile, noch Lanz' und Schwert,
Noch Fackeln, die ihm drohend entgegenwirft
Der Zorn, die Ehrſucht, die Begierde,
Oder der blähende Stolz des Feindes.

In Kampfes Mitte kennet es keine Flucht;
Von fernher witternd, mitten im Sturm des Streits
Erſpäht's Neronen, Maximinen,
Deciern*) ſchnaubet es Grimm und Weh zu,

Und tritt zu Füßen, was ihm entgegenſtrebt,
Und hebt den Reiter hoch zum Olymp empor
Als Sieger. Kreiſend in den Lüften
Träget es ihn zu Elea's Palmen.

Schwing' auf das Roß Dich, Edler! Es fliegt mit Dir
Hindurch das Leben, über Gefahren hin!

---

*) Den Verfolgern der Chriſten.

Ergreife nicht den Zügel; muthig
Träget es Dich zum Olymp und ſicher.

Gott.

Hangen wir alle denn von Einem mächtigen Blick ab;
Wohl! ſo ſey es gewagt,
Alles Ihm zu vertrauen, nichts für uns ſelber zurück zu
Halten; wir hangen an Ihm.
Will Er, daß wir treiben den Pflug in Lybiſchem Sande;
Oder in Caucaſus Schnee.
Will Er, daß in Joniens Meer wir kreuzen, und ſtocken
In Karpathiſcher Bucht;
Mögen Andre des Meer's Untiefen meſſen und horchen
Auf der Vögel Geſchrei;
Aengſtlich lauſchen, wohin die Lüfte ſtreichen? Der Neumond,
Was er mit ſeinem Geſicht
Prophezeie? ob dunklere Nebel, wie, oder mit heiterm

Antlitz glückliche Fahrt?
Ob er ſchlummre, oder mit ſeinem Horne den Abgrund
Wühle zu Fluthen empor?
Hieß uns gehen der Gott; ſo hält kein Nebel-Orion
Unter den Wellen uns auf;
Spaltet er auch mit ſeinem Orions-Schwerte das Schiff uns,
Brüder, uns rettet ein Bret.
Auch mein Alter meſſ' ich nicht mehr nach Jahren der Sonne;
Hang' ich am ſonnigen Strahl?
Meine Senn' iſt ein höheres Licht, ein ſchöneres; dieß nur
Zählet die Stunden mir ab.
Ueber des Himmels Bogen und über alle Geſtirne
Spann' ich zum ewigen Ziel
Meine Sonne der Bruſt und ſchieße den Pfeil, der unendlich
Fliegt und ſo ſicherer trifft.

Das Götterleben.

Dich beſing' ich, wahres Leben,
Süßes Leben, Götterleben,

Das kein Alter je beleidigt,
Keine Hora neidend kürzet,
Das in Paradiesesströmen
Nectar uns und Milch und Honig, Seligkeit und
Freude strömt.

Wo im Purpurlicht Aurorens
Unverwelkt der Freundschaft Rose
Und der Liebe Rose blühet;
Wo auf Wiesen nur die Blume
Sich mit Edelsteinen zieret,
Und im Glanz der Morgensonne ewig neu die Schö-
pfung lacht.

Wo der Mai, ein schöner Jüngling,
Dem Verdienste Kronen windet;
Alle Frühlingswesте bringen
Balsamdüfte, den zu laben,
Den der Auserwählte krönet,
Lieb' und Anmuth, Scherz und Wahrheit, jeder
Huldreiz krönet ihn.

Und die goldbedeckten Bäume
Neigen sich zu ihm hernieder;

Blüthenbüsche steigen aufwärts
In Gerüchen, und die Ceder
Rauschet Lobgesang der Palme;
Freudenthränen weint die Rebe; die Cypresse man-
gelt hier.

In den Thälern, auf den Höhen
Wandeln Grazien. Sie singen
Hier der Unschuldliebe Freuden,
Dort die Trauer der Geliebten,
Schwingen sich zu ihnen nieder,
Freundlich trocknend ihre Thränen, lösend sie zu süßem
Schmerz.

Jene feiern in Triumphen
Schwere, frohbestandne Leiden,
Schauen unter sich die Erde,
Eingehüllt in Blitz und Wolken
Und in dunkle Nacht und Nebel;
Blitze zischen; Leidenschaften morden und beneiden
dort.

Sie in ew'ger Friedensaue
Werden nie des Friedens müde,
Ihre Dienstbarkeit ist Freiheit,

Ihre Thätigkeit Erquickung,
Einklang ihre Wechſeltöne,
Harmonien ihre Zwietracht; all ihr Leben iſt Geſang.

Und das Ende des Geſanges
Iſt ſein Anfang. Wie die Sonne,
Wenn ſie aus dem Meere ſteiget,
Wie der Mond im Kreis der Sterne,
Wie die Stern' im Jubeltanze
Glänzen ewig und beginnen ewig ſie der Freude Chor.

Wagſt du, mein Geſang, dich höher?
Taucheſt dich in jene Tiefen,
Wo mit jeglichem Genuſſe,
Seliger und ſtets verlangend,
Freude, Wunſch, Begierde wachſen,
Wo die höchſte Fülle Lechzen, ſüßer Durſt die Labung iſt,

Wo im Abgrund aller Freuden
Untergang ſich Jeder wünſchet,
Und im Untergange Niemand
Sich nach Küſt' und Ufer ſehnet,

Wo Entrinnen Quälung wäre —
Tauche, mein Geſang, den Dichter, tauch' ihn ganz
in dieſes Meer!

Auf einen Garten, die Sternenau genannt.

An deiner Seite darf ich hinunterſchau'n,
Zur Tief hinunter über den Säulen hier;
Und darf in deinen neugeſchaffnen
Hangenden Gärten *) mit Luſt verweilen.

O Blüthenduft, der Zephyre Wohnungen!
In dieſe Haine laſſen ſich oft bei Nacht
Die Himmliſchen, wenn holde Sterne
Fröhliche Feſte der Hochzeit feiern.

Ja duftet hier von lieblichen Sternen nicht
Der Blumen Aether? Siehe, wie ſchimmern dort
Die Beet' in Flammen! Wie die Roſe
Leuchtende Strahlen aus ihrem Kelche

Aufhauchet! Neu von Liebe belebet ſchwillt
Der Pflanzen Buſen. Neigen ſie zitternd nicht

*) Herzog Albert VI. hatte hangende Gärten in München.

Sich zu einander? Ihre Augen
Glänzen, gebadet in Silberthaue.

Mit tausend Farben pranget die Schöpfung hier! —
Dort drängt der Schnee zur Krone des Halmes sich;
Hier schleicht am Boden er; es windet
Leise die Blume vom Mutterschooß sich

In Purpurwindeln. Mancherlei Edelstein,
Verstreut im Grase, spielet umher. Der Mohn
Erhebt sein wankend Haupt; die Beete
Schimmern, umwunden mit dunkelm Grüne.

Aus hohlem Felsen quillet die Nymphe dort
Rein wie Aurora. Sieh, wie empor sie hüpft
Im Becken hier, und niederstürzend
Sprenget sie Lichter in tausend Farben.

Und horcht der Baum nicht? Siehe, wie neiget er
Sich zu dem Sänger. Sah' ich nicht säuselnd oft
Das Laub sich kräuseln? Zweig' an Zweige
Bogen sich über und sprachen leise.

Der Dichter, Er, ein heiliger Orpheus, fühlt
Mit Baum' und Blüthen, lauschet der Muse Wink

In Allem und vernimmt die Stimmen
Liſpelnder Blätter im Abendregen,

Und ſchaut Lyäus *) fröhliches Hochzeitfeſt
In Hymens Garten, ſieht, wie die Rebe ſich
Dem Ulm anſchlinget, wie jungfräulich
Blumen ſich öffnen dem Hauch der Liebe.

O welche laue, liebliche Luft umweht
Mich hier! Es bringen ſäuſelnde Winde mir
Den ſüßen Schlaf, und frohe Träume
Gaukeln um mich im Geräuſch der Blätter.

Dort athmet Kühle, liebliche Kühle, wenn
Der Sommer glühet. Unter den hangenden,
Des Phöbus Pfeilen undurchdringbaren
Hainen erſcheint mir am Tage Luna.

Nein! Cydnus **) Wieſen, Antium's holder Hain,
Das kühle Tusculum und das heilige
Präneſte, Tiburs Quellenthale,
Sammt den Gefilden der Heſperiden,

---

*) Bacchus.

**) Fluß in Cilicien.

Ich tauſche ſie um dieſe Gefilde nicht.
Nicht Phöbus Flur, das Tempe Theſſaliens,
Noch jenen Schweſterhain am Padus, *)
Heilig umſchattend des Bruders Grabmahl.

Der Kranz.

Du Knabe mit der goldenen Locke, der
Dort unter Blumen ſitzt, rings umſchwärmt
Von tauſend Honigſaugerinnen,
Nur Philomelens Geſange lauſchet,

Verſäume nicht, indeß Du dem Liede horchſt,
Den Kranz zu flechten, den ich von Dir begehr';
Zu Myrthen füg' in holder Reihe
Roſen und Lilien mit einander.

Weiß ſey der Blumen jegliche fünfte; dann
Die zehnte dunkel. Neben das Veilchen flicht
Die Narde, die von Liebe duftet,
Füge ſie zierend dem Kranz an's Ende.

Der

*) Phaethons Grab lag in dieſem Hain am Padus (Po). Seine klagenden Schweſtern waren in Bäume verwandelt und beſchatteten es.

Der ſchönſten Jungfrau ſoll er geweihet ſeyn!
Um ihre Schläfe wird er entzückend blüh'n,
Und ſanfter wird dein Haar dir wallen,
Lieblicher wallen die goldene Locke.

Was ſäumeſt Du? Wie wenn Du dem heiligen
Gelübde träg' erſchieneſt? Die Jungfrau dort
Erwartet mein Gelübd'. O eile,
Reiche der Holden den Kranz der Liebe!

Die Linde.

Nach dem Tode zu leben, iſt Etwas! ſingen die Dichter;
Ich ſing' ein ſolches Leben euch.
Sammlet euch her zu mir hier unter den Schatten des Baumes,
Der vor dem heil'gen Tempel grünt.
Nicht entwachſen iſt Er der gemeinen Wurzel des Waldes;
Er war ein Mädchen. Höret mich!
Eine Elſaſſerin ſie, in Zabern war ſie geboren,
Schön, daß auch Paris ihr vielleicht,

Hätte ſie es begehrt, den Apfel ertheilet. Sie wollte
Den Apfel nicht. Es herrſchete
Pallas in ihrer Bruſt, eine höhere Pallas. Und obwohl
In aller Muſen Künſten ſie
Mutter und Vater erzogen, die Roſalinde ſie nannten,
So blieb ſie doch Ihr ſelbſt getreu,
Eine der heiligen Muſen. Und ſprach zu der Rede des Vaters:
„O Tochter, willt Du denn uns nicht
Einen Enkel geben?“ und ſprach zur Rede der Mutter:
„O Tochter, willt Du Dich nicht bald
Froh vermählen?“ ein ſittſames Nein. — Und ſieh, eine Daphne,
Sie floh der Haine viel hindurch,
Und ſtand hier vor dem Bilde der Göttin. Strahlen des Aufgangs
Umglänzten die Himmliſche.
Alſo flehte ſie ihr: „Auch ſoll kein wilder Orkan mich
Von Dir abreißen, Liebliche!

Gönne mir Zuflucht! Hier will ich leben und ſter-
ben." — Mit Zittern
That ſie den heiligen, ſüßen Schwur —
Und umkränzte die Göttin mit Waldesblumen, mit
Blüthen
Der Linde, die ſie ihr erkor,
Ach, und wünſchete oft ein Zweig zu werden der
Linde,
Ein Blümchen in der Göttin Kranz,
Eins der Veilchen, der Narden, — „Und wenn mir
dieſes verſagt iſt,
So, ſprach ſie, hilft mir Frömmigkeit.
Eine Dienerin bin ich der Göttin." — Sie baute
den Pilgern
Laubhütten zur Erquickung. Sie
Holte dem Durſtenden Waſſer der Quelle. Sie labte
den Fremdling
Mit Waldesfrüchten, kühlete
Kranke; ſie war dem Matten die duftende Blüthe
des Baumes;
Und ſtreute ſüßen Wohlgeruch
Vor dem Zuge der Jauchzenden, die zum Tempel
der Jungfrau

In vollen Strömen walleten. —
Funfzehn kurze Jahre verlebt' ein blühendes Leben
Das Mädchen alſo; und der Tod
Stand vor ihr. „O Göttin, ſo bat ſie, keineſte Göttin,
Auch mit dem Staube unvermählt
Möcht' ich bleiben!" — Sie ſtarb, und im Augenblicke des Scheidens
(Ein ſüßes Wunder!) ſproſſete
Nicht zum Lorbeer empor die heilige Daphne, zur Linde,
Zu dieſer Linde ſproßte ſie.
Thut ſie nicht noch, was ſie lebend gethan? Sie dienet der Göttin
Und wacht vor ihrem Tempel hier,
Neiget das Haupt und bewegt die Arme mit ſüßem Verlangen
Und grüßet mit ſanftem Säuſeln ſie.
Könnte dein Ohr vernehmen die zarten Worte der Blätter;
Du höreteſt ihr Ave noch.
Und ſie winket dem Pilger in ihre Schatten; ſie kühlt ihn

Vom Sonnenbrande, decket ihn,
Wie ſie im Leben gethan, mit duftenden Zweigen; ſie labt ihn
Mit Blüthen himmliſchen Geruchs.
Höret ihr nicht, wie ſie jetzt dem Chorgeſange des Tempels
Zuliſpelt? wie ein heil'ger Schau'r
Sie ergreifet? Auch ſchonet der Blitz die heilige Daphne;
Wer einen Zweig von ihr empfing,
Fürchtet Jupiters Strahlen nicht mehr. Der umliegenden Gegend
Heißt ſie die heil'ge Linde jetzt. —
Nach dem Tode zu leben, iſt Etwas, ſingen die Dichter:
— Ein blühend Leben lebet ſie.

Das letzte Opfer.

Dir, meines Lebens ſanfte Regiererin,
Des zweiten Lebens fröhliche Hoffnung, Dir,
O Göttin, ward ich eigen; gönne,
Gönne mir alſo, eh' dieß mein Auge

Sich brechend ſchließet, Thränen in ſüßem Schmerz,
Die meine Schulden tief in den Abgrund hin
Verſchwemmen; dann, o zarte Jungfrau,
Ende mit gleitendem, ſanften Finger

Den Faden. Keine, keine der Parzen trennt,
Wie Du, ihn leiſe. Möge des Lebens Born
Aus meinem Herzen, wie ein Bächlein
In das unendliche Weltmeer rinnen,

In's Meer der Ewigkeiten. O ebne mir
Die dunklen Pfade, die ich da wandern muß,
Und bette meinen Leib in Schlummer
Unter die Erde. — Geloben mögen

Dir Andere große Gaben; ich ſinke ſelbſt,
Ein willig Opfer, lorbeerumkränzet, rings
Mit Tänien *) die Stirn umwunden,
Schweigend danieder vor deinem Altar.

Wunder der Liebe.

Wunderbar iſt die Liebe, blind und ſehend,
Sehend-blind; in die Fern am ſtärkſten brennend,

*) Opferbinden.

In der Nähe, der langen, nächsten Nähe
Leiſe verlöſchend.

Reich an Thränen bei oft wie trocknem Herzen!
Und in Thränen erglüht die Zauberfackel,
Die das Licht Dir entnimmt, und heftig lodernd
Schneller zu Staub wird.

Weiße Roſen erſpäht der kühne Räuber,
Die er bald wie Violen und Narciſſen
Färbet. Selten enthüllt der ſchöne Amor,
Selten die Stirn ſich;

Schwimmt im Trocknen, flieget ohne Flügel;
Klein und mächtig; er ſchießt gewalt'ge Pfeile,
Deren Einer ſo oft das Herz des ſtärkſten
Mannes erlegte.

Meineſt Du, er verſchieße ſie vom Bogen?
Ach, ein winkender Blick, ein Hauch der Lippe
War ſein Pfeil, und der Bogen zwo verſchlungne
Liebende Arme.

Der Pfeil.

Träum' ich? oder es rauſchte durch die Lüfte
Mir zum Herzen ein Pfeil? — Ich fühl', ich fühl' ihn,

Und ich kenne die Hand, die mir aus gold'nem
Köcher ihn ſandte.

Ihr Jungfrauen, die ihr um meine Göttin
Wandelt, ſaget ihr an, o ſagt Dianen,
Daß ein Pfeil mich, ein ſüßer Pfeil im Herzen
Liebe: verwundet.

Die Hut der Augen.

Mit reinem Feuer zündeteſt du, Natur,
Der Kindheit holden, zärtlichen Anblick an,
Daß Unſchuld in dem offnen Auge,
Liebliche Schaam im geſenkten wohne.

Die heil'ge Flamme, leider! entweihet oft
Cythere. Amor's glühende Fackel ſtreut
Mit ſchwarzem Rauch unreine Funken,
Trug und Begier in die zarte Flamme,

Die unter unſrer göttlichen Stirne ſtrahlt.
Dann blitzen Pfeile, funkelndes Kriegsgeſchoß
Und Tod und Grauſen auf der Ferne
Sicheren Hafen vertrau'nder Unſchuld.

Dem Strahl des Mondes ziehſt du den Vorhang
vor;
O Jüngling, wenn am Tage Dir Cynthia, *)
Die aus Properzens Kammer ſchleichet,
Liſtig erſcheinet, hinab den Vorhang!

An die Nachtigall.

Waldſirene, du liebliche
Frühlingsſängerin, auf, und ſey
Mir ein Bote der Liebe.

Siehſt du meinen Geliebten, ſo
Sag' ihm an mit dem innigſten
Ton: „Es grüßet die Deine Dich!"
„Grüßet" ſinge mit hellem Laut;
„Dich die Deine!" mit Seufzen nur.

Fragt er, was ich beginne; ſo
Sag' ihm an mit gebrochenen
Klagetönen: „Ihr brennt die Bruſt
Voll von heiliger Flamme. Sie

*) Cynthia war des Properz Geliebte. Diana hieß Cynthia; alſo hier ein Wortſpiel mit dem Strahl des Mondes.

Ruhet unter dem Apfelbaum,
Hingeſunken, zerfloſſen in
Thränen. Nach dem entferneten
Liebling ſchießt ſie den Flammenpfeil."

Bleibt er ſtumm, wie ein Fels im Meer;
Hört dich kaum und bewegt ſich nicht,
Giebt ein trauriges Lebewohl
Dir zur Antwort und denket mein,
Mein nicht mehr; o ſo dringe du
Lauter, zärtlicher ihm an's Herz;
Suche, ſuche den kühnſten Ton
Und beweg' ihn — — Du fleuchſt noch nicht?
Weilſt du, Bote der Liebe? Weh,
Weh mir Armen! — o fleuch, o fleuch!

Die Nachtigall.

Wer begabete mich mit dieſer Stimme?
Flößte meiner Kehle den ſüßen Hauch ein?
Bildete mir zur Harfe den Hals? Ihr Schweſtern,
Mich, die ein Nichts war.

Sagt, Geſpielinnen, welch ein Gärtner ſetzte
Uns in dieſen grünenden Hain? und ſprach uns

Sanftgebietend: „Fröhliche Kinder, werdet
Stimme des Haines!“

Unſere Liebe Du, Du Unbekannter,
Der aus Strömen des Lichts, des Wohllautes Strö-
men
Uns die Stimme der Bruſt, und dieſen Fluren
Genius-Glanz gab,

Dein iſt dieſe Stimme; der Laut der Schö-
pfung! —
Und ich ſäume zu ſingen? Weicht, ihr Sorgen,
Schaam und Furcht. Ihr Säumungen eilt, o eilet,
Daß ich ein Opfer,

Ganz ein kleines Opfer der Liebe werde,
Dem, der mich in die kleine Bruſt geſenkt hat.
Werde Stimme, mein Herz, und du, mein Athem,
Athem der Liebe!

Der dürre Dichter.

Große Opferung war's, ſich der beſchwerenden
Bürd' entlaſten und frei werden, Lavendula.
Abgeleget die Glieder,
Ausgezogen den Körperbau,

Ward ich Schatte. Wohlan! wünſche dem Schatten Glück,
Der die Feſſel entſchlug ſeiner Gefangenſchaft.
Noch des Staubes ein wenig;
Und ich glüh' wie ein Funk' empor.

Jetzo ſcheu' ich nicht mehr Schlächter und Speiſebank;
Abgeleget das Thier, ſchweb' ich, ein Halbgott ſchon,
Zwiſchen Schatten und Göttern,
Leicht und frei wie der Maja Sohn.

Frei geworden bin ich; (lebe, du Fäulniß wohl!)
Reingeläutert und hell. (Lebet, ihr Hefen, wohl
Schwere Bäuche!) Mein Geiſt iſt
Bei den Sternen; mich hebt die Luft.

An den Schlaf.

Des Todes ſanfter Bruder, der, aus dem Reich
Der Schatten ſchlüpfend, nur dem gebrochenen,
Dem ſenkenden, geſchloſſ'nen Auge
Dämmernd erſcheint, ein mächtiger Jüngling,

Der jedem Kummer, der uns dem Gram entnimmt,
O Schlummer, wende, wende den Blüthenzweig

Mit ſeinem lindernd ſüßen Balſam
Sanft zu bethauen auch meine Schläfe.

Geliebte Gottheit, die dem ermüdeten
Gebein Erquickung ſchaffet und Lebenskraft,
Die uns den Ueberdruß der Tage
Leiſe verwiſcht und uns neu verjünget.

Schon blinket dort der fröhliche Abendſtern,
Schon ſtellt die Nacht ihr glänzendes Himmelschor
In Reihen; auch Apollo's Schweſter
Tritt die uns nähere, ſanfte Bahn an;

Befiedert ruhn im Köcher die ſchmetternden
Geſangespfeile, denen die Luft erklang;
Der Stier mit heimgekehrtem Pfluge
Ruht und erathmet ſich neue Kräfte.

Es ſchweigt die Welt; es ſchweiget der Aether, kaum
Noch athmend. Holdes Schweigen! Und mich nur flieht
Die Ruhe? mich, dem tiefe Schmerzen,
Klebende Sorgen die Bruſt zernagen.

Was weilſt Du lange, ſüßer, geliebter Freund?
Wenn je ich deine Gaben (ich weiß es nicht)
Gering geſchätzt, verzeih' dem Armen,
Der das Vergehen zu ſtreng ſchon büßte.

O kehre wieder, ſtröme Vergeſſenheit
Aus deinem Füllhorn über den Reuigen;
Geuß himmliſche Berauſchung nieder
Ueber die trockene Augenwimper.

Komm, ſanfter Schlummer! Siehe, der lieblichſte,
Der ſchönſte Mohn ſoll Dir in den Gärten blühn,
Und mit den zarteſten der Träume
Fülle die Nacht das geleerte Horn Dir.

In deiner Höhle, wenn Du der Ruhe pflegſt,
Soll nichts Dich ſtören. Donner und Stürme nicht,
Kein widriges Gekrächz' erſchalle
Irrender Vögel: ein ſanftes Murmeln

Des Baches, der durch ſprießende Blumen rauſcht,
Ein leiſes Flüſtern, das die Platane kaum
Beweget, säuſ'le Dich zu eignen
Lieblichen Träumen, o holder Schlummer!

Wie wird mir? Fühl' ich — fühl' ich den Kommenden?
Die Hand erſinkt mir. Schlingen ſich um mich nicht
Wie ſanfte Feſſeln? Komm' o Schlummer!
Setze die Harfe beiſeit, o Knabe!

Die Grabſchrift.

Wenn meinen Geiſt zu ſeligen Geiſtern einſt
Der Himmel aufnimmt, ſage, warum, o Freund!
Soll meinen Staub, die Handvoll Aſche,
Marmor bedecken mit Pyramide?

Hinweg den Marmor! Tilget die goldne Schrift,
Die über Moder Namen und Titel prahlt,
„Hier liegt ein Held, ein Weltbezwinger,
Mächtig im Rath, mit dem Schwerte tapfer.

Zu Polen und Britannen, nach Wien ſogar
Ging als Geſandter dreimal und viermal Er!

Triumvir, Conſul und Senator,
Sonne des Landes: er ſtarb am Abend."

Und ringsum hangt in wilder Barbarenpracht
Das Schwert, der Harniſch, Sporen und Federbuſch,
Und Helm und Handſchuh. Auf dem Schilde
Glänzet in prächtig gemaltem Felde

Auf Bergeshöh' der Tiger; das Löwenhaupt
Gekrönt mit Golde; Geier und Büffelskopf;
Bei Hirſchgeweih des Elephanten
Rüſſel und Zahn und das muth'ge Einhorn.

Wozu dieß Alles? Daß hier ein edlerer
Leichnam verweſe? Modert im Grabe denn
Er lieblicher? die Manen haſſen
Alles Gepränge, das ſie belüget.

Mir einſt, o Freund, mir ſchreibe zur Inſchrift nur:
„Hier ruht ein Dichter, nicht ein unrühmlicher."
O Eitelkeit! Hinweg auch dieſes!
Löſche die Worte! Genug, ich ruhe.

Die neue Geburt.

So ſpricht der Dichter. Wer ſich im Tode ſelbſt
Bezwinget, frei von Kummer und eitler Furcht,
Gewinnt den Tod für ſich und reichet
Ruhig den Schatten die Freundeshand dar.

Du fürchteſt, Freund, das Scheiden? Unwerthe Furcht!
Dein Weinen, als zum Lichte der Welt Du kamſt,
Verziehn die Götter Dir dem Kinde;
Nicht ſo verziehen ſie Dir die Thräne,

Die eines Greiſes Wange mit Schmach bedeckt.
Von Kindheit auf, was lehrte das Leben Dich?
„Ertragen!“ Und haſt nicht gelernet,
Ohne die wimmernde Kindesthräne

Zum neuen Daſeyn heiter, ein Mann, zu gehn? —
Der Tod gebiert Dich, löſet mit ſanftem Schmerz
Die Bande Dir, und neuverjünget
Siehſt Du die andere Welt, ein Aeſon *).

*) Jaſon's Vater; er wurde durch Medeens Kunſt verjüngt.

Der goldene Ring des Plato.

Was nützt dem Thier im Kothe der goldne Ring
In ſeiner Naſe? Auf, o Trebatius,
Gebrauchen laſſ' uns unſres Geiſtes,
Laſſ' uns genießen der Himmelsgabe!

Dahingeſtreckt am Boden Chaoniſche *)
Eicheln verzehren, oder mit ſchnödem Geiz
Sie ſammeln; in der Circe Ställen **)
Sich in dem Pfuhl der Begierde wälzen,

Geziemt das Menſchen? Aether genießen wir,
Wir athmen Aether! Sie, die vom Himmel ſtammet,
Der Gottheit Strahl, die Menſchenſeele,
Sie, des Unendlichen, Ungemeſſ'nen

---

*) Bergige Waldgegend in Epirus. Ehe Ceres den Ackerbau erfand, hatten die Menſchen ſich in Wäldern von Eicheln genährt.

**) Circe verwandelte die Gefährten des Ulyſſes in Schweine.

Umfaſſerin, ſie ſtrebt zu dem Lichtkreis auf,
Aus dem ſie wieder in ein Gebilde floß.
Mit angebornen, ew'gen Schwingen
Tritt ſie den nie ihr gereu'nden Flug an

Zum Strom der Gottheit, der die Natur umfließt,
Der alle Weſen tränket mit Feuerſtrahl
Und Leben. Tauſend Lichtgeſtalten
Spähet ſie auf und erjagt ſich Formen

Und kehrt mit allem Außen-Erſpäheten
Zurück in ſich und faſſet und ordnet es
In heitrer Stille. Was geſtaltlos
Oder Geſtalt iſt, erkennt und weiß ſie.

Und weiß (o hohes Wunder!) daß ſie es weiß,
Ihr Wiſſen weiß ſie, ſchauet zurück in ſich
Und vorwärts, gehet um ſich ſelber,
Miſſet und ſenkt ſich in eigne Tiefen.

Du goldner Ring des Plato, der Alles faßt,
Der Alles ordnet, ordnet zum eignen Selbſt,
Du Janusantlitz, das hineinwärts
In ſich und vor- und zurückwärts ſchauet,

Aus Ungewiſſem ſich das Gewiſſe ſchafft,
Sich Licht aus Dunkel rufet, o heil'ge Kraft,
Die aus Vergangenem das Jetzt ſich
Bildet, und greift in die fernſte Zukunft.

Paramythien.

Dichtungen

aus der

griechischen Fabel.

Paramythion heißt eine Erholung; und wie Guys erzählt, nennen noch die heutigen Griechinnen die Erzählungen und Dichtungen, womit sie sich die Zeit kürzen, Paramythien. Ich konnte den meinen noch aus einem dritten Grunde den Namen geben, weil sie auf die alte griechische Fabel, die Mythos heißt, gebauet sind und in den Gang derselben nur einen neuen Sinn legen.

Die Morgenröthe.

Eine Schaar fröhlicher Mädchen beging mit Tänzen und Lobgesängen das Fest der Aurora. „Schönste, seligste Göttin," sangen sie, „Du in Rosengestalt, in ewiger Jugendschönheit! Täglich erwachest Du neu, gebadet im Quell des Genusses und der erquickenden Blüthe!" — Als aber, da die Sonne aufging, Aurora ihr Gespann zu ihnen lenkte und vor ihnen stand, die Schönste, aber nicht die Glücklichste aller Göttinnen. Thränen waren in ihren Augen, und der Duft des Schleiers, den sie von der Erde gezogen hatte, lag wie eine feuchte Wolke vor ihrem leuchtenden Rosenantlitz.

Kinder, sprach sie, die ihr mich mit Lobgesängen ehret, eure jugendliche Unschuld hat mich hergezogen,

euch mich, wie ich bin, zu zeigen. Ob ich schön sey? sehet ihr selbst; ob ich glücklich sey? mögen euch die Thränen sagen, die ich täglich in den Schooß meiner Schwester Flora weine. Unbedachtsam in meiner Jugend, vermählte ich mich jenem alten Tithonus, aus dessen Armen ihr mich täglich so früh emporeilen sehet. Ihm und mir zur Strafe ward ihm seine graue Unsterblichkeit ohne Jugend, die auch mir, so lange ich bei ihm bin, Glanz und Schönheit raubet. Deswegen eile ich so früh an mein kurzes Geschäft, die Schatten zu verjagen, und verberge mich den Tag über im Strahl der Sonne, bis ich von ihm, sobald er mich wieder erblickt, mit Thränen und Schaamröthe in sein graues Bett hinuntergezogen werde. Spiegelt euch, ihr Mädchen, an meinem Beispiel, und glaubt nicht, daß die Schönste von euch auch die Glücklichste seyn müsse, wenn sie nicht auch so weise als schön ist und sich einen ihr gleichen Gatten zur Glückseligkeit wählet.

Aurora verschwand; aber ihr Bild glänzte forten den Mädchen in jeder Thräne des Thaues wieder. Sie priesen sie nicht mehr als die Glücklichste der

Göttinnen, weil sie die schönste sey, und wurden weise durch ihr Exempel.

Der Schlaf.

In jener Schaar unzählbarer Genien, die Jupiter für seine Menschen erschaffen hatte, um durch sie die kurze Zeit ihres mühseligen Lebens zu beglücken und zu vergnügen, war auch der dunkle Schlaf. „Was soll ich," sprach er, „da er seine Gestalt ansah, unter meinen glänzenden gefälligen Brüdern? welches traurige Ansehen habe ich im Chor der Scherze, der Freuden und aller Gaukeleien des Amors? Mag es seyn, daß ich den Unglücklichen erwünscht bin, denen ich die Last ihrer Sorgen entnehme, und sie mit milder Vergessenheit tränke. Mag es seyn, daß ich dem Müden gefällig komme, den ich doch auch nur zu mühseliger neuer Arbeit stärke. Aber denen, die nie ermüden, die von keiner Sorge des Elendes wissen, denen ich immer nur den Kreis ihrer Freuden störe?"

Du irrest, sprach der Vater der Genien und der Menschen, in deiner dunklen Gestalt wirst du aller

Welt der liebſte Genius werden. Denn glaubſt du nicht, daß auch Scherze und Freuden ermüden? Wahrlich, ſie ermüden früher als Sorg' und Elend, und verwandeln ſich dem ſatten Glücklichen in die langweiligſte Trägheit.

„Aber auch du," fuhr er fort, „ſollſt nicht ohne Vergnügungen ſeyn; ja in ihnen oft das ganze Heer deiner Brüder übertreffen." Mit dieſen Worten reichte er ihm das ſilbergraue Horn anmuthiger Träume. Aus ihm, ſprach er, ſchütte deine Schlummerkörner, und die glückliche Welt ſowohl, als die unglückliche, wird dich über alle deine Brüder wünſchen und lieben. Die Hoffnungen, Scherze und Freuden, die in ihm liegen, ſind von deinen Schweſtern, den Grazien, mit zauberiſcher Hand von unſern ſeligſten Fluren geſammelt. Der ätheriſche Thau, der auf ihnen glänzet, wird einen Jeden, den du zu beglücken denkſt, mit ſeinem Wunſch erquicken, und da ſie die Göttin der Liebe mit unſerm unſterblichen Nektar beſprengt hat: ſo wird die Kraft ihrer Wolluſt viel anmuthiger und feiner den Sterblichen ſeyn, als alles, was ihnen die arme Wirklichkeit der Erde gewähret. Aus dem

Chor der blühendſten Scherze und Freuden wird man fröhlich in deine Arme eilen: Dichter werden dich beſingen, und in ihren Geſängen dem Zauber deiner Kunſt nachbuhlen: ſelbſt das unſchuldige Mädchen wird dich wünſchen, und du wirſt auf ihren Augen hangen, ein ſüßer beſeligender Gott. —

Die Klage des Schlafs verwandelte ſich in triumphirenden Dank, und ihm ward die Schönſte der Grazien, Paſithea, vermählet.

Der Tod.

Ein Geſpräch an Leſſings Grabe.

Himmliſcher Knabe, was ſteheſt Du hier? die verglimmende Fackel
Nieder zur Erde geſenkt; aber die andere flammt
Dir auf deiner ambroſiſchen Schulter an Lichte ſo herrlich!
Schöneren Purpurglanz ſah ja mein Auge nie!
Biſt Du Amor? —

„Ich bins! doch unter dieſer Umhüllung,
Ob ich gleich Amor bin, heiß' ich den Sterblichen Tod.

Unter allen Genien ſah'n die gütigen Götter
Keinen, der ſanft wie ich löſe das menſchliche Herz.
Und ſie tauchten die Pfeile, womit ich die Armen erlöſe,
Ihnen ein bitter Geſchoß, ſelbſt in den Becher der Luſt.
Dann geleit' ich im lieblichen Kuß die ſcheidende Seele
Auf zum wahren Genuß bräutlicher Freuden hinauf."

„Aber wo iſt dein Bogen und Pfeil?" Dem tapferen Weiſen,
Der ſich ſelber den Geiſt längſt von der Hülle getrennt,
Brauch' ich keiner Pfeile. Ich löſche die glänzende Fackel
Sanft ihm aus; da erglimmt eilig vom purpurnen Licht,
Dieſe andre. Des Schlafes Bruder, gieß' ich ihm Schlummer
Um den ruhigen Blick, bis er dort oben erwacht.

„Und wer iſt der Weiſe, dem Du die Fackel der Erde

Hier gelöschet, und dem jetzo die schönere flammt?“
Der ist's, dem Athene, wie dort dem tapfern Ty-
dides
Selber schärfte den Blick, daß er die Götter ersah. *)
Mich erkannte Lessing an meiner sinkenden Fackel,
Und bald zündet' ich ihm glänzend die andere an.

Die Wahl der Flora.

Als Jupiter die Schöpfung, die er zu schaffen gedachte, in idealischen Gestalten vor sich rief, winkte er, und es erschien unter andern die blumigé Flora.

Wer mag ihre Reize beschreiben? wer ihre Schönheit schildern? Was je die Erde aus ihrem jungfräulichen Schooße gebar, war in ihrer Gestalt, in ihrem Wuchs, in ihren Farben, in ihrem Gewande versammlet. Alle Götter schauten sie an; alle Göttinnen beneideten ihre Schönheit.

„Wähle Dir,“ sprach Jupiter, „aus dieser zahlreichen Schaar von Göttern und Genien einen Lieb-

*) Anspielung auf die Schrift: Wie die Alten den Tod gebildet.

ling; doch ſehe zu, eitles Kind, daß Dich deine Wahl nicht trüge!

Leichtſinnig blickte Flora umher: und o hätte ſie den ſchönen, den in Liebe für ſie entbrannten Phöbus gewählet! Aber ſeine Schönheit war dem Mädchen zu hoch: ſeine Liebe für ſie zu verſchwiegen. Flüchtig lief ihr Blick umher, und ſie erwählte — wer hätte es gedacht? — einen der Letzten aus der Zahl der Götter, den leichtſinnigen Zephyr.

„Sinnloſe!“ ſprach der Vater, „daß dein Geſchlecht auch in ſeiner geiſtigen Urgeſtalt ſchon jeden buhlerischen, leicht auffallenden Reiz einer höhern ſtillern Liebe vorziehet! Hätteſt Du dieſen gewählt (er winkte auf Phöbus), Du und Dein ganzes Geſchlecht hätte mit ihm die Unſterblichkeit getheilt. Aber jetzt, genieße Deines Gatten!“

Zephyr umarmte ſie, und ſie verſchwand. Sie verflog als Blumenſtaub ins Gebiet des Gottes der Lüfte.

Als Jupiter die idealiſchen Geſtalten ſeiner Welt zur Wirklichkeit brachte, und der Schooß der Erde

daſtand, die verſtobnen Blumenkeime ins Leben zu gebären, rief er dem über der Aſche ſeiner Geliebten entſchlummerten Zephyr: „Wohlauf! o Jüngling, wohlauf! Bring' Deine Geliebte her, und ſiehe ihre irdiſche Erſcheinung.“ Zephyr kam mit dem Blumenſtaube: der Blumenſtaub flog hin über die Weite der Erde. Phöbus, aus alter Liebe, belebte ihn: die Göttinnen der Quellen und Ströme, aus ſchweſterlicher Neigung, durchdrangen ihn: Zephyr umfing ihn, und Flora erſchien in tauſend vielfältigen ſprießenden Blumen.

Wie freute ſich jede derſelben, da ſie ihren himmliſchen Buhler wieder fand! Sie überließen ſich alle ſeinem tändelnden Kuß, ſeinen ſanft-wiegenden Armen. Kurze Freude! Sobald die Schöne ihren Buſen geöffnet, und das hochzeitliche Bett in allen Reizen des Wohlgeruchs und der Farben bereitet hatte, verließ ſie der ſatte Zephyr; und Phöbus, voll Mitleid über ihre zu gutwillig betrogene Liebe, ſchaffte mit ſeinem zehrenden Strahl ihrem Gram ein früheres Ende.

Jeden Frühling, ihr Mädchen, beginnet auf's

neue dieſelbe Geſchichte. Ihr blühet wie Flora; wählt euch einen andern Geliebten als Zephyr.

Die Schöpfung der Turteltaube.

Zwei Liebende ſaßen zuſammen im erſten holdſeligen Traum ihrer Wünſche; aber ach! ihre Wünſche ſollten ein Traum bleiben. Neidend ſchnitt die unerbittliche Parze, und ihre Seelen ſchieden in Einem Kuß, in Einem Seufzer unzertrennt mit einander.

Das Erſte, was ſie, von ihrem Körper getrennt, erblickten, war die um ſie ſchwebende Göttin der Liebe. Traurig und klagend flohen ſie in ihren Schooß. — „Du ſtandeſt uns nicht bei, gute Göttin! Du ſaheſt unſre Wünſche, und ließeſt ſie uns nicht genießen im Menſchenleben. Aber wir wollen uns auch als Schatten noch ungetrennt lieben.“

Die Liebe der Schatten, ſprach die bewegte Göttin, iſt eine traurige Liebe. Nun ſtehet's zwar nicht in meiner Macht, euch das Leben der Menſchen wieder zu geben; aber das vergönnt mir das Schickſal, euch in eine Geſtalt meines Reichs zu verwandeln.

Wollt

Wollt ihr die Tauben seyn, die triumphirend meinen Wagen ziehen, und im Chor der Buhlereien und Scherze von ambrosischer Speise leben? Eure Treue, eure Liebe verdient diese Belohnung.

„Verzeih, o gütige Mutter," sprachen die Liebenden mit Einem Munde, „verzeihe uns die zu gefahrvolle, zu glänzende Belohnung. Im Chor der Scherze und Buhlereien, im ewigen Geräusch und Glanz deines siegreichen Hofes, wer ist uns Bürge für unsre Treue, für unsre Liebe? Sollen wir Tauben seyn, so sende uns in die Einsamkeit, damit wir in unserm armen Nest uns einander alles werden, alles bleiben."

Die Göttin sprach das Wort der Verwandlung; siehe, da flog das erste Paar girrender Turteltauben. Sie girreten Dank der Göttin, und flogen ihrem Grabe zu, wo sie mit ihrer Treue, mit ihrer rührenden Klage die alte Parze bewegen wollen, daß sie ihnen ihr ungenossenes Menschenleben wiedergebe. Aber auch ihre gemeinschaftliche Klage ist ihnen Trost; die zarte, treue Liebe, die sie in ihrer Wüste

genießen, iſt ihnen mehr, als alle Scherze und Freuden an Venus Throne.

Iſt's Neid oder Güte, daß ihnen die Parze noch immer ihre Taubengeſtalt läßt, und ſie vor dem gefährlichen Looſe eines wandelbaren Menſchenherzens bewahret?

Die Lilie und die Roſe.

Sagt mir, ihr holden Töchter der rauhen, ſchwarzen Erde, wer gab euch eure ſchöne Geſtalt? denn wahrlich, von niedlichen Fingern ſeyd ihr gebildet. Welche kleine Geiſter ſtiegen aus euren Kelchen empor? und welch Vergnügen fühletet ihr, da ſich Göttinnen auf euren Blättern wiegten? Sagt mir, friedliche Blumen, wie theilten ſie ſich in ihr erfreuend Geſchäft, und winkten einander zu, wenn ſie ihr feines Gewebe ſo vielfach ſpannen, ſo vielfach zierten und ſtickten? —

Aber ihr ſchweigt, holdſelige Kinder, und genießet eures Daſeyns. Wohlan, mir ſoll die lehrende Fabel erzählen, was euer Mund mir verſchweiget.

Als einſt, ein nackter Fels, die Erde daſtand: ſiehe, da trug eine freundliche Schaar von Nymphen den jungfräulichen Boden hinan, und gefällige Genien waren bereit, den nackten Fels zu beblümen. Vielfach theilten ſie ſich in ihr Geſchäft. Schon unter Schnee und im kalten kleinen Graſe fing die beſcheidne Demuth an, und webte das ſich verbergende Veilchen. Die Hoffnung trat hinter ihr her, und füllte mit kühlenden Düften die kleinen Kelche der erquickenden Hyacinthe. Jetzt kam, da es jenen ſo wohl gelang, ein ſtolzer prangender Chor vielfarbiger Schönen. Die Tulpe erhob ihr Haupt: die Narciſſe blickte umher mit ihrem ſchmachtenden Auge.

Viel andere Göttinnen und Nymphen beſchäftigten ſich auf mancherlei Art, und ſchmückten die Erde, frohlockend über ihr ſchönes Gebilde.

Und ſiehe, als ein großer Theil von ihren Werken mit ſeinem Ruhm und ihrer Freude daran verblühet war, ſprach Venus zu ihren Grazien alſo: „Was ſäumt ihr, Schweſtern der Anmuth? Auf! und webet von euren Reizen auch eine ſterbliche,

ſichtbare Blüthe.“ Sie gingen zur Erd' hinab und Aglaja, die Grazie der Unſchuld, bildete die Lilie; Thalia und Euphroſyne webten mit ſchweſterlicher Hand die Blume der Freude und Liebe, die jungfräuliche Roſe.

Manche Blumen des Feldes und Gartens neideten einander; die Lilie und Roſe neideten keine, und wurden von allen beneidet. Schweſterlich blühen ſie zuſammen auf Einem Gefilde der Hora, und zieren einander: denn ſchweſterliche Grazien haben ungetrennt ſie gewebet.

Auch auf euren Wangen, o Mädchen, blüh'n Lilien und Roſen; mögen auch ihre Huldinnen, die Unſchuld, Freude und Liebe, vereint und unzertrennlich auf ihnen wohnen!

Aurora.

Aurora beklagte ſich unter den Göttern, daß ſie, die von den Menſchen ſo viel gelobt, von ihnen ſo wenig geliebt und beſucht werde; am wenigſten aber von denen, die ſie am meiſten beſängen und prieſen.

Gräme dich nicht über dein Schickſal, ſprach die Göttin der Weisheit, gehet's mir anders?

Und dann, fuhr ſie fort, ſiehe die an, die dich verſäumen, und mit welcher Nebenbuhlerin ſie dich vertauſchen. Blick' auf ſie, wenn du vorbei fährſt, wie ſie in den Armen der Schlaftrunkenheit liegen und modern an Leib und Seele.

Ja haſt du nicht Freunde, haſt du nicht Anbeter genug? Die ganze Schöpfung feiert dir: alle Blumen erwachen, und kleiden ſich mit deinem Purpurglanz in neue bräutliche Schönheit. Das Chor der Vögel bewillkommt dich: jedes ſinnt auf neue Weiſen, deine flüchtige Gegenwart zu vergnügen. Der fleißige Landmann, der arbeitſame Weiſe verſäumen dich nie: ſie trinken aus dem Kelch, den du ihnen darbeutſt, Geſundheit und Stärke, Ruhe und Leben: doppelt vergnügt, daß ſie dich ungeſtört genießen, ununterbrochen von jener geſchwätzigen Schaar ſchlafender Thoren. Hältſt du es für kein Glück, unentweiht genoſſen und geliebt zu werden? Es iſt das höchſte Glück der Liebe bei Göttern und Menſchen.

Aurora erröthete über ihre unbedachte Klage: und jede Schöne wünsche sich Glück, die ihr gleich ist an Reinigkeit und Unschuld.

Nacht und Tag.

Nacht und Tag stritten mit einander um den Vorzug; der feurige, glänzende Knabe, Tag, fing an zu streiten.

Arme, dunkle Mutter, sprach er, was hast du wie meine Sonne, wie meinen Himmel, wie meine Fluren; wie mein geschäftiges, rastloses Leben? Ich erwecke, was du getödtet hast, zum Gefühl eines neuen Daseyns; was du erschlafftest, rege ich auf. —

Dankt man dir aber auch immer für deine Anstrengung? sprach die bescheidne, verschleierte Nacht. Muß ich nicht erquicken, was du ermattest? und wie kann ich's anders, als meistens durch die Vergessenheit deiner? — Ich hingegen, die Mutter der Götter und Menschen, nehme alles, was ich erzeugte, mit seiner Zufriedenheit in meinen Schooß: sobald es den Saum meines Kleides berührt, vergißt es alle

dein Blendwerk und neiget ſein Haupt ſanft nieder. Und dann erhebe, dann nähre ich die ruhig gewordne Seele mit himmliſchem Thau. Dem Auge, das unter deinem Sonnenſtrahle nie gen Himmel zu ſehen wagte, enthülle ich, die verhüllete Nacht, ein Heer unzähliger Sonnen, unzähliger Bilder, neue Hoffnungen, neue Sterne.

Eben berührte der ſchwatzende Tag den Saum ihres Gewandes, und ſchweigend und matt ſank er ſelbſt in ihren umhüllenden Schooß. Sie aber ſaß in ihrem Sternenmantel, in ihrer Sternenkrone, mit ewig ruhigem Antlitz.

Die Roſe.

„Alle Blumen rings um mich her ſehe ich welken und ſterben; und doch nennet man nur immer mich die verwelkliche, die leicht vergängliche Roſe. Undankbare Menſchen! mache ich euch mein kurzes Daſeyn nicht angenehm genug? Ja auch ſelbſt nach meinem Tode bereite ich euch ein Grabmahl ſüßer Gerüche, Arzneien und Salben voll Erquickung und Stärkung. Und doch hör' ich euch immer ſingen

und ſagen: Ach, die verwelkliche, die leicht zerfallende Roſe!"

So klagte die Königin der Blumen auf ihrem Throne, vielleicht ſchon in der erſten Empfindung ihrer auch hinſinkenden Schönheit. Das vor ihr ſtehende Mädchen hörte ſie und ſprach:

„Erzürne dich nicht über uns, ſüße Kleine! nenne nicht Undankbarkeit, was höhere Liebe iſt, der Wunſch einer zärtlichen Neigung. Alle Blumen um uns ſehen wir ſterben, und halten's für Schickſal der Blumen; aber dich, ihre Königin, dich allein wünſchen und halten wir der Unſterblichkeit werth. Wenn wir uns alſo in unſerm Wunſche getäuſcht ſehen: ſo laß uns die Klage, mit der wir uns ſelbſt in dir bedauren. Alle Schönheit, Jugend und Freude unſres Lebens vergleichen wir dir; und da ſie wie du verblühen, ſo ſingen und ſagen wir immer: „Ach die verwelkliche, die leicht zerfallende Roſe!"

Die Echo.

Glaubet es nicht, gutherzige Kinder, glaubt nicht die Fabel des Dichters, daß die beſcheidne Echo je

eine anſprechende Buhlerin des eitlen Narciſſus, oder eine ſchwatzhafte Verrätherin ihrer Göttin geweſen: denn nie zeigte ſie ſich ja einem Sterblichen, nie kam ein Laut zuerſt aus ihrem Munde. Aber höret zu, daß ich euch die wahre Geſchichte der Echo erzähle:

Harmonia, die Tochter der Liebe, war eine thätige Mitgehülfin Jupiters bei ſeiner Schöpfung. Mütterlich gab ſie aus ihrem Herzen jedem werdenden Weſen einen Ton, einen Klang, der ſein Inneres durchdringet, ſein ganzes Daſeyn zuſammenhält, und es mit allen verſchwiſterten Weſen vereinet. Endlich hatte ſie ſich erſchöpft, die gute Mutter, und weil ſie, ihrer Geburt nach, nur halb eine Unſterbliche war, ſollte ſie ſich jetzt mit dem Leben von ihren Kindern ſcheiden. Wie ging ihr der Abſchied ſo nah! Bittend fiel ſie vor dem Thron Jupiters nieder und ſprach:

„Gewaltiger Gott, laß meine Geſtalt verſchwinden unter den Göttern; aber mein Herz, meine Empfindung tilge nicht aus und trenne mich nicht von denen, denen ich aus meinem Herzen das Daſeyn

gegeben habe. Wenigſtens unſichtbar will ich um ſie ſeyn, damit ich jeden Hall des Schmerzes und der Freude, mit dem ich ſie glücklich oder unglücklich begabte, mit ihnen fühle, mit ihnen theile.“

„Und was würde es dir helfen,“ ſprach der Gott, „wenn du ihr Elend unſichtbar mit ihnen fühlteſt, und ihnen nicht beizuſtehn, ihnen auf keine Art ſichtbar zu werden vermöchteſt? denn das letzte verſaget dir doch der unwiderrufliche Spruch des Schickſals?“

„So laß mich ihnen nur antworten dürfen; unſichtbar nur die Laute ihres Herzens wiederholen können, und mein Mutterherz iſt getröſtet.“

Jupiter berührte ſie ſanft, und ſie verſchwand; ſie ward zur geſtaltloſen, allverbreiteten Echo. Wo eine Stimme ihres Kindes tönet, tönet das Herz der Mutter nach; ſie ſpricht aus jedem Geſchöpf, aus jedem brüderlichen Weſen, den Laut des Schmerzes und der Freude mit dem Gleichlaut einer harmoniſchen Saite. Auch der harte Fels wird von ihr durchdrungen, auch der einſame Wald wird von ihr

belebet; und o! wie oft haſt du mich, zärtliche Mutter, du ſcheue Bewohnerin der Einſamkeit und der ſtummen Haine, mehr in ihnen erquickt, als in dem öden Kreiſe tonloſer Menſchenherzen und Menſchenſeelen. Mit ſanftem Mitleid giebſt du mir meine Seufzer zurück; ſo verlaſſen und unverſtanden ich ſeyn mag, fühle ich doch aus jedem deiner gebrochenen Töne, daß eine alles durchdringende, alles verbindende Mutter mich erkennt, mich höret.

Der ſterbende Schwan.

„Muß ich allein denn ſtumm und geſanglos ſeyn?“ ſprach ſeufzend der ſtille Schwan zu ſich ſelbſt, und badete ſich im Glanz der ſchönſten Abendröthe, „beinah ich allein im ganzen Reich der gefiederten Schaaren. Zwar der ſchnatternden Gans und der gluckenden Henne und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimmen nicht; aber dir, o ſanfte Philomele! beneide ich ſie, wenn ich, wie feſtgehalten durch dieſelbe, langſamer meine Wellen ziehe und mich im Abglanz des Himmels trunken verweile. Wie wollte ich dich ſingen, gold'ne Abendſonne! dein

ſchönes Licht und meine Seligkeit ſingen, mich in den Spiegel deines Roſenantlitzes niedertauchen und ſterben!" — Still entzückt, tauchte der Schwan nieder, und kaum hob er ſich aus den Wellen wieder empor, als eine leuchtende Geſtalt, die am Ufer ſtand, ihn zu ſich lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgen-Sonne, der ſchöne Phöbus. „Holdes, liebliches Weſen," ſprach er, „die Bitte iſt dir gewährt, die du ſo oft in deiner verſchwiegenen Bruſt nährteſt und die dir nicht eher gewährt werden konnte."

Kaum hatte er das Wort geſagt, ſo berührte er den Schwan mit ſeiner Leier und ſtimmte auf ihr den Ton der Unſterblichen an. Entzückend durchdrang der Ton den Vogel Apollo's; aufgelöſet und ergoſſen ſang er in die Saiten des Gottes der Schönheit, dankbar froh beſang er die ſchöne Sonne, den glänzenden See und ſein unſchuldiges, ſeliges Leben. Sanft, wie ſeine Geſtalt, war das harmoniſche Lied: lange Wellen zog er daher in ſüßen entſchlummernden Tönen, bis er ſich — in Elyſium wieder fand, am Fuß des Apollo in ſeiner wahren, himmliſchen Schönheit.

Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Schwanengesang geworden, der sanft seine Glieder auflösen mußte: denn er hatte den Ton der Unsterblichen gehört und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dankbar schmiegte er sich an den Fuß Apollo's und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch sein treues Weib ankam, die sich im süßen Gesange ihm nach zu Tode geklaget. Die Göttin der Unschuld nahm beide zu ihren Lieblingen an; das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet.

Gedulde dich, stilles hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen könntest, giebt dir der Augenblick deines Todes.

Der Sphynx.

Eine Erd- und Menschengeschichte.

I.

Sehet ihr jene dunkle Wolke? sprach Jupiter an einem Tage, da die Götter in Freude lebten. Helldunkel und verwirrt schwebt sie tief unter unserem

Fuß in den Lüften; was gilt's, wenn wir ſie zu einem Wohnplatz belebter Weſen und zu einem neuen Spiel unſrer Freuden machten? Er ſprach's, und all' Götter ſtimmten ihm bei.

Sogleich ſandte Rhea, die Mutter der Götter, den künſtlichen Vulkan hernieder, und gab ihm von ihrem ewig-brennenden Altar das himmliſche Feuer in ſeine Hände. Ungeſtüm fuhr er hernieder und zerſtieß am Felſen, dem Kern der Wolke, ſeinen Fuß, daß er noch hinket. Er ging in die Klüfte des Felſen mit ſeiner Flamme und bereitete ſie zum Heiligthum der Veſta: er bildete Gänge in denſelben, wo er noch ſeine Metalle ſchmiedet.

Juno, ſeine unſterbliche Mutter, ſah ihm nach, und erheiterte mit ihrem Lächeln die oberſte trübe Luft. Neptun goß ſein Waſſer auf die Erde: da wurden Meere und Ströme. Pallas warf ihren Schleier hinab: da ward die ſchöne Bläue der Luft geſchmückt mit goldenen Sternen. Apollo fuhr rings um ſie her, und goß auf ſie ſeine Strahlen. Seine keuſche Schweſter fuhr langſam ihm nach, und ließ den Schmuck ihres Hauptes, den Mond, über

ihrer Atmoſphäre. Ceres leerte ihr Fruchthorn aus, voll Saamen und Kräuter; und die himmliſche Venus ließ ſich nieder, alles erfüllend mit Leben und Liebe. Der neue Schauplatz grünte und blühete und alle Götter vereinigten ſich, ein Geſchöpf zu ſchaffen, das dieß neue Tempe genöſſe und fühlte.

Da winkte der Vater der Götter, und Leben quoll in den Staub: es regte ſich ein Gebilde in Göttergeſtalt, und die Göttinnen eilten hinzu, es aufzurichten von der Erde. Pallas berührte ſeine Stirn, und der Funke der Weisheit zündete an in ſeinem Haupte. Venus berührte ſeine Lippe, und die ſchönſte Gabe ihres Schatzes, Ueberredung der Liebe, floß auf dieſelbe. So bildeten ſie einen Mann; ſo bildeten ſie ein Weib: Göttinnen und Götter freuten ſich ihres Gebildes —

— Als plötzlich der Bote der Götter ankam, der eben ausgeſandt war, das Schickſal um einen Spruch zu befragen, und erſchrocken die Nachricht brachte, daß die mächtigen Götter des Tartarus über ihr neues Gebilde zürnten. „Ohne ſie zu befragen," ſprach er, „habt ihr ihnen ein ſo weites Gebiet ihrer

dunkeln Herrſchaft entriſſen; darum iſt Pluto ergrimmt, die alten Parzen, die wüthenden Erynnien zürnen: Nemeſis hat euch beim Schickſal verklagt, und die unerbittliche Mutter hat ihren Klagen Gehör gegeben. Vernehmt ihre ſtrenge Entſcheidung.

„Ein kurzes Leben ſey den Lebendigen auf ihrer neuen Erde beſtimmt; und da ſie aus dem Felſen hervorgebracht iſt, ſo ſey der Sterblichen Leben ein hartes Leben. Das Metall in ihrem Schooße ſey ihnen ewige Mühe, ein immer wachſender Hader und Vielen der mordende Tod. Brüder werden Brüder erwürgen, und Hirten der Menſchen ihre Völker ſchlachten. Der Freund ſtellt ſeinem Freunde nach Leben und Ruh; und ſelbſt die ſüßen Gaben der Himmliſchen, Verſtand und Ueberredung und Liebe, werden ihnen ein immerfließender Quell des Irrthums und des Truges und des Jammers. Alſo will es das Schickſal!“

Erblaſſet ſtanden alle Götter da, als Merkur ſprach; denn eben als er noch ſprach, trat ſchon die Dienerin des Schickſals, die ehrwürdige Nemeſis, heran,

heran, ſie, die immer die Erde durchwandert, zu vergelten das Gute, zu ſtrafen das Böſe. Ungeſehen geht ſie umher und zeichnet die Thaten an; und wie ſie ihr Buch der Unerbittlichen vorlegt, ſo wägt das Schickſal.

2.

Die Götter waren beſtürzt; doch nicht ohne Rath und Hülfe. Sie wußten, das Schickſal ſey unerbittlich, aber auch gerecht; widerrufen läßt ſich ſein Ausſpruch nicht, aber er läßt ſich anwenden und mildern. Im Urtheil, das Merkur gebracht hatte, war nicht beſtimmt, daß die Neuerſchaffnen ein Eigenthum der Unterirdiſchen ſeyn ſollten; noch weniger war die Linderung der Leiden, die ihnen das Schickſal auflegte, einem mitleidigen Weſen verſagt. Auf's neue ſandten ſie den Merkur an's hohe Fatum hinauf, mit einer zwiefachen Vorſtellung, zu lindern den Spruch des Schickſals.

Gerechte Göttin! ſprach Merkur, und trat vor die ewigen Tafeln, der Menſch iſt unſchuldig an ſeinem Daſeyn: er hat ſich nicht ſelbſt geſchaffen. Ver-

gönne alſo, daß die, die ihn in's Leben riefen, ihm auch ſein kurzes gefährliches Leben verſüßen und lin-dern.

Die ewige Tochter der Nothwendigkeit neigte bejahend ihr Haupt, und Merkur ſprach weiter:

Gerechte Göttin! der Boden der Erde iſt den Unterirdiſchen abgewonnen und ſo bleibe er das Ge-biet ihrer Herrſchaft, aus dem ſie Gift und Qualen den Sterblichen ſenden. Aber alles Lebendige auf und über der Erde iſt der himmliſchen Götter Werk: ver-gönne, daß es in ihrer Herrſchaft bleibe. Wenn die Parze ſchneidet: ſo werde der Leib des Menſchen zu Staub; aber mir erlaube, daß ich den himmliſchen Athem ins Reich der Himmliſchen führe, aus dem er entſprang.

Du bitteſt zu viel, ſprach das Schickſal, und Nemeſis rede.

Nemeſis trat heran und ſprach: Die ewigen Ge-ſetze fordern Wiedervergeltung. Wer Böſes auf der Erde verübt, der büße es im Tartarus ab, bis ſeine Seele rein iſt: dann führe ſie, wohin Du willt. Die

Reinen und Guten kannſt Du mitten durch den Orkus führen; ich wehre Dir nicht den Weg.

Das Schickſal winkte Ja, und Merkur verließ den Gerechteſten der Throne.

3.

Welch eine andere Scene begann nun auf der Erde! Die Himmliſchen und Unterirdiſchen waren im feindlichen Kampf mit einander um die glücklich-unglückliche Menſchenheerde: denn ihre Grenzen waren vom Schickſal geſchieden, und die gerechte Nemeſis war Bewahrerin dieſer Grenzen. Der Schlund des Tartarus brachte Unheil ans Licht: Krankheiten und Seuchen, Erdbeben und Feuerſtröme ſtiegen hervor, das verführende Gold und das mordende Eiſen. Die Parzen webten und ſchnitten ab: die Erynnien ſchwangen ihre Fackeln in den Herzen der Menſchen: doch nicht anders, als ihnen die Thaten verzeichnende Nemeſis Erlaubniß gab und winkte.

Gegentheils thaten die Götter aus helfendem Mitleid mehr für die Menſchen, als ſie zur bloßen Zeitkürzung würden gethan haben: denn die Elenden wa-

ren ihr Werk. Merkur ging hernieder und gab ihnen das Geſchenk der Sprache. Apollo ging hernieder, und ward ein jugendlicher Hirte: er lockte ſie in ein friedliches Thal und erweichte die Herzen der Jugend durch Geſang und Liebe. Bacchus ging hernieder und zeigte den Menſchen die erquickende Traube: er preßte ſie in den Becher des Gaſtrechts, den er mit Roſen der Freundſchaft und mit dem Lotos milder Vergeſſenheit kränzte. So miſchten ſich tauſenfach, unerkannt und in vielen Geſtalten, die Götter unter die Menſchen: ſie beſuchten die Hütten der Armen, und waren inſonderheit beim Spiel der unſchuldigen Jugend. Grazien und Tugenden aus dem Gefolge der Venus beſchäftigten ſich mit der ſchönſten Zeit des Menſchen, wenn er im Liebreiz blühet und allen ſanften Eindrücken gern Raum giebt. Ja endlich bekam, zu noch größerer Sicherung, jeder Menſch am Tage ſeiner Geburt einen hülfreichen Genius, der ihn unſichtbar begleite, der aber, um ſeine Vernunft zu eigner Thätigkeit zu gewöhnen, ihn minder lehre als warne, ihn kräftiger rette als führe.

4.

Was ſollten die Götter mehr thun, als ſie thaten? und dennoch ſahen ſie viel vergebliche Mühe vom Werk ihrer Hände. Gern hätten ſie den Menſchen den kleinen Stolz gegönnet, daß ſie alles das erfunden haben, was eigentlich die Genien und die verkleideten Götter für ſie erfanden; wenn nur auch die Geſchenke ihrer ſchönſten Erfindungen dem kindiſchen Geſchlecht Nutzen gebracht hätten. Aber nach dem Spruch des Schickſals ward ihnen das Beſte zum Aergſten. Bacchus mit ſeiner gekelterten Traube, Apoll mit ſeinem Geſang und Tanz, Merkur mit ſeiner Cyther und ſeiner überredenden Sprache, am meiſten endlich Venus mit ihrem Zauberreich der Freude und Liebe, ſahen Folgen, an die ſie nicht gedacht hatten, und für die ſie keine Mittel mehr wußten.

Die Thörichten und Verkehrten! ſie fingen an, den Gott auch in ſeiner tiefſten Verkleidung zu erkennen und zu fliehen. Tugenden und Grazien wurden aus allen Spielen verbannt: der Liebreiz und die erröthende Schaam flohen die Wangen der Jugend,

und für die Stimme des Genius war jedes Ohr taub, jedes Herz eisern. „Wir sind keine Götter," sprachen sie, „und wollen unter uns leben. Vernunft ist uns gegeben, und so bedürfen wir keiner einhauchenden Stimme beschwerlicher Lehrer."

Die Parzen schnitten und die Erynnien streuten Funken: Nemesis zeichnete an: die Erde war voll unglücklicher, und der Tartarus voll büßender Menschen. Voll Traurigkeit und Zorn über den Undank der Menschen zogen die Götter in den Olymp, und ließen ihnen ihre thierische Behausung.

5.

Bis Pallas einst vor Jupiter erschien und ihn mit einem Andenken ans versunkne Menschengeschlecht störte. Ruhest Du, Vater? sprach sie: kannst Du ruhen und Dir verzeihen, daß Du Unglückliche gemacht hast?

„Ich habe sie nicht zum Unglück erschaffen wollen," sprach er und schwieg.

Das beruhigt Dich, Vater, fuhr die fürsprechende

Göttin fort; aber auch Dich nicht ganz, noch weniger jene Unglücklichen ſelbſt, und am wenigſten das harte Schickſal, das Dir alle Mittel der Linderung und Verbeſſerung ihres Zuſtandes in deine Hand geſtellt hat.

„Und welche wären übrig?“ antwortete er im Unmuth. „Sind ſie nicht alle verſucht worden, um Undankbare zu verbinden, und Unglücklichen durch ihre eigne Schuld das Unglück zu mildern? Laß mich, Tochter!“

Zürne nicht, Vater, ſondern höre mich gütig an, wie Du mich ſonſt hörteſt. Die Mittel, die wir bisher an den Sterblichen verſucht haben, waren ihnen auswärtige, fremde Mittel. Ein Gott mußte ihnen beiſtehen, ein Genius ſollte ſie warnen, ein höherer Geiſt für ſie erfinden; was Wunder, daß ſie dieſe fremden Wohlthaten ſich zur Beute gemacht und gemißbraucht haben? was Wunder, daß ſie endlich dieſes ganzen ſtörenden Götterumgangs müde geworden ſind? das Gute quoll nicht aus ihrem Herzen: es ward nicht in ihrer eignen Seele geboren. —

„Und was folgte daraus, meine Tochter?“

Daß es ihnen auch nicht die Freude der Selbſtempfängniß gab, den Grund der daurendſten mütterlichen Freude. Offenbar, o Vater, verſahen wir's in unſrer Menſchenbildung, daß wir den Thon zu ſchwach und zu fein nahmen, daß der Hauch unſers Mundes ſich ihnen in zu geringem Maß mittheilte, als daß ſie die Gefahren beſtehen könnten, die ihnen das Schickſal auflegte. Wir müſſen uns alſo ihnen noch enger zu verknüpfen, ihre inneren Kräfte zu ſtärken und das Menſchengeſchlecht durchs Menſchengeſchlecht zu erheben ſuchen. —

Die dunkle Philoſophin hätte vielleicht noch lange ſo fort geredet, aber die ſchalkhafte Venus unterbrach ſie, und warf dem Jupiter zu — den Apfel der Liebe.

Pallas ſchwieg und ſchlug den Schleier nieder: denn das hatte ihr dunkler Rath nicht gemeint; die Auslegung der Venus aber gefiel, und Jupiter ging den Göttern vor als Beiſpiel. Er ſchlüpfte hinunter bald als goldner Regen, bald als Schwan, bald in andern Geſtalten, wo irgend er nur eine Schönheit fand, in der ein Funke von Göttern

ſeele gedeihen konnte. Einige Götter und ſelbſt Göttinnen folgten nicht ungern; inſonderheit ließ ſich die zärtliche Mutter des Menſchengeſchlechts, die den Rath mit dem Apfel gegeben hatte, auch die Ausrichtung des Rathes ſehr angelegen ſeyn, ſo daß zuletzt jeder entzückte Liebhaber in ſeiner Chloris eine Venus oder Grazie zu umarmen glaubte. Selbſt die keuſche Diana ward von der großmüthigen Begierde, Menſchen zu veredeln, ergriffen, und hing, da ſie ſich ihrem Endymion leibhafter Weiſe zu nahen nicht wagte, mit zärtlich begeiſterndem Blick über ſeinem ſchlummernden Auge. Nur zwo Göttinnen, Juno und Pallas, blieben keuſch, jene aus Stolz und Eiferſucht; dieſe, deren Rath gänzlich verfehlt war, aus ſchamhafter Weisheit.

6.

Die Scene des Menſchengeſchlechts ward nun in ihrem Innern verändert. Halbgötter und Heroen erſchienen; nicht durch fremde, ſondern durch eigne Kräfte: der Saame der Göttlichkeit war in ſterbliche Leiber gepflanzet. Welche größere Thaten geſchahen

jetzt! welchen weitern Begierden gab die enge menschliche Bruſt Raum!

Aeſkulapius, Jupiters Sohn, erweckte Todte und verminderte dem Tartarus ſein Reich. Herkules und ſo manche ſeiner Art befreiten die Erde von Ungeheuern, und drangen als Sieger ſelbſt in die unterirdiſche Wohnung. Sanftere Götterſöhne kamen auf ſanftere Art den Unterdrückten zu Hülfe: manchen frühern Simonides *) errettete Caſtor

*) Simonides wurde von Scopas, einem durch Geburt und Reichthum ausgezeichneten Manne, zum Mahle geladen. Nachdem er auf den Wirth ein Lobgedicht, auf welches ein Preis geſetzt war, in das er das Lob des Caſtor und Pollux mit verwebt hatte, vorgeleſen, ſagte man ihm: man würde ihm nur die Hälfte des beſtimmten Preiſes zahlen, der anderen Hälfte wegen möge er ſich nur an die Tyndariden wenden, denen er eben ſo reichlich Lob, als dem Scopas, geſpendet habe. Kurz darauf wird der Dichter herausgerufen, weil ihn zwei Jünglinge zu ſprechen wünſchen. Er kommt heraus, findet aber Niemand. Während dieſer Zeit ſtürzt die Halle, in welcher Scopas mit ſeinen Gäſten ſchmauſet, zuſammen, begräbt ſie alle unter den Trümmern, und Simonides allein entgeht dem Verderben.

und Pollux, ohne daß die Geſchichte ihre Sagen erhalten. Als eine hülfreiche Flamme ſchwebten ſie über den Maſten der Schiffe, als glänzende Sterne über dem Schlachtfelde, und ſtanden den Streitenden bei. Der Sohn Apollo's und der Muſe zähmte abermals thieriſche Menſchen mit ſeinem Saitenſpiel, und drang ſeiner geliebten Eurydice bis in's Reich der Schatten nach.

So ſtifteten Götterſöhne den Bund der Freundſchaft und Treue bis über das Grab: Heroen waren's, die Königreiche gründeten, Geſetze gaben, Staaten ſtifteten, und noch im ewigen Nachruhm leben. Sie warteten nicht auf den Stab Merkurs, ſie durch die Thäler der Unterirdiſchen zu führen: in Flammen gereinigt ſtiegen ſie ſelbſt zum Himmel empor und die Götter bewillkommten ſie als ihre Söhne und Brüder. Im Himmel und auf der Erde ſiegprangten die Götterſöhne, und Venus lächelte über ihren Apfel der Liebe.

Aber wie bald ging auch dieſe Scene vorüber! Die alten Götter wurden ihres Werkes müde, und allmälig fing ihr Geiſt an, unter den Sterblichen zu

verhauchen. Die Abkömmlinge der Heroen wären zwar auf ihren Ursprung stolz; allein es war nur ein fremder, ererbter Vorzug, den sie jetzt zur Unterdrückung andrer Sterblichen mißbrauchten. Träge floß das Götterblut in ihren Adern, und dafür schmückten sie sich mit Wappen und Ahnen. Schon wollte Jupiter der Pallas Vorwürfe machen, wie selbst ihre Weisheit sie dießmal bei solchem Puppenspiel betrogen; als sie, ohne sich über einen Rath zu rechtfertigen, den sie niemals gegeben hatte, stillschweigend zur Erde hinabstieg, und ihr Werk selbst anfing.

7.

Unter allen Göttern und Göttinnen hatte nämlich Pallas allein den Vorzug, daß sie ohne äußere Berührung im Haupt Jupiters erzeugt war, und also auch unmittelbar auf menschliche Seelen wirken konnte. Keiner Verkleidung bedurfte sie daher, um die Sterblichen zu unterrichten, noch weniger einer täuschenden Verführung.

Sie warf die Flöte weg, die ihr Merkur leihen wollte, und die doch immer mehr auf die Ohren, als

auf die Gemüther der Menschen wirkte; dagegen theilte sie sich unmittelbar lernbegierigen Seelen mit, die ihren Werth erkannten und ihre schweigende Gestalt liebten. Sie lehrte den Pythagoras schweigen und denken: ohne wachende Träume enthüllte sie ihm die Gesetze des Weltalls, und öffnete sein Ohr der Harmonie der Sphären. Den begeisterten Plato führte sie in's Reich der Seelen, sie zeigte ihm den Staat der Götter und selbst die himmlische Liebe. Den Brutus und Scipio bewaffnete sie mit ihrem undurchdringlichen Schilde, und flößte das Gefühl in sie, nicht nur das Vaterland, sondern auch die Tugend zu lieben, den Neid zu verachten, und sich durch sein Schlangenhaar nur anreizen zu lassen zu größerer Tugend; deshalb setzte sie das Haupt Medusens auf ihre Brust, und gab der Furie daselbst eine himmlische Schönheit. Mit ihrer schlichten Lanze, die einst die Riesen niedergeworfen hatte, schlug sie den Fels, und es ging aus ihm hervor der wohlthätige Oelbaum. Nicht Sieger der Feinde, sondern Wohlthäter der Menschen krönte sie mit seinem friedlichen Laube; am liebsten aber den, der sich selbst überwand und mit sich in Friede lebet. Auch sah sie bei dieser Beloh-

nung auf keinen Stand, auf kein Geſchlecht, auf kein Alter. Sie brachte ſie dem Sklaven Epictet ſowohl, als dem geplagten Mark-Aurel auf ſeinem beſtürmten Throne; inwendig in ihre Seele goß ſie aus das Oel des himmliſchen Friedens.

Auch das weibliche Geſchlecht entging nicht ihrer ſchweſterlichen Aufſicht; ſie erfand, nicht für ſie, ſondern in ihnen, alle Künſte der Arbeitſamkeit und des ſtillen häuslichen Fleißes. Mit der Penelope webte ſie ihr frommes Gewand, und erquickte die Harrende durch Thränen ihrer geduldigen Hoffnung. Selbſt den Tod lehrte ſie einige Edle ihres Geſchlechts verachten. Sie gab der Arria den Dolch in die Hand, und verwandelte die Kohle der Porcia in glühenden Nektar. Ihren beſten Lieblingen aber, Männern und Weibern, gab ſie ihr Bild, das Palladium der Unſchuld.

Als Siegerin erſchien ſie jetzt im Olymp, ohne Stolz, in ihrer beſcheidenen ſchweigenden Größe. Jupiter gab ihr das menſchliche Geſchlecht, um welches ſie die größeſten Verdienſte hatte, zu eigen, und ſie erwählte ſich, ſtatt aller Luſtbarkeiten des

Himmels, die Erde zu ihrer ſtillen und vertrauli-chen Wohnung. Am liebſten wohnet ſie bei dem überlegenden und geſchäftigen Weiſen, und freuet ſich des ſtillen Glücks einer guten Erziehung, eines häuslichen, arbeitſamen Lebens. Dafür höhnte nun freilich die umſchweifende Venus ſie mit dem Sym-bol einer dunkeln Nachteule; das Schickſal ſelbſt aber ſandte ihr, als der einzigen und beſten Aus-führerin ſeiner Rathſchlüſſe, ein Sinnbild edlerer Art, den Sphynx, das Bild einer verborgenen Weisheit.

Noch iſt dein Reich, o große Göttin, hie und da nur im Dunkeln auf der Erde; möge es bald ein allgemeines lichtes Reich werden!

Neger-Idyllen.

1.

Die rechte Hand.

Ein edler Neger, ſeinem Lande frech
Entraubet, blieb auch in der Sklaverei
Ein Königsſohn, that edel ſeinen Dienſt,
Und ward der Mitgefangnen Troſt und Rath.

Einſt als ſein Herr, der weiße Teufel, wüthend
Im Zorn der Sklaven Einem ſchnellen Tod
Ausſprach, trat Fetu bittend vor ihn hin,
Und zeigte ſeine Unſchuld: „Widerſprichſt
Du mir? Du ſelbſt, Du ſollſt ſein Henker ſeyn!“

„Sogleich, antwortet Fetu, nur noch Einen,
Noch einen Augenblick!“ Er flog hinweg,

Und

Und kam zurück, in seiner linken Hand
Die abgehau'ne Rechte haltend, die
Den Henkersdienst vollführen sollte. Tief
Gebückt legt' er sie vor den Herren: „Fordre,
Gebieter, von mir was Du willst; nur nichts
Unwürdiges."

Er starb an seiner Wunde,
Und seine Hand ward auf sein Grab gepflanzt.

* * *

„Wie manche Arme lägen! — — Nein doch, nein!
Gar viele lägen nicht: die Willkühr wird
Ohnmächtig, wenn es ihr am Werkzeug fehlt.

Sprichst Du hingegen: „Wie der Herr gebeut!"
Und thu' ich's nicht, so thut's ein Anderer;
„Lieb ist ja Jedem seine rechte Hand!"
So henken Sklaven (das Gefühl des Unrechts
In ihrem Herzen) andre Sklaven frech
Und scheu und stolz, bis sie ein Dritter henkt.

2.

Die Brüder.

Mit seinem Herren war ein Negerjüngling
Von Kindheit an erzogen; Eine Brust
Hatt' sie genährt. Aus seiner Mutter Brust
Hat' afrikan'sche Bruderliebe Quassi
Zu seinem Herrn gesogen, hütete
Sein Haus und lebte, lebte nur in Ihm.

Der Neger glaubte sich von seinem Herrn,
(Einst seinem Spielgesellen,) auch geliebt,
That was er konnte, lebend nur für Ihn.

Und — bittre Täuschung! einst um ein Vergessen
Das auch dem Göttersohn begegnen kann,
Ergrimmete sein Herr und sprach zu ihm:
Zur Karrenstäupe. *)

Wie vom Blitz gerührt,
Stand Quassi da, der treue Freund, der Bruder
Der liebende Anbeter seines Herrn.
Das Wort im Herzen, deckte schwarzer Gram

*) Die entehrendste Negerstrafe.

Die ganze Schöpfung ihm. Verſtummt entzog
Er ſich des Herren Anblick. — Meinet Ihr,
Er floh? Mit nichten! Sicher hoffend noch,
Daß ihn ein Freund, daß die Erinnerung
Der Jugend ihn verſöhne, rettet er
Sich in der niedern Sklaven Hütte, die
Ihn hoch verehrten. Da wartet' er
Ein nahes Feſt ab, das ſein Herr dem Neffen
Bereitet', und ein Tag der Freude war.
„Dann," ſprach er bei ſich ſelbſt, „wird ihm die Zeit
Der Jugend wiederkehren. Billigkeit,
Und meine Unſchuld, meine Lieb' und Treu'
Wird für mich ſprechen. Er vergaß ſich; doch
Er wird ſich wiederfinden." —

Jetzt erſchien
Der Tag; das Feſt ging an; und Quaſſi wagte
Sich auf den Hof.

Doch als ſein Herr ihn ſah,
Ergrimmet wie ein Leu, der Blut geleckt,
Sprang er auf ihn. Der Arme floh. Der Tiger

Erjagt ihn; Beide ſtürzen; ſtampfend kniet
Sein Herr auf ihm, ihm jede Marter drohend.

Da hub mit aller ſeiner Negerkraft
Der Jüngling ſich empor, und hielt ihn feſt
Danieder, zog ein Meſſer aus dem Gurt
Und ſprach; „Von Kindheit an mit Euch erzogen,
In Knabenjahren Euer Spielgeſell,
Liebt' ich Euch, wie mich ſelbſt und glaubte mich
Von Euch geliebet. Ich war Eure Hand,
Eu'r Auge. Euer kleinſter Vortheil war
Mein eifrigſter Gedanke Tag und Nacht:
Denn das Vertrau'n auf Eure Liebe war
Mein größter Schatz auf dieſer Welt. Ihr wißt,
Ich bin unſchuldig; jene Kleinigkeit,
Die Euch aufbrachte, iſt ein Nichts. Und Ihr,
Ihr drohet mir mit Schändung meiner Haut,
Das Wort kann Quaſſi nicht ertragen: denn
Es zeigt mir Euer Herz."

Er zog das Meſſer
Und ſtieß es — meint ihr in des Tigers Bruſt?
Nein; ſelbſt ſich in die Kehle. Blutend ſtürzt

Er auf den Herren nieder, ihn umfassend,
Beströmend ihn mit warmen Bruderblut.

* * *

Wie manche Kugel in Europa fuhr
In des Beleidigten gekränktes Hirn,
Die den Beleid'ger fromm verschonete;
Wie manches „Ich der König" fraß das Herz
Des Dieners auf mit langsam-schnellem Gift.
O wenn Gerechtigkeit vom Himmel sieht,
Sie sah den Neger auf dem Weißen ruhn.

3.

Zimeo.

Ein Lärm erscholl; die weite Eb'ne stand
In Flammen; zwei- dreihundert Wirbelsäulen
Von rothem, grünem, gelbem Feuer stiegen
Zum Himmel auf, und vom Gebirge drückt
Ein langer, schwarzer Rauch sich schwer herab,
Durch den die Morgensonne ängstlich drang,
Kaum seinen Saum vergüldend. Traurig blickten
Der Berge Spitzen aus dem Rauch hervor,
Und fern am Horizont das helle Meer.

Die heerdenvolle Eb'ne war voll Angſt:
Geſchrei der Fliehenden, verfolgt von Schwarzen,
Die unter blühenden Pflanzungen Kaffee,
Cacao, Zuckerrohr und Indigo,
Und Ruku, in Pom'ranzen-Lauben ſie
Erwürgten. In der Vögel Lied ergoß
Sich Weh und Ach der Sterbenden. —

Da trat
Ein Mann vor uns; mit Blute nicht befleckt,
Und Güte ſprach in ſeinen Zügen, die
Im Augenblick mit Zorn und Trauer, Wuth
Und Wehmuth wechſelten. Gebietend ſtand
Er wie ein Halbgott da, geboren zu befehlen.

Und milde ſprach er: „Höret, hört mich an,
Ihr Friedensmänner, wendet eure Herzen
Zum unglückſel'gen Zimeo. Er iſt
Mit Blute nicht befleckt; zwar wär' es nur
Gottloſer Blut: denn meiner Brüder Qual
Rief vom Gebirge mein Geſchlecht herab,
An Tigern ſie zu rächen. Aber ich
Begleitet' ſie, ſie einzuhalten; wo
Ich irgend Milde fand, verſchont' ich. Ich

Verſchmähte, ſelbſt mit ſchuld'ger Weißen Blut
Mich zu beflecken. Sklaven, tretet her,
Wie lebt ihr hier? — O wendet eure Herzen,
Ihr Friedensmänner, nicht vom Zimeo."

Er rief die Sklaven unſres Hauſes, ſie
Befragend um ihr Schickſal. Alle traten
Mit Freude vor ihn hin, erzählend ihm
Ihr Leben. „Komm, o Edler, ſprachen ſie,
Sieh unſre Kleider, unſre Wohnungen."
Sie zeigten ihm ihr Geld; die Freigelaßnen
Umringten uns und küßten unſer Knie,
Und ſchwuren, nie uns zu verlaſſen.

Tief
Gerührt ſtand Zimeo, die Augen jetzt
Auf uns, dann auf die Sklaven wendend, dann
Zum Himmel: „Mächtiger Oriſſa, der
Die Schwarzen und die Weißen ſchuf, o ſieh,
Sieh auf die wahren Menſchen; dann beſtrafe
Die Frevler! — Reicht mir eure Hand —

Von nun an
Will ich zwei Weiße lieben."

Nieder warf er
Auf eine Matte ſich im Schatten. „Hört
Den unglückſel'gen Zimeo! Er iſt
Nicht grauſam! Beim Oriſſa! nicht; nur tief
Unglücklich." — Laut aufſchluchzend hielt' er ein.

Da ſtürzten zu ihm zwei von unſern Sklaven.
Wir kennen Dich, Sohn unſers Königes,
Des mächtgen Damiels. Ich ſah Dich oft
Zu Benin." — „Ich zu Onebo." —

Sie traten
Zurück. — Er rief ſie freundlich zu ſich:

„Bleibt,
Ihr meine Landesleute, bleibt mir nah!
Zum erſten Male wird Jamaika's Luft
Mir angenehm, da ich mit Euch ſie athme."

Er faßte ſich und ſprach: „Ihr Friedensmänner
Hört meine Qual. Mein Vater ſandte mich,
Daß mich des Hofes Schmeicheleien nicht
Verderbeten, zum Dorfe Onebo,
Ein fleißig Dorf von Ackerleuten. Da
Erzog Matomba mich, der Weiſeſte

Der Menſchen. Ach verloren iſt er mir,
Und ſeine Tochter, meine Elavo,
Mein Weib.“ Er weinete; dann fuhr er fort:
„Ihr Weiße habt nur eine halbe Seele,
Die nicht zu lieben, nicht zu haſſen weiß.
Nur Gold iſt eure Leidenſchaft. — Doch höret! —

„Als ich in Onebo (o ſchönes Land
Voll ſüßeſter Erinn'rung!) mit Matomba,
Ein Ackersmann und froh und glücklich war,
Mit meiner Elavo im erſten Traum
Der Liebe; ſieh, da kam ein ſchwarzes Schiff
Der Portugieſen an die Küſte. O!
Hätt' ich es nie geſehn! Zu Benin werden
Verbrecher nur verkauft. Zu Onebo
War kein Verbrecher. — Alſo luden uns
Die Räuber auf ihr Schiff. Ein Feſt begann;
Muſik erklang: ein Tanz. — Noch hör' ich ihn,
Den fürchterlichen Schuß der Abfahrt, mitten
In der Muſik. Man lichtete die Anker;
Die Küſte floh, ſie floh. Da half kein Fleh'n,
Kein Bitten, Rufen! Ach verſchone mich,
Du Angedenken! — Hartgefeſſelt lagen
In tiefem Gram, in ſchwarzer Trauer wir.

Drei Jünglinge von Benin nahmen ſich
Das Leben; ich nahm mir es nicht, um meiner
Geliebten Clavo, um meines guten
Matomba willen. „Ihnen kannſt du doch
Vielleicht noch helfen, dacht' ich; ſie verlaſſen,
Das kannſt du nicht.“ Ihr Anblick gab mir Troſt.

So kamen wir nach vielen Leiden in
Den Hafen. Und, o bittrer Augenblick!
Da wurden wir getrennt. Vergebens warf
Mein Weib, ihr Vater ſich dem Ungeheuer
Zu Füßen; ich mit ihnen. Wilden Blicks
Stürzt' Clavo auf mich; ich faßte ſie
Mit eiſern'm Arm. Umſonſt! Man riß ſie los.
Noch hör' ich ihr Geſchrei! ich ſeh ihr Bild!
Sie trug ein Kind von mir in ihrem Schooß. —
Ich ſeh Matomba!“

Plötzlich ſtürzte Franz,
Mein guter Franz, den von den Spaniern
Aus Mitleid über ſeine Qualen ich
Mit ſeiner ſchönen Tochter losgekauft
Und mit mir hergeführt; (er war bisher
Im Innerſten des Hauſes zur Bedeckung

Der Frau'n geweſen) plötzlich ſtürzte Franz
Mit Mariannen hin auf Zimeo.
Matomba! Elavo! „— Mein Zimeo!
Sieh deinen Sohn! — Um ſeinetwillen nur
Ertrugen wir das Leben, bis wir hier
Die Guten fanden. Zimeo! dein Sohn!"

Er nahm das Kind in ſeinen Arm. „Er ſoll
Kein Sklave eines Weißen werden, Er,
Der Sohn, den Elavo gebar."

„Ohn' ihn
Hätt' ich die Welt ſchon längſt verlaſſen, ſprach
Die Weinende, jetzt hab' ich Dich und Ihn!

Wer ſpricht das Wiederſeh'n der Liebenden,
Die kaum einander mehr zu ſehen hofften,
Mit Worten aus? Des Vaters Auge, das
Vom Säugling auf die Mutter, auf Matomba
Und dann zum Himmel flog und wieder dann
Sanft auf dem Kinde ruhte. Herzens Dank,
Wie nie ein Weißer ihn ausdrücken mag,
Wahnſinn des Dankes ſageten ſie uns,
Und ſchieden zum Gebirg'. O führete
Ein freundlich Schiff ſie bald zum Vater, der

Den Sohn beweinet, hin gen Onebo,
Den Ort der erſten Liebe, in die Luft
Des ſüßen Vaterlandes Benin!

4.

Der Geburtstag.

Am Delaware feierte ein Freund, *)
Ein Quäker, Walter Miflin, ſeinen Tag
Des Lebens ſo:

„Wie alt biſt Du, mein Freund?"
„Faſt dreißig Jahre" ſprach der Neger.

Nun,
So bin ich Dir neun Jahre ſchuldig: denn
Im ein und zwanzigſten ſpricht das Geſetz
Dich mündig. Menſchheit und Religion
Spricht Dich gleich allen weißen Menſchen frei.
In jenem Zimmer ſchreibet Dir mein Sohn
Den Freiheitsbrief; und ich vergüte Dir

---

*) Delaware, ein Fluß in Nordamerika. — Die Quäker nennen ſich Freunde.

Das Kapital, das in neun Jahren Du
Verdienetest, landüblich, acht pro Cent.
Du bist so frei als ich; nur unter Gott
Und unter dem Gesetz. Sey fromm und fleißig.
Im Unglück oder Armuth findest Du
An Walter Miflin immer deinen Freund."

„Herr! lieber Herr! antwortet Jacob, was
Soll ich mit meiner Freiheit thun? Ich bin
Bei Euch geboren, ward von Euch erzogen,
Arbeitete mit Euch, und aß wie Ihr.
Mir mangelt nichts. In Krankheit pflegte
Mich Eure Frau als Mutter, tröstete
Mich liebreich. Wenn ich denn nun krank bin." —

„Jacob!
Du bist ein freier Mann, arbeite jetzt
Um höhern Lohn; dann kaufe Dir ein Land,
Nimm eine Negerin, die Dir gefällt,
Die fleißig und verständig ist wie Du,
Zur Frau, und lebe mit ihr glücklich. Wie
Ich Dich erzogen, zieh' auch deine Kinder
Zum Guten auf, und stirb in Friede. — Frei
Bist Du und mußt es seyn. Die Freiheit ist

Das höchste Gut. Gott ist der Menschen, nicht
Allein der Weißen Vater. Gäb' er doch
In aller meiner Brüder Sinn und Herz,
Nach Afrika zu handeln, nicht' daraus
Euch zu entwenden, Euch zu kaufen und
Zu quälen!" —

„Guter Herr, ich kann Euch nicht
Verlassen; denn nie war ich Euer Sklav';
Ihr fordertet nicht mehr von mir als Andre
Für sich arbeiten. Ich war glücklicher
Und reicher als so viele Weiße. Laßt
Mich bei Euch, lieber Herr."

„So bleibe denn
In meinem Dienst, Du guter Jacob, doch
Als freier Mann. Du feierst diese Woche
Dein Freiheitfest, und dann arbeitest Du,
So lange Dir's gefällt, um guten Lohn
Bei mir, bis ich Dich treu versorge. Sey
Mein Freund! Jacob."

Der Schwarze drückt die Hand
Des guten Walter Miflin an sein Herz:

„So lange dieſes ſchläget, ſchlägt's für Euch!
Nur heute feiern wir; und morgen friſch
Zur Arbeit. Freud' und Fleiß iſt unſer Feſt."

Ging ſchöner je die Sonne nieder, als
Denſelben Tag am Delaware-Strom?
Jedoch ihr ſchönſter Glanz war in der Bruſt
Des guten Mannes, der für kein Geſchenk,
Der nur für Pflicht hielt ſeine gute That.

Die Waldhütte.

Eine Miſſions-Erzählung aus Paraguai *).

Um Paraguaier-Thee und wilde Völker
Für unſre Kolonien aufzuſuchen,
Durchgingen wir jenſeit des Empalado
Die tiefſten Wälder. Nirgend eine Spur
Von Menſchen! Alles, alles war geflohn,
Und aufgerieben von den Blattern,

Bis uns
Fußtapfen in ein armes Hüttchen führten.

Ein

*) Vom ehrlichen Dobritzhofer erzählt, in ſeiner Geſchichte der Abiponen, Th. 1. S. 113. Wien. 1788.

Ein Mütterchen, ihr zwanzigjähr'ger Sohn,
Und eine funfzehnjähr'ge Tochter hatten
Hier lang' und still gewohnt. Der Vater war
Vom Tiger aufgefreſſen, als die Mutter
Mit ihrer Tochter ſchwanger ging. Der Sohn
Hatt' allenthalben ſich ein Weib geſucht
Und kein's gefunden. Außer ihrem Bruder
Hat — Arapotija, des Tages Blüthe*)
(So hieß das Mädchen) keinen Mann geſehn.
Hier wohnten ſie am Monda-Miri Ufer
In einer Palmenhütte. Waſſer war
Ihr Trank; Baumfrüchte mancher Art,
Die Wurzel des Mandijo-Baums, Geflügel,
Das Aba ſchoß (ſo hieß der Jüngling), Korn,
Das ſeine Schweſter ſä'te, Ananas
Und Honig, der aus Bäumen reichlich floß,
Genoſſen ſie. Von Caraquata-Blättern
War ihr Gewand gewebet und ihr Bett
Bereitet. Eine ſcharfe Muſchel war
Ihr Meſſer. Seine Pfeile ſchnitzte ſich
Der Jüngling mit zerbrochnem Eiſen aus

*) So heißt bei den Paraguaien die Morgenröthe.

Dem härtſten Holz; er ſtellte Fallen auf
Den Elennthieren; reichlich nährte er
Sein kleines Haus. Ihr Teller war ein Blatt,
Der Kürbis ihre Flaſche. Feuer ſchafften
Sie ſich aus Bäumen. Alſo lebten ſie
Zufrieden und geſund; ſie liebten ſich
Wie Mutter, Bruder, Schweſter, die einander
Die ganze Welt ſind. Unſchuld kleidete
Das Mädchen ohne Schaam. Sie wand das Tuch,
Das wir ihr ſchenkten, zierend um ihr Haupt;
Ihr flatternd Baumgewand war ihr genug,
Kein fremder Schmuck entſtellte ihr Geſicht;
Ein Papagei auf ihren Schultern war
Ihr Freund, mit dem ſie ſcherzte, wenn ſie Hecken
Und Hain wie eine Cynthia durchſtrich,
An Frohſinn und Geſtalt ihr ähnlich. Scherzend
Empfing ſie uns und unbetroffen. So
Die Mutter, ſo der Sohn.

Ich ſprach zu ihnen
Guaraniſch, ob ſie mit uns ziehen wollten
Aus dieſer Wüſtenei, und ſchildert' ihnen

Die glücklichen, die frohen Tage, die
Sie mit uns leben würden.

„Gerne, sprach
Die Mutter, uns vertrauend, kämen wir;
Auch fürchten wir den Weg nicht; aber sieh,
Dort hab' ich drei Wildschweinchen aufgezogen,
Seit ihre Mutter sie gebar. Die müßten
Umkommen, wenn wir sie verlassen, oder
(Sie werden uns gewiß als Hündchen folgen)
Verschmachten auf dem Wege, wenn sie sehn
Das ausgebrannte Feld, worauf die Glut
Der Sonne liegt."

„Darüber fürchte nichts,
Sprach ich, wir wollen uns im Schatten lagern,
An Bächen sie erfrischen. Kommet nur!"

So kamen sie mit uns. — Wir duldeten
Viel auf dem langen Wege, watend jetzt
Durch wilde Ströme, jetzt in Ungewittern,
Von Güssen überströmt. Es laureten
Auf uns die Tiger. Endlich kamen wir
In unserm Flecken an. Dem Jüngling war
Beschwerlich unsre Kleidung: eingepreßt

Konnt' er in ihr nicht ſchreiten, klettern nicht
Auf Bäume, die hier fehlten. Er vermißte
Das ſchöne Grün, den dunkeln kühlen Wald.
Und ob wir dann und wann mitleidig auch
Sie in entlegne Schatten führten; ach!
Es war nicht ihr geliebter Schatte. Brennend,
Verzehrend lag auf ihnen hier die Glut
Der Sonne. Fieber, Kopf- und Augenweh,
Und tiefe Schwermuth, Ekel aller Speiſen,
Kraftloſigkeit, Auszehrung folgeten.
Am erſten ſchwand die Mutter hin; ſie ward
Getauft und ſtarb mit chriſtlicher Ergebung.
Die Tochter Arapotija, die Blüthe
Des Tages ſonſt, man kannte ſie nicht mehr.
Verblühet war ſie und verdorrt; ſie folgte
Der Mütter bald ins Grab. Ihr folgeten
Viel Thränen: denn ſie war die Unſchuld ſelbſt.

Der tapfre Bruder überſtand die Reihe
Der Uebel, überſtand ſogar zuletzt
Der Uebel Schrecklichſtes, die Blattern. Er
War folgſam, fleißig und gefällig, fand
Sich ein zum Unterricht; doch immer ſtill.

Ich ahn'te nichts. Da kam ein Indianer,
Und sprach geheim: Mein Pater, unser Waldmann
(Ich fürcht' es) ist dem Wahnsinn nah. Er klagt
Zwar keine Schmerzen; aber „jede Nacht,
Spricht er, erscheint mir wachend meine Mutter
Und meine Schwester. Immer sprechen sie:
Ich bitte, laß Dich taufen; denn wir holen
Dich bald und unvermuthet ab, o Sohn,
O Bruder, in die grünen Schatten." — Also
Spricht täglich er; und kennt den Schlaf nicht
mehr.

Ich eilte zu ihm, sprach ihm Muth zu. Heiter
Erwiedert er: „Mir fehlt, o Vater, nichts.
Ich kenne keine Schmerzen; aber schlafen
Kann ich nicht mehr; denn alle Nächte sind
Die Meinigen um mich und sprechen flehend:
„Ich bitte, laß Dich taufen, denn wir holen
Dich bald und unvermuthet ab, o Sohn,
O Bruder, in die grünen Schatten."

„Freund,
Die Deinigen sind jetzt im Himmel, sprach ich;
Jedoch die Taufe soll Dir werden." — Sehnlich

Erfreut' er ſich; es ward der Tag beſtimmt,
Johannis Tag. Zehn Uhr am Morgen ward er
Getauft; er war ſo heiter, war ſo froh!
Am Abend, ohne Krankheit, ohne Schmerzen,
War er entſchlafen.

* * *

So erzählt der Prieſter,
Und läßt Jeden denken, was er mag.
Ich denke: Guter Vater, warum ließeſt
Du nicht die Blumen, wo ſie ſtanden? und
Erquickteſt ſie? Du hörteſt, was die Mutter
Für ihre Thierchen fürchtete: „ſie werden
Verſchmachten in der Sonne Glut!“ — O laſſet
Doch jede Pflanze blühen, wo ſie blüht;
Die Schattenblume zehrt der Mittag auf.

Legenden.

Das Wort Legende hat seit der Reformation seine Würde so sehr verloren, daß man es in einem frostigen Wortspiel (Lügende) der Lüge für gleichlautend hält, und nur ein einfältiges von Kindern und Weibern geglaubtes Märchen mit ihm bezeichnet. Einst war dieß nicht also.

Legende hieß das Buch, das die Summe dessen umfaßte, was nicht nur durchs ganze Jahr hin dem Volke öffentlich vorgelesen, sondern auch zu seiner häuslichen Erbauung fast einzig in die Hände gegeben ward. Und da dieß insonderheit Leben der Heiligen waren, auch allem, was man damals schrieb, der Ton der Andacht und des Wunderbaren anhing, so ist der Name Legende vorzüglich der wunderbar-frommen Erzählung, d. i. Lebensbe-

ſchreibungen und Geſchichten, die durch das, was Andacht vermöge, zur Nachfolge reizen ſollten, geblieben. Nebſt den Ritterbüchern, faſſen ſie alſo, nach dem Geiſt damaliger Zeit, die Blüthe und Blume menſchlicher Ausbildung in ſich; die Ritterbücher für den Mann von Geburt, die Legenden für den andächtigen tugendhaften Menſchen, welches Standes er auch ſeyn mochte.

Die Turteltaube.

Wenn ein Menſchenhaſſer, ſpricht die Sage,
Ein Erob'rer auf der Welt erſcheinet,
Trauret jedes Element; die Wolke
Regnet Blut; es ſchwärzet ſich der Himmel;
Und die Erde berſtet; Feuerſchlünde
Brechen aus dem Abgrund', in den Lüften
Heulen Stürme, Geiſter in den Stürmen:
„Weh den Menſchen, Weh! Zu Noth und Jammer,
Tauſenden zum Weh iſt er geboren!"

Als in dunkler Nacht das Licht der Völker
Aufging, lag die Welt in heil'ger Stille.

Heller glänzeten die Sterne; segnend
Trat ein neuer Stern hervor, und sagte
Frommen Weisen in das Herz: „Erfüllet
Ist der Zeiten langer Wunsch und Hoffnung:
Denn der Trost der Völker ist geboren!“

Und die Engel sangen in den Lüften:
„Ehre, Ehre sey Gott in der Höhe!
Fried' auf Erden, allen Menschen Freude!“

Und ein Engel trat zu armen Hirten:
„Freuet euch! dem Volk ist er geboren!“

Stillverborgnes Kind! Es sangen keine
Phöbusschwän' um deine dunkle Krippe;
Aber was die treue Turteltaube
Deiner Höhle *) sang: (die ew'ge Liebe
Sprach und girrete in ihren Tönen)
Das erzähle mir die heil'ge Sage:

„Lieblicher Knabe,
Find' ich Dich hier?

---

*) Nach der Tradition ist Christus in einer Felsenhöhle vor Bethlehem geboren.

Hier in den Windeln,
Hier in der Kluft?

Zwar der Geliebte
Nahet ſich gern
Seinem Geliebten,
Theilet mit ihm
Kummer und Schmach.

Und je verborgner,
Und je verkannter,
Deſto zufriedner
Trägt er die Laſt.

Aber, o Knabe,
Wiſſe, Du trägſt,
Du, ein Lamm Gottes,
Sünden der Welt;

Alter Aeonen
Gräßliche Laſt,
Frevel und Irrthum,
Greuel und Wahn.

Lieblicher Knabe,
Schöner als jener

Leuchtende Stern!
Dornen und Undank,
Geiſſel und Schmach,
Hohn und Verfolgung
Warten auf Dich.

Siehe, Du lächelſt?
Willſt Du mir ſagen:
Liebe verſchmähet
Ehrenden Dank.
Liebe beſieget
Schmerzen und Tod.

Auf dann und ende,
Was Du beginnſt!
Greif' in der Otter
Giftiges Neſt.
Ueber der Drachen
Neidende Zähne
Wandle beherzt.

Droben im Aether
Ueber den Sternen
Sehen wir uns,

Deine Geliebten,
Alle mit Dir!“

Alſo girrete die Turteltaube,
Und die Engel ſangen in den Lüften:
„Friede, Freude!“ — Und das Chor der Sterne,
Aller Zeit und Ewigkeiten Inhalt,
Sind ein langer Nachhall ihres Liedes.

Der Tapfere.

Ein böſes Heldenthum, wenn gegen Menſch
Der Menſch zu Felde zieht. Er dürſtet nicht
Nach ſeinem Blut, das er nicht trinken kann;
Er will ſein Fleiſch nicht eſſen; aber ihn
Zerhau'n, zerhacken will er, tödten ihn! —
Aus Rache? Nicht aus Rache: denn er kennt
Den Andern nicht, und liebet ihn vielleicht.
Auch nicht ſein Vaterland zu retten, zog
Er fernen Landes her. Ein Machtgebot
Hat ihn hieher geführet, roher Sinn,
Die Raubſucht, Sucht nach höh'rer Sklaverei.
Von Wein und Branntwein glühend, ſchießt er,
ſticht,

Und haut und mordet — weiß nicht, wen?
Warum? wozu? bis beide Helden dann,
Verbannt ins Schloß der Unbarmherzigkeit,
Ein Krankenhaus, mit andern Hunderten
Da liegen ächzend; und sobald den Krieg
Noth und der Hunger endet: alle dann
Als Mörder-Krüppel durch die Straßen ziehn
Und betteln. Ach, sie mordeten um Sold,
Gedungne Helden aus Tradition.

Ein edler Held ist, der fürs Vaterland,
Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
Der edelste, der für die Menschheit kämpft.
Ein Hohepriester trug er ihr Geschick
In seinem Herzen, und der Wahrheit Schild
Auf seiner Brust. Er steht im Felde, Feind
Des Aberglaubens und der Ueppigkeit,
Des Irrthums und der Schmeicheleien Feind,
Und fällt, der höchsten Majestät getreu,
Dem redlichsten Gewissen, das ihm sagt:
Er suchte nicht und floh nicht seinen Tod.

* * *

„Was tödtet ihr die Glieder? (rief die Wuth
Des Heidenpöbels.) Sucht und würgt das
Haupt!“ —

Man ſucht den frommen Polykarpus, ihn,
Johannes Bild und Schüler *). Sorgſam hatten
Die Seinen ihn aufs Land geflüchtet.

„Ich
Sah dieſe Nacht das Kiſſen meines Haupts
In voller Glut; (ſo ſprach der kranke Greis,)
Und wachte mit beſondrer Freude auf.
Ihr Lieben mühet euch umſonſt; ich ſoll
Mit meinem Tode Gott lobpreiſen.“ —

Da
Erſcholl das Haus von ſtürmendem Geſchrei
Der Suchenden. Er nahm ſie freundlich auf:
„Bereitet, ſprach er, dieſen Müden noch
Ein Gaſtmahl — Ich bereite mich indeß
Zur Reiſe auch.“ Er ging und betete.

Und

*) Polykarp, Biſchof zu Smyrna, ein im Chriſtenthum weitberühmter Lehrer, der in der Mitte des zweiten Jahrhunderts im höchſten Alter den Märtyrertod litt.

Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Konsul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm:
„Sey tapfer, Polykarp!"

Der Konsul sieht
Den heitern, schönen, ruhig-sanften Greis
Verwundernd. „Schone, sprach er, deines Alters
Und opfre hier, entsagend deinem Gott!"

„Wie sollt' ich einem Herrn entsagen, dem
Zeitlebens ich gedienet und der mir
Zeitlebens Gutes that?"

„Und fürchtest Du
Denn keines Löwen Zahn?"

„Zermalmet muß
Das Waizenkorn doch einmal werden, sey's
Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht."

Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! Er ist
Der Christen Vater: Feuer! Feuer her!"
Sie trugen Holz zusammen und mit Wuth
Ward er ergriffen.

„ Freunde, sprach er, hier
Bedarf's der Bande nicht. Wer dieser Flamme
Mich würdigte, der wird mir Muth verleihn.“ —

Und legte still den Mantel ab und band
Die Sohlen seiner Füße los und stieg
Hinauf zum Scheiterhaufen.

Plötzlich schlug
Die Flamm' empor, umwehend rings um ihn
Gleich einem Segel, das ihn kühlete,
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelstein in seine Mitte nahm
Und schöner ihn verklärte; bis ergrimmt
Ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.
Er sank; es floß sein Blut; die Flamm' erlosch;
Und eine weiße Taube flog empor.

* * *

Du lachst der weißen Taube? Soll einmal
Ein Geier Dir, dem Sterbenden, die Brust
Durchbohren? Dem Gestorbenen das Aug'
Ein Rab' aushacken? Aus der Asche sich
Molch oder Natter winden? — Spotte nicht

Des Bildes, das die Sage ſich erſchuf:
Nur Einfalt, Unſchuld giebt im Tode Muth.

Der Palmbaum.

Liebe kränzet ſich mit Myrth' und Roſen;
Für den Held und Dichter ſprießet Lorbeer;
Aber Palmen ſind des heil'gen Siegers
Ehrenzweig; und auch dem matten Wandrer
In der Wüſte ſprießt von Gott ein Palmbaum.

* * *

Als Onuphrius, ein raſcher Jüngling,
Von den Vätern des Elias Leben
Ueber alles hoch lobpreiſen hörte,
Rüſtet' er ſich, eilend in die Wüſte.

Sieben Tage ging er; keine Stimme
Rief ihm zu: „Was thuſt Du hier, Elia?"
Bis von Sonnenglut und Durſt und Hunger
Er ermattet ſank. „Nimm meine Seele,
Sprach er, Herr! Nur einen Trunk zur Labung,
Eine Dattel laß mich hier nur koſten."

Und ein ſüßer Schlaf umfing den Jüngling,
Und ſein Engel ſtand bei ihm: „Verwegner,
Der Du Gott verſuchſt, biſt Du Elias?
Doch zu deinem Lohn und deiner Lehre,
Hör'! — An deiner Seite rauſcht die Quelle,
Und ein Palmbaum über deinem Haupte.
Siebzig Jahre ſollſt du hier mit ihnen
Leben, und ſie werden mit Dir ſterben.
Aber keines Menſchen ſüße Stimme
Sollſt Du, keines Mannes Fußtritt hören,
Bis Dir einer kommt, der Dich begrabe."

Froh erſchrocken ſah der Auferwachte,
Was der Engel ihm im Schlafe ſagte;
Nannte jetzt den Palmbaum ſeinen Bruder,
Nannt' die Quelle ſeine Schweſter, labte
Sich an ihrem Trank, an ſeinen Früchten,
Kleidete ſich in des Baumes Blätter;
Aber keines Menſchen ſüße Stimme
Kam zu ihm die ſiebzig lange Jahre.

Endlich hört' er eines Mannes Fußtritt.
„Dieſer, ſprach er, iſt von Gott geſendet,
Daß er mich begrabe!" nahm den Gaſt auf,

Und erzählt' ihm ſeines Baums Geſchichte.
„Alſo, haſt Du deine Pflicht erfüllet;
Eil' hinweg! für Dich iſt dieſer Ort nicht.
Menſchen ſind geſchaffen für die Menſchen."

Kaum geſprochen, ſank der Greis danieder
Todt; ein Sturmwind riß den Baum mit ſeinen
Wurzeln aus; die Quelle war verſieget.

Und ein Lobgeſang ſang in den Lüften:
„Komm, o Bruder, komm aus deiner Wüſte;
Was Dir deine eigne Schuld verſagte,
Singet Dir der Himmel jetzt entgegen,
Süße Freundſchaft unter Himmels-Palmen."

Und Paphnutius begrub den Todten,
Deſſen Antlitz glänzete. Die Wüſte
Heulte rings um ihn, und trieb ihn von ſich:
„Ach, ſprach er, ſo viel ſie Leid ſich bringen,
So viel geben ſie ſich Troſt und Stärke;
Menſchen ſind geſchaffen für die Menſchen."

* * *

Dank, Onuphrius, nach tauſend Jahren
Dank Dir, daß Du eines Mannes Seele
Noch in ſeiner letzten Stund' erquickteſt.

Schüchtern, krank, mißtrauend allen Menſchen,
Ein gejagtes Reh, (den Pfeil des Jägers
Trug er in der Bruſt;) ſo floh Torquato
Taſſo zu Dir. Seine zarte Schläfe
War bedeckt mit Lorbeer; keinen Lorbeer
Sucht' er mehr; ihn labte deine Palme *).

Die Ameiſe.

Ein Müſſiggänger ſah die Lilie
Des Feldes blüh'n, und hört' der Vögel Chor
Lobſingen: „Bin ich denn nicht mehr als ſie?"
Sprach er. „Wohlan! ſo ſey mein Leben auch
Blüh'n und Verblühen, Anſchau'n und Geſang!"

---

*) Taſſo, dieſer liebenswürdige, aber faſt ſein ganzes Leben hindurch unglückliche Dichter, als er erſchöpft an Kräften in Rom ankam, um auf dem Kapitolium gekrönt zu werden, ließ ſich in das Kloſter St. Onofrio bringen, wo er, indeß alle Anſtalten zur Feierlichkeit gemacht waren, den Tag vor ſeiner Krönung ſanft entſchlief. Er liegt in der Kirche St. Onofrio unter einem Steine begraben; zu einem Denkmal iſt kein Raum da. Man zeiget ſein Bruſtbild und die dem Geſichte des Todten entnommene Larve.

Er ging zur einſam-frommen Wüſtenei
Und harrete auf Offenbarung. Da
Rief eine Stimme: „Schau' zur Erd' hinab,
Simplicius!“

Er ſah. Ein wimmelnd Neſt
Ameiſen war vor ihm in lebender
Bewegung. Dieſe trugen eine Laſt,
Viel größer als ſie ſelbſt. Ein andrer Hauf'
Hielt Kräuterſaamen in dem Munde, feſt
Wie mit der Zange. Jene holten Erd'
Herbei, und dämmten ihren breiten Strom.
Die Andern trugen für den Winter ein,
Und ſchroteten die Körner künſtlich ab,
Daß ihre feuchte Wohnung nicht mit Kraut
Verwüchſe. Dieſe hielten einen Zug;
Sie trugen einen Todten aus der Stadt,
Und Keiner ſtört' den Andern; Jeder wich
Beim Ein- und Ausgang ſeinem Nachbar aus.
Wer unter ſeiner Laſt erlag, und wer
Die ſteile Straße nicht erklimmen konnte,
Dem half man auf; man bot den Rücken dar. —

Simplicius ſah's mit Verwunderung

Und ſähe noch, hätt' ihm die Stimme nicht
Gerufen: „Biſt du nicht viel mehr als ſie?“

Und vor ihm ſtand ein Greis. „Verlorner Sohn,
Wie? haſt Du keinen Vater? keine Mutter?
Und keinen Freund und Armen, den Du jetzt
Beiſpringen könnteſt? Biſt vom Himmel Du
Entſproſſen? keinem Menſchen auf der Welt
Verbünden oder werth; daß ihm ein Theil
Von Dir gehöre? — Sieh das kleine Volk
Ameiſen! Jede wirket ingemein,
Und ohne Eigenthum hat jede g'nug.“

Bekehret kehrt Simplicius zurück
Zur muntern Thätigkeit, und ſah fortan
Im großen Ameiſ'haufen dieſer Welt
Die Gottesſtadt, die (oft ſich unbewußt)
Im Wirken für's Gemeine lebt und webt,
Niemand für ſich, für Alle Jedermann.

Die Fremdlinge.

Gegrüßet ſeyd ihr mir, ihr Morgenſterne
Der Vorzeit, die den Allemannen einſt

In ihre Dunkelheit den Strahl des Lichts,
In ihre tapfere Wildheit Milde brachten. —
Beatus, Lucius und Fridolin,
Und Columban und Gallus, Magnoald,
Othmar und Meinrad, Notker und Winfred. *) —
Ihr kamet nicht mit Orpheus Leierton,
In phrygisch-wilden Bacchustänzen nicht,
Noch mit dem blut'gen Schwert in eurer Hand;
In eurer Hand ein Evangelium
Des Friedens und ein heilig Kreuz, mit ihm
Die Pflugschar war es, die die Welt bezwang.

Grau'nvoller Anblick! — Undurchdrungner Wald
Bedeckte Thäler, Auen und Gebirg',
Bis hinten unersteigbar hoch das Eis
Der Glätscher glänzt in kalter Majestät.
Aus Klüften stürzten Ströme wild herab,
Felsen zerreißend. Tief im Hain erscholl
Das Kampfgeschrei der Männer und des Ur's,
Geschrei der Weiber und Gefangenen.

*) Bekehrer Deutschlands, in der Schweiz, in Schwaben und am Rhein.

Aus Höhlen ziſchten Drachen; am Altar
Floß Menſchenblut dem Wodan. Oede lag
Das Feld umher in trägem Sumpf und Moor.
Der armen Hütte ärmſte Nothdurft ward
Von hartgehaltnen Knechten arm beſtellt. —

Da wagten aus entfernten Landen ſich
Von Gott erweckte Männer in das Grau'n
Der alten Nacht, durchwanderten das Land,
Arm, einſam, unbekannt, verfolget. Da
Verſuchte ſich Beatus über'n See *);
Der ungeſtüme ſchwieg vor ihm. Er trat
Vor eines Drachen Kluft; der Drach' entfloh,
Und ließ die Höhle jetzt zur Wohnung ihm
Und ſeinem Freund Achates. — Lucius **),
Aus Königsſtamm und jetzt ein Wanderer,
Zwang Auerſtier' ins Joch; und Fridolin ***),

*) Den Brienzer und Thuner See. Beatus hat den Namen St. Batt in der Volksſprache.

**) Lucius, der Sage nach, ein brittiſcher Königsſohn, Bekehrer der Graubündner.

***) Fridolin, Bekehrer derer von Glarus und der Rhein-Anwohner. Zu Seckingen auf einer Inſel des Rheins begraben.

Bracht' aus der Gruft den Todten, vor Gericht
Mit ihm zu zeugen.

Dann verſchaffete
Der Orden Benedikts der Sonne Raum,
Die Erde zu erwärmen. Weſſen Hand
Hat dieſen Fels durchbrochen? dieſen Wald
Gelichtet? jenen ſeucheſchwangren Pfuhl
Umdämmt, und ausgehackt die Wurzelknoten
Der ew'gen Eichen? Wer hat dieſes Moor
Zum Garten umgeſchaffen, daß in ihm
Italien, und Hellas, Aſien
Und Afrika jetzt blühet? War es nicht
Gottſel'ger Mönche emſig-harte Hand?

Und wie den Boden, ſo durchpflügeten
Sie wildre Menſchenſeelen. Manchen Ur
Belegt' ein Heil'ger mit dem ſanften Joch
Des Glaubens. Mancher Drache flog, beſprochen
Vom mächt'gen Wort, lautziſchend in die Luft
Zur Ruh der ganzen Gegend. Leo ging
Dem Attila *) und manchem Giſelaar,
Und Gibich, Godemar und Gunthar ging

*) Attila, der Hunnen König. Leo III. ging ihm

Ein Biſchof fromm entgegen, ſprach mit ihm
So lange, bis der Dämon von ihm floh;
Die freche ſtarre Geißel Gottes ward
Ums heil'ge Kreuz gewunden. Billigkeit
Und Milde trat im ſchlichten Mönchsgewand',
Im Waldeskittel, wie im Prieſterſchmuck
Hin vor den Thron, und ins Gewühl der Schlacht,
Trat zwiſchen die Zweikämpfer, in den Rath
Der Ritter, und in's Haus- und Brautgemach,
Verſöhnend, ſchlichtend, ſanft verſtändigend.
Dem Knecht entfiel die Kette. Menſchenkauf
Und Menſchendiebſtahl traf des Bannes Fluch. —
Wie Tempel und Altar, ſo ward auch Heerd
Und Eh' befriediget. Gedrückte wallten
Zur Stätte des Erbarmens. Hungernde,
Verfolgte, Kranke floh'n zum heil'gen Raum,
Erflehend Gottes Frieden, der am Bett
Der Sterbenden, in Aufruhr, Peſt und Noth,
Erquickte, linderte, beruhigte.

Weß iſt der Erdenraum? Des Fleißigen.

---

in die Lombardei entgegen und rettete Rom. Giſelaar, Gibich u. f. ſind Könige der Allemannen und Burgunder.

Weß iſt die Herrſchaft? Des Verſtändigen.
Weß ſey die Macht? Wir wünſchen alle, nur
Des Gütigen, des Milden. Rach' und Wuth
Verzehrt ſich ſelber. Der Friedſelige
Bleibt und errettet. Nur der Weiſere
Soll unſer Vormund ſeyn. Die Kette ziemt
Den Menſchen nicht und minder noch das Schwert.
Der Allemannen Sitten und Geſpräch
Sind nicht die beſten Sitten. Das Geſpräch
Von Bärenbraten, Auerochſenjagd
Und Weiberjagd und Mähr' und Hunden — doch
Genug, o Muſe, lieber ſage mir
Von Columban und Gallus, was du weißt *).

* * *

*) Gallus heißt ein Gale. Columban und ſeine Gefährten waren nicht von Fingals Stamm, aber edle Schotten (Scoten), aus Erin (Nord-Irland) gebürtig. Der erſte Zug Columbans war in die Hebriden, (die weſtlichen Inſeln bei Schottland). Auf Hy oder Jona war ein Chorherrenſtift errichtet, nach einer morgenländiſchen Regel. Von da begaben ſich Viele nach Bangor, einem berühmten Kloſter in Wales: von da in die mittäglichen Länder. S. Müllers Geſchichte der Schweiz, Th. 1. S. 138. 205 u. f.

Verklungen war die Harfe Offians
Im fernen Weſt' auf jenen Eilanden
Des ſanften Galenſtammes: Fingal lag
Im Grab und ſchwebte nur in Wolken nah.

Was tönet jetzt aus neuen Wölbungen
Dort für ein andrer Klang? Nicht Offians
Geſänge mehr; ſie ſingen Davids Pſalmen
Im feierlichen düſtern Jubelchor.

Der Strom der Zeiten ändert ſeinen Lauf,
Und bleibt derſelbe. Die zu Schlachten einſt,
Zu Rettungen auf ferne Küſten zogen,
Errettend zieh'n ſie jetzt zu ſtillen Siegen aus.

„Laß mich, o heil'ger Vater, (alſo ſprach
Zu Comogellus Columban), laß mich
Mit meinen zwölf Gefährten über Meer
Und Land hinziehen, zu beſänftigen die Welt."

Er zog mit ſeinen Freunden über Land
Und Meer, bis er des Frankenkönigs Herz
Gewann. „Erwähle Dir," ſprach Siegbert,
„In meinem Reich zu wohnen, wo Du willſt."

In einer Wüſte des Vogeſiſchen
Gebirges fanden ſie ein warmes Bad.

Sie bauten ſich in alten Mauern an,
Hier Menſchen zu erquicken Leib und Geiſt.

Und viele Kranke walleten zu ihnen;
An Leib und Geiſt geneſet kehrten ſie
Zurück. Auch der Burgunder-König kam,
Und bat den heil'gen Mann um Lehr' und Rath.

„Thu' deinen Ausſatz von Dir, König!" ſprach
Sankt Columban, und nimm ein eh'lich Weib,
Zur Ehre Dir und deinem Land' und Stamm;
Von deiner Unzucht waſch', o König, Dich."

Brunhilde, Königs Mutter, hörte das;
Herrſchſüchtig, ſcheut ſie eine Königin,
Und haßte Columban. Er ward verbannt
Aus ſeiner Zelle und aus Siegberts Reich.

Jedoch die Meeresfluth empörte ſich,
Und bracht' ihn wieder an den Strand. Er ging
Mit ſeinen Freunden bis zur Limmat hin,
Gen Arbon und hinüber nach Bregenz.

Sie lehrten unermüdet, litten viel
Vom wilden Volk; (noch lehrt uns Columban
In ſeinen Schriften); bis er, ausgeſtoßen,
Die Alp' hinüber ging zur Lombardei.

Zu Füßen fiel ihm Gallus: „Laß mich hier
Zurück, den Sterbend-Kranken.“ — Columban
Unwillig zwar, jedoch mitleidend, ließ
Ihm Magnoald und Dietrich auch zurück.

* * *

Erhebe dich, Geſang vom Bodenſee,
Zu jenen ſchönen Höhen, die uns einſt
In heil'gen Zellen das Verlorene
Bewahrten, das noch jetzt die Welt belehrt.

„In jenem Walde dort, ob dieſer Burg,
Dort, wo die Steinach aus dem Felſen ſpringt,
Sprach Hildebald, iſt eine Ebene;
Dahinten ſteigen Berge hoch empor.“

„Nur iſt Gefahr an dieſem wilden Ort:
Denn Wolf und Bär kommt ſich zu laben da!“ —
„Iſt Gott mit uns, was thut uns Wolf und Bär!
Sprach Gallus; morgen, Brüder, zieh'n wir hin!“

„Und keine Speiſe kommt mir in den Mund,
Bis ich die Stätte meiner Raſt erſeh'!“
So ſprach der achtzigjähr'ge Greis und zog,
Beſah das Land umher und betete.

Er

Er pflanzte einen Haſelſtecken ſtatt
Des Kreuzes hin, und lebte wirkſam dort
Mit ſeinen Brüdern Mang und Dietrich, trieb
Die Teufel heulend aus der Wüſtenei.

Er ſegnete den Bär und Wolf hinweg;
Die Schlange floh; er baute ſeine Zell
Ins Neſt der Schlangen, und die Eb'ne ward
Ein Garten, fiſchreich, fluchtreich, ſegensvoll.

Hier lebte Gall, verſchmähend allen Reiz
Der Kirchenehren, wirkend weit umher
Mit Hülf' und Troſt; es flohen vor ihm Leid
Und Krankheit, Leibes- und der Seelen-Schmerz.

Die ſchöne Wüſte ſchenkt der König ihm;
Dann bauet er mit ſeinen Freunden dort
Ein Tempelhaus; der Heilige entſchlief,
In Freundes Arm, ein fünf und neunzigjähr'ger
Greis.

In ſeiner Zelle folgt' ihm Mang, ſein Freund.
Nach funfzig Jahren ſtand ein Kloſter hier
Und eine Bücherei. Mit Danke nenn'

Ich Ottmar, Waldo, Gottbert, Hartmuth,
Grimmwald,
Der Bücher, Armen, und der Schulen Väter.

Wer an Valerius und Cicero,
Lukrez und Silius, Quintilian,
Salluſt und Ammian, Manilius
Und Columella ſich erfreut; der ſage
Sankt Gall und Mang und allen Schotten Dank,
Die scotice mit allem Bardenfleiß,
Die Bücher ſchrieben und bewahreten.
Es lebe Benedictus und Sankt Maur,
Und wer uns je was Schönes aufbewahrt.

* * *

Der Helden Fußtritt iſt mit Blut gefärbt:
Bekehrungskolonien gehen oft
In Staatsliſt über. Gute Galen, Euch,
Die bis gen Lappland, bis zur Lombardei
Die Völker lehrten, Bücher ſicherten,
Nachkommen, Euch, des Menſchlichſten der Helden,
Des Menſchlichſten der Sänger *) Ruhm und Dank!

---

*) Fingal und Oſſian.

Die wiedergefundene Tochter.

„Sagt, wo find' ich meine ſüße Tochter?
Meines Alters Troſt, des Lebens Perle,
Die mich nie verließ, mich nie betrübte.
Einen Bräut'gam hatt' ich ihr gelobet,
Der in tiefem Schmerz nun mit mir trauert.
Suchten wir ſie nicht zu Land' und Meere,
Bei Verwandten, Freunden und Bekannten,
In den Klöſtern aller heil'gen Jungfrau'n;
Riefen ſie auf Felſen und in Höhlen,
„Euphroſyne!" Nirgend eine Stimme;
Nirgend ihrer ſanften Stimme Rückhall."

„Auf! ich will zu jenem Kloſter wandern,
Wo der Abt mit dreimal hundert funfzig
Brüdern betet, will ihn weinend anflehn,
Daß der heil'ge Mann von Gott erfahre,
Wo mein einzig-liebes Kind iſt."

Sehnlich

Hülfeſuchend eilt' er in das Kloſter,
Warf in Trauerkleidern vor dem heil'gen
Mann ſich nieder. „Heil'ger Mann, ich flehe,

Daß Du oder deiner Brüder Einer
Emſig-betend es von Gott erfahre,
Wo mein einzig-liebes Kind iſt."

„Morgen,
Sprach der Abt, komm morgen frühe wieder,
Will es Gott, ſo ſoll Dir Antwort werden."

Morgen, über- über- übermorgen
Kam der Mann und hört' im tiefſten Jammer:
Keinem Bruder ſey die Antwort worden.
„Geh noch etwa hin zu unſerm jüngſten,
Eifrigſten und frömmſten Bruder. Einſam
Und entfernt lebt er in ſeiner Zelle;
Wohl vielleicht, daß er's Dir ſagen werde,
Wo dein liebes Kind ſey? Er, der Jüngſte,
Er, der Edelſtein in unſerm Kloſter,
Heißt Smaragdus."

Eilig ſucht der Vater
Den gottſeligſten, den jüngſten Bruder,
Der entfernt in ſeiner Zelle lebte,
Und ihn, faſt verdeckt das Antlitz, hörte.

Abgehärmt, unkenntlich ſeinem Vater
(Denn er ſelbſt war die verlorne Tochter)
Blickt Smaragd ihn an, voll tiefen Mitleids.

Weinend endlich ſtürzen Beide nieder,
Daß Gott ſelbſt, die Quelle reichen Troſtes,
Dem Verlaſſenen Erquickung ſende.
Dann erhebt er ſich, der Unerkannte,
Tröſtet und belehret ſeinen Vater,
Daß man Gott auch über ſeine liebſten
Kinder lieben müſſe; müſſe lieben
Ueber ſelbſt ſein einzig Kind. (Mit lautem
Weinen ſprach er es.) Erzählt' dem Vater
Abrahams Geſchichte, und wie Gott uns,
Gott uns ſeinen ein'gen Sohn geſchenket.

Wie ein ſanfter Thau auf dürre Fluren,
Sank ins Herz des Alten jedes Troſtwort;
Denn er hört' als eines Engels Stimme:
„Wird mir Gott mein Kind auch wieder ſchenken,
Wie dem Abraham?" ſo fragt' er gläubig.

„Ja, Gott wird dein Kind Dir wieder ſchenken,
(Spricht der Bruder,) und Dir's laſſen ſehen,
Ehe Du zu ſeiner Mutter heimgehſt."

Neugeſtärket zog der Mann von dannen,
Hofft' erkrankend lang' und lange Jahre,
Bis auf einmal von Smaragd ein Bote

Ihn ins Kloſter rief. „Werd' ich ſie ſehen?
Wiederfinden, ſprach er, meine Tochter?"

In die Zelle trat er, fand den Armen
Abgezehrt auf ſeinem Krankenlager,
Seine letzte Rettungsſtund' erwartend.

Ach, wo ſind ſie, deine ſüßen Worte?
Daß, eh' ich zu ihrer Mutter gehe,
Ich noch die Verlorne wiederfinde —
Und nun geheſt Du." —

„Zu meiner Mutter,
Sprach der Kranke, die mir oft in Träumen
Zuſprach, fragend mich: „Wo iſt dein Vater?"
Ach ich folgte ihrem leiſen Wink nicht,
Feſtgebunden durch ein hart Gelübde.
Letzte Nacht erſchien ſie mir ſo ernſter,
Fragt': „Wo iſt dein ſorgenvoller Vater?
Haſt Du ihn gepfleget? Denn ſtatt meiner
Ließ ich Dich in dieſer Welt. Geliebet
Hatt' ich Dich; Du ſollteſt's ihm vergelten."
Ich zitterte. Sie wandte traurig
Sich und ſprach: „Dein Leben iſt verloren."
„Vater, Vater! ich bin Eure Tochter." —

„Euphrosyne!“ weinend sank er nieder
Auf die Sterbende.

„Ja, Euphrosyne;
Und mit diesem Namen will ich sterben.
Und Niemand berühre meinen Körper,
Als mein Vater. Kindespflichten gehen
Ueber Klosterpflichten. Man verführte
Mich hieher; ich und mein reiches Erbe
Sollte Gott gehören. Gieb's den Armen,
Vater! Mir verzeih! Verzeih der raschen
Leicht betrognen Jugend. Ach, gebüßet
Hab' ich mein Gelübd' und es gehalten.
Lebe wohl! Vergieb, vergieb mir, Vater,
Jenseit, jenseit, dort, wo man den Eltern
Nicht entführt wird, um nur Gott zu dienen,
Findest Du mich bald bei meiner ernsten —
Mutter. — Steht sie nicht vor mir? — Sie ist es.
„Komm!“ „Ich komme.“

Sie verschied. Ihr letzter
Blick hing an dem Vater: „Ach, Verzeihung!“

* * *

Euphroſyne, jedes Chriſtenjahres
Anfang iſt dein Feſt. Dein ſchöner Name
Deutet Freud' an, guten Sinn und Klugheit.
Wärſt Du doch das erſt' und letzte Opfer
Jugendlich-betrogner falſcher Andacht,
Wäreſt Du, dem väterlichen Boden
Schlau Entriſſene, die erſt', und letzte,
Zart-verwelkte Blume Du geweſen!

Die wiedergefundenen Söhne.

Was die Schickung ſchickt, ertrage;
Wer ausharret, wird gekrönt.
Reichlich weiß ſie zu vergelten,
Herrlich lohnt ſie ſtillen Sinn.
Tapfer iſt der Löwenſieger,
Tapfer iſt der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer ſich ſelbſt bezwang.
Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienſt,
Beiſtand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einſt den Feind bezwungen,
Wie er einſt das Reich gerettet,
Rettet' er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt' das Schickſal,
Armuth und der Böſen Neid.
„Laß dem Neid uns und der Armuth
Still entgehn!“ ſprach Placidus.
„Auf! laß uns dem Fleiße dienen!
(Sprach ſein Weib,) und gute Knaben,
Tapfre Knaben, folget uns.“

Alſo gingen ſie; im Walde
Traf ſie eine Räuberſchaar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder —
Lange ſucht der Held ſie auf.
„Placidus, (rief eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Buſen)
Dulde Dich, Du findeſt ſie.“

Und er kam vor eine Hütte;
„Kehre, Wandrer, bei mir ein,
(Sprach der Landmann) Du biſt traurig;
Auf! und faſſe neuen Muth.
Wen das Schickſal drückt, den liebt es,
Wem's entzieht, dem will's vergelten,
Wer die Zeit erharret, ſiegt.“

Und er ward des Mannes Gärtner,

Dient' ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in ſeinem Herzen
Eine bittre Frucht, Geduld.
„Placidus, (rief eine Stimme
Ihm im tiefbedrängten Buſen,)
Dulde Dich, Du findeſt ſie."

So verſtrichen Jahr' auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entſprang.
„Wo iſt Placidus, mein Feldherr,
(Sprach der Kaiſer,) ſuchet ihn."
Und man ſucht' ihn nicht vergebens;
Denn die Prüfzeit war vorüber,
Und des Schickſals Stunde ſchlug.

Zween ſeiner alten Diener
Kommen vor der Hütte Thür,
Sahn den Gärtner und erkannten
An der Narb' ihn im Geſicht,
An der Narbe, die dem Feldherrn,
Statt der Schätze, ſtatt der Lorbeern,
Einzig blieb als Ehrenmahl.

Alſobald ward er gerufen;
Es erjauchzt das ganze Heer.

Vor ihm ging der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinns nahm Er den Palmzweig,
Gab die Lorbeern seinen Treuen,
Seinen Tapfersten im Heer.

Als nach ausgefochtnem Kriege
Jetzt der Siegestanz begann,
Drängt mit zween seiner Helden
Eine Mutter sich hervor.
„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne,
Mich, dein Weib, Eugenia."

„Wie die Löwin ihre Jungen
Jagt' ich sie den Räubern ab.
Nachbarlich in dieser Hütte
(Komm' und schau'!) erzog ich sie.
Glaubte Dich uns längst verloren;
Deine Söhne mir statt deiner,
Deiner werth erzog ich sie."

„Als die Post erscholl vom Kriege,
Rufend deinen Namen aus,
Auferweckt vom Todtentraume

Rüſtet' ich die Jünglinge.
„Zieht! verdienet euren Vater!
„Streitet unerkannt und werdet,
„Werdet eures Vaters werth."

„Und ich ſeh', ſie tragen Kränze,
Ehrenkränze Dir zum Ruhm;
Die Du unerkannt den Söhnen,
Nicht als Söhnen, zuerkannt.
Vater, nimm jetzt deine Kinder,
Feldherr, ſieh hier deine Söhne
Und dein Weib Eugenia."

Was die Schickung ſchickt, ertrage;
Wer ausharret, wird gekrönt.
Placidus, der Stillgeſinnte,
Lebet noch in Hymnen jetzt.
Chriſtlich wandt' er ſeinen Namen,
Seinen Namen nennt die Kirche
Preiſend Sankt Euſtachius.

Gedruckt bei A. W. Schade, alte Grünſtr. Nr. 18.

Geist

aus

J. G. v. Herder's Werken

in

einer Auswahl des Schönsten und Gelungensten
aus seinen sämmtlichen Schriften.

Nebst dessen Leben.

Drittes Bändchen.

Berlin und Landsberg a. d. Warthe,
bei Theod. Christ. Friedr. Enslin.
1826.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Ak 2226 - 3

Inhalt.

Stellen aus den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. S. 1—346

Blicke in die Zukunft der Menschheit. S. 347 — 355

Ueber den Charakter der Menschheit. S. 357 — 374

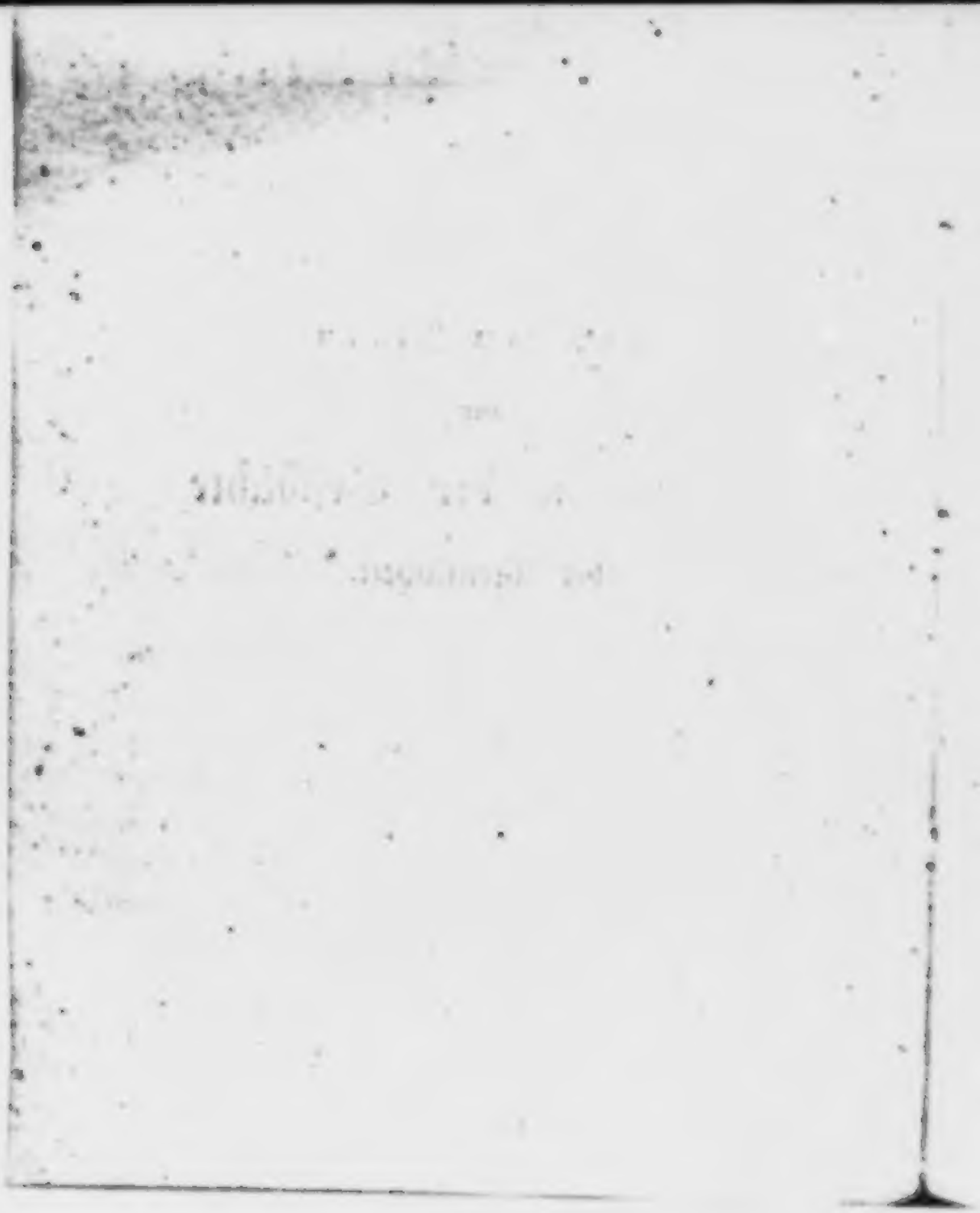
Stellen

aus den Ideen

zur

Philosophie der Geschichte

der Menschheit.



Wollen wir das Schickſal der Menſchheit aus dem Buche der Schöpfung leſen, ſo erfordert dieß einen allgemeinen Ueberblick unſerer Wohnſtätte, und eines Durchganges der Organiſationen, die unter uns und mit uns das Licht dieſer Sonne genießen. Es giebt keinen anderen Weg als dieſen, und man kann ihn nicht ſorgſam, nicht vielbetrachtend genug gehen. Wer bloß metaphyſiſche Spekulationen will, hat ſie auf kürzerem Wege; ich glaube aber, daß ſie, abgetrennt von Erfahrungen und Analogien der Natur, eine Luftfahrt ſind, die ſelten zum Ziel führt. Gang Gottes in der Natur, die Gedanken, die der Ewige uns in der Reihe ſeiner Werke thätlich dargelegt hat; ſie ſind das heilige Buch, an deſſen Charakteren ich zwar minder als ein Lehrling, aber wenigſtens mit Treue und Eifer buchſtabirt habe und buchſtabiren werde.

* * *

Wenn ich das große Himmelsbuch aufschlage und diesen unermeßlichen Pallast, den allein und überall nur die Gottheit zu erfüllen vermag, vor mir sehe, so schließe ich, so ungetheilt als ich kann, vom Ganzen auf's Einzelne, vom Einzelnen auf's Ganze. Es war nur Eine Kraft, welche die glänzende Sonne schuf und mein Staubkorn an ihr erhält; nur Eine Kraft, die eine Milchstraße von Sonnen sich vielleicht um den Sirius bewegen läßt, und die in Gesetzen der Schwere auf meinem Erdkörper wirket. Da ich nun sehe, daß der Raum, den diese Erde in unserm Sonnentempel einnimmt, die Stelle, die sie mit ihrem Umlaufe bezeichnet, ihre Größe, ihre Masse, nebst allem was davon abhängt, durch Gesetze bestimmt ist, die im Unermeßlichen wirken, so werde ich, wenn ich nicht gegen das Unendliche rasen will, nicht nur auf dieser Stelle zufrieden seyn und mich freuen, daß ich auf ihr in's harmoniereiche Chor zahlloser Wesen getreten, sondern es wird auch mein erhabenstes Geschäft seyn, zu fragen: was ich auf dieser Stelle seyn soll und vermuthlich nur auf ihr seyn kann? Fände ich auch in dem, was mir das Eingeschränkteste und Widrigste scheint, nicht nur Spuren jener großen bil-

denden Kraft, ſondern auch offenbaren Zuſammenhang des Kleinſten mit dem Entwurf des Schöpfers in's Ungemeſſene hinaus; ſo wird es die ſchönſte Eigenſchaft meiner Gott nachahmenden Vernunft ſeyn, dieſem Plane nachzugehen und mich der himmliſchen Vernunft zu fügen. Auf der Erde werde ich alſo keine Engel des Himmels ſuchen, deren keinen mein Auge je geſehen hat; aber Erdbewohner, Menſchen, werde ich auf ihr finden wollen und mit allem fürlieb nehmen, was die große Mutter hervorbringt, trägt, nährt, bildet und zuletzt liebreich in ihren Schoos aufnimmt. Ihre Schweſtern, andre Erden, mögen ſich andrer, auch vielleicht herrlicherer Geſchöpfe rühmen und freuen können; genug, auf ihr lebt, was auf ihr leben kann. Mein Auge iſt für den Sonnenſtrahl in dieſer und keiner andern Sonnen-Entfernung, mein Ohr für dieſe Luft, mein Körper für dieſe Erdmaſſe, alle meine Sinnen aus dieſer und für dieſe Erd-Organiſation gebildet; dem gemäß wirken auch meine Seelenkräfte. Der ganze Raum und Wirkungskreis meines Geſchlechts iſt alſo ſo feſt beſtimmt und umſchrieben, als die Maſſe und Bahn der Erde, auf der ich mich ausleben ſoll; daher auch in vielen Sprachen der Menſch von ſei-

ner Mutter Erde den Namen führet. Je in einen größern Chor der Harmonie, Güte und Weisheit aber diese meine Mutter gehört, je fester und herrlicher die Gesetze sind, auf der ihr und aller Welten Daseyn ruhet, je mehr ich bemerke, daß in ihnen Alles aus Einem folgt und Eins zu Allem dienet, desto fester finde ich auch mein Schicksal nicht an den Erdenstaub, sondern an die unsichtbaren Gesetze geknüpft, die den Erdenstaub regieren. Die Kraft, die in mir denkt und wirkt, ist ihrer Natur nach eine so ewige Kraft, als jene, die Sonnen und Sterne zusammenhält; ihr Werkzeug kann sich abarbeiten, die Sphäre ihrer Wirkung kann sich ändern, wie Erden sich abreiben und Sterne ihren Platz ändern; die Gesetze aber, durch die sie da ist und in andern Erscheinungen wieder kommt, ändern sich nie. Ihre Natur ist ewig, wie der Verstand Gottes und die Stützen meines Daseyns (nicht meiner körperlichen Erscheinung) sind so fest als die Pfeiler des Weltalls. Denn alles Daseyn ist sich gleich, ein untheilbarer Begriff; im Größesten sowohl als im Kleinsten auf Einerlei Gesetze gegründet. Der Bau des Weltgebäudes sichert also den Kern meines Daseyns, mein

inneres Leben, auf Ewigkeiten hin. Wo und wer ich seyn werde, werde ich seyn, der ich jetzt bin, eine Kraft im System aller Kräfte, ein Wesen in der unabsehlichen Harmonie einer Welt Gottes.

* * *

Die Erde hat zwei Planeten, den Merkur und die Venus, unter sich; den Mars (und wenn vielleicht über ihm noch einer versteckt ist), den Jupiter, Saturn, Uranus über sich; und was für andre noch da seyn mögen, bis sich der regelmäßige Wirkungskreis der Sonne verliert und die excentrische Bahn des letzten Planeten in die wilde Ellipse der Kometenbahnen hinüberspringet. Sie ist also ein Mittelgeschöpf, so wie der Stelle nach, so auch an Größe, an Verhältniß und Dauer ihres Umschwungs um sich und ihres Umlaufs um die Sonne; jedes Aeußerste, das Größeste und Kleinste, das Schnellste und Langsamste ist zu beiden Seiten von ihr entfernt. So wie nun unsre Erde zur astronomischen Uebersicht des Ganzen vor andern Planeten eine bequeme Stelle hat *),

*) Kästners Lob der Sternkunst. Hamb. Magaz. Th. I. S. 206. u. f.

so wäre es schön, wenn wir nur Einige Glieder dieses erhabnen Sternenverhältnisses näher kennten. Eine Reise in den Jupiter, die Venus, oder auch nur in unsern Mond, würde uns über die Bildung unsrer Erde, die doch mit ihnen nach Einerlei Gesetzen entstanden ist, über das Verhältniß unsrer Erdgeschlechter zu den Organisationen andrer Weltkörper, von einer höhern oder von einer tiefern Art, vielleicht gar über unsere zukünftige Bestimmung so manchen Aufschluß geben, daß wir nun kühner aus der Beschaffenheit von zwei oder drei Gliedern auf den Fortgang der ganzen Kette schließen könnten. Die einschränkende, festbestimmende Natur hat uns diese Aussicht versaget. Wir sehen den Mond an, betrachten seine ungeheuren Klüfte und Berge, den Jupiter, und bemerken seine wilden Revolutionen und Streifen, wir sehen den Ring des Saturn, das röthliche Licht des Mars, das sanftere Licht der Venus; und räthseln daraus, was wir glücklich oder unglücklich daraus zu ersehen meinen. In den Entfernungen der Planeten herrscht Proportion; auch auf die Dichtigkeit ihrer Masse hat man wahrscheinliche Schlüsse gefolgert, und damit ihren Schwung, ihren Umlauf um

Verbindung zu bringen gesucht; alles aber nur mathematisch, nicht physisch, weil uns außer unsrer Erde ein zweites Glied der Vergleichung fehlet. Das Verhältniß ihrer Größe, ihres Schwunges, ihres Umlaufs, z. B. zu ihrem Sonnenwinkel, hat noch keine Formel gefunden, die auch hier Alles aus Einem und demselben kosmogonischen Gesetz erkläre. Noch weniger ist uns bekannt, wie weit ein jeder Planet in seiner Bildung fortgerückt sey, und am wenigsten wissen wir von der Organisation und dem Schicksal seiner Bewohner. Was Kircher und Schwedenborg davon geträumt, was Fontenelle darüber gescherzt, was Hugens, Lambert und Kant davon, Jeder auf seine Weise, gemuthmaßt haben, sind Erweise, daß wir davon nichts wissen können, nichts wissen sollen. Wir mögen mit unsrer Schätzung herauf oder herabsteigen, wir mögen die vollkommenern Geschöpfe der Sonne nah' oder ihr fern setzen, so bleibt alles ein Traum, der durch den Mangel der Fortschreitung in der Verschiedenheit der Planeten beinah Schritt vor Schritt gestört wird und uns zuletzt nur das Resultat giebt: daß überall, wie hier, Einheit und Mannigfaltigkeit herrsche, daß aber unser Maß

des Verſtandes, ſo wie unſer Winkel des Anblicks, uns zur Schätzung des Fort- oder Zurückganges durchaus keinen Maßſtab gebe. Wir ſind nicht im Mittelpunkt, ſondern im Gedränge; wir ſchiffen, wie andre Erden, im Strom umher und haben kein Maß der Vergleichung.

Dürfen und ſollen wir indeß aus unſerm Standpunkt zur Sonne, dem Quell alles Lichts und Lebens in unſrer Schöpfung, vor- und rückwärts ſchließen, ſo iſt unſrer Erde das zweideutige goldne Loos der Mittelmäßigkeit zu Theil worden, die wir wenigſtens zu unſerm Troſt als eine glückliche Mitte träumen mögen.

* * *

Auf Einen der drei Mittelplaneten hat uns alſo die Natur geſetzt, auf denen auch ein mittleres Verhältniß und eine abgewognere Proportion, ſo wie der Zeiten und Räume, ſo vielleicht auch der Bildung ihrer Geſchöpfe, zu herrſchen ſcheint. Das Verhältniß unſrer Materie zu unſerm Geiſt iſt vielleicht ſo aufwiegend gegen einander, als die Länge unſrer Tage und Nächte. Unſre Gedankenſchnelligkeit iſt

vielleicht im Maß des Umschwunges unsres Planeten um sich selbst und um die Sonne zu der Schnelligkeit oder Langsamkeit andrer Sterne; so wie unsre Sinne offenbar im Verhältniß der Feinheit von Organisation stehen, die auf unsrer Erde fortkommen konnte und sollte. Zu beiden Seiten hinaus giebt es wahrscheinlich die größesten Divergenzen. Lasset uns also, so lange wir hier leben, auf nichts, als auf den mittelmäßigen Erdeverstand und auf die noch viel zweideutigere Menschentugend rechnen. Wenn wir mit Augen des Merkur in die Sonne sehen und auf seinen Flügeln um sie fliegen könnten; wenn uns mit der Raschheit des Saturn und Jupiter um sich selbst, zugleich ihre Langsamkeit, ihr weiter großer Umfang gegeben wäre, oder wenn wir auf dem Haar der Kometen, der größesten Wärme und Kälte gleich empfänglich, durch die weiten Regionen des Himmels schiffen könnten, dann dürften wir von einem andern, weitern oder engern, als dem proportionirten Mittelgleise menschlicher Gedanken und Kräfte reden. Nun aber, wo und wie wir sind, wollen wir diesem mildeproportionirten Gleise treu bleiben; es ist unserer Lebensdauer wahrscheinlich gerade gerecht.

Es iſt eine Ausſicht, die auch die Seele des trägſten Menſchen erwecken kann, wenn wir uns einſt auf irgend eine Weiſe im allgemeinen Genuſſe dieſer uns jetzt verſagten Reichthümer der bildenden Natur gedenken; wenn wir uns vorſtellen, daß vielleicht, nachdem wir zur Summe der Organiſation unſres Planeten gelangt ſind, ein Wandelgang auf mehr als Einem andern Stern das Loos und der Fortſchritt unſres Schickſals ſeyn könnte, oder daß es endlich vielleicht gar unſre Beſtimmung wäre, mit allen zur Reiſe gelangten Geſchöpfen ſo vieler und verſchiedener Schweſterwelten Umgang zu pflegen. Wie bei uns unſere Gedanken und Kräfte offenbar nur aus unſrer Erd-Organiſation keimen, und ſich ſo lange zu verändern und zu verwandeln ſtreben, bis ſie etwa zu der Reinigkeit und Feinheit gediehen ſind, die dieſe unſre Schöpfung gewähren kann, ſo wird's, wenn die Analogie unſre Führerin ſeyn darf, auf andern Sternen nicht anders ſeyn; und welche reiche Harmonie läſſet ſich gedenken, wenn ſo verſchieden gebildete Weſen alle zu einem Ziel wallen und ſich einander ihre Empfindungen und Erfahrungen mittheilen. Unſer Verſtand iſt nur ein Verſtand der Erde, aus

Sinnlichkeiten, die uns hier umgeben, allmälig gebildet, ſo iſt's auch mit den Trieben und Neigungen unſres Herzens; eine andre Welt kennet ihre äußerlichen Hülfsmittel und Hinderniſſe wahrſcheinlich nicht. Aber die letzten Reſultate derſelben ſollte ſie nicht kennen? Gewiß! alle Radien ſtreben auch hier zum Mittelpunkt des Kreiſes. Der reine Verſtand kann überall nur Verſtand ſeyn, von welchen Sinnlichkeiten er auch abgezogen worden; die Energie des Herzens wird überall dieſelbe Tüchtigkeit, d. i. Tugend ſeyn, an welchen Gegenſtänden ſie ſich auch geübet habe. Alſo ringet wahrſcheinlich auch hier die gröſſeſte Mannigfaltigkeit zur Einheit, und die allumfaſſende Natur wird ein Ziel haben, wo ſie die edelſten Beſtrebungen ſo vielartiger Geſchöpfe vereinige und die Blüthen aller Welt gleichſam in einen Garten ſammle. Was phyſiſch vereinigt iſt; warum ſollte es nicht auch geiſtig und moraliſch vereinigt ſeyn? da Geiſt und Moralität auch Phyſik ſind, und denſelben Geſetzen, die doch zuletzt alle vom Sonnenſyſtem abhangen, nur in einer höhern Ordnung, dienen. Wäre es mir alſo erlaubt, die allgemeine Beſchaffenheit der mancherlei Planeten auch in der Organiſation und

im Leben ihrer Bewohner mit den verſchiedenen Farben eines Sonnenſtrahls oder mit den verſchiedenen Tönen einer Tonleiter zu vergleichen, ſo würde ich ſagen, daß ſich vielleicht das Licht der Einen Sonne des Wahren und Guten auch auf jedem Planeten verſchieden breche; ſo daß ſich noch keiner derſelben ihres ganzen Genuſſes rühmen könnte. Nur weil Eine Sonne ſie alle erleuchtet und ſie alle auf Einem Plan der Bildung ſchweben, ſo iſt zu hoffen, ſie kommen alle, jeder auf ſeinem Wege, der Vollkommenheit näher und vereinigen ſich einſt vielleicht, nach mancherlei Wandelgängen, in Einer Schule des Guten und Schönen. Jetzt wollen wir nur Menſchen ſeyn, d. i. Ein Ton, Eine Farbe in der Harmonie unſrer Sterne. Wenn das Licht, das wir genießen, auch der milden grünen Farbe zu vergleichen wäre, ſo laſſet ſie uns nicht für das reine Sonnenlicht, unſern Verſtand und Willen nicht für die Handhaben des Univerſums halten, denn wir ſind offenbar mit unſrer ganzen Erde nur ein kleiner Bruch des Ganzen.

Alles iſt auf der Erde Veränderung; hier gilt kein Einſchnitt, keine nothdürftige Abtheilung eines Globus oder einer Charte. Wie ſich die Kugel dreht, drehen ſich auch auf ihr die Köpfe, wie die Klimaten; Sitten und Religionen, wie die Herzen und Kleider. Es iſt eine unſägliche Weisheit darin, nicht, daß alles ſo vielfach, ſondern daß auf der runden Erde alles noch ſo ziemlich uniſon geſchaffen und geſtimmt iſt. In dieſem Geſetz, viel mit Einem zu thun und die größte Mannigfaltigkeit an ein zwangloſes Einerlei zu knüpfen, liegt eben der Apfel der Schönheit.

Ein ſanftes Gewicht knüpfte die Natur an unſern Fuß, um uns dieſe Einheit und Stetigkeit zu geben; es heißt in der Körperwelt Schwere, in der Geiſterwelt Trägheit. Wie alles zum Mittelpunkt drängt und nichts von der Erde hinweg kann, ohne daß es je von unſerm Willen abhange: ob wir darauf leben oder ſterben wollen? ſo ziehet die Natur auch unſern Geiſt von Kindheit auf mit ſtarken Feſſeln, Jeden an ſein Eigenthum, d. i. an ſeine Erde (denn was hätten wir endlich anders zum Eigenthum als dieſe?) Jeder liebet ſein Land, ſeine Sitten, ſeine Sprache, ſein Weib, ſeine Kinder, nicht weil ſie die beſten auf

der Welt, sondern weil sie die bewährten Seinigen sind, und er in ihnen sich und seine Mühe selbst liebet. So gewöhnet sich Jeder auch an die schlechteste Speise, an die härteste Lebensart, an die roheste Stelle des rauhesten Klima und findet zuletzt in ihm Behaglichkeit und Ruhe. Selbst die Zugvögel nisten, wo sie geboren sind, und das schlechteste, rauhe Vaterland hat oft für den Menschenstamm, der sich daran gewöhnte, die ziehendsten Fesseln.

* * *

Das Gewächsreich ist eine höhere Art der Organisation als alle Gebilde der Erde und hat einen so weiten Umfang, daß es sich sowohl in diesen verliert, als in mancherlei Sprossen und Aehnlichkeiten dem Thierreiche nähert. Die Pflanze hat eine Art Leben und Lebensalter, sie hat Geschlechter und Befruchtung, Geburt und Tod. Die Oberfläche der Erde war eher für sie als für Thiere und Menschen da; überall drängt sie sich diesen beiden vor und hängt sich in Grasarten, Schimmel und Moosen schon an jene kahlen Felsen an, die noch keinem Fuße eines Lebendigen Wohnung gewähren. Wo nur ein Körnchen

chen lockere Erde ihren Saamen aufnehmen kann und ein Blick der Sonne ihn erwärmt, gehet ſie auf und ſtirbt in einem fruchtbaren Tode, indem ihr Staub andern Gewächſen zur beſſern Mutterhülle dienet. So werden Felſen begraſet und beblümt, ſo werden Moräſte mit der Zeit zu einer Kräuter- und Blumenwüſte. Die verweſete wilde Pflanzenſchöpfung iſt das immer fortwirkende Treibhaus der Natur zur Organiſation der Geſchöpfe und zur weitern Cultur der Erde.

* * *

Aus Luft und Waſſer, aus Höhen und Tiefen ſehe ich gleichſam die Thiere zum Menſchen kommen, wie ſie dort zum Urvater unſers Geſchlechtes kamen und Schritt vor Schritt ſich ſeiner Geſtalt nähern. Der Vogel fliegt in der Luft; jede Abweichung ſeiner Form vom Bau der Landthiere läßt ſich aus ſeinem Element erklären; ſobald er auch nur in einer häßlichen Mittelgattung die Erde berührt, wird er (wie in den Fledermäuſen und Vampyrs) dem Gerippe des Menſchen ähnlich. Der Fiſch ſchwimmt im Waſſer; noch ſind ſeine Füße und Hände in Floßfedern

und einen Schwanz verwachsen, er hat noch wenig Artikulation der Glieder. Sobald er die Erde berühret, wickelt er, wie der Manati, wenigstens die Vorderfüße los und das Weib bekommt Brüste. Der Seebär und Seelöwe hat seine vier Füße schon kenntlich, ob er gleich die hintersten noch nicht gebrauchen kann und die fünf Zehen derselben noch als Lappen von Floßfedern nach sich ziehet; er kriecht indeß, wie er kann, leise heran, um sich am Strahl der Sonne zu wärmen, und ist schon einen kleinen Tritt über die Dumpfheit des unförmlichen Seehundes erhoben. So gehet's aus dem Staube der Würmer, aus den Kalkhäusern der Muschelthiere, aus den Gespinnsten der Insekten allmälig in mehr gegliederte, höhere Organisationen. Durch die Amphibien gehet's zu den Landthieren hinauf, und unter diesen ist selbst bei dem abscheulichen Unau mit seinen drei Fingern und zwei Vorderbrüsten schon das nähere Analogon unsrer Gestalt sichtbar. Nun spielet die Natur und übet sich rings um den Menschen im größesten Mancherlei der Anlagen und Organisationen. Sie vertheilte die Lebensarten und Triebe, bildete die Geschlechter einander feindlich indeß alle diese Scheinwidersprüche zu

Einem Ziel führen. Es iſt alſo anatomiſch und phyſiologiſch wahr, daß durch die ganze belebte Schöpfung unſrer Erde das Analogon Einer Organiſation herrſche; nur alſo, daß je entfernter vom Menſchen, je mehr das Element des Lebens der Geſchöpfe von ihm abſteht, die ſich immer gleiche Natur auch in ihren Organiſationen das Hauptbild verlaſſen mußte. Je näher ihm, deſto mehr zog ſie Claſſen und Radien zuſammen, um in ſeinem, dem heiligen Mittelpunkt der Erdeſchöpfung, was ſie kann, zu vereinen. Freue dich deines Standes, o Menſch, und ſtudire dich, edles Mittelgeſchöpf, in allem, was um dich lebet.

* * *

Kein Punkt der Schöpfung iſt ohne Genuß, ohne Organ, ohne Bewohner: jedes Geſchöpf hat alſo ſeine eigne, eine neue Welt.

Unendlichkeit umfaßt mich, wenn ich, umringt von tauſend Proben dieſer Art und ergriffen von ihren Gefühlen, Natur, in deinen heiligen Tempel trete. Kein Geſchöpf biſt du vorbeigegangen; du theilteſt dich ihm ganz mit, ſo ganz, wie es dich in ſei-

ner Organisation fassen konnte. Jedes deiner Werke machtest du Eins und vollkommen und nur sich selbst gleich. Du arbeitetest es von innen heraus, und wo du versagen mußtest, erstattetest du, wie die Mutter aller Dinge erstatten konnte. — Lasset uns einige dieser abgewogenen Verhältnisse der verschiednen wirkenden Kräfte in mancherlei Organisationen bemerken; wir bahnen uns damit den Weg zum physiologischen Standort des Menschen.

* * *

1) Die Pflanze ist zur Vegetation und Fruchtbringung da: ein untergeordneter Zweck, wie es uns scheint; aber im Ganzen der Schöpfung zu jedem andern die Grundlage. Ihn also vollführt sie ganz und wirkt um so unablässiger auf denselben, je weniger sie in andre Zwecke vertheilt ist. Wo sie kann, ist sie im ganzen Keim da, und treibt neue Schößlinge und Knospen; ein Zweig vom Baume stellet den ganzen Baum dar. Wir rufen also sogleich Einen der vorigen Sätze hier zu Hülfe, und haben das Recht, nach aller Analogie der Natur, zu sagen: wo Wirkung ist, muß Kraft, wo neues Le-

ben iſt, muß ein Principium des neuen Lebens ſeyn, und in jedem pflanzenartigen Geſchöpf muß dieſes ſich in der größeſten Wirkſamkeit finden. Die Theorie der Keime, die man zur Erklärung der Vegetation angenommen hat, erkläret eigentlich nichts, denn der Keim iſt ſchon ein Gebilde, und wo dieſes iſt, muß eine organiſche Kraft ſeyn, die es bildet. Im erſten Saamenkorn der Schöpfung hat kein Zergliederer alle künftige Keime entdeckt; ſie werden uns nicht eher ſichtbar, als bis die Pflanze zu ihrer eignen völligen Kraft gelangt iſt, und wir haben durch alle Erfahrungen kein Recht, ſie etwas anderm, als der organiſchen Kraft der Pflanze ſelbſt zuzuſchreiben, die auf ſie mit ſtiller Intenſität wirket. Die Natur gewährte dieſem Geſchöpf, was ſie ihm gewähren konnte, und erſtattete das Vielfache, das ſie ihm entziehen mußte, durch die Innigkeit der Einen Kraft, die in ihm wirket. Was ſollte die Pflanze mit Kräften der Thierbewegung, da ſie nicht von ihrer Stelle kann? warum ſollte ſie andre Pflanzen um ſich her erkennen können, da dieß Erkenntniß ihr Qual wäre? Aber die Luft, das Licht, ihren Saft der Nahrung ziehet ſie an und genießt ſie pflanzen-

artig; den Trieb zu wachsen, zu blühen und sich fortzupflanzen, übet sie so treu und unabläſſig, als ihn kein andres Geſchöpf übet.

2) Der Uebergang von der Pflanze zu den vielen bisher entdeckten Pflanzenthieren ſtellet dieß noch deutlicher dar. Die Nahrungstheile ſind bei ihnen ſchon geſondert; ſie haben ein Analogon thieriſcher Sinne und willkührlicher Bewegung; ihre vornehmſte organiſche Kraft iſt indeſſen noch Nahrung und Fortpflanzung. Der Polyp iſt kein Magazin von Keimen, die in ihm, etwa für das grauſame Meſſer des Philoſophen, präformirt lägen; ſondern wie die Pflanze ſelbſt organiſches Leben war, iſt auch Er organiſches Leben. Er ſchießt Abſchößlinge, wie ſie, und das Meſſer des Zergliederers kann dieſe Kräfte nur wecken, nur reizen. Wie ein gereizter oder zerſchnittener Muskel mehr Kraft äußert, ſo äußert ein gequälter Polyp alles, was er kann, um ſich zu erſtatten und zu ergänzen. Er treibt Glieder ſo lange ſeine Kraft es vermag und das Werkzeug der Kunſt ſeine Natur nur nicht ganz zerſtörte. An einigen Theilen, in einigen Richtungen, wenn die Theile zu klein, wenn ſeine Kräfte zu matt werden, kann er es

nicht mehr; welches nicht Statt fände, wenn in jedem Punkt der präformirte Keim bereit läge. Mächtige organiſche Kräfte ſind's, die wir in ihm, wie im Triebwerk der Gewächſe, ja noch tiefer hinab in ſchwächern, dunklern Anfängen wirken ſehen.

3) Die Schalenthiere ſind organiſche Geſchöpfe voll ſo viel Lebens, als ſich in dieſem Element, in dieſem Gehäuſe nur ſammeln und organiſiren konnte. Wir müſſen es Gefühl nennen, weil wir kein andres Wort haben; es iſt aber Schnecken- oder Meeresgefühl, ein Chaos der dunkelſten Lebenskräfte, unentwickelt bis auf wenige Glieder. Siehe die feinen Fühlhörner, den Muskel, der den Sehnerven vertritt, den offenen Mund, den Anfang des ſchlagenden Herzens; und welch ein Wunder! die ſonderbaren Reproduktionskräfte. Das Thier erſtattet ſich Kopf, Hörner, Kinnlade, Augen, es bauet nicht nur ſeine künſtliche Schale und reibt ſie ab, ſondern erzeugt auch lebendige Weſen mit eben der künſtlichen Schale, und manche Geſchlechter ſind zugleich Mann und Weib. In ihm liegt alſo eine Welt von organiſchen Kräften, vermöge deren das Geſchöpf auf ſeiner Stufe vermag, was keins von ausgewickelten Glie-

dern vermochte, und in denen das zähe Schleimgebilde um ſo inniger und unabläſſiger wirket.

4) Das Inſekt, ein ſo kunſtreiches Geſchöpf in ſeinen Wirkungen, iſt gerade ſo kunſtreich in ſeinem Bau; ſeine organiſchen Kräfte ſind demſelben, ſogar einzelnen Theilen nach, gleichförmig. Noch fand ſich an ihm zu wenigem Gehirn, und nur zu äußerſt feinen Nerven Raum; ſeine Muskeln ſind noch ſo zart, daß harte Decken ſie von außen bepanzern müſſen, und zum Kreislauf der größern Landthiere war in ſeiner Organiſation keine Stelle. Sehet aber ſeinen Kopf, ſeine Augen, ſeine Fühlhörner, ſeine Füße, ſeine Schilde, ſeine Flügel; bemerket die ungeheuern Laſten, die ein Käfer, eine Fliege, eine Ameiſe trägt; die Macht, die eine erzürnte Weſpe beweiſet; ſehet die fünftauſend Muskeln, die Lyonet in der Weidenraupe gezählt hat, da der mächtige Menſch deren kaum fünfthalbhundert beſitzet; betrachtet endlich die Kunſtwerke, die ſie mit ihren Sinnen und Gliedern vornehmen, und ſchließet auf eine organiſche Fülle von Kräften, die in jedem ihrer Theile einwohnend wirken. Wer kann den ausgeriſſenen zitternden Fuß einer Spinne, einer Fliege ſehen, ohne wahrzu-

nehmen, wie viel Kraft des lebendigen Reizes in ihm sey, auch abgetrennt von seinem Körper? Der Kopf des Thiers war noch zu klein, um alle Lebensreize in sich zu versammeln; die reiche Natur verbreitete diese also in alle auch die feinsten Glieder. Seine Fühlhörner sind Sinne, seine feinen Füße Muskeln und Arme, jeder Nervenknote ein kleineres Gehirn, jede reizbare Faser beinahe ein schlagendes Herz; und so konnten die feinen Kunstwerke vollbracht werden, zu denen manche dieser Gattungen ganz gebauet sind, und zu welchen sie Organisation und Bedürfniß treibet. Welche feine Elasticität hat der Faden einer Spinne, einer Seidenraupe! und die Künstlerin zog ihn aus sich selbst, zum offenbaren Erweise, daß sie selbst ganz Elasticität und Reiz, also auch in ihren Trieben und Kunstwerken eine wahre Künstlerin sey, eine in dieser Organisation wirkende kleine Weltseele.

5) Bei den Thieren von kaltem Blute ist noch dieselbe Uebermacht des Reizes sichtbar. Lange und heftig regt sich die Schildkröte noch, nachdem sie ihr Haupt verloren; der abgerissene Kopf einer Natter biß nach 3, 8, 12 Tagen tödlich. Der zu-

zusammengezogne Kinnbacken eines todten Krokodills konnte einem Unvorsichtigen den Finger abbeißen; so wie unter den Insekten der ausgerissene Stachel einer Biene zu stechen strebet. — Siehe den Frosch in seiner Vegetirung: Füße und Glieder können ihm abgerissen werden, ehe er von seinem Gegenstande abläßt. Siehe den gequälten Salamander; Hände, Finger, Füße, Schenkel kann er verlieren, und er erstattet sie sich wieder. So groß, und wenn ich sagen darf, so allgenugsam sind die organischen Lebenskräfte in diesen Thieren von kaltem Blute, und kurz, je roher ein Geschöpf ist, d. i. je minder die organische Macht seiner Reize und Muskeln zu seinen Nervenkräften hinaufgeläutert und einem größern Gehirn untergeordnet worden, desto mehr zeigen sie sich in einer verbreiteten, das Leben haltenden oder erstattenden organischen Allmacht.

5) Selbst bei Thieren von wärmerem Blute hat man bemerkt, daß in Verbindung mit den Nerven ihr Fleisch sich träger bewege und ihr Eingeweide dagegen heftigere Wirkungen des Reizes zeige, wenn das Thier todt ist. Im Tode werden die Zuckungen stärker in dem Maße als die Empfindung abnimmt,

und ein Muskel, der ſeine Reizbarkeit bereits verloren, erlangt ſolche wieder, wenn man ihn in Stücke zerſchneidet. Je nervenreicher alſo das Geſchöpf iſt, deſto mehr ſcheint es von der zähen Lebenskraft zu verlieren, die nur mit Mühe abſtirbt. Die Reproduktionskräfte einzelner, geſchweige ſo vielartiger Glieder, als Haupt, Hände, Füße ſind, verlieren ſich bei den ſogenannten vollkommeneren Geſchöpfen; kaum daß ſich bei ihnen in gewiſſen Jahren noch ein Zahn erſetzt oder ein Beinbruch und eine Wunde ergänzet. Dagegen ſteigen die Empfindungen und Vorſtellungen in dieſen Claſſen ſo merklich, bis ſie ſich endlich im Menſchen auf die für eine Erd-Organiſation feinſte und höchſte Weiſe zur Vernunft ſammeln.

* * *

Augenſcheinlich hat der Menſch Eigenſchaften, die kein Thier hat, und hat Wirkungen hervorgebracht, die im Guten und Böſen ihm eigen bleiben. Kein Thier frißt ſeines Gleichen aus Leckerei; kein Thier mordet ſein Geſchlecht auf den Befehl eines Dritten mit kaltem Blute. Kein Thier hat Sprache, wie der Menſch ſie hat, noch weniger Schrift, Tradition, Religion, will-

kührliche Geſetze und Rechte. Kein Thier endlich hat auch nur die Bildung, die Kleidung, die Wohnung, die Künſte, die unbeſtimmte Lebensart, die ungebundenen Triebe, die flatterhaften Meinungen, womit ſich beinah jedes Individuum der Menſchen auszeichnet. Wir unterſuchen noch nicht, ob alles dieß zum Vortheil oder Schaden unſrer Gattung ſey; genug, es iſt der Charakter unſrer Gattung. Da jedes Thier der Art ſeines Geſchlechts im Ganzen treu bleibt und Wir allein nicht die Nothwendigkeit, ſondern die Willkühr zu unſrer Göttin erwählt haben, ſo muß dieſer Unterſchied als Thatſache unterſucht werden, denn ſolche iſt er unleugbar. Die andre Frage: wie der Menſch dazu gekommen? ob dieſer Unterſchied ihm urſprünglich ſey oder ob er angenommen und affektirt worden? iſt von einer andern, nämlich von bloß hiſtoriſcher Art; und auch hier müßte die Perfektibilität oder Corruptibilität, in der es ihm bisher noch kein Thier nachgethan hat, doch auch zum auszeichnenden Charakter ſeiner Gattung gehört haben. Wir ſetzen alſo alle Metaphyſik bei Seite und halten uns an Phyſiologie und Erfahrung.

Die Geſtalt des Menſchen iſt aufrecht;

er iſt hierin einzig auf der Erde. Denn ob der Bär gleich einen breiten Fuß hat und ſich im Kampf aufwärts richtet; obgleich der Affe und Pygmäe zuweilen aufrecht gehen oder laufen, ſo iſt doch ſeinem Geſchlecht allein dieſer Gang beſtändig und natürlich. Sein Fuß iſt feſter und breiter, er hat einen längern großen Zeh, da der Affe nur einen Daumen hat; auch ſeine Ferſe iſt zum Fußblatt gezogen. Zu dieſer Stellung ſind alle dahinwirkende Muskeln bequemt. Die Wade iſt vergrößert, das Becken zurück, die Hüften aus einander gezogen, der Rücken iſt weniger gekrümmt, die Bruſt erweitert; er hat Schlüſſelbeine und Schultern, an den Händen fein fühlende Finger; der hinſinkende Kopf iſt, auf den Muskeln des Halſes, zur Krone des Gebäudes erhoben; der Menſch iſt ανθρωπος. ein über ſich, ein weit um ſich ſchauendes Geſchöpf.

* * *

Kein Geſchöpf, das wir kennen, iſt aus ſeiner urſprünglichen Organiſation gegangen und hat ſich ihr zuwider eine andre bereitet; da es ja nur mit den Kräften wirkte, die in ſeiner Organiſation lagen,

und die Natur Wege genug wußte, ein jedes der Lebendigen auf dem Standpunkte festzuhalten, den sie ihm anwies. Beim Menschen ist auf die Gestalt, die er jetzt hat, alles eingerichtet; aus ihr ist in seiner Geschichte alles, ohne sie nichts erklärlich, und da auf diese, als auf die erhabne Göttergestalt und künstlichste Hauptschönheit der Erde, auch alle Formen der Thierbildung zu convergiren scheinen, und ohne jene, so wie ohne das Reich des Menschen, die Erde ihres Schmuckes und ihrer herrschenden Krone beraubt bliebe; warum wollten wir dieß Diadem unsrer Erwählung in den Staub werfen und gerade den Mittelpunkt des Kreises nicht sehen wollen, in welchem alle Radien zusammen zu laufen scheinen? Als die bildende Mutter ihre Werke vollbracht und alle Formen erschöpft hatte, die auf dieser Erde möglich waren, stand sie still und übersann ihre Werke, und als sie sah, daß bei ihnen allen der Erde noch ihre vornehmste Zierde, ihr Regent und zweiter Schöpfer fehlte, siehe, da ging sie mit sich zu Rathe, drängte die Gestalten zusammen und formte aus allen ihr Hauptgebilde, die menschliche Schönheit. Mütterlich bot sie ihrem letzten künstlichen Geschöpfe die Hand

und ſprach: „ſteh auf von der Erde! Dir ſelbſt überlaſſen, wäreſt du Thier wie andre Thiere; aber durch meine beſondere Huld und Liebe gehe aufrecht und werde der Gott der Thiere.“ Laſſet uns bei dieſem heiligen Kunſtwerk, der Wohlthat, durch die unſer Geſchlecht ein Menſchengeſchlecht ward, mit dankbarem Blick verweilen; mit Verwunderung werden wir ſehen, welche neue Organiſation von Kräften in der aufrechten Geſtalt der Menſchheit anfange, und wie allein durch ſie der Menſch ein Menſch ward.

* * *

Gedankenreich tritt die Stirn hervor und der Schädel wölbet ſich mit erhabner ruhiger Würde. Die breite Thiernaſe ziehet ſich zuſammen und organiſirt ſich höher und feiner, der zurückgetretene Mund kann ſchöner bedeckt werden, und ſo formt ſich die Lippe des Menſchen, die der klügſte Affe entbehret. Nun tritt das Kinn herab, um ein gerade herabgeſenktes ſchönes Oval zu ründen; ſanft geht die Wange hinan: das Auge blickt unter der vorragenden Stirn wie aus einem heiligen Gedankentempel. Und wodurch dieß alles? Durch die Formung des Kopfs zur auf-

rechten Geſtalt, durch die innere und äußere Organiſation deſſelben zum perpendikularen Schwerpunkte *). Wer Zweifel hierüber hat, ſehe Menſchen- und Affenſchädel, und es wird ihm kein Schatten eines Zweifels mehr bleiben.

Alle äußere Form der Natur iſt Darſtellung ihres inneren Werks; und ſo treten wir, große Mutter, vor das Allerheiligſte deiner Erdenſchöpfung, die Werkſtätte des menſchlichen Verſtandes.

* * *

Da die Ausbreitung des Gehirns in ſeine weiten und ſchönen Hemiſphären, mithin die innere Bildung zur Vernunft und Freiheit, nur auf einer aufrechten Geſtalt möglich war, wie das Verhältniß und die Gra-

*) Die Abhandlung Daubentons: Sur les différences de la situation du grand trou occipital dans l'homme et dans les animaux in den Mem. de l'Acad. de Paris 1764. die ich bei Blumenbach angeführt gefunden, habe ich bisher nicht geleſen; ich weiß alſo nicht, wohin ſein Gedanke gehet oder wie weit er ihn führet. Meine Meinung iſt aus vorliegenden Thier- und Menſchenſchädeln geſchöpfet.

Gravitation dieſer Theile ſelbſt, die Proportion ihrer Wärme und die Art ihres Blutumlaufs zeiget: ſo konnte auch aus dieſem innern Verhältniß nichts anders als die menſchliche Wohlgeſtalt werden. Warum neiget ſich die griechiſche Form des Oberhaupts ſo angenehm vor? weil ſie den weiteſten Raum eines freien Gehirns umſchließt, ja auch ſchöne, geſunde Stirnhöhlen verräth, alſo einen Tempel jugendlich-ſchöner und reiner Menſchengedanken. Das Hinterhaupt dagegen iſt klein: denn das thieriſche cerebellum ſoll nicht überwiegen. So iſt's mit den andern Theilen des Geſichts; ſie zeigen als ſinnliche Organe die ſchönſte Proportion der ſinnlichen Kräfte des Gehirns an; und jede Abweichung davon iſt thieriſch. Ich bin gewiß, daß wir über die Zuſammenſtimmung dieſer Theile einſt noch eine ſo ſchöne Wiſſenſchaft haben werden, als uns die bloß errathende Phyſiognomik ſchwerlich allein gewähren kann. Im Innern liegt der Grund des Aeußern, weil durch organiſche Kräfte alles von innen heraus gebildet ward und jedes Geſchöpf eine ſo ganze Form der Natur iſt, als ob ſie nichts anders geſchaffen hätte.

Blick' alſo auf gen Himmel, o Menſch! und er-

freue dich ſchaudernd deines unermeßlichen Vorzugs, den der Schöpfer der Welt an ein ſo einfaches Principium, deine aufrechte Geſtalt, knüpfte. Gingeſt du wie ein Thier gebückt, wäre dein Haupt in eben der gefräßigen Richtung für Mund und Naſe geformt und darnach der Gliederbau geordnet: wo bliebe deine höhere Geiſteskraft, das Bild der Gottheit unſichtbar in dich geſenket? Selbſt die Elenden, die unter die Thiere geriethen, verloren es: wie ſich ihr Haupt mißbildete, verwilderten auch die innern Kräfte; gröbere Sinnen zogen das Geſchöpf zur Erde nieder. Nun aber durch die Bildung deiner Glieder zum aufrechten Gange, bekam das Haupt ſeine ſchöne Stellung und Richtung; mithin gewann das Hirn, dieß zarte ätheriſche Himmelsgewächs, völligen Raum ſich umherzubreiten und ſeine Zweige abwärts zu verſenden. Gedankenreich wölbte ſich die Stirn, die thieriſchen Organe traten zurück, es ward eine menſchliche Bildung. Je mehr ſich der Schädel hob, deſto tiefer trat das Gehör hinab, es fügte ſich mit dem Geſicht freundſchaftlicher zuſammen und beide Sinne bekamen einen innern Zutritt zur heiligen Kammer der Ideenbildung. Das kleinere Gehirn, die ſproſ-

ſende Blüthe des Rückens und der ſinnlichen Lebenskräfte, trat, da es bei den Thieren herrſchender war, mit dem andern Gehirn in ein untergeordnetes milderes Verhältniß. Die Strahlen der wunderbarſchönen geſtreiften Körper wurden bei dem Menſchen gezeichneter und feiner; ein Fingerzeig auf das unendlich feinere Licht, das in dieſer mittlern Region zuſammen und aus einander ſtrahlet. So ward, wenn ich in einem Bilde reden darf, die Blume gebildet, die auf dem verlängerten Rückenmark nur empor ſproßte, ſich aber vorn weg zu einem Gewächs voll ätheriſcher Kräfte wölbet, das nur auf dieſem emporſtrebenden Baum erzeugt werden konnte.

* * *

Welche Tiefen von Kunſtgefühl liegen in einem jeden Menſchenſinn verborgen, die hie und da meiſtens nur Noth, Mangel, Krankheit, das Fehlen eines andern Sinnes, Mißgeburt oder ein Zufall entdecket, und die uns ahnen laſſen, was für andre für dieſe Welt unaufgeſchloſſene Sinne in uns liegen mögen. Wenn einige Blinde das Gefühl, das Gehör, die zählende Vernunft, das Gedächtniß bis zu einem

Grad erheben konnten, der Menſchen von gewöhnlichen Sinnen fabelhaft dünket; ſo mögen unentdeckte Welten der Mannigfaltigkeit und Feinheit auch in andern Sinnen ruhen, die wir in unſrer vielorganiſirten Maſchine nur nicht entwickeln. Das Auge, das Ohr! Zu welchen Feinheiten iſt der Menſch ſchon durch ſie gelangt und wird in einem höhern Zuſtande gewiß weiter gelangen, da, wie Berklei ſagt, das Licht eine Sprache Gottes iſt, die unſer feinſter Sinn in tauſend Geſtalten und Farben unabläſſig nur buchſtabiret. Der Wohllaut, den das menſchliche Ohr empfindet und den die Kunſt nur entwickelt, iſt die feinſte Meßkunſt, die die Seele durch den Sinn dunkel ausübet; ſo wie ſie durchs Auge, indem der Lichtſtrahl auf ihm ſpielet, die feinſte Geometrie beweiſet. Unendlich werden wir uns wundern, wenn wir, in unſerm Daſeyn einen Schritt weiter, alles das mit klarem Blick ſehen, was wir in unſrer vielorganiſirten göttlichen Maſchine mit Sinnen und Kräften dunkel übten, und in welchem ſich, ſeiner Organiſation gemäß, das Thier ſchon vorzuüben ſcheinet.

* * *

Indeſſen wären alle dieſe Kunſtwerkzeuge, Gehirn, Sinne und Hand, auch in der aufrechten Geſtalt unwirkſam geblieben, wenn uns der Schöpfer nicht eine Triebfeder gegeben hätte, die ſie alle in Bewegung ſetzte; es war das göttliche Geſchenk der Rede. Nur durch die Rede wird die ſchlummernde Vernunft erweckt: oder vielmehr die nackte Fähigkeit, die durch ſich ſelbſt ewig todt geblieben wäre, wird durch die Sprache lebendige Kraft und Wirkung. Nur durch die Rede wird Auge und Ohr, ja das Gefühl aller Sinne eins und vereinigt ſich durch ſie zum ſchaffenden Gedanken, dem das Kunſtwerk der Hände und andrer Glieder nur gehorchet. Das Beiſpiel der Taub- und Stummgebornen zeigt, wie wenig der Menſch auch mitten unter Menſchen ohne Sprache zu Ideen der Vernunft gelange und in welcher thieriſchen Wildheit alle ſeine Triebe bleiben. Er ahmt nach was ſein Auge ſieht, Gutes und Böſes; und er ahmt es ſchlechter als der Affe nach, weil das innere Kriterium der Unterſcheidung, ja ſelbſt die Sympathie mit ſeinem Geſchlecht ihm fehlet. Man hat Beiſpiele *), daß ein Taub- und Stummgeborner

*) In Sacks vertheidigtem Glauben der Chriſten

ſeinen Bruder mordete, da er ein Schwein morden ſah, und wühlte, bloß der Nachahmung wegen, mit kalter Freude in den Eingeweiden deſſelben: ſchrecklicher Beweis, wie wenig die geprieſene menſchliche Vernunft und das Gefühl unſrer Gattung durch ſich ſelbſt vermöge. Man kann und muß alſo die feinen Sprachwerkzeuge als das Steuerruder unſrer Vernunft und die Rede als den Himmelsfunken anſehen, der unſre Sinnen und Gedanken allmälig in Flammen brachte.

Bei den Thieren ſehen wir Veranſtalten zur Rede und die Natur arbeitet auch hier von unten herauf, um dieſe Kunſt endlich im Menſchen zu vollenden. Zum Werk des Athemholens wird die ganze Bruſt mit ihren Knochen, Bändern und Muskeln, das Zwerchfell und ſogar Theile des Unterleibes, des Nakkens, des Halſes und der Oberarme erfordert; zu dieſem großen Werk alſo bauete die Natur die ganze Säule der Rückenwirbel mit ihren Bändern und Rip-

---

erinnere ich mich, einen ſolchen Fall erzählt gefunden zu haben; mehrere dergleichen ſind mir aus andern Schriften erinnerlich.

pen, Muskeln und Adern: ſie gab den Theilen der Bruſt die Feſtigkeit und Beweglichkeit, die zu ihm gehören, und ging von den niedrigern Geſchöpfen immer höher, eine vollkommenere Lunge und Luftröhre zu bilden. Begierig zieht das neugeborne Thier den erſten Athemzug in ſich, ja es dränget ſich nach demſelben, als ob es ihn nicht erwarten könnte. Wunderbar viel Theile ſind zu dieſem Werk geſchaffen: denn faſt alle Theile des Körpers haben zu ihrem wirkſamen Gedeihen Luft nöthig. Indeſſen ſo ſehr ſich alles nach dieſem lebendigen Gottesathem drängt, ſo hat nicht jedes Geſchöpf Stimme und Sprache, die am Ende durch kleine Werkzeuge, den Kopf der Luftröhre, einige Knorpel und Muskeln, endlich durch das einfache Glied der Zunge befördert werden. In der ſchlichteſten Geſtalt erſcheint dieſe Tauſendkünſtlerin aller göttlichen Gedanken und Worte, die mit ein wenig Luft durch eine enge Spalte nicht nur das ganze Reich der Ideen des Menſchen in Bewegung geſetzt, ſondern auch alles ausgerichtet hat, was Menſchen auf der Erde gethan haben. Unendlich ſchön iſt's, den Stufengang zu bemerken, auf dem die Natur vom ſtummen Fiſch, Wurm und Inſekt

das Geſchöpf allmälig zum Schall und zur Stimme hinauf fördert. Der Vogel freuet ſich ſeines Geſanges als des künſtlichſten Geſchäfts und zugleich des herrlichſten Vorzugs, den ihm der Schöpfer gegeben; das Thier, das Stimme hat, ruft ſie zu Hülfe, ſobald es Neigungen fühlet und der innere Zuſtand ſeines Weſens freudig oder leidend hinaus will. Es geſticulirt wenig; und nur die Thiere ſprechen durch Zeichen, denen vergleichungsweiſe der lebendige Laut verſagt iſt. Die Zunge einiger iſt ſchon gemacht, menſchliche Worte nachſprechen zu können, deren Sinn ſie doch nicht begreifen; die Organiſation von außen, inſonderheit unter der Zucht des Menſchen, eilt dem innern Vermögen gleichſam zum voraus. Hier aber ſchloß ſich die Thür, und dem menſchenähnlichſten Affen iſt die Rede durch eigne Seitenſäcke, die die Natur an ſeine Luftröhre hing, gleichſam abſichtlich und gewaltſam verſaget *).

* * *

Wie ſonderbar, daß ein bewegter Lufthauch das einzige, wenigſtens das beſte Mittel unſrer Gedanken

*) S. Campers Abhandlung von den Sprachwerkzeugen der Affen, Philosoph. Transactions 1779. Vol. I.

und Empfindungen ſeyn ſollte! Ohne ſein unbegreifliches Band mit allen ihm ſo ungleichen Handlungen unſrer Seele wären dieſe Handlungen ungeſchehen, die feinen Zubereitungen unſers Gehirns müßig, die ganze Anlage unſres Weſens unvollendet geblieben, wie die Beiſpiele der Menſchen, die unter die Thiere geriethen, zeigen.

* * *

Den Menſchen baute die Natur zur Sprache; auch zu ihr iſt er aufgerichtet und an eine emporſtrebende Säule ſeine Bruſt gewölbet. Menſchen, die unter die Thiere geriethen, verloren nicht nur die Rede ſelbſt, ſondern zum Theil auch die Fähigkeit zu derſelben; ein offenbares Kennzeichen, daß ihre Kehle mißgebildet worden und daß nur im aufrechten Gange wahre menſchliche Sprache Statt findet. Denn obgleich mehrere Thiere menſchenähnliche Sprachorgane haben: ſo iſt doch, auch in der Nachahmung, keines derſelben des fortgehenden Stroms der Rede aus unſrer erhabnen, freien, menſchlichen Bruſt, aus unſerm engern und künſtlich verſchloſſenen Munde fähig. Hingegen der Menſch kann nicht nur alle

Schälle und Töne derſelben nachahmen, und iſt, wie Monboddo ſagt, der Mock-bird unter den Geſchöpfen der Erde; ſondern ein Gott hat ihm auch die Kunſt gelehrt, Ideen in Töne zu prägen, Geſtalten durch Laute zu bezeichnen und die Erde zu beherrſchen durch das Wort ſeines Mundes. Von der Sprache alſo fängt ſeine Vernunft und Cultur an: denn nur durch ſie beherrſcht er auch ſich ſelbſt und wird des Nachſinnens und Wählens, dazu er durch ſeine Organiſation nur fähig war, mächtig. Höhere Geſchöpfe mögen und müſſen es ſeyn, deren Vernunft durch das Auge erwacht, weil ihnen ein geſehenes Merkmal ſchon genug iſt, Ideen zu bilden und ſie unterſcheidend zu fixiren; der Menſch der Erde iſt noch ein Zögling des Ohrs, durch welches er die Sprache des Lichts allmälig erſt verſtehen lernet. Der Unterſchied der Dinge muß ihm durch Beihülfe eines Andern erſt in die Seele gerufen werden, da er denn, vielleicht zuerſt athmend und keichend, dann ſchallend und ſangbar ſeine Gedanken mittheilen lernte. Ausdrückend iſt alſo der Name der Morgenländer, mit dem ſie die Thiere die Stummen der Erde nennen; nur mit der Organiſation zur Rede empfing der Menſch

den Athem der Gottheit, den Saamen zur Vernunft und ewigen Vervollkommnung, einen Nachhall jener ſchaffenden Stimme zu Beherrſchung der Erde, kurz die göttliche Ideenkunſt, die Mutter aller Künſte.

* * *

Der Menſch hat den Königsvorzug, mit hohem Haupt, aufgerichtet weit umher zu ſchauen, freilich alſo auch vieles dunkel und falſch zu ſehen, oft ſogar ſeine Schritte zu vergeſſen und erſt durch Straucheln erinnert zu werden, auf welcher engen Baſis das ganze Kopf- und Herzensgebäude ſeiner Begriffe und Urtheile ruhe; indeſſen iſt und bleibt er, ſeiner hohen Verſtandesbeſtimmung nach, was kein anderes Erdengeſchöpf iſt, ein Götterſohn, ein König der Erde.

Um die Hoheit dieſer Beſtimmung zu fühlen, laſſet uns bedenken, was in den großen Gaben Vernunft und Freiheit liegt und wieviel die Natur gleichſam wagte, da ſie dieſelbe einer ſo ſchwachen vielfach gemiſchten Erdorganiſation, als der Menſch iſt, anvertraute. Das Thier iſt nur ein gebückter

Sklave; wenn gleich einige edlere derſelben ihr Haupt empor heben oder wenigſtens mit vorgerecktem Halſe ſich nach Freiheit ſehnen. Ihre noch nicht zur Vernunft gereifte Seele muß nothdürftigen Trieben dienen und in dieſem Dienſt ſich erſt zum eignen Gebrauch der Sinne und Neigungen von fern bereiten. Der Menſch iſt der erſte Freigelaſſene der Schöpfung; er ſtehet aufrecht. Die Wage des Guten und Böſen, des Falſchen und Wahren hängt in ihm; er kann forſchen, er ſoll wählen. Wie die Natur ihm zwei freie Hände zu Werkzeugen gab und ein überblickendes Auge, ſeinen Gang zu leiten: ſo hat er auch in ſich die Macht, nicht nur die Gewichte zu ſtellen, ſondern auch, wenn ich ſo ſagen darf, ſelbſt Gewicht zu ſeyn auf der Wage. Er kann dem trüglichſten Irrthum Schein geben und ein freiwillig Betrogener werden: er kann die Ketten, die ihn, ſeiner Natur entgegen, feſſeln, mit der Zeit lieben lernen und ſie mit mancherlei Blumen bekränzen. Wie es alſo mit der getäuſchten Vernunft ging, geht's auch mit der mißbrauchten oder gefeſſelten Freiheit; ſie iſt bei den Meiſten das Verhältniß der Kräfte und Triebe, wie Bequemlichkeit oder Gewohnheit ſie

feſtgeſtellt haben. Selten blickt der Menſch über dieſe hinaus und kann oft, wenn niedrige Triebe ihn feſſeln und abſcheuliche Gewohnheiten ihn binden, ärger als ein Thier werden.

Indeſſen iſt er, auch ſeiner Freiheit nach, und ſelbſt im ärgſten Mißbrauch derſelben, ein König. Er darf doch wählen, wenn er auch das Schlechteſte wählte: er kann über ſich gebieten, wenn er ſich auch zum Niedrigſten aus eigner Wahl beſtimmte. Vor dem Allſehenden, der dieſe Kräfte in ihn legte, iſt freilich ſowohl ſeine Vernunft als Freiheit begränzt, und ſie iſt glücklich begränzt, weil, der die Quelle ſchuf, auch jeden Ausfluß derſelben kennen, vorherſehen und ſo zu lenken wiſſen mußte, daß der ausſchweifendſte Bach ſeinen Händen nimmer entrann; in der Sache ſelbſt aber und in der Natur des Menſchen wird dadurch nichts geändert. Er iſt und bleibt für ſich ein freies Geſchöpf, obwohl die allumfaſſende Güte ihn auch in ſeinen Thorheiten umfaſſet und dieſe zu ſeinem und dem allgemeinen Beſten lenket. Wie kein getriebenes Geſchoß der Atmoſphäre entfliehen kann; aber auch, wenn es zurückfällt, nach Einem und denſelben Naturgeſetzen wirket: ſo iſt der Menſch

im Irrthum und in der Wahrheit, im Fallen und Wiederaufſtehen Menſch, zwar ein ſchwaches Kind, aber doch ein Freigeborner; wenn noch nicht vernünftig, ſo doch einer beſſern Vernunft fähig, wenn noch nicht zur Humanität gebildet, ſo doch zu ihr bildbar. Der Menſchenfreſſer in Neuſeeland und Fenelon, der verworfene Peſcheräh und Newton ſind Geſchöpfe Einer und derſelben Gattung.

* * *

Gleicherweiſe hat auch die Freiheit im Menſchengebilde edle Früchte getragen und ſich ſowohl in dem, was ſie verſchmähte, als was ſie unternahm, ruhmwürdig gezeiget. Daß Menſchen dem unſtäten Zuge blinder Triebe entſagten und freiwillig den Bund der Ehe einer geſelligen Freundſchaft, Unterſtützung auf Leben und Tod knüpften: daß ſie ihrem eigenen Willen entſagten und Geſetze über ſie herrſchen laſſen wollten, alſo den immer unvollkommenen Verſuch einer Regierung durch Menſchen über Menſchen feſtſtellten und ihn mit eigenem Blut und Leben ſchützten, daß edle Männer ſich für ihr Vaterland hingaben und nicht nur in einem ſtürmiſchen Augen-

blick ihr Leben, ſondern was weit edler iſt, die ganze Mühe ihres Lebens, durch lange Nächte und Tage, durch Lebensjahre und Lebensalter unverdroſſen für nichts hielten, um einer blinden und undankbaren Menge, wenigſtens nach ihrer Meinung, Wohlſeyn und Ruhe zu ſchenken; daß endlich Gotterfüllete Weiſe, aus edlem Durſt für die Wahrheit, Freiheit und Glückſeligkeit unſers Geſchlechts, Schmach und Verfolgung, Armuth und Noth willig übernahmen und an dem Gedanken feſthielten, daß ſie ihren Brüdern das edelſte Gut, deſſen ſie fähig wären, verſchafft oder befördert hätten; wenn dieſes Alles nicht große Menſchentugenden und die kraftvolleſten Beſtrebungen der Selbſtbeſtimmung ſind, die in uns lieget: ſo kenne ich keine andre. Zwar waren nur immer Wenige, die hierin dem großen Haufen vorgingen und ihm als Aerzte heilſam aufzwangen, was dieſer noch nicht ſelbſt zu erwählen wußte; eben dieſe Wenigen aber waren die Blüthe des Menſchengeſchlechts, unſterbliche freie Götterſöhne auf Erden. Ihre einzelnen Namen gelten ſtatt Millionen.

* * *

Schön iſt die Kette, an der die allfühlende Mutter die Mitempfindungen ihrer Kinder hält und ſie von Gliede zu Gliede hinaufbildet. Wo das Geſchöpf noch ſtumpf und roh iſt, kaum für ſich zu ſorgen, da ward ihm auch die Sorge für ſeine Kinder nicht anvertrauet. Die Vögel brüten und erziehen ihre Jungen mit Mutterliebe; der ſinnloſe Strauß dagegen giebt ſeine Eier dem Sande. „Er vergißt, ſagt jenes alte Buch von ihm, daß eine Klaue ſie zertrete oder ein wildes Thier ſie verderbe: denn Gott hat ihm die Weisheit genommen und hat ihm keinen Verſtand mitgetheilet.“ Durch eine und dieſelbe organiſche Urſache, wodurch das Geſchöpf mehr Gehirn empfängt, empfängt es auch mehr Wärme, gebiert Lebendige oder brütet ſie aus, ſäugt und bekommt mütterliche Liebe. Das lebendig geborne Geſchöpf iſt gleichſam ein Knäuel der Nerven des mütterlichen Weſens; das ſelbſt geſäugte Kind iſt eine Sproſſe der Mutterpflanze, die ſie als einen Theil von ſich nähret. — Auf dieß innigſte Mitgefühl ſind in der Haushaltung des Thiers alle die zarten Triebe gebaut, dazu die Natur ſein Geſchlecht veredeln konnte.

Bei dem Menſchen iſt die Mutterliebe höherer

Art

Art; eine Sproſſe der Humanität ſeiner aufgerichteten Bildung. Unter dem Auge der Mutter liegt der Säugling auf ihrem Schooß und trinkt die zarteſte Speiſe, eine thieriſche und ſelbſt den Körper verunſtaltende Art iſt's, wenn Völker, von Noth gezwungen, ihre Kinder auf dem Rücken ſäugen. Den größten Unmenſchen zähmt die väterliche und häusliche Liebe; denn auch eine Löwenmutter iſt gegen ihre Jungen freundlich. Im väterlichen Hauſe entſtand die erſte Geſellſchaft, durch Bande des Bluts, des Zutrauens und der Liebe verbunden. Alſo auch um die Wildheit der Menſchen zu brechen und ſie zum häuslichen Umgange zu gewöhnen, ſollte die Kindheit unſres Geſchlechts lange Jahre dauern; die Natur zwang und hielt es durch zarte Bande zuſammen, daß es ſich nicht, wie die bald ausgebildeten Thiere, zerſtreuen und vergeſſen konnte. Nun ward der Vater der Erzieher ſeines Sohns, wie die Mutter ſeine Säugerin geweſen war; und ſo ward ein neues Glied der Humanität geknüpfet. Hier lag nämlich der Grund zu einer nothwendigen menſchlichen Geſellſchaft, ohne die kein Menſch aufwachſen, keine Mehrheit von Menſchen ſeyn könnte. Der Menſch iſt alſo zur Ge-

ſellſchaft geboren; das ſagt ihm das Mitgefühl ſeiner Eltern, das ſagen ihm die Jahre ſeiner langen Kindheit.

* * *

Endlich iſt die Religion die höchſte Humanität des Menſchen, und man verwundre ſich nicht, daß ich ſie hieher rechne. Wenn des Menſchen vorzüglichſte Gabe Verſtand iſt: ſo iſt's das Geſchäft des Verſtandes, den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung aufzuſpähen und denſelben, wo er ihn nicht gewahr wird, zu ahnen. Der menſchliche Verſtand thut dieſes in allen Sachen, Handthierungen und Künſten; denn auch, wo er einer angenommenen Fertigkeit folget, mußte ein früherer Verſtand den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung feſtgeſetzt und alſo dieſe Kunſt eingeführt haben. Nun ſehen wir in den Werken der Natur eigentlich keine Urſache im Innerſten ein; wir kennen uns ſelbſt nicht, und wiſſen nicht, wie irgend Etwas in uns wirket. Alſo iſt auch bei allen Wirkungen außer uns alles nur Traum, nur Vermuthung und Name; indeſſen ein wahrer Traum, ſobald wir oft und be-

ſtändig einerlei Wirkungen mit einerlei Urſachen verknüpft ſehen. Dieß iſt der Gang der Philoſophie und die erſte und letzte Philoſophie iſt immer Religion geweſen. Auch die wildeſten Völker haben ſich darin geübt; denn kein Volk der Erde iſt völlig ohne ſie, ſo wenig als ohne menſchliche Vernunftfähigkeit und Geſtalt, ohne Sprache und Ehe, ohne einige menſchliche Sitten und Gebräuche gefunden worden. Sie glaubten, wo ſie keinen ſichtbaren Urheber ſahen, an unſichtbare Urheber, und forſchten alſo immer doch, ſo dunkel es war, Urſachen der Dinge nach. Freilich hielten ſie ſich mehr an die Begebenheiten als an die Weſen der Natur: mehr an ihre fürchterliche und vorübergehende als an die erfreuende und daurende Seite; auch kamen ſie ſelten ſo weit, alle Urſachen unter Eine zu ordnen. Indeſſen war auch dieſer erſte Verſuch Religion; und es heißt nichts geſagt, daß Furcht bei den Meiſten ihre Götter erfunden. Die Furcht, als ſolche, erfindet nichts: ſie weckt bloß den Verſtand, zu muthmaßen und wahr oder falſch zu ahnen. Sobald der Menſch alſo ſeinen Verſtand in der leichteſten Anregung brauchen lernte, d. i. ſobald er die Welt anders als ein Thier anſah,

mußte er unſichtbare, mächtigere Weſen vermuthen, die ihm helfen, oder ihm ſchaden. Dieſe ſuchte er ſich zu Freunden zu machen, oder zu erhalten; und ſo ward die Religion, wahr oder falſch, recht oder irre geführt, die Belehrerin der Menſchen, die rathgebende Tröſterin ihres ſo dunkeln, ſo gefahrvollen und labyrinthvollen Lebens.

Nein! du haſt dich deinen Geſchöpfen nicht unbezeugt gelaſſen; du ewige Quelle alles Lebens, aller Weſen und Formen. Das gebückte Thier empfindet dunkel deine Macht und Güte, indem es, ſeiner Organiſation nach, Kräfte und Neigungen übt: ihm iſt der Menſch die ſichtbare Gottheit der Erde. Aber den Menſchen erhobſt du, daß er ſelbſt, ohne daß er's weiß und will, Urſachen der Dinge nachſpähe, ihren Zuſammenhang errathe und Dich alſo finde, du großer Zuſammenhang aller Dinge, Weſen der Weſen. Das Innere deiner Natur erkennet er nicht, da er keine Kraft Eines Dinges von innen einſieht; ja, wenn er dich geſtalten wollte, hat er geirret und muß irren; denn du biſt geſtaltlos, obwohl die Erſte einzige Urſache aller Geſtalten. Indeſſen iſt auch jeder falſche Schimmer von dir dennoch Licht und jeder

trügliche Altar, den er dir baute, ein untrügliches Denkmal nicht nur deines Daſeyns, ſondern auch der Macht des Menſchen, dich zu erkennen und anzubeten. Religion iſt alſo, auch ſchon als Verſtandesübung betrachtet, die höchſte Humanität, die erhabenſte Blüthe der menſchlichen Seele.

* * *

Nein, gütige Gottheit, dem mörderiſchen Ungefähr überließeſt du dein Geſchöpf nicht. Den Thieren gabſt du Inſtinct, dem Menſchen grubeſt du dein Bild, Religion und Humanität, in die Seele: der Umriß der Bildſäule liegt im dunkeln tiefen Marmor da; nur er kann ſich nicht ſelbſt aushauen, ausbilden. Tradition und Lehre, Vernunft und Erfahrung ſollten dieſes thun, und du ließeſt es ihm an Mitteln dazu nicht fehlen. Die Regel der Gerechtigkeit, die Grundſätze des Rechts der Geſellſchaft, ſelbſt die Monogamie, als die dem Menſchen natürlichſte Ehe und Liebe, die Zärtlichkeit gegen Kinder, die Pietät gegen Wohlthäter und Freunde, ſelbſt die Empfindung des mächtigſten, wohlthätigſten Weſens, ſind Züge dieſes Bildes, die hie und da bald unter-

drückt, bald ausgebildet ſind, allenthalben aber noch die Uranlage des Menſchen ſelbſt zeigen, der er ſich, ſobald er ſie wahrnimmt, auch nicht entſagen darf. Das Reich dieſer Anlagen und ihrer Ausbildung iſt die eigentliche Stadt Gottes auf der Erde, in welcher alle Menſchen Bürger ſind, nur nach ſehr verſchiedenen Claſſen und Stufen. Glücklich iſt, wer zur Ausbreitung dieſes Reichs der wahren innern Menſchenſchöpfung beitragen kann: er beneidet keinem Erfinder ſeine Wiſſenſchaft und keinem König ſeine Krone.

* * *

Daß mit der Religion alſo auch Hoffnung und Glaube der Unſterblichkeit verbunden war und durch ſie unter den Menſchen gegründet wurde, iſt abermals Natur der Sache, vom Begriff Gottes und der Menſchheit beinah unzertrennlich. Wie? wir ſind Kinder des Ewigen, den wir hier nachahmend erkennen und lieben lernen ſollten, zu deſſen Erkenntniß wir durch alles erweckt, zu deſſen Nachahmung wir durch Liebe und Leid gezwungen werden, und wir erkennen ihn noch ſo dunkel, wir ahmen ihm ſo ſchwach und

kindiſch nach; ja wir ſehen die Gründe, warum wir ihn in dieſer Organiſation nicht anders erkennen und nachahmen können. Und es ſollte für uns keine andre möglich? für unſre gewiſſeſte beſte Anlage ſollte kein Fortgang wirklich ſeyn? Denn eben dieſe unſre edelſten Kräfte ſind ſo wenig für dieſe Welt: ſie ſtreben über dieſelbe hinüber, weil hier alles der Nothdurft dienet. Und doch fühlen wir unſern edlern Theil beſtändig im Kampf mit dieſer Nothdurft: gerade das, was der Zweck der Organiſation im Menſchen ſcheinet, findet auf der Erde zwar ſeine Geburts- aber nichts weniger als ſeine Vollendungsſtätte. Riß alſo die Gottheit den Faden ab und brachte mit allen Zubereitungen aufs Menſchengebilde endlich ein unreifes Geſchöpf zu Stande, das mit ſeiner ganzen Beſtimmung getäuſcht ward? Alles auf der Erde iſt Stückwerk, und ſoll es ewig und ewig ein unvollkommenes Stückwerk, ſo wie das Menſchengeſchlecht eine bloße Schattenherde, die ſich mit Träumen jagt, bleiben? Hier knüpfte die Religion alle Mängel und Hoffnungen unſres Geſchlechts zum Glauben zuſammen, und wand der Humanität eine unſterbliche Krone.

* * *

Keine Kraft kann untergehen; denn was hieße es: eine Kraft gehe unter? Wir haben in der Natur davon kein Beiſpiel, ja in unſrer Seele nicht einmal einen Begriff. Iſt es Widerſpruch, daß Etwas Nichts ſei oder werde: ſo iſt es mehr Widerſpruch, daß ein lebendiges, wirkendes Etwas, in dem der Schöpfer ſelbſt gegenwärtig iſt, in dem ſich ſeine Gotteskraft einwohnend offenbaret, ſich in ein Nichts verkehre. Das Werkzeug kann durch äußerliche Umſtände zerrüttet werden; ſo wenig aber auch in dieſem ſich nur ein Atom vernichtet oder verlieret, um ſo weniger die unſichtbare Kraft, die auch in dieſem Atom wirket. Da wir nun bei allen Organiſationen wahrnehmen, daß ihre wirkenden Kräfte ſo weiſe gewählt, ſo künſtlich geordnet, ſo genau auf ihre gemeinſchaftliche Dauer und auf die Ausbildung der Hauptkraft berechnet ſey: ſo wäre es Unſinn, von der Natur zu glauben, daß in dem Augenblick, da eine Combination derſelben, d. i. ein äußerlicher Zuſtand, aufhört, ſie nicht nur plötzlich von der Weisheit und Sorgfalt abließe, wodurch ſie allein göttliche Natur iſt; ſondern dieſelbe auch gegen ſich kehrte, um mit ihrer ganzen Allmacht (denn minder gehörte da-

zu nicht) nur einen Theil ihres lebendigen Zuſammenhanges, in dem ſie ſelbſt ewig thätig lebet, zu vernichten. Was der Allbelebende ins Leben rief, lebet: was wirkt, wirkt in ſeinem ewigen Zuſammenhange ewig.

* * *

Die Seele iſt über alle Vermögen niedrigerer Organiſationen ſo weit hinaufgerückt, daß ſie nicht nur mit einer Art Allgegenwart und Allmacht tauſend organiſche Kräfte meines Körpers als Königin beherrſchet; ſondern auch (Wunder aller Wunder!) in ſich ſelbſt zu blicken, und ſich zu beherrſchen vermag. Nichts geht hienieden über die Feinheit, Schnelle und Wirkſamkeit eines menſchlichen Gedanken; nichts über die Energie, Reinheit und Wärme eines menſchlichen Willens. Mit allem, was der Menſch denkt, ahmet er der ordnenden, mit allem, was er will und thut, der ſchaffenden Gottheit nach; er möge ſo unvernünftig denken als er wolle. Die Aehnlichkeit liegt in der Sache ſelbſt: ſie iſt im Weſen ſeiner Seele gegründet. Die Kraft, die Gott erkennen, ihn lieben und nachahmen kann, ja die, nach dem

Weſen ihrer Vernunft, ihn gleichſam wider Willen erkennen und nachahmen muß, indem ſie auch bei Irrthümern und Fehlern nur durch Trug und Schwachheit fehlte; ſie, die mächtigſte Regentin der Erde ſollte untergehen, weil ein äußerer Zuſtand der Zuſammenſetzung ſich ändert und einige niedere Unterthanen von ihr weichen? Die Künſtlerin wäre nicht mehr, weil ihr das Werkzeug aus der Hand fällt? Wo bliebe hier aller Zuſammenhang der Gedanken? —

* * *

Entweder hat die Wirkung meiner Seele kein Analogon hienieden; und ſodann iſt's weder zu begreifen, wie ſie auf den Körper wirke? noch wie andre Gegenſtände auf ſie zu wirken vermögen? oder es iſt dieſer unſichtbare himmliſche Licht- und Feuergeiſt, der alles Lebendige durchfließt und alle Kräfte der Natur vereinigt. In der menſchlichen Organiſation hat er die Feinheit erreicht, die ihm ein Erdenbau gewähren konnte: vermittelſt ſeiner wirkte die Seele in ihren Organen beinahe allmächtig und ſtrahlte in ſich ſelbſt zurück mit einem Bewußtſeyn, das ihr

Innerſtes reget. Vermittelſt ſeiner füllete ſich der Geiſt mit edler Wärme und wußte ſich durch freie Selbſtbeſtimmung gleichſam aus dem Körper, ja aus der Welt zu ſetzen und ſie zu lenken. Er hat alſo Macht über daſſelbe gewonnen, und wenn ſeine Stunde ſchlägt, wenn ſeine äußere Maſchine aufgelöſet wird: was iſt natürlicher, als daß nach einigen, ewig fortwirkenden Geſetzen der Natur er das, was ſeiner Art geworden und mit ihm innig vereint iſt, nach ſich ziehe? Er tritt in ſein Medium über, und dieß ziehet ihn — oder vielmehr Du zieheſt und leiteſt uns, allverbreitete bildende Gotteskraft, Du, Seele und Mutter aller lebendigen Weſen, Du leiteſt, bildeſt uns zu unſrer neuen Beſtimmung ſanft hinüber.

* * *

Das erſte Geſchöpf, das ans Licht tritt und unter dem Strahl der Sonne ſich als eine Königin des unterirdiſchen Reichs zeigt, iſt die Pflanze. Was ſind ihre Beſtandtheile? Salz, Oel, Eiſen, Schwefel und was ſonſt an feinern Kräften das Unterirdiſche zu ihr hinaufzuläutern vermochte. Wie kam ſie zu dieſen Theilen? Durch innere organiſche Kraft, durch welche

ſie, unter Beihülfe der Elemente, jene ſich eigen zu machen ſtrebet. Und was thut ſie mit ihnen? Sie ziehet ſie an ſich, verarbeitet ſie in ihr Weſen und läutert ſie weiter. Giftige und geſunde Pflanzen ſind alſo nichts als Leiterinnen der gröbern zu feinern Theilen; das ganze Kunſtwerk des Gewächſes iſt, Niedriges zu Höherem hinauf zu bilden.

Ueber der Pflanze ſtehet das Thier und zehrt von ihren Säften. Der einzige Elephant iſt ein Grab von Millionen Kräutern; aber er iſt ein lebendiges, auswirkendes Grab, er animaliſirt ſie zu Theilen ſeiner ſelbſt: die niedern Kräfte gehen in feinere Formen des Lebens über. So iſt's mit allen fleiſchfreſſenden Thieren: die Natur hat die Uebergänge raſch gemacht, gleich als ob ſie ſich vor allem langſamen Tode fürchtete. Darum verkürzte ſie und beſchleunigte die Wege der Transformation in höhere Lebensformen. Unter allen Thieren iſt das Geſchöpf der feinſten Organe, der Menſch, der größte Würger. Er kann beinahe alles, was an lebendiger Organiſation nur nicht zu tief unter ihm ſteht, in ſeine Natur verwandeln.

Warum wählte der Schöpfer dieſe, dem äußern

Anblicke nach, zerſtörende Einrichtung ſeiner lebendigen Reiche? Waren es feindliche Mächte, die ſich ins Werk theilten und ein Geſchlecht dem andern zur Beute machten? oder war es Ohnmacht des Schöpfers, der ſeine Kinder nicht anders zu erhalten wußte? Nehmet die äußere Hülle weg, und es iſt kein Tod in der Schöpfung; jede Zerſtörung iſt Uebergang zum höhern Leben, und der weiſe Vater machte dieſen ſo früh, ſo raſch, ſo vielfach, als es die Erhaltung der Geſchlechter und der Selbſtgenuß des Geſchöpfs, das ſich ſeiner Hülle freuen und ſie wo möglich auswirken ſollte, nur geſtatten konnte. Durch tauſend gewaltſame Tode kam er dem langſamen Erſterben vor und beförderte den Keim der blühenden Kraft zu höhern Organen. Das Wachsthum eines Geſchöpfs, was iſt's anders als die ſtete Bemühung deſſelben, mehrere organiſche Kräfte mit ſeiner Natur zu verbinden? Hierauf ſind ſeine Lebensalter eingerichtet, und ſobald es dieß Geſchäft nicht mehr kann, muß es abnehmen und ſterben. Die Natur dankt die Maſchine ab, die ſie zu ihrem Zweck der geſunden Aſſimilation, der muntern Verarbeitung nicht mehr tüchtig findet.

* * *

Was das Thier zu ſeiner Nahrung bedarf, ſind nur pflanzenartige Kräfte, damit es pflanzenartige Theile belebe; der Saft der Muskeln und Nerven dient nicht mehr zur Nahrung irgend eines Erdweſens. Selbſt das Blut iſt nur Raubthieren eine Erquickung; und bei Nationen, die durch Leidenſchaft oder Nothdurft dazu gezwungen wurden, hat man auch Neigungen des Thiers bemerket, zu deſſen lebendiger Speiſe ſie ſich grauſam entſchloſſen. Alſo iſt das Reich der Gedanken und Reize, wie es auch ſeine Natur fordere, hier ohne ſichtbaren Fort- und Uebergang, und die Bildung der Nationen hat es zu einem ernſten Geſetz des menſchlichen Gefühls gemacht, jedes Thier, das noch lebet in ſeinem Blute, zur Speiſe nicht zu begehren. Offenbar ſind alle dieſe Kräfte von geiſtiger Art; daher man vielleicht mancher Hypotheſen über den Nervenſaft, als über ein taſtbares Vehikulum der Empfindungen, hätte überhoben ſeyn mögen. Der Nervenſaft, wenn er da iſt, erhält die Nerven und das Gehirn geſund, ſo daß ſie ohne ihn nur unbrauchbare Stricke und Gefäße wären; ſein Nutzen iſt alſo körperlich, und die Wirkung der Seele, nach ihren Empfindungen und

Kräften, iſt, was für Organe ſie auch gebrauchen möge, überall geiſtig.

Und wohin kehren nun dieſe geiſtigen Kräfte, die allem Sinn der Menſchen entgehen? Weiſe hat die Natur hier einen Vorhang vorgezogen und läßt uns, die wir hiezu keine Sinne haben, in das geiſtige Reich ihrer Verwandlungen und Uebergänge nicht hineinſchauen; wahrſcheinlich würde ſich auch der Blick dahin mit unſrer Exiſtenz auf Erden und alle den ſinnlichen Empfindungen, denen wir noch unterworfen ſind, nicht vertragen. Sie legte uns alſo nur Uebergänge aus den niedern Reichen und in den höhern nur aufſteigende Formen dar; ihre tauſend unſichtbaren Wege der Ueberleitung behielt ſie ſich ſelbſt vor; und ſo ward das Reich der Ungebornen, die große ὕλη oder der Hades, in welchen kein menſchliches Auge reichet.

* * *

Als Thier dienet der Menſch der Erde und hangt an ihr als ſeiner Wohnſtätte; als Menſch hat er den Saamen der Unſterblichkeit in ſich, der einen andern Pflanzgarten fordert. Als Thier kann er ſeine Be-

dürfniſſe befriedigen, und Menſchen, die mit ihnen zufrieden ſind, befinden ſich ſehr wohl hienieden. Sobald er irgend eine edlere Anlage verfolgt, findet er überall Unvollkommenheiten und Stückwerk; das Edelſte iſt auf der Erde nie ausgeführt worden, das Reinſte hat ſelten Beſtand und Dauer gewonnen: für die Kräfte unſers Geiſtes und Herzens iſt dieſer Schauplatz immer nur eine Uebungs- und Prüfungsſtätte. Die Geſchichte unſers Geſchlechts mit ihren Verſuchen, Schickſalen, Unternehmungen und Revolutionen beweiſet dieß ſattſam. Hie und da kam ein Weiſer, ein Guter, und ſtreuete Gedanken, Rathſchläge und Thaten in die Fluth der Zeiten; einige Wellen kreiſeten ſich umher, aber der Strom riß ſie hin und nahm ihre Spur weg; das Kleinod ihrer edlen Abſichten ſank zu Grunde. Narren herrſchten über die Rathſchläge der Weiſen, und Verſchwender erbten die Schätze des Geiſtes ihrer ſammelnden Eltern. So wenig das Leben des Menſchen hienieden auf eine Ewigkeit berechnet iſt; ſo wenig iſt die runde, ſich immer bewegende Erde eine Werkſtätte bleibender Kunſtwerke, ein Garten ewiger Pflanzen, ein Luſtſchloß ewiger Wohnung. Wir kommen und ge-

gehen; jeder Augenblick bringt Tauſende her und nimmt Tauſende hinweg von der Erde: ſie iſt eine Herberge für Wanderer, ein Irrſtern, auf dem Zugvögel ankommen und Zugvögel wegeilen. Das Thier lebt ſich aus, und wenn es auch, höhern Zwecken zu Folge, ſich den Jahren nach nicht auslebet, ſo iſt doch ſein innerer Zweck erreicht; ſeine Geſchicklichkeiten ſind da und es iſt was es ſeyn ſoll. Der Menſch allein iſt im Widerſpruch mit ſich und mit der Erde; denn das ausgebildetſte Geſchöpf unter allen ihren Organiſationen iſt zugleich das unausgebildetſte in ſeiner eigenen neuen Anlage, auch wenn es lebensſatt aus der Welt wandert. Die Urſache iſt offenbar die, daß ſein Zuſtand, der letzte für dieſe Erde, zugleich der erſte für ein andres Daſeyn iſt, gegen den er wie ein Kind in den erſten Uebungen hier erſcheinet. Er ſtellet alſo zwei Welten auf einmal dar; und das macht die anſcheinende Duplicität ſeines Weſens.

* * *

Um Ort und Stunde deines künftigen Daſeyns gieb Dir alſo keine Mühe; die Sonne, die deinen

Tage leuchtet, miſſet Dir deine Wohnung und dein Erdengeſchäft und verdunkelt Dir ſo lange alle himmliſchen Sterne. Sobald ſie untergeht, erſcheint die Welt in ihrer größern Geſtalt: die heilige Nacht, in der Du einſt eingewickelt lageſt und einſt eingewickelt liegen wirſt, bedeckt deine Erde mit Schatten und ſchlägt Dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unſterblichkeit auf. Da ſind Wohnungen, Welten und Räume —

In voller Jugend glänzen ſie,
Da ſchon Jahrtauſende vergangen:
Der Zeiten Wechſel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.
Hier aber unter unſerm Blick
Verfällt, vergeht, verſchwindet alles:
Der Erde Pracht, der Erde Glück
Droht eine Zeit des Falles.

Sie ſelbſt wird nicht mehr ſeyn, wenn Du noch ſeyn wirſt und in andern Wohnplätzen und Organiſationen Gott und ſeine Schöpfung genießeſt. Du haſt auf ihr viel Gutes genoſſen. Du gelangteſt auf

ihr zu der Organisation, in der Du als ein Sohn des Himmels um dich her und über Dich schauen lerntest. Suche sie also vergnügt zu verlassen und segne ihr als der Aue nach, wo Du als ein Kind der Unsterblichkeit spieltest, und als der Schule nach, wo Du durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdest. Du hast weiter kein Anrecht an sie: sie hat kein Anrecht an Dich: mit dem Hut der Freiheit gekrönt und mit dem Gurt des Himmels gegürtet, setze fröhlich deinen Wanderstab weiter.

Wie also die Blume da stand und in aufgerichteter Gestalt das Reich der unterirdischen, noch unbelebten Schöpfung schloß, um sich im Gebiet der Sonne des ersten Lebens zu freuen: so stehet über allen zur Erde Gebückten der Mensch wieder aufrecht da. Mit erhabenem Blick und aufgehobnen Händen stehet er da als ein Sohn des Hauses, den Ruf seines Vaters erwartend.

* * *

Unläugbar ist's, daß der Gedanke, ja die erste Wahrnehmung, womit sich die Seele einen äußern

Gegenſtand vorſtellt, ganz ein andres Ding ſey, als was ihr der Sinn zuführet. Wir nennen es ein Bild; es iſt aber nicht das Bild, d. i. der lichte Punkt, der aufs Auge gemalt wird und der das Gehirn gar nicht erreichet: das Bild der Seele iſt ein geiſtiges, von ihr ſelbſt bei Veranlaſſung der Sinne geſchaffenes Weſen. Sie ruft aus dem Chaos der Dinge, die ſie umgeben, eine Geſtalt hervor, an die ſie ſich mit Aufmerkſamkeit heftet, und ſo ſchafft ſie durch innere Macht aus dem Vielen ein Eins, das ihr allein zugehöret. Dieß kann ſie ſich wieder herſtellen, auch wenn es nicht mehr da iſt: der Traum und die Dichtung können es nach ganz andern Geſetzen verbinden, als unter welchen es der Sinn darſtellte, und thun dieß wirklich. Die Raſereien der Kranken, die man ſo oft als Zeugen der Materialität der Seele anführt, ſind eben von ihrer Immaterialität Zeugen. Man behorche den Wahnſinnigen und bemerke den Gang, den ſeine Seele nimmt. Er geht von der Idee aus, die ihn zu tief rührte, die alſo ſein Werkzeug zerrüttete und den Zuſammenhang mit andern Senſationen ſtörte. Auf ſie beziehet er nun alles, weil ſie die herrſchende iſt

und er von derſelben nicht los kann; zu ihr ſchafft er ſich eine eigne Welt, einen eignen Zuſammenhang der Gedanken, und jeder ſeiner Irrgänge in der Ideenverbindung iſt im höchſten Maaß geiſtig. Nicht wie die Fächer des Gehirns liegen, combinirt er, ſelbſt nicht einmal wie ihm die Senſationen erſcheinen, ſondern wie andre Ideen mit ſeiner Idee verwandt ſind und wie er jene zu dieſer nur hinüber zu zwingen vermochte. Auf demſelben Wege gehen alle Aſſociationen unſrer Gedanken: ſie gehören einem Weſen zu, das aus eigner Energie und oft mit einer ſonderbaren Idioſynkraſie Erinnerungen aufruft und nach innerer Liebe oder Abneigung, nicht nach einer äußern Mechanik, Ideen bindet. Ich wünſchte, daß hierüber aufrichtige Menſchen das Protocoll ihres Herzens, und ſcharfſinnige Beobachter, inſonderheit Aerzte, die Eigenheiten bekannt machten, die ſie an ihren Kranken bemerkten; und ich bin überzeugt, es wären lauter Belege von Wirkungen eines zwar organiſchen, aber dennoch eigenmächtigen, nach Geſetzen geiſtiger Verbindung wirkenden Weſens.

Die künſtliche Bildung unſrer Ideen von Kindheit auf erweiſet daſſelbe, und der lang-

ſame Gang, auf welchem die Seele nicht nur ſpät ihrer ſelbſt bewußt wird, ſondern auch mit Mühe ihre Sinnen brauchen lernet. Mehr als Ein Pſycholog hat die Kunſtſtücke bemerkt, mit der ein Kind von Farbe, Geſtalt, Größe, Entfernung Begriff erhält und durch die es ſehen lernet. Der körperliche Sinn lernt nichts; denn das Bild malet ſich den erſten Tag aufs Auge, wie es ſich den letzten des Lebens malen wird; aber die Seele durch den Sinn lernt meſſen, vergleichen, geiſtig empfinden. Hiezu hilft ihr das Ohr, und die Sprache iſt doch gewiß ein geiſtiges, nicht körperliches Mittel der Ideenbildung. Nur ein Sinnloſer kann Schall und Wort für einerlei nehmen; und wie dieſe beide verſchieden ſind, iſt's Körper und Seele, Organ und Kraft. Das Wort erinnert an die Idee, und bringt ſie aus einem andern Geiſt zu uns herüber, aber es iſt ſie nicht ſelbſt, und eben ſo wenig iſt das materielle Organ Gedanke. Wie der Leib durch Speiſe zunimmt, nimmt unſer Geiſt durch Ideen zu; ja wir bemerken bei ihm eben die Geſetze der Aſſimilation, des Wachsthums und der Hervorbringung, nur nicht auf eine körperliche, ſondern eine ihm eigne

Weiſe. Auch Er kann ſich mit Nahrung überfüllen, daß er ſich dieſelbe nicht zuzueignen und in ſich zu verwandeln vermag: auch Er hat eine Symmetrie ſeiner geiſtigen Kräfte, von welcher jede Abweichung Krankheit, entweder Schwachheit oder Fieber, d. i. Verrückung wird: auch Er endlich treibet dieſes Geſchäft ſeines innern Lebens mit einer genialiſchen Kraft, in welcher ſich Liebe und Haß, Abneigung gegen das mit ihm Ungleichartige, Zuneigung zu dem, was ſeiner Natur iſt, wie beim irdiſchen Leben äußert. Kurz, es wird in uns, (ohne Schwärmerei zu reden), ein innerer geiſtiger Menſch gebildet, der ſeiner eignen Natur iſt und den Körper nur als ein Werkzeug gebrauchet, ja der ſeiner eignen Natur zufolge, auch bei den ärgſten Zerrüttungen der Organe handelt. Je mehr die Seele durch Krankheit oder gewaltſame Zuſtände der Leidenſchaften von ihrem Körper getrennt und gleichſam gezwungen iſt, in ihrer eignen Ideenwelt zu wandeln, deſto ſonderbarere Erſcheinungen bemerken wir von ihrer eignen Macht und Energie in der Ideenſchöpfung oder Ideenverbindung. Aus Verzweiflung irret ſie jetzt in den Scenen ihres vorigen Lebens umher, und da ſie von

ihrer Natur und ihrem Werk, Ideen zu bilden, nicht ablaſſen kann, bereitet ſie ſich jetzt eine neue wilde Schöpfung.

Das hellere Bewußtſeyn, dieſer groſſe Vorzug der menſchlichen Seele, iſt derſelben auf eine geiſtige Weiſe und zwar durch die Humanität allmälig erſt zugebildet worden. Ein Kind hat noch wenig Bewußtſeyn, ob ſeine Seele gleich ſich unabläſſig übt, zu demſelben zu gelangen und ſich ſeiner ſelbſt durch alle Sinnen zu vergewiſſern. Alles ſein Streben nach Begriffen hat den Zweck, ſich in der Welt Gottes gleichſam zu beſinnen und ſeines Daſeyns mit menſchlicher Energie froh zu werden. Das Thier geht noch im dunkeln Traum umher; ſein Bewußtſeyn iſt in ſo viele Reize des Körpers verbreitet und von ihnen mächtig umhüllet, daß das helle Erwachen zu einer fortwirkenden Gedankenübung ſeiner Organiſation nicht möglich war. Auch der Menſch iſt ſich ſeines ſinnlichen Zuſtandes nur durch Sinne bewußt, und ſobald dieſe leiden, iſt's gar kein Wunder, daß ihn eine herrſchende Idee auch aus ſeiner eignen Anerkennung hinreißen kann und er mit ſich ſelbſt ein trauriges oder fröhliches Drama ſpielet.

Aber auch dieß Hinreißen in ein Land lebhafter Ideen zeigt eine innere Energie, bei der ſich die Kraft ſeines Bewußtſeyns, ſeiner Selbſtbeſtimmung oft auf den irrigſten Wegen äußert. Nichts gewährt dem Menſchen ein ſo eignes Gefühl ſeines Daſeyns, als Erkenntniß; Erkenntniß einer Wahrheit, die wir ſelbſt errungen haben, die unſrer innerſten Natur iſt und bei der uns oft alle Sichtbarkeit ſchwindet. Der Menſch vergißt ſich ſelbſt: er verliert das Maaß der Zeit und ſeiner ſinnlichen Kräfte, wenn ihn ein hoher Gedanke aufruft und er denſelben verfolget. Die ſcheußlichſten Qualen des Körpers haben durch eine einzige lebendige Idee unterdrückt werden können, die damals in der Seele herrſchte. Menſchen, die von einem Affekt, inſonderheit von dem lebhafteſten reinſten Affekt unter allen, der Liebe Gottes, ergriffen wurden, haben Leben und Tod nicht geachtet und ſich in dieſem Abgrunde aller Ideen wie im Himmel gefühlet. Das gemeinſte Werk wird uns ſchwer, ſobald es nur der Körper verrichtet; aber die Liebe macht uns das ſchwerſte Geſchäft leicht, ſie giebt uns zur langwierigſten, entfernteſten Bemühung Flügel. Räume und Zeiten verſchwinden ihr: ſie iſt immer auf ihrem

Punkt, in ihrem eignen Ideenlande. — Diese Natur des Geistes äußert sich auch bei den wildesten Völkern; gleich viel, wofür sie kämpfen: sie kämpfen im Drang der Ideen. Auch der Menschenfresser im Durst seiner Rache und Kühnheit strebt, wiewohl auf eine abscheuliche Art, nach dem Genuß eines Geistes.

* * *

Jeden Tag hat uns der Schöpfer eine eigne Erfahrung gegeben: wie wenig Alles in unsrer Maschine von uns und von einander unabtrennlich sey. Es ist des Todes Bruder, der balsamische Schlaf. Er scheidet die wichtigsten Verrichtungen unsres Lebens mit dem Finger seiner sanften Berührung: Nerven und Muskeln ruhen, die sinnlichen Empfindungen hören auf; und dennoch denkt die Seele fort in ihrem eignen Lande. Sie ist nicht abgetrennter vom Körper als sie wachend war, wie die dem Traum oft eingemischten Empfindungen beweisen; und dennoch wirkt sie nach eignen Gesetzen auch im tiefsten Schlafe fort, von dessen Träumen wir keine Erinnerung haben, wenn nicht ein plötzliches Erwecken uns davon über-

zeuget. Mehrere Personen haben bemerkt, daß ihre Seele bei ruhigen Träumen sogar dieselbe Ideenreihe, unterschieden vom wachenden Zustande, unverrückt fortsetze und immer in Einer, meistens jugendlichen, lebhaftern und schönern Welt wandle. Die Empfindungen des Traums sind uns lebhafter, seine Affekten feuriger, die Verbindungen der Gedanken und Möglichkeiten in ihm werden leichter, unser Blick ist heiterer, das Licht, das uns umglänzt, ist schöner. Wenn wir gesund schlafen, wird unser Gang oft ein Flug, unsre Gestalt ist größer, unser Entschluß kräftiger, unsre Thätigkeit freier. Und obwohl dieß alles vom Körper abhängt, weil jeder kleinste Zustand unsrer Seele nothwendig ihm harmonisch seyn muß, so lange ihre Kräfte ihm so innig einverleibt wirken; so zeigt doch die ganze, gewiß sonderbare, Erfahrung des Schlafes und Traums, die uns ins größte Erstaunen setzen würde, wenn wir nicht daran gewöhnt wären, daß nicht jeder Theil unsres Körpers auf gleiche Art zu uns gehöre, ja daß gewisse Organe unsrer Maschine abgespannet werden können, und die oberste Kraft wirke aus bloßen Erinnerungen idealischer, lebhafter, freier. Da nun alle Ursachen, die

uns den Schlaf bringen, und alle ſeine körperlichen Symptome nicht bloß einer Redeart nach, ſondern phyſiologiſch und wirklich ein Analogon des Todes ſind; warum ſollten es nicht auch ſeine geiſtigen Symptome ſeyn? Und ſo bleibt uns, wenn uns der Todesſchlaf aus Krankheit oder Mattigkeit befällt, Hoffnung, daß auch er, wie der Schlaf, nur das Fieber des Lebens kühle, die zu einförmig und lange fortgeſetzte Bewegung ſanft umlenke, manche für dieß Leben unheilbaren Wunden heile und die Seele zu einem frohen Erwachen, zum Genuß eines neuen Jugendmorgens bereite. Wie im Traum meine Gedanken in die Jugend zurückkehren, wie ich in ihm, nur halb entfeſſelt von einigen Organen, aber zurückgedrängter in mich ſelbſt, mich freier und thätiger fühle: ſo wirſt auch Du, erquickender Todestraum, die Jugend meines Lebens, die ſchönſten und kräftigſten Augenblicke meines Daſeyns mir ſchmeichelnd zurückführen, bis ich erwache in ihrem — oder vielmehr im ſchönern Bilde einer himmliſchen Jugend.

* * *

Der ganze Lebenslauf eines Menſchen iſt Verwandlung; alle ſeine Lebensalter ſind Fabeln derſel-

ben, und ſo iſt das ganze Geſchlecht in einer fortgehenden Metamorphoſe. Blüthen fallen ab und welken; andre ſprießen hervor und knoſpen; der ungeheure Baum trägt auf einmal alle Jahreszeiten auf ſeinem Haupte. Hat ſich nun, nach dem Calcul der Ausdünſtung allein, ein achtzigjähriger Mann wenigſtens vier und zwanzig Mal am ganzen Körper erneuet *); wer mag den Wechſel der Materie und ihrer Formen durch das ganze Menſchenreich auf der Erde in allen Urſachen der Veränderung verfolgen, da kein Punkt auf unſrer vielartigen Kugel, da keine Welle im Strom der Zeit einer andern gleich iſt. Die Bewohner Deutſchlands waren vor wenigen Jahrhunderten Patagonen, und ſie ſind's nicht mehr; die Bewohner künftiger Klimate werden uns nicht gleichen. Steigen wir nun in jene Zeiten hinauf, da Alles auf der Erde ſo anders geweſen zu ſeyn ſcheinet, in jene Zeit z. E. da die Elephanten in Sibirien und Nord-Amerika lebten, da die gro-

*) Nach Bernoulli ſ. Haller Phyſiol. T. VIII. L. 30. wo man einen Wald von Bemerkungen über die Veränderungen des menſchlichen Lebens findet.

ßen Thiere vorhanden waren, deren Gebeine ſich am Ohioſtrom finden u. ſ.; wenn damals Menſchen in dieſen Gegenden lebten, wie andere Menſchen waren's, als die jetzt daſelbſt leben! Und ſo wird die Menſchengeſchichte zuletzt ein Schauplatz von Verwandlungen, den nur Der überſiehet, der ſelbſt alle dieſe Gebilde durchhaucht und ſich in ihnen allen freuet und fühlet. Er führet auf und zerſtöret, verfeint Geſtalten und ändert ſie ab, nachdem er die Welt um ſie her verwandelt. Der Wandrer auf der Erde, die ſchnell vorübergehende Ephemere, kann nichts als die Wunder dieſes großen Geiſtes auf einem ſchmalen Streif anſtaunen, ſich der Geſtalt freuen, die ihm im Chor der Andern ward, anbeten und mit dieſer Geſtalt verſchwinden. „Auch ich war in Arkadien!" iſt die Grabſchrift aller Lebendigen in der ſich immer verwandelnden, wiedergebärenden Schöpfung.

* * *

O Söhne des Dädalus, ihr Kreiſel des Schickſals auf der Erde, wie viele Gaben waren in eurer Hand, auf menſchliche und ſchonende Art den Völ-

kern Glück zu erzeigen; und wie hat eine ſtolze, trotzige Gewinnſucht euch faſt allenthalben auf einen ſo andern Weg gelenket! Alle Ankömmlinge fremder Länder, die ſich mit den Eingebornen zu nationaliſiren wußten, genoſſen nicht nur ihre Liebe und Freundſchaft, ſondern fanden am Ende auch, daß die klimatiſche Lebensart derſelben ſogar unrecht nicht ſey; aber wie Wenige gab es ſolcher! wie ſelten verdiente ein Europäer den Lobſpruch der Eingebornen: „Er iſt ein vernünftiger Menſch, wie wir ſind!“ Und ob ſich die Natur an jedem Frevel, den man ihr anthut, nicht räche? Wo ſind die Eroberungen, die Handlungsplätze und Invaſionen voriger Zeiten, ſobald das ungleichartige Volk ins entfernte, fremde Land, nur raubend oder verwüſtend ſtreifte? Verwehet oder weggezehrt hat ſie der ſtille Hauch des Klima, und dem Eingebornen ward es leicht, dem wurzelloſen Baume den letzten Druck zu geben. Dagegen das ſtille Gewächs, das ſich den Geſetzen der Natur bequemte, nicht nur ſelbſt fortdauert, ſondern auch die Saamenkörner der Cultur auf einer neuen Erde wohlthätig fortbreitet. Das folgende Jahrtauſend mag es entſcheiden, was unſer Genius

andern Klimaten, was andre Klimate unſerm Genius genutzt oder geſchadet haben.

* * *

Der allgemeinſte und nothwendigſte Sinn iſt das Gefühl; er iſt die Grundlage der andern und bei dem Menſchen einer ſeiner größeſten organiſchen Vorzüge *). Er hat uns Bequemlichkeit, Erfindungen und Künſte geſchenkt und trägt zur Beſchaffenheit unſerer Ideen vielleicht mehr bei als wir vermuthen. Aber wie ſehr iſt dieß Organ auch unter den Menſchen verſchieden, nachdem es die Lebensart, das Klima, die Anwendung und Uebung, endlich die genetiſche Reizbarkeit des Körpers ſelbſt modificiret. Einigen Amerikaniſchen Völkern z. B. wird eine Unreizbarkeit der Haut zugeſchrieben, die ſich ſogar bei Weibern, und in den ſchmerzhafteſten Operationen, merkbar machen ſoll **); wenn das Factum wahr iſt,

---

*) S. Mezger über die körperlichen Vorzüge des Menſchengeſchlechts vor Thieren in ſeinen vermiſchten mediciniſchen Schriften, Th. 3.

**) Robertſons Geſchichte von Amerika, Th. 1. S. 562.

iſt, dünkt mich's ſehr erklärlich, ſowohl aus Veranlaſſungen des Körpers als der Seele. Seit Jahrhunderten nämlich boten viele Nationen dieſes Welttheils ihren nackten Leib der ſcharfen Luft und den ſcharfſtechenden Inſekten dar und ſalbten ihn gegen dieſe zum Theil mit ſcharfen Salben; auch das Haar nahmen ſie ſich, das die Weiche der Haut mit beförderte. Ein ſchärferes Mehl, laugenhafte Wurzeln und Kräuter waren ihre Speiſe, und es iſt bekannt, in welcher genauen Uebereinſtimmung die verdauenden Werkzeuge mit der fühlenden Haut ſtehen; daher in manchen Krankheiten dieſer Sinn völlig ſchwindet. Selbſt ihr unmäßiger Genuß der Speiſen, nach dem ſie eben ſowohl den entſetzlichſten Hunger ertragen, ſcheint von dieſer Unempfindlichkeit zu zeugen, die auch ein Symptom vieler ihrer Krankheiten iſt *) und alſo zum Wohl und Weh ihres Klima gehöret. Die Natur hat ſie mit derſelben allmälig gegen Uebel gewapnet, die ſie mit einer größern Empfindlichkeit nicht ertragen könnten, und ihre Kunſt ging der Natur nach. Qualen und Schmerzen leidet der

*) Ulloa, Th. 1. S. 188.

Nord-Amerikaner mit einer heroiſchen Unfühlbarkeit aus Grundſätzen der Ehre; er iſt von Jugend auf dazu gebildet worden, und die Weiber geben den Männern hierin nichts nach. Stoiſche Apathie alſo auch in körperlichen Schmerzen ward ihnen zur Naturgewohnheit, und ihr minderer Reiz zur Wolluſt, bei übrigens muntern Naturkräften, ſelbſt jene entſchlafne Fühlloſigkeit, die manche unterjochte Nationen wie in einen wachenden Traum verſenkte, ſcheinen aus dieſer Urſache zu folgen. Unmenſchen alſo ſind's, die einen Mangel, denen die Natur ihren Kindern zum lindernden Troſt gab, aus noch größerem Mangel menſchlicher Empfindungen, theils mißbrauchten, theils ſchmerzhaft erprobten.

Daß ein Uebermaaß an Hitze und Kälte das äußere Gefühl verſenge oder ſtumpfe, iſt aus Erfahrungen bewieſen. Völker, die auf dem Sande mit bloßen Füßen gehen, bekommen eine Sohle, die das Beſchlagen des Eiſens erträgt, und man hat Beiſpiele, daß Einige zwanzig Minuten auf glühenden Kohlen aushielten. Aetzende Gifte konnten die Haut verwandeln, daß man die Hand in geſchmolznes Blei eintauchen lernte, und die ſtarrende Kälte, ſo wie der

Zorn und andre Gemüthsbewegungen tragen auch zur Abstumpfung des Gefühls bei *). Die zarteste Empfindlichkeit dagegen scheint in Erdstrichen und bei einer Lebensweise zu seyn, die die sanfteste Spannung der Haut und eine gleichsam melodische Ausbreitung der Nerven des Gefühls fördert. Der Ostindier ist vielleicht das feinste Geschöpf im Genuß sinnlicher Organe. Seine Zunge, die nie mit dem Geschmack gegohrner Getränke oder scharfer Speisen entnervt worden, schmeckt den geringsten Nebengeschmack des reinen Wassers, und sein Finger arbeitet nachahmend die niedlichsten Werke, bei denen man das Vorbild vom Nachbilde nicht zu unterscheiden weiß. Heiter und ruhig ist seine Seele, ein zarter Nachklang der Gefühle, die ihn ringsum nur sanft bewegen. So spielen die Wellen um den Schwan; so säuseln die Lüfte um das durchsichtige junge Laub des Frühlings. —

Außer dem warmen und sanften Himmelsstrich trägt nichts so sehr zu diesem erhöheten Gefühl bei, als Reinheit, Mäßigkeit und Bewegung: drei Tugen-

*) Haller. Physiol. T. V. p. 16.

den des Lebens, in denen viele Nationen, die wir ungesittet nennen, uns übertreffen, und die insonderheit den Völkern schöner Erdstriche eigen zu seyn scheinen. Die Reinigkeit des Mundes, das öftere Baden, Liebe zur Bewegung in freier Luft, selbst das gesunde und wollüstige Reiben und Dehnen des Körpers, das den Römern so bekannt war, als es unter Indiern, Persern und manchen Tataren weit umher noch gewöhnlich ist, befördert den Umlauf der Säfte und erhält den elastischen Ton der Glieder. Die Völker der reichsten Erdstriche leben mäßig; sie haben keinen Begriff, daß ein widernatürliches Reizen der Nerven und eine tägliche Verschlämmung der Säfte das Vergnügen seyn könne, wozu ein Mensch erschaffen worden; die Stämme der Braminen haben in ihren Vätern von Anfang der Welt her weder Fleisch noch Wein gekostet. Da es nun bei Thieren sichtbar ist, was diese Lebensmittel aufs ganze Empfindungssystem für Macht haben; wie viel stärker muß diese Macht bei der feinsten Blume aller Organisationen, der Menschheit, wirken. Mäßigkeit des sinnlichen Genusses ist ohne Zweifel eine kräftigere Methode zur Philosophie der Humanität als tausend

gelernte künſtliche Abſtractionen. Alle grobfühlenden Völker in einem wilden Zuſtande oder harten Klima leben gefräßig, weil ſie nachher oft hungern müſſen; ſie eſſen auch meiſtens, was ihnen vorkommt. Völker von feinerm Sinn lieben auch feinere Vergnügungen. Ihre Mahlzeiten ſind einfach, und ſie genießen täglich dieſelben Speiſen; dafür aber wählen ſie wollüſtige Salben, feine Gerüche, Pracht, Bequemlichkeit, und vor allem iſt ihre Blume des Vergnügens die ſinnliche Liebe. Wenn bloß von Feinheit des Organs die Rede ſeyn ſoll, ſo iſt kein Zweifel, wohin ſich der Vorzug neige; denn kein geſitteter Europäer wird zwiſchen dem Fett- und Thranmahle des Grönländers und den Specereien des Indiers wählen. Indeſſen wäre die Frage, wem wir, trotz unſrer Cultur in Worten, dem größten Theil nach näher ſeyn möchten, ob jenem oder dieſem? Der Indier ſetzt ſeine Glückſeligkeit in leidenſchaftloſe Ruhe, in einen unzerſtörbaren Genuß der Heiterkeit und Freude: er athmet Wolluſt: er ſchwimmt in einem Meer ſüßer Träume und erquickender Gerüche; unſre Ueppigkeit hingegen, um deren willen wir alle Welttheile beunruhigen und berauben, was will, was ſuchet ſie?

Neue und ſcharfe Gewürze für eine geſtumpfte Zunge, fremde Früchte und Speiſen, die wir in einem überfüllenden Gemiſch oft nicht einmal koſten, berauſchende Getränke, die uns Ruhe und Geiſt rauben; was nur erdacht werden kann, unſre Natur aufregend zu zerſtören, iſt das tägliche große Ziel unſres Lebens. Dadurch unterſcheiden ſich Stände: dadurch beglücken ſich Nationen — Beglücken? Weßhalb hungert der Arme und muß bei ſtumpfen Sinnen in Mühe und Schweiß das elendeſte Leben führen? Damit ſeine Großen und Reichen ohne Geſchmack und vielleicht zu ewiger Nahrung ihrer Brutalität täglich auf feinere Art ihre Sinne ſtumpfen. „Der Europäer ißt alles.", ſagt der Indier, und ſein feinerer Geruch hat ſchon vor den Ausdünſtungen deſſelben einen Abſcheu. Er kann ihn nach ſeinen Begriffen nicht anders als in die verworfne Caſte claſſificiren, der, zur tiefſten Verachtung, alles zu eſſen erlaubt ward. Auch in vielen Ländern der Mahomedaner heißen die Europäer, und nicht bloß aus Religionshaß, unreine Thiere.

Schwerlich hat uns die Natur die Zunge gegeben, daß einige Wärzchen auf ihr das Ziel unſres

mühſeligen Lebens oder gar des Jammers andrer Unglücklichen würden. Sie überkleidete ſie mit einem Gefühl des Wohlgeſchmacks, theils damit ſie uns die Pflicht, den wüthenden Hunger zu ſtillen, verſüßte, und uns mit gefälligern Banden zur beſchwerlichen Arbeit zöge; theils aber auch ſollte das Gefühl dieſes Organs der prüfende Wächter unſrer Geſundheit werden, und den haben an ihm alle üppige Nationen längſt verloren. Das Vieh kennet, was ihm geſund iſt, und wählt mit ſcheuer Vorſicht ſeine Kräuter; das Giftige und Schädliche berühret es nicht und täuſcht ſich ſelten. Menſchen, die unter den Thieren lebten, konnten die Nahrungsmittel, wie ſie, unterſcheiden; ſie verloren dieß Kriterium unter den Menſchen, wie jene Indier ihren reinern Geruch verloren, da ſie ihre einfachen Speiſen aufgaben. Völker, die in geſunder Freiheit leben, haben noch viel von dieſem ſinnlichen Führer. Nie oder ſelten irren ſie ſich an Früchten ihres Landes; ja durch den Geruch ſpürt der Nord-Amerikaner ſogar ſeine Feinde aus, und der Antille unterſcheidet durch ihn die Fußtritte verſchiedner Nationen. So können ſelbſt die ſinnlichſten, thierartigen Kräfte des Menſchen wachſen, nachdem ſie gebauet

und geübt werden; der beste Anbau derselben indessen ist Proportion ihrer aller zu einer wahrhaft-menschlichen Lebensweise, daß keine herrsche und sich keine verliere. Dieß Verhältniß ändert sich mit jedem Lande und Klima. Der Anwohner heißer Gegenden ißt mit wildem Geschmack für uns höchst ekelhafte Speisen; denn seine Natur fordert sie als Arzneien, als rettende Wohlthat *).

Gesicht und Gehör endlich sind die edelsten Sinne, zu denen der Mensch, schon seiner organischen Anlage nach, vorzüglich geschaffen worden; denn bei ihm sind die Werkzeuge dieser Sinne vor allen Thieren kunstreich ausgebildet. Zu welcher Schärfe haben manche Nationen Auge und Ohr gebracht! Der Kalmucke sieht Rauch, wo ihn kein europäisches Auge gewahr wird; der scheue Araber horcht weit umher in seiner stillen Wüste. Wenn nun mit dem Gebrauch dieser scharfen und feinen Sinne sich zugleich eine ungestörte Aufmerksamkeit verbindet, so zeigen es abermals viele Völker, wie weit es auch im kleinsten Werk der Ge-

*) Wilsons Beobachtungen über den Einfluß des Klima S. 93 u. f.

übte vor dem Ungeübten zu bringen vermöge. Die jagenden Völker kennen jeden Strauch und Baum ihres Landes; die Nord-Amerikaner verirren ſich nie in ihren Wäldern; Hunderte von Meilen ſuchen ſie ihren Feind auf und finden ihre Hütten wieder. Die geſitteten Quaranier, erzählt Dobritzhofer, machen mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit alles nach, was man ihnen an feiner künſtlicher Arbeit vorlegt; aber nach dem Gehör, aus beſchreibenden Worten können ſie ſich wenig denken und nichts erfinden; eine natürliche Folge ihrer Erziehung, in der die Seele nicht durch Worte, ſondern durch gegenwärtige, anſchaubare Dinge gebildet wurde, da wortgelehrte Menſchen oft ſoviel gehört haben, daß ſie, was vor ihnen iſt, nicht mehr zu ſehen vermögen. Die Seele des freien Naturſohnes iſt gleichſam zwiſchen Auge und Ohr getheilet: er kennt mit Genauigkeit die Gegenſtände, die er ſah: er erzählt mit Genauigkeit die Sagen, die er hörte. Seine Zunge ſtammelt nicht, ſo wie ſein Pfeil nicht irret; denn wie ſollte ſeine Seele bei dem, was ſie genau ſah und hörte, irren und ſtammeln?

Gute Anlage der Natur für ein Weſen, bei dem

die erſte Sproſſe ſeines Wohlgenuſſes und Verſtandes doch nur aus ſinnlichen Empfindungen keimet. Iſt unſer Körper geſund, ſind unſre Sinne geübt und wohlgeordnet, ſo iſt die Grundlage zu einer Heiterkeit und innern Freude gelegt, deren Verluſt die ſpeculirende Vernunft mit Mühe kaum zu erſetzen weiß. Das Fundament der ſinnlichen Glückſeligkeit des Menſchen iſt allenthalben, daß er da lebe, wo er lebt, daß er genieße, was ihm vorliegt, und ſich, ſo wenig es ſeyn kann, mit zurück- oder vorwärts blikkenden Sorgen theile. Erhält er ſich auf dieſem Mittelpunkt feſt, ſo iſt er ganz und kräftig; irret er aber, wenn er allein an das Jetzt denken und daſſelbe genießen ſoll, mit ſeinen Gedanken umher: o wie zerreißet er ſich und wird ſchwach und lebt oft mühſeliger als die zu ihrem Glück enge-beſchränkten Thiere. Das Auge des unbefangenen Naturmenſchen blickt auf die Natur und erquickt ſich, ohne es zu wiſſen, ſchon an ihrem Gewande; oder es arbeitet in ſeinem Geſchäft, und indem es die Abwechſelung der Jahrszeiten genießt, altert es kaum im höchſten Alter. Unzerſtreuet von Halbgedanken und unverwirret von ſchriftlichen Zügen höret das Ohr ganz, was es hö-

ret; es trinkt die Rede in ſich, die, wenn ſie auf beſtimmte Gegenſtände weiſet, die Seele mehr als eine Reihe tauber Abſtractionen befriedigt. So lebet, ſo ſtirbt der Wilde, ſatt aber nicht überdrüſſig der einfachen Vergnügen, die ihm ſeine Sinne gaben.

Aber noch Ein wohlthätiges Geſchenk verlieh die Natur unſerm Geſchlecht, da ſie auch den gedankendürftigſten Gliedern deſſelben die erſte Sproſſe der feinern Sinnlichkeit, die erquickende Tonkunſt, nicht verſagte. Ehe das Kind ſprechen kann, iſt es des Geſanges oder wenigſtens der ihm zutönenden Reize deſſelben fähig; auch unter den ungebildeten Völkern iſt alſo auch Muſik die erſte ſchöne Kunſt, die ihre Seele beweget. Das Gemälde der Natur fürs Auge iſt ſo mannigfaltig abwechſelnd und groß, daß der nachahmende Geſchmack lange umhertappen und ſich an der Barbarei des Ungeheuern, des Auffallenden verſuchen muß, ehe er richtige Proportionen lernet. Aber die Tonkunſt, wie einfach und roh ſie ſey, ſie ſpricht zu allen menſchlichen Herzen und iſt nebſt dem Tanz das allgemeine Freudenfeſt der Natur auf der Erde. Schade nur, daß aus zu zärtlichem Geſchmack die meiſten Reiſenden uns dieſe kindlichen Töne fremder

Völker verſagen. So unbrauchbar ſie dem Tonkünſtler ſeyn mögen, ſo unterrichtend ſind ſie für den Forſcher der Menſchheit; denn die Muſik einer Nation, auch in ihren unvollkommenſten Gängen und Lieblingstönen, zeigt den innern Charakter derſelben, d. i. die eigentliche Stimmung ihres empfindenden Organs, tiefer und wahrer, als ihn die längſte Beſchreibung äußerer Zufälligkeiten zu ſchildern vermöchte. —

Je mehr ich übrigens der ganzen Sinnlichkeit des Menſchen in ſeinen mancherlei Gegenden und Lebensarten nachſpüre, deſto mehr finde ich, daß die Natur ſich allenthalben als eine gütige Mutter bewieſen habe. Wo ein Organ weniger befriedigt werden konnte, reizte ſie es auch minder und läßt Jahrtauſende hindurch es milde ſchlummern. Wo ſie die Werkzeuge verfeinte und öffnete, hat ſie auch Mittel umhergelegt, ſie bis zur Befriedigung zu vergnügen, ſo daß die ganze Erde mit jeder zurückgehaltnen oder ſich entfaltenden Organiſation der Menſchheit ihr wie ein harmoniſches Saitenſpiel zutönet, in dem alle Töne verſucht ſind, oder werden verſucht werden. — —

* * *

Von einer Sache, die außer dem Kreiſe unſrer Empfindung liegt, haben wir keinen Begriff; die Geſchichte jenes Siamer-Königes, der Eis und Schnee für Undinge anſah, iſt in tauſend Fällen unſre eigne Geſchichte. Jedes eingeborne ſinnliche Volk hat ſich alſo mit ſeinen Begriffen auch in ſeine Gegend umſchränkt; wenn es thut, als ob es Worte verſtehe, die ihm von ganz fremden Dingen geſagt werden, ſo hat man lange Zeit Urſach, an dieſem innern Verſtändniß zu zweifeln.

* * *

Wo irgend Bewegung in der Natur iſt, wo eine Sache zu leben ſcheint und ſich verändert, ohne daß das Auge die Geſetze der Veränderung wahrnimmt, da höret das Ohr Stimmen und Rede, die ihm das Räthſel des Geſehenen durchs Nichtgeſehene erklären; die Einbildungskraft wird geſpannt und auf ihre Weiſe, d. i. durch Einbildungen, befriedigt. Ueberhaupt iſt das Ohr der furchtſamſte, der ſcheueſte aller Sinne; es empfindet lebhaft, aber nur dunkel; es kann nicht zuſammenhalten, nicht bis zur Klarheit vergleichen; denn ſeine Gegenſtände gehen im berauſchenden Strom

vorüber. Bestimmt, die Seele zu wecken, kann es, ohne Beihülfe der andern Sinne, insonderheit des Auges, sie selten bis zur deutlichen Genugthuung belehren.

Man siehet daher, bei welchen Völkern die Einbildungskraft am stärksten gespannt seyn müsse: bei solchen nämlich, welche die Einsamkeit lieben, die wilden Gegenden der Natur, die Wüste, ein felsiges Land, die sturmreiche Küste des Meers, den Fuß feuerspeiender Berge oder andre wunder- und bewegungvolle Erdstriche bewohnen. Von den ältesten Zeiten an ist die arabische Wüste eine Mutter hoher Einbildungen gewesen, und die solchen nachhingen, waren meistentheils einsame, staunende Menschen. In der Einsamkeit empfing Mahomed seinen Koran; seine erregte Phantasie verzückte ihn in den Himmel und zeigte ihm alle Engel, Seligen und Welten; nie ist seine Seele entflammter, als wenn sie den Blitz der einsamen Nacht, den Tag der grossen Wiedervergeltung und andre unermeßliche Gegenstände malet.

* * *

Großer Geiſt der Erde, mit welchem Blick überſchaueſt Du alle Schattengeſtalten und Träume, die ſich auf unſrer runden Kugel jagen; denn Schatten ſind wir und unſre Phantaſie dichtet nur Schattenträume. So wenig wir in reiner Luft zu athmen vermögen, ſo wenig kann ſich unſrer zuſammengeſetzten, aus Staub gebildeten Hülle jetzt noch die reine Vernunft ganz mittheilen. Indeſſen auch in allen Irrgängen der Einbildungskraft wird das Menſchengeſchlecht zu ihr erzogen; es hangt an Bildern, weil dieſe ihm Eindruck von Sachen geben, es ſieht und ſuchet auch im dickſten Nebel Strahlen der Wahrheit. Glücklich und auserwählt iſt der Menſch, der in ſeinem engbeſchränkten Leben, ſo weit er kann, von Phantaſieen zum Weſen, d. i. aus der Kindheit zum Mann erwächſt, und auch in dieſer Abſicht die Geſchichte ſeiner Brüder mit reinem Geiſt durchwandert. Edle Ausbreitung giebt es der Seele, wenn ſie ſich aus dem engen Kreiſe, den Klima und Erziehung um uns gezogen, herauszuſetzen wagt und unter andern Nationen wenigſtens lernt, was man entbehren möge. Wie manches findet man da entbehrt und entbehrlich, was man lange für weſentlich hielt! Vorſtellungen,

die wir oft für die allgemeinſten Grundſätze der Menſchenvernunft erkannten, verſchwinden dort und hier mit dem Klima eines Orts, wie dem Schiffenden das feſte Land als Wolke verſchwindet. Was dieſe Nation ihrem Gedankenkreiſe unentbehrlich hält, daran hat jene nie gedacht oder hält es gar für ſchädlich. So irren wir auf der Erde in einem Labyrinth menſchlicher Phantaſieen umher; wo aber der Mittelpunkt des Labyrinths ſey, auf den alle Irrgänge wie gebrochne Strahlen zur Sonne zurückführen, das iſt die Frage.

* * *

Laſſet uns jetzt auf die Tugenden des Weibes kommen, wie ſie ſich in der Geſchichte der Menſchheit offenbaren. Auch unter den wildeſten Völkern unterſcheidet ſich das Weib vom Manne durch eine zärtere Gefälligkeit, durch Liebe zum Schmuck und zur Schönheit; auch da noch ſind dieſe Eigenſchaften kennbar, wo die Nation mit dem Klima und dem ſchnödeſten Mangel kämpfet. Ueberall ſchmückt ſich das Weib, wie wenigen Putz es auch hie und da ſich zu ſchmücken habe: ſo bringet im erſten Frühling

die

die lebenreiche Erde wenigſtens einige geruchloſe Blümchen hervor, Vorboten, was ſie in andern Jahrszeiten zu thun vermöchte. — Reinlichkeit iſt eine andre Weibertugend, wozu ſie ihre Natur zwingt und der Trieb zu gefallen reizet.

* * *

Noch eines größern Ruhmes iſt die ſanfte Duldung, die unverdroſſene Geſchäftigkeit werth, in der ſich ohne den Mißbrauch der Cultur, das zarte Geſchlecht überall auf der Erde auszeichnet. Mit Gelaſſenheit trägt es das Joch, das ihm die rohe Uebermacht der Männer, ihre Liebe zum Müſſiggange und zur Trägheit, endlich auch die Ausſchweifungen ſeiner Vorfahren ſelbſt als eine geerbte Sitte auflegten, und bei den armſeligſten Völkern finden ſich hierin oft die größten Muſter. Es iſt nicht Verſtellung, wenn in vielen Gegenden die mannbare Tochter zur beſchwerlichen Ehe gezwungen werden muß: ſie entläuft der Hütte, ſie fliehet in die Wüſte; mit Thränen nimmt ſie ihren Brautkranz, denn es iſt die letzte Blüthe ihrer vertändelten, freieren Jugend. Die meiſten Brautlieder ſolcher Nationen ſind Aufmunterungs-,

Troſt- und halbe Trauerlieder, über die wir ſpotten, weil wir ihre Unſchuld und Wahrheit nicht mehr fühlen. Zärtlich nimmt ſie Abſchied von allem, was ihrer Jugend ſo lieb war: als eine Verſtorbene verläßt ſie das Haus ihrer Eltern, verliert ihren vorigen Namen und wird das Eigenthum eines Fremden, der vielleicht ihr Tyrann iſt. Das Unſchätzbarſte, was ein Menſch hat, muß ſie ihm aufopfern, Beſitz ihrer Perſon, Freiheit, Willen, ja vielleicht Geſundheit und Leben; und das alles um Reize, die die keuſche Jungfrau noch nicht kennet und die ihr vielleicht bald in einem Meer von Unbehaglichkeit verſchwinden. Glücklich, daß die Natur das weibliche Herz mit einem unnennbar zarten und ſtarken Gefühl für den perſönlichen Werth des Mannes ausgerüſtet und geſchmückt hat. Durch dieß Gefühl erträgt ſie auch ſeine Härtigkeiten; ſie ſchwingt ſich in einer ſüßen Begeiſterung ſo gern zu allem auf, was ihr an ihm edel, groß, tapfer, ungewöhnlich dünket: mit erhebender Theilnehmung hört ſie männliche Thaten, die ihr, wenn der Abend kommt, die Laſt des beſchwerlichen Tages verſüßen und es zum Stolz ihr machen, daß ſie, da ſie doch einmal zugehören muß, einem ſolchen Mann

gehöre. Die Liebe des Romantiſchen im weiblichen Charakter iſt alſo eine wohlthätige Gabe der Natur, Balſam für ſie und belohnende Aufmunterung des Mannes; denn der ſchönſte Kranz des Jünglings war immer die Liebe der Jungfrau.

Endlich die ſüße Mutterliebe, mit der die Natur dieß Geſchlecht ausſtattete; faſt unabhängig iſt ſie von kalter Vernunft und weit entfernt von eigennütziger Lohnbegierde. Nicht weil es liebenswürdig iſt, liebet die Mutter ihr Kind, ſondern weil es ein lebendiger Theil ihres Selbſt, das Kind ihres Herzens, der Abdruck ihrer Natur iſt. Darum regen ſich ihre Eingeweide über ſeinem Jammer: ihr Herz klopft ſtärker bei ſeinem Glück: ihr Blut fließt ſanfter, wenn die Mutterbruſt, die es trinkt, es gleichſam noch an ſie knüpft. Durch alle unverdorbene Nationen der Erde geht dieſes Muttergefühl: kein Klima, das ſonſt alles ändert, konnte dieß ändern; nur die verderbteſten Verfaſſungen der Geſellſchaft vermochten etwa mit der Zeit das weiche Laſter ſüßer zu machen, als jene zarte Qual mütterlicher Liebe.

* * *

Schon der Name Glückſeligkeit deutet an, daß der Menſch keiner reinen Seligkeit fähig ſey, noch ſich dieſelbe erſchaffen möge; er ſelbſt iſt ein Sohn des Glücks, das ihn hie oder dahin ſetzte und nach dem Lande, der Zeit, der Organiſation, den Umſtänden, in welchen er lebt, auch die Fähigkeit ſeines Genuſſes, die Art und das Maß ſeiner Freuden und Leiden beſtimmt hat. Unſinnig ſtolz wäre die Anmaßung, daß die Bewohner aller Welttheile Europäer ſeyn müßten, um glücklich zu leben: denn wären wir ſelbſt, was wir ſind, außer Europa worden? Der nun uns hieher ſetzte, ſetzte jene dorthin und gab ihnen daſſelbe Recht zum Genuß des irdiſchen Lebens. Da Glückſeligkeit ein innerer Zuſtand iſt: ſo liegt das Maß und die Beſtimmung derſelben nicht außer, ſondern in der Bruſt eines jeden einzelnen Weſens; ein anderes hat ſo wenig Recht, mich zu ſeinem Gefühl zu zwingen, als es ja keine Macht hat, mir ſeine Empfindungsart zu geben und das Meine in Sein Daſeyn zu verwandeln. Laſſet uns alſo aus ſtolzer Trägheit oder aus gewohnter Vermeſſenheit die Geſtalt und das Maß der Glückſeligkeit unſers Geſchlechts nicht kürzer oder höher ſetzen, als es der

Schöpfer ſetzte: denn er wußte allein, wozu der Sterbliche auf unſrer Erde ſeyn ſollte.

* * *

Laſſet uns alſo die Vorſehung preiſen, daß, da Geſundheit der Grund aller unſrer phyſiſchen Glückſeligkeit iſt, ſie dieß Fundament ſo weit und breit auf der Erde legte. Die Völker, von denen wir glauben, daß ſie ſie als Stiefmutter behandelt habe, waren ihr vielleicht die liebſten Kinder: denn wenn ſie ihnen kein träges Gaſtmahl ſüßer Gifte bereitete, ſo reichte ſie ihnen dafür durch die harten Hände der Arbeit den Kelch der Geſundheit und einer von ihnen ſie erquickenden Lebenswärme. Kinder der Morgenröthe, blühen ſie auf und ab: eine oft gedankenloſe Heiterkeit, ein inniges Gefühl ihres Wohlſeyns iſt ihnen Glückſeligkeit, Beſtimmung und Genuß des Lebens; könnte es auch einen andern, einen ſanfteren und daurendern geben?

* * *

Glaubet es nicht, ihr Menſchen, daß eine unzeitige, maßloſe Verfeinerung oder Ausbildung Glück-

ſeligkeit ſey, oder daß die todte Nomenclatur aller Wiſſenſchaften, der ſeiltänzeriſche Gebrauch aller Künſte einem lebendigen Weſen die Wiſſenſchaft des Lebens gewähren können: denn Gefühl der Glückſeligkeit erwirbt ſich nicht durch das Recept auswendig gelernter Namen oder gelernter Künſte. Ein mit Kenntniſſen überfülleter Kopf, und wenn es auch goldene Kenntniſſe wären; er erdrücket den Leib, verenget die Bruſt, verdunkelt den Blick und wird dem, der ihn trägt, eine kranke Laſt des Lebens. Je mehr wir verfeinernd unſre Seelenkräfte theilen, deſto mehr erſterben die müſſigen Kräfte; auf das Gerüſt der Kunſt geſpannet, verwelken unſre Fähigkeiten und Glieder an dieſem prangenden Kreuze. Nur auf den Gebrauch der ganzen Seele, inſonderheit ihrer thätigen Kräfte, ruhet der Segen der Geſundheit; und da laſſet uns abermals der Vorſehung danken, daß ſie es mit dem Ganzen des Menſchengeſchlechts nicht zu fein nahm und unſre Erde zu nichts weniger als einem Hörſaal gelehrter Wiſſenſchaften beſtimmte.

* * *

Da endlich unſer Wohlſeyn mehr ein ſtilles Gefühl als ein glänzender Gedanke iſt: o ſind es aller-

dings auch weit mehr die Empfindungen des Herzens, als die Wirkungen einer tiefſinnigen Vernunft, die uns mit Liebe und Freude am Leben lohnen. Wie gut hat es alſo die große Mutter gemacht, daß ſie die Quelle des Wohlwollens gegen ſich und Andre, die wahre Humanität unſres Geſchlechts, zu der es erſchaffen iſt, faſt unabhängig von Beweggründen und künſtlichen Triebfedern in die Bruſt der Menſchen pflanzte. Jedes Lebendige freuet ſich ſeines Lebens; es fragt und grübelt nicht, wozu es da ſey? ſein Daſeyn iſt ihm Zweck und ſein Zweck das Daſeyn. Kein Wilder mordet ſich ſelbſt, ſo wenig ein Thier ſich ſelbſt mordet: er pflanzt ſein Geſchlecht fort, ohne zu wiſſen, wozu er's fortpflanze und unterzieht ſich auch unter dem Druck des härteſten Klima aller Müh' und Arbeit, nur damit er lebe. Dieß einfache, tiefe, unerſetzliche Gefühl des Daſeyns alſo iſt Glückſeligkeit, ein kleiner Tropfe aus jenem unendlichen Meer des Allſeligen, der in Allem iſt und ſich in Allem freuet und fühlet.

* * *

Sehen wir denn nicht, meine Brüder, daß die Natur alles, was ſie konnte, gethan habe, nicht um

uns auszubreiten, ſondern um uns einzuſchränken und uns eben an den Umriß unſres Lebens zu gewöhnen? Unſre Sinne und Kräfte haben ein Maß: die Horen unſrer Tage und Lebensalter geben einander nur wechſelnd die Hände, damit die Ankommende die Verſchwundne ablöſe. Es iſt alſo ein Trug der Phantaſie, wenn der Mann und Greis ſich noch zum Jünglinge träumet. Vollends jene Lüſternheit der Seele, die, ſelbſt der Begierde zuvorkommend, ſich Augenblicks in Ekel verwandelt, iſt ſie Paradieſes Luſt oder vielmehr Tantalus Hölle, das ewige Schöpfen der unſinnig gequälten Danaiden? Deine einzige Kunſt, o Menſch, hienieden iſt alſo Maß: das Himmelskind, Freude, nach dem du verlangeſt, iſt um dich, iſt in dir, eine Tochter der Nüchternheit und des ſtillen Genuſſes, eine Schweſter der Genügſamkeit und der Zufriedenheit mit deinem Daſeyn im Leben und Tode.

* * *

Gütig alſo dachte die Vorſehung, da ſie den Kunſtendzwecken großer Geſellſchaften die leichtere Glückſeligkeit einzelner Menſchen vorzog und jene koſtbaren

Staatsmaſchinen, ſo viel ſie konnte, den Zeiten erſparte. Wunderbar theilte ſie die Völker, nicht nur durch Wälder und Berge, durch Meere und Wüſten, durch Ströme und Klimate, ſondern inſonderheit auch durch Sprachen, Neigungen und Charaktere; nur damit ſie dem unterjochenden Deſpotismus ſein Werk erſchwerte und nicht alle Welttheile in den Bauch eines hölzernen Pferdes ſteckte. Keinem Nimrod gelang es bisher, für ſich und ſein Geſchlecht die Bewohner des Weltalls in Ein Gehäge zuſammen zu jagen, und wenn es ſeit Jahrhunderten der Zweck des verbündeten Europa wäre, die Glück-aufzwingende Tyrannin aller Erdnationen zu ſeyn, ſo iſt die Glückesgöttin noch weit von ihrem Ziele. Schwach und kindiſch wäre die ſchaffende Mutter geweſen, die die ächte und einzige Beſtimmung ihrer Kinder, glücklich zu ſeyn, auf die Kunſträder einiger Spätlinge gebauet und von ihren Händen den Zweck der Erdeſchöpfung erwartet hätte. Ihr Menſchen aller Welttheile, die ihr ſeit Aeonen dahinginget, ihr hättet alſo nicht gelebt und etwa nur mit eurer Aſche die Erde gedüngt, damit am Ende der Zeit eure Nachkommen durch europäiſche Cultur glücklich würden; was feh-

let einem ſtolzen Gedanken dieſer Art, daß er nicht Beleidigung der Natur-Majeſtät heiße?

Wenn Glückſeligkeit auf der Erde anzutreffen iſt: ſo iſt ſie in jedem fühlenden Weſen; ja ſie muß in ihm durch Natur ſeyn und auch die helfende Kunſt muß zum Genuß in ihm Natur werden. Hier hat nun jeder Menſch das Maß ſeiner Seligkeit in ſich: er trägt die Form an ſich, zu der er gebildet worden, und in deren reinem Umriß er allein glücklich werden kann. Eben deswegen hat die Natur alle ihre Menſchenformen auf der Erde erſchöpft, damit ſie für jede derſelben in ihrer Zeit und an ihrer Stelle einen Genuß hätte, mit dem ſie den Sterblichen durchs Leben hindurch täuſchte.

* * *

So wenig ein Menſch, ſeiner natürlichen Geburt nach, aus ſich entſpringt: ſo wenig iſt er im Gebrauch ſeiner geiſtigen Kräfte ein Selbſtgeborner. Nicht nur der Keim unſrer innern Anlage iſt genetiſch wie unſer körperliches Gebilde, ſondern auch jede Entwicklung dieſes Keimes hängt vom Schickſal ab, das uns hie oder dorthin pflanzte und nach Zeit und Jahren die

Hülfsmittel der Bildung um uns legte. Schon das Auge mußte seh'n, das Ohr hören lernen: und wie künstlich das vornehmste Mittel unsrer Gedanken, die Sprache, erlangt werde, darf keinem verborgen bleiben. Offenbar hat die Natur auch unsern ganzen Mechanismus, sammt der Beschaffenheit und Dauer unsrer Lebensalter, zu dieser fremden Beihülfe eingerichtet.

* * *

Der Mensch ist also eine künstliche Maschine, zwar mit genetischer Disposition und einer Fülle von Leben begabt; aber die Maschine spielet sich nicht selbst, und auch der fähigste Mensch muß lernen, wie er sie spiele. Die Vernunft ist ein Aggregat von Bemerkungen und Uebungen unsrer Seele; eine Summe der Erziehung unsres Geschlechts, die, nach gegebnen fremden Vorbildern, der Erzogne zuletzt als ein fremder Künstler an sich vollendet.

* * *

Ist das Menschengeschlecht nicht durch sich selbst entstanden, ja wird es Anlagen in seiner Natur ge-

wahr, die keine Bewunderung genugſam preiſet: ſo muß auch die Bildung dieſer Anlagen vom Schöpfer durch Mittel beſtimmt ſeyn, die ſeine weiſeſte Vatergüte verrathen. Ward das leibliche Auge vergebens ſo ſchön gebildet? und findet es nicht ſogleich den goldnen Lichtſtrahl vor ſich, der für daſſelbe, wie das Auge für den Lichtſtrahl, erſchaffen iſt und die Weisheit ſeiner Anlage vollendet? So iſt's mit allen Sinnen, mit allen Organen: ſie finden ihre Mittel zur Ausbildung, das Medium, zu dem ſie geſchaffen wurden. Und mit den geiſtigen Sinnen und Organen, auf deren Gebrauch der Charakter des Menſchengeſchlechts, ſo wie die Art und das Maß ſeiner Glückſeligkeit beruhet; hier ſollte es anders ſeyn? hier ſollte der Schöpfer ſeine Abſicht, mithin die Abſicht der ganzen Natur, ſofern ſie vom Gebrauch menſchlicher Kräfte abhangt, verfehlt haben?

* * *

So ſehr es dem Menſchen ſchmeichelt, daß ihn die Gottheit zu ihrem Gehülfen angenommen und ſeine Bildung hienieden ihm ſelbſt und ſeines Gleichen überlaſſen habe: ſo zeigt doch eben dieß von der Gott-

heit erwählte Mittel die Unvollkommenheit unſres irdiſchen Daſeyns, indem wir eigentlich Menſchen noch nicht ſind, ſondern täglich werden. Was iſt's für ein armes Geſchöpf, das nichts aus ſich ſelbſt hat, das alles durch Vorbild, Lehre, Uebung bekommt und, wie ein Wachs, darnach Geſtalten annimmt!

* * *

Nach dem vom Schöpfer erwählten Mittel, daß unſer Geſchlecht nur durch unſer Geſchlecht gebildet würde, war's nicht anders möglich; Thorheiten mußten ſich vererben, wie die ſparſamen Schätze der Weisheit: der Weg der Menſchen ward einem Labyrinth gleich, mit Abwegen auf allen Seiten, wo nur wenige Fußtapfen zum innerſten Ziel führen. Glücklich iſt der Sterbliche, der dahin ging oder führte, deſſen Gedanken, Neigungen und Wünſche, oder auch nur die Strahlen ſeines ſtillen Beiſpiels auf die ſchönere Humanität ſeiner Mitbrüder fortgewirkt haben. Nicht anders wirkt Gott auf der Erde, als durch erwählte, größere Menſchen: Religion und Sprache, Künſte und Wiſſenſchaften, ja die Regierungen ſelbſt können ſich mit keiner ſchönern Krone ſchmücken, als mit die-

ſem Palmzweige der ſittlichen Fortbildung in menſchlichen Seelen. Unſer Leib vermodert im Grabe und unſers Namens Bild iſt bald ein Schatte auf Erde; nur in der Stimme Gottes, d. i. der bildenden Tradition einverleibt, können wir auch mit namenloſer Wirkung in den Seelen der Unſern thätig fortleben.

* * *

Die Philoſophie der Geſchichte alſo, die die Kette der Tradition verfolgt, iſt eigentlich die wahre Menſchengeſchichte, ohne welche alle äußere Weltbegebenheiten nur Wolken ſind oder erſchreckende Mißgeſtalten werden. Grauſenvoll iſt der Anblick, in den Revolutionen der Erde nur Trümmer auf Trümmern zu ſehen, ewige Anfänge ohne Ende, Umwälzungen des Schickſals ohne dauernde Abſicht! Die Kette der Bildung allein macht aus dieſen Trümmern ein Ganzes, in welchem zwar Menſchengeſtalten verſchwinden, aber der Menſchengeiſt unſterblich und fortwirkend lebet. Glorreiche Namen, die in der Geſchichte der Cultur als Genien des Menſchengeſchlechts, als glänzende Sterne in der Nacht der Zeiten ſchimmern! Laß es ſeyn, daß der Verfolg der Aeonen manches

von ihrem Gebäude zertrümmerte und vieles Gold in den Schlamm der Vergeſſenheit ſenkte: die Mühe ihres Menſchenlebens war dennoch nicht vergeblich; denn was die Vorſehung von ihrem Werk retten wollte, rettete ſie in andern Geſtalten. Ganz und ewig kann ohnedieß kein Menſchendenkmal auf der Erde dauern, da es im Strom der Generationen nur von den Händen der Zeit für die Zeit errichtet war und augenblicklich der Nachwelt verderblich wird, ſobald es ihr neues Beſtreben unnöthig mache oder aufhält. Auch die wandelbare Geſtalt und die Unvollkommenheit aller menſchlichen Wirkung lag alſo im Plan des Schöpfers. Thorheit mußte erſcheinen, damit die Weisheit ſie überwinde: zerfallende Brechlichkeit auch der ſchönſten Werke war von ihrer Materie unzertrennlich, damit auf den Trümmern derſelben eine neue beſſernde oder bauende Mühe der Menſchen Statt fände: denn alle ſind wir hier nur in einer Werkſtätte der Uebung. Jeder Einzelne muß davon, und da es ihm ſodann gleich ſeyn kann, was die Nachwelt mit ſeinen Werken vornehme, ſo wäre es einem guten Geiſt ſogar widrig, wenn die folgenden Geſchlechter ſolche mit todter Stupidität anbeten und

nichts Eigenes unternehmen wollten. Er gönnet ihnen diese neue Mühe: denn was er aus der Welt mitnahm, war seine gestärkte Kraft, die innere reiche Frucht seiner menschlichen Uebung.

Goldene Kette der Bildung also, du, die die Erde umschlingt und durch alle Individuen bis zum Thron der Vorsehung reichet, seitdem ich dich ersah und in deinen schönsten Gliedern, den Vater- und Mutter-, den Freundes- und Lehrer-Empfindungen verfolgten, ist mir die Geschichte nicht mehr, was sie mir sonst schien, ein Gräuel der Verwüstung auf einer heiligen Erde. Tausend Schandthaten stehen da mit häßlichem Lobe verschleiert: tausend andre stehen in ihrer ganzen Häßlichkeit daneben, um allenthalben doch das sparsame wahre Verdienst wirkender Humanität auszuzeichnen, das auf unserer Erde immer still und verborgen ging und selten die Folgen kannte, die die Vorsehung aus seinem Leben, wie den Geist aus der Masse hervorzog. Nur unter Stürmen konnte die edle Pflanze erwachsen, nur durch Entgegenstreben gegen falsche Anmaßungen mußte die süße Mühe der Menschen Siegerin werden; ja oft schien sie unter ihrer reinen Absicht gar zu erliegen. Aber sie erlag

nicht.

nicht. Das Samenkorn aus der Aſche des Guten ging in der Zukunft deſto ſchöner hervor und mit Blut befeuchtet, ſtieg es meiſtens zur unverwelklichen Krone. Das Maſchinenwerk der Revolutionen irret mich alſo nicht mehr: es iſt unſerm Geſchlecht ſo nöthig, wie dem Strom ſeine Wogen, damit er nicht ein ſtehender Sumpf werde. Immer verjüngt in ſeinen Geſtalten, blüht der Genius der Humanität auf, und ziehet palingenetiſch in Völkern, Generationen und Geſchlechtern weiter.

* * *

Schon Baco hat eine Erfindungskunſt gewünſcht: da die Theorie derſelben aber ſchwer und doch vielleicht unnütz ſeyn würde, ſo wäre vielmehr eine Geſchichte der Erfindungen das lehrreiche Werk, das die Götter und Genien des Menſchengeſchlechts ihren Nachkommen zum ewigen Muſter machte. Allenthalben würde man ſehen, wie Schickſal und Zufall dieſem Erfinder ein neues Merkmal ins Auge, jenem eine neue Bezeichnung als Werkzeug in die Seele gebracht und meiſtens durch eine kleine Zuſammenrückung zweier lange bekannter Gedanken eine

Kunſt befördert habe, die nachher auf Jahrtauſende wirkte. Oft war dieſe erfunden und ward vergeſſen: ihre Theorie lag da und ſie ward nicht gebraucht; bis ein glücklicher Andre das liegende Gold in Umlauf brachte oder mit einem kleinen Hebel aus einem neuen Standpunkt Welten bewegte. Vielleicht iſt keine Geſchichte, die ſo augenſcheinlich die Regierung eines höhern Schickſals in menſchlichen Dingen zeigt, als die Geſchichte deſſen, worauf unſer Geiſt am ſtolzeſten zu ſeyn pflegt, der Erfindung und Verbeſſerung der Künſte. Immer war das Merkmal und die Materie ſeiner Bezeichnung längſt dageweſen: aber jetzt ward es bemerkt, jetzt ward es bezeichnet. Die Geneſis der Kunſt, wie des Menſchen, war ein Augenblick des Vergnügens, eine Vermählung zwiſchen Idee und Zeichen, zwiſchen Geiſt und Körper.

* * *

Wie ſelten die Erfinder im menſchlichen Geſchlecht geweſen, wie träge und läſſig man an dem hängt, was man hat, ohne ſich um das zu bekümmern, was uns fehlet; in hundert Proben zeigt uns dieß der

Anblick der Welt und die Geſchichte der Völker: ja die Geſchichte der Cultur wird es uns ſelbſt genugſam weiſen.

Mit Wiſſenſchaften und Künſten ziehet ſich alſo eine neue Tradition durchs Menſchengeſchlecht, an deren Kette nur wenigen Glücklichen etwas Neues anzureihen vergönnt war; die andern hangen an ihr wie treufleißige Sklaven und ziehen mechaniſch die Kette weiter. Wie dieſer Zucker und Mohrentrank durch manche bearbeitende Hand ging, ehe er zu mir gelangte, und ich kein andres Verdienſt habe, als ihn zu trinken: ſo iſt unſre Vernunft und Lebensweiſe, unſre Gelehrſamkeit und Kunſterziehung, unſre Kriegs- und Staatsweisheit ein Zuſammenfluß fremder Erfindungen und Gedanken, die ohne unſer Verdienſt aus aller Welt zu uns kamen und in denen wir uns von Jugend auf baden oder erſäufen.

* * *

Boten des Schickſals alſo, ihr Genien und Erfinder, auf welcher nutzbargefährlichen Höhe übtet ihr euren göttlichen Beruf! Ihr erfandet, aber nicht für euch; auch lag es in eurer Macht nicht, zu

bestimmen, wie Welt und Nachwelt eure Erfindungen anwenden, was sie an solche reihen, was sie nach Analogie derselben Gegenseitiges oder Neues erfinden würde? Jahrhunderte lang lag oft die Perle begraben und Hähne scharreten darüber hin, bis sie vielleicht ein Unwürdiger fand und in die Krone des Monarchen pflanzte, wo sie nicht immer mit wohlthätigem Glanz glänzet. Ihr indessen thatet euer Werk und gabt der Nachwelt Schätze hin, die entweder euer unruhiger Geist aufgrub, oder die euch das waltende Schicksal in die Hand spielte. Dem waltenden Schicksal also überließet ihr auch die Wirkungen und den Nutzen eures Fundes; und dieses that, was es zu thun für gut fand. In periodischen Revolutionen bildete es entweder Gedanken aus oder ließ sie untergehen und wußte immer das Gift mit dem Gegengift, den Nutzen mit dem Schaden zu mischen und zu mildern. Der Erfinder des Pulvers dachte nicht daran, welche Verwüstungen sowohl des politischen als des physischen Reichs menschlicher Kräfte der Funke seines schwarzen Staubes mit sich führte; noch weniger konnte er sehen, was auch wir jetzt kaum zu muthmaßen wagen, wie in dieser Pul-

vertonne, dem fürchterlichen Thron mancher Despoten, abermals zu einer andern Verfassung der Nachwelt ein wohlthätiger Same keime. Denn reinigt das Ungewitter nicht die Luft? und muß, wenn die Riesen der Erde vertilgt sind, nicht Herkules selbst seine Hand an wohlthätigere Werke legen? Der Mann, der die Richtung der Magnetnadel zuerst bemerkte, sah weder das Glück noch das Elend voraus, das dieses Zaubergeschenk, unterstützt von tausend andern Künsten, auf alle Welttheile bringen würde, bis auch hier vielleicht eine neue Katastrophe alte Uebel ersetzt oder neue Uebel erzeuget. So mit dem Glase, dem Golde, dem Eisen, der Kleidung, der Schreib- und Buchdruckerkunst, der Sternseherei und allen Wissenschaften der künstlichen Regierung. Der wunderbare Zusammenhang, der bei der Entwicklung und periodischen Fortleitung dieser Erfindungen zu herrschen scheint, die sonderbare Art, wie Eine die Wirkung der andern einschränkt und mildert; das alles gehört zur obern Haushaltung Gottes mit unserm Geschlecht, der wahren Philosophie, seiner Geschichte.

* * *

Als einſt die Schöpfung unſrer Erde und unſres Himmels begann, erzählt die Sage, war die Erde zuerſt ein wüſter, unförmlicher Körper, auf dem ein dunkles Meer fluthete, und eine lebendige brütende Kraft bewegte ſich auf dieſen Waſſern. — Sollte nach allen neuern Erfahrungen der älteſte Zuſtand der Erde angegeben werden, wie ihn ohne den Flug unbeweisbarer Hypotheſen der forſchende Verſtand zu geben vermag: ſo finden wir genau dieſe alte Beſchreibung wieder. Ein ungeheurer Granitfels, größtentheils mit Waſſer bedeckt und über ihm lebenſchwangre Naturkräfte; das iſt's, was wir wiſſen; mehr wiſſen wir nicht.

* * *

Die Schöpfung der Dinge fängt mit dem Licht an: hiedurch trennet ſich die alte Nacht, hiedurch ſcheiden ſich die Elemente; und was kennen wir, nach ältern und neuern Erfahrungen, für ein andres ſowohl ſcheidendes als belebendes Principium der Natur, als das Licht oder, wenn man will, das Elementarfeuer? Ueberall iſt's in die

Natur verbreitet; nur nach Verwandtſchaft der Körper ungleich vertheilt. In beſtändiger Bewegung und Thätigkeit, durch ſich ſelbſt flüſſig und geſchäftig, iſt's die Urſache aller Flüſſigkeit, Wärme und Bewegung.

* * *

Die Erde vegetirte, ſobald ſie zu vegetiren vermochte, obgleich ganze Reiche der Vegetation durch neue Abſätze der Luft und des Waſſers untergehen mußten. Das Meer wimmelte von Lebendigen, ſobald es dazu geläutert genug war, obgleich durch Ueberſchwemmungen des Meeres Millionen dieſer Lebendigen ihr Grab finden und damit andern Organiſationen zum Stoff dienen mußten. Auch konnte in jeder Periode dieſer auswirkenden Läuterungen noch nicht jedes Lebendige jedes Elementes leben; die Gattungen der Geſchöpfe folgten einander, wie ſie ihrer Natur und ihrem Medium nach wirklich werden konnten. Und ſiehe da, alles dieß faßt unſer Naturweiſe in eine Stimme des Weltſchöpfers zuſammen, die, wie ſie das Licht hervorrief und damit der Luft ſich zu läutern, dem Meer zu ſinken, der

Erde allmälig hervorzugehen befahl, d. i. lauter wirksame Kräfte des Naturkreises in Bewegung ſetzte, ſo auch der Erde, den Waſſern, dem Staube befiehlt, daß jedes derſelben organiſche Weſen nach ſeiner Art hervorbringe und ſich die Schöpfung alſo durch eigne, dieſen Elementen eingepflanzte organiſche Kräfte ſelbſt belebe. So ſpricht dieſer Weiſe und ſcheuet den Anblick der Natur nicht, den wir jetzt noch allenthalben gewahr werden, wo organiſche Kräfte ſich ihrem Element gemäß zum Leben ausarbeiten. Nur ſtellet er, da doch abgetheilt werden mußte, die Reiche der Natur geſondert gegen einander, wie der Naturkündiger ſie ſondert, ob er wohl weiß, daß ſie nicht abgezäunt von einander wirken. Die Vegetation geht voraus; und da die neuere Phyſik bewieſen hat, wie ſehr die Pflanzen inſonderheit durch das Licht leben, ſo war bei wenig abgewittertem Felſen, bei wenig hinzugeſpültem Schlamm unter der mächtigen Wärme der brütenden Schöpfung ſchon Vegetation möglich. Der fruchtbare Schooß des Meers folgte mit ſeinen Geburten und beförderte andre Vegetationen. Die von jenen Untergegangenen und von Licht, Luft

und Waſſer beſchwängerte Erde eilte nach und fuhr fort, gewiß nicht alle Gattungen auf einmal zu gebären: denn ſo wenig das fleiſchfreſſende Thier ohne animaliſche Speiſe leben konnte, ſo gewiß ſetzte ſeine Entſtehung auch den Untergang animaliſcher Geſchlechter voraus, wie abermals die Naturgeſchichte der Erde bezeuget. Seegeſchöpfe oder grasfreſſende Thiere ſind's, die man als Niederlagen der erſten Aeonen in den tiefern Schichten der Erde findet; fleiſchfreſſende Thiere nicht oder ſelten. So wuchs die Schöpfung in immer feinern Organiſationen ſtufenweiſe hinan, bis endlich der Menſch da ſteht, das feinſte Kunſtgebilde der Elohim, der Schöpfung vollendende Krone.

Doch ehe wir vor dieſe Krone treten, laſſet uns noch einige Meiſterzüge betrachten, die der alte Naturweiſe in ſein Gemälde webte. Zuerſt. Die Sonne und die Geſtirne bringet er nicht als Wirkerinnen in ſein ausarbeitendes Rad der Schöpfung. Er macht ſie zum Mittelpunkt ſeines Symbols: denn allerdings erhalten ſie unſre Erde und alle organiſche Geburten derſelben im Lauf, und ſind alſo, wie er ſagt, Könige der Zeiten; organiſche Kräfte

ſelbſt aber geben ſie nicht und leuchten ſolche nicht herunieder. Noch jetzt ſcheint die Sonne, wie ſie im Anfange der Schöpfung ſchien; ſie erweckt und organiſirt aber keine neuen Geſchlechter: denn auch aus der Fäulniß würde die Wärme nicht das kleinſte Lebendige entwickeln, wenn die Kraft ſeiner Schöpfung nicht ſchon zum nächſten Uebergange daſelbſt bereit läge. Sonne und Geſtirne treten alſo in dieſem Naturgemälde auf, ſobald ſie auftreten können, da nämlich die Luft geläutert und die Erde aufgebauet da ſteht; aber nur als Zeugen der Schöpfung, als beherrſchende Regenten eines durch ſich ſelbſt organiſchen Kreiſes.

Zweitens. Vom Anfange der Erde iſt der Mond da: für mich ein ſchönes Zeugniß dieſes alten Naturbildes. Die Meinung derer, die ihn für einen ſpätern Nachbar der Erde halten und ſeiner Ankunft alle Unordnungen auf und in derſelben zuſchreiben, hat für mich keine Ueberredung. Sie iſt ohne allen phyſiſchen Erweis, indem jede ſcheinbare Unordnung unſres Planeten nicht nur ohne dieſe Hypotheſe erklärt werden kann, ſondern auch durch dieſe beſſere Erklärung Unordnung zu ſeyn aufhöret. Offenbar

nämlich konnte unſre Erde mit den Elementen, die in der Hülle ihres Werdens lagen, nicht anders als durch Revolutionen, ja auch durch dieſe kaum anders als in der Nachbarſchaft des Mondes gebildet werden. Er iſt der Erde zugewogen, wie ſie ſich ſelbſt und der Sonne zugewogen iſt: ſowohl die Bewegung des Meeres, als die Vegetation, iſt, nachdem wir wenigſtens das Uhrwerk unſrer Himmels- und Erdkräfte kennen, an ſeinen Kreislauf gebunden.

Drittens. Fein und wahr ſtellt dieſer Naturweiſe die Geſchöpfe der Luft und des Waſſers in eine Claſſe, und die vergleichende Anatomie hat eine wundernswürdige Aehnlichkeit im innern Bau, inſonderheit ihres Gehirns bemerkt, als dem wahren Stufenzeiger der Organiſation eines Geſchöpfes. Die Verſchiedenheit der Ausbildung nämlich iſt überall nach dem Medium eingerichtet, für welches die Geſchöpfe gemacht ſind; bei dieſen zwo Claſſen alſo der Luft- und Waſſergeſchöpfe muß im innern Bau dieſelbe Analogie ſichtbar werden, die ſich zwiſchen Luft und Waſſer findet. Ueberhaupt beſtätigt dieß ganze lebendige Räd der Schöpfungsgeſchichte, daß, da jedes Element hervorbrachte, was es hervor-

bringen konnte, und alle Elemente zum Ganzen Eines Werks gehören, eigentlich auch nur Eine organische Bildung auf unserm Planeten habe sichtbar werden können, die vom Niedrigsten der Lebendigen anfängt und sich beim letzten edelsten Kunstwerk der Elohim vollendet.

Mit Freude und Verwunderung trete ich also vor die reiche Beschreibung der Menschenschöpfung: denn sie ist der Inhalt meines Buchs und glücklicher Weise auch dessen Siegel. Die Elohim rathschlagen mit einander, und drücken dieser Rathschlagung Bild in den werdenden Menschen: Verstand und Ueberlegung also ist sein auszeichnender Charakter. Sie bilden ihn zu ihrem Gleichniß, und alle Morgenländer setzen dieß vorzüglich in die aufgerichtete Gestalt des Körpers. Ihm ward der Charakter eingeprägt, zu herrschen über die Erde: seiner Gattung also ward der organische Vorzug gegeben, sie allenthalben erfüllen zu können und als das fruchtbarste Geschöpf unter den edlern Thieren in allen Klimaten als Stellvertreter der Elohim, als sichtbare Vorsehung, als wirkender Gott

zu leben. Siehe da die älteſte Philoſophie der Menſchengeſchichte.

Sina.

Mehrere Reiſende ſind darüber einig, daß außer Europa und dem alten Aegypten wohl kein Land ſo viel an Wege und Ströme, an Brücken und Canäle, ſelbſt an künſtliche Berge und Felſen gewandt habe, als Sina; die, nebſt der großen Mauer, alle doch vom geduldigen Fleiß menſchlicher Hände zeugen. Von Canton bis nahe bei Peking kommt man zu Schiff, und ſo iſt das ganze mit Bergen und Wüſten durchſchnittene Reich durch Landſtraßen, Canäle und Ströme mühſam verbunden: Dörfer und Städte ſchwimmen auf Flüſſen und der innere Handel zwiſchen den Provinzen iſt reg' und lebendig. Der Ackerbau iſt die Grundſäule ihrer Verfaſſung: man ſpricht von blühenden Getreide- und Reißfeldern, von künſtlich-gewäſſerten Wüſten, von urbargemachten wilden Gebirgen: an Gewächſen und Kräutern wird gepflegt und genutzt was genutzt werden kann: ſo auch Metalle und Mineralien, außer dem Golde, das ſie nicht graben. Thierreich iſt das Land, fiſch-

reich die Seen und Ströme: der einzige Seidenwurm ernährt viele Tausende fleißiger Menschen. Arbeiten und Gewerbe sind für alle Classen des Volks und für alle Menschenalter, selbst für Abgelebte, Blinde und Taube. Sanftmuth und Biegsamkeit, gefällige Höflichkeit und anständige Geberden sind das Alphabet, das der Sinese von Kindheit auf lernt und durch sein Leben hin unablässig übet. Ihre Polizei und Gesetzgebung ist Regelmäßigkeit und genau bestimmte Ordnung. Das ganze Staatsgebäude in allen Verhältnissen und Pflichten der Stände gegen einander ist auf die Ehrerbietung gebauet, die der Sohn dem Vater und alle Unterthanen dem Vater des Landes schuldig sind, der sie durch jede ihrer Obrigkeiten wie Kinder schützt und regieret; könnte es einen schönern Grundsatz der Menschenregierung geben? Kein erblicher Adel; nur Adel des Verstandes soll gelten in allen Ständen; geprüfte Männer sollen zu Ehrenstellen kommen und diese Ehrenstellen allein geben Würde. Zu keiner Religion wird der Unterthan gezwungen und keine, die nicht den Staat angreift, wird verfolget: Anhänger der Lehre des Confucius, des

Laotsee und Fo, selbst Juden und Jesuiten, sobald sie der Staat aufnimmt, wohnen friedlich neben einander. Ihre Gesetzgebung ist auf Sittenlehre, ihre Sittenlehre auf die heiligen Bücher der Vorfahren unabänderlich gebauet: der Kaiser, ihr oberster Priester, der Sohn des Himmels, der Bewahrer der alten Gebräuche, die Seele des Staatskörpers durch alle seine Glieder; könnte man sich, wenn jeder dieser Umstände bewährt und jeder Grundsatz in lebendiger Ausübung wäre, eine vollkommenere Staatsverfassung denken? Das ganze Reich wäre ein Haus tugendhafter, wohlerzogner, fleißiger, sittsamer, glücklicher Kinder und Brüder.

* * *

Alle Nachrichten sind darüber einig, daß sich die mongolischen Völkerschaften auf der nordöstlichen Höhe Asiens durch eine Feinheit des Gehörs auszeichnen, die sich bei ihnen eben sowohl erklären läßt, als man sie bei andern Nationen vergebens suchen würde; die Sprache der Sinesen ist von dieser Feinheit des Gehörs Zeuge. Nur ein mongolisches Ohr konnte darauf kommen, aus dreihundert dreißig Sylben eine Sprache zu formen, die sich bei jedem Wort

durch fünf und mehrere Accente unterscheiden muß, um nicht ſtatt Herr eine Beſtie zu nennen und jeden Augenblick die lächerlichſten Verwirrungen zu ſagen: daher ein europäiſches Ohr und europäiſche Sprach-Organe ſich äußerſt ſchwer oder niemals an dieſe hervorgezwungene Sylbenmuſik gewöhnen. Welch ein Mangel von Erfindungskraft im Großen und welche unſelige Feinheit in Kleinigkeiten gehörte dazu, dieſer Sprache aus einigen rohen Hieroglyphen die unendliche Menge von achtzigtauſend zuſammengeſetzten Charakteren zu erfinden, in welcher ſich nach ſechs und mehr Schriftarten die ſineſiſche Nation unter allen Völkern der Erde auszeichnet. Eine mongoliſche Organiſation gehörte dazu, um ſich in der Einbildungskraft an Drachen und Ungeheuer, in der Zeichnung an jene ſorgſame Kleinfügigkeit unregelmäßiger Geſtalten, in den Vergnügungen des Auges an das unförmliche Gemiſch ihrer Gärten, in ihren Gebäuden an wüſte Größe oder pünktliche Kleinheit, in ihren Aufzügen, Kleidungen und Luſtbarkeiten an jene eitle Pracht, an jene Laternenfeſte und Feuerwerke, an lange Nägel und zerquetſchte Füße, an einen barbariſchen Troß von Begleitern,

Ver-

Verbeugungen, Cerimonien, Unterſchieden und Höf-lichkeiten zu gewöhnen. Es herrſcht in alle dieſem ſo wenig Geſchmack an wahrem Naturverhältniß, ſo wenig Gefühl von innrer Ruhe, Schönheit und Würde, daß immer nur eine verwahrloſete Empfin-dung auf dieſen Gang der politiſchen Cultur kommen und ſich von demſelben ſo durchaus modeln laſſen konnte. Wie die Sineſen das Goldpapier und den Firniß, die ſaubergemalten Züge ihrer krauſen Cha-raktere und das Geklingel ſchöner Sentenzen unmä-ßig lieben: ſo iſt auch die Bildung ihres Geiſtes dieſem Goldpapier und dieſem Firniß, den Charakte-ren und dem Schellenklange ihrer Sylben durchaus ähnlich. Die Gabe der freien, großen Erfindung in den Wiſſenſchaften ſcheint ihnen, wie mehreren Na-tionen dieſer Erd-Ecke, die Natur verſagt zu haben; dagegen ſie ihren kleinen Augen jenen gewandten Geiſt, jene liſtige Betriebſamkeit und Feinheit, jenes Kunſttalent der Nachahmung in allem, was ihre Habſucht nützlich findet, mit reicher Hand zutheilte. In ew'gem Gange, in ewiger Beſchäftigung gehen und kommen ſie des Gewinnes und Dienſtes wegen, ſo daß man ſie auch in ihrer höch-ſtpolitiſchen Form

immer noch für ziehende Mongolen halten könnte: denn bei allen ihren unzähligen Eintheilungen haben ſie die Eintheilung noch nicht gelernt, Bewerbſamkeit mit Ruhe alſo zu gatten, daß jede Arbeit einen Jeden auf ſeiner Stelle finde. Ihre Arzneikunſt, wie ihr Handel, iſt ein feines, betrügeriſches Pulsfühlen, welches ihren ganzen Charakter in ſeiner ſinnlichen Feinheit und erfindungsloſen Unwiſſenheit malet. Das Gepräge des Volks iſt eine merkwürdige Eigenheit in der Geſchichte, weil es zeigt, was durch hochgetriebne politiſche Cultur aus einem Mongolenvolk, unvermiſcht mit andern Nationen, werden oder nicht werden konnte: denn daß die Sineſen in ihrer Erd-Ecke ſich, wie die Juden, von der Vermiſchung mit andern Völkern frei erhalten haben, zeiget ſchon ihr eitler Stolz, wenn es ſonſt nichts zeigte. Einzelne Kenntniſſe mögen ſie erlangt haben, woher ſie wollten; das ganze Gebäude ihrer Sprache und Verfaſſung, ihrer Einrichtung und Denkart iſt ihnen eigen. Wie ſie das Einimpfen der Bäume nicht lieben, ſo ſtehen auch ſie, trotz mancher Bekanntſchaft mit andern Völkern, noch jetzt uneingeimpft da, ein mongoliſcher Stamm, in einer Erd-Ecke der Welt, zur ſineſiſchen Sklavencultur verartet.

Alle Kunſtbildung der Menſchen geſchieht durch Erziehung; die Art der ſineſiſchen Erziehung trug nebſt ihrem Nationalcharakter mit dazu bei, warum ſie das was ſie ſind und nicht mehr wurden. Da nach mongoliſcher Nomadenart kindlicher Gehorſam zum Grunde aller Tugenden, nicht nur in der Familie, ſondern jetzt auch im Staat gemacht werden ſollte: ſo mußte freilich daher mit der Zeit jene ſcheinbare Sittſamkeit, jenes höfliche Zuvorkommen erwachſen, das man als einen Charakterzug der Sineſen auch mit feindlicher Zunge rühmet; allein was gab dieſer gute Nomaden-Grundſatz in einem groſſen Staat für Folgen? Als in ihm der kindliche Gehorſam keine Gränzen fand, indem man dem erwachſenen Mann, der ſelbſt Kinder und männliche Geſchäfte hat, dieſelbe Pflicht auflegte, die nur dem unerzognen Kinde gebührte; ja als man dieſe Pflicht auch gegen jede Obrigkeit feſtſetzte, die doch nur im bildlichen Verſtande durch Zwang und Noth, nicht aber aus ſüßem Naturtriebe den Namen des Vaters führet; was konnte, was mußte daher anders entſtehen, als daß, indem man trotz der Natur ein neues menſchliches Herz ſchaffen wollte, man das

wahre Herz der Menſchen zur Falſchheit gewöhnte? Wenn der erwachſene Mann noch kindiſchen Gehorſam bezeugen ſoll: ſo muß er die ſelbſtwirkſame Kraft aufgeben, die die Natur in ſeinen Jahren ihm zur Pflicht machte; leere Cerimonien treten an die Stelle der herzlichen Wahrheit, und der Sohn, der gegen ſeine Mutter, ſo lange der Vater lebte, in kindlicher Ergebenheit hinſchwamm, vernachläſſigt ſie nach ſeinem Tode, ſobald nur das Geſetz ſie eine Concubine heißet. Gleichergeſtalt iſt's mit den kindlichen Pflichten gegen die Mandarinen; ſie ſind kein Werk der Natur, ſondern des Befehls; Gebräuche ſind ſie, und wenn ſie gegen die Natur ſtreben, ſo werden ſie entkräftende, falſche Gebräuche. Daher der Zwieſpalt der ſineſiſchen Reichs- und Sittenlehre mit ihrer wirklichen Geſchichte. Wie oft haben die Kinder des Reichs ihren Vater vom Throne geſtoßen! wie oft die Väter gegen ihre Kinder gewüthet! Geizige Mandarine laſſen Tauſende verhungern und werden, wenn ihr Verbrechen vor den höheren Vater kommt, mit elenden Stockſchlägen, wie Knaben unwirkſam gezüchtigt. Daher der Mangel an männlicher Kraft und Ehre, den man ſelbſt in den Gemäl-

den ihrer Helden und Großen wahrnimmt; die Ehre iſt kindliche Pflicht geworden, die Kraft iſt in modiſche Achtſamkeit gegen den Staat verartet, kein edles Roß iſt im Dienſt, ſondern ein gezähmter Mauleſel, der in Gebräuchen von Morgen bis zum Abende gar oft die Rolle des Fuchſes ſpielet.

Nothwendig mußte dieſe kindiſche Gefangenſchaft der menſchlichen Vernunft, Kraft und Empfindung auf das ganze Gebäude des Staats einen ſchwächenden Einfluß haben. Wenn einmal die Erziehung nichts als Manier iſt, wenn Manieren und Gebräuche alle Verhältniſſe des Lebens nicht nur binden, ſondern auch überwältigen; welche Summen von Wirkſamkeit verliert der Staat! zumal die edelſte Wirkſamkeit des menſchlichen Herzens und Geiſtes. Wer erſtaunt nicht, wenn er in der ſineſiſchen Geſchichte auf den Gang und die Behandlung ihrer Geſchäfte merkt, mit wie Vielem ein Nichts gethan werde! Hier thut ein Collegium, was nur Einer thun muß, damit es recht gethan ſey: hier wird gefragt, wo die Antwort daliegt: man kommt und gehet, man ſchiebet auf und weichet aus, nur um das Cerimoniel des kindlichen Staats-Reſpects nicht zu verfehlen.

Der kriegeriſche ſowohl als der denkende Geiſt ſind fern von einer Nation, die auf warmen Oefen ſchläft, und von Morgen bis zum Abende warm Waſſer trinket. Nur der Regelmäßigkeit im gebahnten Wege, dem Scharfſinn in Beobachtung des Eigennutzes und tauſend ſchlauer Künſte, der kindiſchen Vielthätigkeit ohne den Ueberblick des Mannes, der ſich fragt: ob dieß auch nöthig zu thun ſey? und ob es nicht beſſer gethan werden möge? nur dieſen Tugenden iſt in Sina der königliche Weg eröffnet. Der Kaiſer ſelbſt iſt in dieß Joch geſpannt, er muß mit gutem Beiſpiel vorgehen und wie der Flügelmann jede Bewegung übertreiben. Er opfert im Saal ſeiner Vorfahren nicht nur an Feſttagen, ſondern ſoll bei jedem Geſchäft, in jedem Augenblick ſeines Lebens den Vorfahren opfern, und wird mit jedem Lobe und jedem Tadel vielleicht gleich ungerecht beſtrafet *).

*) Selbſt der geprieſene Kaiſer Kien-long ward in den Provinzen für den ärgſten Tyrannen gehalten; welches in einem ſo ungeheuren Reich nach ſolcher Verfaſſung jedesmal der Fall ſeyn muß, der Kaiſer möge, wie er wolle, denken.

Kann man ſich wundern, daß eine Nation dieſer Art nach europäiſchem Maßſtabe in Wiſſenſchaften wenig erfunden? ja daß ſie Jahrtauſende hindurch ſich auf derſelben Stelle erhalten habe? Selbſt ihre Moral- und Geſetzbücher gehen immer im Kreiſe umher und ſagen auf hundert Weiſen, genau und ſorgfältig, mit regelmäßiger Heuchelei von kindlichen Pflichten immer daſſelbe. Aſtronomie und Muſik, Poeſie und Kriegskunſt, Malerei und Architektur ſind bei ihnen, wie ſie vor Jahrhunderten waren, Kinder ihrer ewigen Geſetze und unabänderlich-kindiſchen Einrichtung. Das Reich iſt eine balſamirte Mumie, mit Hieroglyphen bemalt und mit Seide umwunden; ihr innerer Kreislauf iſt wie das Leben der ſchlafenden Winterthiere. Daher die Abſonderung, Behorchung und Verhinderung jedes Fremden: daher der Stolz der Nation, die ſich nur mit ſich ſelbſt vergleicht und das Auswärtige weder kennet, noch liebet. Es iſt ein Winkelvolk auf der Erde, vom Schickſal außer den Zuſammendrang der Nationen geſetzt, und eben dazu mit Bergen, Wüſten und einem beinahe buchtloſen Meer verſchanzet. Außer dieſer Lage würde es ſchwerlich geblieben ſeyn, was

es iſt; denn daß ſeine Verfaſſung gegen die Mandſchuh Stand gehalten hat, beweiſet nichts, als daß ſie in ſich ſelbſt gegründet war und daß die roheren Ueberwinder zu ihrer Herrſchaft einen ſolchen Lehnſtuhl kindlicher Sklaverei ſehr bequem fanden. Sie durften nichts an ihm ändern, ſie ſetzten ſich darauf und herrſchten. Dagegen die Nation in jedem Gelenk ihrer ſelbſt-erbaueten Staats Maſchine ſo ſklaviſch dienet, als ob es eben zu dieſer Sklaverei erfunden wäre.

Alle Nachrichten von der Sprache der Sineſen ſind darüber einig, daß ſie zur Geſtalt dieſes Volks in ſeiner künſtlichen Denkart unſäglich viel beigetragen habe: denn iſt nicht jede Landesſprache das Gefäß, in welchem ſich die Ideen des Volks formen, erhalten und mittheilen? zumal wenn eine Nation, ſo ſtark als dieſe, an ihrer Sprache hängt und von ihr alle Cultur herleitet. Die Sprache der Sineſen iſt ein Wörterbuch der Moral, d. i. der Höflichkeit und guten Manieren; nicht nur Provinzen und Städte, ſondern ſelbſt Stände und Bücher unterſcheiden ſich in ihr, ſo daß der größte Theil ihres gelehrten Fleißes bloß auf ein Werkzeug verwandt

wird, ohne daß noch mit dem Werkzeuge irgend etwas ausgerichtet werde. An regelmäßigen Kleinigkeiten hängt in ihr alles; ſie ſagt mit wenigen Lauten viel, um mit vielen Zügen Einen Laut und mit vielen Büchern ein und daſſelbe herzumalen. Welch ein unſeliger Fleiß gehört zum Pinſeln und Druck ihrer Schriften! Eben dieſer Fleiß aber iſt ihre Luſt und Kunſt, da ſie ſich an ſchönen Schriftzügen mehr als an der zaubervollſten Malerei ergötzen und das einförmige Geklingel ihrer Sittenſprüche und Complimente als eine Summe der Artigkeit und Weisheit lieben.

* * *

Immer bleibt dieſer Nation der Ruhm ihres Fleißes, ihres ſinnlichen Scharfſinns, ihrer feinen Künſtlichkeit in tauſend nützlichen Dingen. Das Porcellan und die Seide, Pulver und Blei, vielleicht auch den Compaß, die Buchdruckerkunſt, den Brükkenbau und die Schiffskunſt, nebſt vielen andern feinen Handthierungen und Künſten kannten ſie, ehe Europa ſolche kannte: nur daß es ihnen faſt in allen Künſten am geiſtigen Fortgange und am Triebe zur

Verbeſſerung fehlet. Daß übrigens Sina ſich unſern europäiſchen Nationen verſchließt- und ſowohl Holländer als Ruſſen und Jeſuiten äußerſt einſchränket, iſt nicht nur mit ihrer ganzen Denkart harmoniſch, ſondern gewiß auch politiſch zu billigen, ſo lange ſie das Betragen der Europäer in Oſtindien und auf den Inſeln, in Nord-Aſien und in ihrem eignen Lande um und neben ſich ſehen. Taumelnd von tatariſchem Stolz verachten ſie den Kaufmann, der ſein Land verläßt, und wechſeln betrügliche Waare gegen das, was ihnen das Sicherſte dünket: ſie nehmen ſein Silber und geben ihm dafür Millionen Pfunde entkräftenden Thee's zum Verderben Europa's.

Tibet.

Wunderbar-langſam iſt der Weg der Vorſehung unter den Nationen und dennoch iſt er lautre Naturordnung. Gymnoſophiſten und Talapoinen, d. i. einſame Beſchauer, gab es von den älteſten Zeiten her im Morgenlande; ihr Klima und ihre Natur lud ſie zu dieſer Lebensart ein. Die Ruhe ſuchend flohen ſie das Geräuſch der Menſchen und lebten mit dem

Wenigen vergnügt, was ihnen die reiche Natur gewährte. Der Morgenländer iſt ernſt und mäßig, ſo wie in Speiſe und Trank, ſo auch in Worten: gern überläßt er ſich dem Fluge der Einbildungskraft, und wohin konnte ihn dieſe, als auf Beſchauung der allgemeinen Natur, mithin auf Weltentſtehung, auf den Untergang und die Erneuung der Dinge führen? Die Cosmogonie ſowohl als die Metempſychoſe der Morgenländer ſind poetiſche Vorſtellungsarten deſſen was iſt und wird, wie ſolches ſich ein eingeſchränkter menſchlicher Verſtand und ein mitfühlendes Herz denket. „Ich lebe und genieße kurze Zeit meines Lebens; warum ſollte was neben mir iſt, nicht auch ſeines Daſeyns genießen und von mir ungekränkt leben?“ Daher nun die Sittenlehre der Talapoinen, die inſonderheit auf die Nichtigkeit aller Dinge, auf das ewige Umwandeln der Formen der Welt, auf die innere Qual der unerſättlichen Begierden eines Menſchenherzens und auf das Vergnügen einer reinen Seele ſo rührend und aufopfernd dringet, daher auch die ſanften humanen Gebote, die ſie zu Verſchonung ihrer ſelbſt und andrer Weſen der menſchlichen Geſellſchaft gaben, und in ihren Hymnen und

Sprüchen preiſen. Aus Griechenland haben ſie ſolche ſo wenig, als ihre Kosmogonie geſchöpft: denn beide ſind ächte Kinder der Phantaſie und Empfindungsart ihres Klima. In ihnen iſt alles bis zum höchſten Ziel geſpannt, ſo daß nach der Sittenlehre der Talapoinen auch nur indiſche Einſiedler leben mögen; dazu iſt alles mit ſo unendlichen Mährchen umhüllt, daß, wenn je ein Schaka gelebt hat, er ſich ſchwerlich in Einem der Züge erkennen würde, die man dankend und lobend auf ihn häufte. Indeſſen lernt nicht ein Kind ſeine erſte Weisheit und Sittenlehre durch Mährchen? und ſind nicht die meiſten dieſer Nationen in ihrem ſanften Seelenſchlaf lebenslang Kinder? Laſſet uns alſo der Vorſehung verzeihen, was nach der Ordnung, die ſie fürs Menſchengeſchlecht wählte, nicht anders als alſo ſeyn konnte. Sie knüpfte alles an Tradition, und ſo konnten Menſchen einander nicht mehr geben, als ſie ſelbſt hatten und wußten. Jedes Ding in der Natur, mithin auch die Philoſophie des Budda, iſt gut und böſe, nachdem ſie gebraucht wird. Sie hat ſo hohe und ſchöne Gedanken, als ſie auf der andern Seite Betrug und Trägheit erwecken und nähren kann, wie

ſie es auch reichlich gethan hat. In keinem Lande blieb ſie ganz dieſelbe; allenthalben aber wo ſie iſt, ſtehet ſie immer doch Eine Stufe über dem rohen Heidenthum, die erſte Dämmerung einer reinern Sittenlehre, der erſte Kindestraum einer weltumfaſſenden Wahrheit.

Indoſtan.

Die indiſche Geſchichte, von der wir leider noch wenig wiſſen, giebt uns einen deutlichen Wink über die Entſtehung der Bramanen. *) Sie macht Brahma, einen weiſen und gelehrten Mann, den Erfinder vieler Künſte, inſonderheit des Schreibens, zum Vezier eines ihrer alten Könige, Kriſchens, deſſen Sohn die Eintheilung ſeines Volks in die vier bekannten Stämme geſetzlich gemacht habe. Den Sohn des Brahma ſetzte er der erſten Claſſe vor, zu der die Sterndeuter, Aerzte und Prieſter gehörten; Andre vom Adel wurden zu erblichen Statthaltern der Provinz ernannt, von welchen ſich die zweite Rangordnung der Indier herleitet. Die dritte Claſſe ſollte

*) Dow's hist. of Hindost. Vol. I. p. 10. 11.

den Ackerbau, die vierte die Künſte treiben und dieſe Einrichtung ewig dauern. Er erbaute den Philoſophen die Stadt Bahar zu ihrer Aufnahme, und da der Sitz ſeines Reichs auch die älteſten Schulen der Bramanen vorzüglich am Ganges waren: ſo ergiebt ſich hieraus die Urſache, warum Griechen und Römer ſo wenig an ſie gedenken. Sie kannten nämlich dieſe tiefen Gegenden Indiens nicht, da Herodot nur die Völker am Indus und auf der Nordſeite des Goldhandels beſchreibt, Alexander aber nur bis zum Hyphaſis gelangte. Kein Wunder alſo, daß ſie zuerſt nur allgemein von den Brachmanen, d. i. von den einſamen Weiſen, die auf Art der Talapoinen lebten, Nachricht bekamen; ſpäterhin aber auch von den Samanäern und Germanen am Ganges, von der Eintheilung des Volks in Claſſen, von ihrer Lehre der Seelenwanderung u. ſ. dunkle Gerüchte hörten. Auch dieſe zerſtückten Sagen indeß beſtätigen es, daß die Bramanen-Einrichtung alt und dem Lande am Ganges einheimiſch ſey, welches die ſehr alten Denkmäler zu Jagrenat, *) Bombay und in andern Ge-

*) Zend-Aveſta p. d'Anquetil, Vol. I p. 81. seq. Niebuhrs Reiſebeſchreibung, Th. 2. S. 31. u. f.

genden der dießſeitigen Halbinſel beweiſen. Sowohl die Götzen, als die ganze Einrichtung dieſer Götzentempel ſind in der Denkart und Mythologie der Bramanen, die ſich von ihrem heiligen Ganges in Indien umher und weiter hinab verbreitet, auch je unwiſſender das Volk war, deſto mehr Verehrung empfangen haben. Der heilige Ganges, als ihr Geburtsort, blieb der vornehmſte Sitz ihrer Heiligthümer, ob ſie gleich als Bramanen nicht nur eine religiöſe, ſondern eigentlich politiſche Zunft ſind, die, wie der Orden der Lama's, der Leviten, der ägyptiſchen Prieſter u. ſ., allenthalben zur uralten Reichsverfaſſung Indiens gehöret.

Sonderbar: tief iſt die Einwirkung dieſes Ordens Jahrtauſende hin auf die Gemüther der Menſchen geweſen, da nicht nur, trotz des ſo lange getragenen mongoliſchen Joches, ihr Anſehen und ihre Lehre noch unerſchüttert ſtehet, ſondern dieſe auch in Lenkung der Hindu's eine Kraft äußert, die ſchwerlich eine andre Religion in dem Maße erwieſen hat. *)

*) S. hierüber Dow, Hollwell, Sonnerat, Alexander Roß, Mac-Intoſch, die Halliſchen Miſ-

Der Charakter, die Lebensart, die Sitten des Volks bis auf die kleinſten Verrichtungen, ja bis auf die Gedanken und Worte, iſt ihr Werk; und obgleich viele Stücke der Bramanen-Religion äußerſt drückend und beſchwerlich ſind, ſo bleiben ſie doch, auch den niedrigſten Stämmen, wie Naturgeſetze Gottes, heilig. Nur Miſſethäter und Verworfne ſind's meiſtens, die eine fremde Religion annehmen, oder es ſind arme, verlaſſene Kinder: auch iſt die vornehme Denkart, mit der der Indier mitten in ſeinem Druck unter einer oft tödtenden Dürftigkeit den Europäer anſieht, dem er dienet, Bürge genug dafür, daß ſich ſein Volk, ſo lange es da iſt, nie mit einem andern vermiſchen werde. Ohne Zweifel lag dieſer beiſpielloſen Einwirkung ſowohl das Klima, als der Charakter der Nation zum Grunde; denn kein Volk übertrifft dieß an geduldiger Ruhe und ſanfter Folgſamkeit der Seele. Daß der Indier aber in Lehren und Gebräuchen nicht jedem Fremden folget, kommt offenbar daher, daß

ſionsberichte, die Lettres édifiantes, und jede andre Beſchreibung der indiſchen Religion und Völker.

daß die Einrichtung der Bramanen ſo ganz ſchon ſeine Seele, ſo ganz ſein Leben eingenommen hat, um keiner andern mehr Platz zu geben. Daher ſo viele Gebräuche und Feſte, ſo viel Götter und Mährchen, ſo viel heilige Oerter und verdienſtliche Werke, damit von Kindheit auf die ganze Einbildungskraft beſchäftigt und beinah in jedem Augenblick des Lebens der Indier an das, was er iſt, erinnert werde. Alle europäiſche Einrichtungen ſind gegen dieſe Seelenbeherrſchung nur auf der Oberfläche geblieben, die, wie ich glaube, dauren kann, ſo lang' ein Indier ſeyn wird.

Die Frage, ob etwas gut oder übel ſey? iſt bei allen Einrichtungen der Menſchen vielſeitig. Ohne Zweifel war die Einrichtung der Bramanen, als ſie geſtiftet war, gut; ſonſt hätte ſie weder den Umfang, noch die Tiefe und Dauer gewonnen, in der ſie da ſteht. Das menſchliche Gemüth entledigt ſich deſſen, was ihm ſchädlich iſt, ſobald es kann, und obgleich der Indier mehr zu dulden vermag, als irgend ein Andrer, ſo würde er doch geradezu nicht Gift lieben. Unläugbar iſt's alſo, daß die Bramanen ihrem Volke eine Sanftmuth, Höflichkeit, Mäßigung und Keuſch-

heit angebildet, oder es wenigſtens in dieſen Tugenden ſo beſtärkt haben, daß die Europäer ihnen dagegen oft als Unreine, Trunkne und Raſende erſcheinen. Ungezwungen-zierlich ſind ihre Geberden und Sprache, friedlich ihr Umgang, rein ihr Körper, einfach und harmlos ihre Lebensweiſe. Die Kindheit wird milde erzogen, und doch fehlt es ihnen nicht an Kenntniſſen, noch minder an ſtillem Fleiß und feinnachahmenden Künſten; ſelbſt die niedrigern Stämme lernen leſen, ſchreiben und rechnen. Da nun die Bramanen die Erzieher der Jugend ſind, ſo haben ſie damit ſeit Jahrtauſenden ein unverkennbares Verdienſt um die Menſchheit.

* * *

Die Haupt-Idee der Bramanen von Gott iſt ſo groß und ſchön, ihre Moral ſo rein und erhaben, ja ſelbſt ihre Mährchen, ſobald Verſtand durchblickt, ſind ſo fein und lieblich, daß ich ihren Erfindern auch im Ungeheuern und Abenteuerlichen nicht ganz den Unſinn zutrauen kann, den wahrſcheinlich nur die Zeitfolge im Munde des Pöbels darauf gehäufet. Daß, trotz aller mahomedaniſchen und chriſtlichen Bedrük-

kung, der Orden der Bramanen ſeine künſtliche, ſchöne Sprache *), und mit ihr einige Trümmer von alter Aſtronomie und Zeitrechnung; von Rechtswiſſenſchaft und Heilkunde erhalten hat, iſt auf ſeiner Stelle nicht ohne Werth: **) denn auch die handwerksmäßige Manier, mit der ſie dieſe Kenntniſſe treiben, iſt genug zum Kreiſe ihres Lebens, und was der Vermehrung ihrer Wiſſenſchaft abgeht, erſetzt die Stärke ihrer Dauer und Einwirkung. Uebrigens verfolgen die Hindu's nicht: ſie gönnen Jedem ſeine Religion, Lebensart und Weisheit; warum ſollte man ihnen die ihrige nicht gönnen, und ſie bei den Irrthümern ihrer ererbten Tradition wenigſtens für gute Betrogene halten? Gegen alle Sekten des Fo, die Aſiens öſtliche Welt einnehmen, iſt dieſe die Blüthe: gelehrter, menſchlicher, nützlicher, edler, als alle Bonzen, Lamen und Talapoinen.

Dabei iſt nicht zu bergen, daß, wie alle menſch-

*) S. Halhed's Grammar of the Bengal Language, printed at Hoogly in Bengal. 1778.

**) S. le Gentil Voyage dans les mers de l'Inde T. I. Halhed's Code of Gentoo-Laws u. ſ.

liche Verfassungen, auch diese viel Drückendes habe. Des unendlichen Zwanges nicht zu gedenken, den die Vertheilung der Lebensarten unter erbliche Stämme nothwendig mit sich führt, weil sie alle freie Verbesserung und Vervollkommnung der Künste beinahe ganz ausschließt, so ist insonderheit die Verachtung auffallend, mit der sie den Niedrigsten der Stämme, die Parias, behandeln. Nicht nur zu den schlechtesten Verrichtungen ist er verdammt, und vom Umgange aller andern Stämme auf ewig gesondert; er ist sogar der Menschenrechte und Religion beraubt, denn Niemand darf einen Parias berühren, und sein Anblick sogar entweihet den Bramanen. Ob man gleich mancherlei Ursachen dieser Erniedrigung, unter andern auch diese angegeben, daß die Parias eine unterjochte Nation seyn mögen: so ist doch keine derselben durch die Geschichte genugsam bewähret; wenigstens unterscheiden sie sich von den andern Hindu's nicht an Bildung. Also kommt es, wie bei so vielen Dingen alter Einrichtung, auch hier auf die erste harte Stiftung an, nach der vielleicht sehr Arme, oder Missethäter und Verworfne zu einer Erniedrigung bestimmt wurden, der sich die unschuldigen, zahlreichen Nach-

kommen derſelben bis zur Verwunderung willig unterwerfen. Der Fehler hierbei liegt nirgend, als in der Einrichtung nach Familien, bei der doch einige auch das niedrigſte Loos des Lebens tragen mußten, deſſen Beſchwerden ihnen die angemaßte Reinigkeit der andern Stämme von Zeit zu Zeit noch mehr erſchwerte. Was war nun natürlicher, als daß man es zuletzt als Strafe des Himmels anſah, ein Parias geboren zu ſeyn, und nach der Lehre der Seelenwanderung durch Verbrechen eines vorigen Lebens dieſe Geburt vom Schickſal verdient zu haben? Ueberhaupt hat die Lehre der Seelenwanderung, ſo groß ihre Hypotheſe im Kopf des erſten Erfinders geweſen, und ſo manches Gute ſie der Menſchlichkeit gebracht haben möge, ihr nothwendig auch viel Uebel bringen müſſen, wie überhaupt jeder Wahn, der über die Menſchheit hinaus reichet. Indem ſie nämlich ein falſches Mitleiden gegen alles Lebendige weckte, verminderte ſie zugleich das wahre Mitgefühl mit dem Elende unſres Geſchlechts, deſſen Unglückliche man als Miſſethäter unter der Laſt voriger Verbrechen, oder als Geprüfte unter der Hand eines Schickſals glaubte, das ihre Tugend in einem künftigen Zuſtande belohnen werde.

Auch an den weichen Hindu's hat man daher einen Mangel an Mitgefühl bemerket, der wahrſcheinlich die Folge ihrer Organiſation, noch mehr aber ihrer tiefen Ergebenheit ans ewige Schickſal iſt; ein Glaube, der den Menſchen wie in einen Abgrund wirft, und ſeine thätigen Empfindungen abſtumpfet. Das Verbrennen der Weiber auf dem Scheiterhaufen der Ehemänner gehört mit unter die barbariſchen Folgen dieſer Lehre; denn, welche Urſachen auch die erſte Einführung deſſelben gehabt habe, da es entweder als Nacheiferung großer Seelen, oder als Strafe in den Gang der Gewohnheit gekommen ſeyn mag; ſo hat unſtreitig doch die Lehre der Bramanen von jener Welt den unnatürlichen Gebrauch veredelt, und die armen Schlachtopfer mit Beweggründen des künftigen Zuſtandes zum Tode begeiſtert. Freilich machte dieſer grauſame Gebrauch das Leben des Mannes dem Weibe theurer, indem ſie auch im Tode untrennbar von ihm ward, und ohne Schmach nicht zurückbleiben konnte; war indeſſen das Opfer des Gewinnes werth, ſobald jenes auch nur durch die ſchweigende Gewohnheit ein zwingendes Geſetz wurde? Endlich übergehe ich bei der Bramanen-Einrichtung den

mannigfaltigen Betrug und Aberglauben, der ſchon dadurch unvermeidlich ward, daß Aſtronomie und Zeitrechnung, Heilkunſt und Religion, durch mündliche Tradition fortgepflanzt, die geheime Wiſſenſchaft Eines Stammes wurden; die verderblichere Folge für's ganze Land war dieſe, daß jede Bramanen-Herrſchaft, früher oder ſpäter, ein Volk zur Unterjochung reif macht. Der Stamm der Krieger mußte bald unkriegeriſch werden, da ſeine Beſtimmung der Religion zuwider und einem edleren Stamme untergeordnet war, der alles Blutvergießen haßte. Glücklich wäre ein ſo friedfertiges Volk, wenn es, von Ueberwindern geſchieden, auf einer einſamen Inſel lebte; aber am Fuß jener Berge, auf welchen menſchliche Raubthiere, kriegeriſche Mongolen wohnen, nahe jener buſenreichen Küſte, an welcher geizig-verſchmitzte Europäer landen; arme Hindu's, in längerer oder kürzerer Zeit ſeyd ihr mit eurer friedlichen Einrichtung verloren. So ging's der indiſchen Verfaſſung; ſie unterlag in- und auswärtigen Kriegen, bis endlich die europäiſche Schifffahrt ſie unter ein Joch gebracht hat, unter dem ſie mit ihrer letzten Kraft duldet.

Harter Lauf des Schickſals der Völker! und doch

iſt er nichts als Naturordnung Im ſchönſten, fruchtbarſten Strich der Erde mußte der Menſch früh zu ſeinen Begriffen, zu weiten Einbildungen über die Natur, zu ſanften Sitten und einer regelmäßigen Einrichtung gelangen; aber in dieſem Erdſtrich müßte er ſich eben ſo bald einer mühſamen Thätigkeit entſchlagen, mithin eine Beute jedes Räubers werden, der auch dieß glückliche Land ſuchte. Von alten Zeiten her war Handel nach Oſt-Indien ein reicher Handel; das fleißige, genügſame Volk gab von den Schätzen ſeines Welttheils, zu Meer und zu Lande, andern Nationen mancherlei Koſtbarkeiten im Ueberfluß her, und blieb ſeiner Entfernung wegen in ziemlich friedlicher Ruhe; bis endlich Europäer, denen nichts entfernt iſt, kamen, und ſich ſelbſt Königreiche unter ihnen ſchenkten. Alle Nachrichten und Waaren, die ſie uns von daher zuführen, ſind kein Erſatz für die Uebel, die ſie einem Volk auflegen, das gegen ſie nichts verübte. Indeſſen iſt die Kette des Schickſals dahin einmal geknüpft; das Schickſal wird ſie auflöſen oder weiter führen.

Allgemeine Betrachtungen über die Geſchichte dieſer Staaten.

1. Geſchichte ſetzt einen Anfang voraus, Geſchichte des Staats und der Cultur einen Beginn derſelben; wie dunkel iſt dieſer bei allen Völkern, die wir bisher betrachtet haben! Wenn meine Stimme hier etwas vermöchte, ſo würde ich ſie anwenden, um jeden ſcharfſinnig-beſcheidenen Forſcher der Geſchichte zum Studium des Urſprunges der Cultur in Aſien, nach ſeinen berühmteſten Reichen und Völkern, jedoch ohne Hypotheſe, ohne den Deſpotismus einer Privatmeinung, zu ermuntern. Eine genaue Zuſammenhaltung ſowohl der Nachrichten, als Denkmale, die wir von dieſen Nationen haben, zumal ihrer Schrift und Sprache, der älteſten Kunſtwerke und Mythologie, oder der Grundſätze und Handgriffe, deren ſie ſich in ihren wenigen Wiſſenſchaften noch jetzt bedienen; dieß alles, verglichen mit dem Ort, den ſie bewohnen, und dem Umgange, den ſie haben konnten, würde gewiß ein Band ihrer Aufklärung entwickeln, wo wahrſcheinlich das erſte Glied dieſer Cultur weder in Selinginsk noch im Griechiſchen Baktra geknüpft

wäre. Die, fleißigen Verſuche eines Deguigne's, Bayers, Gatterers u. a., die kühnern Hypotheſen Bailly's, Paw's, Delisle's u. ſ., die nützlichen Bemühungen in Sammlung und Bekanntmachung aſiatiſcher Sprachen und Schriften, ſind Vorarbeiten zu einem Gebäude, deſſen erſten ſichern Grundſtein ich geſetzt zu ſehen wünſchte. Vielleicht wäre er die Trümmer vom Tempel einer Protogäa, die ſich uns in ſo vielen Naturdenkmalen zeiget.

2. Das Wort: Civiliſation eines Volks iſt ſchwer auszuſprechen, zu denken aber und auszuüben noch ſchwerer. Daß ein Ankömmling im Lande eine ganze Nation aufkläre, oder ein König die Cultur durch Geſetze befehle, kann nur durch Beihülfe vieler Nebenumſtände möglich werden; denn Erziehung, Lehre, bleibendes Vorbild allein bildet. Daher kam's denn, daß alle Völker ſehr bald auf das Mittel fielen, einen unterrichtenden, erziehenden, aufklärenden Stand in ihren Staatskörper aufzunehmen, und ſolchen den andern Ständen vorzuſetzen oder zwiſchen zu ſchieben. Laſſet dieſe die Stufe einer noch ſehr unvollkommenen Cultur ſeyn; ſie iſt indeſſen für die Kindheit des Menſchengeſchlechts nothwendig, denn wo keine der-

gleichen Erzieher des Volks waren, da blieb dieß ewig in seiner Unwissenheit und Trägheit. Eine Art Bramanen, Mandarine, Talapoinen, Lamen u. s. war also jeder Nation in ihrer politischen Jugend nöthig; ja wir sehen, daß eben diese Menschengattung allein die Samenkörner der künstlichen Cultur in Asien weit umher getragen habe. Sind solche da, so kann der Kaiser Yao zu seinen Dienern Hi und Ho sagen *): gehet hin und beobachtet die Sterne, bemerkt die Sonne und theilet das Jahr. Sind Hi und Ho keine Astronomen, so ist sein kaiserlicher Befehl vergeblich.

3. Es ist ein Unterschied zwischen Cultur der Gelehrten und Cultur des Volkes. Der Gelehrte muß Wissenschaften wissen, deren Ausübung ihm zum Nutzen des Staats befohlen ist; er bewahrt solche auf, und vertraut sie denen, die zu seinem Stande gehören, nicht dem Volke. Dergleichen sind auch bei uns die höhere Mathematik, und viele andre Kenntnisse, die nicht zum gemeinen Gebrauch, also auch nicht

*) Der Anfang des Schukings S. 6. in Deguine's Ausgabe.

für's Volk dienen. Dieß waren die sogenannten geheimen Wissenschaften der alten Staatsverfassungen, die der Priester oder Bramane nur seinem Stande vorbehielt, weil Er auf die Ausübung derselben angenommen war und jede andre Classe der Staatsglieder ein andres Geschäft hatte. So ist die Algebra noch jetzt eine geheime Wissenschaft; denn es verstehen sie Wenige in Europa, obwohl es Keinem durch Befehle verboten ist, sie verstehen zu lernen. Nun haben wir zwar, unnützer und schädlicher Weise, in vielen Stücken den Kreis der gelehrten und Volkscultur verwirrt, und diese beinahe bis zum Umfange jener erweitert; die alten Staatseinrichter, die menschlicher dachten, dachten hierin auch klüger. Die Cultur des Volks setzten sie in gute Sitten und nützliche Künste; zu großen Theorien, selbst in der Weltweisheit und Religion, hielten sie das Volk nicht geschaffen, noch solche ihm zuträglich. Daher die alte Lehrart in Allegorien und Mährchen, dergleichen die Bramanen ihren ungelehrten Stämmen noch jetzt vortragen; daher in Sina der Unterschied in allgemeinen Begriffen beinahe nach jeder Classe des Volks, wie ihn die Regierung festgestellt hat und nicht un-

weiſe feſthält. Wollen wir alſo eine oſt-aſiatiſche Nation mit den unſern in Anſehung der Cultur vergleichen: ſo iſt nothwendig zu wiſſen, wohin jenes Volk die Cultur ſetze und von welcher Menſchenclaſſe man rede? Hat ein Volk oder Eine ſeiner Claſſen gute Sitten und Künſte, hat ſie die Begriffe und Tugenden, die zu ſeiner Arbeit und dem genüglichen Wohlſeyn ſeines Lebens hinreichen: ſo hat es die Aufklärung, die ihm genug iſt; geſetzt es wüßte ſich auch nicht eine Mondfinſterniß zu erklären und erzählte darüber die bekannte Drachengeſchichte. Vielleicht erzählte ſie ihm ſein Lehrer eben deßwegen, damit ihm über die Sonnen- und Sternenbahnen kein graues Haar wüchſe. Unmöglich kann ich mir vorſtellen, daß alle Nationen in ihren Individuen dazu auf der Erde ſeyn, um einen metaphyſiſchen Begriff von Gott zu haben, als ob ſie ohne dieſe Metaphyſik, die zuletzt vielleicht auf einem Wort beruhet, abergläubiſche, barbariſche Unmenſchen ſeyn müßten. Iſt der Japaner ein kluger, herzhafter, geſchickter, nützlicher Menſch: ſo iſt er cultivirt; er möge von ſeinem Budda und Amida denken, wie er wolle. Erzählt er euch hierüber Mährchen: ſo

erzählet ihm dafür andre Mährchen und ihr ſeyd quitt.

4. Selbſt ein ewiger Fortgang in der gelehrten Kultur gehört nicht zur weſentlichen Glückſeligkeit eines Staats; wenigſtens nicht nach dem Begriff der alten öſtlichen Reiche. In Europa machen alle Gelehrte Einen eignen Staat aus, der, auf die Vorarbeiten vieler Jahrhunderte gebauet, durch gemeinſchaftliche Hülfsmittel und durch die Eiferſucht der Reiche gegen einander künſtlich erhalten wird; denn der allgemeinen Natur thut der Gipfel der Wiſſenſchaft, nach dem wir ſtreben, keine Dienſte. Ganz Europa iſt Ein gelehrtes Reich, das theils durch innern Wetteifer, theils in den neuern Jahrhunderten durch hülfreiche Mittel, die es auf dem ganzen Erdboden ſuchte, eine idealiſche Geſtalt gewonnen hat, die nur der Gelehrte durchſchauet und der Staatsmann nutzet. Wir alſo können in dieſem einmal begonnenen Lauf nicht mehr ſtehen bleiben; wir haſchen dem Zauberbilde einer höchſten Wiſſenſchaft und Allerkenntniß nach, das wir zwar nie erreichen werden, das uns aber immer im Gange erhält, ſo lange die Staatsverfaſſung Europa's dauert. Nicht

alſo iſt's mit den Reichen, die nie in dieſem Conflict geweſen. Das runde Sina hinter ſeinen Bergen iſt ein einförmiges verſchloſſenes Reich; alle Provinzen, auch ſehr verſchiedener Völker, nach den Grundſätzen einer alten Staatsverfaſſung eingerichtet, ſind durchaus nicht im Wetteifer gegen einander, ſondern im tiefſten Gehorſam. Japan iſt eine Inſel, die, wie das alte Britannien, jedem Fremdlinge feind iſt und in ihrer ſtürmiſchen See zwiſchen Felſen, wie eine Welt für ſich beſtehet. So Tibet, mit Gebirgen und barbariſchen Völkern umgeben, ſo die Verfaſſung der Bramanen, die Jahrhunderte lang unter dem Druck ächzet. Wie könnte in dieſen Reichen der Keim fortwachſender Wiſſenſchaft ſchießen, der in Europa durch jede Felſenwand bricht? wie könnten ſie ſelbſt die Früchte dieſes Baums von den gefährlichen Händen der Europäer aufnehmen, die ihnen das, was rings um ſie iſt, politiſche Sicherheit, ja ihr Land ſelbſt rauben? Alſo hat ſich nach wenigen Verſuchen jede Schnecke in ihr Haus gezogen und verachtet auch die ſchönſte Roſe, die ihr eine Schlange brächte. Die Wiſſenſchaft ihrer anmaßlichen Gelehrten iſt auf ihr Land berechnet, und ſelbſt von den willfertigen

Jeſuiten nahm Sina nicht mehr an, als es nicht entbehren zu können glaubte. Käme es in Umſtände der Noth, ſo würde es vielleicht mehr annehmen; da aber die meiſten Menſchen, und noch mehr die großen Staatskörper, ſehr harte, eiſerne Thiere ſind, denen die Gefahr nah ankommen müßte, ehe ſie ihren alten Gang ändern; ſo bleibt ohne Wunder und Zeichen alles wie es iſt, ohne daß es deßwegen den Nationen an Fähigkeit zur Wiſſenſchaft fehlte. An Triebfedern fehlt es ihnen, denn die uralte Gewohnheit wirkt jeder neuen Triebfeder entgegen. Wie langſam hat Europa ſelbſt ſeine beſten Künſte gelernet!

5. Das Daſeyn eines Reichs kann in ſich ſelbſt und gegen andre geſchätzet werden; Europa iſt in der Nothwendigkeit, beiderlei Maßſtab zu gebrauchen, die aſiatiſchen Reiche haben nur Einen. Keins von dieſen Ländern hat andre Welten aufgeſucht, um ſie als ein Poſtement ſeiner Größe zu gebrauchen oder durch ihren Ueberfluß ſich Gift zu bereiten; jedes nutzet was es hat und iſt in ſich ſelbſt genüglich. Sogar ſeine eignen Goldbergwerke hat Sina unterſagt, weil es, aus Gefühl ſeiner Schwäche, ſie nicht

zu

zu nutzen getraute; der auswärtige ſineſiſche Handel iſt ganz ohne Unterjochung fremder Völker. Bei dieſer kargen Weisheit haben alle dieſe Länder ſich den unläugbaren Vortheil verſchafft, ihr Inneres deſto mehr nutzen zu müſſen, weil ſie es weniger durch äußern Handel erſetzten. Wir Europäer dagegen wandeln als Kaufleute oder als Räuber in der ganzen Welt umher, und vernachläſſigen oft das Unſrige darüber; die britanniſchen Inſeln ſelbſt ſind lange nicht wie Japan und Sina gebauet. Unſre Staatskörper ſind alſo Thiere, die unerſättlich am Fremden, Gutes und Böſes, Gewürze und Gift, Caffee und Thee, Silber und Gold verſchlingen, und in einem hohen Fieberzuſtande viel angeſtrengte Lebhaftigkeit beweiſen; jene Länder rechnen nur auf ihren inwendigen Kreislauf. Ein langſames Leben, wie der Murmelthiere, das aber eben deßwegen lange gedauret hat, und noch lange dauren kann, wenn nicht äußere Umſtände das ſchlafende Thier tödten. Nun iſt's bekannt, daß die Alten in Allem auf längere Dauer rechneten, wie in ihren Denkmalen, ſo auch in ihren Staatsgebäuden; wir wirken lebhaft, und gehen viel-

leicht um ſo ſchneller die kurzen Lebensalter durch, die auch uns das Schickſal zumaß.

6. Endlich kommt es bei allen irdiſchen und menſchlichen Dingen auf Ort und Zeit, ſo wie bei den verſchiednen Nationen auf ihren Charakter an, ohne welchen ſie nichts vermögen. Läge Oſt-Aſien uns zur Seite, es wäre lange nicht mehr, was es war. Wäre Japan nicht die Inſel, die es iſt, ſo wäre es nicht, was es iſt, worden. Sollten ſich dieſe Reiche alleſammt jetzt bilden, ſo würden ſie ſchwerlich werden, was ſie vor drei, vier Jahrtauſenden wurden; das ganze Thier, das Erde heißt, und auf deſſen Rücken wir wohnen, iſt jetzt Jahrtauſende älter. Wunderbare, ſeltſame Sache überhaupt iſt's um das, was genetiſcher Geiſt und Charakter eines Volks heißet. Er iſt unerklärlich und unauslöſchlich, ſo alt wie die Nation, ſo alt wie das Land, das ſie bewohnte. Der Bramane gehört zu ſeinem Weltſtrich; kein Andrer, glaubt er, iſt ſeiner heiligen Natur werth. So der Siameſe und Japaner; allenthalben außer ſeinem Lande iſt er eine unzeitig verpflanzte Staude. Was der Einſiedler Indiens ſich, an ſeinem Gott, der Siameſe ſich an ſeinem Kaiſer denkt, denken wir uns nicht an demſel-

ben; was wir für Wirkſamkeit und Freiheit des Geiſtes, für männliche Ehre und Schönheit des Geſchlechts ſchätzen, denken ſich jene weit anders. Die Eingeſchloſſenheit der indiſchen Weiber wird ihnen nicht unerträglich; der leere Prunk eines Mandarinen wird jedem Andern als ihm ein ſehr kaltes Schauſpiel dünken. So iſt's mit allen Gewohnheiten der vielgeſtaltigen menſchlichen Form, ja mit allen Erſcheinungen auf unſrer runden Erde. Wenn unſer Geſchlecht beſtimmt iſt, auf dem ewigen Wege einer Aſymptote ſich einem Punkt der Vollkommenheit zu nähern, den es nicht kennt, und den es mit aller Tantaliſchen Mühe nie erreichet; ihr Sineſen und Japaneſen, ihr Lama's und Bramanen, ſo ſeyd ihr auf dieſer Wallfahrt in einer ziemlich ruhigen Ecke des Fahrzeuges. Ihr laßt euch den unerreichbaren Punkt nicht kümmern und bleibt, wie ihr vor Jahrtauſenden waret.

7. Tröſtend iſt's für den Forſcher der Menſchheit, wenn er bemerkt, daß die Natur bei allen Uebeln, die ſie ihrem Menſchengeſchlecht zutheilte, in keiner Organiſation den Balſam vergaß, der ihm ſeine Wunden wenigſtens lindert. Der aſiatiſche Deſpotismus,

dieſe beſchwerliche Laſt der Menſchheit, findet nur bei Nationen Statt, die ihn tragen wollen, d. i. die ſeine drückende Schwere minder fühlen. Mit Ergebung erwartet der Indier ſein Schickſal, wenn in der ärgſten Hungersnoth ſeinen abgezehrten Körper ſchon der Hund verfolgt, dem er ſinkend zur Speiſe werden wird; er ſtützet ſich an, damit er ſtehend ſterbe, und geduldig wartend ſieht ihm der Hund ins blaſſe Todesantlitz; eine Reſignation, von der wir keinen Begriff haben, und die dennoch oft mit den ſtärkſten Stürmen der Leidenſchaft wechſelt. Sie iſt indeſſen, nebſt mancherlei Erleichterungen der Lebensart und des Klima, das mildernde Gegengift gegen ſo viele Uebel jener Staatsverfaſſungen, die uns unerträglich dünken. Lebten wir dort, ſo würden wir ſie nicht ertragen dürfen, weil wir Sinn und Muth genug hätten, die böſe Verfaſſung zu ändern; oder wir erſchlafften auch und ertrügen die Uebel wie jene Indier geduldig. Große Mutter Natur, an welche Kleinigkeiten haſt du das Schickſal unſres Geſchlechts geknüpfet! Mit der veränderten Form eines menſchlichen Kopfs und Gehirns, mit einer kleinen Veränderung im Bau der Organiſation und der Nerven,

die das Klima, die Stammesart und die Gewohnheit bewirket, ändert ſich auch das Schickſal der Welt, die ganze Summe deſſen, was allenthalben auf Erden die Menſchheit thue und die Menſchheit leide.

Babylon, Aſſyrien, Chaldäa.

Nicht eigentlich ägyptiſche, ſondern Nomaden- und ſpäterhin Handelskünſte ſind das Eigenthum der Reiche am Euphrat und Tigris geweſen, wie es auch ihre Naturlage wollte. Der Euphrat überſchwemmte, und mußte daher in Canälen abgeleitet werden, damit ein größerer Strich Landes von ihm Fruchtbarkeit erhielte; daher die Erfindungen der Räder und Pumpwerke, wenn dieſe nicht auch von den Aegyptern gelernt waren. Die Gegend in einiger Entfernung dieſer Ströme, die einſt bewohnt und fruchtbar war, darbet jetzt, weil ihr der Fleiß arbeitender Hände fehlet. Von der Viehzucht war hier zum Akkerbau ein leichter Schritt, da die Natur ſelbſt den ſtätigen Bewohner dazu einlud. Die ſchönen Garten- und Feldfrüchte dieſer Ufer, die mit freiwilliger, ungeheurer Kraft aus der Erde hervorſchießen, und

die geringe Mühe ihrer Pflege reichlich belohnen, machten, faſt ohne daß er's wußte, den Hirten zum Ackermann und zum Gärtner. Ein Wald von ſchönen Dattelbäumen gab ihm ſtatt der unſichern Zelte Stämme zu ſeiner Wohnung und Früchte zur Speiſe; die leichtgebrannte Thonerde half dieſem Bau auf, ſo daß ſich der Zeltbewohner unvermerkt in einer beſſern, obgleich leimernen Wohnung ſahe. Eben dieſe Erde gab ihm Gefäße, und mit ihnen hundert Bequemlichkeiten der häuslichen Lebensweiſe. Man lernte das Brod backen, Speiſen zurichten, bis man endlich durch den Handel zu jenen üppigen Gaſtmalen und Feſten ſtieg, durch welche in ſehr alten Zeiten die Babylonier berühmt waren. Wie man kleine Götzenbilder, Teraphim, in gebrannter Erde ſchuf, lernte man bald auch koloſſiſche Statuen brennen und formen, von deren Modellen man zu Formen des Metallguſſes ſehr leicht hinaufſtieg. Wie man dem weichen Thon Bilder oder Schriftzüge einprägte, die durchs Feuer befeſtigt blieben, ſo lernte man damit unvermerkt, auf gebrannten Ziegelſteinen Kenntniſſe der Vorwelt erhalten, und bauete auf die Beobachtungen älterer Zeiten weiter. Selbſt die Aſtronomie

war eine glückliche Nomaden-Erfindung dieſer Gegend. Auf ihrer weiten ſchönen Ebene ſaß der weidende Hirt und bemerkte in müßiger Ruhe den Auf- und Untergang der glänzenden Sterne ſeines unendlichen, heitern Horizontes. Er benannte ſie, wie er ſeine Schaafe nannte, und ſchrieb ihre Veränderungen in ſein Gedächtniß. Auf den platten Dächern der babyloniſchen Häuſer, auf welchen man ſich nach der Hitze des Tages angenehm erholte, ſetzte man dieſe Beobachtungen fort; bis endlich ein eigner, dazu geſtifteter Orden ſich dieſer reizenden und zugleich unentbehrlichen Wiſſenſchaft annahm, und die Jahrbücher des Himmels Zeiten hindurch fortſetzte. So lockte die Natur die Menſchen ſelbſt zu Kenntniſſen und Wiſſenſchaften, daß alſo auch dieſe ihre Geſchenke ſo locale Erzeugniſſe ſind, als irgend ein andres Product der Erde. Am Fuß des Kaukaſus gab ſie durch Naphthaquellen den Menſchen das Feuer in die Hände, daher ſich die Fabel des Prometheus ohne Zweifel aus jenen Gegenden herſchreibt; in den angenehmen Dattelwäldern am Euphrat erzog ſie mit ſanfter Macht den umherziehenden Hirten zum fleißigen Anwohner der Flecken und Städte.

* * *

Uebrigens muß man ſich an der Chaldäer Weisheit nicht unſre Weisheit denken. Die Wiſſenſchaften, die Babylon beſaß, waren einer abgeſchloſſenen gelehrten Zunft anvertraut, die bei dem Verfall der Nation zuletzt eine häßliche Betrügerin wurde. Chaldäer hießen ſie, wahrſcheinlich von der Zeit an, da Chaldäer über Babylon herrſchten: denn da ſeit Belus Zeiten, die Zunft der Gelehrten ein Orden des Staats und eine Stiftung der Regenten war, ſo ſchmeichelten dieſe wahrſcheinlich ihren Beherrſchern damit, daß ſie den Namen ihrer Nation trugen. Sie waren Hofphiloſophen, und ſanken als ſolche auch zu allen Betrügereien und ſchnöden Künſten der Hofphiloſophie hinunter. Wahrſcheinlich haben ſie in dieſen Zeiten ihre alte Wiſſenſchaft ſo wenig, als das Tribunal in Sina die ſeinigen, vermehrt.

Meder und Perſer.

Es iſt ein hartes aber gutes Geſetz des Schickſals, daß wie alles Uebel ſo auch jede Uebermacht ſich ſelbſt verzehre. Perſiens Verfall fing mit dem Tode Cyrus an, und ob es ſich gleich, inſonderheit durch

Darius Anſtalten, noch ein Jahrhundert hin von außen in ſeinem Glanz erhielt, ſo nagte doch in ſeinem Innern der Wurm, der in jedem deſpotiſchen Reich naget. Cyrus theilte ſeine Herrſchaft in Statthalterſchaften, die Er noch durch ſein Anſehen in Schranken erhielt, indem er eine ſchnelle Communication durch alle Provinzen errichtete und darüber wachte. Darius theilte das Reich, wenigſtens ſeinen Hofſtaat, noch genauer ein, und ſtand auf ſeiner hohen Stelle als ein gerechter und thätiger Herrſcher. Bald aber wurden die großen Könige, die zum deſpotiſchen Thron geboren waren, tyranniſche Weichlinge; Xerxes, ſelbſt auf ſeiner ſchimpflichen Flucht aus Griechenland, da er auf ganz andre Dinge hätte denken ſollen, begann ſchon zu Sardes eine ſchändliche Liebe. Seine meiſten Nachfolger gingen dieſem Wege nach, und ſo waren Beſtechungen, Empörungen, Verräthereien, Mordthaten, unglückliche Unternehmungen u. ſ. beinahe die einzigen Merkwürdigkeiten, welche die ſpätere Geſchichte Perſiens darbiete. Der Geiſt der Edeln war verderbt, und die Unedeln verdarben mit; zuletzt war kein Regent ſeines Lebens mehr ſicher; der Thron wankte auch unter ſeinen gu-

ten Fürſten, bis Alexander nach Aſien brach, und in wenigen Schlachten dem von innen unbefeſtigten Reiche ein fürchterliches Ende machte. Zum Unglück traf dieß Schickſal einen König, der ein beſſeres Glück verdiente; unſchuldig büßte er ſeiner Vorfahren Sünde, und kam durch ſchändliche Verrätherei um. Wenn eine Geſchichte der Welt uns mit großen Buchſtaben ſagt, daß Ungebundenheit ſich ſelbſt verderbe, daß eine grenzen- und faſt geſetzloſe Gewalt die furchtbarſte Schwäche ſey, und jede weiche Satrapen-Regierung, ſowohl für den Regenten, als fürs Volk, das unheilbarſte Gift werde: ſo ſagt's die perſiſche Geſchichte.

Auf keine andere Nation hat daher auch dieſes Reich einen günſtigen Einfluß gehabt; denn es zerſtörte und baute nicht; es zwang die Provinzen, dieſe dem Gürtel der Königin, jene dem Haar- oder Halsſchmuck derſelben, einen ſchimpflichen Tribut zu zollen; es knüpfte ſie aber nicht durch beſſere Geſetze und Einrichtungen an einander. Aller Glanz, alle Götterpracht und Götterfurcht dieſer Monarchen iſt nun dahin; ihre Satrapen und Günſtlinge ſind, wie ſie ſelbſt, Aſche, und die Talente, die ſie erpreßten,

ruhen vielleicht gleichfalls in der Erde. Selbst die Geschichte derselben ist Fabel: eine Fabel, die sich im Munde der Morgenländer und Griechen fast gar nicht verbindet. Auch die alten persischen Sprachen sind todt, und die einzigen Reste ihrer Herrlichkeit, die Trümmer Persepolis, sind nebst ihren schönen Schriftzügen und ihren ungeheuern Bildern bisher unerklärte Ruinen. Das Schicksal hat sich gerächet an diesen Sultanen: wie durch den giftigen Wind Samum sind sie von der Erde verwehet, und wo, wie bei den Griechen, ihr Andenken lebt, lebet es schimpflich, die Basis einer ruhmreichen, schöneren Größe.

Hebräer.

Sehr klein erscheinen die Hebräer, wenn man sie unmittelbar nach den Persern betrachtet: klein war ihr Land, arm die Rolle, die sie in und außer demselben auf dem Schauplatz der Welt spielten, auf welchem sie fast nie Eroberer waren. Indessen haben sie durch den Willen des Schicksals, und durch eine Reihe von Veranlassungen, deren Ursachen sich leicht ergeben, mehr als irgend eine asiatische Nation auf

andre Völker gewirket; ja gewiſſermaßen ſind ſie, ſowohl durch das Chriſtenthum als den Mahomedanismus, eine Unterlage des größten Theils der Weltaufklärung worden.

Ein ausnehmender Unterſchied iſt's ſchon, daß die Hebräer geſchriebene Annalen ihrer Begebenheiten aus Zeiten haben, in denen die meiſten jetzt aufgeklärten Nationen noch nicht ſchreiben konnten, ſo daß ſie dieſe Nachrichten bis zum Urſprunge der Welt hinaufzuführen wagen. Noch vortheilhafter unterſcheiden ſich dieſe dadurch, daß ſie nicht aus Hieroglyphen geſchöpft, oder mit ſolchen verdunkelt, ſondern nur aus Geſchlechtsregiſtern entſtanden und mit hiſtoriſchen Sagen oder Liedern verwebt ſind, durch welche einfache Geſtalt ihr hiſtoriſcher Werth offenbar zunimmt. Endlich bekommen dieſe Erzählungen ein merkwürdiges Gewicht noch dadurch, daß ſie als ein göttlicher Stammesvorzug dieſer Nation beinahe mit abergläubiſcher Gewiſſenhaftigkeit Jahrtauſende lang erhalten, und durch das Chriſtenthum Nationen in die Hände geliefert ſind, die ſie mit einem freiern als Judengeiſt unterſucht und beſtritten, erläutert und genutzt haben.

* * *

Zufolge alſo der älteſten Nationalſagen der Hebräer, kam ihr Stammvater als Scheik eines Nomadenzuges über den Euphrat und zuletzt nach Paläſtina. Hier gefiel es ihm, weil er unbehinderten Platz fand, die Lebensart ſeiner Hirtenvorfahren fortzuſetzen, und dem Gott ſeiner Väter nach Stammesart zu dienen. Im dritten Geſchlecht zogen ſeine Nachkommen durch das ſonderbare Glück Eines aus ihrer Familie nach Aegypten, und ſetzten daſelbſt, unvermiſcht mit den Landeseinwohnern, ihre Hirten-Lebensart fort; bis ſie, man weiß nicht genau, in welcher Generation, von dem verächtlichen Druck, in dem ſie ſchon als Hirten bei dieſem Volke ſeyn mußten, durch ihren künftigen Geſetzgeber befreiet, und nach Arabien gerettet wurden. Hier führte nun der große Mann, der größte, den dieß Volk gehabt hat, ſein Werk aus, und gab ihnen eine Verfaſſung, die zwar auf die Religion und Lebensart ihres Stammes gegründet, mit ägyptiſcher Staatsweisheit aber ſo durchflochten war, daß auf der einen Seite das Volk aus einer Nomadenhorde zu einer cultivirten Nation erhoben, auf der andern zugleich von Aegypten völlig weggelenkt werden ſollte; damit ihm nie weiter die Luſt ankäme, den

Boden des ſchwarzen Landes zu betreten. Wunderbar durchdacht ſind alle Geſetze Moſes; ſie erſtrecken ſich vom Größten bis zum Kleinſten, um ſich des Geiſtes ſeiner Nation in allen Umſtänden des Lebens zu bemächtigen und, wie Moſes ſo oft ſagt, ein ewiges Geſetz zu werden. Auch war dieſe überdachte Geſetzgebung nicht das Werk eines Augenblicks; der Geſetzgeber that hinzu, nachdem es die Umſtände forderten, und ließ, noch vor dem Ausgange ſeines Lebens, die ganze Nation ſich zu ihrer künftigen Landesverfaſſung verpflichten. Vierzig Jahre hielt er ſtrenge auf ſeine Gebote, ja vielleicht mußte auch deßwegen das Volk ſo lange in der arabiſchen Wüſte weilen, bis nach dem Tode der erſten hartnäckigen Generation ein neues, in dieſen Gebräuchen erzogenes Volk ſich denſelben völlig gemäß im Lande ſeiner Väter einrichten könnte. Leider aber ward dem patriotiſchen Mann dieſer Wunſch nicht gewähret! Der bejahrte Moſes ſtarb an der Grenze des Landes, das er ſuchte, und als ſein Nachfolger dahin eindrang, fehlte es ihm an Anſehen und Nachdruck, den Entwurf des Geſetzgebers ganz zu befolgen: Man ſetzte die Eroberung nicht ſo weit fort als man ſollte, man

theilte und ruhete zu früh. Die mächtigſten Stämme riſſen den größten Strich zuerſt an ſich, ſo daß ihre ſchwächern Brüder kaum einen Aufenthalt fanden, und Ein Stamm derſelben ſogar vertheilt werden mußte *).

* * *

Ueberhaupt hat ſich ſeit Moſes kein zweiter Geſetzgeber in dieſem Volke gefunden, der den vom Anfange an zerrütteten Staat auf eine den Zeiten gemäße Grundverfaſſung hätte zurückführen mögen. Der gelehrte Stand verfiel bald, die Eiferer für's Landesgeſetz hatten Stimme, aber keinen Arm, die Könige waren meiſtens Weichlinge oder Geſchöpfe der Prieſter. Die feine Nomokratie alſo, auf die es Moſes angelegt hatte, und eine Art theokratiſcher Monarchie, wie ſie bei allen Völkern dieſes Erdſtrichs voll Deſpotismus herrſchte; zwei ſo entgegengeſetzte Dinge ſtritten gegen einander, und ſo mußte das Geſetz

*) Der Stamm Dan bekam eine Ecke oberhalb und zur Linken des Landes. S. hierüber den Geiſt der ebräiſchen Poeſie Th. 2.

Moſes dem Volke ein Sklavengeſetz werden, da es ihm politiſch ein Geſetz der Freiheit ſeyn ſollte.

* * *

Die Nation der Juden ſelbſt iſt ſeit ihrer Zerſtreuung den Völkern der Erde durch ihre Gegenwart nützlich und ſchädlich worden, je nachdem man ſie gebraucht hat. In den erſten Zeiten ſahe man Chriſten für Juden an, und verachtete oder unterdrückte ſie gemeinſchaftlich, weil auch die Chriſten viel Vorwürfe des jüdiſchen Völkerhaſſes, Stolzes und Aberglaubens auf ſich luden. Späterhin, da Chriſten die Juden ſelbſt unterdrückten, gaben ſie ihnen Anlaß, ſich durch ihre Bewerbſamkeit und weite Verbreitung faſt allenthalben des innern, inſonderheit des Geldhandels zu bemächtigen; daher denn die rohern Nationen Europa's freiwillige Sklaven ihres Wuchers wurden. Den Wechſelhandel haben ſie zwar nicht erfunden, aber ſehr bald vervollkommnet, weil eben ihre Unſicherheit in den Ländern der Mahomedaner und Chriſten ihnen dieſe Erfindung nöthig machte. Unläugbar alſo hat eine ſo verbreitete Republik kluger Wucherer manche Nation Europa's von eigner

Be-

Betriebſamkeit und Nutzung des Handels lange zurückgehalten, weil dieſe ſich für ein jüdiſches Gewerbe zu groß dünkte, und von den Kammerknechten der heiligen römiſchen Welt dieſe Art vernünftiger und ſeiner Induſtrie eben ſo wenig lernen wollte, als die Spartaner den Ackerbau von ihren Heloten. Sammelte Jemand eine Geſchichte der Juden aus allen Ländern, in die ſie zerſtreuet ſind; ſo zeigte ſich damit ein Schauſtück der Menſchheit, das als ein Natur- und politiſches Ereigniß gleich merkwürdig wäre. Denn kein Volk der Erde hat ſich wie dieſes in allen Klimaten ſo kenntlich und rüſtig erhalten.

* * *

Uebrigens wird Niemand einem Volke, das eine ſo wirkſame Triebfeder in den Händen des Schickſals ward, ſeine großen Anlagen abſprechen wollen, die in ſeiner ganzen Geſchichte ſich deutlich zeigen. Sinnreich, verſchlagen und arbeitſam wußte es ſich jederzeit, auch unter dem äußerſten Druck andrer Völker, wie in einer Wüſte Arabiens mehr als vierzig Jahre zu erhalten. Es fehlte ihm auch nicht an kriegeriſchem Muth, wie die Zeiten Davids und der Mak-

lader, vorzüglich aber der letzte, schreckliche Untergang seines Staats zeigen. In ihrem Lande waren sie einst ein arbeitsames, fleißiges Volk, das, wie die Japaner, seine nackten Berge durch künstliche Terrassen bis auf den Gipfel zu bauen wußte, und in einem engen Bezirk, der an Fruchtbarkeit doch immer nicht das erste Land der Welt war, eine unglaubliche Anzahl Menschen nährte. Zwar ist in Kunstsachen die jüdische Nation, ob sie gleich zwischen Aegyptern und Phöniciern wohnte, immer unerfahren geblieben, da selbst ihren salomonischen Tempel fremde Arbeiter bauen mußten. Auch sind sie, ob sie gleich eine Zeit lang die Hafen des rothen Meeres besaßen und den Küsten der mittelländischen See so nahe wohnten, in dieser zum Handel der Welt glücklichsten Lage, bei einer Volksmenge, die ihrem Lande zu schwer ward, dennoch nie ein seefahrendes Volk worden. Wie die Aegypter, fürchteten sie das Meer, und wohnten von jeher lieber unter andern Nationen; ein Zug ihres Nationalcharakters, gegen den schon Moses mit Macht kämpfte. Kurz, es ist ein Volk, das in der Erziehung verdarb, weil es nie zur Reife einer politischen Cultur auf eignem Boden, mithin auch nicht

zum wahren Gefühl der Ehre und Freiheit gelangte. In den Wiſſenſchaften, die ihre vortrefflichſten Köpfe trieben, hat ſich jederzeit mehr eine geſetzliche Anhänglichkeit und Ordnung, als eine fruchtbare Freiheit des Geiſtes gezeiget, und der Tugenden eines Patrioten hat ſie ihr Zuſtand faſt von jeher beraubet. Das Volk Gottes, dem einſt der Himmel ſelbſt ſein Vaterland ſchenkte, iſt Jahrtauſende her, ja faſt ſeit ſeiner Entſtehung eine paraſitiſche Pflanze auf den Stämmen andrer Nationen; ein Geſchlecht ſchlauer Unterhändler beinahe auf der ganzen Erde, das trotz aller Unterdrückung nirgend ſich nach eigner Ehre und Wohnung, nirgend nach einem Vaterlande ſehnet.

Phönicien und Karthago.

Ganz auf eine andre Weiſe haben ſich die Phönicier um die Welt verdient gemacht. Eines der edelſten Werkzeuge der Menſchen, das Glas, erfanden ſie, und die Geſchichte erzählt die zufällige Urſache dieſer Erfindung am Fluſſe Belus. Da ſie am Ufer des Meers wohnten, trieben ſie die

Schifffahrt ſeit undenklichen Zeiten; denn Semiramis ſchon ließ ihre Flotte durch Phönicier bauen. Von kleinen Fahrzeugen ſtiegen ſie allmälig zu langen Schiffen hinauf; ſie lernten nach Sternen, inſonderheit nach dem Geſtirn des Bärs, ſegeln und mußten, angegriffen, zuletzt auch den Seekrieg lernen. Weit umher haben ſie das mittelländiſche Meer bis über Gibraltar hinaus, ja nach Britannien hin beſchiffet, und vom rothen Meer hin vielleicht mehr als ein Mal Afrika umſegelt. Und das thaten ſie nicht als Eroberer, ſondern als Handelsleute und Colonienſtifter. Sie banden die Länder, die das Meer getrennet hatte, durch Verkehr, Sprache und Kunſtwaaren an einander, und erfanden ſinnreich, was zu dieſem Verkehr diente. Sie lernten rechnen, Metalle prägen, und dieſe Metalle zu mancherlei Gefäßen und Spielzeug formen. Sie erfanden den Purpur, arbeiteten ſeine ſidoniſche Leinwand, holten aus Britannien das Zinn und Blei, aus Spanien Silber, aus Preußen den Bernſtein, aus Afrika Gold, und wechſelten dagegen aſiatiſche Waaren. Das ganze Mittelländiſche Meer war alſo ihr Reich, die Küſten an demſelben hie und da mit ihren Pflanzſtädten beſetzt,

und Tarteſſus in Spanien die berühmte Niederlage ihres Handels zwiſchen dreien Welttheilen. So wenig oder viel Kenntniſſe ſie den Europäern mitgetheilt haben mögen, ſo war das Geſchenk der Buchſtaben, die die Griechen von ihnen lernten, allein ſchon aller andern werth.

* * *

Karthago war eine Stadt, nicht ein Volk; alſo konnte es auch keinem Bezirk des Landes eigentliche Vaterlandsliebe und Volkscultur geben. Das Gebiet, das es ſich in Afrika erwarb, und in welchem es, nach Strabo, im Anfange des dritten puniſchen Krieges dreihundert Städte zählte, beſtand aus Unterthanen, über welche die Ueberwinderin Herrenrecht übte, nicht aber aus eigentlichen Mitgenoſſen des herrſchenden Staates. Die wenig cultivirten Afrikaner ſtrebten auch nicht es zu werden; denn ſelbſt in den Kriegen gegen Karthago erſcheinen ſie als widerſpenſtige Sklaven oder als beſoldete Kriegsknechte. Ins innere Afrika hat ſich daher wenig menſchliche Cultur von Karthago aus verbreitet, weil es dieſem Staat, der in einigen Familien aus ſeinen Mauern hinausherrſchte,

gar nicht darum lag, Humanität zu verbreiten, sondern Schätze zu sammeln. Der rohe Aberglaube, der bis auf die spätesten Zeiten in Karthago herrschte, die grausamen Todesstrafen, mit denen es seine unglücklichen Heerführer, auch wenn sie an ihrem Verlust unschuldig waren, tyrannisch belegte, ja das ganze Betragen dieses Volks in fremden Ländern zeigt, wie hart und geizig dieser aristokratische Staat war, der eigentlich nichts als Gewinn und afrikanische Knechtschaft suchte.

* * *

Auch dieser Staat, ob er gleich auf den niedrigen Grund erobernder Gewinnsucht gebauet war, hat große Seelen erzeugt und eine Menge Künste in sich genähret. Von Kriegern ist insonderheit das Geschlecht der Barka's unsterblich, deren Ehrgeiz um so höher aufloderte, als die Eifersucht der Hanno's ihre Flamme zu ersticken suchte. Meistens aber ist auch in dem karthagischen Heldengeist eine gewisse Härte merkbar, gegen welche ein Gelon, Timoleon, Scipio u. a., wie freie Menschen gegen Knechte erscheinen. So barbarisch war schon der Heldenmuth jener Brüder, die

ſich für eine ungerechte Grenze ihres Vaterlandes lebendig begraben ließen, und in härteren Fällen, zumal wenn Karthago ſelbſt bedrängt wurde, zeiget ſich ihre Tapferkeit meiſtens nur in wilder Verzweiflung. Indeſſen iſt's gewiß, daß inſonderheit Hannibal in der feineren Kriegskunſt ein Lehrer ſeiner Erbfeinde, der Römer, war, die von ihm die Welt zu erobern lernten. Deßgleichen haben auch alle Künſte in Karthago geblühet, die irgend dem Handel, dem Schiffbau, dem Seekriege, dem Gewinn dienten, obgleich Karthago ſelbſt im Seekriege gar bald von den Römern übertroffen wurde. Der Ackerbau im reichen Afrika war die vornehmſte dienende Kunſt ihres Handels, über den ſie alſo als über eine reiche Quelle ihres Gewinns viel raffinirten. Zum Unglück aber ſind durch die Barbarei der Römer alle Bücher der Karthagineuſer wie ihr Staat untergegangen; wir kennen die Nation nur aus Berichten ihrer Feinde, und aus wenigen Trümmern, die uns kaum die Lage der alten berühmten Meereskönigin verrathen. Der Hauptmoment Karthago's in der Weltgeſchichte war leider ſein Verhältniß gegen Rom; die Wölfin, die die Erde bezwingen ſollte, mußte ſich zuerſt im Kampfe mit

einem afrikaniſchen Schakal üben, bis ſie ſolchen zuletzt elend vertilgte.

Aegypten.

Die gewiſſeſte Nachricht, die wir von Aegypten haben, geben uns ſeine Alterthümer, jene ungeheuren Pyramiden, Obelisken und Katakomben, jene Trümmer von Kanälen, Städten, Säulen und Tempeln, die mit ihren Bilderſchriften noch jetzt das Erſtaunen der Reiſenden, die Wunder der alten Welt ſind. Welche Menſchenmenge, welche Kunſt und Verfaſſung, noch mehr aber welch eine ſonderbare Denkart gehörte dazu, dieſe Felſen auszuhöhlen oder auf einander zu häufen, Thiere nicht nur abzubilden und auszuhauen, ſondern auch als Heiligthümer zu begraben, eine Felſenwüſte zur Wohnung der Todten umzuſchaffen und einen ägyptiſchen Prieſtergeiſt auf ſo tauſendfältige Art im Stein zu verewigen! Alle dieſe Reliquien ſtehen oder liegen wie eine heilige Sphinx, wie ein großes Problem da, das Erklärung fordert.

Ein Theil dieſer Werke, die zum Nutzen dienen oder gar der Gegend unentbehrlich ſind, erklärt ſich

von ſelbſt; dergleichen ſind die erſtaunenswürdigen Kanäle, Dämme und Katakomben. Die Kanäle dienten, den Nil auch in die entfernten Theile Aegyptens zu leiten, die jetzt durch den Verfall derſelben eine todte Wüſte ſind. Die Dämme dienten zu Gründung der Städte in dem fruchtbaren Thal, das der Nil überſchwemmet und das als das eigentliche Herz Aegyptens, den ganzen Umfang des Landes nähret. Auch von den Todtengrüften iſt's wohl unläugbar, daß ſie, außer den Religions-Ideen, welche die Aegypter damit verbanden, ſehr viel zu der geſunden Luft dieſes Reichs beigetragen und Krankheiten vorgebeugt haben, die ſonſt die Plage naſſer und heißer Gegenden zu ſeyn pflegen. Aber wozu das Ungeheure dieſer Höhlen? woher und wozu das Labyrinth, die Obelisken, die Pyramiden? woher der wunderbare Geſchmack, der Sphinxe und Coloſſen ſo mühſam verewigt hat? Sind die Aegypter aus dem Schlamm ihres Nils zur Original-Nation der Welt entſproſſen? oder wenn ſie anders woher kamen, durch welche Veranlaſſungen und Triebe unterſchieden ſie ſich ſo ganz von allen Völkern, die rings um ſie wohnen?

* * *

Ein ſtilles, fleißiges, gutmüthiges Volk waren die Aegypter, welches ihre ganze Einrichtung, ihre Kunſt und Religion beweiſet. Kein Tempel, keine Bildſäule Aegyptens hat einen fröhlichen, leichten, griechiſchen Anblick; von dieſem Zweck der Kunſt hatten ſie weder Begriff, noch auf ihn Abſicht. Die Mumien zeigen, daß die Bildung der Aegypter nicht ſchön war; nachdem ſie alſo die menſchliche Geſtalt ſahen, mußten ſie ſolche bilden. Eingeſchloſſen in ihr Land, wie in ihre Religion und Verfaſſung, liebten ſie das Fremde nicht, und da ſie, ihrem Charakter gemäß, bei ihren Nachbildungen vorzüglich auf Treue und Genauigkeit ſahen, da ihre ganze Kunſt Handwerk und zwar das religiöſe Handwerk einer Geſchlechtszunft war, wie ſie denn auch größtentheils auf religiöſen Begriffen beruhte: ſo war dabei durchaus an keine Abweichungen in jenes Land ſchöner Ideale zu denken, das ohne Naturvorbilder auch eigentlich nur ein Phantom iſt. Dafür gingen ſie mehr auf das Feſte, Dauerhafte und Rieſengroße, oder auf eine Vollendung mit dem genaueſten Kunſtfleiße. In ihrer felſigen Weltgegend waren ihre Tempel aus dem Be-

griff ungeheurer Höhlen entſtanden: ſie mußten alſo auch in ihrer Bauart eine ungeheure Majeſtät lieben. Ihre Bildſäulen waren aus Mumien entſtanden; ſie hatten alſo auch den zuſammengezogenen Stand der Füße und Hände, der durch ſich ſelbſt ſchon für ſeine Dauer ſorget. Höhlen zu unterſtützen, Begräbniſſe abzuſondern, dazu ſind Säulen gemacht, und da die Baukunſt der Aegypter vom Felſengewölbe ausging, ſie aber bei ihren Gebäuden unſre Kunſt zu wölben noch nicht verſtanden: ſo ward die Säule, oft auch ein Koloß derſelben, unentbehrlich. Die Wüſte, die um ſie war, das Todtenreich, das aus Religions-Ideen um ſie ſchwebte, machte auch ihre Bilder zu Mumiengeſtalten, bei denen nicht Handlung, ſondern ewige Ruhe der Charakter war, auf welchen ſie die Kunſt ſtellte.

Ueber die Pyramiden und Obelisken der Aegypter darf man ſich, wie mich dünkt, noch weniger wundern. In allen Theilen der Welt, ſelbſt in Otahiti, werden Pyramiden auf Gräbern errichtet; ein Zeichen nicht ſowohl der Seelen-Unſterblichkeit als eines daurenden Andenkens auch nach dem Tode.

Offenbar waren ſie auf dieſen Gräbern aus jenem rohen Steinhaufen entſtanden, den man zum Denkmal einer Sache uralters bei mehreren Nationen aufhäufte; der rohe Steinhaufe formt ſich ſelbſt, damit er feſter liege, zu einer Pyramide. Als die Kunſt der Menſchen, denen keine Veranlaſſung zum Denkmal ſo nahe lag als das Begräbniß eines verehrten Todten, zu dieſem allgemeinen Gebrauche hinzutrat: ſo verwandelte ſich der Steinhaufe, der anfangs vielleicht den begrabenen Leichnam auch vor dem Aufſcharren wilder Thiere ſchützen ſollte, natürlich in eine Pyramide oder Ehrenſäule, mit mehr oder minder Kunſt errichtet. Daß nun die Aegypter in dieſem Bau andere Völker übertrafen, hatte mit dem dauerhaftern Bau ihrer Tempel und Katakomben einerlei Urſach. Sie beſaßen nämlich Steine genug zu dieſen Denkmalen, da das meiſte Aegypten eigentlich ein Fels iſt; ſie hatten auch Hände genug zum Bau derſelben, da in ihrem fruchtbaren und volkreichen Lande der Nil für ſie die Erde düngt und der Ackerbau ihnen wenige Mühe koſtet. Ueberdieß lebten die alten Aegypter ſehr mäßig: Tauſende von Menſchen, die an dieſen Denkmalen Jahrhunderte lang

wie Sklaven arbeiteten, waren ſo leicht zu unterhalten, daß es nur auf den Willen eines Königes ankam, gedankenloſe Maſſen dieſer Art zu errichten. Das Leben einzelner Menſchen ward in jenen Zeiten anders als jetzt geſchätzt, da ihre Namen nur in Zünften und Landſtrichen berechnet wurden. Leichter opferte man damals die nutzloſe Mühe vieler Individuen dem Gedanken eines Beherrſchers auf, der mit einer ſolchen Steinmaſſe ſich ſelbſt Unſterblichkeit erwerben und, dem Wahne ſeiner Religion nach, die abgeſchiedene Seele in einem balſamirten Leichnam feſthalten wollte; bis mit der Zeit auch dieſe, wie ſo manche andre nutzloſe Kunſt zum Wetteifer ward. Ein König ahmte den andern nach oder ſuchte ihn zu übertreffen; indeß das gutmüthige Volk ſeine Lebens-Tage am Bau dieſer Monumente verzehren mußte. So entſtanden wahrſcheinlich die Pyramiden und Obelisken Aegyptens; nur in den älteſten Zeiten wurden ſie gebauet: denn die ſpätere Zeit und jede Nation, die ein nützlicher Gewerbe treiben lernte, bauete keine Pyramiden mehr. Weit gefehlt alſo, daß Pyramiden ein Kennzeichen von der Glückſeligkeit und wahren Aufklärung des alten

Aegyptens ſeyn ſollten, ſind ſie ein unwiderſprechliches Denkmal von dem Aberglauben und der Gedankenloſigkeit ſowohl der Armen, die da baueten, als der Ehrgeizigen, die den Bau befahlen. Vergebens ſuchet ihr Geheimniſſe unter den Pyramiden oder verborgene Weisheit an den Obelisken: denn wenn die Hieroglyphen der letztern auch entziffert würden; was würde, was könnte man an ihnen anders, als etwa eine Chronik verſtorbener Begebenheiten oder eine vergötternde Lobſchrift ihrer Erbauer leſen? Und dennoch, was ſind dieſe Maſſen gegen Ein Gebirge, das die Natur baute?

Ueberhaupt läßt ſich aus Hieroglyphen ſo wenig auf eine tiefe Weisheit der Aegypter ſchließen, daß ſie vielmehr gerade das Gegentheil davon beweiſen. Hieroglyphen ſind der erſte rohe Kindesverſuch des menſchlichen Verſtandes, der Zeichen ſucht, um ſeine Gedanken zu erklären; die roheſten Wilden in Amerika hatten Hieroglyphen, ſoviel als ſie bedurften: denn konnten nicht jene Mexikaner ſogar die ihnen unerhörteſte Sache, die Ankunft der Spanier, in Hieroglyphen melden? Daß aber die Aegypter ſo lange bei dieſer unvollkommenen Schrift blieben und

ſie Jahrhunderte hin mit ungeheurer Mühe auf Felſen und Wände malten; welche Armuth von Ideen, welch einen Stillſtand des Verſtandes zeigt dieſes! Wie enge mußte der Kreis von Kenntniſſen einer Nation und ihres weitläufigen gelehrten Ordens ſeyn, der ſich Jahrtauſende durch an dieſen Vögeln und Strichen begnügte! Denn ihr zweiter Hermes, der die Buchſtaben erfand, kam ſehr ſpät; auch war er kein Aegypter. Die Buchſtabenſchrift der Mumien iſt nichts als die fremde phöniciſche Schriftart, vermiſcht mit hieroglyphiſchen Zeichen, die man alſo auch, aller Wahrſcheinlichkeit nach, von handelnden Phöniciern lernte. Die Sineſen ſelbſt ſind weiter gegangen als die Aegypter und haben aus ähnlichen Hieroglyphen ſich wirkliche Gedankencharaktere erfunden, zu welchen, wie es ſcheint, dieſe nie gelangten. Dürfen wir uns alſo wundern, daß ein ſo ſchriftarmes und doch nicht ungeſchicktes Volk ſich in mechaniſchen Künſten hervorthat? Der Weg zur wiſſenſchaftlichen Literatur war ihnen durch die Hieroglyphen verſperret, und ſo mußte ſich ihre Aufmerkſamkeit deſto mehr auf ſinnliche Dinge richten. Das fruchtbare Nilthal machte ihnen den Ackerbau

leicht; jene periodiſchen Ueberſchwemmungen, von denen ihre Wohlfahrt abhing, lehrten ſie meſſen und rechnen. Das Jahr und die Jahrszeiten mußten doch endlich einer Nation geläufig werden, deren Leben und Wohlſeyn von einer einzigen Naturveränderung abhing, die, jährlich wiederholt, ihnen einen ewigen Landkalender machte.

Alſo auch die Natur- und Himmelsgeſchichte, die man an dieſem alten Volke rühmt: ſie war ein eben ſo natürliches Erzeugniß ihrer Erd- und Himmelsgegend. Eingeſchloſſen zwiſchen Bergen, Meeren und Wüſten in einem engen fruchtbaren Thale, wo Alles von Einer Naturbegebenheit abhing und auf dieſelbe zurückführte, wo Jahrszeiten und Ernte, Krankheiten und Winde, Inſekten und Vögel ſich nach einer und derſelben Revolution, der Ueberſchwemmung des Nils fügten; hier ſollte der ernſte Aegyptier und ſein zahlreicher müßiger Prieſterorden nicht endlich eine Art von Natur- und Himmels-Geſchichte ſammeln? Aus allen Welttheilen iſt's bekannt, daß eingeſchloſſene ſinnreiche Völker die reichſte, lebendigſte Kenntniß ihres Landes haben, ob ſie ſolche gleich nicht aus Büchern lernen. Was bei den Aegyp-

gyptern die Hieroglyphen dazuthun konnten, war der Wiſſenſchaft eher ſchädlich als nützlich. Die lebendige Bemerkung ward mit ihnen nicht nur ein dunkles, ſondern auch ein todtes Bild, das den Fortgang des Menſchenverſtandes gewiß nicht förderte, ſondern hemmte. Man hat viel darüber geredet, ob die Hieroglyphen Prieſter-Geheimniſſe enthalten haben? mich dünkt, jede Hieroglyphe enthalte ihrer Natur nach ein Geheimniß, und eine Reihe derſelben, die eine geſchloſſene Zunft aufbewahrt, müſſe für den großen Haufen nothwendig ein Geheimniß werden, geſetzt auch, daß man ihm ſolche auf Weg und Stegen vorſtellte. Er kann ſich nicht einweihen laſſen, ſelbige verſtehen zu lernen: denn dieß iſt nicht ſein Beruf und ſelbſt wird er ihre Bedeutung nicht finden. Daher der nothwendige Mangel einer verbreiteten Aufklärung in jedem Lande, in jeder Zunft einer ſogenannten Hieroglyphen-Weisheit, es mögen Prieſter oder Nicht-Prieſter dieſelbe lehren. Nicht Jedem können und werden ſie ihre Symbole entziffern, und was ſich nicht durch ſich ſelbſt lernen läßt, bewahret ſich leider, ſeiner Natur nach, als Geheimniß. Jede Hieroglyphen-Weisheit neuerer Zeiten iſt

alſo ein eigenſinniger Riegel gegen alle freiere Aufklärung, weil in den ältern Zeiten ſelbſt Hieroglyphik immer nur die unvollkommenſte Schrift war. Unbillig iſt die Forderung, etwas durch ſich verſtehen zu lernen, was auf tauſenderlei Art gedeutet werden kann, und tödtend die Mühe, die man auf willkührliche Zeichen, als wären ſie nothwendige, ewige Sachen, wendet. Daher iſt Aegypten jederzeit ein Kind an Kenntniſſen geblieben, weil es ein Kind in Andeutung derſelben blieb, und für uns ſind dieſe Kinder-Ideen wahrſcheinlich auf immer verloren.

Alſo auch an der Religion und Staats-Weisheit der Aegypter können wir, uns ſchwerlich etwas anders, als die Stufe denken, die wir bei mehreren Völkern des hohen Alterthums bisher bemerkt haben und bei den Nationen des öſtlichen Aſiens zum Theil noch jetzt bemerken. Wäre es gar wahrſcheinlich zu machen, daß mehrere Kenntniſſe der Aegypter in ihrem Lande ſchwerlich erfunden ſeyn möchten, daß ſie vielmehr mit ſolchen, wie mit gegebenen Formeln und Prämiſſen nur fortgerechnet und ſie ihrem Lande bequemt haben: ſo fiele ihr Kindes-

alter in allen dieſen Wiſſenſchaften noch mehr in die Augen. Daher vielleicht die langen Regiſter ihrer Könige und Weltzeiten: daher ihre vielgedeuteten Geſchichten vom Oſiris, der Iſis, dem Horus, Typhon u. ſ.; daher ein großer Vorrath ihrer heiligen Sagen. Die Haupt-Ideen ihrer Religion haben ſie mit mehreren Ländern des höhern Aſiens gemein; hier ſind ſie nur nach der Naturgeſchichte des Landes und dem Charakter des Volks in Hieroglyphen verkleidet. Die Grundzüge ihrer politiſchen Einrichtung ſind andern Völkern auf gleicher Stufe der Cultur nicht fremde; nur daß ſie hier im ſchönen Nilthal ein eingeſchloſſenes Volk ſehr ausarbeitete und nach ſeiner Weiſe brauchte. Schwerlich würde Aegypten in den hohen Ruf ſeiner Weisheit gekommen ſeyn, wenn nicht ſeine uns nähere Lage, die Trümmer ſeiner Alterthümer, vorzüglich aber die Sagen der Griechen es dahin gebracht hätten.

* * *

Weitere Ideen zur Philoſophie der Menſchengeſchichte.

1. Lebendige Menſchenkräfte ſind die Triebfeder der Menſchengeſchichte, und da der Menſch ſeinen Urſprung von und in einem Geſchlecht nimmt: ſo wird hiemit ſchon ſeine Bildung, Erziehung und Denkart genetiſch. Daher jene ſonderbaren Nationalcharaktere, die den älteſten Völkern ſo tief eingeprägt, ſich in allen ihren Wirkungen auf der Erde unverkennbar zeichnen. Wie eine Quelle von dem Boden, auf dem ſie ſich ſammelte, Beſtandtheile, Wirkungskräfte und Geſchmack annimmt; ſo entſprang der alte Charakter der Völker aus Geſchlechtszügen, der Himmelsgegend, der Lebensart und Erziehung, aus den frühen Geſchäften und Thaten, die dieſem Volk eigen wurden. Tief drangen die Sitten der Väter ein und wurden des Geſchlechts inniges Vorbild. Eine Probe davon möge die Denkart der Juden ſeyn, die uns aus ihren Büchern und Beiſpielen am meiſten bekannt iſt: im Lande der Väter wie in der Mitte andrer Nationen blieben ſie was ſie waren und ſind ſogar in der Ver-

miſchung mit andern Völkern einige Geſchlechter hinab kenntlich. Mit allen Völkern des Alterthums, Aegyptern, Sineſen, Arabern, Hindu's u. ſ. war es und iſt's ein Gleiches. Je eingeſchloſſener ſie lebten, ja oft je mehr ſie bedrängt wurden, deſto feſter ward ihr Charakter; ſo daß, wenn jede dieſer Nationen auf ihrer Stelle geblieben wäre, man die Erde als einen Garten anſehen könnte, wo hier dieſe, dort jene menſchliche Nationalpflanze in ihrer eignen Bildung und Natur blühet, wo hier dieſe, dort jene Thiergattung, jede nach ihrem Triebe und Charakter ihr Geſchäft treibet.

Da aber die Menſchen keine feſtgewurzelten Pflanzen ſind: ſo konnten und mußten ſie mit der Zeit, oft durch harte Zufälle des Hungers, Erdbebens, Krieges u. ſ. ihren Ort verändern und bauten ſich in einer andern Gegend mehr oder minder anders an. Denn wenn ſie gleich mit einer Hartnäckigkeit, die faſt dem Inſtinkt der Thiere gleichet, bei den Sitten ihrer Väter blieben, und ihre neuen Berge, Flüſſe, Städte und Einrichtungen auch ſogar mit Namen ihres Urlandes benannten; ſo war doch bei einer großen Veränderung der Luft und des Bo-

dens ein ewiges Einerlei in Allem nicht möglich. Hier alſo kam das verpflanzte Volk darauf, ſich ſelbſt ein Weſpen-Neſt oder einen Ameishaufen zu bauen nach ſeiner Weiſe. Der Bau ward aus Ideen des Urlandes und ihres neuen Landes zuſammengeſetzt, und meiſtens heißt dieſe Einrichtung die jugendliche Blüthe der Völker. So richteten ſich die vom rothen Meer gewichenen Phönicier an der mittelländiſchen Küſte ein: ſo wollte Moſes die Iſraeliten einrichten; ſo iſt's mit mehreren Völkern Aſiens geweſen, denn faſt jede Nation der Erde iſt früher oder ſpäter, länger oder kürzer, wenigſtens Einmal gewandert. Leicht zu erachten iſt's, daß es hiebei ſehr auf die Zeit ankam, wenn dieſe Wanderung geſchah, auf die Umſtände, die ſolche bewirkten, auf die Länge des Weges, die Art von Cultur, mit der das Volk ausging, die Uebereinſtimmung oder Mißhelligkeit, die es in ſeinem neuen Lande antraf u. ſ. Auch bei unvermiſchten Völkern wird daher die hiſtoriſche Rechnung bloß ſchon aus geographiſch-politiſchen Gründen ſo verwickelt, daß es einen Hypotheſen-freien Geiſt erfordert, den Faden nicht zu verlieren. Am meiſten verliert man ihn, wenn man irgend einen

Stamm der Völker zum Liebling annimmt und was nicht Er iſt, verachtet. Der Geſchichtſchreiber der Menſchheit muß, wie der Schöpfer unſres Geſchlechts, oder wie der Genius der Erde, unpartheiiſch ſehen und leidenſchaftlos richten. Dem Naturforſcher, der zur Kenntniß und Ordnung aller Claſſen ſeiner Reiche gelangen will, iſt Roſe und Diſtel das Stink- und Faulthier mit dem Elephanten gleich lieb; er unterſucht das am meiſten, wobei er am meiſten lernet. Nun hat die Natur die ganze Erde ihren Menſchenkindern gegeben und auf ſolcher hervorkeimen laſſen, was nach Ort, Zeit und Kraft irgend nur hervorkeimen konnte. Alles, was ſeyn kann, iſt; alles, was werden kann, wird; wo nicht heut, ſo morgen. Das Jahr der Natur iſt lang; die Blüthe ihrer Pflanzen iſt ſo vielfach als dieſe Gewächſe ſelbſt ſind und die Elemente die ſie nähren.

2. Wenn's alſo vorzüglich darauf ankommt, in welche Zeit und Gegend die Entſtehung eines Reichs fiel, aus welchen Theilen es beſtand und welche äußere Umſtände es umgaben; ſo ſehen wir, liegt in dieſen Zügen auch ein

groſser Theil von dieſes Reiches Schickſal. Eine Monarchie, von Nomaden gebildet, die ihre Lebensart auch politiſch fortſetzt, wird ſchwerlich von einer langen Dauer ſeyn; ſie zerſtört und unterjocht, bis ſie ſelbſt zerſtört wird; die Einnahme der Hauptſtadt und oft der Tod eines Königs allein endet ihre ganze Räuberſcene. So war's mit Babel und Ninive, mit Perſepolis und Ekbatana; ſo iſt's in Perſien noch. Das Reich der Moguls in Indien hat faſt ſein Ende gefunden und das Reich der Türken wird es finden, ſo lange ſie Chaldäer, d. i. fremde Eroberer bleiben und keinen ſittlichern Grund ihres Regiments legen. Der Baum möge bis an den Himmel reichen und ganze Welttheile überſchatten; hat er keine Wurzeln in der Erde, ſo vertilgt ihn oft ein Luftſtoß. Er fällt durch die Liſt eines einzigen treuloſen Sklaven, oder durch die Axt eines kühnen Satrapen. Die alte und neue aſiatiſche Geſchichte iſt dieſer Revolutionen voll; daher auch die Philoſophie der Staaten an ihnen wenig zu lernen findet. Despoten werden vom Throne geſtoßen und Despoten darauf erhöhet: das Reich hängt an der Perſon des Monarchen, an ſeinem Zelt, an ſeiner

Krone; wer dieſe in ſeiner Gewalt hat, iſt der neue Vater des Volks, d. i. der Anführer einer überwiegenden Räuberbande. Ein Nebucad-Nezar war dem ganzen Vorder-Aſien furchtbar, und unter dem zweiten Erben lag ſein unbefeſtigtes Reich im Staube. Drei Schlachten Alexanders machen dem ungeheuern Perſerreich ein völliges Ende.

Ganz anders iſt's mit Staaten, die, aus ihrer Wurzel erwachſen, auf ſich ſelbſt ruhen; ſie können überwältigt werden, aber die Nation dauret. So iſt's mit Sina; man weiß, was den Ueberwindern daſelbſt die Einführung einer bloßen Sitte, des mongoliſchen Haar-Scherens, für Mühe gekoſtet habe. So mit den Bramanen und Iſraeliten, die bloß ihr Ceremoniengeiſt von allen Völkern der Erde auf ewig ſondert. So widerſtand Aegypten lange der Vermiſchung mit andern Völkern, und wie ſchwer ward's, die Phönicier auszurotten, bloß weil ſie an dieſer Stelle ein gewurzeltes Volk waren. Wäre es dem Cyrus gelungen, ein Reich, wie Yao, Kriſchna, Moſes zu gründen, es lebte noch, obgleich zerſtümmelt, in allen ſeinen Gliedern.

Hieraus ergiebt ſich, warum die alten Staats-

verfaſſungen ſo ſehr auf Bildung der Sitten durch die Erziehung ſahen? da von dieſer Triebfeder ihre ganze innere Stärke abhing. Neuere Reiche ſind auf Geld oder mechaniſche Staatskünſte; jene waren auf die ganze Denkart der Nation von Kindheit auf gebauet, und da es für die Kindheit keine wirkſamere Triebfeder als Religion giebt; ſo waren die meiſten alten, inſonderheit aſiatiſchen Staaten mehr oder minder theokratiſch. Ich weiß, wie ſehr man dieſen Namen haßt, dem man größtentheils alles Uebel zuſchreibt, das je die Menſchheit gedrückt hat; auch werde ich keinem ſeiner Mißbräuche das Wort reden; aber das iſt zugleich wahr, daß dieſe Regierungsform der Kindheit unſres Geſchlechts nicht nur angemeſſen, ſondern auch nothwendig geweſen; ſonſt hätte ſie ſich gewiß nicht ſoweit erſtreckt und ſo lange erhalten. Von Aegypten bis Sina, ja beinahe in allen Ländern der Erde hat ſie geherrſchet, ſo daß Griechenland das erſte Land war, das ſeine Geſetzgebung allmälig von der Religion trennte. Und da eine jede Religion politiſch um ſo viel mehr wirket, je mehr die Gegenſtände derſelben, ihre Götter und Helden mit allen ihren Thaten einheimiſche waren;

ſo ſehen wir, daß jede alte feſtgewurzelte Nation ſogar ihre Kosmogonie und Mythologie dem Lande zugeeignet hatte, das ſie bewohnte. Die einzigen Iſraeliten zeichnen ſich auch darin vor allen ihren Nachbarn aus, daß ſie weder die Schöpfung der Welt, noch des Menſchen ihrem Lande zudichten. Ihr Geſetzgeber war ein aufgeklärter Fremdling, der das Land ihres künftigen Beſitzes nicht erreichte: ihre Vorfahren hatten anderswo gelebt, ihr Geſetz war außerhalb des Landes gegeben. Wahrſcheinlich trug dieß nachher mit dazu bei, daß die Juden, wie beinahe keine der alten Nationen, ſich auch außer ihrem Lande ſo wohl behalfen. Der Bramane, der Siameſe kann außer ſeinem Lande nicht leben, und da der moſaiſche Jude eigentlich nur ein Geſchöpf Paläſtina's iſt; ſo dürfte es außer Paläſtina keinen Juden mehr geben.

3. Endlich ſehen wir aus dem ganzen Erdſtrich, den wir durchwandert haben, wie hinfällig alles Menſchenwerk, ja wie drückend auch die beſte Einrichtung in wenigen Geſchlechtern werde. Die Pflanze blühet und blühet ab: eure Väter ſtarben und verweſen: euer Tempel zerfällt,

dein Orakelzelt, deine Geſetztafeln ſind nicht mehr; das ewige Band der Menſchen, die Sprache ſelbſt, veraltet; wie? und eine Menſchenverfaſſung, eine politiſche oder Religions-Einrichtung, die doch nur auf dieſe Stücke gebauet ſeyn kann; ſie ſollte, ſie wollte ewig dauern? So würden dem Flügel der Zeiten Ketten angelegt und der rollende Erdball zu einer trägen Eisſcholle über dem Abgrunde. Wie wäre es uns, wenn wir noch jetzt den König Salomo ſeine 22,000 Ochſen und 120,000 Schaafe an Einem Feſt opfern ſähen, oder die Königin aus Saba ihn zu einem Gaſtmahl in Räthſeln beſuchte? Was würden wir von aller Aegypter-Weisheit ſagen, wenn der Ochs Apis und die heilige Katze und der heilige Bock uns im prächtigſten Tempel gezeigt würden? Eben alſo iſt's mit den drückenden Gebräuchen der Bramanen, dem Aberglauben der Parſen, den leeren Anmaßungen der Juden, dem ungereimten Stolz der Sineſen, und was ſich ſonſt irgendwo auf uralte Menſchen-Einrichtungen vor dreitauſend Jahren ſtützen möge. Zoroaſters Lehre möge ein ruhmwürdiger Verſuch geweſen ſeyn, die Uebel der Welt zu erklären und ſeine Genoſſen zu allen Wer-

ken des Lichts aufzumuntern; was iſt dieſe Theodicee jetzt, auch nur in den Augen eines Mahomedaners? Die Seelenwanderung der Bramanen möge als ein jugendlicher Traum der menſchlichen Einbildungskraft gelten, der unſterbliche Seelen im Kreiſe der Sichtbarkeit verſorgen will und an dieſen gutgemeinten Wahn moraliſche Begriffe knüpfet; was iſt ſie aber als ein vernunftloſes heiliges Geſetz mit ihren tauſend Anhängen von Gebräuchen und Satzungen worden? Die Tradition iſt eine an ſich vortreffliche, unſerm Geſchlecht unentbehrliche Naturordnung; ſobald ſie aber, ſowohl in praktiſchen Staatsanſtalten als im Unterricht, alle Denkkraft feſſelt, allen Fortgang der Menſchenvernunft und Verbeſſerung nach neuen Umſtänden und Zeiten hindert, ſo iſt ſie das wahre Opium des Geiſtes ſowohl für Staaten als Sekten und einzelne Menſchen. Das große Aſien, die Mutter aller Aufklärung unſrer bewohnten Erde, hat von dieſem ſüßen Gift viel gekoſtet und Andern zu koſten gegeben. Große Staaten und Sekten in ihm ſchlafen, wie nach der Fabel der heilige Johannes in ſeinem Grabe ſchläft; er athmet ſanft, aber ſeit faſt zweitauſend Jahren iſt er ge-

ſtorben und harret ſchlummernd, bis ſein Erwecker kommt.

Griechenland.

Bei Griechenland klärt ſich der Morgen auf und wir ſchiffen ihm froh entgegen. Die Einwohner dieſes Landes bekamen, in Vergleichung mit andern Nationen, frühe Schrift und fanden in den meiſten ihrer Verfaſſungen Triebfedern, ihre Sprache von der Poeſie zur Proſe und in dieſer zur Philoſophie und Geſchichte herabzuführen. Die Philoſophie der Geſchichte ſieht alſo Griechenland für ihre Geburtsſtätte an; ſie hat in ihm auch eine ſchöne Jugend durchlebet. Schon der fabelnde Homer beſchreibt die Sitten mehrerer Völker, ſo weit ſeine Kenntniß reichte; die Sänger der Argonauten, deren Nachhall übrig iſt, erſtrecken ſich in eine andre, merkwürdige Gegend. Als ſpäterhin die eigentliche Geſchichte ſich von der Poeſie loswand, bereiſete Herodot mehrere Länder und trug mit löblich-kindiſcher Neugierde zuſammen, was er ſah und hörte. Die ſpätern Geſchichtſchreiber der Griechen, ob ſie ſich gleich eigentlich auf ihr Land einſchränkten, mußten

dennoch auch manches von andern Ländern melden, mit denen ihr Volk in Verbindung kam; so erweiterte sich endlich, insonderheit durch Alexanders Züge, allmählig die Welt. Mit Rom, dem die Griechen nicht nur zu Führern in der Geschichte, sondern auch selbst zu Geschichtschreibern dienten, erweitert sie sich noch mehr, so daß Diodor von Sicilien, ein Grieche, und Trogus, ein Römer, ihre Materialien bereits zu einer Art von Weltgeschichte zusammenzutragen wagten. Wir freuen uns also, daß wir endlich zu einem Volk gelangen, dessen Ursprung zwar auch im Dunkel begraben, dessen erste Zeiten ungewiß, dessen schönste Werke, sowohl der Kunst als der Schrift, großentheils auch von der Wuth der Völker oder vom Moder der Zeiten vertilgt sind, von dem aber dennoch herrliche Denkmale zu uns reden.

Griechenlands Sprache, Mythologie und Dichtkunst.

Die griechische Sprache ist die gebildetste der Welt, die griechische Mythologie die reichste und schönste auf der Erde, die griechische Dichtkunst endlich vielleicht

die vollkommenſte ihrer Art, wenn man ſie ort- und zeitmäßig betrachtet. Wer gab nun dieſen einſt rohen Stämmen eine ſolche Sprache, Poeſie und bildliche Weisheit? Der Genius der Natur gab ſie ihnen, ihr Land, ihre Lebensart, ihre Zeit, ihr Stammescharakter.

* * *

Die griechiſche Sprache iſt wie durch Geſang entſtanden: denn Geſang und Dichtkunſt, und ein früher Gebrauch des freien Lebens hat ſie zur Muſenſprache der Welt gebildet. So ſelten ſich nun jene Umſtände der Griechen-Cultur wieder zuſammenfinden werden, ſo wenig das Menſchengeſchlecht in ſeine Kindheit zurückgehen und einen Orpheus, Muſäus und Linus oder einen Homerus und Heſiodus mit allem was ſie begleitete, von den Todten zurückführen kann; ſo wenig iſt die Geneſis einer griechiſchen Sprache in unſern Zeiten ſelbſt für dieſe Gegenden möglich.

* * *

Die Mythologie der Griechen floß aus Sagen verſchiedener Gegenden zuſammen, die Glaube des Volks,

Volks, Erzählungen der Stämme von ihren Urvätern, oder die erſten Verſuche denkender Köpfe waren, ſich die Wunder der Welt zu erklären, und der menſchlichen Geſellſchaft Geſtalt zu geben *).

* * *

Vor allen iſt Homer berühmt, der Vater aller griechiſchen Dichter und Weiſen, die nach ihm lebten. Durch ein glückliches Schickſal wurden ſeine zerſtreueten Geſänge zu rechter Zeit geſammelt und zu einem zwiefachen Ganzen vereint, das wie ein unzerſtörbarer Pallaſt der Götter und Helden auch nach Jahrtauſenden glänzet. Wie man ein Wunder der Natur zu erklären ſtrebt; ſo hat man ſich Mühe gegeben, das Werden Homers zu erklären **), der doch nichts als ein Kind der Natur war, ein glücklicher

*) S. Heyne de fontibus et caussis errorum in historia Mythica: de canssis fabularum physicis: de origine et caussis fabularum Homericarum: de Theogonia ab Hesiodo condita etc.

**) Blackwell's Enquiry into the Life and Wrikings of Homer 1736. Wood's Essay on the original Genius of Homer 1769.

Sänger der jonischen Küste. So manche seiner Art mögen untergegangen seyn, die ihm theilweise den Ruhm streitig machen könnten, in welchem er jetzt als ein Einziger lebet. Man hat ihm Tempel gebaut, und ihn als einen menschlichen Gott verehret; die größte Verehrung indeß ist die bleibende Wirkung, die er auf seine Nation hatte und noch jetzt auf alle diejenigen hat, die ihn zu schätzen vermögen. Zwar sind die Gegenstände, die er besingt, Kleinigkeiten nach unsrer Weise: seine Götter und Helden mit ihren Sitten und Leidenschaften sind keine andre, als die ihm die Sage seiner und der vergangenen Zeiten darbot; eben so eingeschränkt ist auch seine Natur- und Erdkenntniß, seine Moral und Staatslehre. Aber die Wahrheit und Weisheit, mit der er alle Gegenstände seiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt, der feste Umriß jedes seiner Züge in jeder Person seiner unsterblichen Gemälde, die unangestrengte sanfte Art, in welcher er, frei als ein Gott, alle Charaktere sieht, und ihre Laster und Tugenden, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählet, die Musik endlich, die in so abwechselnden großen Gedichten unaufhörlich von seinen Lippen strömt und

jedem Bilde, jedem Klange ſeiner Worte eingehaucht, mit ſeinen Geſängen gleich ewig lebet: ſie ſind's, die in der Geſchichte der Menſchheit den Homer zum Einzigen ſeiner Art und der Unſterblichkeit würdig machen, wenn etwas auf Erden unſterblich ſeyn kann.

* * *

Homer war den Griechen in mehrerem Betracht ein Götterbote des National-Ruhms, ein Quell der vielſeitigen National-Weisheit. Die ſpätern Dichter folgten ihm; die tragiſchen zogen aus ihm Fabeln, die lehrenden Allegorien, Beiſpiele und Sentenzen; jeder erſte Schriftſteller einer neuen Gattung nahm am Kunſtgebäude ſeines Werks zu dem ſeinigen das Vorbild, alſo daß Homer gar bald das Panier des griechiſchen Geſchmacks ward, und bei ſchwächern Köpfen die Regel aller menſchlichen Weisheit. Auch auf die Dichter der Römer hat er gewirkt, und keine Aeneis würde ohne ihn daſeyn. Noch mehr hat auch Er die neueren Völker Europa's aus der Barbarei gezogen: ſo mancher Jüngling hat an ihm bildende Freude genoſſen, und der arbeitende ſowohl als der

betrachtende Mann Regeln des Geſchmacks und der Menſchenkenntniß aus ihm gezogen.

Künſte der Griechen.

Da aber bei den Griechen ihre Götter durch Geſang und Gedichte eingeführt waren und in herrlichen Geſtalten darinnen lebten; was war natürlicher, als daß die bildende Kunſt von frühen Zeiten an eine Tochter der Dichtkunſt ward, der ihre Mutter jene großen Geſtalten gleichſam ins Ohr ſang? Von Dichtern mußte der Künſtler die Geſchichte der Götter, mithin auch die Art ihrer Vorſtellung lernen; daher die älteſte Kunſt ſelbſt die grauſendſte Abbildung derſelben nicht verſchmähte, weil ſie der Dichter ſang *). Mit der Zeit kam man auf gefälligere Vorſtellungen, weil die Dichtkunſt ſelbſt gefälliger wurde, und ſo ward Homer ein Vater der ſchönern Kunſt der Griechen, weil er der Vater ihrer ſchönern Poeſie war. Er gab dem Phidias jene erhabne Idee zu ſeinem Jupiter, welcher dann die andern Abbildungen dieſes

*) S. Heyne über den Kaſten des Kypſelus u. a.

Götterkünſtlers folgten. Nach den Verwandtſchaften der Götter in den Erzählungen ihrer Dichter kamen auch beſtimmtere Charaktere oder gar Familienzüge in ihre Bilder, bis endlich die angenommene Dichter-Tradition ſich zu einem Codex der Göttergeſtalten im ganzen Reich der Kunſt formte. Kein Volk des Alterthums konnte alſo die Kunſt der Griechen haben, das nicht auch griechiſche Mythologie und Dichtkunſt gehabt hatte, zugleich aber auch auf griechiſche Weiſe zu ſeiner Cultur gelangt war. Ein ſolches hat es in der Geſchichte nicht gegeben, und ſo ſtehen die Griechen mit ihrer homeriſchen Kunſt allein da.

* * *

Wollet ihr alſo ein neues Griechenland in Götterbildern hervorbringen, ſo gebet einem Volke dieſen dichteriſch-mythologiſchen Aberglauben, nebſt allem was dazu gehört, in ſeiner ganzen Natureinfalt wieder. Durchreiſet Griechenland und betrachtet ſeine Tempel, ſeine Grotten und heiligen Haine, ſo werdet ihr von dem Gedanken ablaſſen, einem Volke die Höhe der griechiſchen Kunſt auch nur wünſchen zu wollen, das von einer ſolchen Religion, d. i. von

einem ſo lebhaften Aberglauben, der jede Stadt, jeden Flecken und Winkel mit zugeerbter, heiliger Gegenwart erfüllet hatte, ganz und gar nichts weiß.

Sitten- und Staatenweisheit der Griechen.

Bald alſo thaten ſich in vielen freigewordenen Stämmen und Colonieen weiſe Männer hervor, die Vormünder des Volks wurden. Sie ſahen, unter welchen Uebeln ihr Stamm litt, und ſannen auf eine Einrichtung deſſelben, die auf Geſetze und Sitten des Ganzen erbauet wäre. Natürlich waren alſo die meiſten dieſer alten griechiſchen weiſen Männer in öffentlichen Geſchäften, Vorſteher des Volks, Rathgeber der Könige, Heerführer: denn bloß von dieſen Edeln konnte die politiſche Cultur ausgehen, die weiter hinab aufs Volk wirkte. Selbſt Lykurg, Drako, Solon waren aus den erſten Geſchlechtern ihrer Stadt, zum Theil ſelbſt obrigkeitliche Perſonen; die Uebel der Ariſtokratie ſammt der Unzufriedenheit des Volks waren zu ihrer Zeit aufs höchſte geſtiegen, daher die beſſere Einrichtung, die ſie angaben, ſo großen Ein-

gang gewann. Unſterblich bleibt das Lob dieſer Männer, daß ſie, vom Zutrauen des Volks unterſtützt, für ſich und die Ihrigen den Beſitz der Oberherrſchaft verſchmähten, und allen ihren Fleiß, alle ihre Menſchen- und Volkskenntniß auf ein Gemeinweſen, d. i. auf den Staat als Staat wandten. Wären ihre erſten Verſuche in dieſer Art auch bei weitem nicht die höchſten und ewigen Muſter menſchlicher Einrichtungen; ſie ſollten dieſes auch nicht ſeyn: ſie gehören nirgend hin, als wo ſie eingeführt wurden, ja auch hier mußten ſie ſich den Sitten des Stammes und ſeinen eingewurzelten Uebeln oft wider Willen bequemen. Lykurg hatte freiere Hand als Solon; er ging aber in zu alte Zeiten zurück und bauete einen Staat, als ob die Welt ewig im Heldenalter der rohen Jugend verharren könnte. Er führte ſeine Geſetze ein, ohne ihre Wirkungen abzuwarten, und für ſeinen Geiſt wäre es wohl die empfindlichſte Strafe geweſen, durch alle Zeitalter der griechiſchen Geſchichte die Folgen zu ſehen, die ſie theils durch Mißbrauch, theils durch ihre zu lange Dauer ſeiner Stadt, und bisweilen dem ganzen Griechenlande verurſacht haben. Die Geſetze

Solons wurden auf einem andern Wege ſchädlich. Den Geiſt derſelben hatte er ſelbſt überlebet; die übeln Folgen ſeiner Volksregierung ſahe er voraus, und ſie ſind bis zum letzten Athem Athens den Weiſeſten und Beſten ſeiner Stadt unverkennbar geblieben *). Das iſt aber einmal das Schickſal aller menſchlichen Einrichtungen, inſonderheit der ſchwerſten, über Land und Leute. Zeit und Natur verändern alles; und das Leben der Menſchen ſollte ſich nicht ändern? Mit jedem neuen Geſchlecht kommt eine neue Denkart empor, ſo altväteriſch auch die Einrichtung und die Erziehung bleibe. Neue Bedürfniſſe und Gefahren, neue Vortheile des Sieges, des Reichthums, der wachſenden Ehre, ſelbſt der mehreren Bevölkerung drängen ſich hinzu; und wie kann nun der geſtrige Tag der heutige, das alte Geſetz ein ewiges Geſetz bleiben? Es wird beibehalten, aber vielleicht nur zum Schein, und leidet am meiſten in Mißbräuchen, deren Aufopferung eigennützigen, trägen Menſchen zu hart fiele. Dieß war der Fall mit Lykurgs, Solons,

*) S. Xenophon über die Republik der Athenienſer, auch Plato, Ariſtoteles u. f.

Romulus, Moſes und allen Geſetzen, die ihre Zeit überlebten.

* * *

Troß alſo aller böſen, zum Theil auch ſchrecklichen Folgen, die für Heloten, Pelasger, Colonieen, Ausländer und Feinde mancher Griechenſtaat gehabt hat; ſo können wir doch das hohe Edle jenes Gemeinſinnes nicht verkennen, der in Lacedämon, Athen und Thebe, ja gewiſſermaßen in jedem Staate Griechenlands zu ſeinen Zeiten lebte. Es iſt völlig wahr und gewiß, daß nicht aus einzelnen Geſetzen eines einzelnen Mannes erwachſen, er auch nicht in jedem Gliede des Staats auf gleiche Weiſe, zu allen Zeiten gelebt habe; gelebt hat er indeß unter den Griechen, wie es ſelbſt noch ihre ungerechten, neidigen Kriege, die härteſten ihrer Bedrückungen, und die treuloſeſten Verräther ihrer Bürgertugend zeigen. Die Grabſchrift jener Spartaner, die bei Thermopylä fielen:

Wanderer, ſag's zu Sparta, daß ſeinen Geſetzen gehorſam
Wir erſchlagen hier liegen —

bleibt allemal der Grundſatz der höchſten politiſchen Tugend, bei dem wir auch zwei Jahrtauſende ſpäter nur zu bedauren haben, daß er zwar einſt auf der Erde der Grundſatz weniger Spartaner über einige harte Patricier-Geſetze eines engen Landes, noch nie aber das Principium für die reinen Geſetze der geſammten Menſchheit hat werden mögen. Der Grundſatz ſelbſt iſt der höchſte, den Menſchen zu ihrer Glückſeligkeit und Freiheit erſinnen und ausüben mögen. Ein Aehnliches iſt's mit der Verfaſſung Athens, obgleich dieſelbe auf einen ganz andern Zweck führte. Denn wenn die Aufklärung des Volks in Sachen, die zunächſt für daſſelbe gehören, der Gegenſtand einer politiſchen Einrichtung ſeyn darf: ſo iſt Athen unſtreitig die aufgeklärteſte Stadt in unſerer bekannten Welt geweſen. Weder Paris noch London, weder Rom noch Babylon, noch weniger Memphis, Jeruſalem, Peking und Benares werden ihr darüber den Rang anſtreiten. Da nun Patriotismus und Aufklärung die beiden Pole ſind, um welche ſich alle Sittencultur der Menſchheit beweget, ſo werden auch Athen und Sparta immer die beiden großen Gedächtnißplätze bleiben, auf welchen ſich die Staats-

kunſt der Menſchen über dieſe Zwecke zuerſt jugend-lich-froh geübt hat.

Wiſſenſchaftliche Uebungen der Griechen.

Zur menſchlichen und moraliſchen Philoſophie neigte ſich der Forſchungsgeiſt der Griechen vorzüglich, weil ihre Zeit und Verfaſſung ſie am meiſten dieſes Weges führte. Naturgeſchichte, Phyſik und Mathematik waren damals noch lange nicht genug angebauet, und zu unſern neuern Entdeckungen die Werkzeuge noch nicht erfunden. Alles zog ſich dagegen auf die Natur und die Sitten der Menſchen. Dieß war der herrſchende Ton der griechiſchen Dichtkunſt, Geſchichte und Staatseinrichtung: jeder Bürger mußte ſeine Mitbürger kennen, und bisweilen öffentliche Geſchäfte verwalten, denen er ſich nicht entziehen konnte: die Leidenſchaften und wirkenden Kräfte der Menſchen hatten damals ein freieres Spiel; ſelbſt dem müſſigen Philoſophen ſchlichen ſie nicht unbemerkt vorüber: Menſchen zu regieren, oder als ein lebendes Glied der Geſellſchaft zu wirken, war der herrſchende Zug jeder emporſtrebenden griechiſchen

Seele. Kein Wunder alſo, daß auch die Philoſophie des abſtracten Denkers auf Bildung der Sitten oder des Staats hinausging, wie Pythagoras, Plato, und ſelbſt Ariſtoteles dieß beweiſen. Staaten einzurichten, war ihr bürgerlicher Beruf nicht: nirgend war Pythagoras, wie Lykurgus, Solon oder andre, Obrigkeit und Archon: auch der größte Theil ſeiner Philoſophie war Spekulation, die ſogar bis an den Aberglauben grenzte. Indeſſen zog ſeine Schule Männer, die auf die Staaten Großgriechenlands den größten Einfluß gehabt haben, und der Bund ſeiner Jünger wäre, wenn ihm das Schickſal Dauer gegönnt hätte, vielleicht die wirkſamſte, wenigſtens eine ſehr reine Triebfeder zur Verbeſſerung der Welt worden *). Aber auch dieſer Schritt des über ſeine Zeit hocherhabenen Mannes war zu früh; die reichen, ſybaritiſchen Städte Großgriechenlands nebſt ihren Tyrannen begehrten ſolche Sittenwächter nicht, und die Pythagoräer wurden ermordet.

* * *

*) S. in Meiners Geſchichte der Wiſſenſchaften in Griechenland und Rom Th. I. die Geſchichte dieſer Geſellſchaft.

Es iſt ein zwar oft wiederholter, aber wie mich dünkt, überſpannter Lobſpruch des menſchenfreundlichen Sokrates, daß Er's zuerſt und vorzüglich geweſen ſey, der die Philoſophie vom Himmel auf die Erde gerufen und mit dem ſittlichen Leben der Menſchen befreundet habe; wenigſtens gilt der Lobſpruch nur die Perſon Sokrates ſelbſt und den engen Kreis ſeines Lebens. Lange vor ihm waren Philoſophen geweſen, die ſittlich und thätig für die Menſchen philoſophirt hatten, da vom fabelhaften Orpheus an, eben dieß der bezeichnende Charakter der griechiſchen Cultur war. Auch Pythagoras hatte durch ſeine Schule eine viel größere Anlage zur Bildung menſchlicher Sitten gemacht, als Sokrates durch alle ſeine Freunde je hatte machen mögen. Daß dieſer die höhere Abſtraktion nicht liebte, lag an ſeinem Stande, am Kreiſe ſeiner Kenntniſſe, vorzüglich aber an ſeiner Zeit und Lebensweiſe. Die Syſteme der Einbildungskraft ohne fernere Naturerfahrungen waren erſchöpft, und die griechiſche Weisheit ein gaukelndes Geſchwätz der Sophiſten worden, daß es alſo keines großen Schrittes bedurfte, das zu verachten oder beiſeit zu legen, was nicht weiter zu übertreffen war. Vor

dem ſchimmernden Geiſte der Sophiſten ſchützte ihn ſein Dämon, ſeine natürliche Redlichkeit und der bürgerliche Gang ſeines Lebens. Dieſer ſteckte zugleich ſeiner Philoſophie das eigentliche Ziel der Menſchheit vor, das beinahe auf alle, mit denen er umging, ſo ſchöne Folgen hatte; allerdings gehörte aber zu dieſer Wirkſamkeit die Zeit, der Ort und der Kreis von Menſchen, mit denen Sokrates lebte. Anderswo wäre der bürgerliche Weiſe ein aufgeklärter tugendhafter Mann geweſen, ohne daß wir vielleicht ſeinen Namen wüßten; denn keine Erfindung, keine neue Lehre iſt's, die er, ihm eigen, ins Buch der Zeiten verzeichnet; nur durch ſeine Methode und Lebensweiſe, durch die moraliſche Bildung, die er ſich ſelbſt gegeben hatte und Andern zu geben ſuchte, vorzüglich endlich durch die Art ſeines Todes ward er der Welt ein Muſter. Es gehörte viel dazu, ein Sokrates zu ſeyn, vor Allem die ſchöne Gabe, entbehren zu können, und der feine Geſchmack an moraliſcher Schönheit, den er bei ſich zu einer Art von Inſtinct erhöhet zu haben ſcheinet; indeſſen hebe man auch dieſen beſcheidnen edeln Mann nicht über die Sphäre empor, in welche ihn die Vorſehung ſelbſt ſtellte.

* * *

Ein ganz anderer war Ariſtoteles Geiſt, der ſcharfſinnigſte, feſteſte und trockenſte vielleicht, der je den Griffel geführet. Seine Philoſophie iſt freilich mehr die Philoſophie der Schule, als des gemeinen Lebens, inſonderheit in den Schriften, die wir von ihm haben, und nach der Weiſe, wie man ſie gebrauchte; um ſo mehr aber hat die reine Vernunft und Wiſſenſchaft durch ihn gewonnen, ſo daß er in ihrem Gebiet als ein Monarch der Zeiten daſteht.

* * *

Seine beſſern Schriften aber, die Naturgeſchichte und Phyſik, die Ethik und Moral, die Politik, Poetik und Redekunſt erwarten noch manche glückliche Anwendung. Zu beklagen iſt's, daß ſeine hiſtoriſchen Werke untergegangen ſind und daß wir auch ſeine Naturgeſchichte nur im Auszuge haben. Wer indeſſen den Griechen den Geiſt reiner Wiſſenſchaft abſpricht, möge ihren Ariſtoteles und Euklides leſen, Schriftſteller, die in ihrer Art nie übertroffen wurden; denn auch das war Platons und Ariſtoteles Verdienſt, daß ſie den Geiſt der Naturwiſſenſchaft und Mathematik erweckten, der über alles Moraliſi-

ren hinaus ins Große geht und für alle Zeiten wirket. Mehrere Schüler derselben waren Beförderer der Astronomie, Botanik, Anatomie und andrer Wissenschaften, wie denn Aristoteles selbst bloß mit seiner Naturgeschichte den Grund zu einem Gebäude gelegt hat, an welchem noch Jahrhunderte bauen werden. Zu allem Gewissen der Wissenschaft, wie zu allem Schönen der Form ist in Griechenland der Grund gelegt worden; leider aber, daß uns das Schicksal von den Schriften seiner gründlichsten Weisen so wenig gegönnt hat! Was übrig geblieben ist, ist vortrefflich; das Vortrefflichste ging vielleicht unter.

* * *

Das Schicksal mit eisernem Fuß geht einen andern Gang fort, als daß es auf die Unsterblichkeit einzelner menschlicher Werke in Wissenschaft oder in Kunst rechne. Die gewaltigen Propyläen Athens, alle Tempel der Götter, jene prächtigen Paläste Mauern, Colossen, Bildsäulen, Sitze, Wasserleitungen, Straßen, Altäre, die das Alterthum für die Ewigkeit schuf, sind durch die Wuth der Zerstörer da-

dahin; und einige ſchwache Gedankenblätter des menſchlichen Nachſinnens und Fleißes ſollten verſchont bleiben? Vielmehr iſt zu verwundern, daß wir derſelben noch ſo viel haben, und vielleicht haben wir an ihnen noch zu viel, als daß wir ſie alle gebraucht hätten, wie ſie zu gebrauchen wären. Laſſet uns jetzt zum Aufſchluß deſſen, was wir bisher einzeln durchgingen, die Geſchichte Griechenlands im Ganzen betrachten; ſie trägt ihre Philoſophie Schritt vor Schritt belehrend mit ſich.

* * *

Sowohl in Kriegs- als Staatsſachen haben die erfahrenſten Männer der römiſchen und neueren Welt von den Griechen gelernet: denn die Art des Krieges möge ſich mit den Waffen, der Zeit und der Weltlage ändern; der Geiſt der Menſchen, der da erfindet, überredet, ſeine Anſchläge bedeckt, angreift, vorrückt, ſich vertheidigt oder zurückziehet, die Schwächen ſeiner Feinde ausſpähet und ſo oder alſo ſeinen Vortheil gebraucht oder mißbraucht, wird zu allen Zeiten derſelbe bleiben.

* * *

In der phyſiſchen Natur zählen wir nie auf Wunder: wir bemerken Geſetze, die wir allenthalben gleich wirkſam, unwandelbar und regelmäßig finden; wie? und das Reich der Menſchheit mit ſeinen Kräften, Veränderungen und Leidenſchaften ſollte ſich dieſer Naturkette entwinden? Setzet Sineſen nach Griechenland, und es wäre unſer Griechenland nie entſtanden; ſetzt unſre Griechen dahin, wohin Darius die gefangenen Eretrier führte: ſie werden kein Sparta und Athen bilden. Betrachtet Griechenland jetzt; ihr findet die alten Griechen, ja oft ihr Land nicht mehr. Sprächen ſie nicht noch einen Reſt ihrer Sprache, ſähet ihr nicht noch Trümmer ihrer Denkart, ihrer Kunſt, ihre Städte, oder wenigſtens ihre alten Flüſſe und Berge; ſo müßtet ihr glauben, das alte Griechenland ſey euch als eine Inſel der Kalypſo oder des Alcinous vorgedichtet worden. Wir nun dieſe neuern Griechen nur durch die Zeitfolge, in einer gegebenen Reihe von Urſachen und Wirkungen das worden ſind, was ſie wurden; nicht minder jene alten, nicht minder jede Nation der Erde. Die ganze Menſchengeſchichte iſt eine reine Naturgeſchichte

menſchlicher Kräfte, Handlungen und Triebe nach Ort und Zeit.

* * *

Man gehe die verlornen und erhaltenen Schriften, die verſchwundenen und übriggebliebenen Werke der Kunſt ſammt den Nachrichten über ihre Erhaltung und Zerſtörung durch und wage es, die Regel anzuzeigen, nach welcher in einzelnen Fällen das Schickſal erhielt oder zerſtörte? Ariſtoteles ward in einem Exemplar unter der Erde, andre Schriften als verworfne Pergamente in Kellern und Kiſten, der Spötter Ariſtophanes unter dem Kopfkiſſen des H. Chryſoſtomus erhalten, damit dieſer aus ihm predigen lernte, und ſo ſind die verworfenſten kleinſten Wege gerade diejenigen geweſen, von denen unſre ganze Aufklärung abhing. Nun iſt unſre Aufklärung unſtreitig ein großes Ding in der Weltgeſchichte: ſie hat faſt alle Völker in Aufruhr gebracht und legt jetzt mit Herſchel die Milchſtraßen des Himmels wie Strata aus einander. Und dennoch, von welchen kleinen Umſtänden hing ſie ab,

die uns das Glas und einige Bücher brachten! so daß wir ohne dieſe Kleinigkeiten vielleicht noch wie unſere alten Brüder die unſterblichen Scythen mit Weibern und Kindern auf Wagenhäuſern führen. Hätte die Reihe der Begebenheiten es gewollt, daß wir ſtatt griechiſcher mongoliſche Buchſtaben erhalten ſollten: ſo ſchrieben wir jetzt mongoliſch und die Erde ginge deßhalb mit ihren Jahren und Jahrszeiten ihren großen Gang fort, eine Ernährerin alles deſſen, was nach göttlichen Naturgeſetzen auf ihr lebet und wirket.

Roms Einrichtungen zu einem herrſchenden Staats- und Kriegsgebäude.

1. Der Römiſche Senat, wie das Römiſche Volk waren von frühen Zeiten an Krieger; Rom, von ſeinem höchſten bis im Nothfall zum niedrigſten Gliede, war ein Kriegsſtaat. Der Senat rathſchlagte: er gab aber auch in ſeinen Patriciern Feldherren und Geſandte: der wohlhabende Bürger, von ſeinem ſiebzehnten bis zum ſechs und vierzig- oder gar funfzigſten Jahr, mußte

zu Felde dienen. Wer nicht zehn Kriegszüge gethan hatte, war keiner obrigkeitlichen Stelle würdig. Daher alſo der Staatsgeiſt der Römer im Felde, ihr Kriegsgeiſt im Staat. Ihre Berathſchlagungen waren über Sachen, die ſie kannten, ihre Entſchlüſſe wurden Thaten. Der Römiſche Geſandte prägte Königen Ehrfurcht ein; denn er konnte zugleich Heere führen, und im Senat ſowohl als im Felde das Schickſal über Königreiche entſcheiden. Das Volk der obern Centurien war keine rohe Maſſe des Pöbels; es beſtand aus Kriegs-, Länder-, Geſchäfterfahrnen, begüterten Männern. Die ärmern Centurien galten mit ihren Stimmen auch minder, und wurden in den beſſern Zeiten Roms des Krieges nicht einmal fähig geachtet.

2. Dieſer Beſtimmung ging die Römiſche Erziehung inſonderheit in den edlen Geſchlechtern entgegen. Man lernte rathſchlagen, reden, ſeine Stimme geben oder das Volk lenken; man ging früh in den Krieg und bahnte ſich den Weg zu Triumphen oder Ehrengeſchenken und Staatsämtern. Daher der ſo eigne Charakter der Römiſchen Geſchichte und Beredſamkeit, ſelbſt ihrer

Rechtsgelehrſamkeit und Religion, Philoſophie und Sprache; alle hauchen einen Staats- und Thatengeiſt, einen männlichen, kühnen Muth, mit Verſchlagenheit und Bürger-Urbanität verbunden. Es läßt ſich beinahe kein größerer Unterſchied gedenken, als wenn man eine ſineſiſche oder jüdiſche und römiſche Geſchichte oder Beredſamkeit mit einander vergleichet. Auch vom Geiſte der Griechen, Sparta ſelbſt nicht ausgenommen, iſt der römiſche Geiſt verſchieden, weil er bei dieſem Volk gleichſam auf einer härtern Natur, auf älterer Gewohnheit, auf feſtern Grundſätzen ruhet. Der römiſche Senat ſtarb nicht aus; ſeine Schlüſſe, ſeine Maximen und der von Romulus hergeerbte Römer-Charakter war ewig.

3. Die römiſchen Feldherren waren oft Conſuls, deren Amt und Feldherrn-Würde gewöhnlich nur ein Jahr dauerte: ſie mußten alſo eilen, um im Triumph zurückzukehren, und der Nachfolger eilte ſeines Vorfahren Götter-Ehre nach. Daher der unglaubliche Fortgang und die Vervielfältigung der römiſchen Kriege; einer entſtand aus dem andern, wie einer den andern trieb. Man ſparete ſich ſogar Gelegenheiten auf, um künftige Feld-

züge zu beginnen, wenn der jetzige vollendet wäre, und wucherte mit denſelben wie mit einem Kapital der Beute, des Glücks und der Ehre. Daher das Intereſſe, das die Römer ſo gern an fremden Völkern nahmen, denen ſie ſich als Bundes- und Schutzverwandte, oder als Schiedsrichter, gewiß nicht aus Menſchenliebe, aufdrängten. Ihre Bundesfreundſchaft ward Vormundſchaft, ihr Rath Befehl, ihre Entſcheidung Krieg oder Herrſchaft. Nie hat es einen kältern Stolz und zuletzt eine ſchaamloſere Kühnheit des befehlenden Aufdringens gegeben, als dieſe Römer bewieſen haben; ſie glaubten, die Welt ſey die ihre und darum ward ſie's.

4. Auch der römiſche Soldat nahm an den Ehren und am Lohne des Feldherrn Theil. In den erſten Zeiten der Bürgertugend Roms diente man um keinen Sold: nachher ward er ſparſam ertheilt; mit den Eroberungen aber und der Emporhebung des Volks durch ſeine Tribunen wuchſen Sold, Lohn und Beute. Oft wurden die Aecker der Ueberwundenen unter die Soldaten vertheilt, und es iſt bekannt, daß die meiſten und älteſten Streitigkeiten der römiſchen Republik über die Austhei-

lung der Aecker unter das Volk entſtanden. Späterhin bei auswärtigen Eroberungen nahm der Soldat an der Beute, und durch Ehre ſowohl als durch reiche Geſchenke am Triumph ſeines Feldherrn ſelbſt Theil. Es gab Bürger-, Mauer-, Schiffskronen, und L. Dentatus konnte ſich rühmen, „daß, da er hundert und zwanzig Treffen beigewohnt, acht Mal im Zweikampf geſiegt, vorn am Leibe fünf und vierzig Wunden und hinten keine erhalten, er dem Feinde fünf und dreißig Mal die Waffen abgezogen und mit achtzehn unbeſchlagenen Spießen, mit fünf und zwanzig Pferdezierathen, mit drei und achtzig Ketten, hundert und ſechzig Armringen, mit ſechs und zwanzig Kronen, nämlich vierzehn Bürger-, acht goldenen, drei Mauer- und einer Errettungskrone, außerdem mit baarem Gelde, zehn Gefangenen und zwanzig Ochſen beſchenkt ſey.“

* * *

6. Der größte Theil der geprieſenen Römertugend iſt uns ohne die enge, harte Verfaſſung ihres Staats unerklärlich; jene fiel weg, ſobald dieſe wegfiel. Die Conſuls traten in die

Stelle der Könige und wurden nach den älteſten Beiſpielen gleichſam gedrungen, eine mehr als königliche, eine römiſche Seele zu beweiſen; alle Obrigkeiten, inſonderheit die Cenſors, nahmen an dieſem Geiſte Theil. Man erſtaunt über die ſtrenge Unpartheilichkeit, über die uneigennützige Großmuth, über das geſchäftvolle bürgerliche Leben der alten Römer vom Anbruch des Tages an, ja noch vor Anbruch deſſelben bis in die ſpäte Dämmerung. Kein Staat der Welt hat es vielleicht in dieſer ernſten Geſchäftigkeit, in dieſer bürgerlichen Härte ſo weit als Rom gebracht, in welchem ſich alles nahe zuſammendrängte. Der Adel ihrer Geſchlechter, der ſich auch durch Geſchlechtsnamen glorreich auszeichnete, die immer erneuete Gefahr von außen und das unaufhörlich-kämpfende Gegengewicht zwiſchen dem Volk und den Edlen von innen; wiederum das Band zwiſchen beiden durch Clientelen und Patronate, das gemeinſchaftliche Drängen an einander auf Märkten, in Häuſern, in politiſchen Tempeln, die nahen und doch genau abgetheilten Gränzen zwiſchen dem, was dem Rath und dem Volk gehörte, ihr enges häusliches Leben, die Erziehung der Jugend im Anblick dieſer Dinge

von Kindheit auf; alles trug dazu bei, das römiſche Volk zum ſtolzeſten, erſten Volk der Welt zu bilden. Ihr Adel war nicht, wie bei andern Völkern, ein träger Landgüter- oder Namen-Adel; es war ein ſtolzer Familien-, ein Bürger- und Römergeiſt in den erſten Geſchlechtern, auf welchen das Vaterland als auf ſeine ſtärkſte Stütze rechnete: in fortgeſetzter Wirkſamkeit, im daurenden Zuſammenhange deſſelben ewigen Staates erbte es von Vätern auf Kinder und Enkel hinunter. Ich bin gewiß, daß in den gefährlichſten Zeiten kein Römer einen Begriff davon gehabt habe, wie Rom untergehen könne: ſie wirkten für ihre Stadt, als ſey ihr von den Göttern die Ewigkeit beſchieden und als ob ſie Werkzeuge dieſer Götter zur ewigen Erhaltung derſelben wären. Nur als das ungeheure Glück den Muth der Römer zum Uebermuth machte: da ſagte ſchon Scipio beim Untergange Karthago's jene Verſe Homers, die auch ſeinem Vaterlande das Schickſal Troja's weiſſagten.

6. Die Art, wie die Religion mit dem Staat in Rom verwebt war, trug allerdings zu ſeiner bürgerlich-kriegeriſchen

Größe bei. Da ſie vom Anbeginn der Stadt und in den tapferſten Zeiten der Republik in den Händen der angeſehenſten Familien, der Staats- und Kriegsmänner ſelbſt war, ſo daß auch noch die Kaiſer ſich ihrer Würden nicht ſchämten; ſo bewahrte ſie ſich in ihren Gebräuchen vor jener wahren Peſt aller Landesreligionen, der Verachtung, die der Senat auf alle Weiſe von ihr abzuhalten ſtrebte. Der ſtaatskluge Polybius ſchrieb alſo einen Theil der Römertugenden, vornämlich ihre unbeſtechliche Treue und Wahrheit der Religion zu, die er Aberglauben nannte; und wirklich ſind die Römer bis in die ſpäten Zeiten ihres Verfalls dieſem Aberglauben ſo ergeben geweſen, daß auch einige Feldherren vom wildeſten Gemüth ſich die Geberde eines Umganges mit den Göttern gaben und durch ihre Begeiſterung, wie durch ihren Beiſtand nicht nur über die Gemüther des Volkes und Heers, ſondern ſelbſt über das Glück und den Zufall Macht zu haben glaubten. Mit allen Staats- und Kriegshandlungen war Religion verbunden, alſo daß jene durch dieſe geweihet wurden; daher die edlen Geſchlechter für den Beſitz der Religionswürden als für ihr heiligſtes Vorrecht gegen das Volk kämpf-

ten. Man ſchreibt dieſes gemeiniglich bloß ihrer Staatsklugheit zu, weil ſie durch die Auſpicien und Aruſpicien, als durch einen künſtlichen Religionsbetrug, den Lauf der Begebenheiten in ihrer Hand hatten; aber wiewohl ich nicht läugne, daß dieſe auch alſo gebraucht worden, ſo war dieß die ganze Sache nicht. Die Religion der Väter und Götter Roms war dem allgemeinen Glauben nach die Stütze ihres Glücks, das Unterpfand ihres Vorzuges vor andern Völkern und das geweihete Heiligthum ihres in der Welt einzigen Staates. Wie ſie nun im Anfange keine fremden Götter aufnahmen, ob ſie wohl die Götter jedes fremden Landes ſchoneten; ſo ſollte auch ihren Göttern der alte Dienſt, durch den ſie Römer geworden waren, bleiben. Hierin etwas verändern, hieß die Grundſäule des Staats verrücken.

7. Was ſoll ich von der römiſchen Kriegskunſt ſagen? „nie nachzulaſſen, bis der Feind im Staube lag, und daher immer nur mit einem Feinde zu ſchlagen; nie Frieden anzunehmen im Unglück, wenn auch der Friede mehr als der Sieg brächte, ſondern feſt zu ſtehen und deſto trotziger zu ſeyn gegen den

glücklichen Sieger; großmüthig und mit der Larve der Uneigennützigkeit anzufangen, als ob man nur Leidende zu ſchützen, nur Bundesverwandte zu gewinnen ſuchte, bis man zeitig genug den Bundesgenoſſen befehlen, die Beſchützten unterdrücken und über Freund und Feind als Sieger triumphiren konnte." Dieſe und ähnliche Maximen römiſcher Inſolenz, oder wenn man will, felſenfeſter, kluger Großmuth machten eine Welt von Ländern zu ihren Provinzen, und werden es immer thun, wenn ähnliche Zeiten mit einem ähnlichen Volke wiederkämen.

Charakter, Wiſſenſchaften und Künſte der Römer.

Woher entſprang der große Charakter der Römer? Er entſprang aus ihrer Erziehung, oft ſogar aus dem Namen der Perſon und des Geſchlechtes, aus ihren Geſchäften, aus dem Zuſammendrange des Raths, des Volks, und aller Völker im Mittelpunkt der Weltherrſchaft; ja endlich aus der glücklich-unglückli-

chen Nothwendigkeit ſelbſt, in der ſich die Römer fanden. Daher theilte er ſich auch allem mit, was an der römiſchen Größe Theil nahm, nicht nur den edeln Geſchlechtern, ſondern auch dem Volke; und Männern ſowohl als den Weibern. Die Tochter Scipio's und Cato's, die Gattin Brutus, der Gracchen Mutter und Schweſter konnten ihrem Geſchlecht nicht unwürdig handeln; ja oft übertrafen edle Römerinnen die Männer ſelbſt an Klugheit und Würde. So war Terentia heldenmüthiger als Cicero, Veturia edler als Coriolan, Paulina ſtärker als Seneka u. ſ. In keinem morgenländiſchen Harem, in keinem Gynäceum der Griechen konnten, bei aller Anlage der Natur, weibliche Tugenden hervorſproſſen, wie im öffentlichen und häuslichen Leben der Römer; freilich aber auch in verdorbenen Zeiten weibliche Laſter, vor denen die Menſchheit ſchaudert. Schon nach Ueberwindung der Lateiner wurden hundert und ſiebenzig römiſche Gemahlinnen eins, ihre Männer mit Gift hinzurichten, und tranken, als ſie entdeckt waren, ihre bereitete Arzenei wie Helden. Was unter den Kaiſern die Weiber in Rom vermochten und ausüb-

ten, iſt unſäglich. Der ſtärkſte Schatte gränzt an's ſtärkſte Licht: eine Stiefmutter Livia, und die treue Antonia: Druſus, eine Plancina und Agrippina: Germanikus, eine Meſſalina und Oktavia ſtehen dicht an einander.

* * *

„Vorübergehend iſt alles in der Geſchichte; die Aufſchrift ihres Tempels heißt: Nichtigkeit und Verweſung. Wir treten den Staub unſrer Vorfahren und wandeln auf dem eingeſunknen Schutt zerſtörter Menſchen: Verfaſſungen und Königreiche. Wie Schatten gingen uns Aegypten, Perſien, Griechenland, Rom vorüber; wie Schatten ſteigen ſie aus den Gräbern hervor, und zeigen ſich in der Geſchichte.

„Und wenn irgend ein Staatsgebäude ſich ſelbſt überlebte; wer wünſcht ihm nicht einen ruhigen Hingang? Wer fühlt nicht Schauder, wenn er im Kreiſe lebendig: wirkender Weſen auf Todtengewölbe alter Einrichtungen ſtößt, die den Lebendigen Licht und Wohnung rauben? Und wie bald, wenn der Nachfol-

ger dieſe Katakomben hinwegräumt, werden auch ſeine Einrichtungen dem Nachfolger gleiche Grabgewölbe dünken, und von ihm unter die Erde geſandt werden.

„Die Urſache dieſer Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge liegt in ihrem Weſen, in dem Ort, den ſie bewohnen, in dem ganzen Geſetz, das unſre Natur bindet. Der Leib der Menſchen iſt eine zerbrechliche, immer verneuete Hülle, die endlich ſich nicht mehr erneuen kann; ihr Geiſt aber wirkt auf Erden nur in und mit dem Leibe. Wir dünken uns ſelbſtſtändig, und hangen von allem in der Natur ab; in eine Kette wandelbarer Dinge verflochten, müſſen auch wir den Geſetzen ihres Kreislaufs folgen, die keine andre ſind, als Entſtehen, Seyn und Verſchwinden. Ein loſer Faden knüpft das Geſchlecht der Menſchen, der jeden Augenblick reißt, um von neuem geknüpft zu werden. Der kluggewordene Greis geht unter die Erde, damit ſein Nachfolger ebenfalls wie ein Kind beginne, die Werke ſeines Vorgängers vielleicht als ein Thor zerſtöre, und dem Nachfolger dieſelbe nichtige Mühe überlaſſe, mit der auch Er ſein Leben verzehret. So ketten ſich Tage: ſo ketten Geſchlechter und Reiche ſich an einander. Die Sonne geht unter,

ter, damit Nacht werde und Menſchen ſich über eine neue Morgenröthe freuen mögen.

„Und wenn bei dieſem Allen nur noch einiger Fortgang merklich wäre; wo zeigt dieſer ſich aber in der Geſchichte? Allenthalben ſiehet man in ihr Zerſtörung, ohne wahrzunehmen, daß das Erneuete beſſer als das Zerſtörte werde. Die Nationen blühen auf und ab; in eine abgeblühete Nation kommt keine junge, geſchweige eine ſchönere Blüthe wieder. Die Cultur rückt fort, ſie wird aber damit nicht vollkommener: am neuen Ort werden neue Fähigkeiten entwickelt, die alten des alten Orts gingen unwiederbringlich unter. Waren die Römer weiſer und glücklicher als es die Griechen waren? und ſind wir's mehr als beide?

„Die Natur des Menſchen bleibt immer dieſelbe; im zehntauſendſten Jahre der Welt wird er mit Leidenſchaften geboren, wie er im zweiten derſelben mit Leidenſchaften geboren ward, und durchläuft den Gang ſeiner Thorheiten zu einer ſpäten, unvollkommenen, nutzloſen Weisheit. Wir gehen in einem Labyrinth umher, in welchem unſer Leben nur eine Spanne

abſchneidet; daher es uns faſt gleichgültig ſeyn kann, ob der Irrweg Entwurf und Ausgang habe.

„Trauriges Schickſal des Menſchengeſchlechts, das mit allen ſeinen Bemühungen an Ixions Rad, an Siſyphus Stein gefeſſelt, und zu einem tantaliſchen Sehnen verdammt iſt. Wir müſſen wollen, wir müſſen ſterben, ohne daß wir je die Frucht unſrer Mühe vollendet ſähen, oder aus der ganzen Geſchichte ein Reſultat menſchlicher Beſtrebungen lernten. Stehet ein Volk allein da, ſo nutzt ſich ſein Gepräge unter der Hand der Zeit ab; kommt es mit andern in's Gedränge, ſo wird es in den ſchmelzenden Tiegel geworfen, in welchem ſich die Geſtalt deſſelben gleichfalls verlieret. So bauen wir auf's Eis, ſo ſchreiben wir in die Welle des Meer's; die Welle verrauſcht, das Eis zerſchmilzt und hin iſt unſer Pallaſt, wie unſre Gedanken.

„Wozu alſo die unſelige Mühe, die Gott dem Menſchengeſchlechte in ſeinem kurzen Leben zum Tagwerk gab? wozu die Laſt, unter der ſich Jeder zum Grabe hinabarbeitet? Und Niemand wurde gefragt, ob er ſie über ſich nehmen, ob er auf dieſer Stelle, zu dieſer Zeit, in dieſem Kreiſe geboren ſeyn wollte?

Ja, da das meiſte Uebel der Menſchen von ihnen ſelbſt, von ihrer ſchlechten Verfaſſung und Regierung, vom Trotz der Unterdrücker, und von einer beinahe unvermeidlichen Schwachheit der Beherrſcher und der Beherrſchten herrühret; welch ein Schickſal war's, das den Menſchen unter das Joch ſeines eignen Geſchlechts, unter die ſchwache oder tolle Willkühr ſeiner Brüder verkaufte? Man rechne die Zeitalter des Glückes und Unglücks der Völker, ihrer guten und böſen Regenten, ja auch bei den beſten derſelben die Summe ihrer Weisheit und Thorheit, ihrer Vernunft und Leidenſchaften zuſammen, welche ungeheure Negative wird man zuſammenzählen! Betrachte die Deſpoten Aſiens, Afrika's, ja beinahe der ganzen Erdrunde: ſiehe jene Ungeheuer auf dem römiſchen Thron, unter denen Jahrhunderte hin eine Welt litt: zähle die Verwirrungen und Kriege, die Unterdrückungen und leidenſchaftlichen Tumulte zuſammen, und bemerke überall den Ausgang. Ein Brutus ſinkt und Antonius triumphiret; Germanikus geht unter, und Tiberius, Caligula, Nero herrſchen; Ariſtides wird verbannt, Confucius flieht umher, Sokrates, Phocion, Seneka ſterben. Freilich iſt hier allenthalben

der Satz kenntlich: „was iſt, das iſt: was werden kann, wird: was untergehen kann, geht unter.“

* * *

„Der Menſch ſey Menſch! er bilde ſich ſeinen Zuſtand nach dem, was er für das Beſte erkennet.“ Hiezu bemächtigten ſich die Völker ihres Landes und richteten ſich ein, wie ſie konnten. Aus dem Weide und dem Staat, aus Sklaven, Kleidern und Häuſern: aus Ergötzungen und Speiſen, aus Wiſſenſchaft und Kunſt iſt hie und da auf der Erde alles gemacht worden, was man zu ſeinem oder des Ganzen Beſten daraus machen zu können glaubte. Ueberall alſo finden wir die Menſchheit im Beſitz und Gebrauch des Rechtes, ſich zu einer Art von Humanität zu bilden, nachdem es ſolche erkannte. Irrten ſie, oder blieben auf dem halben Wege einer ererbten Tradition ſtehen, ſo litten ſie die Folgen ihres Irrthums und büßten ihre eigne Schuld. Die Gottheit hatte ihnen in nichts die Hände gebunden, als durch das was ſie waren, durch Zeit, Ort, und die ihnen einwohnenden Kräfte. Sie kam ihnen bei ihren Fehlern auch nirgend durch Wunder zu Hülfe, ſondern ließ dieſe

Fehler wirken, damit Menſchen ſolche ſelbſt beſſern lernten.

* * *

Nicht zu verkennen ſind die Fortſchritte, die die Völker an den Küſten des mittelländiſchen Meeres in ihrer größern Regſamkeit gemacht haben. Sie ſchüttelten das Joch des Deſpotismus alter Regierungsformen und Traditionen ab, und bewieſen damit das große gütige Geſetz des Menſchenſchickſals: „daß was ein Volk, oder ein geſammtes Menſchengeſchlecht zu ſeinem eignen Beſten mit Ueberlegung wolle und mit Kraft ausführe, das ſey ihm auch von der Natur vergönnet, die weder Deſpoten noch Traditionen, ſondern die beſte Form der Humanität ihnen zum Ziel ſetzte.“

Wunderbar-ſchön verſöhnt uns der Grundſatz dieſes göttlichen Naturgeſetzes nicht nur mit der Geſtalt unſres Geſchlechts auf der weiten Erde, ſondern auch mit den Veränderungen deſſelben durch alle Zeiten hinunter. Allenthalben iſt die Menſchheit das, was ſie aus ſich machen konnte, was ſie zu werden Luſt und Kraft hatte.

* * *

Je mehr die Vernunft unter den Menſchen zunimmt, deſto mehr muß man's von Jugend auf einſehen lernen, daß es eine ſchönere Größe giebt, als die menſchenfeindliche Tyrannengröße, daß es beſſer und ſelbſt ſchwerer ſey, ein Land zu bauen als es zu verwüſten, Städte einzurichten, als ſolche zu zerſtören. Die fleißigen Aegypter, die ſinnreichen Griechen, die handelnden Phönicier haben in der Geſchichte nicht nur eine ſchönere Geſtalt, ſondern ſie genoſſen auch während ihres Daſeyns ein viel angenehmeres und nützlicheres Leben, als die zerſtörenden Perſer, die erobernden Römer, die geizigen Karthaginenſer. Das Andenken jener blühet noch in Ruhm, und ihre Wirkung auf Erden iſt mit wachſender Kraft unſterblich; dagegen die Verwüſter mit ihrer dämoniſchen Uebermacht nichts anders erreichten, als daß ſie auf dem Schutthaufen ihrer Beute ein üppiges, elendes Volk wurden, und zuletzt ſelbſt den Giftbecher einer ärgern Vergeltung tranken.

* * *

Inniges Vergnügen fühlt unſre Seele, wenn ſie den Balſam, der in den Naturgeſetzen der Menſch-

heit liegt, nicht nur empfindet, ſondern ihn auch, kraft ſeiner Natur, ſich unter den Menſchen wider ihren Willen ausbreiten und Raum ſchaffen ſiehet. Das Vermögen zu fehlen konnte ihnen die Gottheit ſelbſt nicht nehmen; ſie legte es aber in die Natur des menſchlichen Fehlers, daß er früher oder ſpäter ſich als ſolchen zeigen, und dem rechnenden Geſchöpf offenbar werden mußte.

* * *

Großer Vater der Menſchen, welche leichte und ſchwere Lection gabſt du deinem Geſchlecht auf Erden zu ſeinem ganzen Tagewerk auf! Nur Vernunft und Billigkeit ſollen ſie lernen; üben ſie dieſelbe, ſo kommt von Schritt zu Schritt Licht in ihre Seele, Güte in ihr Herz, Vollkommenheit in ihren Staat, Glückſeligkeit in ihr Leben. Mit dieſen Gaben beſchenkt, und ſolche treu anwendend, kann der Neger ſeine Geſellſchaft einrichten wie der Grieche, der Troglodyt wie der Sineſe. Die Erfahrung wird Jeden weiter führen, und die Vernunft ſowohl als die Billigkeit ſeinen Geſchäften Beſtand, Schönheit und Ebenmaß geben. Verläſſet er ſie aber, die weſentlichen

Führerinnen ſeines Lebens, was iſt's das ſeinem Glück Dauer geben, und ihn den Rachgöttinnen der Inhumanität entziehen möge?

* * *

Wo ſind die Zeiten, da die Völker wie Troglodyten hie und da in ihren Höhlen, hinter ihren Mauern ſaßen, und jeder Fremdling ein Feind war? Da half, bloß und allein mit der Zeitenfolge, keine Höhle, keine Mauer; die Menſchen mußten ſich einander kennen lernen, denn ſie ſind alleſammt nur ein Geſchlecht auf einem nicht großen Planeten. Traurig genug, daß ſie ſich einander faſt allenthalben zuerſt als Feinde kennen lernten und einander wie Wölfe anſtaunten; aber auch dieß war Naturordnung. Der Schwache fürchtete ſich vor dem Stärkern, der Betrogne vor dem Betrüger, der Vertriebne vor dem, der ihn abermals vertreiben könnte, das unerfahrne Kind endlich vor jedem Fremden. Dieſe jugendliche Furcht indeß und alles, wozu ſie mißbraucht' wurde, konnte den Gang der Natur nicht ändern: das Band der Vereinigung zwiſchen mehreren Nationen ward geknüpft, wenn gleich durch die Rohheit der Men-

ſchen zuerſt auf harte Weiſe. Die wachſende Vernunft kann den Knoten brechen, ſie kann aber das Band nicht löſen, noch weniger alle die Entdeckungen ungeſchehen machen, die jetzt einmal geſchehen ſind. Moſes und Orpheus, Homers und Herodots, Strabo's und Plinius Erdgeſchichte, was ſind ſie gegen die unſre? Was iſt der Handel der Phönicier, Griechen und Römer gegen Europa's Handel? Und ſo iſt uns mit dem was bisher geſchehen iſt, auch der Faden des Labyrinths in die Hand gegeben, was künftig geſchehen werde. Der Menſch, ſo lange er Menſch iſt, wird nicht ablaſſen, ſeinen Planeten zu durchwandern, bis dieſer ihm ganz bekannt ſey, weder die Stürme des Meers, noch Schiffbrüche, noch jene ungeheuren Eisberge und Gefahren der Nord- und Südwelt werden ihn davon abhalten, da ſie ihn bisher von den ſchwerſten erſten Verſuchen, ſelbſt in Zeiten einer ſehr mangelhaften Schifffahrt, nicht haben abhalten mögen. Der Funke zu allen dieſen Unternehmungen liegt in ſeiner Bruſt, in der Menſchennatur. Neugierde, und die unerſättliche Begierde nach Gewinn, nach Ruhm, nach Entdeckungen und größerer Stärke, ſelbſt neue Bedürfniſſe und Unzu-

friedenheiten, die im Laufe der Dinge, wie ſie jetzt ſind, unwidertreiblich liegen, werden ihn dazu aufmuntern, und die Gefahrenbeſieger der vorigen Zeit, berühmte glückliche Vorbilder, werden ihn noch mehr beflügeln. Der Wille der Vorſehung wird alſo durch gute und böſe Triebfedern befördert werden, bis der Menſch ſein ganzes Geſchlecht kenne und darauf wirke. Ihm iſt die Erde gegeben, und er wird nicht nachlaſſen, bis ſie, wenigſtens dem Verſtande und dem Nutzen nach, ganz ſein ſey.

Es waltet eine weiſe Güte im Schickſal der Menſchen; daher es keine ſchönere Würde, kein dauerhafteres und reineres Glück giebt, als im Rath derſelben zu wirken.

1. Auf unſrer Erde belebte ſich Alles, was ſich auf ihr beleben konnte: denn jede Organiſation trägt in ihrem Weſen eine Verbindung mannigfaltiger Kräfte, die ſich einander beſchränken, und in dieſer Beſchränkung ein Maximum zur Dauer gewinnen konnten, in ſich. Gewannen ſie dieß nicht, ſo trennten ſich die Kräfte, und verbanden ſich anders.

2. Unter dieſen Organiſationen ſtieg auch der Menſch hervor, die Krone der Erdenſchöpfung. Zahlloſe Kräfte verbanden ſich in ihm, und gewannen ein Maximum, den Verſtand, ſo wie ihre Materie, der menſchliche Körper nach Geſetzen der ſchönſten Symmetrie und Ordnung, den Schwerpunkt. Im Charakter des Menſchen war alſo zugleich der Grund ſeiner Dauer und Glückſeligkeit, das Gepräge ſeiner Beſtimmung und der ganze Lauf ſeines Erdenſchickſals gegeben.

3. Vernunft heißt dieſer Charakter der Menſchheit: denn er vernimmt die Sprache Gottes in der Schöpfung, d. i. er ſucht die Regel der Ordnung, nach welcher die Dinge zuſammenhangend auf ihr Weſen gegründet ſind. Sein innerſtes Geſetz iſt alſo Erkenntniß der Exiſtenz und Wahrheit; Zuſammenhang der Geſchöpfe nach ihren Beziehungen und Eigenſchaften. Er iſt ein Bild der Gottheit, denn er erforſchet die Geſetze der Natur, die Gedanken, nach denen der Schöpfer ſie verband, und die er ihnen weſentlich machte. Die Vernunft kann alſo eben ſo wenig willkührlich handeln, als die Gottheit ſelbſt willkührlich dachte.

4. Vom nächſten Bedürfniß fing der Menſch an, die Kräfte der Natur zu erkennen und zu prüfen. Sein Zweck dabei ging nicht weiter als auf ſein Wohlſeyn, d. i. auf einen gleichmäßigen Gebrauch ſeiner eignen Kräfte in Ruhe und Uebung. Er kam mit andern Weſen in ein Verhältniß, und auch jetzt ward ſein eignes Daſeyn das Maß dieſer Verhältniſſe. Die Regel der Billigkeit drang ſich ihm auf, denn ſie iſt nichts als die praktiſche Vernunft, das Maß der Wirkung und Gegenwirkung zum gemeinſchaftlichen Beſtande gleichartiger Weſen.

5. Auf dieß Principium iſt die menſchliche Natur gebauet, ſo daß kein Individuum eines andern oder der Nachkommenſchaft wegen dazuſeyn glauben darf. Befolget der Niedrigſte in der Reihe der Menſchen das Geſetz der Vernunft und Billigkeit, das in ihm liegt, ſo hat er Conſiſtenz, d. i. er genießet Wohlſeyn und Dauer; er iſt vernünftig, billig, glücklich. Dieß iſt er nicht vermöge der Willkühr andrer Geſchöpfe oder des Schöpfers, ſondern nach den Geſetzen einer allgemeinen, in ſich ſelbſt gegründeten Naturordnung. Weichet er von der Regel des Rechts, ſo muß ſein ſtrafender Fehler ſelbſt ihm Unordnung zeigen und ihn

veranlaſſen, zur Vernunft und zur Billigkeit, als den Geſetzen ſeines Daſeyns und Glücks, zurückzukehren.

6. Da ſeine Natur aus ſehr verſchiedenen Elementen zuſammengeſetzt iſt, ſo thut er dieſes ſelten auf dem kürzeſten Wege; er ſchwankt zwiſchen zwei Extremen, bis er ſich ſelbſt gleichſam mit ſeinem Daſeyn abfindet, und einen Punkt der leidlichen Mitte erreicht, in welchem er ſein Wohlſeyn glaubet. Irrt er hiebei: ſo geſchiehet es nicht ohne ſein geheimes Bewußtſeyn, und er muß die Folgen ſeiner Schuld tragen. Er trägt ſie aber nur bis zu einem gewiſſen Grade, da ſich entweder das Schickſal durch ſeine eigenen Bemühungen zum Beſſern wendet, oder ſein Daſeyn weiterhin keinen innern Beſtand findet. Einen wohlthätigern Nutzen konnte die höchſte Weisheit dem phyſiſchen Schmerz und dem moraliſchen Uebel nicht geben, denn keine höhere iſt denkbar.

7. Hätte auch nur ein einziger Menſch die Erde betreten, ſo wäre an ihm der Zweck des menſchlichen Daſeyns erfüllt geweſen, wie man ihn bei ſo manchen einzelnen Menſchen und Nationen für erfüllt achten muß, die durch Ort- und Zeitbeſtimmungen von der Kette des ganzen Geſchlechts getrennet wur-

den. Da aber alles, was auf der Erde leben kann, ſo lange ſie ſelbſt in ihrem Beharrungsſtande bleibt, fortdauert, ſo hatte auch das Menſchengeſchlecht, wie alle Geſchlechter der Lebenden, Kräfte der Fortpflanzung in ſich, die dem Ganzen gemäß ihre Proportion und Ordnung finden konnten und gefunden haben. Mithin vererbte ſich das Weſen der Menſchheit, die Vernunft und ihr Organ, die Tradition auf eine Reihe von Geſchlechtern hinunter. Allmählig ward die Erde erfüllt, und der Menſch ward alles, was er in ſolchem und keinem andern Zeitraum auf der Erde werden konnte.

8. Jedem einzelnen Gliede wird die Wohlfahrt des Ganzen ſein eigenes Beſte: denn wer unter den Uebeln deſſelben leidet, hat auch das Recht und die Pflicht auf ſich, dieſe Uebel von ſich abzuhalten und ſie für ſeine Brüder zu mindern. Auf Regenten und Staaten hat die Natur nicht gerechnet; ſondern auf das Wohlſeyn der Menſchen in ihren Reichen. Jene büßen ihre Frevel und Unvernunft langſamer, als ſie der Einzelne büßet, weil ſie ſich immer nur mit dem Ganzen berechnen, in welchem das Elend jedes Armen lange unterdrückt wird; zuletzt aber bü-

ſet es der Staat und ſie mit deſto gefährlicherm Sturze. In allen dieſem zeigen ſich die Geſetze der Wiedervergeltung nicht anders als die Geſetze der Bewegung bei dem Stoße des kleinſten phyſiſchen Körpers, und der höchſte Regent Europa's bleibt den Naturgeſetzen des Menſchengeſchlechts ſo wohl unterworfen, als der Geringſte ſeines Volkes. Sein Stand verband ihn bloß, ein Haushalter dieſer Naturgeſetze zu ſeyn und bei ſeiner Macht, die er nur durch andre Menſchen hat, auch für andre Menſchen ein weiſer und gütiger Menſchengott zu werden.

9. In der allgemeinen Geſchichte alſo wie im Leben verwahrloſeter einzelner Menſchen erſchöpfen ſich alle Thorheiten und Laſter unſres Geſchlechts, bis ſie endlich durch Noth gezwungen werden, Vernunft und Billigkeit zu lernen. Was irgend geſchehen kann, geſchieht und bringt hervor, was es ſeiner Natur nach hervorbringen konnte. Dieß Naturgeſetz hindert keine, auch nicht die ausſchweifendſte Macht an ihrer Wirkung; es hat aber alle Dinge in die Regel beſchränkt, daß eine gegenſeitige Wirkung die andre aufhebe und zuletzt nur das Erſprießliche daurend bleibe. Das Böſe, das Andre verderbt, muß ſich ent-

weder unter die Ordnung ſchmiegen oder ſelbſt verderben. Der Vernünftige und Tugendhafte alſo iſt im Reich Gottes allenthalben glücklich; denn ſo wenig die Vernunft äußern Lohn begehret, ſo wenig verlangt ihn auch die innere Tugend. Mißlingt ihr Werk von außen, ſo hat nicht ſie, ſondern ihr Zeitalter davon den Schaden, und doch kann es die Unvernunft und Zwietracht der Menſchen nicht immer verhindern: es wird gelingen, wenn ſeine Zeit kommt.

10. Indeſſen gehet die menſchliche Vernunft im Ganzen des Geſchlechts ihren Gang fort: ſie ſinnet aus, wenn ſie auch noch nicht anwenden kann, ſie erfindet, wenn böſe Hände auch lange Zeit ihre Erfindung mißbrauchen. Der Mißbrauch wird ſich ſelbſt ſtrafen, und die Unordnung eben durch den unermüdeten Eifer einer immer wachſenden Vernunft mit der Zeit Ordnung werden. Indem ſie Leidenſchaften bekämpfet, ſtärkt und läutert ſie ſich ſelbſt, indem ſie hier gedrückt wird, fliehet ſie dorthin, und erweitert den Kreis ihrer Herrſchaft über die Erde. Es iſt keine Schwärmerei, zu hoffen, daß, wo irgend Menſchen wohnen, einſt auch vernünftige, billige und glückliche Menſchen wohnen werden: glücklich, nicht

nur

nur durch ihre eigene, ſondern durch die gemeinſchaftliche Vernunft ihres ganzen Brudergeſchlechtes.

Vasken, Galen und Kymren.

Die Galen, die unter dem Namen der Gallier und Celten ein bekannteres und berühmteres Volk ſind, als die Vasken waren, hatten am Ende mit ihnen einerlei Schickſal. In Spanien beſaßen ſie einen weiten und ſchönen Erdſtrich, auf welchem ſie den Römern mit Ruhm widerſtanden; in Gallien, welches von ihnen den Namen hat, haben ſie dem Cäſar eine zehnjährige, und in Britannien ſeinen Nachfolgern eine noch längere, zuletzt nutzloſe Mühe gekoſtet, da die Römer endlich die Inſel ſelbſt aufgeben mußten. Außerdem war Helvetien, der obere Theil von Italien, der untere Theil von Deutſchland längs der Donau bis nach Pannonien und Illyrikum zu, wenn auch nicht allenthalben in dichten Reihen, mit Stämmen und Colonieen aus ihrem Schooße beſetzt; und in den ältern Zeiten waren unter allen Nationen ſie der Römer furchtbarſte Feinde. Ihr Brennus legte Rom in die Aſche, und machte der

künftigen Weltbeherrſcherin beinahe ein völliges Ende. Ein Zug von ihnen drang bis in Thracien, Griechenland und Klein-Aſien ein, wo ſie unter dem Namen der Galater mehr als einmal furchtbar geworden. Wo ſie indeſſen ihren Stamm am dauerhafteſten, und gewiß nicht ganz ohne Cultur angebauet haben, war in Gallien und den britanniſchen Inſeln. Hier hatten ſie ihre merkwürdige Druiden-Religion, und in Britannien ihren Ober-Druiden; hier hatten ſie jene merkwürdige Verfaſſung eingerichtet, von welcher in Britannien, Irland und auf den Inſeln noch ſo viele, zum Theil ungeheure Steingebäude und Steinhaufen zeugen; Denkmale, die wie die Pyramiden wahrſcheinlich noch Jahrtauſende über dauern und vielleicht immer ein Räthſel bleiben werden. Eine Art Staats- und Kriegseinrichtung war ihnen eigen, die zuletzt den Römern erlag, weil die Uneinigkeit ihrer galliſchen Fürſten ſie ſelbſt ins Verderben ſtürzte: auch waren ſie nicht ohne Naturkenntniſſe und Künſte, ſo viele derſelben ihrem Zuſtande gemäß ſchienen; am wenigſten endlich ohne das, was bei allen Barbaren die Seele des Volks iſt, ohne Geſänge und Lieder. Im Munde ihrer Barden waren dieſe vor-

züglich der Tapferkeit geweihet, und ſangen die Thaten ihrer Väter. Gegen einen Cäſar, und ſein mit aller römiſchen Kriegskunſt ausgerüſtetes Heer erſcheinen ſie freilich als halbe Wilde; mit andern nordiſchen Völkern, auch mit mehreren deutſchen Stämmen verglichen, erſcheinen ſie nicht alſo, da ſie dieſe offenbar an Gewandtheit und Leichtigkeit des Charakters, wohl auch an Kunſtfleiß, Cultur und politiſcher Einrichtung übertrafen; denn wie der deutſche Charakter noch jetzt in manchen Grundzügen dem ähnlich iſt, den Tacitus ſchildert, ſo iſt auch ſchon im alten Gallier, trotz alles deſſen, was die Zeiten verändert haben, der jüngere Gallier kenntlich. Nothwendig aber waren die ſo weit verbreiteten verſchiedenen Nationen dieſes Volksſtammes nach Ländern, Zeiten, Umſtänden und wechſelnden Stufen der Bildung ſehr verſchieden, ſo daß der Gale an der Küſte des Hoch- oder Irlandes mit einem galliſchen oder celtiberiſchen Volk, das die Nachbarſchaft gebildeter Nationen oder Städte lange genoſſen hatte, wohl wenig gemein haben konnte.

Das Schickſal der Galen in ihrem großen Erdſtrich endigte traurig. Den früheſten Nachrichten

nach, die wir von ihnen haben, hatten ſie ſowohl dieß- als jenſeit der Meerenge die Belgen oder Kymren zur Seite, die ihnen allenthalben nachzudringen ſcheinen. Dieß- und jenſeit wurden zuerſt die Römer, ſodann mehrere teutoniſche Nationen ihre Ueberwinder, von denen wir ſie oft auf eine ſehr gewaltſame Art unterdrückt, entkräftet, oder gar ausgerottet und verdrängt ſehen werden, ſo daß wir anjetzt die galiſche Sprache nur an den äußerſten Enden ihrer Beſitzthümer, in Irland, den Hebriden und dem nackten, ſchottiſchen Hochlande wieder finden. Gothen, Franken, Burgunder, Alemannen, Sachſen, Normänner und andere deutſche Völker haben in mancherlei Vermiſchungen ihre andern Länder beſetzt, ihre Sprache vertrieben und ihren Namen verſchlungen.

Indeſſen gelang es doch der Unterdrückung nicht, auch den innern Charakter dieſes Volks in lebendigen Denkmalen ganz von der Erde zu vertilgen; ſanft wie ein Harfenton entſchlüpfte ihr eine zärtlich-traurige Stimme aus den Gräbern, die Stimme Oſſians, des Sohnes Fingal, und einiger ſeiner Genoſſen. Sie bringt uns, wie in einem Zauberſpiegel, nicht nur Gemälde alter Thaten und Sitten vor Augen; ſon-

dern die ganze Denk- und Empfindungsweiſe eines Volkes auf dieſer Stufe der Cultur, in ſolchen Gegenden, bei ſolchen Sitten tönet uns durch ſie in Herz und Seele. Oſſian und ſeine Genoſſen ſagen uns mehr vom innern Zuſtande der alten Galen, als ein Geſchichtſchreiber uns ſagen könnte, und werden uns gleichſam rührende Prediger der Humanität, wie ſolche auch in den einfachſten Verbindungen der menſchlichen Geſellſchaft lebet. Zarte Bande ziehen ſich auch dort von Herz zu Herzen, und jede ihrer Saiten tönt Wehmuth. Was Homer den Griechen ward, hätte ein galiſcher Oſſian den Seinigen werden können, wenn die Galen Griechen und Oſſian Homer geweſen wäre. Da dieſer aber nur, als die letzte Stimme eines verdrängten Volks, zwiſchen Nebelbergen in einer Wüſte ſingt, und wie eine Flamme über Gräbern der Väter hervorglänzt, wenn jener, in Jonien geboren, unter einem werdenden Volk vieler blühenden Stämme und Inſeln, im Glanz ſeiner Morgenröthe, unter einem ſo andern Himmel, in einer ſo andern Sprache das ſchildert, was er entſchieden, hell und offen vor ſich erblickte, und andre Geiſter nachher ſo vielfach anwandten, ſo ſucht man frei-

lich in den kaledoniſchen Bergen einen griechiſchen Homer am unrechten Orte. Töne indeſſen fort, du Nebelharfe Oſſians; glücklich in allen Zeiten iſt, wer deinen ſanften Tönen gehorchet *).

Deutſche Völker.

Der Völkerſtamm der Deutſchen hat durch ſeine Größe und Leibesſtärke, durch ſeinen unterneh-

---

*) Es ſcheinet ſonderbar, daß, da zwo Nationen, Schotten und Iren, um die Eigenthumsehre Fingals und Oſſians ſtreiten, keine derſelben durch Herausgabe der ſchönſten Geſänge des Letztern mit ihrer urſprünglichen Geſangweiſe, die noch Herkommens ſeyn ſoll, ſich rechtfertigt. Schwerlich könnte dieſe erdichtet werden, und der Bau der Lieder ſelbſt in der Urſchrift, mit einem Gloſſarium und gehörigen Anmerkungen verſehen, rechtfertigte nicht bloß, ſondern er würde über Sprache, Muſik und Dichtkunſt der Galen, mehr als ihr Ariſtoteles, Blair, belehren. Nicht nur für die eingebornen Liebhaber dieſer Gedichte müßte eine galiſche Anthologie dieſer Art eine Art klaſſiſchen Werks ſeyn, durch welches ſich das Schönſte der Sprache aufs längſte erhielte; ſondern auch für Ausländer würde ſich Vieles daraus ergeben, und immerhin bliebe ein Buch ſolcher Art der Geſchichte der Menſchheit wichtig.

menden, kühnen und ausdaurenden Kriegsmuth, durch ſeinen dienenden Heldengeiſt, Anführern wohin es ſey, im Heere zu folgen, und die bezwungenen Länder als Beute unter ſich zu theilen, mithin durch ſeine weiten Eroberungen, und die Verfaſſung, die allenthalben umher nach deutſcher Art errichtet ward, zum Wohl und Weh dieſes Welttheils mehr als alle andre Völker beigetragen. Vom ſchwarzen Meere an durch ganz Europa ſind die Waffen der Deutſchen furchtbar worden. Mehr als Einmal haben ſie Rom eingenommen, beſiegt und geplündert, Konſtantinopel mehrmals belagert und ſelbſt in ihm geherrſchet, zu Jeruſalem ein chriſtliches Königreich geſtiftet; und noch jetzt regieren ſie, theils durch die Fürſten, die ſie allen Thronen Europa's gegeben, theils durch dieſe von ihnen errichtete Throne ſelbſt, als Beſitzer, oder im Gewerb und Handel, mehr oder minder alle vier Welttheile der Erde. Da nun keine Wirkung ohne Urſache iſt: ſo muß auch dieſe ungeheure Folge von Wirkungen ihre Urſache haben.

1) Nicht wohl liegt dieſe im Charakter der Nation allein; ihre ſowohl phyſiſche als politiſche Lage, ja eine Menge von Um-

ſtänden, die bei keinem andern nördlichen Volk alſo zuſammentraf, hat zum Lauf ihrer Thaten mitgewirket. Ihr großer, ſtarker und ſchöner Körperbau, ihre fürchterlich-blauen Augen wurden von einem Geiſte der Treue und Enthaltſamkeit beſeelt, die ſie ihren Obern gehorſam, kühn im Angriff, ausdaurend in Gefahren, mithin andern Völkern, zumal den ausgearteten Römern zum Schutz und Trutz ſehr wohlgefällig oder furchtbar machten. Früh haben Deutſche im römiſchen Heere gedient, und zur Leibwache der Kaiſer waren ſie die auserleſenſten Menſchen; ja als das bedrängte Reich ſich ſelbſt nicht helfen konnte, waren es deutſche Heere, die für Sold gegen Jeden, ſelbſt gegen ihre Brüder fochten. Durch dieſe Söldnerei, die Jahrhunderte lang fortgeſetzt wurde, bekamen viele ihrer Völker nicht nur eine Kriegswiſſenſchaft und Kriegszucht, die andern Barbaren fremd bleiben mußte, ſondern ſie kamen auch durch das Beiſpiel der Römer, und durch die Bekanntſchaft mit ihrer Schwäche allmälig in den Geſchmack eigner Eroberungen und Völkerzüge. Hatte dieſes jetzt ſo ausgeartete Rom einſt Völker unterjocht, und ſich zur Herrſcherin der Welt aufge-

worfen; warum ſollten ſie es nicht thun, ohne deren Hände jenes nichts Kräftiges mehr vermochte? Der erſte Stoß auf die römiſchen Länder kam alſo, wenn wir die ältern Einbrüche der Teutonen und Kymren abſondern, und von den unternehmenden Männern Arioviſt, Marbut und Hermann zu rechnen anfangen; von Grenzvölkern, oder von Anführern her, die der Kriegsart dieſes Reichs kundig, und in ſeinen Heeren oft ſelbſt gebraucht waren, mithin die Schwäche ſowohl Roms als ſpäterhin Konſtantinopels genugſam kannten. Einige derſelben waren ſogar eben damals römiſche Hülfsvölker, als ſie es beſſer fanden, was ſie gerettet hatten, ſich ſelbſt zu bewahren. Wie nun die Nachbarſchaft eines ſchwachen Reichen und eines ſtarken Dürftigen, der jenem unentbehrlich iſt, dieſem nothwendig die Ueberlegenheit und Herrſchaft einräumet; ſo hatten auch hier die Römer den Deutſchen, die im Mittelpunkt Europa's gerade vor ihnen ſaßen, und die ſie bald aus Noth in ihren Staat oder in ihre Heere nahmen, das Heft ſelbſt in die Hände gegeben.

2) Der lange Widerſtand, den mehrere Völker unſres Deutſchlandes gegen die Rö-

mer zu thun hatten, ſtärkte in ihnen nothwendig ihre Kräfte und ihren Haß gegen einen Erbfeind, der ſich der Triumphe über ſie mehr als anderer Siege rühmte. Sowohl am Rhein als an der Donau waren die Römer den Deutſchen gefährlich; ſo gern dieſe ihnen gegen die Gallier und andre Völker gedient hatten, ſo wollten ſie ihnen als Selbſtüberwundene nicht dienen. Daher nun die langen Kriege von Auguſtus an, die, je ſchwächer das Reich der Römer ward, immer mehr in Einbruch und Plünderung ausarteten, und nicht anders, als mit ſeinem Untergange enden konnten. Der Markomanniſche und Schwäbiſche Bund, den mehrere Völker gegen die Römer ſchloſſen, der Heerbann, in welchem alle, auch die entlegenern deutſchen Stämme ſtanden, der jeden Mann zum Wehren, d. i. zum Mitſtreiter machte; dieſe und mehrere Einrichtungen gaben der ganzen Nation ſowohl den Namen als die Verfaſſung der Germanen oder Alemannen, d. i. verbundener Kriegsvölker; wilde Vorſpiele eines Syſtems, das nach Jahrhunderten auf alle Nationen Europa's verbreitet werden ſollte.

3) Bei ſolch einer ſtehenden Kriegsverfaſſung mußte es den Deutſchen nothwendig an manchen andern Tugenden fehlen, die ſie ihrer Hauptneigung, oder ihrem Hauptbedürfniß, dem Kriege, nicht ungern aufopferten. Den Ackerbau trieben ſie eben ſo fleißig nicht, und beugten ſogar in manchen Stämmen durch eine jährlich-neue Vertheilung der Aecker dem Vergnügen vor, das Jemand an dem eignen Beſitz und einer beſſern Cultur des Landes finden könnte. Einige, inſonderheit öſtliche Stämme, waren und blieben lange tatariſche Jagd- und Hirtenvölker. Die rohe Idee von Gemeinweiden und einem Geſammt-Eigenthum war die Lieblingsidee dieſer Nomaden, die ſie auch in die Einrichtung ihrer eroberten Länder und Reiche brachten. Deutſchland blieb alſo lange ein Wald voll Wieſen, Moräſte und Sümpfe, wo der Ur und das Elenn, jetzt ausgerottete deutſche Heldenthiere, neben den deutſchen Menſchen-Helden wohnten; Wiſſenſchaften kannten ſie nicht, und die wenigen, ihnen unentbehrlichen Künſte verrichteten Weiber und größtentheils geraubte Knechte. Völkern dieſer Art mußte es angenehm ſeyn, von Rache, Dürf-

tigkeit, langer Weile, Geſellſchaft oder von einer andern Aufforderung getrieben, ihre öden Wälder zu verlaſſen, beſſere Gegenden zu ſuchen, oder um Sold zu dienen. Daher waren mehrere Stämme in einer ewigen Unruhe, mit und gegen einander entweder im Bunde oder im Kriege. Keine Völker, (wenige Stämme ruhiger Landesanwohner ausgenommen) ſind ſo oft hin und her gezogen, als dieſe; und wenn ein Stamm aufbrach, ſchlugen ſich im Zuge meiſtentheils mehrere an ihn, alſo, daß aus dem Haufen ein Heer ward. Viele deutſche Völker, Wandalen, Sveven u. a. haben vom Umherſchweifen, Wandeln, den Namen; ſo ging's zu Lande, ſo ging's zur See. Ein ziemlich tatariſches Leben.

Karl der Große.

Karl der Große ſtammte von Kronbeamten ab; ſein Vater war nur ein gewordner König. Unmöglich alſo konnte er andre Gedanken haben, als die ihm das Haus ſeiner Väter und die Verfaſſung ſeines Reichs angab. Dieſe Verfaſſung bildete er aus, weil er in ihr erzogen war, und ſie für die beſte hielt; denn jeder Baum erwächſt aus ſeiner Erde.

Wie ein Franke ging Karl gekleidet, und war auch in ſeiner Seele ein Franke; die Verfaſſung ſeines Volkes alſo können wir gewiß nicht würdiger kennen lernen, als wie er ſie behandelte und anſah. Er berief Reichstage und wirkte auf denſelben, was Er wollte; gab für den Staat die heilſamſten Geſetze und Capitulare, aber mit Zuſtimmung des Reichs. Jeden Stand deſſelben ehrete er nach ſeiner Weiſe, und ließ, ſo lange es ſeyn konnte, auch überwundenen Nationen ihre Geſetze. Sie alle wollte er in einen Körper zuſammenbringen, und hatte Geiſt genug, den Körper zu beleben. Gefährliche Herzoge ließ er ausgehen und ſetzte dafür beamtete Grafen, die er nebſt den Biſchöfen durch Commiſſare (Missos) viſitiren ließ und auf alle Weiſe dem Deſpotismus plündernder Satrapen, übermüthiger Großen und fauler Mönche entgegen ſtrebte. Auf den Landgütern ſeiner Krone war er kein Kaiſer, ſondern ein Hauswirth, der auch in ſeinem geſammten Reiche gern ein ſolcher ſeyn wollte, um jedes träge Glied zur Ordnung und zum Fleiße zu beleben; aber freilich ſtand ihm die Barbarei ſeines Zeitalters, wie inſonderheit der fränkiſche Kirchen- und Kriegsgeiſt hiebei oft im

Wege. Er hielt aufs Recht, wie kaum einer der Sterblichen gethan hat; das ausgenommen, wo Kirchen- und Staatsintereſſe ihn ſelbſt zu Gewaltthätigkeit und Unrecht verlockten. Er liebte Thätigkeit und Treue in ſeinem Dienſt, und würde unhold blicken, wenn er wiedererſcheinend ſeine Puppe der trägeſten Titular-Verfaſſung vortragen ſähe. Aber das Schickſal waltet. Aus Kronbeamten war der Stamm ſeiner Vorfahren emporgeſproßt; Beamte ſchlechterer Art haben nach ſeinem Tode ſein Diadem, ſein Reich, ja die ganze Mühe ſeines Geiſtes und Lebens unwürdig zerſtöret. Die Nachwelt hat von ihm geerbt, was Er, ſofern er's konnte, zu unterdrücken oder zu beſſern ſuchte, Vaſallen, Stände und ein barbariſches Gepränge des fränkiſchen Staatsſchmuckes. Er machte Würden zu Aemtern; hinter ihm wurden bald wieder die Aemter zu trägeren Würden.

Auch die Begierde nach Eroberungen hatte Karl von ſeinen Vorfahren geerbet; denn da dieſe gegen Frieſen, Alemannen, Araber und Longobarden entſcheidend glücklich geweſen waren, und es beinahe von Klodwig an Staatsmaxime ward, das eroberte

Reich durch Unterdrückung der Nachbarn ſicher zu ſtellen: ſo ging er mit Rieſenſchritten auf dieſer Bahn fort. Perſönliche Veranlaſſungen wurden der Grund zu Kriegen, deren einer aus dem andern erfolgte, und die den größten Theil ſeiner faſt halbhundertjährigen Regierung einnehmen. Dieſen fränkiſchen Kriegsgeiſt fühlten Longobarden, Araber, Baiern, Ungarn, Slaven, inſonderheit aber die Sachſen, gegen welche er ſich in einem drei und dreißigjährigen Kriege zuletzt ſehr gewaltſame Mittel erlaubte. Er kam dadurch ſofern zum Zweck, daß er in ſeinem Reiche die erſte feſte Monarchie für ganz Europa gründete: denn, was auch ſpäterhin Normannen, Slaven und Ungarn ſeinen Nachfolgern für Mühe gemacht, wie ſehr auch durch Theilungen und innere Zerrüttungen das große Reich geſchwächt, zerſtückt und beunruhigt werden mochte: ſo war doch allen fernern tatariſchen Völkerwanderungen bis zur Elbe und nach Pannonien hin eine Grenze geſetzt. Sein errichtetes Frankreich, an welchem ehemals ſchon Hunnen und Araber geſcheitert waren, ward dazu ein unbezwinglicher Eckſtein.

Auch in ſeiner Religion und Liebe zu den Wiſ-

ſenſchaften war Karl ein Franke. Von Klodwig an war aus politiſchen Urſachen die Religiöſität des Katholicismus den Königen erblich geweſen; und ſeitdem die Stammväter Karls das Heft in Händen hatten, traten ſie hierin um ſo mehr an die Stelle der Könige, da bloß die Kirche ihnen auf den Thron half und der römiſche Biſchof ſelbſt ſie förmlich dazu weihete. Als ein zwölfjähriges Kind hatte Karl den heil. Vater in ſeines Vaters Hauſe geſehen und von ihm die Salbung zu ſeinem künftigen Reich empfangen; längſt war das Bekehrungswerk Deutſchlands unter dem Schutz, oft auch mit freigebiger Unterſtützung der fränkiſchen Beherrſcher getrieben worden, weil weſtwärts ihnen das Chriſtenthum allerdings das ſtärkſte Bollwerk gegen die heidniſchen Barbaren war; wie anders, als daß Karl jetzt auch nordwärts auf dieſem Wege fortging, und die Sachſen zuletzt mit dem Schwert bekehrte? Von der Verfaſſung, die er dadurch unter ihnen zerſtörte, hatte er, als ein rechtgläubiger Franke, keinen Begriff; er trieb das fromme Werk der Kirche zur Sicherung ſeines Reichs, und gegen Papſt und Biſchöfe das verdienſtvolle, galante Werk ſeiner Väter. Seine

Nach-

Nachfolger, zumal als das Hauptreich der Welt nach Deutſchland kam, gingen ſeiner Spur nach, und ſo wurden Slaven, Wenden, Polen, Preußen, Liwen und Eſthen dergeſtalt bekehret, daß keins dieſer getauften Völker fernere Einbrüche ins heilige Deutſche Reich wagte. Sähe indeß der heilige und ſelige Carolus, (wie ihn auf ewige Zeiten die goldne Bulle nennet,) was aus ſeinen, der Religion und Wiſſenſchaft wegen, errichteten Stiftungen, aus ſeinen reichen Biſchofthümern, Domkirchen, Kanonikaten und Kloſterſchulen geworden iſt: heiliger und ſeliger Carolus, mit Deinem fränkiſchen Schwert und Scepter würdeſt Du manchen derſelben unfreundlich begegnen.

* * *

Es iſt nicht zu läugnen, daß der Biſchof zu Rom auf dieß alles das Siegel drückte, und dem fränkiſchen Reich gleichſam die Krone aufſetzte. Von Klodwig an war er demſelben Freund geweſen; zu Pipin hatte er ſeine Zuflucht genommen, und empfing von ihm zum Geſchenk die ganze Beute der damals eroberten Longo-

barbiſchen Länder. Zu Karl nahm er abermals ſeine Zuflucht; und da dieſer ihn ſieghaft in Rom einſetzte, ſo gab Er ihm dafür in jener berühmten Chriſtnacht ein neues Geſchenk, die römiſche Kaiſerkrone. Karl ſchien erſchrocken und beſchämt; der freudige Zuruf des Volkes indeß machte ihm die neue Ehre gefällig, und da ſolche, nach dem Begriff aller europäiſchen Völker, die höchſte Würde der Welt war; wer empfing ſie würdiger als dieſer Franke? Er, der größte Monarch des Abendlandes, in Frankreich, Italien, Deutſchland und Spanien König, des Chriſtenthums Beſchützer und Verbreiter, des römiſchen Stuhls ächter Schirmvogt, von allen Königen Europa's, ſelbſt vom Kalifen zu Bagdad geehret. Bald alſo verglich er ſich mit dem Kaiſer zu Konſtantinopel, hieß römiſcher Kaiſer, ob er gleich in Aachen wohnte, oder in ſeinem großen Reich umherzog; Er hatte die Krone verdient, und o wäre ſie mit ihm, wenigſtens für Deutſchland, begraben!

Denn ſobald Er dahin war, was ſollte ſie jetzt auf dem Haupte des guten und ſchwachen Ludwigs? oder als dieſer ſein Reich unzeitig und gezwungen theilte, wie drückend war ſie auf jedes ſeiner Nach-

folger Haupte! Das Reich zerfällt: die gereitzten Nachbarn, Normannen, Slaven, Hunnen, regen ſich und verwüſten das Land; das Fauſtrecht reißet ein; die Reichsverſammlungen gehen in Abgang. Brüder führen mit Brüdern, Väter mit Söhnen, die unwürdigſten Kriege, und die Geiſtlichkeit, nebſt dem Biſchofe von Rom, werden ihre unwürdigen Richter. Biſchöfe gedeihen zu Fürſten; die Streiferei der Barbaren jagt alles unter die Gewalt derer, die in Schlöſſern wohnen. In Deutſchland, Frankreich und Italien richten ſich Statthalter und Beamte zu Landesherren empor; Anarchie, Betrug, Grauſamkeit und Zwietracht herrſchen. Acht und achtzig Jahre nach Karls Kaiſerkrönung erliſcht ſein rechtmäßiges Geſchlecht in tiefſtem Jammer, und ſeine letzte unächte Kaiſerſproſſe erſtirbt, noch nicht hundert Jahre nach ſeinem Tode. Nur ein Mann wie Er konnte ein Reich von ſo ungeheurer Ausbreitung, von ſo künſtlicher Verfaſſung, aus ſo widrigen Theilen zuſammengeſetzt, und mit ſolchen Anſprüchen begabt, verwalten; ſobald die Seele aus dieſem Rieſenkörper gewichen war, trennete ſich der Körper und ward auf Jahrhunderte hin ein verweſender Leichnam.

Ruhe alſo wohl, großer König, zu groß für deine Nachfolger auf lange Zeiten. Ein Jahrtauſend iſt verfloſſen, und noch ſind der Rhein und die Donau nicht zuſammengegraben, wo Du, rüſtiger Mann, zu einem kleinen Zwecke ſchon Hand ans Werk legteſt. Für Erziehung und Wiſſenſchaften ſtifteteſt Du in deiner barbariſchen Zeit Inſtitute; die Folgezeit hat ſie gemißbraucht und mißbrauchet ſie noch. Göttliche Geſetze ſind deine Capitulare gegen ſo manche Reichsſatzungen ſpäterer Zeiten. Du ſammelteſt die Barden der Vorwelt; dein Sohn Ludwig verachtete und verkaufte ſie; er vernichtete damit ihr Andenken auf ewig. Du liebteſt die deutſche Sprache und bildeteſt ſie ſelbſt aus, wie Du es thun konnteſt; ſammelteſt Gelehrte um Dich aus den fernſten Ländern; Alcuin, dein Philoſoph, Angilbert, der Homer deiner Akademie bei Hofe, und der vortreffliche Eginhard, dein Schreiber, waren Dir werth; nichts war Dir mehr, als Unwiſſenheit, ſatte Barbarei und träger Stolz zuwider. Vielleicht erſcheinſt Du im Jahr 1800 wieder, und änderſt die Maſchine, die im Jahr 800 begann; bis dahin wollen wir deine Reliquien ehren, deine Stiftungen geſetzmäßig mißbrauchen,

und dabei deine altfränkiſche Arbeitſamkeit verachten. Großer Karl, dein unmittelbar nach Dir zerfallenes Reich iſt dein Grabmal; Frankreich, Deutſchland und die Lombardei ſind ſeine Trümmer.

Allgemeine Betrachtung über die Einrichtung der Deutſchen Reiche in Europa.

1. Jede Eroberung der Deutſchen Völker ging auf ein Geſammt-Eigenthum aus. Die Nation ſtand für einen Mann; der Erwerb gehörte derſelben durch das barbariſche Recht des Krieges, und ſollte dermaßen unter ſie vertheilt werden, daß alles noch ein Gemeingut blebe; wie war dieß möglich? Hirtenvölker auf ihren Steppen, Jäger in ihren Wäldern, ein Kriegsheer bei ſeiner Beute, Fiſcher bei ihrem gemeinſchaftlichen Zuge können unter ſich theilen und ein Ganzes bleiben; bei einer erobernden Nation, die ſich in einem weiten Gebiet niederläſſet, wird dieſes weit ſchwerer. Jeder Wehrsmann auf ſeinem neuerworbenen Gute ward jetzt ein Landeigenthümer; er blieb dem Staate zum Heerzuge und zu andern Pflichten verbunden; in kurzer Zeit aber erſtirbt ſein Gemeingeiſt, die Verſammlun-

gen der Nation werden von ihm nicht beſucht; auch des Aufgebots zum Kriege, das ihm zur Laſt ward, ſucht er ſich, gegen Uebernehmung andrer Pflichten zu entladen. So war's z. B. unter den Franken: das Märzfeld ward von der freien Gemeine bald verſäumet; mithin blieben die Entſchlüſſe deſſelben dem Könige und ſeinen Dienern anheimgeſtellt, und der Heerbann ſelbſt konnte nur mit wachſamer Mühe im Gange erhalten werden. Nothwendig alſo kamen die Freien mit der Zeit dadurch tief herunter, daß ſie den allezeit fertigen Rittern ihre Wehrdienſte mit guter Entſchädigung auftrugen; und ſo verlor ſich der Stamm der Nation, wie ein zertheilter, verbreiteter Strom, in kraftloſer Trägheit. Ward nun in dieſem Zeitraum der erſten Erſchlaffung ein dermaßen errichtetes Reich mächtig angegriffen; was Wunder, daß es erlag? Was Wunder, daß auch ohne äußern Feind auf dieſem trägen Wege die beſten Rechte und Beſitzthümer der Freien in andre ſie vertretende Hände kamen? Die Verfaſſung des Ganzen war zum Kriege oder zu einer Lebensart eingerichtet, bei welcher alles in Bewegung bleiben ſollte; nicht aber zu einem zerſtreuten, fleißig-ruhigen Leben.

2. Mit jedem erobernden Könige war ein Trupp Edeler ins Land gekommen, die als ſeine Gefährten und Treuen, als ſeine Knechte und Leute, aus denen ihm zukommenden Ländereien betheilt wurden. Zuerſt geſchahe dieß nur lebenslänglich; mit der Zeit wurden die ihnen zum Unterhalt angewieſenen Güter erblich: der Landesherr gab ſo lange, bis er nichts mehr zu geben hatte und ſelbſt verarmte. Bei den meiſten Verfaſſungen dieſer Art haben alſo die Vaſallen den Lehnsherrn, die Knechte den Gebieter dergeſtalt ausgezehret, daß, wenn der Staat lange dauerte, dem Könige ſelbſt von ſeinen nutzbaren Gerechtigkeiten nichts übrig blieb, und er zuletzt als der Aermſte des Landes daſtand. Wenn nun, wie wir geſehen, dem Gange der Dinge nach, bei langen kriegeriſchen Zeitläuften die Edeln nothwendig auch den Stamm der Nation, die freie Gemeine, ſofern dieſe ſich nicht ſelbſt zu Edeln erhob, allgemach zu Grunde richten mußten: ſo ſiehet man, wie das löbliche damals unentbehrliche Ritterhandwerk ſo hoch emporkommen konnte. Von kriegeriſchen Horden waren die Reiche erobert; wer ſich am längſten in die-

ſer Uebung erhielt, gewann ſo lange, bis mit Fauſt und Schwert nichts zu gewinnen mehr da war. Zuletzt hatte der Landesherr Nichts, weil er alles verliehen; die freie Gemeine hatte nichts, weil die Freien entweder verarmt oder ſelbſt Edle geworden und alles Andre Knecht war.

3. Da die Könige im Geſammteigenthum ihres Volks umherziehen oder vielmehr allenthalben gegenwärtig ſeyn ſollten und dieß nicht konnten: ſo wurden Statthalter, Herzoge und Grafen unentbehrlich. Und weil, nach der deutſchen Verfaſſung, die geſetzgebende, gerichtliche und ausübende Macht noch nicht vertheilt war; ſo blieb es beinahe unvermeidlich, daß nicht mit der Zeit unter ſchwachen Königen die Statthalter großer Städte oder entfernter Provinzen ſelbſt Landesherren oder Satrapen wurden. Ihr Diſtrict enthielt, wie ein Stück der gothiſchen Baukunſt, alles im Kleinen, was das Reich im Großen hatte; und ſobald ſie ſich, nach Lage der Sache, mit ihren Ständen einverſtanden, war, obgleich noch abhängig vom Staat, das kleine Reich fertig. So zerfielen die Lombardei und das fränkiſche Reich,

kaum wurden ſie noch am ſeidnen Faden eines königlichen Namens zuſammengehalten; ſo wäre es mit dem gothiſchen, und dem vandaliſchen Reich worden, hätten ſie länger gedauret. Um dieſe Bruchſtücke, wo jeder Theil ein Ganzes ſeyn wollte, wieder zuſammenzubringen, haben alle Reiche deutſcher Verfaſſung in Europa ein halbes Jahrtauſend hin arbeiten müſſen, und einigen derſelben hat es noch nicht gelingen mögen, ihre eignen Glieder wieder zu finden. In der Verfaſſung ſelbſt liegt der Same dieſer Abſonderung; ſie iſt ein Polyp, bei welchem in jedem abgeſonderten Theile ein Ganzes lebet.

4. Weil bei dieſem Geſammtkörper alles uf Perſönlichkeit beruhete, ſo ſtellete das Haupt deſſelben, der König, ob er gleich nichts weniger als unumſchränkt war, mit ſeiner Perſon ſowohl, als mit ſeinem Hausweſen die Nation vor. Mithin ging ſeine Geſammtwürde, die bloß eine Staatsfiction ſeyn ſollte, auch auf ſeine Trabanten, Diener und Knechte über. Leibesdienſte, die man dem Könige erwies, wurden als die erſten Staatsdienſte betrachtet, weil die, die um ihn waren,

Kapellan, Stallmeiſter und Truchſeß, oft bei Rathſchlägen, Gerichten und ſonſt, ſeine Helfer und Diener ſeyn mußten. So natürlich dieß in der rohen Einfalt damaliger Zeiten war: ſo unnatürlich ward's, als dieſe Kapellane und Truchſeſſe wirklich repräſentirende Geſtalten des Reichs, erſte Glieder des Staats, oder gar auf Ewigkeiten der Ewigkeiten erbliche Würden ſeyn ſollten; und dennoch iſt ein barbariſcher Prachtaufzug dieſer Art, der zwar in das Tafelzelt eines tatariſchen Chans, nicht aber in den Pallaſt eines Vaters, Vorſtehers und Richters der Nation gehörte, die Grundverfaſſung jedes germaniſchen Reichs in Europa. Die alte Staatsfiction wurde zur nackten Wahrheit: das ganze Reich ward in die Tafel, den Stall und die Küche des Königes verwandelt. Eine ſonderbare Verwandlung! Was Knecht und Vaſall war, mochte immerhin durch dieſe glänzenden Oberknechte vorgeſtellt werden; nicht aber der Körper der Nation, der in keinem ſeiner freien Glieder des Königs Knecht, ſondern ſein Mitgenoß und Mitſtreiter geweſen war, und ſich von keinem ſeiner Hausgenoſſen vorſtellen laſſen durfte. Nirgend iſt dieſe tatariſche Reichsverfaſſung mehr gediehen

und prächtiger emporgekommen, als auf dem fränkischen Boden, von wo ſie durch die Normannen nach England und Sicilien, mit der Kaiſerkrone nach Deutſchland, von dannen in die nordiſchen Reiche, und aus Burgund endlich in höchſter Pracht nach Spanien hinübergepflanzt worden iſt; wo ſie dann allenthalben nach Ort und Zeit neue Blüthen getragen. Von einer ſolchen Staatsdichtung, das Hausweſen des Regenten zur Geſtalt und Summe des Reichs zu machen, wußten weder Griechen noch Römer, weder Alexander noch Auguſtus; am Jaik aber oder am Jeniſeiſtrom iſt ſie einheimiſch, daher auch nicht unbedeutend die Zobel und Hermeline ihr Sinnbild und Wappenſchmuck geworden.

5. In Europa hätte dieſe Verfaſſung ſchwerlich ſo feſten Platz gewinnen oder behalten mögen, wenn nicht dieſe Barbarei bereits eine andre vor ſich gefunden hätte, mit der ſie ſich freundlich vermählte, die Barbarei des römiſchen Papſtthums. Denn weil die Cleriſei damals den ganzen Reſt der Wiſſenſchaften beſaß, ohne welche auch die Barbaren in dieſen Ländern nicht ſeyn konnten: ſo blieb dieſen, die ſich ſelbſt Wiſſenſchaften zu erwerben nicht be-

gehrten, nur ein Mittel übrig, ſie gleichſam mitzuerobern, wenn ſie die Biſchöfe unter ſich aufnähmen. Es geſchah. Und da dieſe mit den Edlen Reichsſtände, mit den Dienern des Hofes Hofdiener wurden; da wie dieſe, auch ſie ſich Beneficien, Gerechtigkeiten und Länder verleihen ließen, und aus mehreren Urſachen den Laien in Vielem zuvorkamen, ſo war ja keine Staatsverfaſſung dem Papſtthum holder und werther, als dieſe. Wie nun einerſeits nicht zu leugnen iſt, daß zu Milderung der Sitten und ſonſtiger Ordnung die geiſtlichen Reichsſtände viel beigetragen haben; ſo ward auf der andern Seite durch Einführung einer doppelten Gerichtsbarkeit, ja eines unabhängigen Staats im Staate, der letzte in allen ſeinen Grundſätzen wankend. Keine zwei Dinge konnten einander an ſich fremder ſeyn, als das römiſche Papſtthum und der Geiſt deutſcher Sitten: jenes untergrub dieſe unaufhörlich, wie es ſich gegentheils vieles aus ihnen zueignete, und zuletzt alles zu einem Deutſch-Römiſchen Chaos machte. Wofür allen deutſchen Völkern lange geſchaudert hatte, das ward ihnen am Ende über alles lieb; ihre eignen Grundſätze ließen ſie gegen ſich ſelbſt gebrauchen. Die Güter

der Kirche, dem Staat entriſſen, wurden in ganz Europa ein Gemeingut, für welches der Biſchof zu Rom kräftiger als irgend ein Fürſt für ſeinen Staat waltete und wachte. Eine Verfaſſung voll Widerſpruchs und unſeliger Zwiſte.

6. Weder Krieger noch Mönche nähren ein Land: und da bei dieſer Einrichtung für den erwerbenden Stand ſo wenig geſorgt war, daß vielmehr alles in ihr dahinging, Biſchöfen und Edeln die ganze Welt leibeigen zu machen: ſo ſiehet man, daß damit dem Staate ſeine lebendigſte Triebfeder, der Fleiß der Menſchen, ihr wirkſamer freier Erfindungsgeiſt auf lange geraubt war. Der Wehrsmann hielt ſich zu groß, die Aecker zu bauen, und ſank herab; der Edle und das Kloſter wollten Leibeigne haben, und die Leibeigenſchaft hat nie etwas Gutes gefördert. So lange man Land und Güter nicht als einen nutzbaren, in allen Theilen und Producten organiſchen Körper, ſondern als ein untheilbares todtes Beſitzthum betrachtete, das der Krone oder der Kirche, oder dem Stammhalter eines edlen Geſchlechts in der Qualität eines liegenden Grundes, zu welchem Knechte gehören, zuſtünde; ſo lange war

der rechte Gebrauch dieſes Landes, ſammt der wahren Schätzung menſchlicher Kräfte, unſäglich behindert. Der gröſste Theil der Länder ward eine dürftige Almende, an deren Erdſchollen Menſchen wie Thiere klebten, mit dem harten Geſetz, nie davon losgetrennt werden zu können. Handwerke und Künſte gingen deſſelben Weges. Von Weibern und Knechten getrieben, blieben ſie lange auch im Groſsen eine Handthierung der Knechte; und als Klöſter, die ihre Nutzbarkeit aus der römiſchen Welt kannten, ſie an ihre Kloſtermauern zogen, als Kaiſer ihnen Privilegien ſtädtiſcher Zünfte gaben, war dennoch der Gang der Sache damit nicht verändert. Wie können Künſte ſich heben, wo der Ackerbau danieder liegt? wo die erſte Quelle des Reichthums, der unabhängige, Gewinn bringende Fleiſs der Menſchen, und mit ihm alle Bäche des Handels und freien Gewerbes verſiegt, wo nur der Pfaffe und der Krieger gebietende, reiche, Beſitzführende Herren waren? Dem Geiſt der Zeiten gemäſs, konnten alſo auch die Künſte anders nicht als Gemeinweſen (Universitates) in Form der Zünfte eingeführt werden; eine rauhe Hülle, die damals der Sicherheit wegen nöthig, zugleich aber auch

eine Fessel war, daß keine Wirksamkeit des menschlichen Geistes sich unzunsmäßig regen mochte. Solchen Verfassungen sind wir's schuldig, daß in Ländern, die seit Jahrhunderten bebauet wurden, noch unfruchtbare Gemeinplätze, daß in festgesetzten Zünften, Orden und Brüderschaften noch jene alten Vorurtheile und Irrthümer übrig sind, die sie treu aufbewahret haben. Der Geist der Menschen modelte sich nach einem Handwerksleisten, und kroch gleichsam in eine privilegirte Gemeinlade.

Allgemeine Betrachtungen.

Siehe dort ostwärts zur Rechten die ungeheure Erdhöhe, die die asiatische Tatarei heißt, und wenn Du die Verwirrungen der mittlern europäischen Geschichte lieseſt, so magst Du wie Tristram seufzen: „daher kommt unser Unglück!“ Ich darf nicht untersuchen, ob alle nordische Europäer, und wie lange sie dort gewohnt haben? denn einst war das Nord-Europa nicht besser, als Siberien und die Mungalei, jene Mutter der Horden; dort und hier war nomadischen Völkern das träge

Umherziehen und die Khan-Regierung unter tatarischen Magnaten erblich und eigen. Da nun überdieß das Europa über den Alpen offenbar eine hergesenkte Fläche ist, die von jener völkerreichen tatarischen Höhe westwärts bis ans Meer reicht, auf welche also, wenn dort barbarische Horden andre Horden drängten, die westlichen herabstürzen, und andre forttreiben mußten, so war damit ein langer tatarischer Zustand in Europa gleichsam geographisch gegeben. Dieser unangenehme Anblick nun erfüllt über ein Jahrtausend hin die europäische Geschichte, in welcher Reiche und Völker nie zur Ruhe kommen, weil sie entweder selbst des Wanderns gewohnt waren, oder weil andre Nationen auf sie drängten. Da es also unläugbar ist, daß in der alten Welt das große asiatische Gebirge mit seinen Fortgängen in Europa das Klima und den Charakter der Nord- und Südwelt wunderbar scheide: so lasset nordwärts der Alpen uns über unser Vaterland in Europa wenigstens dadurch trösten, daß wir in Sitten und Verfassungen nur zur verlängerten europäischen, und nicht gar zur ursprünglichen asiatischen Tatarei gehören.

Eu-

Europa iſt, zumal in Vergleichung mit dem nördlichen Aſien, ein milderes Land voll Ströme, Küſten, Krümmen und Buchten: ſchon dadurch entſchied ſich das Schickſal ſeiner Völker vor jenen auf eine vortheilhafte Weiſe. Am See bei Aſſow ſowohl, als am ſchwarzen Meere, waren ſie den griechiſchen Pflanzſtädten und dem reichſten Handel der damaligen Welt nahe: alle Nationen, die hier verweilten oder gar Reiche ſtifteten, kamen in die Bekanntſchaft mehrerer Völker, ja gar zu einiger Kunde der Wiſſenſchaften und Künſte. Inſonderheit aber ward die Oſtſee den Nord-Europäern das, was dem ſüdlichen Europa das mittelländiſche Meer war. Die preußiſche Küſte war durch den Bernſteinhandel ſchon Griechen und Römern bekannt worden; alle Nationen, die an derſelben wohnten, welchen Stammes ſie waren, blieben nicht ohne einiges Commerz, das ſich bald mit dem Handel des ſchwarzen Meers verband, und ſogar bis zum weißen Meer erſtreckte; mithin ward zwiſchen Süd-Aſien und dem öſtlichen Europa, zwiſchen dem aſiatiſchen und europäiſchen Norden eine Art Völkergemeinſchaft geknüpfet, an

der auch ſehr uncultivirte Nationen Theil nahmen *). An der ſkandinaviſchen Küſte und in der Nordſee wimmelte bald alles von Handelsleuten, Seeräubern, Reiſenden und Abenteurern, die ſich in alle Meere, an die Küſten und Länder aller europäiſchen Völker gewagt, und die wunderbarſten Dinge ausgeführt haben. Die Belgen knüpften Gallien und Britannien zuſammen, und auch das mittelländiſche Meer blieb von Zügen der Barbaren nicht verſchont: ſie wallfahrteten nach Rom, ſie dienten und handelten in Konſtantinopel. Durch welches alles dann, weil die lange Völkerwanderung zu Lande dazu kam, endlich in dieſem kleinen Welttheil die Anlage zu einem groſſen Nationen-Verein gemacht iſt, zu dem ohne ihr Wiſſen ſchon die Römer durch ihre Eroberungen vorgearbeitet hatten, und der ſchwerlich anderswo, als hier zu Stande kommen konnte. In keinem Welttheil haben ſich die Völker ſo vermiſcht, wie in Europa: in keinem haben ſie ſo ſtark und oft ihre Wohnplätze, und mit denſelben ihre Lebensart und Sitten

*) In Fiſchers Geſchichte des deutſchen Handels Th. I. ſind hierüber ſehr brauchbare Collectaneen geſammelt.

verändert. In vielen Ländern würde es jetzt den Einwohnern, zumal einzelnen Familien und Menschen, schwer seyn, zu sagen, welches Geschlechtes und Volkes sie sind? ob sie von Gothen, Mauren, Juden, Karthagern, Römern; ob sie von Galen, Kymren, Burgundern, Franken, Normannen, Sachsen, Slaven, Finnen, Illyriern herstammen? und wie sich in der Reihe ihrer Vorfahren das Blut gemischet habe? Durch hundert Ursachen hat sich im Verfolg der Jahrhunderte die alte Stammesbildung mehrerer europäischen Nationen gemildert und verändert; ohne welche Verschmelzung der Allgemeingeist Europa's schwerlich hätte erweckt werden mögen.

Daß wir die ältesten Bewohner dieses Welttheils jetzt nur in die Gebirge, oder an die äußersten Küsten und Ecken desselben verdrängt finden, ist eine Naturbegebenheit, die in allen Weltgegenden, bis zu den Inseln des asiatischen Meers, Beispiele findet. In mehreren derselben bewohnte ein eigner, meistens roherer Völkerstamm die Gebirge, wahrscheinlich die ältern Einwohner des Landes, die jüngern und kühnern Abkömmlingen hatten weichen müssen; wie konnte es in

Europa anders ſeyn, wo ſich die Völker mehr als irgendwo anders drängten und forttrieben? Die Reihen derſelben gehen indeß an wenige Hauptnamen zuſammen, und was ſonderbar iſt, auch in verſchiedenen Gegenden finden wir dieſelben Völker, die einander gefolgt zu ſeyn ſcheinen, meiſtens bei einander. So zogen die Kymren den Galen, die Deutſchen ihnen beiden, die Slaven den Deutſchen nach, und beſetzten ihre Länder. Wie die Erdlagen in unſerm Boden, ſo folgen in unſerm Welttheil Völkerlagen auf einander, zwar oft durch einander geworfen, in ihrer Urlage indeſſen noch kenntlich. Die Forſcher ihrer Sitten und Sprachen haben die Zeit zu benutzen, in der ſie ſich noch unterſcheiden: denn alles neigt ſich in Europa zur allmäligen Auslöſchung der Nationalcharaktere. Nur hüte ſich der Geſchichtſchreiber der Menſchheit hiebei, daß er keinen Völkerſtamm ausſchließend zu ſeinem Lieblinge wähle, und dadurch Stämme verkleinere, denen die Lage ihrer Umſtände Glück und Ruhm verſagte. Auch von den Slaven hat der Deutſche gelernt: der Kymre und Lette hätte vielleicht ein Grieche werden können, wenn er zwiſchen den Völkern anders geſtellet geweſen wäre.

Wir können ſehr zufrieden ſeyn, daß Völker von ſo ſtarker, ſchöner, edler Bildung, von ſo keuſchen Sitten, biederm Verſtande und redlicher Gemüthsart als die Deutſchen waren, nicht etwa Hunnen oder Bulgaren, die römiſche Welt beſetzten; ſie aber deswegen für das erwählte Gottesvolk in Europa zu halten, dem ſeines angebornen Adels wegen die Welt gehörte, und dem dieſes Vorzugs halber andre Völker zur Knechtſchaft beſtimmt waren, dieß wäre der unedle Stolz eines Barbaren. Der Barbar beherrſcht; der gebildete Ueberwinder bildet.

Von ſelbſt hat ſich kein Volk in Europa zur Cultur erhoben; jedes vielmehr hat ſeine alten rohen Sitten ſo lange beizubehalten geſtrebet, als es irgend thun konnte, wozu denn das dürftige, rauhe Klima, und die Nothwendigkeit einer wilden Kriegsverfaſſung viel beitrug. Kein europäiſches Volk z. B. hat eigene Buchſtaben gehabt oder ſich ſelbſt erfunden; ſowohl die ſpaniſchen als nordiſchen Runen ſtammen von der Schrift andrer Völker; die ganze Cultur des nord-, öſt- und weſtlichen Europa iſt ein Gewächs aus römiſch-, griechiſch-arabiſchem Samen. Lange Zeiten brauchte dieß Gewächs, ehe es auf die-

ſem härtern Boden nur gedeihen und endlich eigne, anfangs ſehr ſaure Früchte bringen konnte; ja auch hiezu war ein ſonderbares Vehikel, eine fremde Religion nöthig, um das, was die Römer durch Eroberung nicht hatten thun können, durch eine geiſtliche Eroberung zu vollführen. Vor allen Dingen müſſen wir alſo dieß neue Mittel der Bildung betrachten, das keinen geringern Zweck hatte, als alle Völker zu Einem Volk, für dieſe und eine zukünftige Welt glücklich, zu bilden, und das nirgend kräftiger als in Europa wirkte.

Das Zeichen ward jetzt prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Troſt und Hoffnung ſteht,
Zu dem viel tauſend Geiſter ſich verpflichtet,
Zu dem viel tauſend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in ſo mancher Siegesfahne weht;
Ein Schau'r durchdringt des wilden Kriegers Glieder;
Er ſieht das Kreuz, und legt die Waffen nieder.

* * *

Urſprung des Chriſtenthums, ſammt den Grundſätzen, die in ihm lagen.

So ſonderbar es ſcheinet, daß eine Revolution, die mehr als einen Welttheil der Erde betraf, aus dem verachteten Judäa hervorgegangen: ſo finden ſich doch, bei näherer Anſicht, hiezu hiſtoriſche Gründe. Die Revolution nämlich, die von hier ausging, war geiſtig; und ſo verächtlich Griechen und Römer von den Juden denken mochten, ſo blieb es ihnen doch eigen, daß ſie vor andern Völkern Aſiens und Europens aus alter Zeit Schriften beſaßen, auf welche ihre Verfaſſung gebauet war, und an welchen ſich, dieſer Conſtitution zufolge, eine beſondre Art Wiſſenſchaft und Literatur ausbilden mußte. Weder Griechen, noch Römer beſaßen einen ſolchen Codex religiöſer und politiſcher Einrichtung, der, mit ältern geſchriebenen Geſchlechts-Urkunden verknüpft, einem eignen zahlreichen Stamm anvertrauet war, und von ihm mit abergläubiſcher Verehrung aufbehalten wurde. Nothwendig erzeugte ſich aus dieſem verjährten Buchſtaben mit der Zeitfolge eine Art feineren Sinnes, zu welchem die Juden, bei ihrer öftern Zerſtreuung

unter andre Völker, gewöhnt wurden. Im Kanon ihrer heiligen Schriften fanden ſich Lieder, moraliſche Sprüche und erhabene Reden, die, zu verſchiedenen Zeiten nach den verſchiedenſten Anläſſen geſchrieben, in eine Sammlung zuſammen wuchſen, welche man bald als ein fortgehendes Syſtem betrachtete, und aus ihr einen Hauptſinn zog. Die Propheten dieſer Nation, die als conſtituirte Wächter des Landesgeſetzes, jeder im Umkreiſe ſeiner Denkart, bald lehrend und ermunternd, bald warnend oder tröſtend, immer aber patriotiſch-hoffend, dem Volk ein Gemälde hingeſtellt hatten, wie es ſeyn ſollte und wie es nicht war, hatten mit dieſen Früchten ihres Geiſtes und Herzens der Nachwelt mancherlei Samenkörner zu neuen Ideen nachgelaſſen, die Jeder nach ſeiner Art erziehen konnte. Aus allen hatte ſich nach und nach das Syſtem von Hoffnungen eines Königes gebildet, der ſein verfallenes, dienſtbares Volk retten, ihm, mehr als ſeine alten größten Könige, goldene Zeiten verſchaffen und eine neue Einrichtung der Dinge beginnen ſollte. Nach der Sprache der Propheten waren dieſe Ausſichten theokratiſch; mit geſammelten Kennzeichen eines Meſſias wurden ſie zum lebhaften Ideal aus-

gebildet, und als Brief und Siegel der Nation betrachtet. In Judäa hielt das wachsende Elend des Volkes diese Bilder fest; in andern Ländern, z. B. in Aegypten, wo seit dem Verfall der Monarchie Alexanders viele Juden wohnhaft waren, bildeten sich diese Ideen mehr nach griechischer Weise aus: apokryphische Bücher, die jene Weissagungen neu darstelleten, gingen umher; und jetzt war die Zeit da, die diesen Träumereien auf ihrem Gipfel ein Ende machen sollte. Es erschien ein Mann aus dem Volke, dessen Geist, über Hirngespinnste irdischer Hoheit erhaben, alle Hoffnungen, Wünsche und Weissagungen der Propheten zur Anlage eines idealischen Reichs vereinigte, das nichts weniger als ein jüdisches Himmelreich seyn sollte. Selbst den nahen Umsturz seiner Nation sahe er in diesem höhern Plan voraus, und weissagete ihrem prächtigen Tempel, ihrem ganzen, zum Aberglauben gewordnen Gottesdienst, ein schnelles trauriges Ende. Unter alle Völker sollte das Reich Gottes kommen, und das Volk, das solches eigenthümlich zu besitzen glaubte, ward von ihm als ein verlebter Leichnam betrachtet.

Welche umfassende Stärke der Seele dazu gehört

habe, im dameligen Judäa etwas der Art anzuerkennen und vorzutragen, ist aus der unfreundlichen Aufnahme sichtbar, die diese Lehre bei den Obern und Weisen des Volkes fand; man sahe sie als einen Aufruhr gegen Gott und Moses, als ein Verbrechen der beleidigten Nation an, deren gesammte Hoffnungen sie unpatriotisch zerstörte. Auch den Aposteln war der Exjudaismus des Christenthums die schwerste Lehre; und sie den christlichen Juden, selbst außerhalb Judäa, begreiflich zu machen, hatte der gelehrteste der Apostel, Paulus, alle Deutungen jüdischer Dialektik nöthig. Gut, daß die Vorsehung selbst den Ausschlag gab, und daß mit dem Untergange Judäa's die alten Mauern gestürzt wurden, durch welche sich mit unverweichlicher Härte dieß sogenannte Einzige Volk Gottes von allen Völkern der Erde schied. Die Zeit der einzelnen National-Gottesdienste voll Stolzes und Aberglaubens war vorüber: denn so nothwendig dergleichen Einrichtungen in ältern Zeiten gewesen seyn mochten, als jede Nation, in einem engen Familienkreise erzogen, gleich einer vollen Traube auf ihrer eignen Staude wuchs, so war doch, seit Jahrhunderten schon, in diesem Erdstriche fast alle

menſchliche Bemühung dahin gegangen, durch Kriege, Handel, Künſte, Wiſſenſchaften und Umgang die Völker zu knüpfen, und die Früchte eines jeden zu einem gemeinſamen Trank zu keltern. Vorurtheile der National-Religionen ſtanden dieſer Vereinigung am meiſten im Wege: da nun beim allgemeinen Duldungsgeiſt der Römer in ihrem weiten Reiche, und bei der allenthalben verbreiteten eklektiſchen Philoſophie, (dieſer ſonderbaren Vermiſchung aller Schulen und Sekten,) jetzt noch ein Volksglaube hervortrat, der alle Völker zu Einem Volke machte, und gerade aus der hartſinnigen Nation kam, welche ſich ſonſt für die erſte und einzige unter allen Nationen gehalten hatte: ſo war dieß allerdings ein großer, zugleich auch ein gefährlicher Schritt in der Geſchichte der Menſchheit, je nachdem er gethan wurde. Er machte alle Völker zu Brüdern, indem er ſie Einen Gott und Heiland kennen lehrte; er konnte ſie aber auch zu Sklaven machen, ſobald er ihnen dieſe Religion als Joch und Kette aufdrang. Die Schlüſſel des Himmelreichs für dieſe und jene Welt konnten in den Händen andrer Nationen ein gefährlicherer Phariſäismus werden, als ſie es in den Händen der Juden je geweſen waren.

Am meiſten trug zur ſchnellen und ſtarken Verbreitung des Chriſtenthums ein Glaube bei, der ſich vom Stifter der Religion ſelbſt herſchrieb; es war die Meinung von ſeiner baldigen Rückkunft und der Offenbarung ſeines Reichs auf Erden. Jeſus hatte mit dieſem Glauben vor ſeinem Richter geſtanden, und ihn in den letzten Tagen ſeines Lebens oft wiederholt; an ihn hielten ſich ſeine Bekenner, und hofften auf die Erſcheinung ſeines Reiches. Geiſtige Chriſten dachten ſich daran ein geiſtiges, fleiſchliche ein fleiſchliches Reich: und da die hochgeſpannte Einbildungskraft jener Gegenden und Zeiten nicht eben überſinnlich idealiſirte, ſo entſtanden jüdiſch-chriſtliche Apokalypſen, voll von mancherlei Weiſſagungen, Kennzeichen und Träumen. Erſt ſollte der Antichriſt geſtürzt werden, und als Chriſtus wiederzukommen ſäumte, ſollte jener ſich erſt offenbaren, ſodann zunehmen und in ſeinen Gräueln aufs höchſte wachſen, bis die Errettung einbräche und der Wiederkommende ſein Volk erquickte. Es iſt nicht zu läugnen, daß Hoffnungen dieſer Art zu mancher Verfolgung der erſten Chriſten Anlaß geben mußten: denn der Weltbeherrſcherin Rom konnte es unmöglich gleich-

gültig ſeyn, daß dergleichen Meinungen von ihrem nahen Untergange, von ihrer antichriſtiſch-abſcheulichen oder verachtenswerthen Geſtalt geglaubt wurden. Bald alſo würden ſolche Propheten als unpatriotiſche Vaterlandes- und Weltverächter, ja als des allgemeinen Menſchenhaſſes überführte Verbrecher betrachtet; und Mancher, der den Wiederkommenden nicht erwarten konnte, lief ſelbſt dem Märtyrerthum entgegen. Indeſſen iſt's eben ſo gewiß, daß dieſe Hoffnung eines nahen Reiches Chriſti im Himmel oder auf Erden die Gemüther ſtark an einander band und von der Welt abſchloß. Sie verachteten dieſe als eine, die im Argen liegt, und ſahen, was ihnen ſo nahe war, ſchon vor und um ſich. Dieß ſtärkte ihren Muth, das zu überwinden, was Niemand ſonſt überwinden konnte, den Geiſt der Zeit, die Macht der Verfolger, den Spott der Ungläubigen; ſie weilten als Fremdlinge hier, und lebten da, wohin ihr Führer vorangegangen war, und von dannen er ſich bald offenbaren würde.

* * *

Außer den angeführten Hauptmomenten der Geſchichte ſcheinet es nöthig, einige nähere Züge zu bemerken, die zum Bau der Chriſtenheit nicht Weniges beitrugen.

1. Die menſchenfreundliche Denkart Chriſti hatte brüderliche Eintracht und Verzeihung, thätige Hülfe gegen die Nothleidenden und Armen, kurz jede Pflicht der Menſchheit zum gemeinſchaftlichen Bande ſeiner Anhänger gemacht, ſo daß das Chriſtenthum demnach ein ächter Bund der Freundſchaft und Bruderliebe ſeyn ſollte. Es iſt kein Zweifel, daß dieſe Triebfeder der Humanität zur Aufnahme und Ausbreitung deſſelben, wie allezeit, ſo insonderheit anfangs viel beigetragen habe. Arme und Nothleidende, Gedrückte, Knechte und Sklaven, Zöllner und Sünder ſchlugen ſich zu ihm; daher die erſten Gemeinen des Chriſtenthums von den Heiden Verſammlungen der Bettler genannt wurden. Da nun die neue Religion den Unterſchied der Stände nach der damaligen Weltverfaſſung weder aufheben konnte noch wollte; ſo blieb ihr nichts, als die chriſtliche Milde begüterter Seelen übrig, mit allem dem Unkraut, das auf dieſem guten Acker mitſproßte.

Reiche Wittwen vermochten mit ihren Geſchenken bald ſo viel, daß ſich ein Haufe von Bettlern zu ihnen hielt, und bei gegebnem Anlaß auch wohl die Ruhe ganzer Gemeinen ſtörte. Es konnte nicht fehlen, daß auf der Einen Seite Almoſen, als die wahren Schätze des Himmelreichs angeprieſen, auf der andern geſucht wurden; und in beiden Fällen wich bei niedrigen Schmeicheleien nicht nur jener edle Stolz, der Sohn unabhängiger Würde und eines eignen nützlichen Fleißes, ſondern auch oft Unpartheilichkeit und Wahrheit. Märtyrer bekamen die Almoſenkaſſe der Gemeine zu ihrem Gemeingut; Schenkungen an die Gemeine wurden zum Geiſt des Chriſtenthums erhoben, und die Sittenlehre deſſelben durch die übertriebenen Lobſprüche dieſer Gutthaten verderbet. Ob nun wohl die Noth der Zeiten auch hiebei manches entſchuldigt; ſo bleibt es dennoch gewiß, daß, wenn man die menſchliche Geſellſchaft nur als ein großes Hoſpital, und das Chriſtenthum, als die gemeine Almoſenkaſſe deſſelben betrachtet, in Anſehung der Moral und Politik zuletzt ein ſehr böſer Zuſtand daraus erwachſe.

2. Das Chriſtenthum ſollte eine Gemeine

ſeyn, die ohne weltlichen Arm von Vorſteh-
hern und Lehrern regiert würde. Als Hirten
ſollten dieſe der Heerde vorſtehen, ihre Streitigkeiten
ſchlichten, ihre Fehler mit Ernſt und Liebe beſſern,
und ſie durch Rath, Anſehen, Lehre und Beiſpiel
zum Himmel führen. Ein edles Amt, wenn es wür-
dig verwaltet wird, und verwaltet zu werden Raum
hat: denn es zerknickt den Stachel der Geſetze, rottet
aus die Dornen der Streitigkeiten und Rechte, und
vereinigt den Seelſorger, Richter und Vater. Wie
aber, wenn in der Zeitfolge die Hirten ihre menſch-
liche Heerde als wahre Schaafe behandelten, oder ſie
gar als laſtbare Thiere zu Diſteln führten? Oder,
wenn ſtatt der Hirten rechtmäßig-berufene Wölfe
unter die Heerde kamen? Unmündige Folgſamkeit
ward alſo gar bald eine chriſtliche Tugend; es ward
eine chriſtliche Tugend, den Gebrauch ſeiner Ver-
nunft aufzugeben, und ſtatt eigner Ueberzeugung dem
Anſehen einer fremden Meinung zu folgen, da ja der
Biſchof an der Stelle eines Apoſtels Bothſchafter,
Zeuge, Lehrer, Ausleger, Richter und Entſcheider war.
Nichts ward jetzt ſo hoch angerechnet, als das Glau-
ben, das geduldige Folgen; eigne Meinungen wurden
hals-

halsſtarrige Ketzereien, und dieſe ſonderten ab vom Reich Gottes und der Kirche. Biſchöfe und ihre Diener miſchten ſich, der Lehre Chriſti zuwider, in Familienzwiſte, in bürgerliche Händel; bald geriethen ſie in Streit unter einander, wer über den Andern richten ſolle? Daher das Drängen nach vorzüglichen Biſchofsſtellen, und die allmälige Erweiterung ihrer Rechte; daher endlich der endloſe Zwiſt zwiſchen dem geraden und krummen Stabe, dem rechten und linken Arm, der Krone und Mitra. So gewiß es nun iſt, daß in den Zeiten der Tyrannei gerechte und fromme Schiedsrichter, der Menſchheit, die das Unglück hatte, ohne politiſche Conſtitution zu leben, eine unentbehrliche Hülfe geweſen: ſo iſt auch in der Geſchichte kaum ein größeres Aergerniß denkbar, als der lange Streit zwiſchen dem geiſt- und weltlichen Arm, über welchem ein Jahrtauſend hin Europa zu keiner Conſiſtenz kommen konnte. Hier war das Salz dumm; dort wollte es zu ſcharf ſalzen.

3. Das Chriſtenthum hatte eine Bekenntnißformel, mit welcher man zu ihm bei der Taufe eintrat; ſo einfach dieſe war, ſo ſind mit der Zeit aus den drei unſchuldigen Worten: Vater,

Sohn, und Geiſt, ſo viele Unruhen, Verfolgungen und Aergerniſſe hervorgegangen, als ſchwerlich aus drei andern Worten der menſchlichen Sprache. Je mehr man vom Inſtitut des Chriſtenthums, als von einer thätigen, zum Wohl der Menſchen geſtifteten Anſtalt, abkam, deſto mehr ſpeculirte man jenſeit der Grenzen des menſchlichen Verſtandes; man fand Geheimniſſe und machte endlich den ganzen Unterricht der chriſtlichen Lehre zum Geheimniß. Nachdem die Bücher des neuen Teſtaments als Kanon in die Kirche eingeführt wurden, bewies man aus ihnen, ja gar aus Büchern der jüdiſchen Verfaſſung, die man ſelten in der Urſprache leſen konnte und von deren erſtem Sinn man längſt abgekommen war, was ſich ſchwerlich aus ihnen beweiſen ließ. Damit häuften ſich Ketzereien und Syſteme, denen zu entkommen man das ſchlimmſte Mittel wählte, Kirchenverſammlungen und Synoden. Wie viele derſelben ſind eine Schande des Chriſtenthums und des geſunden Verſtandes! Stolz und Unduldſamkeit erlieſen ſie zuſammen, Zwietracht, Partheilichkeit, Grobheit und Bübereien herrſchen auf denſelben, und zuletzt waren es Uebermacht, Willkühr, Trotz, Kup-

pelei, Betrug oder ein Zufall, die unter dem Namen des H. Geiſtes für die ganze Kirche, ja für Zeit und Ewigkeit entſchieden. Bald fühlte ſich niemand geſchickter, Glaubenslehren zu beſtimmen, als die chriſtianiſirten Kaiſer, denen Conſtantin das angeborne Erbrecht nachließ, über Vater, Sohn und Geiſt, über ὁμοούσιος und ὁμοιούσιος, über eine oder zwei Naturen Chriſti, über Maria die Gottesgebärerin, den erſchaffenen oder unerſchaffenen Glanz bei der Taufe Chriſti Symbole und Kanons anzubefehlen. Ewig werden dieſe Anmaßungen, ſammt den Folgen, die daraus erwuchſen, eine Schande des Throns zu Konſtantinopel und aller der Throne bleiben, die ihm hierin nachfolgeten: denn mit ihrer unwiſſenden Macht unterſtützten und verewigten ſie Verfolgungen, Spaltungen und Unruhen, die weder dem Geiſt, noch der Moralität der Menſchen aufhalfen, vielmehr Kirche, Staat und ihre Thronen ſelbſt untergruben. Die Geſchichte des erſten chriſtlichen Reichs, des Kaiſerthums zu Konſtantinopel, iſt ein ſo trauriger Schauplatz niedriger Verräthereien und abſcheulicher Gräuelthaten, daß ſie bis zu ihrem

schrecklichen Ausgange als ein warnendes Vorbild aller christlich-polemischen Regierungen dasteht.

4. Das Christenthum bekam heilige Schriften, die einestheils aus gelegentlichen Sendschreiben, anderntheils, wenige ausgenommen, aus mündlichen Erzählungen erwachsen, mit der Zeit zum Richtmaß des Glaubens, bald aber auch zum Panier aller streitenden Parteien gemacht und auf jede ersinnliche Weise gemißbraucht wurden. Entweder bewies jede Partei daraus, was sie erweisen wollte; oder man scheuete sich nicht, sie zu verstümmeln, und im Namen der Apostel falsche Evangelien, Briefe und Offenbarungen mit frecher Stirn unterzuschieben. Der fromme Betrug, der in Sachen dieser Art abscheulicher als Meineid ist, weil er ganze Reihen von Geschlechtern und Zeiten ins Unermeßliche hin belüget, war bald keine Sünde mehr, sondern zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen ein Verdienst. Daher die vielen untergeschobenen Schriften der Apostel und Kirchenväter: daher die zahlreichen Erdichtungen von Wundern, Märtyrern, Schenkungen, Constitutionen und Decreten, deren Unsicherheit durch alle Jahr-

hunderte der ältern und mittlern Chriſtengeſchichte faſt bis zur Reformation hinauf, wie ein Dieb in der Nacht fortſchleichet. Nachdem einmal das böſe Principium angenommen war, daß man zum Nutzen der Kirche Untreue begehen, Lügen erfinden, Dichtungen ſchreiben dürfe, ſo war der hiſtoriſche Glaube verletzt; Zunge, Feder, Gedächtniß und Einbildungskraft der Menſchen hatten ihre Regel und Richtſchnur verloren, ſo daß ſtatt der griechiſchen und puniſchen Treue wohl mit mehrerem Rechte die chriſtliche Glaubwürdigkeit genannt werden möchte. Und um ſo unangenehmer fällt dieſes ins Auge, da die Epoche des Chriſtenthums ſich einem Zeitalter der trefflichſten Geſchichtſchreiber Griechenlandes und Roms anſchließt, hinter welchen in der chriſtlichen Aera ſich auf einmal, lange Jahrhunderte hin, die wahre Geſchichte beinahe ganz verlieret. Schnell ſinkt ſie zur Biſchofs-, Kirchen- und Mönchschronik hinunter, weil man nicht mehr für die Würdigſten der Menſchheit, nicht mehr für Welt und Staat, ſondern für die Kirche, oder gar für Orden, Kloſter und Secte ſchrieb, und, da man ſich ans Predigen gewöhnt hatte, und das Volk dem

Bischofe alles glauben mußte, man auch schreibend die ganze Welt für ein glaubendes Volk, für eine christliche Heerde ansah.

5. Das Christenthum hatte nur zwei sehr einfache und zweckmäßige heilige Gebräuche, weil es mit ihm nach seines Stifters Absicht auf nichts weniger als auf einen Cerimoniendienst angesehen seyn sollte. Bald aber mischte sich, nach Verschiedenheit der Länder, Provinzen und Zeiten, das After-Christenthum dergestalt mit jüdischen und heidnischen Gebräuchen, daß z. B. die Taufe der Unschuldigen zur Teufelsbeschwörung und das Gedächtnißmahl eines scheidenden Freundes zur Schaffung eines Gottes, zum unblutigen Opfer, zum Sündenvergebenden Mirakel, zum Reisegeld in die andre Welt gemacht ward. Unglückseliger Weise trafen die christlichen Jahrhunderte mit Unwissenheit, Barbarei und der wahren Epoche des übeln Geschmacks zusammen, also daß auch in seine Gebräuche, in den Bau seiner Kirchen, in die Einrichtung seiner Feste, Satzungen und Prachtanstalten, in seine Gesänge, Gebete und Formeln wenig wahres Große und Edle kommen konnte. Von Land zu Lande, von einem

zum andern Welttheil wälzten ſich dieſe Cerimonien fort; was urſprünglich einer alten Gewohnheit wegen noch einigen Localſinn gehabt hatte, verlor denſelben in fremden Gegenden und Zeiten; ſo ward der chriſtliche Liturgieengeiſt ein ſeltſames Gemiſch von jüdiſch-, ägyptiſch-, griechiſch-, römiſch-barbariſchen Gebräuchen, in denen oft das Ernſthafteſte langweilig oder gar lächerlich ſeyn mußte. Eine Geſchichte des chriſtlichen Geſchmacks in Feſten, Tempeln, Formeln, Einweihungen und Compoſition der Schriften, mit philoſophiſchem Auge betrachtet, würde das bunteſte Gemälde werden, das über eine Sache, die keine Cerimonien haben ſollte, je die Welt ſah. Und da dieſer chriſtliche Geſchmack ſich mit der Zeit in Gerichts- und Staatsgebräuche, in die häusliche Einrichtung, in Schauſpiele, Romane, Tänze, Lieder, Wettkämpfe, Wappen, Schlachten, Sieges- und andre Luſtbarkeiten gemiſcht hat: ſo muß man bekennen, daß der menſchliche Geiſt damit eine unglaublich ſchiefe Form erhalten, und daß das Kreuz, das über die Nationen errichtet war, ſich auch den Stirnen derſelben ſonderbar eingeprägt habe. Die pisci-

culi Christiani ſchwammen Jahrhunderte lang in einem trüben Elemente.

6. Endlich hat das Chriſtenthum, indem es ein Reich der Himmel auf Erden gründen wollte, und die Menſchen von der Vergänglichkeit des irdiſchen überzeugte, zwar zu jeder Zeit jene reinen und ſtillen Seelen gebildet, die das Auge der Welt nicht ſuchten und vor Gott ihr Gutes thaten; leider aber hat es auch durch einen argen Mißbrauch den falſchen Enthuſiasmus genährt, der faſt von ſeinem Anfange an, unſinnige Märtyrer und Propheten in reicher Zahl erzeugte. Ein Reich der Himmel wollten ſie auf die Erde bringen, ohne daß ſie wußten, wie oder wo es ſtünde? Sie widerſtrebten der Obrigkeit, löſeten das Band der Ordnung auf, ohne der Welt eine beſſere geben zu können; und unter der Fülle des chriſtlichen Eifers verſteckte ſich pöbelhafter Stolz, kriechende Anmaßung, ſchändliche Luſt, dumme Thorheit. Wie betrogene Juden ihren falſchen Meſſien anhingen, rotteten hier die Chriſten ſich unter kühne Betrüger, dort ſchmeichelten ſie den ſchlechteſten Seelen tyranniſcher, üppiger Regenten, als ob dieſe das Reich Gottes

auf die Erde brächten, wenn ſie ihnen Kirchen bauten oder Schenkungen verehrten. So ſchmeichelte man ſchon dem ſchwachen Konſtantin, und dieſe myſtiſche Sprache prophetiſcher Schwärmerei hat ſich Umſtänden und Zeiten nach auf Männer und Weiber verbreitet. Der Parakletus iſt oft erſchienen; liebetrunkenen Schwärmern hat der Geiſt oft durch Weiber geredet. Was in der chriſtlichen Welt Chiliaſten und Wiedertäufer, Donatiſten, Montaniſten, Priscillianiſten, Circumcellionen u. ſ. für Unruhe und Unheil angerichtet; wie Andere mit glühender Phantaſie Wiſſenſchaften verachtet oder verheert, Denkmale und Künſte, Einrichtungen und Menſchen ausgerottet und zerſtört; wie ein augenſcheinlicher Betrug oder gar ein lächerlicher Zufall zuweilen ganze Länder in Aufruhr geſetzt und z. B. das geglaubte Ende der Welt Europa nach Aſien gejagt hat; das Alles zeigt die Geſchichte. Indeſſ[illegible] wollen wir auch dem reineren chriſtlichen Enthuſiasmus ſein Lob nicht verſagen; er hat, wenn er aufs Gute traf, in kurzer Zeit für viele Jahrhunderte mehr ausgerichtet, als eine philoſophiſche Kälte und Gleichgültigkeit je ausrichten könnte. Die Blätter des Tru-

ges fallen ab; aber die Frucht gedeihet. Die Flamme der Zeit verzehrte Stroh und Stoppeln: das wahre Gold konnte sie nur läutern.

Vortheile, welche das Christenthum den Ländern, über welche es sich verbreitete, gebracht hat.

1. Auf ein erdisches Himmelreich, d. i. auf eine vollkommnere Einrichtung der Dinge zum Besten der Völker, mag das Christenthum im Stillen gewirkt haben; die Blüthe der Wirkung aber, ein vollkommner Staat, ist durch dasselbe nirgend zum Vorschein gekommen, weder in Asien, noch in Europa. Syrer und Araber, Armenier und Perser, Juden und Grusiner sind, was sie waren, geblieben; und keine Staatsverfassung jener Gegenden kann sich eine Tochter des Christenthums zu seyn rühmen; es sey denn, daß man Einsiedelei und Mönchsdienst oder die Hierarchie jeder Art mit ihren rastlosen Wirkungen für das Ideal eines Christenstaats nehmen wolle. Patriarchen und Bischöfe senden Missionen umher, um ihre Secte, ihren Spren-

gel, ihre Gewalt auszubreiten; ſie ſuchen die Gunſt der Fürſten, um Einfluß in die Geſchäfte oder um Klöſter und Gemeinen zu erhalten: Eine Partei ſtrebt gegen die andre, und ſorgt, daß ſie die herrſchende werde: ſo jagen Juden und Chriſten, Neſtorianer und Monophyſiten einander umher; und keiner Partei darf es einfallen, auf das Beſte einer Stadt oder eines Erdſtrichs rein und frei zu wirken. Die Kleriſei der Morgenländer, die immer etwas Mönchartiges hatte, wollte Gott dienen und nicht den Menſchen.

2. Um auf Menſchen zu wirken, hatte man drei Wege: Lehre, Anſehen und gottesdienſtliche Gebräuche. Lehre iſt allerdings das reinſte und wirkſamſte Mittel, ſobald ſie von rechter Art war. Unterricht der Jungen und Alten, wenn er die weſentlichen Beziehungen und Pflichten der Menſchheit betraf, konnte nichts anders als eine Anzahl nutzbarer Kenntniſſe in Gang bringen, oder im Gange erhalten; der Ruhm und Vorzug, ſolche auch dem geringen Volk klärer gemacht zu haben, bleibet dem Chriſtenthum in vielen Gegenden ausſchließend eigen. Durch Fragen, Predigten, Lieder, Glaubensbekennt-

niſſe und Gebete wurden Kenntniſſe von Gott und der Moral unter die Völker verbreitet: durch Ueberſetzung und Erklärung der heiligen Schriften kam Schrift und Literatur unter dieſelbe; und wo die Nationen noch ſo kindiſch waren, daß ſie nur Fabeln faſſen mochten, da erneuerte ſich wenigſtens eine heilige Fabel. Offenb.: aber kam hiebei alles darauf an, ob der Mann, der lehren ſollte, lehren konnte, und was es war, das er lehrte? Auf beide Fragen wird die Antwort nach Perſonen, Völkern, Zeiten und Weltgegenden ſo verſchieden, daß man am Ende ſich nur an das halten muß, was er lehren ſollte; woran ſich denn auch die herrſchende Kirche hielt. Sie fürchtete die Untüchtigkeit und Kühnheit vieler ihrer Lehrer, faßte ſich alſo kurz und blieb in einem engen Kreiſe. Daher lief ſie nun freilich auch Gefahr, daß der Inhalt ihrer Lehre ſich ſehr bald erſchöpfte und wiederholte, daß in wenigen Geſchlechtern die ererbte Religion faſt allen Glanz ihrer Neuheit verlor, und der gedankenloſe Lehrer auf ſeinem alten Bekenntniß ſanft einſchlief. Und ſo war meiſtens auch nur der erſte Stoß chriſtlicher Miſſionen recht lebendig; bald geſchah es, daß jede matte Welle

eine mattere trieb, und alle zuletzt in die ſtille Oberfläche des Herkommens eines alten Chriſten-Gebrauches ſanft ſich verloren. Durch Gebräuche ſuchte man nämlich das zu erſetzen, was der Seele des Gebrauchs, der Lehre, abging: und ſo fand ſich das Cerimonienweſen ein, das endlich zu einer geiſtloſen Puppe gerieth, die in alter Pracht, unberührbar und unbeweglich daſtand. Für Lehrer und Zuhörer war die Puppe zur Bequemlichkeit erdacht; denn beide konnten dabei etwas denken, wenn ſie denken wollten; wo nicht, ſo ging doch, wie man ſagte, das Vehikulum der Religion nicht verloren. Und da vom Anfange an die Kirche ſehr auf Einheit hielt, ſo waren zur gedankenloſen Einheit Formeln, die die Heerde am wenigſten zerſtreuen mochten, allerdings das beſte. Von allem dieſen ſind die Kirchen Aſiens die volleſten Erweiſe: ſie ſind noch, was ſie vor faſt zwei Jahrtauſenden wurden, entſchlafne, ſeelenloſe Körper: ſelbſt Ketzerei iſt in ihnen ausgeſtorben; denn auch zu Ketzereien iſt keine Kraft mehr da.

Vielleicht aber kann das Anſehen der Prieſter erſetzen, was der entſchlafnen Lehre, oder der

erſtorbnen Bewegung abgeht? Einigermaßen, aber nie ganz. Allerdings hat das Alter einer geheiligten Perſon den ſanften Schimmer väterlicher Erfahrung, reifer Klugheit und einer leidenſchaftloſen Ruhe der Seele vor und um ſich; daher ſo manche Reiſende der Ehrerbietung gedenken, die ſie vor bejahrten Patriarchen, Prieſtern und Biſchöfen des Morgenlandes fühlten. Eine edle Einfalt in Geberden, in der Kleidung, dem Betragen, der Lebensweiſe trug dazu bei, und mancher ehrwürdige Einſiedler, wenn er der Welt ſeine Lehre, ſeine Warnung, ſeinen Troſt nicht verſagte, kann mehr Gutes geſtiftet haben, als hundert geſchwätzige Müſſiggänger im Tumult der Gaſſen und Märkte. Indeſſen iſt auch das edelſte Anſehen eines Mannes nur Lehre, ein Beiſpiel auf Erfahrung und Einſicht gegründet; treten Kurzſichtigkeit und Vorurtheile an die Stelle der Wahrheit, ſo iſt das Anſehen der ehrwürdigſten Perſon gefährlich und ſchädlich.

3. Da alles Leben der Menſchen ſich auf die Geſchäftigkeit einer gemeinſamen Geſellſchaft beziehet: ſo iſt offenbar, daß auch im Chriſtenthum früher oder ſpäter alles abſterben mußte

oder abſterben wird, was ſich davon ausſchließt. Jede todte Hand iſt todt: ſie wird abgelöſet, ſobald der lebendige Körper ſein Leben und ihre unnütze Bürde füh'et. So lange in Aſien die Miſſionen in Wirkſamkeit waren, theilten ſie Leben aus und empfingen Leben; als die weltliche Macht der Araber, Tataren, Türken ſie davon ausſchloß, verbreiteten ſie ſich nicht weiter. Ihre Klöſter und Biſchofsſitze ſtehen als Trümmer andrer Zeiten traurig und beſchränkt da; viele werden nur der Geſchenke, Abgaben und Knechtsdienſte wegen geduldet.

4. Da das Chriſtenthum vorzüglich durch Lehre wirket, ſo kommt allerdings vieles auf die Sprache an, in welcher es gelehret wird, und auf die in derſelben bereits enthaltene Cultur, der es ſich rechtgläubig anſchließt. Mit einer gebildeten oder allgemeinen Sprache pflanzet es ſich ſodann nicht nur fort, ſondern es erhält auch durch ſie eine eigne Cultur und Achtung; ſobald es dagegen, als ein heiliger Dialekt göttlichen Urſprunges, hinter andern lebendigen Sprachen zurückbleibt, oder gar in die engen Grenzen einer abgeſchloſſenen, rauhen Väter-Mundart wie in ein wüſtes Schloß verbannt wird: ſo muß

es in dieſem wüſten Schloſſe mit der Zeit ſein Leben als ein armer Tyrann, oder als ein unwiſſender Gefangner kümmerlich fortziehen. Als in Aſien die griechiſche und nachher die ſyriſche Sprache von der ſiegenden arabiſchen verdrängt ward, kamen auch die Kenntniſſe, die in jenen lagen, außer Umlauf; nur als Liturgieen, als Bekenntniſſe, als eine Mönchstheologie durften ſie ſich fortpflanzen. Sehr trüglich iſt alſo die Behauptung, wenn man alles das dem Inhalt einer Religion zuſchreibt, was eigentlich nur den Hülfsmitteln gehört, durch welche ſie wirkte. Sehet jene Thomas-Chriſten in Indien, jene Georgier, Armenier, Abyſſinier und Kopten an; was ſind ſie? was ſind ſie durch ihr Chriſtenthum worden? Kopten und Abyſſinier beſitzen Bibliotheken alter, ihnen ſelbſt unverſtändlicher Bücher, die in den Händen der Europäer vielleicht nutzbar wären; jene brauchen ſie nicht, und können ſie nicht brauchen. Ihr Chriſtenthum iſt zum elendeſten Aberglauben hinabgeſunken.

5. Alſo muß ich auch hier der griechiſchen Sprache das Lob geben, das ihr in der Geſchichte der Menſchheit ſo vorzüglich gebühret; durch ſie iſt nämlich alle das Licht aufgegangen, mit welchem auch

das

das Chriſtenthum unſern Welttheil beleuchtet oder überſchimmert hat. Wäre durch Alexanders Eroberungen, durch die Reiche ſeiner Nachfolger und fernerhin durch das römiſche Beſitzthum dieſe Sprache nicht ſo weit verbreitet, ſo lange erhalten worden; ſchwerlich wäre in Aſien irgend eine Aufklärung durchs Chriſtenthum entſtanden: denn eben an der griechiſchen Sprache haben Rechtgläubige und Ketzer auf unmittelbare oder mittelbare Weiſe ihr Licht oder Irrlicht angezündet. Auch in die armeniſche, ſyriſche und arabiſche Sprache kam aus ihr der Funke der Erleuchtung; und wären überhaupt die erſten Schriften des Chriſtenthums nicht griechiſch, ſondern im damaligen Juden-Dialekt verfaſſet worden, hätte das Evangelium nicht griechiſch gepredigt und fortgebreitet werden können: wahrſcheinlich wäre der Strom, der ſich jetzt über Nationen ergoß, nahe an ſeiner Quelle erſtorben. Die Chriſten wären worden, was die Ebioniten waren, und etwa die Johannesjünger oder Thomaschriſten noch ſind, ein armer verachteter Haufe, ohne alle Wirkung auf den Geiſt der Nationen.

* * *

Reiche der Araber.

Schon in den Zeiten der Unwiſſenheit, wie die Araber ihre ältere Geſchichte nennen, hatten ſie ſich oberhalb ihrer Halbinſel verbreitet, in Irak und Syrien kleine Reiche angeleget; Stämme von ihnen wohnten in Aegypten; die Abyſſinier ſtammten von ihnen her, die ganze afrikaniſche Wüſte ſchien ihr Erbtheil. Vom großen Aſien war ihre Halbinſel durch die Wüſte getrennet, und damit den häufigen Zügen der Eroberer der Weg zu ihr verſagt: ſie blieben frei, und ſtolz auf ihre Abkunft, auf den Adel ihrer Geſchlechter, auf ihre unbezwungene Tapferkeit, und ihre unvermiſchte Sprache. Dabei waren ſie dem Mittelpunkt des ſüd- und öſtlichen Handels, mithin der Kunde aller Nationen nahe, die dieſen Handel trieben, an dem ſie denn auch, nach der glücklichen Lage ihres Landes, ſelbſt Antheil nehmen konnten und mußten. Frühe alſo entſtand hier eine geiſtige Cultur, die am Altai oder Ural nicht entſtehen konnte; die Sprache der Araber bildete ſich zu einem Scharfſinn bildlicher Reden und Weisheitſprüche lange vorher, ehe ſie ſolche zu ſchreiben wußten. Auf ihrem

Sinai hatten die Ebräer ihr Geſetz empfangen, und faſt immer unter ihnen gewohnet; ſobald Chriſten entſtanden und ſich unter einander verfolgten, wandten ſich auch chriſtliche Sekten zu ihnen. Wie anders alſo, als daß aus der Miſchung jüdiſcher, chriſtlicher und eigner Stammesideen unter einem ſolchen Volk, in einer ſolchen Sprache, zu rechter Zeit eine neue Blüthe erſcheinen, und wenn ſie hervortrat, von der Erdſpitze zwiſchen drei Welttheilen, durch Handel, Kriege, Züge und Schriften die größte Ausbreitung gewinnen mochte? Die duftende Staude des arabiſchen Ruhms, aus ſo dürrem Boden entſproſſen, iſt alſo ein ſehr natürliches Wunder, ſobald nur der Mann erſchien, der ſie zur Blüthe zu bringen wußte.

Im Anfange des ſiebenten Jahrhunderts erſchien dieſer Mann, eine ſonderbare Miſchung alles deſſen, was Nation, Stamm, Zeit und Gegend gewähren konnte, Kaufmann, Prophet, Redner, Dichter, Held und Geſetzgeber, alles nach arabiſcher Weiſe. Aus dem edelſten Stamm in Arabien, dem Bewahrer der reineſten Mundart und des alten Nationalheiligthums, der Kaaba, war Mohammed entſproſſen, ein Knabe von ſchöner Bildung, nicht reich, aber im Hauſe ei-

nes angesehenen Mannes erzogen. Schon in seiner Jugend genoß er die Ehre, im Namen der ganzen Nation den heiligen schwarzen Stein wieder an seine Stelle zu legen; er kam in Umstände, die ihm bei seinen Handelsreisen eine frühe Kenntniß andrer Völker und Religionen, nachher auch ein anständiges Vermögen verschafften. Lobsprüche, die man ihm als einem außerordentlichen Jünglinge ertheilt hatte, die Würde seines Stammes und Geschlechtes, sein eignes frühes Geschäft bei der Kaaba selbst, hatten sich ihm ohne Zweifel in die Seele gegraben; die Eindrücke, die er vom Zustande der Christenheit empfangen hatte, fügeten sich dazu; der Berg Sinai, gekrönt mit hundert Sagen aus der alten Geschichte stand vor ihm; der Glaube an eine göttliche Begeisterung und Sendung war allen diesen Religionen gemein, der Denkart seines Volks einheimisch, seinem eignen Charakter schmeichelhaft; wahrscheinlich wirkte dieß Alles, während der funfzehn Jahre, in welchen er ein anschauliches Leben führte, so tief auf seine Seele, daß er Sich, den Koreschiten, Sich den ausgezeichneten Mann erwählt glaubte, die Religion seiner Väter in Lehren und Pflichten wiederherzustellen, und sich als

einen Knecht Gottes zu offenbaren. Nicht etwa nur der Traum ſeiner himmliſchen Reiſe; ſein Leben und der Koran ſelbſt zeigen, wie glühend ſeine Phantaſie geweſen, und daß es zum Wahn ſeines Propheten-berufs keines künſtlich abgeredeten Betruges bedurft habe. Nicht als ein aufbrauſender Jüngling trat Mohammed auf, ſondern im vierzigſten Jahre ſeines Alters; zuerſt als Prophet ſeines Hauſes, der ſich nur Wenigen offenbarte, in dreien Jahren kaum ſechs Anhänger gewann, und als er bei jenem berühmten Gaſtmahl Ali's vierzig Männern ſeines Stammes ſeinen Beruf kund that, fortan freilich auch alles übernahm, was Widerſpruch der Ungläubigen gegen einen Propheten mit ſich führet. Mit Recht zählen ſeine Anhänger ihre Jahre von ſeiner Flucht nach Jatreb (Medina): in Mekka wäre entweder ſein Entwurf, oder er ſelbſt vernichtet worden.

Wenn alſo der Haß gegen Gräuel des Götzendienſtes, die er in ſeinem Stamme ſah, und auch im Chriſtenthum zu finden glaubte, nebſt einer hohen Begeiſterung für die Lehre von Einem Gott, und die Weiſe, ihm durch Reinigkeit, Andacht und Gutthätigkeit zu dienen, der Grund ſeines Prophetenberufs

gewesen zu seyn scheinen: so waren verderbte Traditionen des Juden- und Christenthums, die poetische Denkart seiner Nation, die Mundart seines Stammes und seine persönlichen Gaben gleichsam die Fittige, die ihn über und außer sich selbst forttrugen. Sein Koran, dieß sonderbare Gemisch von Dichtkunst, Beredsamkeit, Unwissenheit, Klugheit und Anmaßung, ist ein Spiegel seiner Seele, der seine Gaben und Mängel, seine Neigungen und Fehler, den Selbstbetrug, und die Nothbehelfe, mit denen er sich und Andre täuschte, klärer als irgend ein anderer Koran eines Propheten zeiget. Bei veranlassenden Umständen, oder, wenn er aus einer beschauenden Entzückung zu sich kam, sagte er ihn in einzelnen Stücken her, ohne dabei an ein schriftliches System zu denken; es waren Ergießungen seiner Phantasie, oder ermunternde, strafende Prophetenreden, die er zu andrer Zeit als etwas, das über seine Kräfte ging, als eine göttliche, ihm nur verliehene Gabe selbst anstaunte. Daher forderte er, wie alle mit sich getäuschte starke Gemüther, Glauben, den er zuletzt auch von seinen bittersten Feinden zu erpressen wußte. Kaum war er Herr von Arabien, so sandte er schon

an alle benachbarte Reiche, Perſien, Aethiopien, Yemen, ja den griechiſchen Kaiſer ſelbſt, Apoſtel ſeiner Lehre, weil er dieſe, ſo national ſie war, als die Religion aller Völker anſah. Die harten Worte, die ihm bei der Rückkunft dieſer Geſandten, als er die Weigerung der Könige hörte, entfielen, nebſt jener berühmten Stelle des Koran im Kapitel der Buße *), waren ſeinen Nachfolgern Grundes genug, das auszuführen, was dem Propheten ſelbſt ſein früher Tod unterſagte, die Bekehrung der Völker. Leider ging ihnen auch hierin das Chriſtenthum vor, das unter allen Religionen zuerſt ſeinen Glauben, als die nothwendige Bedingung zur Seligkeit, fremden Völkern aufdrang; nur der Araber bekehrte nicht durch Schleichhandel, Weiber und Mönche, ſondern, wie es dem Mann der Wüſte geziemte, mit dem Schwert in der Hand und mit der fordernden Stimme: „Tribut oder Glaube!“

*) „Streitet wider die, die weder an Gott, noch an „dem Tag des Gerichts glauben, und das nicht für ſträf„lich halten, was Gott und ſein Apoſtel verboten hat. „Auch wider Juden und Chriſten ſtreitet ſo lange, bis ſie „ſich bequemen, Tribut zu bezahlen und ſich zu unterwerfen.“

Die Abſicht der Meinungen, welche der Muhamedismus lehret, iſt offenbar darauf gerichtet: die heidniſchen Völker, die ſich zu ihm bekannten, über den groben Götzendienſt der Naturweſen, der himmliſchen Geſtirne und irdiſcher Menſchen zu erheben, und ſie zu eifrigen Anbetern Eines Gottes, des Schöpfers, Regierers und Richters der Welt, mit täglicher Andacht, mit Werken der Barmherzigkeit, Reinheit des Körpers und Ergebung in ſeinen Willen zu machen. Durch das Verbot des Weines hat er der Völlerei und dem Zank zuvorkommen, durch das Verbot unreiner Speiſen Geſundheit und Mäßigkeit befördern wollen; desgleichen hat er den Wucher, das gewinnſüchtige Spiel, auch mancherlei Aberglauben unterſagt, und mehrere Völker aus einem rohen oder verderbenen Zuſtande auf einen mittlern Grad der Cultur gehoben; daher auch der Moſlem (Muſelmann) den Pöbel der Chriſten in ſeinen groben Ausſchweifungen, inſonderheit in ſeiner unreinen Lebensweiſe tief verachtet. Die Religion Mohammeds prägt den Menſchen eine Ruhe der Seele, eine Einheit des Charakters auf, die freilich eben ſo gefährlich als nützlich ſeyn kann, an ſich aber ſchätzbar und hochachtens-

würdig bleibet; dagegen die Vielweiberei, die ſie erlaubet, das Verbot aller Unterſuchungen über den Koran, und der Deſpotismus, den ſie im Geiſt- und Weltlichen feſtſtellt, ſchwerlich anders als böſe Folgen nach ſich ziehen mögen *).

Wie aber auch dieſe Religion ſey, ſo ward ſie durch eine Sprache fortgepflanzt, die die reinſte Mundart Arabiens, der Stolz und die Freude des ganzen Volks war; kein Wunder alſo, daß die andern Dialekte damit in den Schatten gedrängt wurden, und die Sprache des Koran das ſiegende Panier der arabiſchen Weltherrſchaft ward. Vortheilhaft iſt einer weitverbreiteten blühenden Nation ein ſolches gemeinſchaftliches Ziel der Rede- und Schreibart. Wenn die germaniſchen Ueberwinder Europa's ein claſſiſches Buch ihrer Sprache, wie die Araber den Koran gehabt hätten; nie wäre die lateiniſche eine Oberherrin ihrer Sprache geworden, auch hätten ſich viele ihrer Stämme nicht ſo ganz in der Irre verloren. Nun aber konnte dieſen weder Ulfila noch Kaedmon oder

*) In Michaelis orientaliſcher Bibliothek Th. 8. S. 33 u. f., ſind hierüber gute Bemerkungen.

Ottfried werden, was Mohammeds Koran noch jetzt allen ſeinen Anhängern iſt, ein Unterpfand ihrer ächten Mundart, durch welches ſie zu den ächteſten Denkmalen ihres Stammes aufſteigen, und auf der ganzen Erde ein Volk bleiben. Den Arabern galt ihre Sprache als ihr edelſtes Erbtheil, und noch jetzt knüpft ſie in mehreren Dialekten ein Band des Verkehrs und Handels zwiſchen ſo vielen Völkern der Oſt- und Südwelt, als nie eine andre Sprache geknüpft hat. Nach der griechiſchen iſt ſie vielleicht auch am meiſten dieſer Allgemeinherrſchaft würdig, da wenigſtens die lingua franca jener Gegenden gegen ſie als ein dürftiger Bettlermantel erſcheinet.

In dieſer reichen und ſchönen Sprache bildeten ſich Wiſſenſchaften aus, die, ſeitdem Al-Manſor, Harun Al-Raſchid und Mamon ſie weckten, von Bagdad, dem Sitz der Abbaſiden, nord-, oſt-, am meiſten aber weſtlich ausgingen, und geraume Zeit im weiten Reich der Araber blühten. Eine Reihe Städte, Baſſora, Kufa, Samarkand, Roſette, Kahira, Tunis, Fez, Marokko, Cordova u. ſ. waren berühmte Schulen, deren Wiſſenſchaften ſich auch den Perſern, Indiern, einigen tatariſchen Ländern, ja gar den Si-

neſen mitgetheilt haben, und bis auf die Malayen hinab das Mittel worden ſind, wodurch Aſien und Afrika zu einiger neueren Cultur gelangte. Dichtkunſt und Philoſophie, Geographie und Geſchichte, Grammatik, Mathematik, Chemie, Arzneikunde, ſind von den Arabern getrieben worden, und in den meiſten derſelben haben ſie als Erfinder und Verbreiter, mithin als wohlthätige Eroberer, auf den Geiſt der Völker gewirket.

Die Dichtkunſt war ihr altes Erbtheil, eine Tochter nicht der Khalifengunſt, ſondern der Freiheit. Lange vor Mohammed hatte ſie geblühet: denn der Geiſt der Nation war poetiſch, und tauſend Dinge erweckten dieſen Geiſt. Ihr Land, ihre Lebensweiſe, ihre Wallfahrten nach Mekka, die dichteriſchen Wettkämpfe zu Okhad, die Ehre, die ein neuaufſtehender Dichter von ſeinem Stamme erhielt, der Stolz der Nation auf ihre Sprache, auf ihre Sagen, ihre Neigung zu Abenteuern, zur Liebe, zum Ruhm; ſelbſt ihre Einſamkeit, ihre Rachſucht, ihr wanderndes Leben, alles dieß munterte ſie zur Poeſie auf, und ihre Muſe hat ſich durch prächtige Bilder, durch ſtolze und groſſe Empfindungen, durch ſcharfſinnige Sprüche,

und etwas Unermeßliches im Lobe und Tadel ihrer besungenen Gegenstände ausgezeichnet. Wie abgerissene, gen Himmel strebende Felsen stehen ihre Gesinnungen da; der schweigende Araber spricht mit der Flamme des Worts wie mit dem Blitz seines Schwertes, mit Pfeilen des Scharfsinns, wie seines Köchers und Bogens. Sein Pegasus ist sein edles Roß, oft unansehnlich, aber verständig, treu und unermüdlich. Die Poesie der Perser dagegen, die, wie ihre Sprache, von der arabischen abstammet, hat sich dem Lande und Charakter der Nation gemäß, wohllüstiger, sanfter, und fröhlicher, zu einer Tochter des irdischen Paradieses gebildet. Und obwohl keine von beiden die griechischen Kunstformen der Epopee, Ode, Idylle, am mindesten des Drama kennet, keine von beiden auch, nachdem sie diese kennen gelernt, solche hat nachahmen wollen oder dürfen: so hat sich doch eben deßhalb die eigne Dichtergabe der Perser und Araber nur desto kenntlicher ausgebildet und verschönet. Kein Volk kann sich rühmen, so viele leidenschaftliche Beförderer der Poesie gehabt zu haben, als die Araber in ihren schönen Zeiten; in Asien breiteten sie diese Leidenschaft selbst auf tatarische, in Spanien auf

chriſtliche Fürſten und Edle aus. Die gaya ciencia der limoſiniſchen oder Provenzal-Dichtkunſt iſt dieſen von ihren Feinden, den nachbarlichen Arabern, gleichſam aufgedrungen und aufgeſungen worden; und ſo bekam allmälig, aber ſehr rauh und langſam, Europa wieder ein Ohr für die feinere lebendige Dichtkunſt.

Vorzüglich bildete ſich unter dem morgenländiſchen Himmel der fabelhafteſte Theil der Dichtkunſt aus, das Mährchen. Eine alte ungeſchriebene Stammesſage wird mit der Zeit ſchon ein Mährchen; und wenn die Einbildung des Volks, das ſolche erzählet, für's Uebertriebene, Unbegreifliche, Hohe und Wunderbare geſtimmt iſt, ſo wird auch das Gemeine zur Seltenheit, das Unbekannte zum Außerordentlichen erhoben, dem dann zu ſeiner Ergötzung und Belehrung der müßige Morgenländer im Zelt oder auf der Wallfahrt, und im Kreiſe der Geſellſchaft ſein Ohr willig leihet. Schon zu Mohammeds Zeit kam ein perſiſcher Kaufmann mit angenehmen Erzählungen unter die Araber, von denen der Prophet befürchtete, daß ſie die Mährchen ſeines Koran übertreffen möchten; wie in der That die angenehmſten Dichtungen der orientaliſchen Phantaſie perſiſchen Urſprunges zu

ſeyn ſcheinen. Die fröhliche Geſchwätzigkeit und Prachtliebe der Perſer gaben ihren alten Sagen mit der Zeit eine eigne romantiſche Heldenform, die durch Geſchöpfe der Einbildungskraft, meiſtens von Thieren des ihnen nahen Gebirges genommen, ſehr erhöht ward. So entſtand jenes Feenland, das Reich der Peri und Deri, (für welche die Araber kaum einen Namen hatten,) das auch in die Romane der mittleren Zeiten Europa's reichlich kam. Von den Arabern wurden dieſe Mährchen in ſehr ſpäter Zeit zuſammengereihet, da denn inſonderheit die glänzende Regierung ihres Khalifen Harun al-Raſchid die Scene der Begebenheiten, und dieſe Form für Europa ein neues Muſter ward, die zarte Wahrheit hinter das Fabelgewand unglaublicher Begebenheiten zu verbergen, und die feinſten Lehren der Klugheit im Ton der bloßen Zeitkürzung zu ſagen.

Vom Mährchen wenden wir uns zu ſeiner Schweſter, der Philoſophie der Araber, die ſich nach Art der Morgenländer eigentlich über dem Koran gebildet, und durch den überſetzten Ariſtoteles nur eine wiſſenſchaftliche Form erlangt hat. Da der reine Begriff von Einem Gott der Grund der ganzen Reli-

gion Mohammeds war: ſo läßt ſich ſchwerlich eine Speculation denken, die nicht mit dieſem Begriff von den Arabern verbunden, aus ihr hergeleitet und in metaphyſiſche Anſchauung, auch in hohe Lobſprüche, Sentenzen und Maximen wäre gebracht worden. Die Syntheſe der metaphyſiſchen Dichtung haben ſie beinahe erſchöpft, und mit einer erhabenen Myſtik der Moral vermählet. Es entſtänden Secten unter ihnen, die im Streit gegen einander ſchon eine feine Kritik der reinen Vernunft übten, ja der Scholaſtik mittlerer Zeiten kaum etwas übrig ließen, als eine Verfeinerung der gegebenen Begriffe nach europäiſchen, chriſtlichen Lehren. Die erſten Schüler dieſer theologiſchen Metaphyſik waren die Juden; ſpäterhin kam ſie auf die neuerrichteten chriſtlichen Univerſitäten, auf welchen ſich Ariſtoteles, zuerſt ganz nach arabiſcher, nicht nach griechiſcher Sehart zeigte und die Speculation, Polemik und Sprache der Schule ſehr geweht und verfeint hat. Der ungelehrte Mohammed theilt alſo mit dem gelehrteſten griechiſchen Denker die Ehre, der ganzen Metaphyſik neuerer Zeiten ihre Richtung gegeben zu haben; und da mehrere arabiſche Philoſophen zugleich Dichter waren, ſo iſt in

den mittlern Zeiten auch bei den Chriſten die Myſtik der Scholaſtik ſtets zur Seite gegangen: denn beider Grenzen verlieren ſich in einander.

Die Grammatik ward von den Arabern als ein Ruhm ihres Stammes getrieben, ſo daß man aus Stolz über die Reinheit und Schönheit der Sprache alle Worte und Formen derſelben aufzählte, und ſchon in frühen Zeiten jener Gelehrte gar ſechzig Kameele mit Wörterbüchern beladen konnte. Auch in dieſer Wiſſenſchaft wurden die Juden der Araber erſte Schüler. Ihrer alten viel einfachern Sprache ſuchten ſie eine Grammatik nach arabiſcher Weiſe anzukünſteln, die bis auf die neueſten Zeiten auch unter den Chriſten in Uebung blieb; dagegen man eben auch von der arabiſchen Sprache in unſern Zeiten ein lebendiges Vorbild genommen hat, zum natürlichen Verſtande der ebräiſchen Dichtkunſt zurückzukehren, was Bild iſt als Bild zu betrachten, und tauſend Götzenbilder einer falſchen jüdiſchen Auslegungskunſt hinwegzuthun von der Erde.

Im Vortrage der Geſchichte ſind die Araber nie ſo glücklich geweſen, als Griechen und Römer, weil ihnen Freiſtaaten, mithin die Uebung einer pragma-

matiſchen Zergliederung öffentlicher Thaten und Begebenheiten fehlte. Sie konnten nichts als trockne, kurze Chroniken ſchreiben, oder liefen bei einzelnen Lebensbeſchreibungen Gefahr, in dichteriſches Lob ihres Helden und ungerechten Tadel ſeiner Feinde auszuſchweifen. Der gleichmüthige, hiſtoriſche Styl hat ſich bei ihnen nicht gebildet: ihre Geſchichten ſind Poeſie, oder mit Poeſie durchwebet; dagegen ihre Chroniken und Erdbeſchreibungen von Ländern, die ſie kennen konnten, und wir bis jetzt noch nicht kennen gelernt haben, vom innern Afrika z. B., für uns noch nutzbar ſind.

Die entſchiedenſten Verdienſte der Araber endlich betreffen die Mathematik, Chemie und Arzneikunde, in welchen Wiſſenſchaften ſie mit eignen Vermehrungen derſelben die Lehrer Europa's wurden. Unter Al-Mamon ſchon wurde auf der Ebene Sanjar bei Bagdad ein Grad der Erde gemeſſen; in der Sternkunde, ob ſie gleich dem Aberglauben ſehr dienen mußte, wurden von den Arabern Himmelscharten, aſtronomiſche Tafeln und mancherlei Werkzeuge mit vielem Fleiß gefertigt und verbeſſert, wozu ihnen in ihrem weiten Reich das ſchöne Klima und der reine Him-

mel dienten. Die Aſtronomie wurde auf die Erdkunde angewandt; ſie machten Landcharten, und gaben eine ſtatiſtiſche Ueberſicht mancher Länder, lange vorher, ehe daran in Europa gedacht ward. Durch die Aſtronomie beſtimmten ſie die Zeitrechnung, und nutzten die Kenntniß des Sternenlaufs bei der Schifffahrt; viele Kunſtwörter jener Wiſſenſchaft ſind arabiſch, und überhaupt ſteht der Name dieſes Volks unter den Sternen mit dauerndern Charakteren geſchrieben, als es irgend auf der Erde geſchehen konnte. Unzählbar ſind die Bücher ihres mathematiſchen, inſonderheit aſtronomiſchen Kunſtfleißes; die meiſten derſelben liegen noch unbekannt oder ungebraucht da; eine ungeheure Menge hat der Krieg, die Flamme, oder Unachtſamkeit und Barbarei zerſtöret. Bis in die Tatarei und die mongoliſchen Länder, ja bis ins abgeſchloſſene Tſina drangen durch ſie die edelſten Wiſſenſchaften des menſchlichen Geiſtes; in Samarkand ſind aſtronomiſche Tafeln verfaßt, und Zeitepochen beſtimmt worden, die uns noch jetzt dienen. Die Zeichen unſrer Rechenkunſt, die Ziffern, haben wir durch die Araber erhalten; die Algebra und Chemie führen von ihnen den Namen. Sie ſind die Väter

dieſer Wiſſenſchaft, durch welche das menſchliche Geſchlecht einen neuen Schlüſſel zu den Geheimniſſen der Natur, nicht nur für die Arzneikunſt, ſondern für alle Theile der Phyſik auf Jahrhunderte hin erlangt hat. Da ſie, ihr zu gut, die Botanik minder trieben, und die Anatomie, ihres Geſetzes halber, nicht treiben durften: ſo haben ſie durch Chemie auf die Arzneimittel, und auf die Bezeichnung der Krankheiten und Temperamente durch eine faſt abergläubige Beobachtung der Aeußerungen und Zeichen derſelben deſto mächtiger gewirket. Was ihnen Ariſtoteles in der Philoſophie, Euklides und Ptolomäus in der Mathematik waren, wurden Galenus und Dioskorides in der Arzneikunſt; obwohl nicht zu läugnen iſt, daß hinter den Griechen die Araber nicht nur Bewahrer, Fortpflanzer, und Vermehrer, ſondern freilich auch hie und da Verfälſcher der unentbehrlichſten Wiſſenſchaften unſres Geſchlechts wurden. Der morgenländiſche Geſchmack, in welchem ſie von ihnen getrieben waren, hing auch in Europa den Wiſſenſchaften eine lange Zeit an, und konnte nur mit Mühe von ihnen geſondert werden. Auch in einigen Künſten, z. B. der Baukunſt, iſt Vieles von dem, was

wir gothiſchen Geſchmack nennen, eigentlich arabiſcher Geſchmack, der ſich nach den Gebäuden, die dieſe rohen Eroberer in den griechiſchen Provinzen fanden, in ihrer eignen Weiſe bildete, mit ihnen nach Spanien herüber kam, und von da weiterhin ſich fortpflanzte.

* * *

Den Arabern, iſt ihrem Stammes- und Landescharakter nach, von jeher ein irrendes Ritterthum, mit zarter Liebe gemiſcht, gleichſam erbeigenthümlich geweſen. Sie ſuchten Abenteuer, beſtanden Zweikämpfe, rächten jeden Flecken einer Beſchimpfung ihrer ſelbſt oder ihres Stammes mit dem Blute des Feindes. An eine harte Lebensart und geringe Kleidung gewöhnt, hielten ſie ihr Roß, ihr Schwert und die Ehre ihres Geſchlechts über alles theuer. Da ſie nun auf den Wanderungen ihrer Gezelte zugleich Abenteuer der Liebe ſuchten, und ſodann Klagen über die Entfernung der Geliebten in der von ihnen ſo hochgeachteten Sprache der Dichtkunſt aus-

hauchten; ſo ward es bald zur regelmäßigen Form ihrer Geſänge, den Propheten, ſich ſelbſt, den Ruhm ihres Stammes, und den Preis ihrer Schöne zu beſingen; wobei ſie an ſanfte Uebergänge eben nicht dachten. Bei ihren Eroberungen waren die Zelte der Weiber mit ihnen; die Beherzteſten feuerten ſie an in ihren Gefechten; dieſen alſo legten ſie auch die Beute ihres Sieges zu Füßen; und weil von Mohammed an die Weiber in die Bildung des arabiſchen Reichs vielen Einfluß gehabt hatten, und der Morgenländer im Frieden kein anderes Vergnügen, als Spiele der Kurzweil oder Zeitvertreib mit Weibern kennet; ſo wurden in Spanien zur Zeit der Araber ritterliche Feſte in Gegenwart der Damen, z. B. das Schießen mit dem Wurfrohr nach dem Ringe innerhalb der Schranken, und andre Wettkämpfe mit vielem Glanz und Aufwande gefeiert. Die Schönen munterten den Kämpfer auf, und belohnten ihn mit Kleinod, Schärpe oder einem Kleidungsſtück von ihrer Hand gewirket: denn ihnen zur Ehre wurden dieſe Luſtbarkeiten gefeiert, und das Bild der Dame des Siegers hing vor allen Augen,

mit den Bildern der von ihm beſiegten Ritter umhängt, da. Farben, Deviſen und Kleider bezeichneten die Banden der Kämpfenden, Lieder beſangen dieſe Feſte, und der Dank der Liebe war der ſchönſte Gewinn des Siegers. Offenbar ſind alſo von Arabern die feinern Gebräuche des Ritterthums nach Europa gebracht worden; was bei den ſchwergerüſteten Nordhelden Handwerksſitte ward oder bloße Dichtung blieb, war bei jenen Natur, leichtes Spiel, fröhliche Uebung *).

In Spanien alſo, wo Jahrhunderte lang Gothen und Araber neben einander wohnten, kam dieſer leichtere Rittergeiſt zuerſt unter die Chriſten. Hier kommen nicht nur die älteſten chriſtlichen Orden zum Vorſchein, die gegen Mauren, oder zum Geleit der Pilger nach Compoſtell, oder endlich zur Freude und Luſt aufgerichtet wurden; ſondern es hat auch der Rittergeiſt ſich dem Charakter der Spanier ſo tief eingepräget, daß völlig nach arabiſcher Weiſe ſelbſt

*) S. Reiske zum Thograi, Pocok zum Abulfarabſch, Sale, Jones, Okley, Cardonne u. ff.

die irrenden und die Ritter der Liebe bei ihnen nicht bloße Geſchöpfe der Einbildungskraft waren. Die Romanzen, d. i. hiſtoriſche Lieder, inſonderheit ihrer Ritter- und Liebesbegebenheiten, (vielleicht auch der Roman, der älteſte Amadis z. B.) ſind Gewächſe ihrer Sprache und Denkart, in welcher noch in einer ſpäten Zeit Cervantes den Stoff zu ſeinem unvergleichlichen National-Roman, Don Quixote de la Mancha, fand. Vorzüglich aber hat ſich ſodann hier als in Sicilien, den beiden Gegenden, die die Araber am längſten beſaßen, ihr Einfluß in die frühliche Dichtkunſt gezeiget *).

In jenem Erdſtrich nämlich, den bis zum Ebro Karl der Große den Arabern abgewann, und mit Limoſinern, d. i. mit Einwohnern aus Südfrankreich, beſetzte, bildete ſich mit der Zeit dieß- und jenſeit der Pyrenäen in arabiſcher Nachbarſchaft die erſte Poeſie neuerer Mutterſprachen Europa's, die Pro-

*) S. Velasquez Spaniſche Dichtkunſt, und alle, die über Provenzalen, Minneſinger u. ſ. geſchrieben haben.

venzal- oder Limoſiniſche Dichtkunſt. Tenzonen, Sonnette, Idyllen, Villanescas, Sirventes, Madrigale, Canzonen und andre Formen, die man zu ſinnreichen Fragen, Geſprächen und Einkleidungen über die Liebe erfand, gaben, da alles in Europa Hof- oder Meiſterrecht haben mußte, zu einem ſonderbaren Tribunal, dem Hof der Liebe (Corte de Amor) Anlaß, an welchem Ritter und Damen, Könige und Fürſten als Richter und Parteien Antheil nahmen. Vor ihm bildete ſich die gaya Ciencia, die Wiſſenſchaft der Trobadoren, die zuerſt eine Liebhaberei des höchſten Adels war, und nur mit der Zeit, nach europäiſcher Weiſe als eine Hof-Luſtbarkeit betrachtet, in die Hände der Contadores, Truanes und Buſones, d. i. der Märchenerzähler, Poſſenreißer und Hofnarren gerieth, wo ſie ſich ſelbſt verächtlich machte. In ihren erſten blühenden Zeiten hatte die Dichtkunſt der Provenzalen eine ſanftharmoniſche, rührende und reizende Anmuth, die den Geiſt und das Herz verfeinte, Sprachen und Sitten bildete, ja überhaupt die Mutter aller neuern europäiſchen Dichtkunſt ward. Ueber Languedok, Provence, Bar-

celona, Arragonien, Valencia, Murcia, Majorca, Minorca hatte ſich die limoſiniſche Sprache verbreitet; in dieſen ſchönen vom Meer gekühlten Ländern ſtieg der erſte Hauch ſeufzender oder fröhlicher Liebe auf. Die ſpaniſche, franzöſiſche und italieniſche Poeſie ſind ihre Töchter, Petrarca hat von ihr gelernt und mit ihr gewetteifert: unſre Minneſinger ſind ein ſpäter und härterer Nachklang derſelben, ob ſie gleich unſtreitig zum Zarteſten unſrer Sprache gehören. Aus Italien und Frankreich nämlich hatte der allgemein verbreitete Rittergeiſt einige dieſer Blüthen auch über die Alpen nach Schwaben, Oeſterreich, Thüringen mit hinübergewehet; einige Kaiſer aus dem Staufiſchen Hauſe und Landgraf Hermann von Thüringen hatten daran Vergnügen gefunden, und mehrere deutſche Fürſten, die man ſonſt nicht kennen würde, haben ihre Namen durch einige Geſänge in dieſer Manier fortgebreitet. Indeſſen verartete dieſe Kunſt bald, und ging, wie in Frankreich zum loſen Handwerk herumziehender Jongleurs, ſo in Deutſchland zur Meiſterſängerei über. In Sprachen, die wie die provenzaliſche ſelbſt aus der

lateiniſchem entſtanden waren, und romaniſche hießen, konnte ſie beſſer wurzeln, und hat von Spanien aus über Frankreich und Italien bis nach Sicilien hin weit lebhaftere Früchte getragen. In Sicilien auf ehemals arabiſchem Boden erſtand wie in Spanien die erſte italieniſche Dichtkunſt.

Blicke

in die

Zukunft der Menschheit.

— — Nehmen wir an, was auch die Geſchichte lehret, daß faſt alle Völker der Erde einmal in einem roheren Zuſtande gelebt, und nur von wenigen die Cultur auf andere gebracht ſey; was folget daraus?

1. Daß auf unſerer runden Erde noch alle Zeitalter der Menſchheit leben und weben. Da giebt's Völkerſchaften im Kindes-, Jünglings-, Mannes-Alter, und wird deren wahrſcheinlich noch lange geben, ehe es den ſeefahrenden Greiſen Europa's gelingt, durch gebrannte Waſſer, Krankheiten und Sklavenkünſte ſie zum Greiſesalter zu befördern. Wie uns nun jede Pflicht der Menſchlichkeit gebeut, einem Kinde, einem Jünglinge ſein Lebensalter, das Syſtem ſeiner Kräfte und Vergnügen

nicht zu ſtören; ſo gebietet ſie ſolches auch Nationen gegen Nationen. Sehr angenehm ſind mir in dieſem Betracht mehrere Unterredungen der Europäer mit ausländiſchen Völkern, z. B. Indiern, Amerikanern; die naivſten Antworten voll guten Herzens und geſunden Verſtandes waren faſt immer auf Seite der Ausländer. Sie antworteten kindiſch-treffend und richtig; dagegen die Europäer mit Aufdringung ihrer Künſte, Sitten und Lehren meiſtens die Rolle abgelebter Alten ſpielten, die völlig vergeſſen hatten, was einem Kinde gehörte.

2. Da die Unterſcheidung elementariſcher, animaliſcher, vegetativer und Verſtandeskräfte nur ein Gedanke iſt, indem jeder Menſch aus allen dieſen, wenn gleich in verſchiedenem Verhältniß, beſtehet: ſo hüte man ſich, dieſe und jene Nation ganz für animaliſch zu halten, um ſie als Laſtthiere zu gebrauchen. Der reine Intellectus bedarf keines Laſtthieres; und ſo wenig alſo der intellectuellſte Europäer der Pflanzen- und Thierkräfte in ſeinem Lebensſyſtem entbehren kann, ſo wenig ermangelt irgend eine Nation des Verſtandes. Vielgeſtaltig iſt dieſer allerdings in Anſehung der ihn regenden Sinn-

lichkeit nach der verſchiedenen Organiſation der Völker; indeſſen iſt und bleibt er in allen Menſchengeſtalten nur Ein und derſelbe. Das Geſetz der Billigkeit iſt keiner Nation fremd; die Uebertretung deſſelben haben Alle gebüßet, jede in ihrer Weiſe.

3. Wenn intellectuelle Kräfte in mehrerer Ausbildung der Vorzug der Europäer ſind, ſo können ſie dieſen Vorzug nicht anders als durch Verſtand und Güte (beide ſind im Grunde nur Eins) beweiſen. Handeln ſie impotent, in wüthenden Leidenſchaften, aus kaltem Geiz, in niedrig vermeſſenem Stolze; ſo ſind ſie die Thiere, die Dämonen gegen ihre Mitmenſchen. Und wer leiſtet den Europäern Bürgſchaft, daß es ihnen nicht an mehreren Enden der Erde, wie in Abyſſinien, China, Japan ergehen könne und ergehen werde? Je mehr ihre Kräfte und Staaten in Europa altern, je mehr unglückliche Europäer einſt dieſen Welttheil verlaſſen, um dort und hier mit den Unterdrückern gemeinſchaftliche Sache zu machen; ſo können intellectuelle und animaliſche Kräfte ſich in einer Weiſe verbinden, die wir jetzt kaum vermuthen. Wer

ſiehet in die vielleicht ſchon gepflanzte Saat der Zukunft! Cultivirte Staaten können entſtehen; wo wir ſie kaum möglich glauben; cultivirte Staaten können verdorren, die wir für unſterblich hielten.

4. Sollte in Europa auf Wegen, die wir zu beſtimmen nicht vermögen, die Vernunft einmal ſo viel Werth gewinnen, daß ſie ſich mit Menſchengüte vereinigte: welch eine ſchöne Jahreszeit für die Glieder der Geſellſchaft unſeres ganzen Geſchlechts! Alle Nationen würden daran Theil nehmen und ſich dieſes Herbſtes der Beſonnenheit freuen. Sobald im Handel und Wandel das Geſetz der Billigkeit allenthalben auf Erden herrſchet, ſind alle Nationen Brüder; der jüngere wird dem älteren, das Kind dem verſtändigen Greiſe mit dem, was es hat und kann, willig dienen.

5. Und wäre dieſe Zeit undenkbar? Mich dünkt, ſie müſſe ſelbſt auf dem Wege der Noth und des Calculs erſcheinen. Selbſt unſere Ausſchweifungen und Laſterthaten müſſen ſie fördern. In Verhältniſſen des Menſchengeſchlechts müßte keine Regel, in ſeiner Natur keine Natur herrſchen, wenn nicht durch innere Geſetze dieſes

ſes Geſchlechts ſelbſt und den Antagonismus ſeiner Kräfte dieſe Periode herbeigebracht würde. — Gewiſſe Fieber und Thorheiten der Menſchen müſſen mit Fortrückung der Jahrhunderte und Lebensalter abbrauſen. Europa muß erſetzen was es verſchuldet, gutmachen was es verbrochen hat; nicht aus Belieben, ſondern nach der Natur der Dinge ſelbſt; denn übel wäre es mit der Vernunft beſtellt, wenn ſie nicht allenthalben Vernunft, und das allgemein Gute nicht auch das allgemein Nützlichſte wäre. Die Magnetnadel unſrer Beſtrebungen ſucht dieſen Pol; nach allen Irren und Schwankungen muß ſie ihn finden. —

6. Daß alſo niemand aus dem Ergrauen Europa's den Verfall und Tod unſeres ganzen Geſchlechts augurire! Was ſchadete es dieſem, wenn ein ausgearteter Theil von ihm unterginge? wenn einige verdorrte Zweige und Blätter des ſaftreichen Baumes abfielen? Andere treten in der verdorrten Stelle und blühen friſcher empor. Warum ſollte der weſtliche Winkel unſeres Nord-Hemiſphärs die Cultur allein beſitzen? und beſitzet er ſie allein?

7. Die größten Revolutionen des Menschengeschlechts hingen bisher von Erfindungen oder von Revolutionen der Erde ab, wer kennet diese in der unabsehlichen Folge der Zeiten? Klimate können sich ändern; aus mehreren Ursachen kann manches bewohnte Land unbewohnbar, manche Colonie zum Mutterlande werden. Wenige neue Erfindungen können viele ältere aufheben; und da überhaupt die höchste Anstrengung (unläugbar der Charakter fast aller europäischen Staatskunst) nothwendig nachlassen oder überstürzen muß; wer vermag die Folgen hievon zu berechnen? Wahrscheinlich ist unsere Erde ein organisches Wesen; wir kriechen auf dieser Pomeranze wie kleine, kaum bemerkbare Insekten umher, quälen einander und bauen uns hie und da an. Wenn der Himmel fällt, sagt das Sprichwort, wo bleiben die Sperlinge? Wenn hier oder dort die Pomeranze modert, tritt vielleicht eine andere Generation auf; ohne daß deßhalb die erste eben am intellectuellen Theil ihres Systems, am Verstande, untergegangen wäre. Was sie eher hinrichten konnte, war Ausschweifung, Laster, Mißbrauch ihres Verstandes. Gewiß sind die Perioden

der Natur, in Ansehung aller Geschlechter, auf einander calculirt, daß, wenn die Erde Menschen nicht mehr wärmen und nähren kann, Menschen ihre Bestimmung auf ihr auch erfüllt haben werden. Die Blüthe welkt, sobald sie ausgeblühet hat; sie läßet aber auch Frucht nach. Wäre also die höchste Aeußerung intellectueller Kraft unsere Bestimmung, so forderte eben diese von uns, dem künftigen, uns unbekannten Aeon einen guten Saamen nachzulassen, damit wir nicht als weichliche Mörder sterben. — —

Ueber

den

Charakter der Menschheit.

1.

Vollkommenheit einer Sache kann nichts seyn, als daß das Ding sey, was es seyn soll und kann.

2.

Vollkommenheit eines einzelnen Menschen ist also, daß er im Continuum seiner Existenz Er selbst sey und werde. Daß er die Kräfte brauche, die die Natur ihm als Stammgut gegeben hat, daß er damit für sich und Andere wuchere.

3.

Erhaltung, Leben und Gesundheit ist der Grund dieser Kräfte; was diesen Grund schwächt oder wegnimmt, was Menschen hinopfert oder ver-

ſtümmelt; es habe Namen wie es wolle, iſt unmenſchlich.

4.

Mit dem Leben des Menſchen fängt ſeine Erziehung an: denn Kräfte und Glieder bringt er zwar auf die Welt, aber den Gebrauch dieſer Kräfte und Glieder, ihre Anwendung, ihre Entwickelung muß er lernen. Ein Zuſtand der Geſellſchaft alſo, die die Erziehung vernachläſſigt, oder auf falſche Wege lenkt, oder dieſe falſchen Wege begünſtigt, oder endlich die Erziehung der Menſchen ſchwer und unmöglich macht, iſt inſofern ein unmenſchlicher Zuſtand. Er beraubt ſich ſelbſt ſeiner Glieder und des Beſten, das an ihnen iſt, des Gebrauchs ihrer Kräfte. Wozu hätten ſich Menſchen vereinigt, als daß ſie dadurch vollkommenere, beſſere, glücklichere Menſchen würden?

5.

Unförmliche alſo oder ſchief ausgebildete Menſchen zeigen mit ihrer traurigen Exiſtenz nichts weiter, als daß ſie in einer unglücklichen Geſellſchaft

von Kindheit auf lebten: denn Mensch zu werden, dazu bringt Jeder Anlage genug mit sich.

6.

Sich allein kann kein Mensch leben, wenn er auch wollte. Die Fertigkeiten, die er sich erwirbt, die Tugenden oder Laster, die er ausübt, kommen in einem kleineren oder größeren Kreise Andern zu Leid oder zur Freude.

7.

Durch Uebung vermehren sich die Kräfte, nur dieß kann der Zweck aller menschlichen Vereinigung seyn. Was ihn stört, hindert oder aufhebt, ist unmenschlich. Lebe der Mensch kurz oder lange, in diesem oder jenem Stande; er soll seine Existenz genießen und das Beste davon Andern mittheilen; dazu soll ihm die Gesellschaft, zu der er sich vereinigt hat, helfen.

8.

Gehet ein Mensch von hinnen, so nimmt er nichts als das Bewußtseyn mit sich, seiner Pflicht,

Mensch zu seyn, mehr oder minder ein Genüge gethan zu haben. Alles andere bleibt hinter ihm, den Menschen. Der Gebrauch seiner Fähigkeiten, alle Zinsen des Capitals seiner Kräfte, die das ihm geliehene Stammgut oft hoch übersteigen, fallen seinem Geschlecht anheim.

9.

An seine Stelle treten junge rüstige Menschen, die mit diesen Gütern forthandeln; sie treten ab, und es kommen Andere an ihre Stelle. Menschen sterben, aber der Mensch perennirt unsterblich. Ihr Hauptgut, der Gebrauch ihrer Kräfte, die Ausbildung ihrer Fähigkeiten ist ein gemeines, bleibendes Gut; und muß natürlicher Weise im fortgehenden Gebrauch fortwachsen.

10.

Die gegenseitig wohlthätigste Einwirkung eines Menschen auf den Andern jedem Individuum zu verschaffen und zu erleichtern; nicht nur bei Einzelnen, sondern ungeheuer mehr bei Vielen nach und mit einander. Die Menschen schaf-

fen ſich immer mehrere und beſſere Werkzeuge; ſie lernen ſich ſelbſt einander immer mehr und beſſer als Werkzeuge gebrauchen. Die phyſiſche Gewalt der Menſchheit nimmt alſo zu: der Ball des Fortzutreibenden wird größer; die Maſchinen, die es forttreiben ſollen, werden ausgearbeiteter, künſtlicher, geſchickter, feiner.

11.

Denn die Natur des Menſchen iſt Kunſt. Alles, wozu eine Anlage in ſeinem Daſeyn iſt, kann und muß mit der Zeit Kunſt werden.

12.

Alle Gegenſtände, die in ſeinem Reich liegen, (und dieß iſt ſo groß als die Erde) laden ihn dazu ein; ſie können und werden von ihm, nicht ihrem Weſen nach, ſondern nur zu ſeinem Gebrauch erforſcht, gekannt, angewandt werden. Niemand iſt, der ihm hierin Grenzen ſetzen könne; ſelbſt der Tod nicht: denn das Menſchengeſchlecht verjüngt ſich mit immer neuen Anſichten der Dinge, mit immer jungen Kräften.

13.

Unendlich ſind die Verbindungen, in welche die Gegenſtände der Natur gebracht werden können, der Geiſt der Erfindungen zum Gebrauch derſelben iſt alſo unbeſchränkt und fortſchreitend. Eine Erfindung weckt die andere auf. Eine Thätigkeit erweckt die andere. Oft ſind mit Einer Entdeckung tauſend andere, und zehntauſend auf ſie gegründete neue Thätigkeiten gegeben.

14.

Nur ſtelle man ſich die Linie dieſes Fortganges nicht gerade, nicht einförmig, ſondern nach allen Richtungen, in allen möglichen Wendungen und Winkeln vor. Weder die Aſymptote, noch die Ellipſe und Cykloide mögen den Lauf der Natur uns vormalen. Jetzt fallen die Menſchen begierig über einen Gegenſtand her; jetzt verlaſſen ſie ihn mitten im Werk; entweder ſeiner müde, oder weil ein anderer neuerer Gegenſtand ſie zu ſich hinreißt. Wenn dieſer ihnen alt geworden iſt, werden ſie zu jenem zurückkehren, oder dieſer wird ſie gar auf jenen zurückleiten. Denn für den Menſchen iſt Alles in der

Natur verbunden, eben weil der Menſch nur Menſch iſt, und allein mit ſeinen Organen die Natur ſiehet und gebrauchet.

15.

Hieraus entſpringt ein Wettkampf menſchlicher Kräfte, der immer vermehrt werden muß, je mehr die Sphäre des Erkenntniſſes und der Uebung zunimmt. Elemente und Nationen kommen in Verbindung, die ſich ſonſt nicht zu kennen ſchienen; je härter ſie in den Kampf gerathen, deſto mehr reiben ſich ihre Seiten allmälig gegen einander ab, und es entſtehen endlich gemeinſchaftliche Produktionen mehrerer Völker.

16.

Ein Conflikt aller Völker unſerer Erde iſt gar wohl zu gedenken; der Grund dazu iſt ſogar ſchon geleget.

17.

Daß zu dieſen Operationen die Natur viel Zeit, mancherlei Umwandlungen bedarf, iſt nicht zu ver-

wundern; ihr iſt keine Zeit zu lang, keine Bewegung zu verflochten. Alles was geſchehen kann und ſoll, mag nur in aller Zeit, wie im ganzen Raum der Dinge zu Stande gebracht werden; was heute nicht wird, weil es nicht geſchehen kann, erfolgt morgen.

18.

Der Menſch iſt zwar das erſte, aber nicht das einzige Geſchöpf der Erde; er beherrſcht die Welt, iſt aber nicht das Univerſum. Alſo ſtehen ihm oft die Elemente der Natur entgegen, daher er mit ihnen kämpfet. Das Feuer zerſtört ſeine Werke; Ueberſchwemmungen bedecken ſein Land; Stürme zertrümmern ſeine Schiffe, und Krankheiten morden ſein Geſchlecht. Alles dieß iſt ihm in den Weg gelegt, damit er's überwinde.

19.

Er hat dazu die Waffen in ſich. Seine Klugheit hat Thiere bezwungen, und gebraucht ſie zu ſeiner Abſicht; ſeine Vorſicht ſetzt dem Feuer Grenzen und zwingt den Sturm, ihm zu dienen. Den Flu-

then ſetzt er Wälle entgegen, und geht auf ihren Wogen daher; den Krankheiten und dem verheerenden Tode ſelbſt ſucht und weiß er zu ſteuren. Zu ſeinen beſten Gütern iſt der Menſch durch Unfälle gelangt, und tauſend Entdeckungen wären ihm verborgen geblieben, hätte ſie die Noth nicht erfunden. Sie iſt das Gewicht an der Uhr, das alle Räder derſelben treibet.

20.

Ein Gleiches iſt's mit den Stürmen in unſerer Bruſt, den Leidenſchaften der Menſchen. Die Natur hat die Charaktere unſeres Geſchlechts ſo verſchieden gemacht, als dieſe irgend nur ſeyn konnten: denn alles Innere ſoll in der Menſchheit herausgekehrt, alle ihre Kräfte ſollen entwickelt werden.

21.

Wie es unter den Thieren zerſtörende und erhaltende Gattungen giebt, ſo unter den Menſchen. Nur unter jenen und dieſen ſind die zerſtörenden Leidenſchaften die wenigern; ſie können und

müſſen von den erhaltenden Neigungen unſerer Natur eingeſchränkt und bezwungen, zwar nicht ausgetilgt, aber unter eine Regel gebracht werden.

22.

Dieſe Regel iſt Vernunft, bei Handlungen Billigkeit und Güte. Eine vernunftloſe blinde Macht iſt zuletzt immer eine ohnmächtige Macht; entweder zerſtört ſie ſich ſelbſt, oder muß am Ende dem Verſtande dienen.

23.

Desgleichen iſt der wahre Verſtand immer auch mit Billigkeit und Güte verbunden; ſie führet auf ihn, er führet auf ſie; Verſtand und Güte ſind die beiden Pole, um deren Achſe ſich die Kugel der Humanität bewegt.

24.

Wo ſie einander entgegengeſetzt ſcheinen, da iſt's mit einem oder dem andern nicht richtig; eben dieſe Divergenz aber macht Fehler ſichtbar, und bringt den Calcul des Intereſſe unſers Geſchlechts

ins

immer mehr zur Richtigkeit und Bestimmtheit. Jeder seiner Fehler giebt eine neue, höhere Regel der reinen allumfassenden Güte und Wahrheit.

25.

Alle Laster und Fehler unsers Geschlechts müssen also dem Ganzen endlich zum Besten gereichen. Alles Elend, das aus Vorurtheilen, Trägheit und Unwissenheit entspringt, kann den Menschen seine Sphäre nur mehr kennen lehren; alle Ausschweifungen rechts und links stoßen ihn am Ende auf seinen Mittelpunkt zurück.

26.

Je unwilliger, hartnäckiger, träger das Menschengeschlecht ist, desto mehr thut es sich selbst Schaden; diesen Schaden muß es tragen, büßen und entgelten; desto später kommt's zum Ziele.

27.

Dieß Ziel ausschließend jenseit des Grabes sezzen, ist dem Menschengeschlecht nicht förderlich, son-

dern ſchädlich. Dort kann nur wachſen, was hier gepflanzt iſt, und einem Menſchen ſein hieſiges Daſeyn rauben, um ihn mit einem andern außer unſerer Welt zu belohnen, heißt, den Menſchen um ſein Daſeyn betrügen.

28.

In dem ganzen menſchlichen Geſchlecht, das alſo verführt wird, ſeinen Endpunkt der Wirkung verrükken, heißt, ihm den Stachel ſeiner Wirkſamkeit aus der Hand drehen, und es im Schwindel erhalten.

29.

Je reiner eine Religion war, deſto mehr mußte und wollte ſie die Humanität befördern. Dieß iſt der Prüfſtein ſelbſt der Mythologie der verſchiedenen Religionen.

30.

Die Religion Chriſti, die Er ſelbſt hatte, lehrte und übte, war die Humanität ſelbſt; nichts anders, als ſie; ſie aber auch im weiteſten Inbegriff, in der reinſten Quelle, in der wirkſamſten Anwen-

dung. Christus kannte für sich keinen edleren Namen, als daß er sich den Menschensohn, d. i. einen Menschen, nannte.

31.

Je besser ein Staat ist, desto angelegentlicher und glücklicher wird in ihm die Humanität gepflegt; je inhumaner, desto unglücklicher und ärger. Dieß geht durch alle Glieder und Verbindungen desselben, von der Hütte an bis zum Throne.

32.

Der Politik ist der Mensch ein Mittel; der Moral ist er Zweck. Beide Wissenschaften müssen Eins werden, oder sie sind schädlich wider einander. Alle dabei erscheinende Disparaten indeß müssen die Menschen belehren, damit sie wenigstens durch eigenen Schaden klug werden.

33.

Wie jeden aufmerksamen einzelnen Menschen das Gesetz der Natur zur Humanität führt; seine rauhen Ecken werden ihm abgestoßen, er muß sich

überwinden, Andern nachgeben, und ſeine Kräfte zum Beſten Anderer gebrauchen lernen: ſo wirken die verſchiedenen Charaktere und Sinnesarten zum Wohl des größeren Ganzen. Jeder fühlt die Uebel der Welt nach ſeiner eigenen Lage; er hat alſo die Pflicht auf ſich, ſich ihrer von dieſer Seite anzunehmen, dem Mangelhaften, Schwachen, Gedrückten an dem Theil zu Hülfe zu kommen, wo es ihm ſein Verſtand und ſein Herz gebietet. Gelingt's, ſo hat er dabei in ihm ſelbſt die eigenſte Freude; gelingt's jetzt ihm nicht, ſo wird's zu anderer Zeit einem Andern gelingen. Er aber hat gethan, was er thun ſollte und konnte.

34.

Iſt der Staat das was er ſeyn ſoll, das Auge der allgemeinen Vernunft, das Ohr und Herz der allgemeinen Billigkeit und Güte: ſo wird er jede dieſer Stimmen hören, und die Thätigkeit der Menſchen nach ihren verſchiedenen Neigungen, Empfindbarkeiten, Schwächen und Bedürfniſſen aufwecken und ermuntern.

35.

Es ist nur ein Bau, der fortgeführt werden soll, der simpelste, größte; er erstrecket sich über alle Jahrhunderte und Nationen; wie physisch, so ist auch moralisch und politisch die Menschheit im ewigen Fortgange und Streben.

36.

Die Perfektibilität ist also keine Täuschung; sie ist Mittel und Endzweck zur Ausbildung alles dessen, was der Charakter unseres Geschlechts, Humanität, verlangt und gewährt.

* * *

Hebet eure Augen auf und sehet. Allenthalben ist die Saat gesäet; hier verweset und keimt, dort wächst sie und reifet zu einer neuen Aussaat. Dort liegt sie unter Schnee und Eise; getrost! das Eis schmilzt; der Schnee wärmt und decket die Saat. Kein Uebel, das der Menschheit begegnet, kann und soll ihr anders als ersprießlich werden. Es läge ja

ſelbſt an ihr, wenn es ihr nicht erſprießlich würde; denn auch Laſter, Fehler und Schwachheiten der Menſchen ſtehen als Naturbegebenheiten unter Regeln, und ſind oder können berechnet werden. Das iſt mein Credo. *Speremus atque agamus.*

Gedruckt bei A. W. Schade, alte Grünſtr. Nr. 18.

Geist

aus

J. G. v. Herder's Werken

in

einer Auswahl des Schönsten und Gelungensten
aus seinen sämmtlichen Schriften.

Nebst dessen Leben.

Viertes Bändchen.

Zweite Auflage.

Berlin und Landsberg a. d. Warthe,
bei Theod. Christ. Friedr. Enslin.
1826.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Ak 2226 - 4

Inhalt.

Homer. S. 1 — 61 Seite

Umstände, die anregend auf ihn wirkten. . . . 1
Idee und Zusammensetzung seiner Gedichte; Humanität, die aus denselben hervorleuchtet u. s. w. 2
Diderot über die Einfalt im Homer. . . . 34
Ungewißheit über das Zeitalter, in dem Homer lebte, so wie über die Originalität seiner Gedichte. 36
Von der Natur und dem Ursprunge des Epos. 38
Vom Unterschiede der Ilias und Odyssee. . . . 42
Vom Kunstbau des Epos. 45
Unterschied des epischen Gedichtes von der Geschichte. 54
Unterschied der Tragödie und des Epos. . . . 57

Ossian. S. 61 — 88

Vom Funde der Gesänge Ossians. 61
Volkssagen über Ossian. 69
Streit über das Vaterland Ossians. 78
Zweifel an der Aechtheit des Macphersonschen Ossians. 80
Parallele zwischen Homer und Ossian. 82

Seite

Milton. S. 89 — 92

Klopstock. S. 92 — 150

Verschiedenheit von Milton und Klopstock als Dichter. 92
Klopstock's Nachahmung der orientalischen Dichtungen. 93
Verschiedenheit Homers und Klopstocks. . . . 95
Gespräch zwischen einem Rabbi und einem Christen über Klopstocks Messias. 97
Klopstocks Oden. 111
Vorzüglichkeit Klopstocks als Hymnendichter . . 113
Theorenien. 116
Vom Heiligen der epischen Dichtkunst. 116
Vom Langweiligen, das die Epopee oft begleitet. 124
Vom Gefährlichen epischer Gedichte. 132
Vom letzten Ziel des epischen Gedichtes. . . . 138
Einige allgemeine Bemerkungen und Begränzungen dieser Dichtungsart. 141

Petrarca. S. 150 — 157

Die griechischen Tragiker. S. 157 — 194

Ein Grieche in unserm Theater. 158
Aeschylus. 163
Sophokles. 166
Das Schicksal. Chor der Antigone von Sophokles. 169
Euripides. 172
Aristoteles Bestimmung der Tragödie. . . . 172
Schicksal vorherrschende Idee im griechischen Trauerspiel. 174

Seite
Mißverſtändniſſe des Wortes. 180
Das Drama. Ein Fragment. 185
Verpflanzung des griechiſchen Theaters auf das unſere. 185
Das griechiſche Theater war Geſang. 186
War urſprünglich gottesdienſtlich. 187
Blick auf Euripides Jon. 188
Das griechiſche Theater bezog ſich auf Athen. . 189
Es nahm die Fabeln aus vorhergegangenen rohen Heldenzeiten. 190
Die griechiſchen Sitten ſind nicht unſere. . . . 191

Wilhelm Shakeſpear. S. 194 — 222

Deſſen charakteriſtiſche Schickſal-Fabel im Hamlet. 194
— — — im Macbeth. 200
— — — im Lear, u. a. 216

Nicolaus Kopernikus. S. 222 — 235

Keppler und Newton. S. 235 — 307

Lebensumſtände Kepplers. 239
Newtons Lebensumſtände. 250
Käſtners ſinnreiche Vergleichung von Tycho, Keppler und Newton. 253
Kepplers Traum vom Monde und den Mondbewohnern. 255
Kepplers Gedanken über Anziehung und Schwere der Weltkörper. 256
Newtons Geſetz der Schwere. 262
Newtons Theorie der Farben. 272
Fragment über Licht und Farben und Schall. . 278

Seite

Ueber die verſchiedene Schätzung der Wiſſenſchaften nach Zeiten und Nationen. 293

Benedict Spinoza. S. 308 — 329

Leben deſſelben. 308
Blinde Urtheile über Spinoza. 313
Von der Beſſerung des Verſtandes und von dem Wege, auf welchem man am beſten zur wahren Kenntniß der Dinge gelangt. 316
Spinoza's Anreden an die Mißverſteher. . . . 325
Hülfsregeln zur Leſung ſeiner Schriften. . . 326

Leibnitz. S. 329 — 372

Einige Umſtände aus ſeinem Leben. 329
Leibnitz Ideen über Theologie und Religion. . . 336
— — über Rechtsgelehrſamkeit und Politik. . . 342
— — über Geſchichte, Alterthümer, Sprachen. . 348
Mathematik und Phyſik. 354
Die erſte Philoſophie. 355
Mehrere Gedanken von Leibnitz. 365

Immanuel Kant. S. 372 — 383

Gallerie berühmter Männer.

Homer.

Homer entstand im schönen griechischen Jonien, in einem Zeitalter, da er die ersten Schritte zu einer feineren Bildung sah, und von den starken Sitten der früheren Welt in lebendigen Sagen hörte. Die Heldenfabeln lebten damals im Munde der Griechen, und nahmen in einer Zeit, wo Schrift und Prose noch nicht erfunden war, von selbst eine dichterische Gestalt an. Der Heldenzug der Griechen vor Troja war ihnen ein Nationalgegenstand, wie es ihnen einst der Zug der Argonauten gewesen war; nur war dieser Gegenstand ihnen heller, näher und stärker. In ihm lagen die Keime abgesonderter Helden- und Freiheits-Staaten in jenen großen Bildern ihrer Könige vor Troja: zehn Dichter hatten

ihn gesungen. Homer sang ihn auch auf eine eben so natürliche, und dazu seinem Zeitalter die angenehmste und mildeste Weise. Die griechische Sprache trieb damals in asiatischer Himmelsluft Blüthen: die Mythologie formte sich zu einer schönen, menschlichen Gestalt: die Leidenschaften der Menschen wirkten freier, ihre Seelen waren offen; Homer sang, wie er sie sah und hörte, und seine Gesänge blieben im Ohr und Munde der Nachwelt. Lykurg sammelte sie endlich, da eben das Zeitalter der griechischen Bürgercultur anbrach, und so wurden sie mit der Zeit ein Codex der Sitten, der Gesetze, ja der ganzen Geschmackslehre in den Städten; Homer ward Vater des griechischen Geschmacks auf die natürlichste Weise. Eine Reihe schicklicher Veranlassungen bildete ihn, und Griechenland ward für ihn gebildet (Lit. und Kunst B. VII. S. 19 ff.)

* * *

— — — Bei jeder Kunstcomposition frägt man: wozu hat sie der Künstler componirt? was war dabei seine Idee? und wie setzte er die Theile seines Werks zusammen? Sind Homers Rhapsodien die

rohe Stimme eines griechiſchen Barden, der einem rohen Volke Mährchen aus roheren Zeiten vorſingt, um dieſe mit ihren Unförmlichkeiten ja nicht untergehen zu laſſen; warum wandte man Jahrtauſende hindurch auf ihn ſo viele Mühe? Waren die Griechen, die Römer, und unter andern Nationen die feinſten Denker, waren unter den Griechen Geſetzgeber, Künſtler, Weiſe, Dichter nicht abergläubig und blödſinnig, daß ſie aus einer Tradition vergangener Unmenſchlichkeiten ſo viel Weſens machten, und einen unreinen Schlamm in ſo viel Bäche ableiteten? Das hieße ja die Unmenſchheit oder Halbmenſchheit um ſo gefährlicher feſthalten, weil ſie mit Homers Farben geſchmückt war.

Frägt man bei jeder Geſchichte, bei jedem Drama: „wer ſpricht dieß? wenn? wozu ſpricht er's? in „welchem Charakter handelt er? wozu ſtellte ihn der „Geſchichtſchreiber oder Dichter auf?" Wie? und bei der größten Compoſition der Welt, wollte man nicht alſo fragen?

Was beſingt Homer? nicht den trojaniſchen Krieg, nicht eine Geſchichte alter Zeiten, als ſolche; auch nicht Achilles Geſchichte; ſondern

Den Zorn des Peleiden Achilles
Schädlichen Zorn, der tauſend Jammer den Griechen gebracht hat,
Und viel tapfre Seelen der Helden zum Orkus hinabſtieß,
Ihre Leiber den Hunden und allem Gevögel zum Raube.

Gab —

wahrlich, das heißt doch den Unmuth Achilles, er möge gerecht oder ungerecht ſeyn, nicht unbedingt preiſen. Sogleich bezeichnet ihn der Dichter als eine verderbliche Plage der Götter, die um ſo bedauernswürdiger war, weil ſie bloß aus einem unſeligen Zwiſte entſtand, den ſein Held mit dem König Agamemnon hatte. —

Und wer iſt Schuld an dieſem Zwiſte? Homer eröffnet ſein Gedicht mit einer Erzählung, die keinen Leſer oder Zuhörer in Zweifel laſſen kann. Ein Vater, ein Prieſter Apolls, ein ſchonenswürdiger, unantaſtbarer Greis kommt unter dem Schutze ſeines Gottes, um ſeine geraubte Tochter zu bitten. Er ſpricht weder Mitleid noch Erbarmen an; er will ſie nur, und zwar überreichlich loskaufen. Seine kurze

Bitte iſt ſo geziemend, ſo artig; und welche harte, unziemende Antwort giebt der König der Griechen dem flehenden Alten:

Alter! daß ich Dich nie bei den hohlen Schiffen erblicke!
Treff' ich ferner Dich an; es ſey, Du weileſt noch jetzo,
Oder Du kehreſt ein andermal wieder: ſo möchte der Goldſtab
Mit dem Kranze des Gottes Dich nicht mehr ſchützen. Die Tochter
Geb' ich nicht los, bis einſt in unſerer Wohnung in Argos
Sie, von ihrem Geburtsland fern, bei Spindel und Web'ſtuhl,
Und mein Lager bedienend, veraltet. Du aber entfliehe!
Reize mich nicht zum Zorn, wenn noch dein Leben Dir lieb iſt.

Nicht den Vater, den Fremden, den Bittenden, den Greis beleidigt dieſe Antwort allein; ſie beleidigt

den Gott in ſeinem Prieſter und iſt wirklich die Rede eines übermüthigen Atriden.

Nun ſteigt der Gott vom Olymp; die Pfeile fliegen, die Menſchen ſterben, die Holzſtöße flammen; Achill, den die Noth des Heeres jammert, ruft die Verſammlung zuſammen, um die Urſache auszukunden, warum ein Gott auf ſie Alle jetzt alſo ergrimmt ſey? Kann Achill edler auf den Schauplatz gebracht werden, als alſo? Der Hirte der Völker war durch ſeinen Trotz ihr Verderben worden; ſein königliches Herz machte ſich keinen Vorwurf, ob Er vielleicht an ihrem Untergange Schuld ſey; noch ſuchte er Mittel dagegen; den großherzigen Achill allein kümmert die Sache des Ganzen.

Als ſolcher erſcheint er ſofort in ſeinen Reden, unbefangen, wie es die Gutherzigkeit iſt, und gerade. Da der weiſeſte Seher ſich nicht erkühnt zu ſprechen, weil er ſich vor dem Unwillen des Mächtigſten, deſſen Gemüthsart ihm bekannt iſt, fürchtet, nimmt ihn Achill für das gemeine Beſte in Schutz; worauf dann der Uebermuth des Königs zuerſt auf den Seher, ſogleich nach einer ſehr billigen Rede des Achilles, auf dieſen herfällt. Und da Achilles nicht ge-

ſchaffen war, ſich vor der Verſammlung, oder ſonſt ſchmähen, beleidigen, das Seine ſich rauben zu laſſen, am wenigſten aber vom ſtolzen Dünkel eines übermüthigen Atriden; ſo entbrennet der Zwiſt, ſo folgt die Erbitterung, bei der (ich wage es zu ſagen) Achill auch im wildeſten Feuer gerecht bleibet. Pallas erſcheint ihm zur rechten Zeit, ihn bei der blonden Haarlocke zu ergreifen; und als der unbeſonnene Fürſt, auch nachdem er Zeit zu beſſerer Ueberlegung gehabt hatte, ſein unbefugtes Machtwort vollführet, und ihm ſein Eigenthum, ſeine geliebte Briſeis, raubt, beträgt ſich Achill gegen die Herolde mit einer hohen Mäßigung. Ungern, wie Briſeis dahingeht, ſehen wir ſie hingehen, und ſetzen uns mit dem Gekränkten weinend an's Ufer. Da hören wir ihn der Mutter klagen, und theilen mit ihr den Jammer um einen ſo herrlichen Sohn, den, bei einem kurzen Leben, ohne ſeine Schuld, dieſe öffentliche Beleidigung, dieſer Gram, dieſer Unmuth treffen mußte. Mit Freuden ſehen wir den Vater der Götter den großen Wink thun, und den Gekränkten in Schutz nehmen.

Wenn nun, ganze Geſänge der Iliade hindurch,

unſchuldige, tapfre, edle Männer, wenn liebe Söhne, junge Gatten, blühende Jünglinge fallen: wer iſt an ihrem Tode, wer an der Trauer, den Thränen, dem Verluſte ihrer Eltern und Gatten und Bräute Schuld? Achilles nicht; er ſtreitet bloß nicht mit, und kann und darf, als ein öffentlich und ungerecht Gekränkter, nicht mitſtreiten. Unmuthig ſitzt er in ſeinem Zelt, und ſeine Myrmidonen murren zuletzt um ihn her, daß er ſie nicht zum Streite führe. Der übermüthige König allein iſt's, der dadurch die Völker ſtürzt, daß er nicht nur jenen Helden beleidigte, ſondern ſogleich auch, im Wahne ſeines Ruhms, zu zeigen, daß er Achill's nicht bedürfe, ſeine geliebten Völker zur Schlachtbank hinführt.

Unglaublich iſt's, wenn man es nicht ſähe, mit welcher moraliſchen Zartheit Homer dieß alles einleitet und beſchreibet. Eben dieſelbe Mutter des Beleidigten, die den höchſten Gott anflieht, hatte dem Dichter Raum gemacht, einen falſchen Traum vom Himmel kommen zu laſſen, der dem Könige einbilde, Er könne jetzt, dem Achill zum Trotze, Troja im Hui erobern.

Dagegen erhebt sich nun freilich der alte Nestor — und sagt mit Weisheit:

Hätte den Traum vor allen Achäern ein Andrer erzählet,
Würden wir sagen: Du lügst! und ihn unwillig verschmähen.
Aber ihn sah' der König —

Und sogleich steht der König von seinem Sitze auf, stützet sich auf seinen über Alles gepriesenen Scepter, hat sogar eine herrliche List erdacht, die Anhänglichkeit der Griechen an Ihn, an seinen Bruder Menelaus und dessen Weib, Helena, zu prüfen, überzeugt, daß sie sich ihm nicht anders, als zum Opfer geben würden. Die königliche Persuasion mißräth; der kluge Ulysses, mit dem noch unveralteten Scepter Agamemnons in der Faust, kann sie kaum wieder zu ihren verlassenen Sitzen bringen; wo denn Thersites aufsteht, und Er allein, auf die unschicklichste Art, der Sache Achills erwähnt.

So mancherlei über diesen häßlich-lächerlichen Thersit geschrieben worden; so sieht Jedermann das vor Augen, daß den Edelsten der Schlechteste, den

Herrlichsten der Häßlichste allein und auf's Niedrigste vertheidigt. Jeder gönnet diesem die Schläge des Ulysses; es ist aber große Weisheit des Homer, daß er sie dem Thersites zukommen läßt, indeß alle Fürsten des Heers, deren keiner Agamemnons Betragen gegen Achill loben konnte, dazu schwiegen. Allen bekommt dieß Schweigen, die ganze Iliade hindurch, sehr unwohl; ihren Völkern aber noch übler.

— Homer, der überhaupt keinen Groll gegen ein menschliches Geschöpf hegt, zeigt noch weniger Groll gegen den König seiner Griechen. Er hat den Agamemnon nicht nur allenthalben geschont, sondern ihn, wo er irgend konnte, königlich und festlich ausgeschmückt. Zum Treffen läßt er ihn ziehen:

Ganz an Augen und Haupt dem donnerbewaffneten Zeus gleich,
Um den Gürtel dem Mars, an Brust und Schultern dem Meergott;
Wie der führende Stier sich in der versammelten Heerde
Auszeichnet, unter den Rindern der Erst' und Größte von Ansehn.

Er läßt ihn den tapferſten Kriegern, einem Diomedes ſogar, Verweiſe geben, doch dieß Alles thut nichts zur Sache. Nach vielen erlittenen Niederlagen muß der alte Neſtor mit dem Bekenntniß doch heraus:

— Ich denke noch heute, ſo wie ich ſchon vormals
Dachte, zur Zeit, o König, als Du die junge Briſeis
Aus des erzürnten Achilles Gezelten gewaltſam entführteſt,
Nicht nach unſrem Ermeſſen; ich rieth es mit vielen und ſtarken
Gründen Dir ab; doch Du, vom hohen Muthe bemeiſtert,
Kränkteſt die Ehre des Helden, der ſelbſt von Göttern geehrt war,
Und noch haſt Du bei Dir den Sieg'slohn, den Du ihm raubteſt.

Er ſchlägt zur Ausſöhnung Geſchenke und ſchmeichelnde Worte vor; Achilles ſchlägt ſie aus und muß ſie ausſchlagen, ja, wäre Agamemnon ſelbſt in ſein Zelt gekommen, er hätte einen böſen Weg daraus gefunden. Nun hatte dieſer Raum, ſeine Wun-

der der Tapferkeit und Oberherrschaft zu erweisen, die aber alle dahin ausgingen, daß, nach Niederlagen von allen Seiten, die Mauer der Griechen erstürmt ward, und Hektor, an's Schiff des Protesilaus greifend, ausrief: „bringt Feuer!" — Hier war das Ziel. Nicht Agamemnons Geschenke, noch eines schlauen Ulysses Reden, Achilles eigner Entschluß, mit welchem sich seines Freundes Patroklus Thränen verbanden, hemmte die äußerste Gefahr des Heeres. Jetzt gab Achill dem Patroklus seine Waffen, mit dem gemessenen Befehl, wie weit er gehen sollte. Als Patroklus diesen überschritten hatte, und den Feinden erlag, als Hektor in die Waffen Achills zu seinem eigenen Verderben gekleidet dastand, und die Nachricht vom Tode des Freundes, endlich auch seine kaum noch erbeutete Leiche in's Lager kam: da war aller Groll dahin; im Himmel und auf der Erde war Friede. In neue Waffen gekleidet, erscheint er in der Versammlung, und wie klein ist gegen ihn Agamemnon, ob er sich gleich noch jetzt, zur Entschuldigung seines Fehlers, in einem Mährchen, von der Ate, dem Jupiter gleich gestellt. Wie groß dagegen ist

Achilles und wie zart! zart in den Klagen um seinen Freund, in den Klagen an seine Mutter; groß in der Versöhnung mit seinem Feinde, in der Anordnung des Begräbnisses seines Freundes:

Laßt Patroklus Gebein, des Menötiaden, uns sammeln,
Mit sorgfältiger Wahl; es ist nicht schwer zu erkennen.
Dieses legen wir bei in goldner Urne, bis ich auch
Sinke zum Hause des Pluto — — —
Dann erhöh'n wir den Hügel zum Grabmal; aber ich wünsch' ihn
Nicht von stolzer Größe, nur mäßig. Breiter und höher
Möget ihr, Freund', ihn künftig erbau'n, so Viele von euch mich
Ueberleben — — —

Groß endlich in den Kampfspielen, in der Ueberwindung sein selbst, da er den Leichnam Hektors zurückgiebt, in der Behandlung Priamus dabei, groß von Anfang des Gedichts bis zu Ende. Scherzend spricht er zu Priamus:

Greis, wie ſchläfſt Du ſo unbekümmert, kein Uebel
befürchtend,
Wenn Dich allhier Agamemnon entdeckt, und die an-
dern Achäer: — — —

Dieß iſt das letzte Mal, da Agàmemnons in der Iliade gedacht wird; wie tief ſteht er unter Achill, in deſſen Zelte ſein Feind ruhig ſchläft!

Ich weiß wohl, daß man die gedrohte Mißhandlung am Leichname Hektors dem Achilles hoch aufnimmt; aber preiſet ſie Homer? und verhindern ſie die Götter nicht ſelbſt, denen Achilles ſogleich, wie ein Kind, gehorchet? Und was hatte Hektor mit Patroklus Leiche im Sinn, über die ein ſo hitziger Kampf war? —

Man iſt gewohnt, Achill und Hektor, zum Nachtheile des Erſten, zu vergleichen; nach welchem Maßſtabe? Nicht nur waren es verſchiedene Charaktere, und zu Achills Charakter gehörte, was er war, untrennbar; ſondern Hektor war auch ein Trojaner. Daß in Troja, dem alten aſiatiſchen Königsſitze, ein größerer Reichthum, eine weichere Lebensart herrſchte, als in den meiſten griechiſchen Staaten ſeyn konnte,

zeigt ſich in mehreren Stellen der Iliade; der Charakter des erſten Trojaners mußte dieſem Zuſtande gemäß ſeyn. Der Spiegel Homers, in welchem ſich alle Dinge der Welt gleich klar und rein darſtellen, zeigt alle Geſtalten gleich menſchlich und milde. Bei völligen Gegenſätzen ſcheint eine Vergleichung kaum möglich; und doch wirft Homer auf alle, wo irgend er kann, den milden Strahl der Menſchheit.

Sein Gedicht endet, ehe Troja erobert wird, ehe wir alſo die Gräuelthaten der Griechen in dieſer eroberten Stadt gewahr werden. Selbſt ſein Held hatte das gute Schickſal, die ſchreckliche Folge ſeiner Tapferkeit nicht zu erleben. Er fiel, wie wir aus Andern wiſſen, im Thore von Troja. Und bei Homer, ſobald Achill mit ſeinen neuen Waffen daher geht, geht er zum Tode. Dieß weiſſagt ihm ſeine Mutter, ſeine weinenden Roſſe, der ſterbende Hektor, und er ſelbſt weiß es. Sein Leben iſt an Patroklus Leben geknüpft; Ein Hügel ſoll ſie decken und Eine goldene Urne Beider Aſche am troiſchen Strande vereinen.

Was überhaupt der Glaube an ein Schickſal, was die Thaten der Götter, ihre Hülfe und Feindſchaft

gegen Völker und Menſchen, in die Compoſition Homers an Ruhe, Milde und hoher Ergebenheit bringen, iſt unſäglich. Man nehme dieſe göttliche Farce, wie Manche ſie genannt haben, aus ſeiner Iliade, und das Ganze wird widrig oder platt, wie faſt alle politiſche Geſchichte. Und doch iſt alles Zuwirken der Götter bei ihm ſo menſchlich, ſo natürlich! Nirgends ein zerſtörendes Wunder; allenthalben nur der Gang des Menſchengemüths, der Menſchenkräfte, ſo fern er ans Zufällige, ans Unvorhergeſehene, ans Unendliche reichet. Was zumal die Götter über die Sterblichen und über Achills Roſſe ſprechen, die einem Sterblichen dienen, iſt ſeelenzerſchneidend.

Menſchlicher Homer, wie liebe ich Dich in allen deinen Formen und Geſtalten! Auch Paris, auch die Sünderin Helena haſt Du nicht verſchmähet, und Beide in das ſchönſte Licht geſtellt, in welchem ſie ſtehen konnten. Nicht vergeſſen ſind ihre Brüder Caſtor und Pollux; ihr Menelaus ſammt Ulyß ſind mit allen Würden geſchmückt, deren ſie auf der Ebne vor Troja fähig waren. So Ajax, Diomed, Idomeneus, Neſtor; Jeder erſcheint

an

an ſeinem Orte, zu ſeiner Zeit in der Rennbahn des Ruhmes. Kurz oder lange leuchtet ſein Schein; aber er geht nach Verdienſt auf und nieder.

Drei Lehren drückſt Du ſchweigend vor allen uns ins Herz:

1. Discite justitiam, miseri, et non temnere divos,

welches ich hier ſo überſetzen möchte:

Lernt, ihr Fürſten, gerecht ſeyn und treffliche Männer verehren.

Dieß lehrt uns mit ſeinem Uebermuthe der prächtige Agamemnon in der ganzen Iliade. Er gränzt an alle Ausſchweifungen, die Ariſtoteles Ethik kannte, an die Habbegierde (Akolaſie), den Neid, die Schamloſigkeit, und Beifallgebung, die Prahlſucht; doch gränzt er nur daran, denn der weiſe Homer hat ihn vor jedem Zuge des Verächtlichen bewahrt. Er iſt und bleibt bei ihm ein unſträflicher König. Achilles dagegen beſitzt den Kern deſſen, was die Griechen Tugend nannten, Großherzigkeit und edlen Stolz, hohes Selbſtgefühl und die äußerſte Wahrheitsliebe. Er iſt freigebig und auf eine anſtändige Art prächtig, höf-

lich in seinem Zelte und bis zur Scham-beschei-den; dabei gebildeter als alle Griechen: denn er war Chirons Zögling und ergötzte mitten im Unmuth sein schwer beladenes Herz durch Töne. Der wärmste Freund seines Freundes, an Stärke, Tapferkeit, Schönheit und Ruhmliebe über alle Griechen erhaben. Und an diesem gottgeliebten Sohne einer Göttin und eines Helden zeigt uns Homer μῆνιν.

2. Die erschreckliche Plage des harten, obwohl gerechten, Unmuths. Achill konnte ihm nicht entweichen: denn der Vorfall, der ihn dazu reizte, drang auf ihn, ohne daß er ihn suchte. Er kann, die ganze Iliade hindurch, als Achill nicht anders handeln, als er handelt. Das Unangenehme aber dieses Unmuthes für ihn und für Andere entwickelt der Sänger durch Worte aus des guten Phönix, ja aus Achilles eignem Munde und durch Erfolge in lauter lebendigen Situationen. Sogar das herbeieilende, letzte Schicksal des Edelzürnenden sehen wir in diese Reihe der Dinge verflochten, in diesem ihm unvermeidlichen Unfalle. Konnte ein zarterer Punkt des menschlichen

Herzens und Lebens zarter behandelt werden, als es der Dichter gethan hat?

Gemeine Seelen wiſſen nichts vom edeln, göttlichen Unmuth; wie manchem größeren Gemüthe aber iſt er die Klippe des Glücks, ſeiner Brauchbarkeit fürs gemeine Weſen, des häuslichen und täglichen Wohlſeyns, ja endlich des Lebens ſelbſt worden! Mehr als Ein Gekränkter hat die Klage angeſtimmt, die Achill am Ufer des Meers ſeiner Mutter zuſeufzte; er konnte aber keinen andern Troſt hören, als jenem die Göttin ſelbſt zu geben vermochte.

3. Endlich, welch eine böſe Sache iſt der Krieg! Und wie mißlich iſt jede Regierungsart unter den Menſchen, ſo unumgänglich ſie iſt im Kriege und Frieden! Beides hat uns Homer ſo vorzüglich und hell dargelegt, daß wir auch hier den Meiſter ſehen, der in die roheſten Dinge Weisheit und Menſchlichkeit brachte.

* * *

Sohn! Dir werden die ſiegende Stärke, nach ihrem Gefallen,

Pallas und Juno verleih'n; Du aber bezähme des Herzens
Stolzaufwallenden Muth: denn gütige Triebe ſind edler.

Dieſe Lehre läßt Homer den alten Peleus ſeinem Achilles auf den Zug nach Troja mitgeben, und die ganze Iliade iſt eigentlich ein Lob der Philophroſyne, d. i. gefälliger, menſchenfreundlicher Geſinnung: Unmuth iſt dem Homer eine Plage des Lebens, ſelbſt wenn es ein gerechter, göttlicher Unmuth wäre. Er frißt am Herzen und naget ab die Blüthe des menſchlichen Lebens; bei den menſchlichſten Geſinnungen wird der Gekränkte wider ſeinen Willen ein Unmenſch. Die älteſte griechiſche Philoſophie ging da hinaus, das Gemüth der Menſchen vor jedem Aeußerſten zu bewahren; die älteſte Philoſophie der Griechen aber war bei den Dichtern. Mit Rechtſchaffenheit, Ruhm und Geſundheit ein heiteres, frohes Leben führen zu können, ſtellten ſie als den höchſten Wunſch der Sterblichen dar, und warnten vor jedem Uebermaße, vor jeder zu hart angeſeſſenen Neigung. Wie klar muß es in der

Seele Homers geweſen ſeyn, da er, ſein ganzes Gedicht hindurch, gleichſam die Wage Jupiters in der Hand haltend, die Neigungen und Charaktere der Menſchen gegen einander im Streite und in Folgen abwog! der Schild Achilles zeigt bei ihm, wie er ſich die Welt dachte; unbefangen ſah er ihre mancherlei, einander oft nahe entgegengeſetzte Scenen, fröhliche und traurige, ruhige und ſtürmiſche Scenen, und ſchildert ſie, wie dort Vulkan ſie hämmerte, glänzend und unvergänglich. Wem Homers Muſe den Nebel vom Auge nimmt, gewinnt über die Dinge der Welt gewiß eine große, weiſe und am Ende fröhliche Ausſicht (a. a. O. S. 86 ff.).

— — — —

Selbſt in dem Heldengedicht, das größtentheils Thaten der Krieger beſingt, dachte Homer über Krieg und Frieden menſchlich. Nicht nur, daß er jenen ſo oft den thränenreichen, männerfreſſenden, verderblichen, harten, böſen Krieg nennt; er läßt keine Gelegenheit vorbei, ihn, ſeiner Natur nach, mit allen begleitenden Uebeln, durch Thatſachen zu ſchildern.

1. Die Iliade beginnt mit einem Greiſe, der um ſeine geraubte, liebe Tochter vergebens flehet; und bald wird es nicht verſchwiegen, daß die Griechen alle benachbarten Küſten und Inſeln geplündert, daß ſie die neun Jahre her größtentheils vom Raube gelebt haben. Schon fault das Holz an ihren Schiffen, die Seile vermodern:

Ihre Weiber daheim und unerzogene Kinder
Schmachten, ſie wiederzuſehn —

daher dann, als Agamemnon den Vorſchlag that, nach neun Jahren vergeblicher Arbeit wieder die Schiffe zu beſteigen und

— zu fliehen zum werthen Geburtsland;

ſo hatte er kaum das Wort geſprochen, als die Verſammlung es in freudigem Ernſt befolgte:

— der Staub ſtieg unter den Füßen der Männer
Wallend empor, und Einer ermahnte den Andern zur Eile,
Daß ſie die Schiff' erreichten und bald in's Waſſer ſie zögen.

Nur durch vieles Zureden und den gebietenden Stab des Königs konnte die kriegssatte Schaar wieder in die Versammlung, durch neue dringende Vorstellungen von Schande, Ruhm und Hoffnung wieder in's Feld gebracht werden.

2. Denn es hatte sich zur Last des Krieges auch die Plage der Pest gefunden; eben sie unterläßt Homer nicht im Anfange der Iliade schreckhaft zu zeichnen:

— Die Völker aus Argos
Fielen bei Haufen dahin; die scharfen Pfeile des Gottes
Flogen tödtend umher im ganzen achäischen Kriegsheer,
Daß man täglich die Leichen, gethürmt in Haufen, verbrannte.

Denn wem ist unbekannt, daß ansteckende Krankheiten das gewöhnliche Gefolge aller Kriegsheere sind, und elender metzeln, als das Schwert des Feindes?

3. Als die Göttin endlich im Busen der Griechen die Streitlust wieder erweckt,

Daß sie nach unabläſſigem Kampf und Schlach-
ten sich sehnen,
und ihnen der Krieg wiederum viel süßer dünkt,
— als vormals
Ihnen die Rückfahrt schien zum werthen Lande der
Heimath,

will der Dichter dem blutigen Gefechte noch durch eine billige Auskunft zuvorkommen. Menelaus und Paris, deren Sache es eigentlich allein ist, um deren willen Menschen hingeopfert werden, sollen durch einen Zweikampf den Zwist entscheiden:

— Ihn hörten mit Freude die Griechen und
Trojer,
Hoffend, das Ende zu sehn des elendbringen-
den Krieges.

4. Da dieß Mittel aber nicht gelang, und die Heere gegen einander ziehen müssen, von wem läßt sie der Dichter empören? die Trojer von Mars, den sein Vater, Jupiter, selbst späterhin also anredet:

Wisse, Dich hass' ich am meisten von allen Bewoh-
nern des Himmels;

Denn Du findeſt nur Luſt an Zank und Kriegen und Schlachten.
Aehnlich biſt du der Mutter an unerträglichem Starrſinn,
Der nie weichet und kaum von mir durch Worte gezähmt wird.

Die Griechen regt Pallas auf, und mit beiden Aufregern ſind

— das Schrecken, die Furcht, die raſtlos wüthende Zwietracht,
Schweſter des menſchenverderbenden Mars und ſeine Gehülfin,
Die erſt klein, ſich immer erhebt, bis endlich ihr Haupt ſich
Hoch in Wolken verbirgt, indem ſie die Erde bewandelt;
Dieſe durcheilte die Heer' und ſä'te zu Beider Verderben
Streitgier unter ſie aus, und mehrte der Krieger Getümmel.

Sind dieſe Namen hier allegoriſche Kunſtwerke? Geſpenſter ſind's, die Homer eben deßwegen

ſchreckhaft einführt, weil durch Perſonen, die in beſtimmten Umriſſen erſcheinen, die Wirkung nicht hervorzubringen war, die er hervorbringen wollte. So ſcheint er zu anderer Zeit den Zorn, die Schadenfreude, das ſchrecklich ergreifende Todesverhängniß zu perſonificiren; zu gleichem Endzweck, unſere Begriffe nämlich zu verwirren durch dieſe unumſchriebene Wortlarven. Der Zorn iſt ihm wie ein Rauch, und die Zwietracht erhebt ſich gleicher Geſtalt zwiſchen Himmel und Erde. — Von allen Künſtler-Ideen weggeſehen, wie wahr und wie gräßlich! Aus einem Nichts entſpringet die Zwietracht und wird in kurzem unermeßlich. Nie umſchrieben in ihrem Weſen kommt ſie vielleicht aus Einer Kammer hervor und durcheilt Staaten, durcheilt Heere, ſäet Verderben und Streitgier umher, immer das Haupt in hohen, unabſehlichen Wolken verborgen. Selten wiſſen die Menſchen, weshalb ſie ſtreiten; je länger aber, deſto hartnäckiger hadern ſie: denn von Schritt zu Schritt wächſt die unerſättliche Eris.

5. Jetzo trafen ſie nah' auf Einem Raume zuſammen,

Schild und Lanzen begegneten ſich und Kräfte der ſtarken
Eiſengepanzerten Männer. Es ſtießen die bäuchigen Schilde
Wechſelnd gegen einander, und ward ein ſchrecklich Getöſe.
Laut ertönte zugleich das Jammern und Jauchzen der Krieger,
Schlagender und Erſchlag'ner; es ſtrömte vom Blute die Erde.

Da ſich Homers Iliade einem großen Theile nach mit dieſem Gemetzel beſchäftigt: ſo wird das Menſchengemüth des Dichters hier vorzüglich fühlbar. Seine Todten läßt er nie als Thiere fallen; er bezeichnet, ſo viel er kann, in einigen Verſen als Menſchenfreund ihr trauriges Schickſal. Dieſer wird nie mehr zu ſeinen geliebten Eltern, zu ſeinen Brüdern, ſeiner Gattin, ſeinen Kindern wiederkehren; jener hat Reichthum, Wohlſtand, eine glückliche Ruhe verlaſſen, die er nie mehr genießen wird. Einen andern zeichnet er als Künſtler, als einen geſchickten, ſchönen, gottbegabten Mann; ſeine Kunſt

iſt dahin, ſeine Schönheit verwelket, der Götter Gaben werden mit der Aſche begraben. Jenen hat falſche Hoffnung, eine trügliche Weiſſagung ins Feld gelockt; der Tod ergreift ihn, ſchwarze Nacht umhüllet ſein Auge. Und ferner: Mehrere dieſer Erinnerungen ſind ſo zart, daß ſie Inſchriften zu den Grabmälern der Erſchlagenen ſeyn könnten, wenn arme Kriegserſchlagene Grabmal und Urne erhielten.

6. Merkwürdig iſt hiebei, daß Homer dieſes zärtliche Andenken am meiſten den Trojanern ſchenket. Er ein Grieche, der den Ruhm griechiſcher Helden verewigen wollte, war zugleich ein Aſiat, ein Jonier, ein Menſch, und ich möchte ſagen, ein Bedaurer des Trojaniſchen Schickſals. Weit entfernt von dem barbariſchen Kleinmuth, ſeine Feinde verunglimpfend zu belügen, zeichnet er ihr zarteres Gemüth, die größere Weichlichkeit ihres Klima, ihre Familienneigungen, ihre Künſte, ihr Wohlbehagen in Friedenszeiten, in Zügen, in denen ſich offenbar das Auge des Dichters ſelbſt ergötzte. Die armen Trojaner ſind ihm eine Heerde Schaafe, die von Wöl-

ſen angefallen wird, unter ihnen ſind viele fremde Bundesgenoſſen, die am Schickſal der bedrängten Königſtadt nur aus nachbarlichem Mitleid Theil nehmen: Uns den innern Wohlſtand Troja's zu zeigen, unſer Herz für die Bedrängten mitfühlend zu machen, führt er ſeinen edlen Hektor im Anfange des Treffens in die Stadt zurück. Er zeigt uns Priamus und ſeiner Söhne Wohnungen, zeigt uns die Helena ſelbſt in einer zwar erniedrigten, aber nicht unwürdigen Geſtalt; ſo die Aelteſten der Stadt, ſo endlich Andromache und ihr Kind. Rührender iſt wohl kein Abſchied geſchildert worden, als den Hektor von ihnen Beiden nahm; und es iſt eine Ueberkritik der Grammatiker, daß in der Rede der Andromache einige Verſe zu allgemein und zu viel ſeyn ſollten. Bei dem Dichter ſpricht ſie im Namen aller trojaniſchen Frauen, für ſie und ihre verwaiſeten, gefangenen Kinder. Auch hat ſich Homer wohl gehütet, uns die Unthaten ſelbſt zu erzählen, die dieſer traurige Abſchied nur vorahnet, ob ſich gleich der Grund ſeiner ganzen Odyſſee, die unglückliche Rückfahrt der Griechen, großen Theils auf ſie bezog.

Weder mit der Gräuelthat des Ajax vor dem

Bilde der Pallas, noch mit des Priamus, der Polyxena und Andrer unwürdigem Morde hat seine Muse sich befleckt; die Künstler und tragischen Dichter nahmen ihre Vorstellung dieser Scenen aus andern, sogenannten cyklischen, Dichtern. Hektors letzter Gang nach Troja ist bei Homer in jedem Schritt groß und heilig. Der Edle will die zornige Göttin versöhnen und seine geliebte Vaterstadt entsündigen; daher er auch den Missethäter Paris ins Feld fordert, bis am skäischen Thore endlich, an diesem Unglücksorte, der traurige Abschied der Scene endet — —

Homer war keiner von denen, die ihrem Lieblingshelden die ganze Welt aufopfern. Seinen Achilles kleidet er in gottähnliche Größe; Hektor hingegen in alle Würde und Zierde des Vertheidigers seiner Geburtsstadt. Beide Helden konnten in dem menschenverderblichen Kriege nicht auf Einmal glänzen; indeß jener also einige Tage ruhet, lässet er diesen sein Glück auf's höchste treiben; bis er durch Anlegung der Waffen Achills die Nemesis reizet, und dem Tode ein Opfer, dasteht. So übertrieb Patroklus seine Bestimmung und sank; nicht von Hektor,

ſondern zuerſt von Apollo ſelbſt rückwärts getroffen, daß Achills Waffen von ihm fielen. So ſollte, hinter Homers Iliade, Achilles, da ſein Ziel erreicht war, auch ſinken. Das Schickſal aller Dreien, der edelſten Männer, iſt in einander verwebt, und der Tod Eines ein Verkündiger vom Tode des Andern. Im Leben und Tode ehrt Jupiter den Hektor. Da er vom Zorn der Juno ihn nicht erretten kann, opfert er ſeinen eignen geliebten Sohn Sarpedon mit ihm zugleich auf, und ſeinen Leichnam entzieht er der Rache Achills auf die edelſte Weiſe.

Und wie den Hektor, ſo hat Homer den alten Priamus und alle ſeine Kinder geehrt. Deiphobus iſt vom Apoll begeiſtert, wie keiner im griechiſchen Heere: ſelbſt Paris Vorzüge werden, bei allem Tadel, der ihm gebührt, nicht verſchwiegen.

7. Warum unterſagt Priamus bei dem Begräbniß der Erſchlagenen ſeinem Heere die weinende Trauerklage? Offenbar lag dieß Verbot in der Situation der Trojaner. Sie, eine Verſammlung aſiatiſcher, weicherer Völker, an die laute weinende Trauerklage noch mehr als die Griechen gewöhnt, ſie, die in der

Nähe ihrer Verwandten, Kinder und Weiber, vor Troja's Mauern ihre nächſten Freunde und Landesleute beſtatten, und in ihrem Tode ihr eignes Schickſal vorausſahen, ſie hatten ein ſolches Verbot nöthiger, als die härteren Griechen, die der angreifende Theil waren, und, fern von den Ihrigen, nur ihre Mitſtreiter begruben. Um Patroklus Leiche weinen die Griechen, inſonderheit die Myrmidonen, am heftigſten Achilles; auch Briſeis weint und die übrigen Weiber, Letztere aber

Um Patroklus zum Schein, im Grund' um eignes Elend.

8. Noch mehr zeigt die Menſchlichkeit Homers ſich in der Weisheit, mit der er über das Schickſal des Krieges dachte. Alles Kriegsunglück läßt er durch Fehler entſtehen, durch Fehler und Leidenſchaften der Götter und Menſchen. Das alte Troja wird vom Jupiter dem Eigenſinne eines unverſöhnlichen Weibes aufgeopfert, die eine Reihe ihrer Lieblingsſtädte hingeben will, wenn Jupiter hier nur ihren Willen erfüllet. Die keuſcheſte, ſtolzeſte Göttin erröthet nicht, ihre Umarmung zum Netze des Betru-

truges zu machen, aus tiefem Groll lieblos Liebe zu heucheln, mit geborgtem Schmucke an offenem Tage aus der Gattin eine berückende Buhlerin zu werden, nur damit einige Trojaner mehr bluten, indeß ihr bestochener Kämmerling, der Schlaf, dem schicksalwägenden Gotte die Augen zuschließt. Das Aeußerste der Rache eines Weibes! Gegen Troja stehen zwei Weiber, für Troja zwei Männer; wer zweifelt, wenn es auf Haß ankommt, welche Parthei zum Ziele gelangen werde? Ging es in den hartnäckigsten Kriegen der Erde je anders?

In der menschlichen Scene hangen, wie vorher gezeigt worden, der Griechen Unfälle bei Homer lediglich vom Stolze und Wahne des Königes ab, dem keiner der rathgebenden Fürsten sich zu widersetzen getraute. Ein falscher Traum ist seine belehrende Gottheit; sonst erscheint ihm keine (deren mehrere doch Andern erscheinen), während der ganzen Iliade. Dieser falsche Traum heißt Dünkel, dem Agamemnon, schon seinem Namen nach, ein Jupiter auf Erden, zum Verderben seines Volks gehorcht. Den ältesten Rathgeber besticht er damit, daß der Traum in seiner Gestalt erschienen sey; andre Fürsten schwei-

gen oder wetteifern thöricht mit Achilles Ruhm. So kommt durch Einen, durch Wenige das ganze Heer an den Rand des Abgrundes. Zu spät wird gesprochen, zu spät geweinet, und unter diesem allen ist und bleibt Agamemnon der sorgsamste Hirte der Völker. O Homer, so oft ich von neuem deine Iliade lese, finde ich in ihr neue Züge der ordnenden Weisheit, Klugheit und Menschenliebe, mit der du wilde Verhältnisse eines rohen Zeitalters erzählest. Und keine Lehre, keine Warnung entfließt deinen Lippen, als ob sie die deinige wäre; jedes Laster, jede Thorheit, jede Leidenschaft selbst lehret und warnet.

* * *

Diderot über die Einfalt im Homer.

„Die Natur hat mir Geschmack an der Einfalt gegeben, und ich bemühe mich, diesen Geschmack durch das Lesen der Alten vollkommen zu machen.“

„O mein Freund, wie schön ist die Einfalt! Wie übel haben wir gethan, uns davon zu entfernen!“

„Wollen Sie hören, was der Schmerz einem Vater eingiebt, der jetzt seinen Sohn verloren hat?

Hören Sie den Priamus. Wollen Sie wiſſen, wie ſich ein Vater ausdrückt, der dem Mörder ſeines Sohnes fußfällig flehet? Hören Sie eben den Priamus zu den Füßen des Achilles.“

„Was iſt in dieſen Reden? Kein Witz, aber ſo viel Wahrheit, daß man faſt glauben ſollte, man würde eben ſo wohl als Homer darauf gefallen ſeyn. Wir aber, die wir die Schwierigkeit und das Verdienſt, ſo einfältig zu ſeyn, ein wenig kennen, mögen dieſe Stellen nur leſen, mögen ſie mit Bedacht leſen, und hernach alle unſere Schreibereien nehmen und in's Feuer werfen. Das Genie läßt ſich fühlen, aber nicht nachahmen.“ —

Was Diderot hier von Homers Einfalt ſagt, möchte ich von ſeiner Humanität ſagen. Man leſe ſeine Beſchreibung des Todes der Erſchlagenen, man leſe Hektors Abſchied von ſeinem Weibe und Kinde, man bemerke jeden Zug, mit dem der Dichter des Achills erwähnt, inſonderheit, wenn er ihn ſelbſt redend einführt, auch was er hie und da über das Glück und Unglück des menſchlichen Lebens, über Reichthum, Ehre, Adel der Seele und des Geſchlechts, über Gerechtigkeit, Tapfer-

keit, Geduld, Weisheit, Mäßigung, Sanftmuth, Gaſtfreundſchaft, Verſchwiegenheit, Treue, Wahrheit, über die Verehrung der Götter, die Ergebung in den Willen des Schickſals, und die ihnen entgegengeſetzten Thorheiten und Laſter einſtreuet; welch eine Schule der Humanität iſt in ihm (a. a. O. S. 105 ff.).

* * *

— — Unverwerfliche Zeugniſſe ſtimmen dahin: „daß das Zeitalter Homers und ſeiner Perſon ſelbſt, wenigſtens allen äußeren Umſtänden nach, ſehr ungewiß iſt, daß ſeine Gedichte zuerſt und lange Zeit als einzelne Geſänge exiſtirt, und von Rhapſoden geſungen, angeblich dann von Lykurg geſammelt, von Piſiſtratus geordnet worden u. ſ. w.“

— — Wer nun glauben kann, daß einzelne, zerſtreute Geſänge ſich Jahrhunderte lang im Munde umherziehender Rhapſoden bis auf Wort und Sylbe unverändert erhalten, daß ſie ſich von Jonien aus bis nach Sicilien hin in Alt- und Neu-, Groß- und Klein-Griechenland, auf allen griechiſchen Inſeln, im

Dialekt jedes Völkchens erhalten konnten, der mag es glauben.

Wer verbürgt uns denn, daß Lykurg ſie genau und vollſtändig geſammelt? daß Piſiſtratus oder Solon ſie über jeden Zweifel hinaus in höchſter Vollkommenheit verbunden haben?

— — Wenn es in dergleichen Dingen Axiome giebt, ſo ſind nachſtehende Sätze gewiß Axiome:

1. Geſänge, die Jahrhunderte lang ſich im Munde der Sänger erhalten, müſſen Veränderungen und Verſchiedenheiten leiden, um ſo mehr, je verſchiedener die Länder, Umſtände und Dialekte ſind, in denen ihre Stimme ertönet. Dieß gilt, es möge die Schreibkunſt erfunden, oder nicht erfunden geweſen ſeyn; der mangelhafte Zuſtand, in dem jede beginnende Kunſt ſich findet, konnte jene Geſänge vor Veränderungen und Verſchiedenheiten um ſo weniger ſchützen, da ja der lebendige Vortrag jedes Sängers, oder Rhapſoden in ſeiner Gewalt lag und von dem Kreiſe, von der Stunde abhing, da er ihn zu thun hatte.

2. So zweifelhaft-aufgenommene Geſänge können durch die höchſte Kunſt des feinſten und ſorgſamſten

Sammlers schwerlich so gebunden und eingerichtet werden, daß man glauben könnte, ja glauben müßte, wir hätten sie aus dem Munde Homers selbst. — — Jeder auf sie gewandte Fleiß der Grammatiker und Scholiasten, von Pisistratus zu Zenodot, Apion, Longin, Chalcondylas, kann und darf uns also unsere eigenen Augen, wie unser eigenes Urtheil über Homer nicht rauben.

I. Von der Natur und dem Ursprunge des Epos.

1. Epos heißt Wort, Rede, Homer nennt die Worte seiner Helden geflügelte Worte; ist das Epos im weiteren Verstande des Wortes etwas anders als eine lebendige Volkssage? Jede Nation, die sprechen kann, hat dergleichen: denn durch Rede, durch Erzählung ward jeder Einzelne in ihr gebildet. Das Ganze hielt sich an Gegenstände und Erzählungen, die der Nation merkwürdig, interessant, ruhmreich waren, an Begebenheiten, Schicksale, Abenteuer ihrer Helden. Den nordischen Nationen fehlte es daran so wenig als den südlichen, wie ihre Schlacht-

und Kriegslieder, überhaupt aber die Volksgesänge aller Menschen-Nationen bezeugen.

Seiner Wurzel nach steht also das griechische Epos unter demselben Gesetz, unter dem alle επη, als Volksgesänge stehen; es ist national, ein Kind der Umstände, des Lokals und der Zeiten; eine Volkssage.

2. Wie bei allen Volkstraditionen der Ursprung äußerst ungewiß ist, so gewiß bei diesen lebendigen, geflügelten Worten. Man fragt nicht, wer der Urheber der Sage sey? sondern wenn sie ruhmreich gefällt, wenn sie die Ehre der Nation, oder einzelner Geschlechter und Stände sichert, hört man sie gläubig und pflanzt sie weiter. — — Die Volkssage, ein Kind der Phantasie und alten Geschichte, ist eine lebendige Fama (φημη), sie läuft und wächst und gestaltet sich mit dem Fortgange der Zeiten.

3. Bemerken wir die sogenannte Vorhomerische Sage der Griechen, so bleibt es nicht zweifelhaft, woher sie ihre Nahrung, oder wohin sie ihren Lieblingsweg genommen habe. An die Küsten, woher ihnen an Erfindungen so vieles gekommen

war, woher ihnen alle Wohlhabenheit, aller Reichthum kommen mußte, nach Asien. Dahin gingen ihre Argonauten, das goldene Vließ zu holen, daher war von Zeus die Europa entführt; da siedelten sich im schönsten Erdstrich Klein-Asiens so viele griechische Stämme an; durch Künste, Fleiß und Cultur blüheten sie in Reichthum; der Handelsverkehr ging dorthin; dort war das Land der Götter, überhaupt der Geburtsort der alten Fabel, das Heiligthum der Urwelt.

4. Dieß um so mehr, da der größte Theil der frühesten griechischen Dichter, ja auch Geschichtschreiber und Philosophen von der Küste Asiens und den nahe gelegenen Inseln gebürtig waren. Das alte Griechenland lag ihnen als eine Großmutter da; in Asien belebte sich heller der Schauplatz. Aber auch ihm war Kolchis zu fern, die dahin reichenden Fabeln zu alt; die Ebne von Troja lag da; dahin konnte sich das gesammte Griechenland versammeln, und Held nach Held seine Tapferkeit zeigen.

Gleichsam ein Musterplatz griechischer Volksführer und Stammesfürsten ward diese Ebene vor Troja; der Helden, die nachher auf ihrem Rückzuge

ſo viele Schickſale erlitten, ſo manchen Gegenden und Städten neue Namen gaben. Was in den mittleren Zeiten die Kreuzzüge auf Europa wirkten, war der trojaniſche Krieg fürs alte Griechenland, wenigſtens in der Fabel.

5. Bekanntlich war Homer nicht der erſte, der den trojaniſchen Krieg ſang; er hatte Vorgänger, und eine Reihe Nachfolger. Daß allen dieſen Mitbewerbern um den Kranz damaliger Lieblingsgeſänge in Klein-Aſien eine örtliche Veranlaſſung zum Grunde gelegen, iſt wohl ohne Zweifel. Da wir aber nicht genau wiſſen, wenn und wo dieſe Geſänge verfaßt ſind? was in ihnen bei der und jener Gelegenheit hinzugeſetzt, oder weggelaſſen worden? ſo bleibt hie und da dennoch das Urtheil ſchwer, warum dieß und jenes alſo erzählt und beſtimmt, jenes dagegen verſchwiegen und kaum berührt worden?

6. Heißt Homerus ein Mitſänger oder Uebereinſtimmer des Geſanges, ſo zweifele ich, ob ſeinem Genius ein bedeutenderer Name gegeben werden konnte. — — Wie das bekannte Haupt des Homer ein idealiſches Gebilde iſt, das indeß ſehr beſtimmt und charakteriſtiſch die Geſtalt des göttli-

chen Sängers zeigt: so laßt uns die Sammlung der Gedichte betrachten, die seinen Namen tragen. Uns sind sie Homerus, die Gesammtstimme (Homophonie) der Gesangesvorwelt, das aus vielen und vielerlei Sagen älterer Zeit kunstreich emporgehobene Epos.

II. Vom Unterschiede der Ilias und Odyssee.

Fast befremdend ist's, daß man des Namens Homer wegen, und weil beide Gedichte eine homerische Form durchgeht, diesen Unterschied zwischen ihnen scharf zu ziehen Bedenken trägt.

Keiner und keine der Götter und Göttinnen, die in der Ilias und Odyssee spielen, sind ganz dieselben; Zevs und Pallas, Apollo, Diana, Hermes, Hephästus, Aphrodite, Poseidon — ihre Gestalten haben sich verändert. Der Bote der Götter, der Olymp, der Begriff vom Reich der Schatten, das Costüme der Götter in ihrem Umgange mit Menschen, Alles ist in der Odyssee von anderer Farbe. In die Ilias hätte keine Circe, keine Kalypso, wie sie hier dastehn, eintreten mögen; das

Reich der Zaubereien liegt außer derſelben. Die Helden der Odyſſee, Menelaus, Helena, Odyſſeus ſelbſt, gewähren hier einen andern Eindruck als in der Iliade; Lebensart, Sitten, ſittliche Begriffe ſind fortgerückt; ſo auch die Kunſt und Kenntniſſe der Menſchen. Wer bis auf die Sprache, bis auf das Kräutchen Moly dieſen Unterſchied durch Prädikamente, Symbole, Geſtalten und Farben verfolgen wollte, würde uns zwei griechiſche Welten, eine Oſt- und Weſtwelt, öffnen, und jeder Sammlung von Geſängen ihr Vaterland leicht finden.

„Alles iſt indeß, wird man ſagen, doch eine Form, die homeriſche, eine Manier und Sprache.“ Eben das iſt's: denn homeriſch heißt, auch dem Namen nach, die zuſammengeflochtene, zuſammengefügte Kunſtform des alten griechiſchen Epos. Bekanntlich erfand Homer den Hexameter nicht; er war vor ihm; und da zu dieſen Zeiten die Proſe noch gar keine Form gewonnen hatte, ſo gab ſchon der Hexameter durch ſeine Geſangart der Sprache ein beſtimmtes Maß, d. i. Umriß, Geſtalt, Fülle, Wohlklang. In ihm war wiederkehrende

Melodie mit ungeheurer Abwechſelung; alle Poeſie und Proſe waren damals in ihm vereint. Jede Nation hatte zu ihren Volksgeſängen ein beſtimmtes ein- und vieltöniges Sylbenmaß, wie die Geſänge der nordiſchen Skalden u. ſ. w. erweiſen. Dergleichen Geſangsweiſe war der Hexameter: von ihm war eine beſtimmte, gemeinſame Form des Ausdrucks, des Ganges der Gedanken, der Compoſition ſelbſt unabtrennlich. Wenn man einige Geſänge Oſſians geleſen hat, glaubt man, man habe ſie alle geleſen; ſo die nordiſchen Geſänge, die Romanzen, Balladen u. ſ. w. Deßhalb iſt ihr Ton nicht eines Mannes; es iſt das Epos der alten Zeit.

— — Homeriſche Form iſt im Epos, was in der Kunſt der alte heilige Styl heißt; bei großen Verſchiedenheiten der Kunſtwerke ſelbſt nach Meiſtern und Zeiten iſt er allenthalben derſelbe. Als das alte heilige Maß des Epos, der Hexameter, (den Ariſtoteles auch noch alſo und vom Epos unabtrennlich betrachtet) durch den Pentameter zuerſt, ſodann durch andre Sylbenmaße, endlich durch proſaiſche Compoſitionen in ein engeres Gebiet, oder

vielmehr in die Urwelt, in die er gehörte, zurückgedrängt war, fand er ſich hie und da zwar künſtlich, nie aber mehr in ſeiner ehemaligen Majeſtät und Stärke wieder. Vor und in Homer war er das natürliche Sylbenmaß; die griechiſche Welt hatte durch ihn nur eine Form und Geſangsweiſe.

III. Vom Kunſtbau des Epos.

Iſt Epos das poetiſche Wort der Tradition nach Völkern und Zeiten: ſo macht ſich auch ſein Gewebe (ραφη) oder ſeine Verflechtung gleichſam von ſelbſt. Geſang und Erzählung, durch welche es wirkt, fördern ſeinen Kunſtbau.

1. Jedes Ding hat Anfang, Mitte und Ende; ſo auch die Erzählung, ſie möge geſprochen, oder geſungen werden. „Hätt' ich hundert Münder und tauſend Stimmen" ſagt der epiſche Sänger; er hat indeß nur einen Mund, nur eine Stimme; wie er anfing, muß er auch enden. Mithin muß er jeder Erzählung, die an ſich unendlich wäre, Umriß, Anfang und Ende geben. Dieß iſt der Urſprung

des berühmten Lobſpruchs: *in medias res rapit* (er iſt ſogleich in der Mitte der Sache und Erzählung) des Homer, d. i. er weiß der Sache eine Geſtalt, der langen Erzählung eine überſchauliche Größe zu geben.

Wo fängt der Zorn des Achilles an? wo endet er? ihm war Zank, dem Zanke Peſt, der Peſt Schuld, der Schuld Raub, dem Raube Krieg vorhergegangen; wohin kämen wir, wenn vom Ei der Leda an dieß Alles erzählt würde? Der Sänger greift alſo mitten in die Materie; bei der Laufbahn, die ihm vorliegt, konnte er nicht anders.

Wo endet der Zorn Achills? Da wo man ihm ſeine Briſeis zurück- und die vielen Gaben anbeut? Da, wo ſtatt ſeiner er den Patroklus ausſchickt? Nichts minder: denn Patroklus fällt und ein größerer Grimm erhebt ſich gegen ſeinen Mörder, den Räuber der Waffen Achills, Hektor. Waffenlos ſteht der Zornige da; nur ſeine Stimme kann den Untergang der Griechen abwehren. Endlich erhält er raſch vom Hephäſtus geſchmiedete, göttliche Waffen; Hektor fällt; aber Patroklus liegt unbeehrt, unbegraben. — So flochten ſich die Geſänge wie

eine Geißel zuſammen; und auch hinter ihnen fragte man noch, „wie weiter? Wie ward's mit dieſem raſchen jungen Manne, deſſen Leben gerechter, langer Unmuth verbittert, an deſſen Lebenskürze Thetis ſo oft erinnert: wie war ſein Ausgang?“ — —

Gleichmäßig, wo fängt die Odyſſee an? wo endet ſie? Vorausgeſetzt, Alles was bei Troja, und ſonſt in Ulyſſes Leben vorangegangen war, kündigt ſie ſelbſt künftige Reiſen Ulyſſes' an, denn auf Ithaka konnte dieſer Wanderer nicht bleiben. Wo wird er alſo enden? wie weit kommt er? Dieß zu wiſſen, regt uns ſelbſt die verkettete Odyſſee auf; ſie befriedigt nur ſtückweiſe; iſt aber auch verflochten, wie ein Concert, wie ein Gewebe. Alſo liegt Anfang, Mittel und Ende im Weſen jeder Erzählung, weil ſie ſonſt unangenehm, ohne Maß und Ziel wäre.

2. Eine merkwürdige Begebenheit, ein Abenteuer beſchäftigt das Epos, auch dieß iſt Natur der erhöheten Volksſage, als eines lebendigen poetiſchen Worts. Nicht Sentenzen und Sentimente, nicht (ob ſie gleich dazu gehören) für ſich beſtehende Charaktere bilden die epiſche

Volksſage: denn worauf beſtünde ein Charakter außer dem Mythus: d. i. außer der Welt? Hinaus in die Ebene vor Troja! Die Begebenheit, das Abenteuer bindet Charaktere: es übt und prüft ſie; der Ausgang ſteht uns vor Augen; jetzt wird Handlung.

Zu ſolchem und keinem andern Zweck läßt das Epos Geſtalten vorüberwandeln; Geſtalten dem Ohr als ſähe ſie das Auge. Das Auge des Geiſtes ſiehet ſie. Ein Zug löſt den andern auf, damit verklärt ſich die Geſtalt; nur dem Geiſte ſtehet ſie ganz da, nie dem Auge. Und doch auch dieſem ſtehet ſie nicht da; ſie wirket, ſie ſchafft; nur ſo war ſie gegenwärtig, übrigens nie vollendet. Alle Züge des Dichters entwerfen nur ihre Geſtalt, höher und höher, weiter und weiter, bis er im rechten Moment ſie verließ, indeß ſich eine andere emporhebt. Dieſe ſucceſſive Darſtellung, die man als ein Meiſterwerk des alten Homer mit Recht gerühmt hat, iſt nicht ſein Werk allein; ſie iſt unabtrennlich der Rede, dem Hexameter, dem alten Epos. Dieß zählte alſo her, ließ Geſtalten und Züge einander folgen; dadurch erheben ſich die Geſtalten. — —

„Auch

„Auch seine breiten, sechsfüßigen Gleichnisse? wird man fragen, das Langweiligste, was sich auf der Welt findet.“ Auch sie gehören dem alten Epos. Wer den Gang und Fortschritt lebendiger Rede kennt, dem darf dieses kaum erklärt werden. Gleichnisse sind dem Fortgange der Begebenheiten etwas Fremdes; sie hemmen den Strom des Inhalts, und rücken dem Auge der Seele etwas Unwesenhaftes als wesenhaft vor. — — In einer Reihe seiner Gedanken bilden und binden sich Gleichnisse anders als zwischen Begebenheiten und Leidenschaften. Auch ist überhaupt das Epos nicht da, gelesen, sondern gehört zu werden; dann thut es seine Wirkung. — —

3. Ein Wunderbares hat das alte Epos, dessen Ursache und Beschaffenheit man bisweilen am unrechten Orte aufgesucht hat; im Begriff des Epos als einer erhöhten Volkssage wird es von selbst klar. In jedem Abenteuer nämlich sind Hindernisse zu überwinden; den epischen Dichter erwarten allemal Kämpfe und Gefahren. Ueberwinden muß er, oder es giebt keinen Knoten, keine Auflösung desselben, kein Epos; daher Aristoteles die Epopee (mit

Ausnahmen die ihr gebühren) im Ganzen unter die Regel der Tragödie bringt, und sich dadurch den Weg der Untersuchung sehr verkürzt hat. Von wem hängt der Sieg ab? wer reicht die Krone dem Ueberwinder? Die Neueren sagen „er reicht sie sich selbst. Seiner Stärke oder Klugheit, seinem Charakter und Benehmen gebühret der Kampfpreis.“ Nicht so das alte Epos. Es wußte zu gut, wieviel in den wichtigsten, größten, schwersten Dingen es auf das Kleinste, auf Zufälle ankommt, die nicht in unserer Macht sind, die unsere Klugheit nicht ordnet. Dieß so oft dem Helden Ueberlegene, alle seine Kraft und Klugheit Ueberwiegende, oder gar Feindliche drückte das alte Epos aus. Dem Helden stand eine Macht entgegen, ein Hülfsgott ihm zur Seite; auf seinen Charakter, auf sein Benehmen kam das Meiste, aber nicht Alles an; zuletzt entschied das Verhängniß.

Daß wir den Anblick dieses Göttlichen und Himmlischen auf der Erde, wie in Geschäften und Unternehmungen, so in der Geschichte und dem Epos verloren haben, eben dieser blöde, kalte Unglaube hat uns die ächte Epopee fast geraubt. Nehmt aus der Ilias die Einwirkung der Götter hinweg (so albern

ſie übrigens handeln mögen), wer giebt etwas für das Gebalg' und Gezänke und Blutvergießen um eine Entführte, oder einen Beleidigten? Nehmt aus der Odyſſee das Wunderbare hinweg, es wird eine Jammergeſchichte. Eigentlich aber iſt die Wegnahme unmöglich: denn in dieſen Begebenheiten ſind Götter und Helden auf's innigſte verbunden. Götter und Helden mit einander vermengt zu ſehen (permixtos Divis heroas) der Anblick war dem alten, Himmel und Erde zuſammenfügenden Homer natürlich.

Was das Epos allgemach ſchwinden und verſchwinden machte, war, daß der Glaube an dieß Himmliſch-Einwirkende, Wunderbare ſchwand, und man alles natürlich deducirte. Da gab's Geſchichte, wenn ihr wollt Idyllen, aber kein ächtes Epos. — —

An die Stelle des Rein-Göttlichen trat zuerſt das Zauberhafte, deſſen Beginn man ſchon in der Odyſſee wahrnimmt. In den dunklen Zeiten nahm der Glaube daran ſehr zu. In romantiſchen Gedichten that es eine gute Wirkung; mehr aber doch, wenn wir aufrichtig ſeyn wollen, zur Unterhaltung eines angenehmen Wahns und Blendwerks, als zur

Erweckung jenes tiefern und höheren Gefühls, das das Göttliche allein bewirkt. Als man daher bei Wiederauflebung der Alten zur wahren Epopee zurückkehrte, und sah, daß es in ihr mit wichtigen politischen Begebenheiten nicht ausgerichtet war, daß man auch göttlicher Kräfte bedurfte, nahm man zu religiösen Gegenständen seine Zuflucht; die, glaubte man, könnten der Epopee dieß Uebermenschliche, Wunderbare geben. Wohl, wenn sie auch den Glauben daran geben konnten; sonst schwächten sie ohne den mindesten Ersatz, die Triebfedern der Menschheit. Daher die lahme Wirkung in Tasso's befreitem Jerusalem und andern dergleichen Gedichten. Engel thun, was Menschen thun sollten, und was sie auch ohne Engel würden gethan haben. — Dem alten Epos sind die Götter wesentlich, unentbehrlich, aber auch höchst natürlich.

Sie sind es auch, wie man nicht nur bei Milton und Klopstock, sondern selbst bei manchem Roman sieht, jedem wahren Epos. Allegorien, Abstraktionen, dergleichen Schattengestalten können jene mächtigen Wesen nicht ersetzen, deren Gegenwart unsere Seele jetzt füllet, erhebet und aufregt. — Mit

Erdengeſchöpfen haben wir täglich Umgang; auch das Göttliche wollen wir einmal ſehen, das im Menſchen und mit ihm wirkt, oder das, als höchſter Rathſchluß über ihm ſchwebt. Recht hat alſo Ariſtoteles, daß er den Mythus (die Fabel) zum erſten Erforderniß des Epos ſowohl als des Heldenſpiels macht; Karaktere ſind nur das zweite.

Uebrigens iſt's eine Fabel, daß das wahre Epos ſeine Macht verloren habe. Arioſt und Taſſo, Milton, Klopſtock, Wieland und manches andre wahrhaft Epiſche hat Wirkungen hervorgebracht, die kein anderes Gedicht hervorbringen konnte: denn die höchſt philoſophiſche Geſchichte des menſchlichen Geiſtes und Herzens, in lebendigen Karakteren auf die wirkſamſte Weiſe durch erzählende Rede dargeſtellt, iſt ja das Epos. Da es dieß nun in einer Kunſtform thut, die einerſeits ſich der Handlung oder Begebenheit eines Helden anſchließt, andrerſeits ein Welt-Syſtem ſchafft, und mit unendlicher Mannigfaltigkeit die höchſte Einheit in fortgehend ſtiller Harmonie verbindet; wie könnte ein lebendiger Geſang dieſer Art erſterben? Vielmehr muß er mit Hülfe der Zeiten in neuem Glanz aufgehn und neue Kräfte beleben.

— Ein andrer Tiphys
Ruft die erleſ'nen Heroen zu einer anderen Argo;
Andere Kriege werden erſteh'n, und ein zweiter Achilles
Zieht vor Troja. —

So war's und ſo wird's bleiben. Wahrſcheinlich aber wird als Verflechter und Zuſammenſtimmer des alten Geſangs, in ſeiner Darſtellung ſowohl, als in ſeiner Kunſt der Verflechtung, allen kommenden Zeiten Homer als Muſter voranſtehn.

IV. Unterſchied des epiſchen Gedichts von der Geſchichte.

„Alſo, wird man ſagen, iſt das Epos, da es auf Erzählung, auf ein Zuſammennähen, oder Zuſammenſtimmen alter Traditionen gebauet iſt, im Grund doch nichts, als eine mangelhafte Geſchichte." Keinesweges. Ariſtoteles hat ſie von dieſem Zwange mit einer ſo andringenden Klarheit entnommen, als er nicht eben jedem Gegenſtande zuwandte.

Mit der Geſchichte hat die Epopee nichts zu ſchaffen; ſie ſchafft die wahre, die vollkommene, die ewigdaurende Geſchichte, eben indem ſie auf das Einzelne, wie es iſt, anders nicht Rückſicht nimmt, als ſofern im Beſondern das Allgemeine liegt, das ſie mit der energiſchen Schöpfungskraft, die der Dichtkunſt allein eigen iſt, in jenem behandelt.

Was geht mich Troja, oder die Ebene Troja's, wie ſie jetzt ſeyn mag, an, wenn ich den alten Homer leſe? Schilderte mir dieſer Troja und die Ebene nicht ſo vollſtändig und ganz, wie ich ſie bei ſeinem epiſchen Gedicht zu ſehen nöthig habe, ſo wäre er ein ſchlechter epiſcher Dichter. — —

— — Seit die Geſchichte aufkam, beſtanden in Griechenland keine epiſchen Gedichte. In lyriſchen Geſängen wurden bis zu den Freiheitsſtiftern Athens die Helden, in feierlichen Reden die Sieger bei Marathon, durch Inſchriften manche andere wackere Thaten und Männer geprieſen; das Heldengedicht aber war mit Homer verſtummt. — — Wie Dämmerung und Mittag flohen einander jederzeit das Epos und die handgreif-

liche Geſchichte. So ſelbſt bei Homer. „Wo liegt Troja? wo lag's? Wo ſtand Priamus Bett? wo das Bett ſeiner Söhne?" Wo es im Homer ſteht, mich kümmert's nicht weiter. Die fleißigſten Forſcher haſſe ich, ſobald ſie mich in die wirkliche Welt aus der beſſern verbannen, in der mich der Dichter feſthielt.

— — Wie wahrſcheinlich, daß das Epos, ſeinem Namen nach, in das reiche Behältniß alter Traditionen, die Volksſage gegriffen und da her gewählt hatte. Vorſchreiben konnte hiebei dem epiſchen Sänger niemand, was und wieviel er wählen ſollte. — Aus der alten Tradition nahm der Dichter, und durfte aus ihr frei dichten: als Homer und Rhapſode (beide Namen ſind eins) durfte er künſtlich zuſammenfügen, was ihm anſtand. Das that jeder epiſche Sänger, der ſeine Kunſt verſtand und wußte, worauf ſie hinausging. — — In ihre „vollſtändige, eine Größe habende Handlung, die Anfang, Mittel und Ende ſah," brachte er, was ihm der Genius gebot, was nach Regel und Kunſt hieher gehörte.

Ganze Welten hat das Epos erfunden, Götter-,

Feen- und Geiſter-Welten. „Aus der Mythologie ſchöpfte, der Mythologie folgte Homer," ſagt ihr: Wohl! wer ſchuf aber die Mythologie? Nicht auch die frühere Dichterſage? Sie iſt alſo mit dem älteſten Epos eins, aus dem dann ſpäterhin jenes jüngere borgte. Habt Dank, ihr großen, ihr unbekannten Erfinder, für die ſchönen Welten, die ihr mit euren Geiſtern und Genien künftigen Geſchlechtern aufthatet! Homer erfand ſeine Götter ſo wenig, als Arioſt ſeine Ritter, als Wieland ſein Feenreich erfinden durfte; wohl ihnen, daß ſie in früheren Zeiten einen ſinnlichen Volksglauben vor ſich fanden, in der ſie zuſammenordnen, d. i. Homere ſeyn, und Kraft ihres Siegelrings ſalomoniſch walten konnten.

V. Unterſchied der Tragödie und des Epos.

Ariſtoteles findet ihn nirgend als im Mittel der darſtellenden Nachahmung. „Erzählend, ſagt er, ſtelle das Epos; auf der Schaubühne dagegen in nachahmender Aktion die Tragödie dar. Im Innern bleibe ihnen alles Weſentliche, z. B. Glücks-

änderungen, Erkennungen, Charaktere, Leidenschaften u. s. w. gemeinsam.“ Seiner Regel nach, war die Tragödie die vollkommenste Kunstcomposition.

Alles recht und wohl; gegenwärtiger macht allerdings das Trauerspiel seine Schöpfung; im Ausdruck, in Leidenschaften und Charakteren stellt es solche, dazu mit mancherlei Schmuck begleitet, eigentlich dar. Nothwendig ist also (zumal da die Theile seiner Handlung enger zusammengehen) die Wirkung des Trauerspiels im Moment größer. Gegenseitig aber vergesse man auch nicht den weitern Raum, den tieferen Grund, die vielseitigere, längere, stillere Wirkung des Epos. Sofort treten die Schalen der Wage in ein ander Verhältniß; und wohin neigt sich die Wage?

Aeschylus bekannte, daß er von der großen, reichen Tafel Homers nur Brosamen auftische; bei späteren Dichtern waren es kaum Brosame. Die großen Meister des Trauerspiels fanden sich auf der Bühne an Raum und Zeit bald so beengt, daß sie denselben Gegenstand im Fortgang der Handlung unter den Regeln der dramatischen Kunst mehr:

mals auf die Bühne, mithin ſich eine Art von tragiſchem Epos zuwege brachten.

Das fortſingende Epos, deſſen Gebiet ſo weit iſt, als die Phantaſie es ſich erſchaffen will, das auch in Anſehung der Zeit bei weitem nicht ſo beengt iſt, als das Drama, tritt dagegen wie der große König gegen einen Archon zu Athen. Beſſer eingerichtet konnte Athen ſeyn, als das Reich des großen Königs; die Grenzen und der Reichthum beider indeß blieben beinahe unvergleichbar. Unausſangend würde daher für einen epiſchen Dichter die Ausflucht ſeyn, daß durchhin in ſeinem Gedicht intereſſant zu bleiben, ihn ſein Gegenſtand behindert habe. Entweder hätte er dieſen nicht wählen ſollen, oder er mußte ſich zutrauen, ihm durch alle ſeine Theile ein Intereſſe zu geben, da es ganz in ſeiner Hand war. Sogar wo das Feuer des Intereſſe ſank, ſtanden ihm Epiſoden zu Gebote. Eben dieſer umfaſſenden Weite wegen hat es weniger epiſche als dramatiſche Dichter gegeben, und Homere wie wenig! Ein weitausgebreiteter, vielumfaſſender Geiſt gehört dem Epos.

Aber auch einen tieferen Grund hat die Epo-

pee als das Drama, da sie auf die innigste Gesinnung, auf das Herz der Volkstradition bauen muß, ohne welche sie ein wirkungsloses Märchen bleibt. — —

Die stille Wirkung eines solchen Gedichts endlich ist fortwährend: auch hierin ist Homer ein Muster. Wer der Griechen und Römer hatte nicht mittel- oder unmittelbar aus ihm geschöpft? wer wird nicht aus ihm schöpfen? Hätte Milton sein verlorenes Paradies, wie er es zuerst Willens war, dramatisch bearbeitet; sein Drama wäre als solches längst vergessen. In der Epopee dagegen entwickelt sich sein männlicher Verstand, seine treffliche Versifikation und Sprache; sie fanden Raum sich zu entwickeln. Aus dramatischen Stücken behalten wir Sentenzen, die Charaktere traten uns vor Augen; ihre Leidenschaften fühlten wir mit ihnen. Eben aber dieß stärkere Gefühl war auch das kürzere; es ging vorüber: Die Epopee bei ihrer stilleren Wirkung, ihren größeren Maßen, als je eine Bühne darstellen mag, füllt die Seele und dauret „Ob also, dürften wir mit Klopstock fragen,

Längere Wirkung
Nicht auch die größere ſey?

Alſo, wem ſind wir den Homer ſchuldig? Der Geſangſchule, d. i. einer Genealogie älterer Meiſter, die er übertraf und auf dem Punkt der Reife treffend, ſelbſt eine Schule nachließ. Sein Name heißt nichts mehr und minder als Meiſterſänger, und ſo ſoll er ewig heißen. Glücklich, wer in der Reihe der Dinge, auf einem ſolchen Punkt den Schauplatz der Kunſt betritt; glücklich, wer mit natürlichen und erworbenen Talenten auf dieſem Punkt die Vollkommenheit ſeiner Kunſt fördert; glücklich zuletzt, an weſſen Werke ſo viel Fleiß gewandt, an weſſen Namen ſo Viel und Mancherlei geknüpft wird, als an dieſen melodiſchen Zuſammenſtimmer der Vorſage — Homerus. (Adraſtea, B. V. St. I. S. 127 ff.)

Oſſian.

Hätte die Sammlung der Geſänge Oſſians auch nichts bewirkt, als der Welt ein Beiſpiel vor Augen zu legen, daß epiſche Geſänge auch ohne Blutdurſt und Mord, ohne Eroberungsſucht, Schwärme-

rei, Aberglauben und Götzendienst, ohne Gespenster und Teufel bestehen mögen; so waren sie erwünschte Geschenke. Aber sie haben viel mehr genutzt, und werden noch Mehreres bewirken.

Lange wußte man, aus Buchanan selbst, daß die Galen Hochschottlands und die Inseln Gesänge bewahrten, die ihren Stolz, ihre Freude ausmachten; mit der unverstandnen, barbarisch geachteten Sprache blieben sie fremden Völkern indeß ein vergrabener Schatz, ein Lüftchen, das in jenen einsamen westlichen Gegenden, wie auf einer Geister-Insel tönte. Erst mit dem Anfange des verflossenen Jahrhunderts fing eine nähere Kunde jener Gegenden an, und das Jahrhundert verlief über die Hälfte, ehe die „traurig-süße Harfe, die Stimme vergangener Zeiten" Europa und der Welt ertönte.

Unbefangene Gemüther haben sie mit Verwunderung, mit Freude und Entzücken gehört; andre, mit Vorurtheilen ihrer Sprache Umstrickte, einem anderen Geschmack Ergebene fanden sie leer und ermüdend. Voltaire verglich sie gar mit dem Jagdgebell auf jenen nackten Gebirgen. Wie dem auch sey, Mac-Phersons, des Sammlers und Ordners, Blairs,

des trefflichen Commentators, Smiths und aller ferneren Förderer der galiſchen Geſänge Verdienſt dauret, und wird mit wachſendem Ruhme dauren. Wer zur Bekanntmachung der Gedichte ſelbſt in der Landesſprache, zu ihrer Erläuterung aus ſolcher und der Landesmuſik beiträgt, den erwartet ein neuer Ruhm: denn eine Sprache, in welcher menſchliche Empfindungen dieſer Art erklingen, ſie muß nicht ausſterben, kann und darf auch forthin als eine barbariſche Sprache betrachtet werden.

Die angenehmſte Geſtalt indeß, in der Oſſians Gedichte ſich nur zeigten, war nicht die epiſche, ſondern die urſprüngliche, die ſimpelſte und erſte, da ſie in einzelnen Fragmenten als Lieder erſchienen. In dieſer Geſtalt haben ſie nicht nur die trefflichſte Rundung, eine überſchaubare Kürze, ſondern erregen auch das Gefühl der Vollendung, ohne welches ein muſikaliſcher Geſang nie ſeyn ſollte. Glücklicher Weiſe haben die meiſten und ſchönſten Stücke galiſcher Poeſie die ihnen natürliche Urform erhalten. Wenn Mac-Pherſon andre zuſammenſchob und ſeinen Fingal, ſein Temora als Epopeen hinſtellte, ſo thut man wohl, wenn man dem Inhalt

seine ächte Gestalt wiedergiebt, d. i. die Gesänge vereinzelt und aus einander schiebet. Man gewährt sich damit Ruhe des Genusses dieser Empfindungen und Ansichten, indem man, etwa des Inhalts wegen, nicht Bücher hindurch gejagt wird. Diese Gattung Gesänge und Scenen wollen Ruhe, wollen Erholung.

„Ossians Gesänge (man hat es oft wiederholt) geben dem Pinsel keine homerische Bilder." Wer hat dir gesagt, Pinsel, daß sie dir solche geben wollten und müßten, daß der Dichter für dich singe, oder vielmehr, daß das empfindende Herz für dich dichte? Sehr natürlich ist's zwar, daß, wenn wer dich trägt, großmüthig-liebliche Abenteuer höret, er das Täfelchen hervorzieht, Gestalten entwirft, und eine Bilder-Iliade, einen homerischen Katechismus in Figuren haben möchte, wie man voreinst, als Bücher selten und theuer waren, sich an einer Armen-Bibel in Holzschnitten begnügte. Für Kinder mag so etwas gelten, auch an den Fensterscheiben der Kirchen und Klöster waren diese Gemälde nicht unrecht; willst du aber, daß der menschliche Geist ein Kind bleibe, daß das menschliche Herz an

deinen gemalten Ulyſſen und Polyphemen erlechze, daß eine Armen-Bibel dieſer Art gar Maßſtab Homers, Oſſians werde, ſo wiſſe Freund Pinſel, für deine kindiſche Graphik hat weder Homer noch Oſſian gedichtet. Gerade wo der Pinſel verſtummt, und der Stimme nicht folgen kann, d. i. wo die Geſtalt Geiſt wird, und durch Ohr und Auge im Herzen wohnet, gerade da wirken und ſchweben die Geiſter. Und im Oſſian wären keine dergleichen? keine Geiſter, keine Geſtalten? Wäre Oſſian ein Engländer, längſt ſtünde in London eine Oſſian-Gallerie da, *One Shilling* der Eingang, das Büchlein gratis.

Kein Wunder, daß die Culdäer gegen Oſſians Geſänge und Geſchlecht ſo erbittert waren. Hier waren keine Götzenbilder, keine Geſpenſter zu bannen, keine Dämonen zu vertreiben; unvertreiblich wohnten die Geſtalten in Seelen, in Herzen die Dämonen. Man lebte und ſtarb auf dieſe Geſänge und ihren Inhalt; bei Männern war an keine Grillenhangerei, bei Weibern an kein Wolluſt-Pfuſchen zu denken, wodurch man andern Nationen das Netz anzuknüpfen wußte. Hier beſtand Alles im Gebiet und in der Form armer, beſchränkter, aber reiner Menſch-

heit, dem falschen Blendwerk der Sinne wie unzugangbar.

Angenehm ist's zu denken, was, hätte die Entdeckung Ossians in Klopstocks Jugendzeiten getroffen, jener auf diesen gewirkt hätte? zwei so verwandte Genien und Harfen. Vielleicht — doch wozu dieß Vielleicht? Jetzt stehen (Gewinn für uns!) beide neben einander.

Und wie der erste zeigt, wieviel der Dichter entbehren könne, wenn er sich vom Ungethüm der Götzen und Phantaste fern hält; wieviel dagegen er gewinne, wenn er dem Verstand und Herzen, nicht bloß dem Auge dichtet; dieß hat Klopstock, ohne Ossian zu kennen, nicht minder erwiesen.

„Wie? sagt man, ein fleckenloser Held die Seele der Epopee? Eine reine, häusliche Liebe, sammt dem ganzen Ahnenruhm und Thatenstolz der Nation, die Seele des Dichters? Keine Phantome, weder als Feinde noch als Hülfsmaschinen? und dennoch allesbelebt, alles voll geistigen Lebens?" Wem dieß ein Widerspruch scheint, lese Ossian, sehe wie er gleich seinem Vater Fingal, sich nur durch Großmuth rächt und noch rächen werde: denn ungerächt liegt

allerdings noch Fingals Geschlecht, und Fingals Rache, auch in seinen Tönen, ist keine andre, als Wohlthat. Das Licht alter wird ein Gesang neuer Zeiten werden, der Schwanengesang Ossians, die Stimme eines neubelebten Phöbus.

Insonderheit wird und muß das weibliche Herz der Harfe Ossians immer geneigt bleiben, da es aus ihr, im Glanz des Mondes und der abendlich-untergehenden Sonne die kühnsten und sanftesten beider Geschlechter aufsteigen sieht, die ihm selbst aus Herz und Seele zu entspringen scheinen.

Uebrigens mögen Iren und Schotten mit einander kämpfen, wer von ihnen beiden die besten und die eigenthümlichsten Gesänge der galischen Sprache hervorbringe. Gewiß ist's zwar, daß dieser große Völkerstamm sich nicht von Nord nach Süden hinab, sondern von Gallien nordwärts hinauf verbreitet habe, mithin die Gallier des festen Landes, die Galen der Insel Foin (Irland) ältere Einrichtungen gehabt haben können und müssen, als die Galen der Hebriden und schottischen Gebirge. Eben so gewiß ist's aber, daß sich alle Völker in dergleichen weiten Verbreitung stark, oft feindlich und wesentlich geschie-

den, und daß meiſtens die, die das hohe Ufer, oder Gebirge und dürftige Gegenden beſaßen, ſich vor denen hervorthaten, die in flachen, mildern oder überhaupt den früheren Sitzen blieben. Hier beſtanden die alten Einrichtungen und Sitten, als Feſſeln; hier beſaß man, dort wollte man erwerben. So hat hohes und niederes Land oder Ufer Normänner, Dänen, Schweden, Ober- und Niederſachſen, Nord- und Süddeutſchland von einander geſchieden; Inſeln, Meerbuſen u. ſ. w. ſcheiden noch mehr und bringen neue Beſtrebſamkeiten, einen friſcheren Charakter unter die Völker. Irland mag alſo Hirtengedichte oder Druidengeſänge ſeiner Art gehabt haben, Fingals und Oſſians Lieder werden wahrſcheinlich ihren Gegenden und Helden, ihren Thälern und Höhen, Strömen und Buchten mit örtlichem Ruhm bleiben.

Der letzte Ton, in dem Alles gleichſam erſtirbt, drückt auf ihre Urkundlichkeit das Siegel. Die Irland in Schlachten nie hatte bezwingen können, unterwirft es durch Mönche; Fingals Geſchlecht geht unter und verhallt in Oſſians letztem Seufzer. Die Geſchichte zeigt, wie leichter Erin zum Chriſtenthum zu bringen war, als dieß zerſtreute Heldengeſchlecht,

und wie thätig ſich jenes erwies zum Fortbau des Culdäismus. Alles der Natur der Sache und Gegenden gemäß. Je näher den Urſitzen der Druidenreligion, deſto gewohnter iſt man an ſtrenge Gebräuche; geſchah der Wechſel einmal, iſt der Culdäer ſo eifrig, wie einſt der Druide; dagegen in der Entfernung unter kleinen Stämmen und Familien, wie Fingal war, das Härteſte im Druiden-Cultus verſchwinden oder unmerklich werden konnte, gewiß aber nicht mitgeſungen werden durfte. Auch dieſe Analogie iſt bei andern weit umherverbreiteten Religionen merklich. Im Schooß der freien Natur ſpricht das menſchliche Herz zwangloſer und lauter, als am Druiden-Altare.

Beilage.

Volksſagen über Oſſian

von einem gelehrten Hochländer.

Die Sagen eines Volkes, bei dem noch nicht Wiſſenſchaften blühen, werden als ein Gemiſch von Leichtgläubigkeit, Betrug und Thorheit betrachtet; —

es ist der Ton unserer Zeit, ihnen keinen Glauben beizumessen. — Niemand, der die Wahrheit aufrichtig liebt, wird historische Schlüsse auf sie allein bauen; indeß in Verbindung mit übereinstimmenden Umständen, geben sie jenen mehr Festigkeit. — Ein dunkler Schleier deckt die hochländischen Volkssagen, und ist denen, die in jenem Lande nicht geboren sind, nicht lange sich darin aufgehalten haben, undurchdringlich. — Hieraus entstanden jene sonderbaren abgeschmackten Begriffe von diesem Lande, die Reisende, die weder Sprache noch Sitten des Volkes kannten, verbreiteten. — Ihnen mußten die dichterischen Volkssagen der alten Hochländer unverständlich, oft widersinnig scheinen, indeß sie dem, der im Lande erzogen ist, leichter zu entschleiern sind. —

Die Geschichte des Hochlands stützt sich allein auf die Sagen und Gesänge der Thaten und Schlachten dieses Volks.

Da Ossian an einigen Stellen seiner Gedichte „den König der großen Welt," so auch „das Gold der Fremden" und „die Männer des Caracalla" erwähnt haben soll, so haben Einige, und besonders der scharfsinnige Dr. Smith in Campbeltown,

das Leben Oſſians in das dritte Jahrhundert geſetzt, in die Zeit als Caracalla eine römiſche Armee in den weſtlichen Theil Schottlands ſandte. — Doch in allen den Geſängen, die ich im Hochlande gehört, habe ich nie etwas gefunden, was Bezug auf die Römer haben könnte. Fingals Feinde ſind darinnen bloß die Dänen, Irländer und Oſt-Pikten oder Unter-Schotten. — Beſtimmt will ich indeſſen hierüber nicht entſcheiden; — nur ſo viel iſt gewiß, daß die allgemeine Volksſage Oſſian einige Jahrhunderte ſpäter leben läßt. — Sie erzählt nämlich: Oſſian war ein alter Mann, als die Culdäer anfingen, die päpſtlichen Lehren fortzupflanzen. Wie nun das Chriſtenthum ſich mehr ausbreitete, wurden alle, die noch an der alten Religion hingen, mit katholiſchem Eifer verfolgt, und die Druiden in ihren Tempeln, indem man dieſe anzündete, getödtet. — Einige Geſänge, die in dieſer Zeit von den Druiden gemacht ſeyn ſollen, führt John Mawdram in ſeinem vortrefflichen Gedichte über die Auswanderung nach Amerika 1769, an. — Daß die Tempel der Druiden wirklich durch Feuer zerſtört wurden, ſieht man an den noch häufig im Hochlande, beſonders im Unterlande

gefundenen runden Plätzen, breiten Steinen und Ueberbleibſeln verbrannter Eichen. Faſt bei jedem Dorfe findet man ſolche Ruinen, auch manchmal in unbewohnten Gegenden, bei einem See oder Fluß. — Die Druiden wurden in der galiſchen Sprache: weiſe Männer genannt. —

Die alten Hochländer glaubten, wie es noch viele ihrer Gedichte ausweiſen, an ein höchſtes Weſen, welches ſie ſelbſtſtändig Weſen nannten. Ihre Meinungen über ein zukünftiges Leben ſcheinen uns, da wir ſolche bloß aus Gedichten kennen, die einen andern Zweck, als ihr Glaubensbekenntniß zu beſingen hatten, verworren. — Die Wolke war der Wohnſitz des Patriotismus und der Liebe; — ein freundliches Herz die Belohnung im künftigen Leben. — Die Stimme des Ruhms, das iſt der Geſang der zurückgebliebenen Freunde, dem Verſtorbenen zu Ehren, den ſie hochſchätzten, — führte ſie bei ihren Vorfahren ein. Mit einem Seufzer und einer Thräne wurden ſie zugleich unter freundlichem Lächeln von ihnen empfangen. — Die Geſtalt dieſer war klar und durchſichtig, wie die kräuſelnde Wolke, die der Weſt zertheilt, — ſchwach ihre Hände, ihre Stimme tief,

doch ſanft wie des liſpelnden Rohres auf Rego. — Sie ſchwebten über ganz Caledonien, und als Segen erfreuten ſie ſich eines endloſen Raums. Dieſen ſchätzten ſie über alles, ſo wie eng und eingeſchloſſen ihnen ein Bild des Schreckens und des Abſcheu's war. — Daher nannten ſie das Grab, das enge Haus, und ein niedriges Gemüth den Athem einer engen Seele. — Sie wurden nicht alt, aber immer weiſer, denn ſie unterhielten ſich mit den guten Menſchen andrer Zeiten. Hingegen wurden die Seelen der böſen Menſchen wirbelnd in einen dicken Nebel getrieben, der immer über einem ſtinkenden Moraſt ſchwebt. Nie kommen ſie aus dieſem Nebel, erblicken die Sonne nie. — Keiner weiß den Namen des Andern. — Ihre Blicke ſind auf einander geheftet, wie die des rothäugigen Dänen unter dem herabhängenden Augbraun auf das Schwert Fingals. — Das ſchwarze Waſſer ihres moraſtigen See's iſt ihr einziges Geſpräch, — Reihergekreiſch und Entengeſchnatter ihre Muſik; — ſich die Ohren haltend entſinken ihnen matt die Hände. —

Jeden plötzlichen Tod ſchrieben ſie einer unſicht-

baren Hand zu; die einen Stein aus den Wolken wirft, und den sie Pfeil der verheerenden Frau nannten. —

Dieß ist ein leichter Umriß des Glaubens der alten Caledonier, so wie ich ihn in den alten Gesängen, Sagen, und zum Theil noch existirenden Aberglauben der Hochländer und Inselbewohner fand. — Obgleich diese Strafen und Belohnungen einem erleuchteten Christen lächerlich vorkommen, so zeugen sie doch von einem moralischen Gefühl. — Ihr Hauptbegriff des höchsten Wesens war: daß es die Wolken und himmlischen Körper regiere, und Freude an der Tapferkeit und dem Glücke der Menschen habe; — daß es aber immer unsichtbar blieb, aus Furcht, der ganze Erdboden möchte es fangen und einkerkern.

Die Römisch-Katholischen, worunter ich die Culdäer verstehe, verbunden mit den Unter-Schotten und den andern Feinden der armen Caledonier, entschlossen sich, diese mit Gewalt zum neuen Glauben zu bekehren, da sie es durch Ueberzeugung nicht vermochten. Die Sage erzählt: von diesen frommen

Männern ſey ein öffentliches Feſt, zu Ehren des unter ihnen und den Caledoniern errichteten Friedens, veranſtaltet worden. Bei dieſem hätten ſie den Saft einer giftigen Pflanze in den Trank der Caledonier gegoſſen, wodurch dieſe fünf und zwanzig ihrer beſten Krieger verloren hätten. — Den übrigen Caledoniern erzählten ſie, daß dieſe Geſtorbenen durch ein Wunder ihres Gottes umgekommen wären. Dieß mußte den Caledoniern um ſo wahrſcheinlicher ſeyn, da ſie Gift und ſeine Wirkung nicht kannten. Viele von ihnen nahmen hierauf die chriſtliche Religion an. — Dieſelbe Sage fährt fort, daß Oſſian ebenfalls in ſeinem 120ſten Jahre vergiftet worden, nachdem er zuvor folgendes Geſpräch mit einem Katholiſchen, Namens Padruig, gehabt.

Padruig. Oſſian, dein Vater iſt —

Oſſian. O! wo, ſag' Du weiſer Padruig! wo iſt er? —

Padruig. Dein Fingal, dein Vater iſt in der kalten Hölle, mit all deinen Freunden in einen engen Raum eingeſchloſſen.

Oſſian. Sprich, Du Unheil lächelnder Padruig, wo iſt dieſe kalte Hölle? — Und iſt ſie nicht

eben ſo viel werth, als der Aufenthalt der Seligen deines Gottes, wenn Wild und ſchnellläufige Hunde ſie bewohnen?

Padruig. Dein Gott iſt ſchwarz, der meinige iſt allmächtig. —

Oſſian. Wären Carril und Haull, der braunhaarige Diarmid und mein Oſcar, mein Sohn, noch unter den Lebenden, der Gott der Männer, wie Du, hätte uns Wände gebaut, eure Anführer einzuſchließen.

Lange Zeit, ehe dieſe Unterredung Statt gehabt, erzählt die Sage weiter, hätte man mehrmals verſucht, Oſſian zu bekehren. Seine unveränderte Antwort aber war dieſe: Ich bin alt, und wünſche mit Fingal in ſeiner Wolke zu leben; — ich mag nicht in den Himmel der Schwachen. — Da er ſich in ſeinem blinden Alter ohne Schutz, ohne Hülfe ſah, folgte er Malvina's Rath: „Laß unbetreten Lona, wenn roth iſt ſein Strom.“ — Er ſprach nicht mehr über Religion. — Die meiſten Gedichte, die wir von Oſſian beſitzen, ſind aus dieſer unglücklichen Periode ſeines Lebens; — alle ſeine Freunde waren todt; — daher dieſe tiefe Melancholie, die ſeine Gedichte athmen. —

Dieſe Sage über Oſſian, die ich von meiner Kindheit an gehört, hat immer tief meine Seele bewegt. — Ich gebe ihr allen Glauben, verlange aber deswegen nicht, daß Andere mir hierin folgen ſollen; eben ſo wenig vermag ich zu entſcheiden, ob die Einführung des Chriſtenthums, oder vielmehr die Art wie ſolches geſchah, jene glänzende Epoche der Caledonier ſtürzte.

Jede Uebertreibung, auch der beſten Sache, bringt ſchädliche Folgen. — Die Geſchichte zeigt uns hell genug, wie oft die wohlthätigſten Lehren durch Haß und Rache ihre Geſtalt verloren. —

Die mahomedaniſche Religion wurde durch Feuer und Schwert gepredigt; — doch in jenen Gegenden bei der verpeſteten Luft, dem Geziſche der Schlangen, dem Geheul der Hyänen und der Blutgier der Löwen und Tiger, konnte Menſchlichkeit ſich nicht anſiedeln. — Aber in Europa — in England — wie konnten da Chriſten ſo handeln, — den friedlichen Oſſian in ſeinem hülfloſen Alter vergiften?

Dieſer edle Greis, als er die Wirkungen des Giftes ſpürte, ging in den einſamen Hain, wo er gewöhnlich ſeine Harfe und das Schild ſeines Vaters

ertönen ließ, legte ſich mit dem Geſicht auf die Erde, — und ward ſchlafend gefunden.

N. S. In keinem von Oſſians Gedichten finden ſich Spuren vom zweiten Geſicht (second sight). Dieſe Wundermacht iſt von den Miſſionärs der römiſchen Kirche eingeführt worden. — (Adraſtea, B. V. S. 340 ff.)

* * *

— — Irland wollte ſich Fingal und Oſſian landsmänniſch zueignen; es reclamirte den Sänger, wie den Helden. Fingal ſollte Fion oder Fin, König von Leinſter, Oſſian ſoll Oiſen, der Sohn Fions geweſen ſeyn u. ſ. w. Auf alles dieß, dünkt mich, kann man kurz antworten: „Beweißt, daß er es geweſen. Bringt irländiſche Geſänge, ſchönere Geſänge hervor, als die Schotten hervorbrachten; und wir wollen Euch glauben.“ Sey Fingal in der Geſchichte, wer er wolle; in Oſſians Gedichten iſt er nicht Fion oder Fin in Leinſter mehr, ſondern Fingal, der König der Menſchen, Anführer der Helden. Der Geſang hat ihn auf ſeine Fittige genommen und über die Sterblichen erhöhet. Würden Achill und Ajax, Ulyſſes, Penelope,

Agamemnon ſich in Homers Bildern erkennen? Ich glaube ſchwerlich; ſo wenig ſich König Artus, Karl der Große, Gottfried von Jeruſalem, oder die Helden Arioſts in den Geſängen ihrer Dichter erkennen würden. Eben nur durch eine Verwandlung wurden ſie epiſche Helden. Die Sage hatte ſie von Munde zu Munde fortgetragen; da war ihre Geſtalt zwiſchen Himmel und Erde gewachſen. Der Sänger nahm ſie auf und verewigte ſie; in ihrer alltäglichen, gemeinen Geſtalt wären ſie keine Geſchöpfe für ihn geweſen. Fingal, Oſſian, Oſkar ſind Kinder der Sage, Gebilde der erhöhenden, fortſingenden Zeit.

Was ſollen überhaupt in dieſer Sache geographiſch-hiſtoriſch-chronologiſche Rivalitäten? Oſſians Gedichte gehören dem ganzen Galiſchen Völkerſtamm, ja jedem zu, der ſeine Urſprache verſtehet, oder Oſſian zu ſchätzen weiß; er lebe dieß- oder jenſeits des Meeres. Zwar auch die Griechen ſtritten unter einander, wem Homer zugehöre? und es wetteiferten hiebei mehr als ſieben Städte und Länder. Nicht aber thaten ſie es in der Abſicht, daß ſie dadurch Homers Geſänge, wie man ſie hatte, verun-

glimpfen wollten; vielleicht mit manchen Abwechſelungen ſangen Alle einen Homer. Und ſo mögen denn auch Schotten und Irländer einen Oſſian ſo lange leſen und an einen Fingal ſo lange glauben, bis Irland aus ſeinen Mitteln einen zarteren Oſſian, einen edleren Fingal hervorruft, als ihn Mac-Pherſon darſtellte.

* * *

Ein ungleich wichtigerer Zweifel war der, den man gegen die Aechtheit des Mac-Phersonſchen Oſſians macht; und es iſt zu verwundern, daß man ihn, der kecken Manier ungeachtet, mit der ihn die Engländer vorbrachten, bisher noch ſo unbefriedigend aufgelöſt hat? Mac-Pherſon konnte dieß am leichteſten thun, ja den Zweifel auf einmal zu Boden ſchlagen, wenn er einzeln und treu anzeigte: woher er jedes Stück habe? in welcher Geſtalt er es empfangen? und was daran ſein ſey? Der Urtext dieſer Geſänge in ihrer brüchigen Form, mit den Sylbenmaßen und Geſangweiſen begleitet, deren entzückende Einfalt und Abwechſelung mehrere Verehrer Oſſians rühmen, wäre, ohne alle kritiſche Noten, ein

Er-

Erweis der Wahrheit für Welt und Nachwelt gewesen, gegen welche kein Britte, kein Johnson einen Laut hätte thun mögen. Meines Wissens ist dieß nicht geschehen, und daß es nicht geschehen ist, daß es von Mac-Pherson nicht selbst geschah; freilich dieß vermehrte den Zweifel. — — Proben, Proben allein geben Sicherheit und Belehrung.

— — Entspringe daraus ein Resultat, wie es wolle; Mac-Phersons Ruhme kann es nicht schaden. Sey alles der Tradition entnommen, wie er es gab; Er hat's gesammelt, Er hat's gegeben. Er war der Solon und Hipparch, der die Gesänge dieses Homer der Vergessenheit entzog, sie der ganzen gebildeten Welt annehmlich machte, sie in der Verständigen Ohr, in der Empfindenden Herz hinübertönte. Sein Name bleibt unvergeßlich.

Oder empfing er nur rohen Stoff und setzte mit Schöpferhand zusammen, was er dargestellt hat; um so rühmlicher für ihn, um so belehrender für uns. Hier ließ er sodann niedrige Züge aus; dort setzte er aus Hebräern, Griechen oder Neueren ähnliche, feinere Züge hinzu, und gab dem Ganzen, seinem Fingal, seinem Ossian, seiner Bragela die

edelſte und zarteſte Bildung; um ſo beſſer. — — Zu eignen Geſängen ſolcher Art fühlte er ſich ſchwerlich ſtark genug; aber der Geiſt ſeines Vaterlandes, ſeiner Vorfahren, der Geiſt ſeiner Sprache und der in ihr geſungenen Lieder ergriff ihn. In ſie legte er alſo den Schatz vieler ſowohl aus anderen Zeitaltern geſammelten Schönheiten, als der Empfindungen ſeines Herzens. — — —

* * *

Was ſoll die Parallele zwiſchen Homer und Oſſian ſagen? Daß Homer kein Oſſian und Oſſian kein Homer ſey? wer hätte daran gezweifelt.

Unſere Erde hat mancherlei Klima; unſer Menſchenſtamm hat mancherlei Geſchlechter. Jonien iſt nicht Schottland, die Galen ſind keine Griechen. Gegend, Welt, Sprache, die ganze Seh- und Denkart beider Nationen iſt anders; das verſchiedene Zeitalter, in welchem Homer und Oſſian lebten, noch ganz ungerechnet.

Schon das unterſcheidet Homer von Oſſian ganz und gar, daß jener, wenn ich ſo ſagen darf,

rein-objektiv, dieſer rein-ſubjektiv dichtet. Jener iſt bloß ein Erzähler; ſein Hexameter ſchreitet ein- und vielförmig dahin, ohne alle Theilnehmung, als die ihm der Inhalt auflegt. An dieſem gleichgehaltenen Hexameter Homers und aus der ruhigen Weisheit, die ihn belebet, entſprang daher jener Styl Griechenlands, der von der heitern Denkart dieſes Volkes zeuget. — —

Bei Oſſian geht alles von der Harfe der Empfindung, aus dem Gemüth des Sängers aus; um ihn ſind ſeine Hörer verſammelt, und er theilt ihnen ſein Inneres mit. In dieſe Welt ziehet er ſie hinein; dieſe Zauberwelt verbreitet er rings um ſich. Daher die Einleitungen in ſeine Geſänge, durch welche er die Seelen der Zuhörer in ſeinen Ton gleichſam ſtimmt und fügt. Er malet die Gegenſtände umher, den Ort, die Tages- und Jahreszeit. Meiſtens ſind's Töne des Ohrs, wodurch er ſie malet: denn dieſe ſtimmen das Gemüth mehr, als Anſichten des Auges. Nun hebt er an: jede Sage iſt mit ſeiner individuellen Empfindung, wie mit dem Finger der Liebe bezeichnet, und ſobald er kann, wird die Begebenheit ſelbſt Stimme, Klage der Weh-

muth, Harfengesang. Auch in den großen Gedichten, Fingal und Temora, geht alles von Tönen der einsamen Harfe aus, und kommt auf diese zurück; an ihren Saiten hangen alle Gefühle des Herzens, so wie die verlebten Schicksale der Väter. Und der Gesang ändert sich nach jeder Empfindung; die Schotten können das Rührende jeder unerwarteten Abwechselung des sanften, traurigen, oder wilden und kühnen Sylbenmaßes nicht genug preisen: von welchem allem Homer nichts weiß. Unermüdet irret dieser umher auf derselben lieblichen Saite, und ward auf ihr ein Muster des Wohlklangs für alle Gegenstände und Situationen. Er ist ein rein epischer; Ossian ist, wenn man so will, ein lyrisch-epischer Dichter.

Mit dieser verschiedenen Art des Gesanges unterscheidet sich auch der ganze Genius beider Dichter. Bei Homer treten alle Gestalten, wie unter freiem und heiteren Himmel in hellem Lichte hervor; als Statuen stehen sie da, oder vielmehr sie schreiten handelnd fort, leibhaft in völliger Wahrheit. Auch alle seine Gleichnisse und Naturbilder nehmen an dieser völligen Sichtbarkeit Theil; langsam

wälzen ſie ſich umher, um gleichſam von allen Seiten ihre Naturbeſtandheit in ewigfeſten Zügen darzuſtellen und zu gewähren. Kein hellerer Platz iſt, als das Feld vor Troja; unter dem immer heitern aſiatiſchen Himmel geht eine Heldengeſtalt nach der andern hervor, und läßt keinen Zug ihrer Handlung, ich möchte ſagen, kein Glied, mit welchem ſie wirket, in ungewiſſer Deutung. Auch für die Sonderung der Gruppen hat Homer dergeſtalt geſorgt, daß ſelbſt im wilden Schlachtgetümmel das Auge des Zuſchauers ohne Nebel und Verwirrung bleibet. Und was den Faden des Gedichts betrifft, ſo entwickelt ſich ſolcher aus dem Knäuel der Geſchichte ſo ununterbrochen und ruhig, als ob die Hand der Parze ihn führte.

Bei Oſſian iſt alles anders. Seine Geſtalten ſind Nebelgeſtalten, und ſollten es ſeyn; aus dem leiſen Hauch der Empfindung ſind ſie geſchaffen, und ſchlüpfen wie Lüfte vorüber. So erſcheinen nicht nur jene in Wolken wohnende Geiſter, durch welche die Sterne durchſchimmern; auch die Geſtalten ſeiner Geliebten deutet Oſſian mehr an, als daß er ſie darſtellte und malte. Man höret ihren Tritt, oder ihre

Stimme; man ſiehet den Schimmer ihrer Arme, ihres Antlitzes wie einen vorübergleitenden Strahl. Ihr Haar fliegt ſanft im Winde; ſo ſchlüpfen ſie her, ſo vorüber. Gleichergeſtalt malt er ſeine Helden nicht wie ſie ſind, ſondern wie ſie ſich nahen, wie ſie erſcheinen und verſchwinden. Es iſt eine Geiſterwelt in Oſſian, ſtatt daß im Homer eine leibhafte Körperwelt ſich beweget. In ihm ſiehet man die Handlung, die man im Oſſian an Tritten, Zeichen und Wirkungen gleichſam nur ahnet.

Was endlich die Expoſition der Gedichte betrifft; ſo hätten Mac-Pherſon und Blair ſich hüten ſollen, hierin beide Dichter auch nur zu vergleichen. Bei Homer erzählet ſich alles ſelbſt; eins folgt aus dem andern unaufhaltbar. Dagegen ſind Fingal und Temora dunkel zuſammengereihete Gedichte, voll Epiſoden, denen ſinnlich zu folgen hie und da ſchwer wird. Die lieblichſte Geſtalt macht Oſſian in kleinen einzelnen Erzählungen, die man bald als heroiſche Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als reine lyriſche Stücke betrachten kann, deren einige, z. B. Comala, ſich dem Drama nähern. In ſolchen zeigt ſich ſeine geiſtige Schilderei, ſein Herz voll

Wehmuth, Liebe und Unschuld. Eine epische Fortleitung, die vielleicht bloß Mac-Pherson in die größeren Stücke gebracht hat, scheinet ihr ganz fremd.

* * *

In jedem Lande bildet sich der Volksgesang nach inneren und äußeren Veranlassungen der Nation; auf einem Punkte derselben steht er sodann stille und gewinnt Charakter. Bei den Griechen giebt diesen Charakter-Punkt der trojanische Krieg, und Homer war der Sänger, der ihn feststellte; unter den Galen war es der Ausgang des Heldenstammes; und Ossian dessen trauriger Verkünder. Woher kam den Galen dieser jammernde Abschnitt der Zeiten? und mit ihm für alle Nachzeit zwar ein schmelzender aber zugleich ein niederschlagender Ton der alten Sage? Veranlaßte ihn eine fremde Unterjochung? oder die eindringende Religion der Culdäer, der christlichen Mönche? — — Wie es sey, so sollte darüber Auskunft gegeben werden, denn es scheint unmöglich, daß ein Volk nur klage ohne sich zu beklagen, ohne die Ursache seines Verfalls anzuzeigen, und den Geist der Väter, wenn

auch mit leeren Verſuchen, zurückzurufen und anzufeuern. — Hievon nun zeigt ſich in den Oſſianiſchen Geſängen faſt keine Spur. Die Wolkengegend, der luſtige Aufenthalt der Väter iſt ihr einziger Troſt; auf der Erde ſehen ſie traurige Wüſten, erloſchne Tritte; ſie hören verklingende Töne. Man ſiehet, daß die Geſänge in einem duldenden, unterjochten Volk fortgeſungen worden ſind, das ſich am Ruhm und an der Glückſeligkeit ſeiner Vorfahren unmächtig labte.

Wie es mancherlei Jahreszeiten in der Natur giebt: ſo giebt es deren auch in der menſchlichen Geſchichte. Auch Völker haben ihren Frühling, Sommer, Herbſt und Winter. Oſſians Gedichte bezeichnen den Herbſt ſeines Volks. Die Blätter färben und krümmen ſich; ſie fallen und fallen. Der Lufthauch, der ſie ablöſet, hat keine Erquickung des Frühlings in ſich, ſein Spiel indeſſen iſt traurig angenehm mit den ſinkenden Blättern. (Horen, B. IV. S. 86 ff.)

Milton.

Mit Milton fängt ſich die neuere engliſche Dichtkunſt an; mich dünkt, er zeige die Summe deſſen, was Reflexion in der Dichtkunſt zu leiſten vermöge. Der unglückliche, blinde Mann war in Zeiten gefallen, in üble Zeiten.

Fall'n on evil days,
On evil days though fall'n on evil tongues
In darkneſs and with dangers compass'd round
And solitude; yet not alone —

Er rief ſeine Urania vom Himmel, die ihn im nächtlichen Schlummer oder am frühen Morgen beſuchte und ſeinen Geſang beherrſchte. Dem gelehrten, ſtarkmüthigen Mann ſtand bei einer großen Kenntniß der alten und italieniſchen Dichter auch eine Welt voll Sachen, inſonderheit aber ſeine Sprache, dergeſtalt zu Gebote, daß er bei ſeinem erwählten Thema, an welchem er ſich etwas ſehr Großes dachte, in jedem Wort und Laut, in jeder Zuſammenſtellung und Verknüpfung der Worte ſich eine eigene alt-neue claſſiſche Sprache nach Muſtern der

Alten als Philoſoph und Meiſter ausſchuf. Sein großes Gedicht ſollte kein Mährchen der alten Zeit, ſondern in Form der Erzählung ein heiliges Gedicht über Himmel und Hölle, über Paradies, Unſchuld und Sünde, mithin eine Ausſicht über unſer ganzes Geſchlecht werden. Nicht wollte er bloß etwa zeitkürzend vergnügen, ſondern belehrend erbauen, und ſeine Encyklopädie von Wahrheiten in einer heiligen Sprache feſtſtellend verewigen. Daher wählte er weder der Chaucers Reime, noch Spencers Stanzen; den prächtigen Jambus wählte er, der in manchem engliſchen Pſalm und alten Volksgeſange wie zur Trompete ertönt, auch in Shakeſpeare's tragiſchen Stücken auf der Bühne viel Wirkung gethan hatte. Er brauchte ihn aber nicht wie Shakeſpeare, leicht und fließend; ſondern dem Inhalt ſeines Gedichts und ſeinem Geiſt angemeſſen, wie im heroiſchen Schritt, obwohl abwechſelnd und mannigfaltig, dennoch eintönig, prächtig und edel.

Weder Young, noch Thomſon, weder Glover noch Akenſide haben ihn hierin erreicht. Jede Cadenz, jedes Bild und Gleichniß, jede ungewohnte Redart iſt von dem blinden Mann ſorgfältig ausge-

dacht und an ihre Stelle geordnet. Vielleicht giebt's keinen engliſchen Dichter, der die viel- und einſylbigen Wörter dieſer faſt einſylbigen Sprache angenehmer zu wechſeln und die barbariſche Diſſonanz ſeiner Zeiten

— the barbarous dissonance
of Bacchus and his revelers

kunſtvoller von ſich zu treiben gewußt hätte, als Milton. Und wie in ſeinen beiden Paradieſen ward er in ſeinem Lycidas und Comus, in ſeinem Allegro und Penſoroſo, ſelbſt im Samſon und anderen Gedichtarten in Anſehung der Sprache und Anordnung der Gedanken, inſonderheit in ſeinem muſikaliſchen Versbau, ein von ſeiner Nation noch unerreichtes Muſter. So lange die engliſche Sprache lebt, wird Milton der Anführer ihres Chorgeſanges in Jamben, der erzählenden Naturbeſchreibung in eben dieſem Sylbenmaße, und im Ausdruck des Affekts jener monodiſchen Klage bleiben, die ſeine Nation nach ihm ſo vielfach gebraucht hat. In jeder Zeile des Geſanges iſt er der Vater eines poetiſchen Numerus und Rhythmus, den

der blinde Barde mit Ueberlegung erfand und seiner unharmonischen Sprache mit sehr harmonischem Ohr gleichsam aufzwang. (Briefe zur Beförderung der Humanität Samml. VIII. S. 128 ff.)

Klopstock.

Man ist gewohnt, Klopstock den deutschen Milton zu nennen; ich wollte, daß Beide nie zusammen genannt würden, und wohl gar, daß Klopstock den Milton nie gekannt haben möchte. Beide Dichter haben heilige Gedichte geschrieben; ihre Muse ist aber nicht dieselbe. Wie Moses und Christus, wie das alte und neue Testament stehen sie einander gegenüber. Miltons Gedicht ein auf alten Säulen ruhendes durchdachtes Gebäude; Klopstocks Gedicht ein Zaubergemälde, das in den zartesten Menschenempfindungen und Menschenscenen von Gethsemane aus über Erd' und Himmel schwebet. Die Muse Miltons ist eine männliche Muse, wie sein Jambus; die Muse Klopstocks eine zärtere Muse, die in Erzählungen, Elegieen und Hymnen unsere ganze Seele, den Mittelpunkt ihrer Welt durchströ-

met. In Ansehung der Sprache hat Klopstock auf seine Nation mehr gewirkt, als Milton vielleicht auf die seinige wirken konnte; wie er denn auch ungleich vielseitiger, als der Britte über dieselbe gedacht hat. Eine seiner Oden im Geschmack des Horaz ist nach dem Richtmaß der Alten mehr werth, als sämmtliche hochaufgethürmte brittische Odengebäude. — Daß Klopstock zu seinem Hermann einen Gluck fand, daß er durch seine Gesänge ihn und Andere seines Geistes zu dieser Gattung einfacher Musik weckte, gehört mit zu den glücklichsten Begegnissen seines Lebens; dem blinden Barden in Britannien ward mit seinem Lycidas und Samson dieß Glück nicht. Wenn überhaupt die Muse der Tonkunst in der Einfalt und Würde, die ihr gebühret, zu uns zurückzukehren würdigte; wessen Worte würden sie freundlicher hernieder zaubern, als Klopstocks? —

* * *

Sind alle Gedichte, die bei den Ebräern Stücke der Religion waren, es auch für uns? Ich glaube nicht! und wenn man sie also nachahmen wollte, so müßte es seyn, „als wenn David z. B. christliche

Psalmen schreiben würde" Freilich ist dieß der Zweck, der bei Klopstocks Liedern in der Vorrede steht, den aber im Ganzen seine Lieder nicht erreichen möchten. — Wirklich etwas zuviel orientalischer Schaum und christliche Gegenstände orientalisch behandelt. — Und worin denn? Ich schätze diese Lieder sehr, denn sie wirken mehr auf das Herz, als einige andere. Und darnach beurtheile ich den Werth eines Liedes. Aber zu viel morgenländische, biblische Sprache, als daß sie immer nach unseren Ideen bestimmt genug seyn sollte: gewisse morgenländische Wiederholungen, die, statt zu seufzen, gähnen machen: und dann nicht die gehörigen Beweggründe und Reizungen zu den Empfindungen, die sie erwecken sollen. Klopstock, der selbst eine empfindungsvolle Seele zeigt, hat sich gewisse Gegenstände der Religion, insonderheit bei den Martern des Erlösers einige Nüancen so eingedrückt, daß, wenn er auf sie geräth, er sich verweilt, und in Empfindungen ausbricht, die er bei dem Leser nicht genug vorbereitet hat: und bei denen also Mancher nichts empfindet. Wenn unsere ganze Einbildungskraft in Arbeit ist: so kann sich aus dem ganzen rührenden Gemälde ein Zug (nicht immer

der bedeutendſte) am tiefſten eindrücken, der nachher jedesmal das ganze Gemälde zurückbringt, und alſo auch durch die Einbildungskraft die ganze Empfindung wieder aufregt — aber dieß letztre geſchieht bei einem fremden Leſer nicht durch den einzelnen Zug, ſondern durch das treue Ganze, das man ihm alſo vormalen muß.

— — Uebrigens weiß Klopſtock die menſchliche Seele genau zu treffen; manche Geſänge ſind Muſter einer ſtillen andächtigen Empfindung, inſonderheit, wenn ſie zu den ſanften gehört, und nichts glückt ihm mehr, als ſeine Todesbetrachtungen.

* * *

— — Aber Homer und Klopſtock! Wo hat Klopſtock ein Homer ſeyn wollen? Nach ſeiner Abhandlung von der heiligen Poeſie, ſcheint er mehr vom Virgil zu machen, und iſt auch eher Virgilianiſch als Homeriſch. Vielleicht beſingt er, als ein heiliger Virgil, die Gegenſtände des Orients; und vielleicht reizt eben dieſes Virgilianiſche mehr, als das Seltene in ſeinem Gedichte. Aber Homer? Ja! wenn ich Klopſtocks Inhalt der Geſänge

läſe; ſo denke ich (wer wird dieß nicht für wunderlich halten?) bei den Summarien denke ich noch an den Rhapſodiſten; aber bei dem Gedichte ſelbſt nicht mehr. Der große Reichthum von Worten, von ſchönem Ausdruck, von Malereien auf der Oberfläche, von ausgeführten Gleichniſſen, reißt mich fort, daß ich nicht Aufforderung genug habe, jenen griechiſchen Sänger in ihm zu ſuchen, der arm an Worten und reich an Handlung war; der jede Schönheit ſeiner Bildung tief eindrückt, und ſeine Ideen nicht malt, ſondern mit lebendigen Körpern umhüllet, die von Morgenröthe ſtrahlen.

Vielleicht iſt es für Klopſtock die größte Ehre, gar kein Homeriſches Bild gebraucht zu haben: vielleicht iſt es unſrer geiſtigern Zeit gemäßer, daß er ſeine Bilder gleichſam unſichtbar in die Seele malet, ſo wie die ſinnlichen Griechen ſich an ihrem ſinnlichen Homer ergötzten. Vielleicht übertrifft das Moraliſche im Klopſtock alles ſchöne Sinnliche im Homer; ja vielleicht iſt ſein großes Talent, die Seele zu ſchildern, mehr werth, als alles im alten Griechen — alles dieſes vielleicht ſey meinethalben

gewiß; eine so nützliche Untersuchung mag eine poetische Bibliothek zur Ehre der Deutschen anstellen. (L. u. K. B. II. S. 68)

Gespräch
zwischen
einem Rabbi und einem Christen
über Klopstocks Messias.

Der Rabbi. Ich habe Ihr Verlangen erfüllt und Klopstock gelesen! Ich habe ihn zwei Mal und mit neuem Vergnügen gelesen. Kaum hätte ich einem nördlichen Deutschen die reiche morgenländische Einbildungskraft zugetrauet, die er bewiesen.

Der Christ. Nun! habe ich also nicht Recht, daß er auf deutscher Erde ein orientalisches Denkmal gebauet hat, das die Ehre unserer Nation wäre, wenn es vollendet würde?

Rabbi. Allerdings: und daß er sich über die Mythologie der Griechen so glücklich zu schwingen gewußt, fordert viel Genie!

Christ. Und daß er überall aus sich selbst die Lücken hat ausfüllen können, um aus einer kurzen

Geſchichte, Gedicht, Epopee, und eine chriſtliche Epopee zu machen — fordert noch mehr!

Rabbi. Nicht ganz aus ſich hat er ſie ausgefüllet: die heilige Geſchichte liefert ja dazu Stoff genug; ich wünſchte alſo, daß er dieſen Stoff mehr gebraucht hätte; — auch einige rabbiniſche Züge hat er glücklich anzuwenden gewußt und —

Chriſt. Nur nicht, daß dieſe Anwendung auf Koſten ſeiner Originalerfindung gehe. Auch aus Milton hat er Züge genommen: wer ſie aber ſo glücklich wie er nimmt und anwendet, hat ſie ſelbſt erfunden.

Rabbi. Wir ſcheinen ungeachtet unſeres verſchiedenen Geſichtspunktes ſo ziemlich ähnlich zu ſehen; einmal haben Sie ſchon mein: ich wünſchte! gehört, das zweite Mal es unterbrochen — wollen wir uns nicht näher unſre Zweifel ſagen?

Chriſt. Eben das habe ich von Ihnen erwartet: bei einem Meſſias muß man ſich nicht bloß vergnügen, ſondern auch unterrichten. Dazu hat der Verfaſſer ſeine Abhandlung von der heiligen Poeſie vorausgeſchickt.

Rabbi. Nicht völlig dazu! wenn wir ſie zum Maßſtab des Meſſias annehmen müßten, ſo hätten

wir die Richtigkeit dieſes Maßſtabes vorher ſelbſt zu prüfen. Klopſtock ſagt ſo hier, als in allen ſeinen proſaiſchen Diſcurſen viel; aber immer bleiben auch Unterſcheidungen, Beſtimmungen, Zuſätze für den Leſer übrig.

Chriſt. Gut! ſo wollen wir die Prüfung frei vornehmen; begegnen wir uns mit dem Verfaſſer manchmal: um ſo viel beſſer! haben wir etwas gegen ihn, den Kritiker: ſo wollen wir's auch nicht verſchweigen.

* * *

Rabbi. Nun dann! Kommt Ihnen in Meſſias wie der ſeinige, wohl als ein recht behandeltes Sujet zur tragiſchen Epopee vor? Mir nicht! Die Wuth ſeiner Feinde wäre ein Unding, wenn er in dem Glanze völlig gewandelt hätte, in dem ihn Klopſtock erblicket. Hätte er ihn nicht in Umſtände ſetzen ſollen, wo man ſein Verhalten gegen die Feinde ſelbſt ſähe? aus dem ſie, ſeiner Unſchuld unbeſchadet, einigen Schein zur Wuth gegen ihn, um das ganze Volk aufzubringen, ziehen könnten. Was Jeſus ihnen Aergerliches gethan hat, wird erzählt, nicht aber

im Anfange des Gedichts handelnd zum Grunde gelegt: so sehen wir Effekt, ohne die Ursache selbst gesehen zu haben: der Epopee entgeht etwas an poetischer Wahrscheinlichkeit.

Christ. Ich gebe Ihnen einigen Beifall, aber aus andern Gründen. Der Messias erscheint nach den Weissagungen des A. und den Erzählungen des N. Testaments viel menschlicher als ihn Klopstock malt. Die Epopee fordert nicht ein Ideal, was übermenschlich wäre, sondern was die höchste Rührung verursacht: nun entgeht aber dem Gedichte des K. viel von diesem Leben, weil wir den Heiland zu wenig menschlich sehen; und es bleibt doch immer wahr: nichts beweg eine menschliche Seele als was selbst in ihr vorgehen kann. Sähen wir öfter unsern Bruder, den größten Menschenfreund; so würde dieß eher das Ziel erreichen, „die ganze Seele zu bewegen und jede Saite der Empfindung zu treffen."

Rabbi. Wie? wenn unser Jesaias den Messias gesungen hätte? — Warum hat K. nicht mehr den erhabenen prophetischen Ton in's Epische umgestimmt? Hat er wohl durchgängig den Geist, der die Haushaltung des ganzen A. Testa-

ments belebte, angewandt, da Jesus doch einem Volke erschien, das ihn unter diesen Bildern erwartete? Gesetzt, sein Messias wäre der Vorausverkündigte; so zeige ihn auch K. in diesem ganzen Lichte.

Christ. Hätte unser Johannes, der ihn bis an seinen Tod begleitete, und sein Plato ward, mit dem feurigen Pinsel der Apokalypse ihn schildern wollen; so hätte er ihm so viel individuelle Bestimmung gegeben, daß Jeder rufen müßte: „das ist er! Johannes hat ihn gesehen!“ Nun hat ihn freilich K. nicht gesehen; aber als Schöpfer hätte er ihm Wesen und Leben geben sollen: „Der Dichter studirt den „Grundriß seiner Geschichte, malt ihn nach den „Hauptzügen aus, die er in ihm gefunden zu haben „glaubt, und muß uns durch seine mächtigen Künste „dahin bringen, daß ich zu der Zeit, da ich ihn lese, „und auch noch länger, vergesse, daß es ein Ge„dicht ist.“

Rabbi. Wenn der Schauplatz und die meisten Auftritte in einem christlichen Gedichte nicht recht jüdisch sind, so wundere ich mich nicht eben; ein Christ, wie die meisten sind, halten unsern Staat, Sitten und Gebräuche für zu niedrig, als sie zu stu-

diren, und ſie müſſen doch ſtudirt werden, weil ſie von dem Geiſt der heutigen Zeit ſich ſo weit entfernen. Aber Klopſtock, der wider das jüdiſche Coſtüme nie offenbar handelt, und der es oft in ſeinen Zügen bemerkt, dieſem wünſchte ich, daß er Nationalgeiſt und jüdiſche Laune durchgängig in ſein Ganzes gebracht hätte. Dazu gehört viel, aber das zeigt von Genie und zaubert uns mitten unter andre Völker.

Chriſt. Mir iſt eure Pünktlichkeit und euer Talmudiſcher Stolz in Ceremonien zu fremde, um darüber urtheilen zu können; aber was ſollte ſein Meſſias eher und würdiger ſeyn, als ein Lied des Urſprungs unſrer Religion. Jeder Chriſt fordert es und kann es fordern, daß ſein Meſſias als ein Geſandter Gottes erſcheine, der ganz und gar mit dem großen Gedanken ſich beſchäftigt, über die Völker zu herrſchen: daß ſein Erlöſer als ein Prophet erſcheine, der der Welt Freiheit, Licht und Seligkeit gebracht hat, der jetzt ſeine angefeindete Lehre mit Märtirerblut beſiegelt, und mit dieſem Blut des neuen Bundes in den Himmel geht, um König über ein neues Reich der Gnade zu ſeyn. Bei ſeinen letz-

ten Augenblicken ſollte es ihm mehr am Herzen lie-
gen: „was ſeine Heerde, ſeine Brüder, ſeine Fami-
lie um ihn und für ihn leiden werden!“ Wenn der
heilige Dichter in ſeiner Art das thut „was ein
Andrer thut, der aus den nicht hiſtoriſchen Wahr-
heiten der Religion, Folgen herleitet; wenn unſere
Lehrbücher aus der Religion ein Gerippe gemacht
haben*): ſo ſollte jener der Offenbarung folgen, um
ſie in einem geſunden männlichen Körper darzuſtellen.
— Alsdann muß Klopſtock im Meſſias die Pflanzung
der Kirche, mit ihren Schickſalen und Wanderungen,
mehr im Auge behalten, als Virgil die Gründung
des römiſchen Volkes und Kaiſerthrones behalten
konnte: dadurch eben bekam es bei einem Römer, bei
einem Auguſt und Oktavian Intereſſe.

Rabbi. Und dann hätte K. ſeine Apoſtel nicht
ſowohl nach ſeinem weichen Herzen, als liebe, gute
Jünglinge malen ſollen, ſondern ihnen mehr mit
großen Fehlern auch das Große göttlicher Pro-
pheten geben müſſen.

Chriſt. Oder ſie wenigſtens als Schwache

*) S. Klopſt. Abhandl. von der heil. Poeſie.

malen ſollen, die einſt zu Säulen der Kirche beſtimmt ſind, und bei denen er wenigſtens die Anlage zu ihrer künftigen Größe im Vorgrund zeichnen ſollte.

Rabbi. Aber überhaupt iſt in ſeiner Epopee zu viel Gerüſt und zu wenig Gebäude; zu viel Rede und zu wenig Handlung. Wie vieles davon kann man wegnehmen, ohne Schaden; ja vielleicht zur Schönheit des Ganzen. Euer Jeſus wird entweder über die Menſchen geſchildert, oder mit dem vollen weichen Herzen, das da ſpricht und duldet, aber zu wenig handelt. Wer ihn nicht zum Voraus aus den Evangeliſten kennt: wird ihn aus dieſem Gedicht nicht in ſeiner ganzen Größe kennen lernen.

Chriſt. Vielleicht haben Sie noch zu viel Geſchmack an dem Parenthyrſus in Bildern, den man Ihrer Nation vorwirft; vielleicht iſt die Hoheit Jeſu mehr eine ſtille Größe! Nur freilich dürfte dieſe ſich mehr im Antlitz, in Mienen und Geſprächen, als in den menſchlichen charakteriſtiſchen Handlungen zeigen, die eben nicht Wunder ſeyn dürfen.

Rabbi. Sind nicht ſeine Engel größtentheils das im Gedicht, was ſie in den Kupfern ſind: weibiſche, zarte, liebe Knaben, die ſchweben und umherflattern, ohne recht in den Kerninhalt des Stückes eingeflochten zu ſeyn: Maſchinen, die ihr poetiſcher Schöpfer nicht zu brauchen weiß. Wenig von dem Hohen, was ein Engel hat, wenn er nach dem A. T. auch nur der Fürſt eines Elements, der Regent eines Landes, und der Statthalter Gottes in einem wichtigen Auftrage iſt.

Chriſt. Freilich macht K. zwar einen Unterſchied, „zwiſchen einem Gedicht, das aus gewiſſen „Geſchichten des erſten Bundes genommen würde, „und einem, ſo das Innere der Religion näher an„geht, und zwar einen Unterſchied in Abſicht auf die „Weltlichkeit, wie er's nennt:" allein dem unbeſchadet kommt es mir vor, daß er bei dem Innern zu ſehr das Aeußere vergeſſen, und da er ſein Hauptaugenmerk nur immer auf Moralität gerichtet, es mit ſeinen Engeln manchmal vergißt, was er ſelbſt ſagt: Ein Engel ſoll mehr als ein Jupiter ſeyn, der eben gedonnert hat.

Rabbi. Ueberhaupt hat K. das Syſtem des alten Bundes bei ſeinen Engeln beinahe ganz verändert, und wirklich zum Schaden eines ſinnlichen Gedichts, das ſich nach dem orientaliſchen Geſchmack bequemen ſoll. Er meint, „man müſſe der „Religion, nicht aber der Schreibart der Offenba„rung nachahmen; es ſey denn die Propheten, ſo„fern ihre Werke Meiſterſtücke der Beredſam„keit ſind.“ Sind ihre Werke Beredſamkeit, ſo ſind ſie gewiß nicht Meiſterſtücke; als Meiſterſtücke alter orientaliſcher Gedichte hätte er ihnen nachahmen ſollen, ſonſt iſt ſein Geſichtspunkt ganz verwerflich.

Chriſt. Und ſeine Hölle! — Immer wird es mir ſchwer, bloß reine Geiſter zu gedenken (die wenigſtens nicht ſo ſinnlich als wir ſind) die aus einem innern, giftigern Princip des Neides, gegen einen Gott, den ſie zu ſehr kennen, und gegen einen Meſſias, von dem ſie zu wenig wiſſen, aus Grundſätzen, ſo unvernünftig, und ohne wahrſcheinlich gemachte Triebfedern ſo boshaft handeln werden. Alles, wozu er jetzt die Teufel braucht, hätte er aus der menſchlichen Seele, und das mit mehrerer ſinnlicher

Rührung, hervorwickeln können. Aber er wird ſie brauchen, um den Triumph Jeſu über ſie zu zeigen.

Rabbi. Aber um eben dieſen zu zeigen, hätte er ſie mehr ſollen unternehmen laſſen. Zu der poetiſchen Bosheit, die er ihnen beilegt, gehört auch mehr Klugheit und Sphäre zu wirken; und die legt ihnen unſer Geſetz auch immer bei. Das wäre ein Triumph, wenn der Teufel mehr der Gott dieſer Welt, der Herr der Elemente, der Gewalthaber über Tod und Unglück wäre (wie ihn doch das A. T. und ſelbſt die Meinungen des damaligen Zeitpunktes darſtellen), den nachher Jeſus überwände.

Chriſt. Hier hätte kein Milton vor K. ſeyn ſollen; ſo wäre die ganze Hölle nach anderer Bauart eingerichtet; nicht im Anfange ſo prächtig eröffnet, um immer Epiſode zu bleiben; nicht ſo viel Himmel und Geſandtſchaften. K. zeigt gegen den Britten, was ein Philoſoph mit Grunde behauptet: „Wenn ein Engländer und ein Deutſcher das Erha„bene ſchildert; wird jener es furchtbar und ſchreckhaft „zeichnen; dieſer aber auf die Pracht verfallen.“

Rabbi. Ueberhaupt hätte Klopſtock ſich mehr nach Nationalmeinungen, dem poetiſchen Sinn

des A. T. und dem Geſchmack der damaligen Zeit Mühe geben ſollen. Befriedigen hat er eure Orthodoxie doch nicht können, und warum hat er ſich denn nicht einige Schritte weiter von ihr entfernen wollen, der Poeſie wegen. Sagen Sie mir es Chriſt! mit einem Worte: „wozu leidet K. Meſſias?„ mit einem Worte? Sie ſind wirklich in Verlegenheit! — Sein leiden vor Gott*) iſt mir nicht ſinnlich begreiflich genug; und dieß iſt doch der Mittelpunkt ſeines Gedichts.

Chriſt. Das war freilich auf gut jüdiſch! Aber, mein heterodoxer Rabbi! erinnern Sie ſich an jenes: *Ne ultra*! — Es mag immer wahr ſeyn, daß K. oft das Erhabene und Moraliſche auf Koſten des Epiſch-Rührenden treibt; aber das iſt ſchon theils die Schwäche, theils die Mode unſerer Zeit, oder beides zuſammen. Wer kann dafür, daß K. es für den letzten Endzweck der höheren Poeſie hält, nicht, „alle unſere ſinnlichen Kräfte zu bewegen" ſondern „die moraliſche Schönheit." Sie ſey das wahre Kennzeichen des Werthes von jener.

---

*) S. Meſſiade Geſ. 5.

Rabbi. Ja des ſittlichen praktiſchen, nicht aber des dichteriſchen Werths; ein Kennzeichen der Güte freilich; nicht aber der Schönheit und der höchſten Schönheit. Ueberhaupt verdient in vielen Stücken die Klopſtockiſche Abhandlung von der heiligen Poeſie gründlich geprüft zu werden; und vielleicht ſage ich Ihnen ein andermal meine Gedanken darüber!

Chriſt. Und vielleicht zeige ich Ihnen künftig den Grundriß, den ich bei dem dritten Leſen des Meſſias entworfen. Jetzt haben wir nur immer Abwege oder Lücken, Fehler oder Schwächen gezeigt; mehr kann die Kritik nicht; aber das Genie iſt's, was jene Fehler und Abwege vermeiden, und auch Lücken und Schwächen vollfüllen muß.

Rabbi. Deſto lieber für mich, wenn ich Ihren Embryo von Plan ſehe! Vielleicht hat er mit den Fehlern auch die Schönheiten K. vermieden, unter denen ſeine Fehler ganz verſchwinden. Nirgends iſt K. größer, als wenn er, ein Kenner des menſchlichen Geiſtes, jetzt einen Sturm von Gedanken und Empfindungen aus der Tiefe der Seele holt und ihn bis zum Himmel brauſen läßt: Wenn er einen Strudel von Zweifeln, Bekümmerniſſen und Aengſten

erregt; wie Philo, der verzweifelnde Iſcharioth, Petrus und inſonderheit das große Geſchöpf ſeiner Phantaſie, Abadonna, zeigt.

Chriſt. Und im Zärtlichen ſieht man K. immer ſein Herz ſchildern: Benoni, Lazarus, und Cidli, Maria und Porcia; Mirjam und Debora; alles vortreffliche und liebenswürdige Scenen. Ueberhaupt würde unſer Geſpräch, wenn es die Schönheiten aus einander ſetzen wollte, ſehr ſpät zu Ende kommen; alles iſt bei K. in Theilen ſchön, ſehr ſchön, nur im Ganzen nicht der rechte epiſche Geiſt.

Rabbi. Mir ging es eben ſo! So lange ich las, hatte ich ſehr ſelten eine Kleinigkeit wider K. Hätten Sie mich damals um mein Urtheil gefragt; ſo würde ich ſchwerlich haben richten können, weil ich mich ergötzte, weil ich empfand. Freilich aber kam mir nachher das Ganze —

Chriſt. Wir vergeſſen aber, daß dieß Ganze nur ein Fragment iſt.

Rabbi. Nun dann! ſo wünſche ich ihm eine ſolche Vollendung, als der Sohar vom Liede der

Lieder ſagt: „an dem Tage, da es vollendet iſt, iſt die Vollkommenheit und Schönheit ſelbſt geboren.“

* * *

Klopſtock hat in ſeinen Oden weniger horaziſche Züge (als Rammler): ſeine Ode an Friedrich vor dem Meſſias, ſcheint im Anfange das: quem tu, Melpomene semel, nachzubilden; allein, bald erhebt ſie ſich zu der Welt der Gedanken und Empfindungen, zu der ihm eignen Kunſt, die Seele des Menſchen und Chriſten zu ſchildern, worin er aber mit Horaz nicht zu vergleichen iſt. Alle ſeine Oden ſind meiſtens Selbſtgeſpräche des Herzens: ſein Pſalm läßt Empfindungen, eine nach der andern fortrauſchen; wir hören Welle über Welle ſchlagen: eine wird die höchſte und es erfolgt eine Stille: wir ſtehen in Gedanken bis plötzlich eine neue Folge von Ideen uns mit einer ſüßen, geſangvollen Betäubung berauſcht. Seine meiſten lyriſchen Arbeiten nähern ſich dem Hymnus: in einigen Stücken, die der Sammlung vermiſchter Schriften eingerückt ſind, ſind freilich vortreffliche Horaziſche Züge, inſonderheit in der Ode auf

den Zürchersee; allein nie das Ganze, nie der Hauptton, nie der Wohlklang des Horaz. Ich möchte also Klopstock aus seiner Sphäre reißen, wenn ich ihn hier gegen Horaz setzte; und doch — ist es nicht Klopstock, der in einem Stück des nordischen Aufsehers diese wunderbaren Gedanken sagt:

„Fast allen neuern Oden fehlt etwas von dem „Haupttone, den die Ode haben soll. Horaz hat den „Hauptton der Ode, ich sage nicht, des Hymnus, „durch die seinigen, bis auf jede seiner feinsten Wen„dungen bestimmt. Er erschöpft alle die Schön„heiten, deren die Ode fähig ist. Man wird also „den Werth einer Ode am besten ausmachen kön„nen, wenn man sich fragt: würde Horaz diese „Materie so ausgeführt haben? Aber man müßte „ein wenig strenge bei Beantwortung dieser Frage „seyn. Denn sonst bekommen wir zu viel Horaze „unsrer Zeiten. — Ich erkläre mich hiedurch gar „nicht gegen die Ansprüche, die besonders der lyri„sche Dichter auf einen Originalcharakter hat. Ich „rede nur von der Biegsamkeit, mit der sich selbst „ein Originalgenie dem Wesentlichen, was die lyri„sche

„ſche Poeſie fordert, unterwerfen muß. Und dieß „Weſentliche, behauptlich, hat Horaz durch ſeine „Muſter feſtgeſetzt.“

* * *

Klopſtock iſt einer der größten Hymnen-Dichter. Sprache und Seele hebt ſich, wenn in ſeinem Meſſias Geſänge, Empfindungen, Elegien, Hymnen tönen: alles wird Jubel, Thräne, Wohlklang. In ſeinen Oden ſind treffliche, einzige Stücke dieſer Gattung, ob ich ihm gleich hie und da in ſeiner myſtiſchen Methaphyſik über Gott nicht folge. Sein Pſalm, ſeine Empfindungen über die Sternenwelt und überhaupt über das Heilige in der Schöpfung ſind feierlich ſchön und müſſen jedes edle Gemüth ergreifen. — —

* * *

Als Deutſchlands erſter Sänger Klopſtock ſtarb, und ein ſo zahlreicher Leichenzug ihm zu Grabe folgte, war es gemeine Frage: „wie? von denen, die ihm oder vielmehr ſich ſelbſt dieſe ſchöne Ehre erzeigen, wie viel oder wenige mögen ſeyn, die ihn

kennen, die ihn geleſen, die von ſeinen Verdienſten auch nur einigen Begriff haben?“ Und nicht neidig war die Frage, ſondern natürlich: ſeinen innigſten Freunden war ſie die nächſte.

* * *

„Als im Jahre 1748 die drei erſten Geſänge ſeines Meſſias erſchienen, ſagte Kritias, wie war uns, meine Freunde? Nicht anders, als (um in des Dichters eigner Sprache zu reden) wie wenn

Ueber beeiſete Höh'n ein feſtlicher Morgen emporſteigt.

Nicht nur eine neue Sprache, ſondern gleichſam eine neue Seele, ein neues Herz, eine reinere Dichtkunſt. Als wir, Jünglinge noch, ſeine erſten lyriſchen Gedichte laſen, war es nicht, als ob die Alten uns näher gerückt, als ob, um in unſrer Sprache zu dichten, Horaz und die Muſen vom Himmel' niedergeſtiegen wären? Ungeachtet des wilden Krähegeſchreies über dieſe Sprache und Dichtkunſt, währete der Eifer für dieſelbe ein Viertheil-Jahrhundert und länger fort, bis als der eilfte Geſang des Meſſias,

als die ſpäteren lyriſchen Gedichte, als Salomo, David, Hermann erſchienen, in Vielen dieſer Eifer ungeheuer erkaltet war. Wie Wenige mögen Hermanns Tod, wie Wenige des Meſſias zwanzigſten Geſang, noch weniger ſeine gelehrte Republik, ſeine grammatiſchen Geſpräche geleſen haben? Declamirt man nicht endlich gegen alle bibliſche Poeſie? und ſagte laut genug, die Zeit der Patriarchaden, der Epopee überhaupt, ſey zu Ende?

„Das wolle der Himmel nicht, ſagte Olympikus. Damit wir aber nicht über oder gar für den zu reden ſcheinen, der unſrer Fürſprache gar nicht bedarf, ſo wollen wir lieber die Materie rein erfaſſen, und als ob wir am Feſt Apolls, Theoxenien, feierten, alle Götter zu uns einladen" Sie wurden über die Einrichtung dieſes Feſtes eins, daß es ein friedlicher Kampf ſeyn ſolle, in welchem niemand namentlich auf den Vortrag des Andern Rückſicht nehmen, und Olympikus den Anfang machen ſollte.

* * *

Theorieen.

I. Vom Heiligen der epiſchen Dichtkunſt.

„Wenn die Romanze ſo gern und am liebſten Abenteuer ſingt, und der Held der Epopee dergleichen auch am liebſten beſtehet, verfolgen beide nicht einen Zweck auf verſchiedenen Wegen? Die Romanze in kurzen Verſen und Strophen; die Epopee in jener längeren Versart, die eben deßwegen auch die heroiſche, und von einem Lieblingsgedicht der mittleren Zeiten, dem Heldengedicht Alexander nämlich, die alexandriniſche genannt ward. Für den Geſang theilte jene (die Ballade) den Vers; dem leſenden Auge rückt dieſe (die Epopee) zwo Zeilen an einander; ſo ward mittelſt einer Cäſur der Vers heroiſch. Und da das Auge länger leſen, als die lebendige Stimme ſingen kann, ſo dehnte man wie das Sylbenmaß, ſo auch das Abenteuer aus, man unterbrach's mit Epiſoden; im längeren Gange war der Schritt gehaltener, feſter; die Stellung anſtändiger, würdiger; ſo bildete ſich aus der Romanze die epiſche Dichtung.“

Dem allem wohl; das Anſtändigſte, Würdigſte aber, was dieſer Dichtung ziemte, blieb dennoch das Göttliche, das Leben der Götter mit Menſchen, die Einwirkung des Himmels auf die Erde; dieß iſt die Seele des epiſchen Gedichtes. Nehmt das Göttliche aus Homer, ſo ſchwach und albern es uns zuweilen dünke, Ilias und Odyſſee werden nichts als Abenteuer ſagen, die eine bloße Ankündigung und Anrufung der Gedächtniß-Muſe bei weitem noch nicht zum Epos erheben. Nehmet der Ilias den Sohn der Thetis; ihre ganze Zurüſtung iſt dahin. Durch den Beiſtand der Götter dagegen, durch der Unſterblichen Rath und That ſegelt und ſpricht ſelbſt die Argo; Agamemnon träumt, und Patroklus und Hektor fallen; der Götterſohn Achilles ſchafft die ganze Iliade. Nur durch Poſeidons Groll und Pallas Freundſchaft irret Odyſſeus umher; und findet endlich ſein geliebtes Ithaka wieder. So und nicht anders iſt die Odyſſee worden.

— — Das einſt lebendige Wort der hebräiſchen Nation bietet uns eine epiſche Gottes- und Menſchengemeinſchaft dar. Die Anlage dazu

gründet bereits der erſte Begriff des Menſchengeſchlechts, ſein Stammvater. Als Stellvertreter der Elohim tritt er auf, dem die Schöpfung feierlich übergeben, deſſen Waltung und Fortbildung ſie anvertrauet ward. Mit ihm und den Erleſenen ſeines Geſchlechts wandelt fortan ſein Schutzgott und deſſen Boten, rettend, ſtrafend, prüfend, ſegnend.

Ein engerer Bund zwiſchen Gott und dem Stammvater eines Hirtenvolks wird hierauf dieſes Volkes Loſung, auf den ſich alle ſeine Schickſale beziehen, aus dem ſich ſeine Hoffnungen entwickeln. Die Befreiung dieſes Volkes, die Geſetzgebung Moſes, ein herrliches Epos! Wunderbar ward der Befreier erhalten; wunderbar, aber dem Ort und Zweck gemäß, wird ihm ſein Beruf, die Rettung und Bildung ſeiner Nation, mit Zeichen in die Hand gegeben. Durch rächende Schickſale beurkundete ihn der Gott ſeiner Väter; die Ausführung des Volks, die Geſetzgebung auf Sinai, die Zubereitung der Stiftshütte, die Anordnung des künftigen Staats, vor ihnen her ihr ſichtbarer Führer; deſſen Rache gegen die Widerſacher, das Manna, der grünende Stab des oberſten Prieſters, der Tod des Helden, ſind ſie

nicht mehr als Vulkans Schild, oder als die ſtreitenden Götter vor Troja — hoch epiſch? Gab es noch keinen Ebräer, der aus dieſen Materialien ein Ganzes ſchuf, und damit das alte heilige Wort ſeiner Nation ihr näher ans Herz führte?

Da über Homer und Virgil es keiner Rede bedarf, ſo ſchreite ich zum Epos der weſtlichen Völker. In Oſſians Gedichten ſind zwar keine Götter, deſto mehr aber die Schatten der abgeſchiedenen Väter gegenwärtig-wirkſam; himmliſche Geſtalten der Vorwelt. In den Sagen andrer Völker ſind's gute und böſe Geiſter, Feen oder Alfen; in der Mythologie der mittleren Zeit waren es Engel und Genien, Teufel der Hölle oder die Heiligen des Paradieſes. Zu ihnen flüchteten Dante, Taſſo, Camoens, und ſelbſt nach hell angebrochenem Lichte der Wiſſenſchaften Milton; ſo manche Diſparate es dabei geben mußte. Das epiſche Gedicht wollte, es forderte einen göttlich-menſchlichen Schauplatz.

Und warum forderte es ſolche? Nicht etwa nur hing damit der Kranz des Verdienſtes, der dem Helden des Gedichtes zu Theil werden ſollte, höher;

ſondern ſein Charakter wird dadurch, nur dadurch, epiſch. Zu ſchlechten Thaten, zu gemeinen Handlungen wollte, konnte und durfte doch kein Verſtändiger dieſe himmliſchen Weſen mißbrauchen; es mußte alſo eine reine, große, ewige That ſeyn, zu welcher der geöffnete Himmel mitwirkte, der ſich die ganze Hölle widerſetzte. Daher, daß man in der politiſchen Geſchichte, ſelbſt bei großen Begebenheiten, bei Gründung der Völker und Reiche z. B. ſo wenig Stoff zum Epopee fand.

— — Das Feld der Epopee, wenn es dieſes Namens werth ſeyn ſoll, fordert gleichſam die Mitwirkung der ganzen Natur, die ganze Anſicht der Welt zwiſchen Himmel und Erde, mithin auch die ganze Wiſſenſchaft und Seele des Dichters. Im Herzen und Geiſt der Nation ſoll es ein Schauplatz des Weltalls, ein lebendiges Wort für Alle, in Allem werden: ſo ward es Homer, weil ſein Geſang von Allem, was im Geſichtskreiſe ſeiner Nation lag, gleichſam die Krone erfaßte. So umfaßten Dante, Milton, Klopſtock, Jeder in ſeinem Geſichtskreiſe Himmel und Erde.

Hiemit tritt der Grund hervor, warum unter

mehreren chriſtlichen Nationen mehrere epiſche Dichter vor Allem zur bibliſchen Geſchichte griffen, und einen Helden derſelben zu ihrem Thema wählten. „Das Wort von ihm, ſagten ſie ſich ſelbſt, liegt als ein früher Eindruck, oder gar als ein Saamenkorn des Glaubens in meiner Hörer Herzen; (denn gehört ſollte das Epos werden, nicht geleſen). Erziehen will ich alſo zum lebendigen Baum voll Frucht und Blüthe dieß heilige Wort.“ So ſprach Milton zu ſich, und erſchuf ſein doppeltes Paradies; ſo Klopſtock, Bodmer, Geßner und wer ſonſt die heilige Palme berührte.

— — Welch großes, ewiges, lebendiges Wort (ἔπος) in aller Menſchen Herzen iſt, recht verſtanden, der Chriſtus! eine reine Geſtalt, die Gottheit im Menſchen, ſichtbar, gegenwärtig, verkläret. Und da das Werk und der Zweck einer Gottheit auf der Erde nichts anders ſeyn kann, als Rettung und Beglückung des ganzen Geſchlechts durch Rath und That auf die reinſte Weiſe; wie? wenn dieß Werk an ſich und in allen ſeinen Folgen anſchaubar gemacht, und gleich einer neuen Schöpfung ans Herz gelegt werden könnte; wäre ſein

Sänger nicht der erste christliche, ja der erste menschliche Dichter? Gern vergrößern wir an ihm Nationen, Sprachen, Secten, geschweige Lehrbegriffe und Vorurtheile, sobald und so lang' er in uns das lebendige Wort d. i. den Begriff und die That eines einzig möglichen Weltheilandes sprechen machte. Ob dieß göttliche Werk und wo es geschrieben sey? ob und wann es einen für unsere Zeit kräftigen Ausleger erlangen werde, muß an diesem Orte unbeantwortet bleiben.

Waltet Gottheit mit unserm Geschlecht, wirkt Göttliches in der Menschheit, und ist ihr das Edelste, das Beste, das sie besitzt, durch Menschen worden: so lasset uns an einem Plan dieses Werks, mithin an einem Epos der Gottheit im Fortgange der Menschheit nicht zweifeln. Auch an einem Sänger, der

— den hohen Rath
Des Menschengottes mit der Menschenschaar
Wie er durch Nebel und durch Dämmerung,
Aus Finsterniß und Irren sie geführt,
Und führen wird zum Licht,

verkündet; der es meldet, wie der hohe Genius der Menschheit

— wie er die Schatten dieses Lichts zerstreut
Durch Völker, Zonen und Jahrhunderte,
Und nichts verlor, und alle sammeln wird
Zu einer Sonne der Glückseligkeit —

zu seiner Zeit wird es an einem solchen Sänger nicht fehlen. — — —

Immer wird es also wohl eine doppelte Epopee geben: Eine, die genienlose, die bloß Sagen singt, und sich um die höhere Leitung, die Haushaltung menschlicher Begebenheiten wenig bekümmert. Sie kann höchst angenehm und lehrreich seyn: denn sind es nicht so manche trefflich-versifizirte Geschichten und Märchen der Arioste, der Spencers, der Novellisten? Die andre, die in den Verwirrungen der Menschheit den höheren Gang ihres Genius darzustellen strebet. Freilich hat sie bisher in den befreiten Italien und Jerusalems, in den Colombiaden und Lusiaden, selbst in den Epopeen höheren Inhalts, den verlornen und wiedergefundenen Paradiesen fast nur

umhergetappt und ſich verſuchend geübt: aber jeder, ſelbſt mißlungene Verſuch, jede zu einem ſo hohen, alle Zeiten umfaſſenden Zweck angeſtellte Uebung iſt von Werth.

* * *

II. Vom Langweiligen, das die Epopee oft begleitet.

Niemand, ſagte Kritias, wird es, ſelbſt bei Homer und Virgil, läugnen, daß manche Kämpfe und Schlachten, ſo nothwendig ſie vielleicht dem Dichter waren, ihm, dem Leſer, langweilig wurden. Und ſo ſehr Dante, Arioſto, Taſſo, Camoens, Ercilla, die Begebenheiten ihrer Geſänge zu wechſeln bemühet ſind: wem widerfuhr es nicht zuweilen, daß er ermattete, und den Dichter beiſeit legte. Geſchah dieß bei Epopeen unbekannten Inhalts, wie öfters möchte es bei denen der Fall ſeyn, deren Geſchichte uns von Jugend auf erzählt worden. Daher ſanken Bodmers Patriarchaden ſo bald in Vergeſſenheit; ja von Klopſtocks Meſſias ſelbſt, wie

Wenige haben vielleicht deſſen letzten Geſang geendet! Woher dieſe Schlummerkörner im Füllhorn der epiſchen Muſe?

Offenbar erſtlich, weil dieß oft zu voll, weil das weſentliche Erforderniß der Epopee, die Größehabende Handlung zu lang und breit war, als daß ſie in Ohr und Auge als ein Ganzes behalten werden konnte. Schon Ariſtoteles warnt vor dieſer Ueberlänge des epiſchen Gedichts; er will, daß es überſehbar bleibe und ungefähr nur auf das Zeitmaß berechnet werde, daß die an einem Tage aufgeführten Trauerſpiele einnehmen dürften. Auch ſiehet man bei den Griechen ſelbſt, daß je mehr die Aufmerkſamkeit der Hörer abnahm, das ſpätere Heldengedicht der Alexandriner ſich der Kürze befliß, und den Knoten enger ſchürzte.

Dieß mit Recht: denn, wie ja das Epos nur aus der Erzählung entſtanden war, und es des Erzählers erſter und letzter Wunſch iſt, daß er mit wechſelnder Aufmerkſamkeit, mit ſteigendem Vergnügen gehört werde, wie deshalb die Rhapſoden die ſchon gebundenen Geſänge ſonderten, und zu rechter Zeit aufzuhören wußten, kurz, wie das längere Epos nur

aus zuſammengeſchobenen, oder an einander gereiheten Geſängen entſtanden war; ſo bleibt es wohl die erſte Pflicht des Sängers oder Leſers, daß er aufzuhören wiſſe, ehe uns der ſanfte Gott Schlummer, oder ſeine Vorgängerin, die Langweile, überſchleicht. Um ſo mehr iſt dieß der Fall, wo, wie z. B. bei Camoens, Ercilla, Taſſo u. a. ein Theil des Gedichtes hiſtoriſch, oder wie bei Dante, Arioſt, Spencer u. a. rein imaginativ iſt? wer wollte da nicht lieber den Flug der Einbildungskraft zweckmäßig kürzen, oder das Feld der Geſchichte hiſtoriſch durchlaufen, als daß er das Ziel ſeiner Bemühungen epiſch verfehlen ſollte?

Nach dem was wir bei Shakeſpear's Trauerſpielen ſelbſt, geſchweige denn, bei jenen langweiligen Romanen der Mittelzeiten erfahren, iſt's offenbar, daß entweder unſer Blut ſchneller fließe, oder unſere Aufmerkſamkeit eher ermüde, als es bei dem langſameren Gedankenzuge und den ſtärkeren Organen unſrer geduldigen Vorfahren zutreffen möchte. Schonet unſre Schwachheit alſo, ihr epiſchen Dichter, und ſinget uns mit euren neun oder vier und zwanzig Muſen nicht zu Tode! Fürchterlich iſt das Gefühl, wenn

man bei Trauerſpielen und Epopeen das Ende erwartet, und es immerdar — nicht kommt.

Durch den mißverſtandenen Ausdruck des Ariſtoteles: daß die Handlung der Epopee eine Größe haben müſſe, und durch die Verkettung der homeriſchen Geſänge zu zwei ſo langen Größen, iſt ſeitdem viel Schlaf bewirkt, und die Göttin Langweile zur epiſchen Muſe feierlich eingekleidet worden, da doch, Ariſtoteles erſtem Begriff zufolge, die Handlung der Epopee überſehbar, mithin umgrenzt ſeyn ſollte: denn wer liebt, wenn er Paradieſe ſucht, ſibiriſche Steppen, oder afrikaniſche Wüſten, bei denen das Auge kein Ende, der matte Fuß kein Ziel findet?

Zweitens. Noch öfters ward die epiſche Göttin Langweile von einer böſen Mutter, der Unkunſt, geboren, dieſe betreffe nun Fabel, Sitten, Epiſoden, oder was ſonſt zum Epos gehöret. Im Gefühl ihrer Oberherrſchaft, gleichſam aus Furcht der Ermattung, weiſt Ariſtoteles die Epopee ſtrenge auf die Regeln der Tragödie, ſie gleichſam mit dieſen Banden zuſammenziehend und feſtknüpfend; ſtrenge ſondert er ſie ab von der unendlichen Geſchichte.

Wie fern und weit liegen nun jene beide, Epopee

und Tragödie, in neueren Zeiten aus einander! Ist z. B. die Handlung gar nicht anſchaubar, ſondern dogmatiſch, allegoriſch, tropiſch, myſtiſch; iſt ſie an ſich ſelbſt klein und gering, ob ſie gleich in den Folgen ſehr groß ſeyn kann, und muß alſo durch Herbeiführung dieſer, oder gar fremder Nebenumſtände erſt groß und merkwürdig gemacht werden, wieviel Kräfte verſchwendet der Dichter, ohne daß er dennoch zu ſeinem Ziele kommt!

— — Gefährlich iſt's, wenn der Dichter, ſelbſt Langweile fürchtend, zu fremden Dingen ſeine Zuflucht nahm; er ſchien dadurch an der Hauptſache ſelbſt zu verzagen. Himmel und Erde, Götter und Heilige ſchützen uns ſodann nicht vor der tödtenden Langweile; der Dichter gähnt; wer wollte nicht mitgähnen?

Drittens. Das einförmige Sylbenmaß des Epos leiſtet hiezu gute Dienſte; unübertrefflich iſt der klappernde Hexameter im Mühlwerk ſchlechter Dichter. Da dieß Sylbenmaß nämlich zu ſeiner ſchönen Wirkung das reinſte Ohr, die gehaltenſte Aufmerkſamkeit, die reichſte Abwechſelung fordert; ſo kann es ſeinem Verweſer, dem Amboß- und Polter-

Hexameter, an ſeiner Wirkung, der widrigſten Schlaftrunkenheit nie fehlen. — —

Nun giebt es zwar auch epiſche Jamben, und allerdings hindert der raſchere Jamb den ſelig-einbringenden Schlaf, uns ſo bald zu übermeiſtern, gewiß aber gehört auch zur Ausbildung dieſes Sylbenmaßes in einem langen epiſchen Gedicht nicht weniger Geduld und Kunſt, Ohr und Declamationsgabe als zum Hexameter. Milton arbeitete an ſeinem Gedicht ſehr langſam, brachte Tage lang oft nur wenige Verſe zuwege: dafür ſind es aber auch Miltonſche Jamben, deren Wohl- und Hochklang vielleicht alle Dichter Britanniens, Thomſon nicht ausgenommen, nachſtehen. — —

Die Stanze endlich, in der es den Epopeen der Südvölker Europa's zu wohnen beliebt hat, iſt, ohne beſondere Vorſicht, dem Schlummer auch günſtig. Einförmig, wie italieniſche und ſpaniſche Stanzen einhergehn, ſollen ſie, ohne beſondere Aufmerkſamkeit auf die Versart, das Ohr im Inhalt ſelbſt nur fortleiten; mit jedem Fall und Schluß derſelben genießt das Ohr eine Befriedigung, die es weiter zu hören einladet, oder dem Schlafe zu fördert.

Das Rettungsmittel, das einige deutſche Dichter dagegen in Gang gebracht, jede Stanze zu verändern, und aus ihr mit neuer Anordnung der Zeilen einen eignen Blumenſtrauß zu flechten, erneuet zwar die Aufmerkſamkeit im Einzelnen ruckweiſe, indem es aber den ganzen gleich fortſchwebenden Flug des Geſanges ſtört, und in jeder Stanze feſthält, mithin den Zweck, wozu die gleichmäßig-wiederkommende Stanze eigentlich erfunden ward, aufhebt, ſo kann es demnach ſchwerlich jenen ewigen Schlummer abhalten, ſobald er über einer epiſchen Sage ſchwebt.

Kurz, an keiner Gattung der Dichtkunſt wird ſo ganz das Sterbliche und Unſterbliche eines menſchlichen Heldengeſanges kennbar, als an dieſer. Wie viel Sagen und Erzählungen, die einſt begierig geleſen wurden und die uns gar nicht mehr intereſſiren! Selbſt der einſt beliebte Ton der Erzählung, die Wendung der Bilder und Gleichniſſe, die Sprüche, am meiſten aber die Neigung der Menſchen, an dem oder jenem Luſt und Freude zu finden, wechſeln mit den Zeiten. Der Geſchmack an Kreuz- und Ritterzügen, an blutigen Schlachten, an Eroberun-

gen und Siegesfesten, iſt verlebt; die prächtigſte oder genaueſte Beſchreibung dieſer Herrlichkeiten lohnen wir dem Dichter gähnend. So wird die Nachwelt manches nicht kennen, was jetzt von der Kabale beklatſcht wird, was wir mit nachgeſagter nicht mit gefühlter Bewunderung zum Himmel erheben.

Wie unter Sternen einſt den jungen Scipio ſein edler Ahn zur Erde niederſchauen ließ, und ihm das Aechte und Unächte menſchlicher Beſtrebungen und Würden im Traum zeigte, ſo hebt die Seele ſich dahin, wenn ſie im raſchen oder trägen Strom der Zeiten die Reihe der Heldenſagen und Heldengeſchichten durchgeht, die dann und dort Triumph hielten. Wie viele ſind in den Schlamm der Vergeſſenheit völlig verſunken! andere ſchwimmen zerſtückt, krüppelhaft, unbeachtet. Was ſich allein im Werth erhält, iſt, was innern Werth hat, was Menſchlichkeit fühlte, was über die Zeit erhoben, für künftige Zeiten hinaus, die Menſchheit hob, ihr nutzte und frommte. Genien meines Geſchlechts, Entdecker, Erfinder, ſeine Wohlthäter, ſeine Retter und Freunde, euch gebührt, ſo lange Völker ſprechen und ſingen, euch gebührt der epiſche Kranz, prachtvoll oder in

Zweigen! je wahrer und beſcheidener, deſto dauernder und ſchöner. Bloß um eure Stirnen blühet er ohne welkende Schlummerblumen.

* * *

III. Vom Gefährlichen epiſcher Gedichte.

So unentbehrlich jedem Volke, das über Thiere erhaben ſeyn will, das Epos, d. i. ein lebendiges Wort iſt, das es im Herz und Munde führet: ſo gefährlich wird dieſe Loſung, wenn ſie, unrein aufgenommen, vom Fortgange im Wahren und Guten zurückhält, menſchliche Seelen verſchleiernd, menſchliche Herzen verderbend.

Es war z. B. unſerm Geſchlecht verzeihlich, daß es in ſeiner Kindheit, mit den Urſachen und dem Zuſammenhange der Begebenheiten unbekannt, ſich Theogonien und Kosmogonien ſchuf, und dieſelben in Sagen und Mährchen ehrwürdig oder gefällig einkleidete.

Dem ſchwachen, dürftigen Geſchlecht, war's unumgänglich, daß, da es über das Schädliche und Böſe in der Natur, weder erklärend noch thätig

herauskommen konnte, es einem böſen Princip ſein Knie bog. — — Wenn nun aber ein reinerer Strahl der Vernunft und Erfahrung dieſem Volke die höhere Regel zeigt, von der Gutes und Böſes in der Natur ausgehn, und ſie als eine Regel der Vollkommenheit bewährt; ſoll da noch jenen Geſchöpfen einer kranken Einbildungskraft und Unwiſſenheit gehuldigt werden? — — Licht iſt ſtärker als die Nacht; der erſte Strahl einer aufgehenden Morgenröthe verkündigt nicht nur, ſondern bewirkt auch den heller und heller kommenden Tag. — — Prieſter und Dichter hielten jene Täuſchungen eine Zeit lang feſt, und wollten das Licht dämmen; Vernunft und Sonne ſchritten glorreich fort, die Welt ward erleuchtet. Man ward gezwungen, die alte rohe Mythologie entweder zu verfeinen, oder aufzugeben, man ſchämte ſich ihrer.

— — In Kunſt und Dichtkunſt ſind wir einmal und immer keine Griechen mehr; ihren Göttern und Helden, ihrem Epos und Drama auch in Fehlern und Schwachheiten kindiſche Ehrerbietung, ja Nach- und Vereiferung zu bezeigen, iſt kindiſch.

Als an die Stelle des heidniſchen, chriſtlicher

Aberglaube kam, tief ſteckte er ſeine Wurzeln und Zweige auch in's Epos der Völker. Zuerſt weihete man den Heiligen Kirchen, bald Himmel und Erde. Und welchen Dienſt hatten ſie zu verrichten! — wie mißverſtand, wie mißbrauchte man die Bibel! Kaum durch den kühnſten und lauteſten Spott hat dieſer Ungeſchmack hie und da geſchwächt werden mögen; verdrängt iſt er allenthalben noch nicht. Das große Epos des Aberglaubens iſt noch in vollem Gange.

Von Schwärmerei, Stolz, Habſucht, Raubgierde geſtützt, indem es Ungeheuer zu Helden erhob, welche Gräuel hat es geboren! Wären je Kreuzzüge betrieben, beſungen worden, wenn man ſie nicht für verdienſtlich-heilige, für große Thaten gehalten hätte. — — Konnteſt Du, der Du die Geſchichte kannteſt, dein eigen Herz überwinden, um die zu ſingen, die Du ſangſt, zarter Taſſo? Alle dein läuternder, mildernder Fleiß war an ihnen verloren.

Und es folgten Andere deinem Beiſpiel. Auch die Eroberungen Mexiko's, Peru's, begonnen im grauſamſten Gold- und Chriſteneifer, wurden beſungen. — — Wie zu Muthe war Dir, tapferer und

guter Ercilla, wenn Du die Grauſamkeiten deiner Spanier gegen die Aurakaner, Du ſelbſt ihr Augenzeuge, zu ſingen unternahmſt, und das Recht, die Tugenden und Tapferkeit der Feinde, weder verſchweigen wollteſt noch konnteſt. — Wie verſchoben mußte das Regelmaß des Rechts und der gemeinſten Billigkeit ſeyn, wenn man Handlungen der Art, als Großthaten des menſchlichen Geſchlechts epopöirte!

* * *

Seit Dante und der philoſophiſche Milton der Epopee zu einem höhern Zweck eine reinere Geſtalt gaben, feierte man freilich nicht mehr den Beelzebub und Satan; man lud das Göttliche nicht mehr hernieder, um Menſchen zu würgen, Menſchenglückſeligkeit zu zerſtören. In Milton, wie rein und edel, dabei wie ſchwach und zart iſt der Charakter der Menſchennatur gehalten! Ein von der Mutterhenne bebrütetes Ei; ein Keim, der der ſorgfältigſten Wartung bedurfte und ihrer werth iſt. Miltons Geſänge ſchildern dieſe göttliche Wartung; aber gegen wen? worin? und wie unkräftig! Ohne Zweifel lag's an

dem zu Miltons Zeiten angenommenen Syſtem, daß er den ewigen Vater, daß er den glorreichen Sohn, daß er Engel und Teufel ſo darſtellte, und gleichſam auf Excavationen des Abgrundes ſeine neue Schöpfung baute. So viel Stärke des Genius, ſo viel Macht der Sprache und Gedanken in dieſen Beſchreibungen hervorleuchtet, fühlen wir nicht in uns etwas Widerſtrebendes? Indem wir das Göttliche im Dichter mit verdecktem Antlitz betrachten, kehren wir gern zur Menſchheit zurück, und gewinnen dieſe in ihm deſto lieber.

Klopſtock endlich. Wo er mit Milton in einem Labyrinth ging, wo er, tropiſchen Vorſtellungen zu treu, einer helleren Führung ſeines Gedichtes entwich, und ſich an Worten begnügte; aus Liebe zum Dichter änderten wir gern die Worte des Geſanges, wünſchend, daß er, der eignen Hoffnung des Dichters gemäß, eine Sprache der Ewigkeit würde; greifen wir aber damit nicht zu tief in's Weſentliche, in den Plan und die Verzierungen des Gedichtes?

Am Thor des Himmels ſprach ein Unſterblicher:
„Eilt heilige Stunden, die ihr die Unterwelt

Aus dieſen hohen Pforten Gottes
Selten beſuchet, zu jenem Jüngling.

Der Gott, den Mittler, Adams Geſchlechte ſingt,
Deckt ihn mit dieſer ſchattigen kühlen Nacht,
Der goldnen Flügel, daß er einſam
Unter dem himmliſchen Schatten dichte.

Was ihr gebahret, Stunden, das werden einſt
(Weiſſaget Salem) ferne Jahrhunderte
Vernehmen, werden Gott, den Mittler,
Ernſter betrachten und heilig leben."

Nicht nur eine ernſtere Betrachtung, die ganze Zuſtimmung der Seele wünſchen wir einem Gegenſtande, der unſres ganzen Geſchlechts Rettung, Hülfe, Sieg und Triumph ſeyn ſoll.

* * *

Noch ein Gefährliches, das die epiſche Dichtung mit ſich führt, iſt die ihr zukommende eigene, höhere Sprache. Nothwendig iſt dieſe ihr, da ſie heilige, göttliche Dinge verkündigt, und der epiſche Sänger, als Vertrauter der Götter, als Ausleger

der Begebenheiten und Verhängniſſe redet; auch hat ſich jeder ächte epiſche Dichter durch ſie beurkundet: Homer und Virgil, Dante, Milton, Klopſtock bildeten ſich ihre Sprache, durch welche denn auch Klopſtock, ob man ſie gleich anfangs verſpottete, ungeheuer Platz gewann, und beinahe die ganze Dichterſprache der Nation umſchuf. Ein reiches Feld für die Beobachtung ſowohl, als für den eignen Gebrauch der Sprache; dem kindiſchen Nachäffer aber ein Fallſtrick zum Verderben. Er bleibt in ihr hangen; ſein Geiſt ermattet.

— — Geben die Götter uns epiſche Sänger, wenn und wie oft es ihnen gefällt; nur ſeyen ſie keine Verſtandesverwirrer, keine Sitten- und Sprachverderber. Aufgeſteckten Blutfahnen, verewigten Tropen und Hieroglyphen zu folgen — die Zeit ſey endlich vorüber.

* * *

IV. Vom letzten Ziel des epiſchen Gedichts.

Die Tragödie iſt eine Poeſie der Menſchlichkeit: denn wegen eines kleinen Fehltritts, der

Jeden ereilen kann, leidet der Held oft unerrettbar. Aufſchreckt ſie alſo den träge ſchlummernden Geiſt, gießt in die kalte Bruſt Mitleid, den emporgehobenen Blick dem Gericht der wägenden Nemeſis öffnend. Durch Leidenſchaften wirkt ſie auf die Leidenſchaft; durchs Anſchauen, mit der Gewalt des Moments ergreift ſie Sinne und Herzen des Volks, das nur durch dieſe Mittel ergriffen werden konnte.

Anders die epiſche Dichtkunſt. Ihr Held darf frei dieſes ſeyn, und auf ſeiner glorreichen Bahn doch mit dem Schickſal kämpfen; Hinderniſſe, die ihm widerſtehn, überwältigen ihn nicht, ſondern feuern ſeinen Muth an: denn ſein hochaufgeſtecktes Ziel iſt rein und für die Menſchen ewig erſprießlich. Er erreiche es nun oder nicht; ſein Gang in wachſender Größe iſt edel-ermunternd.

Werden nun zu dieſen Helden nur große Seelen und Herzen, wahre Wohlthäter unſeres Geſchlechts, gewählt; wird der Werth ihrer Wohlthat gewürdigt, und dabei der Kampf ihrer Empfindungen, das Zweifelhafte ihres Geſchenks, das Hülfreiche der Gottheit, die ſie unterſtützt, nicht verſchwiegen, ſo daß wir al-

lenthalben das Schwache und Starke der menſchlichen Natur, ihr Niedriges und ihre Erhabenheit ſehen oder ahnen; was gliche dieſer Epopee an Würde und Hoheit, an gehaltenem Tritt und ſchöner Ueberraſchung, im Ausgang' endlich an hoher Befriedigung und Selbſtbelehrung?

In unſern Epopeen, ſelbſt wenn ſie mit verrenkten Gliedern auf ein unwürdiges, gar teufliſches Ziel hinausgehn, wie wohl thun uns die in ſie geſtreuten, edlen Stellen in Charakteren und Sentenzen! wie, wenn nun, ſparſam mit dieſen, das Ganze ſelbſt, thätig ausgeſprochen, eine ſo erhebende Geſtalt wäre, wie hoch ſtiege das Wort von ihr über Tragödie und Luſtſpiel, beide in ſich vereinend! Da jede Rührung nur Mittel, nicht Zweck iſt, ſo wollen wir in der Epopee nicht ſtärker gerührt ſeyn, als ſie uns durchs Ohr, nicht durchs Auge, geiſtig und herzlich rühren kann und ſoll; das Licht dagegen, das ſie umleuchtet, die Flamme die ſie entzündet, iſt höherer als tragiſcher Art, himmliſch.

Wenn in einer Colombona, z. B. der Anfangs ſo glückliche Entdecker der neuen Welt, Held einer Epopee würde; großer Gegenſtand! Eine moraliſch-

phyſiſch neue Welt liegt dem Dichter vor Augen, die er im Gegenſatz des ältern Hemiſphärs uns vorführte. Lange Jahrhunderte deckte der Schutzgeiſt jenes jüngern Welttheils ihn dem Auge ſeiner älteren Schweſter; aber das Schickſal gebeut; die Zeit der Entdeckung rückt heran, übereilt durch die Habſucht der Völker, unaufhaltbar. Umſonſt wendet der Schutzgeiſt jener Nationen jenſeit des Meeres alles an, ſie, bis die Cultur und Politik Europa's, das ſie nach dem Schluß des Verhängniſſes cultiviren ſoll, ſelbſt reiner und menſchlicher werde, die Entdekkung zu verſpäten; der von Kreuzzügen, Wiſſenſchaften, Laſtern und Armuth aufgeregte Entdeckungseifer zündet fort; er trifft in Colom. Raſtloſer Trieb beſeelt den Mann, die Oſtwelt zu entdecken, die Marco Polo u. a. beſchrieben hatten, und er, weſtwärts geſucht, nahe glaubte.

Mit Anerbietungen tritt er in Genua, Portugal, Spanien, auch durch ſeinen Bruder in England auf; endlich verlangt er, was er ſuchte, dingt ſich große Bedingungen aus, fährt, das nahe Gewürz- und Goldland vor ſeinen Augen. Nach Unmuth und Lebensgefahr liegt Land vor ihm; wirklich

eine neue, d. i. jüngere Welt, bewohnt von Völkern, die wie Kinder behandelt werden ſollten, in der er aber nichts als jenes Gold- und Gewürzland, Marco Polo's, Mandeville ſucht und wünſchet. Da man ihn ſo gutmüthig aufnimmt, da er die Schwäche der Einwohner, und die Schönheit einer neuen Schöpfung in ſo großen Strecken, in ſo vielen Inſeln vor ſich ſah: hätte ihm nicht St. Salvador ſelbſt belehren ſollen, daß er jetzt dieſen Namen zu erwerben habe, und keinen andern.

Aber der Durſt nach Golde und Gewürzen, das traurige Bedürfniß ſelbſt, Spaniens Hoffnungen von ſeinem Zuge, die Erwartungen der Theilnehmer und des Hofes quälen ihn unerbittlich; ſeine rohen Spanier ſchweifen aus; Unglücksfälle erfolgen; er wird verſchwärzt, geſtürzt; mit dem größten Undank werden ſeine Verdienſte vergolten. O Nemeſis, an großen Männern, wie ſtrafſt du ſelbſt den Irrthum, die Uebereilung, den ſtolzen, zu raſchen Eifer ſo hart! indeß die Folgen ihrer Irrthümer fortdauern.

Was an dieſem leidenſchaftlichen Gegenſtande des Epos gezeigt worden, findet mehrere ſeines Gleichen in der Geſchichte, die des Epos warlich doch

werther ſind, als das Wiederſingen der geraubten Europa und Helena, Hero und Leanders, Priamus und der Thisbe. Nur allenthalben ſchwebe die Göttin, die auch bei Anfangs ſehr reinen Beſtrebungen, wenn ſie in ihrem Fortgange ſich beflecken, Maß und Wage in der Hand hält. Auch außer der leidenſchaftlichen, bei der rein ethiſchen Epopee lege ſie dieſe nie bei Seite.

* * *

Aus dem Geſagten laſſen ſich einige Linien ziehen, die Anderen manche Verwirrung erſparen:

1. Wieviel hat man nicht in der Theorie der Epopee von Göttermaſchinen geredet, hier der ſinnloſeſte Name! dem Theater mögen Maſchinen gehören und bleiben; dieſer Erzählung, die zwiſchen Himmel und Erde vorgeht, ſind Götter ſo weſentlich als Menſchen; beide aber nicht Maſchinen, ſondern zuſammen- und in einander wirkende Weſen, ja jene, die Götter, mächtiger, früher, urſprünglicher wirkend als dieſe. Mit dem erſten Geſange ſchlöſſe ſich die Ilias, wenn Thetis nicht aus den

Wellen des Meeres emporſtiege, ja der Dichter hätte ſie nie begonnen. Iris und Hero ſind ihr ſo wahr und unentbehrlich, als Achilles und Agamemnon, beide zu einer Haushaltung gehörig.

2. Der Name „göttlich" iſt der Epopee keine bloße Titulatur, kein übertriebener Ehrenname, ſondern Eigenthum, Wahrheit. Ein „Gotterzeugter, Gottgeliebter" iſt der epiſche Held: göttlicher Art ſind ſeine Gedanken, ſeine Kräfte, ſein Gang, ſeine Geſtalt, ſein Beruf göttlich. Vermöge dieſes Urſprungs, und der ihm einwohnenden Art überwindet er Hinderniſſe, ſchlägt ſchlechte Charaktere nieder, gelangt zum Ziele. Wer wollte einem Helden der Art nicht auf ſeiner Bahn folgen? Wer möchte ihm Fehler anwünſchen, weil geſchrieben ſteht, daß der Held der Epopee kein vollkommener Charakter ſeyn dürfe: Je vollkommner, deſto mehr ſchlingen wir uns an ihn: denn er iſt nur vollkommen auf dieſer ſeiner Bahn, was ihn ſonſt auch für Fehler begleiten mögen. In den mit- oder gegenwirkenden Charakteren werden dieſe nicht mangeln. Dieß wäre das ethiſche Epos.

Wie aber? wenn der epiſche Held eben kein Götterſohn, wohl aber mit göttlichen Gaben begabt wäre? Da dürfen und müſſen ihm vielleicht, wie dem Achill Zorn und Stolz, mancherlei Fehler anhängen. Er mag für dieſelben, wie Achill durch den Tod ſeines Patroklus büßen müſſen; dieſe Epopee wird leidenſchaftlich, pathiſch. Sie rückt der Tragödie näher; ſie vollendet ſich ganz in der Menſchheit. Damit wäre alſo der Streit geſchlichtet, der über die Zuläſſigkeit und den Gebrauch vollkommner Charaktere in der Epopee geführt worden.

3. Deßgleichen der mit mancherlei Mißverſtändniſſen geführte Zank über Fabel und Charakter des Drama, des Epos. Sagt Ariſtoteles denn, daß eine Tragödie ohne Charakter, gerade die beſte ſeyn würde? Wohl aber, daß ohne ſie Heldenſpiele möglich ſeyn; keins aber ohne Fabel. Und dieß beſteht mit der Wahrheit. Eine Fabel muß da ſeyn, zu der Charaktere gehören, durch ihre Gegen- und Zuſammenwirkung vollführt ſich, ſo fern ſie an Charakteren hängt, die Fabel.

Nicht aber ganz darf ſie ſich durch ſie vollführen: denn es giebt über ihnen allen ein Göttliches,

ein Verhängniß. Dieß eben webt die Fabel; es bedient ſich der Charaktere, durch ſie wirkend: nicht aber, daß es ihnen dienen, alles aus ihnen herlangen, alles durch ſie thun müſſe: denn wie Vieles, das Entſcheidendſte oft, hängt im Lauf der Begebenheiten von Umſtänden, von unvermeidlichen Zufällen ab, weder vom Charakter, noch vom Verſtande! Die alſo in der Epopee, wie im Trauerſpiel den Charakter oben anſetzen, und aus ihm, wie in der Poeſie überhaupt, Alles, Alles herleiten wollen; knüpfen Fäden, die an nichts hangen, und die zuletzt ein Windſtoß fortnimmt. Laſſet beiden untrennbar ihren Werth, der Fabel und dem Charakter; oft dienen beide einander und vertauſchen ihre Geſchäfte, das Göttliche dem Menſchlichen, die Fabel dem Charakter; zuletzt aber erſcheinet's doch, daß es nur Herablaſſung, Mittheilung der Eigenſchaften war, und ohne geordneten Zuſammenhang der Fabel kein Charakter etwas vermochte.

4. „Aber, wo bekomme ich das Wunderbare, das Göttliche her, in unſern gott-, götter- und wunderloſen Zeiten?" Wer ſo fragt, dem iſt die epiſche Muſe nie erſchienen. Sind, ſeitdem Griechen

lebten, nicht Wunder genug entdeckt? Erfanden Newton, Dollond, Herſchel ihre Fernröhre vergeblich? Und auf unſrer Erde, umſchifften kühne Weltumſegler ſie umſonſt? wagte Cook ſich umſonſt bis an die Pforte des Südpols? Sahen die Forſter, die Bougainville nichts Neues, nichts Wunderbares? Und im Reich der Kräfte, haben der Magnet, die Elektricität, der Galvanismus keine neue Anſichten der Dinge verliehen? Haben Haller, Linné, Werner den Dingen der Welt keine neue Ordnung gegeben? Im Drange des Syſtems ſelbſt, ſind manche ihrer Darſtellungen ſo neupoetiſch, daß ſie gleichſam rufen, zur Handlung mit Empfindung beſeelt zu werden.

Und im Reiche der Menſchen, haben wir keine Vorurtheile abgelegt, an die ſich leider das alte Epos knüpfte, von denen es ausging, die es bezweckte? Kennen wir keine andre, als die Würgengel unſeres Geſchlechts, Eroberungs-, Verfolgungs-, betrügeriſche ſtaatsniedrige Reichthums-Helden? oder gar noch tolle Ritter, buhleriſche Damen nach Ritterweiſe? Sind keine Principien der Ehre und Schande, des Wohlſtands, des Staats, des Zweckes und Werthes

der Menſchheit, des Zuſammenhanges unſeres Geſchlechts, der Religion, der Handelsgemeinſchaft ſeitdem an's Licht getreten, die, ob ſie gleich bei weitem noch nicht im Gange ſind, dennoch mit lauter Stimme Jedermann in's Ohr rufen: „Wir ſind da! wir ſind geboren! wir leben! wir ſind unſterblich!“ Hat Niemand ſich um dieſe Grundſätze, Kinder der Wahrheit, theoretiſch und praktiſch bemühet? Niemand für ſie Gut und Blut, Zeit und Leben aufgeopfert? Arbeitet für ſie die Vorſehung nicht ſelbſt? liegen nicht eben ſie im Kampf des Schickſals? Wer in der Geſchichte unſers und der vergangenen Jahrhunderte, im ein- und ausſpringenden Strome menſchlicher Begebenheiten und ihrer Charakter keinen Stoff zum Epos, kein lebendiges Wort findet, der thut wohl, wenn er die Welt mit Geſchichten verſchont, die nichts bedeuten. — —

5. „Ach aber, daß uns, da die alte ſo abgenutzt iſt, eine Mythologie fehlet!“ Wer hat ſie abgenutzt, als ſchlechte Schreiber? und wenn ſie eines andern Volkes, einer andern Zeit iſt, was hätten wir an und mit ihr verloren? Als Denkbild der Schöpfung, als Nomenklatur charakteriſirter Weſen nutzt ſich keine

wahre, d. i. tiefgedachte und empfundene Mythologie ab, obgleich eine uns näher liegt, als die andre.

Jedes Volk hat ſeine Mythologie: denn es hat eine Sprache. In dieſer liegen ſeine Stammbegriffe und Dichtungen, wie ſeine Hoffnungen und Wünſche: lebendige Abdrücke ſeiner Seelenkräfte und Neigungen, die der Lauf der Zeiten vermehrt, vermindert und vielfach umformt. Außer dem tiefgeprägten Charakter unſerer, einer Urſprache, ſind uns aus Oſt und Nord ſo viele Mythologien zugebracht worden, daß wir wie Tantale in einem Strome ſtehen, in dem die ſchwimmenden Aepfel uns vor den Lippen umherſchweben.

Bedenklichkeiten dieſer Art zeigen — wovon anders, als von dem Unvermögen des Schreibers? wohin auch die über das zu wählende Sylbenmaß gehören. Jambus, Herameter, Stanze, im Ciſſides und Paches, im Meſſias und Oberon zeigen ſie, daß ſie nur auf den Wink des Mächtigen warten. Der Epopee ſcheint das Sylbenmaß das angenehmſte, das, bei der reichſten Mannigfaltigkeit an Abwechſelungen, den einförmigſten Tritt und Gang hat, mittelſt deſſen es uns wie fortzieht. Unluſtig geht

es ſich mit einem Gänger, der keinen Tritt hält; auch mit dem Epossänger giebt es ein böſes Verkehr, der uns, wenn auch nur durch Fehler, in jeder Zeile an ſein Sylbenmaß erinnert. Des Sylbenmaßes wegen leſen wir nicht; wohl aber wünſchen wir, daß dieſes uns, allenthalben dem Sinn und der Sache angemeſſen, angenehm-ſtolz auf ſeinen Flügeln trage. — (Adraſtea, B. V. S. 296 ff.)

Petrarca.

— — Welch eine falſche Idee hat man gemeiniglich von Petrarca! wie falſch wäre auch die, wenn man ſich aus ſeinen Selbſtgeſprächen etwa nur eine bußfertige Seele, oder einen mit ſich ſelbſt Unzufriedenen abzöge! Ganz ein andrer Geiſt lebte in Petrarca.

Zuerſt trug er das große, unaustilgbare Gepräge der Liebe des Alterthums in ſeiner Seele; ein Gepräge, das mir allenthalben ehrwürdig iſt, wo ich's gewahr werde, und das uns bei ihm, zu ſeiner Zeit, unter ſeinen Umſtänden, in der Anwendung, die er davon machte, äußerſt wohlthut. Die Griechen kannte

er wenig und ſetzte ſie den Römern nach; er ward mit ihrer Sprache zu ſpät bekannt, und da er die Römer als ſeine Landsleute anſah, deren Glanz in Italien er wiederzuſehen wünſchte; ſo gab ihm dieſes ſchon in ſeiner Seele einen Vorrang vor allen Völkern der Erde. Nie haben ihre Redner, Dichter und Weiſen einen eifrigern Schüler gehabt, als ihn, der nicht etwa nur in der Sprache ihnen nachzubuhlen ſuchte, ſondern ihren großen Sinn, ihre hohe Gedankenweiſe zur ſeinigen machte. Dieß zeigen ſeine Schriften und Briefe, ſeine Sammlungen von Beiſpielen der Vorwelt, die Grundſätze, an welche er ſich hielt, mit welchen er Andere tröſtete oder weckte, endlich ſeine lateiniſchen Geſpräche, Gedichte und andere Einkleidungen, in denen man bis zu ſeinen höchſten Jahren hinauf den Schüler der Alpen wahrnimmt. Hier klopft Petrarca jedem Jünglinge und Mann auf die Schulter: „Lieſeſt Du die Alten alſo? wendeſt Du ſie alſo an?“ Petrarca's lateiniſcher Styl mag unrein ſeyn; ſeine Denkart war es nicht. Ein Freund des Vaterlandes, wie Tullius und Cato, weiß er die ſtrengen Grundſätze eines Seneka durch die geſellſchaftliche Theil-

nehmung und Gefälligkeit des Horaz anmuthig zu mildern. Manche Briefe, in denen er seine Schwachheiten liebenswürdig bekennt und entschuldigt, ja gleichsam mit seinem eignen Herzen spielet, sind ganz in der Denkart des Horaz geschrieben: und eine sittliche Urbanität ist der Charakter aller seiner Schriften.

Das Gefühl also, nach welchem er ganz unter den Alten lebte, webte den Faden seiner Begebenheiten, und ward, wie man sagt, der Schmid seines Glücks. Auf eine niedrige Weise, nach den Begriffen seiner Zeit, ein Glück machen, konnte und wollte er nicht; er schlug dazu alle Gelegenheiten aus, die er auch nicht zu brauchen gewußt hätte; dagegen erwarb er sich eine Liebe und eine Anhänglichkeit, ein Ansehn und einen Namen, über welchen man fröhlich erstaunt. Welche Briefe und Anreden, die er an Kaiser, Könige, Päpste, Cardinäle, Bischöfe und Fürsten schrieb! und welche Art, in der sie aufgenommen wurden! Keine Veränderung der päpstlichen und bürgerlichen Welt, die einigermaßen sein Italien betraf, ging vor, ohne daß er den lebhaftesten

Antheil daran genommen hätte: eben weil ſein Vaterland ſo ganz in ſeinem Herzen wohnte.

Vergleicht man in dieſem Punkte, im Punkte der Achtung nämlich, die man dem hellen Verſtande, der reinen Wiſſenſchaft Petrarca's erwies, ſeine Zeiten mit den unſrigen; welche ſoll man barbariſch nennen? Dort hatte man wenigſtens eine Achtung für den Verſtändigen, der, obwohl bloß ein Mann der Wiſſenſchaft und kein Staatsdiener, bei öffentlichen Anläſſen ermunterte, rieth, warnte, lehrte; jetzt würde dem Petrarca ſelbſt ſchon der poetiſche Lorbeerkranz auf ſeinem Schädel allenthalben ein Stillſchweigen auflegen, wo er nicht zu loben vermöchte. Und doch war es eben und einzig dieſe Liebe und Achtung für Wiſſenſchaften, die den Zeiten aufhalf, ohne welche wir noch in der Barbarei lägen. Wer ſiehet nicht noch jetzt das Bild des Königs Robert von Neapel, der edeln Colonna's, und ſo mancher Andern ſeiner großen Freunde in Petrarca's Schriften mit Liebe und Achtung an? Wie in einem Traume lieſet man ihre freundſchaftlichen Briefe und hört Petrarca's Zeugniſſe von ihnen; bis man durch

Zeugniſſe von Andern, die nicht ſo dachten, eben auch in denſelben Briefen unangenehm aus dem Traume geweckt wird.

Endlich iſt das Ideal von Liebe, das Petrarca mit ſich trug und in ſeinen Gedichten mit unglaublicher Kunſt und Sorgfalt ausbildete, gewiß die kleinfügige Idee nicht, die man gewöhnlich ſich an ihm denket. Laura möge in Perſon, oder zum leibhaften Petrarca geweſen ſeyn, was ſie wolle; dem geiſtigen Petrarca war ſie eine Idee, an die er auf Erden und im Himmel, wie an das Bild einer Madonna, allen Reichthum ſeiner Phantaſie, ſeines Herzens, ſeiner Erfahrungen, endlich auch alle Schönheiten der Provenzalen vor ihm, dergeſtalt verwandte, daß er ſie in ſeiner Sprache zum höchſten, ewigen Bilde aller ſittlichen Weibesſchönheit zu machen ſtrebte. Auf griechiſche Weiſe konnte dieß nicht geſchehen; eine nackte Grazie, oder eine Venus Urania konnte und wollte er nicht malen; er wählte alſo die Züge, die in ſeinem Zeitgeiſte, in der provenzaliſchen Poeſie, in den Begriffen ſeiner Religion und ihren Darſtellungen als Stoff eines reinen weiblichen Ideals ſittlicher Humanität zerſtreuet

da lagen, und bildete ſeine Madonna daraus, die irdiſche und himmliſche Laura.

Dieſe zeigte er in Wirkung auf ſich, auf ſein eigen Herz, und zwar in mancherlei Umſtänden, in Wirkung auf ſeine Schwachheiten ſowohl, als auf die edlere Seite ſeines Gemüths; hiedurch allein ward ſie anziehend und belehrend. Denn eine Schönheit, die keine Liebe erregt, eine Liebe, die nur Bewunderung iſt, und ohne Kampf mit ſich, ohne Fehler und Schwachheiten ſeufzet, ſind ohne Reiz und Anwendung. Von allem Sittlich-Schönen im weiblichen Charakter pflückte Petrarca die Blüthe, und wand ſeiner irdiſchen Freundin, die er vielleicht nur hie und da in ſeiner Jugend geſehen haben mag, die eines Andern Mannes Weib und Mutter von Kindern war, die dieſe Gedichte vielleicht nicht verſtand, die wenigſten ſah (denn die ſchönſten ſind nach ihrem Tode gedichtet) einen unſterblichen Kranz um ihre unſchuldigen Schläfe.

Wer den Geſchmack der provenzaliſchen Poeſie, wer die Beatrice des Dante kennt, wird hieran nicht zweifeln, und die Mühe bedauern, die der Lebensbeſchreiber Petrarca's, ein Abkömmling der an-

geblichen Laura, auf die Anwendung jedes Zuges, der ihre Perſon betreffen ſoll, gewandt hat. Jeder Liebhaber kann und ſoll ſeine Laura in Petrarca's Gedichten finden; er ſoll ſein Herz mit allen Schwachheiten auch darin finden und die Läuterung wahrnehmen, die ein reiner weiblicher Charakter im Gemüthe ſowohl des Jünglings, als des Mannes bewirken ſoll und kann. Hiezu ſteht Laura da; und ich wüßte nicht, ob es einen ſchöneren Zweck der Poeſie der Liebe gebe? wenn einmal dieſe Gattung Poeſie da ſeyn ſoll. Gegen die römiſchen Dichter des Amors, Horaz, Tibull, Properz, macht Petrarca der Idee ſeiner versi volgari nach, keinen kleineren Unterſchied, als den er der Sprache, den Nationen und Zeiten nach ſelbſt machen mußte. Von unſern erotiſchen Dichtern ſteht er in gleichem Maße geſondert. Da es indeſſen doch wohl niemanden zu verargen ſeyn wird, wenn er in ſeine Liebe Gemüth bringt, und ſie nicht bloß als ein Werk des Bedürfniſſes und der Convenienz betreibet: ſo ſehe ich auch Petrarca's Laura als ein Ideal an, das keinen Jüngling verführen, das einem jeden edelgeſchaffenen Jünglinge als ein Madonnen-Bild al-

ter Zeiten in einer ſo ſchönen Sprache wohlthun wird.

Die Empfindungen Petrarca's in Anſehung der Freundſchaft waren dieſem Ideale nicht entgegen, und Italien, Rom, ſeine Sprache, die Menſchheit waren ſeines Gemüthes ewige Laura.

Als ich in einer ſchönen Morgenſtunde dem letzten Aufenthalt ſeines irdiſchen Daſeyns vorüberfuhr, umfing mich eine ſo ſüße Erinnerung ſeines freundſchaftlichen Herzens und ganzen Lebens, daß ich nichts anders als die letzten Worte ſeines letzten Briefes ausrufen konnte: *Valete amici, valete epistolae!* Er ſtarb im Jahre 1374; man weiß nicht recht, wie und wann? genug, daß man den ruhigen Greis, an ſeinem Pulte ſitzend, todt fand. Valete amici!

* * *

Die griechiſchen Tragiker.

Jahrhunderte vor der Geburt der italieniſchen und franzöſiſchen Oper gab es ein Volk, das dem Melodrama eine hohe Geſtalt gegeben hatte, die Grie-

chen. Ihr Heldenſpiel (denn warum ſollten wir's Trauerſpiel nennen, da die griechiſche Tragödie nicht eben traurig ausgehen durfte?) ihr theatraliſches Heldenſpiel war ganz Melodrama. Bloß aus dieſem Grundſatz läßt ſich wie ſein Urſprung, ſo ſeine Einrichtung und Wirkung erklären.

Aus Freudengeſängen und Freudentänzen an Feſten des Bacchus genommen, blieb nämlich der Chor ſeine Grundſtütze. Zwei, drei handelnde Perſonen traten dazwiſchen — warum nicht mehr? In jeder Geſellſchaft fühlen wir, daß zwei, drei Perſonen, gleichſam natürlich in eine Conſonanz oder gar in einen Accord treten, mit allen Variationen, die jede Umſetzung des Geſpräches giebt. Mehrere werden nur Nebentöne, gar Diſſonanzen; ein wildes Gewirr von Stimmen endlich ſtört und ermüdet. Ein hoher Einklang herrſcht durch alle Gänge der Begebenheit oder Leidenſchaft über dem Grundton des Chors in wenigen, aber trefflich zuſammengeſtellten Charakteren. Wohl der Seele, die das geiſtige Melodrama empfindet.

Ein Grieche, der in unſer Trauerſpiel träte, an die muſikaliſche Stimme des Seinigen gewöhnt,

müßte ein trauriges Spiel in ihm finden. „Wie wortreich-ſtumm, würde er ſagen, wie dumpf- und tonlos! bin ich in ein geſchmücktes Grab getreten? Ihr ſchreit und ſeufzet und poltert! bewegt die Arme, ſtrengt die Geſichtszüge an, raiſonnirt, declamirt; wird dann Eure Stimme und Empfindung nie Geſang? vermißt ihr nie die Stärke dieſes dämoniſchen Ausdrucks? Laden euch eure Sylbenmaße, ladet euer Jambus euch nie dann ein zu Accenten der wahren Götterſprache?

„In Athen war's anders. Unſer Theater erklang von Jamb und Trochäus, von Choriamb und ſtürmenden Anapäſten. Verſucht's und leſet ſie laut. Ob unſre Ausſprache, unſre Deklamation, Action und Muſik euch gleich verloren ſind. Eure Kammer wird Euch zu eng', Euer Haus voll ſchallender Luftgenien werden, indem ihr ſie nur leſet *), denkt euch dieß beſtimmt-fortgehende, immer wechſelnde Melos, un-

*) Wer die Griechen in ihrer Sprache nicht leſen kann, leſe ſich Bothens Ueberſetzung des Euripides laut vor. Ein erſter kühner Verſuch, dem Andre folgen mögen. In ihm wird ein Geiſt laut und lebendig, an den uns eine ſchleichende Proſe-Ueberſetzung kaum erinnert.

terſtützt jetzt von der Flöte, jetzt von anderen Inſtrumenten, wie es Scene und Leidenſchaft forderten; hört es im Geiſt und verſtummt über eure verſtummte Bühne.“

Und dieſem hohen Tongefolge, was legten wir ihm unter? Etwa nur Liebesſeufzer? Galanteriephraſen? Tändelei mit der Empfindung, der Sprache, den Gedanken? Reimſpäße? Nichtsweniger. Einen großen Kampf menſchlicher Leidenſchaften unter der höchſten Macht, dem Willen des Schickſals. Einen Knoten der Begebenheit, der nur durch Charaktere und Geſinnungen, durch Handlung aufgelöſt werden konnte. Der Gang der Töne war hierin unſer lebendiges Vorbild. Wie dieſe ſich verſchlingen, damit ſie ſich froh entwickeln, indem kaum etwas ermüdender iſt, als eine einförmige Muſik, und nichts verwirrender, als eine verwirrte Tonkunſt: ſo verſchlang, ſo löſete ſich unſer Drama der Seele melodiſch. Aus Diſſonanzen ſtieg die höhere Conſonanz mit jeder geſchonten Annäherung, feierlich, ſchauerlich, langſam, prächtig hervor; und ſchloß mit einer Beruhigung, die nicht etwa dumpf ſättigte, ſondern einen Fortklang dieſer Töne zu hören ein-

einlud. Daher, daß wir unſre Fabelwelt ſo durſtig erſchöpften, jede große Begebenheit in ihre Folgen verfolgten, und nichts unvollendet ließen: denn eine unterbrochene, matt-geendete Muſik iſt ein plutoniſches Kunſtwerk."

„Ihr fangt an und endet, wo es euch beliebt; wir endeten, wo geendet werden mußte, und fingen von neuem an. So war jedes Stück dem innern Herzen Muſik, ein Ganzes. Ihr ſchleppt eine Menge Trommeln, die weder Klang noch Ton geben, unter die zarteſten Inſtrumente, und nennet's hiſtoriſche Schauſpiele; wir nicht alſo. Fabel war bei uns Fabel, Geſchichte Geſchichte. Auf dem Theater mußte die bekannteſte Geſchichte eine reine, ganze, ſich ſelbſt entwickelnde Fabel werden, oder ſie blieb das Werk jenes Leirers, der, wenn er nicht ſpielen konnte, pfeifend erzählte. Wir wagten es, die höchſten Bilder mit den kühnſten Tonfügungen zu vereinigen, und klopften ſtark an die menſchliche Bruſt."

Doch warum ſollte der Grieche fortreden dürfen? Da Jedem, der die Alten und Neueren kennt, der Unterſchied beider Theater dunkler oder klarer vorliegt. Nicht nur haben ſich das Drama und Melo-

drama gänzlich geſondert; nicht nur iſt der Chor verſtummt, ſondern, was daraus folgen mußte, in ſo vielen Stücken auch die Melodie der Handlung. Das Richtmaß und der Zweck, nach und zu welchem bei den Griechen die Begebenheiten dem Zuſchauer theatraliſch dargeſtellt und entwickelt werden ſollte, ſie werden von den Neuern nicht anerkannt; in den meiſten Stücken ſind ſie alſo vom Theatre verſchwunden.

Wer hat Recht? Die Griechen oder wir? Eine Frage, die hier nur fragmentariſch erörtert werden ſoll, fern von Partheilichkeit und einer thörichten Anbetung der einen oder der andern Seite.

Iſt einmal das Theater zu unſern Zeiten ein ſo viel beſuchter Platz, zu dem man die Menge zuſammenruft, ihnen Geld und Zeit nimmt, und darauf Koſten wendet; iſt das Drama unerkannter Weiſe das ſchwerſte und mächtigſte Poem, mithin das künſtliche Kunſtwerk, dem ſo viele große Geiſter, ſowohl zum Studium, als zur Darſtellung und Ausführung ihrer Kräfte ihr Leben widmeten; iſt's ein ſo vollkommnes und, wie man ſagt, unentbehrliches Werkzeug auf die Gemüther der Menſchen

zu wirken; ſo ſteht es nothwendig unter der prüfenden Wage des ſorgſamſten Urtheils.

* * *

Aeſchylus war der Erfinder der Tragödie: ihm, dem tapfern Mann, ſind wir auch den wahren Begriff ſeiner Kunſtgattung ſchuldig. Weshalb ließ er ſeine Perſonen aus dem Chor hervortreten? wozu ſtiftete er die Bühne?

Agamemnon, der König, ſoll ankommen. Der Wächter ſieht die Feuer. Klytemneſtra, die das königliche Haus und Bett geſchändet, herrſcht mit ihrem Buhler Aegiſthus. Wie wird man ihn empfangen? Wie Er ſich betragen? Die Begebenheit als ein Problem liegt vor. Er kommt. Wie will Klytemneſtra ſich rechtfertigen? Welchen Entſchluß wird ſie nehmen? Wie ſich betragen vor und nach der Blutthat? Was wird der Chor ſagen? So hängt die große Wage des Schickſals. Was Aeſchylus in ſie gelegt hat, höre man von ihm.

Oreſt erſcheint, der Rächer ſeines Vaters. Phöbus hat ihn geſandt, ſein väterliches Haus zu reini-

gen. — Mord ſeiner Mutter? ein ſchreckliches Problem! Wie wird es beginnen? wie enden? Mit welchen Empfindungen des Sohns, der Schweſtern, der Mutter, der Bürger? Wie ſtehet die Wage des Rechts und Unrechts in dieſem Moment? Leſe man die am Grabe Opfernden des Aeſchylus, und fühle in ihnen das Feuer der Leidenſchaften von mehreren Seiten. Aber die Fabel iſt noch nicht vollendet. —

Die Eumeniden erſcheinen, rächend den Mord der Mutter auch in der gerechteſten Sache, den Muttermörder verfolgend. Phöbus ſchützt ihn; Pallas endlich ſpricht Recht und endete. Ein rechtvolleres Stück iſt kaum irgend ſonſt auf dem Theater erſchienen, Aeſchylus Krone. Glorwürdig für Athen werden die alten Rachgöttinnen hinaus- und hinabgeleitet. Die ſchreckliche Begebenheit zeigt ſich hier im größten Licht, rein aus einander geſetzt: es erfolgt das Endurtheil, — Entſühnung.

So die andern Stücke Aeſchylus. Prometheus wird an den Felſen geſchmiedet und ächzt. Man hört um ihn die Gewalt, den gehorſamen Götter-

boten, den ſchmiedenden Hephäſtus. Man hört von ihm die Stimmen der Beſuchenden, des Oceans, des Chors, der Jo, abermals des Merkurs; Prometheus bleibt unerbittlich. Hätten wir den zweiten Theil dieſes Stücks, den entfeſſelten Prometheus! Der dramatiſche Rechtsſpruch wäre in ihm zwiſchen Meer, Himmel und Erde — verlautbar! in ihm die Sache zwiſchen Göttern und Menſchen geſchlichtet. Es erfolgte Verſöhnung.

Aeſchylus Perſer ſind der Rhamnuſiſchen Göttin, der Nemeſis-Adraſtea ſelbſt ein feierliches Dankopfer. In Perſien erſcheinen die Geſchlagenen, die Entflohenen, der entflohne König, der Verarmte. Der Schatte Darius ſteigt aus der Gruft — welche Stimme, welche Klagen! Große Seele Aeſchylus, des Helden in eben dieſem Kriege; ſie ſchuf Athen durch dieſe Darſtellung ein Triumphfeſt, das dem Krieger geziemet. Des entfernten Perſiens herüberſchallende Seufzer, ſiegendes Griechenland, ſind deine Siegestöne, und du, Athen, Griechenlands ew'ger Siegestempel. Die Götter haben den Kampf entſchieden.

Aeſchylus Sieben vor Theben, oder der Tod der beiden Oedipus-Söhne, Eteokles und Polynikes. Auf dem Scheiterhaufen ſelbſt, der ihre Leichname begrub, ſagt das Epigramm der Anthologie, wandten ihre Flammen noch ſich feindlich aus einander; in dieſem Aeſchyluswerk, wie raſet die Flamme des Eteokles! Unzähmbar allem, was ihr ſich nahet; nur von der Macht des Schickſals, aber von ihr wie fürchterlich gedämpfet. Großer Dichter! In rauher, aber feſter Hand hielteſt Du mit ſtrengem Urtheil die Wage des entſcheidenden Schickſals.

* * *

Sophokles milderte das Urtheil der Bühne, er hob es aber nicht auf. Auf Aeſchylus abgebrochener Bahn ſchritt er leiſeren Trittes vorwärts. Sanfter geordnet und zubereitet iſt ſeine Elektra gegen Aeſchylus Choëphoren, die Geſetze und der Zweck des Schauſpiels waren auch ihm dieſelben. Die zu vollziehende That liegt vor, Klagen der Elektra leiten ſie ein; die Urne des todtgeglaubten Bruders macht ſie dem Augenſchein milder, gerechter, dem Her-

zen ſanfter. Man hört die Erinnyen kommen; das Ganze deckt und hält gleichſam die, von der das Stück ſich nennt, Elektra.

Oedipus der König. Die Begebenheit, das Unglück ſeines erſt durch ihn geretteten Volks, die Peſt iſt da; das Blatt des Schickſals, warum ſie da ſey; wie ſie zu verſöhnen ſey? iſt verhüllt. Er kommt; ein Vater- ein Königsmörder iſt in Theben; durch ſeine Verbannung ſoll das Land entſühnt werden, Niemand iſt eifriger zu entdecken, wer dieſer ſey? als Oedipus. Und Oedipus iſt ſelbſt der König. Welch ein Abgrund von Abſcheu und Qualen ſich jetzt ihm und ſeinem Geſchlecht aufthut, höre man bei Sophokles, dem milden Sophokles ſelbſt. Der große, glückliche König ſteht unglücklich da, gebogen und gebeugt von der Hand des entſcheidenden Schickſals.

Mild begleitet ihn der Dichter nach Kolone, und läßt den Blinden, lange Gequälten dort ſein Göttergrab finden. Dank dem neunzigjährigen Greiſe Sophokles, daß er ſich ſeines alten Verlaſſenen annahm. Dank dem Zufall, daß er uns dieß Stück ließ! So auch die Antigone, die edle Schweſter, die ſchöne Veſtale.

Tochter eines unglücklichen Hauſes: ſie endet; ſie verſöhnt mit ihrem Tode das Schickſal.

Philoklet, der unglückliche, ſchmälich-zurückgelaſſene Held auf Lemnos. Man will ihn ſelbſt, man will ihm ſeine Pfeile rauben; Ulyſſiſche Liſt, Achilleiſche Ehrlichkeit gerathen in Streit mit einander. Er ſelbſt iſt im Kampfe zwiſchen Heldenehre und dem traurigſten Jammer. Herkules erſcheint, der Sprecher des Schickſals. Er, der dem Philoktet die Waffen gegeben, der durch ſein Bequemen unter die hohe Macht des Verhängniſſes ihm das dringendſte Vorbild iſt, ſich dem Spruch der Götter zu fügen; mit kurzer Zuſprache endet er das einfache, hohe Drama. Die Reinigung der Leidenſchaften an ihm, der Furcht und des Mitleids iſt vollendet.

Dagegen der raſende Ajax, trauriges Bild des Wahnſinns eines beleidigten tapfern Mannes, der die Pallas zur Feindin hat, der ſich gegen die Götter empörte. „Bändige auch deinen gerechten Zorn; empöre Dich gegen die Götter nicht; wüthe nicht gegen das Verhängniß; Du wüthest gegen Dich ſelber.“ Das ſagt uns das Stück; die Reinigung der Leidenſchaften an ihm iſt vollendet.

Und die Trachinierinnen. Herkules wie er auf Oeta ſtirbt, vom Geſchenk ſeines Weibes, der liebenden Dejanira, mit Höllenſchmerzen unſchuldig vergiftet, ſeinen Sohn bittend, ihm den Tod zu geben — endlich ſterbend. — O Griechen, Griechen, wie bearbeitet ihr eure Fabeln des menſchlichen Schickſals. (Lit. u. Kunſt B. XII. S. 218 ff.)

* * *

Das Schickſal.

Chor der Antigone von Sophokles.

(Schlußchor des zweiten Aufzugs.)

Glückſelige, deren Aeon *)
Nicht koſtet böſe Geſchicke:
Denn weſſen Haus von der Götter Hand
Einmal erſchüttert ward,
Den verläßt das Unglück nicht,

---

*) Lebenszeit.

Nachſchleichend bis zu des Stammes letztem Sproß.
Wie des Weltmeers Welle, wenn bei ſtürmenden Winden
Nacht es bedeckt, den ſchwarzen Sand
Von Grund auf wühlet, erregt vom Sturm
Und ringsum hallen ächzend die Ufer wieder.

So ſchau' der Labdakiden Haus ich fallen,
Da nach altem Unfall neuer Unfall
Darauf ſich drängt.
Die Nachzeit rettet keinen Zweig
Von dieſem Stamm; denn irgend ein Gott
Kehret ihn um, ihm keine Raſt gewährend.
Der letzten Wurzel Sproſſe glänzte hier
In Oedipus Haus; auch ſie
Mähet der blutige Staub der Unterirdiſchen ab, *)
Und ihr unbedachtſam Wort,
Die Erinnys in ihrer Bruſt. **)

---

*) Die Erde, die ſie gegen das Verbot über ihren todten Bruder geſtreut hatte. (Statt Staub, das ſich auf eine verdorbene Lesart gründet, ließ Sichel).

**) D. i. ihr unbeugſamer Sinn, ihre harten Worte.

Deine Gewalt, o Zeus, welche der Sterblichen
Uebermüthige Tritte hielten ſie ein?
Sie, die der Alles-entkräftende Schlummer nie erfaßt,
In der Götter unermüdlichen Wendenlauf.
Nie-alternd herrſcheſt, Mächtiger, Du
Im glänzenden Licht des Olymps.
Was war, was iſt, und werden wird,
Gehorchet Dir! — doch dieß Geſetz
Trifft Sterbliche nicht: daß immer unglücksfrei
Ihr Leben ſey.

Zwar die vielgeſtaltende Hoffnung bringt
Vielen der Sterblichen reichen Gewinn;
Aber auch Viele täuſchet ſie
Mit ſinnesleeren Begierden.
Dem Verſtändigen ſchleicht nichts herbei,
Eh' einer den Fuß an's brennende Feuer geſetzt *)

---

*) D. i. ohne vorgängige Probe und Erfahrung überläßt er ſich dem blinden Zufall nie, zumal in Gefahren. (Unbemerkt iſt ihm das Uebel nah, ehe er noch ſeinen Fuß dem Feuer näher gebracht hat)

Denn ein weiser Mann sprach ein berühmtes Wort
‚Das Böse scheine zuweilen gut
Dem, dessen Brust der Gott zum Unfall treibt.“
Anfangs gelinget ihm sein Werk,
Jedoch nur kurze Zeit.

* * *

Nutzlos wäre es noch, zum Euripides zu gehen, und aus zwanzig Stücken zu zeigen, was sich aus jedem erweisen läßt, nämlich: „die griechische Tragödie war eine dargestellte Fabel menschlicher Schicksale, um durch diese Darstellung, wie es sonst keine Dichtungsart thun kann, das menschliche Gemüth — was? bloß zu bewegen? Wozu? Zu allerlei Leidenschaften, die sich in wilder Irre kreuzen? Zu Haß, zu Abscheu, zu Bewunderung, zur Liebe? — Möge dieß mehr oder minder geschehen, nachdem der Dichter Stoff und Kraft, der Zuschauer Gemüth, der Schauspieler Geschicklichkeit hat; aber das Bewegen ist nicht genug, die Tafel ist geschrieben:

„Tragödie ist eine Schicksalstafel, d. i. eine dargestellte Geschichte menschlicher Begegnisse,

mittelſt menſchlicher Charaktere, in menſchlichen Gemüthern eine Reinigung der Leidenſchaften durch ihre Erregung ſelbſt vollendend."

Dieſe iſt bei Ariſtoteles keine ſtoiſche, ſondern (wie das Ende ſeiner Politik zeigt) eine heilige Vollendung. Wie durch Sühngeſänge Gemüther gereinigt, Leidenſchaften beſänftigt, geordnet und ſchweigend gemacht werden; ſo ſollte dieß im höheren Sinne (dem Pluto zuwider) durch die Tragödie geſchehen, die Ariſtoteles ſich als eine Muſik der Seele dachte. „An Tönen nimmt Jeder auf ſeine Weiſe Antheil. der Rohe anders, als der Gebildete. Es giebt auch verſchiedene Gattungen der Harmonie, die ſittliche, die thätige, die begeiſternde; zu ihrem Zweck ſind alle zu gebrauchen. Zur Erziehung die ſittlichſten, zum öffentlichen, ergötzenden Anhören, da andre ſpielen, ſowohl die thätigen, als die begeiſternden. Denn die Leidenſchaft, die Einen und den Andern ſtark ergreift, exiſtirt in allen Seelen; der Unterſchied iſt nur im Mehr und Minder. Dieſer Art ſind Furcht und Erbarmen. Weiter auch der

Enthusiasmus: denn auch von dieser Gemüthsbewegung werden Einige mit rasender Gewalt ergriffen. Von heiligen Gesängen aber sehen wir diese, zumal wenn sie sich der die Seele entzürnenden Gesänge bedienen, wie wenn sie unter den Händen einer arzneienden oder reinigenden Kunst wären. Einer solchen Cur müssen sich auch die Mitleidigen, die Fürchtenden und die von andern Leidenschaften Leidenden unterziehen. Den andern aber, jedem nachdem er dieser oder jener Leidenschaft unterworfen ist, und allen insgemein wird eine gewisse Reinigung der Leidenschaften; und zwar werden sie besänftigt mit Anmuth." Ihr tragischen Aerzte, die ihr uns statt dieser ausführenden und stillen Tropfen Tollwurzel oder Ipecacuanha reichet, was denkt ihr zu Aristoteles? „Er hat uns kein Recept zu geben! — Ich noch minder; und doch fahre ich fort.

Sollte das Trauerspiel dieß nicht bewirken können, da es eine Fabel des menschlichen Schicksals für menschliche Herzen darstellt? Wohnt der äsopischen Fabel schon dadurch so viel Kraft ein, weil sie die ewigfeststehende Ordnung der Natur, trotz aller Veränderungen und Zufälle wie

in bleibenden Typen handelnd darſtellt; wohnte dem Märchen die Kraft eines Traumes bei, den unſre Seele zu einer gegenwärtigen Welt, im Idyll zu einem nie geſehenen Arkadien der Glückſeligkeit bildet; wie? der große Zuſammenhang von Begebenheiten des menſchlichen Lebens, den das Verhältniß webet, das Netz, womit es den ſcharfſehendſten Läufer umſchlingt, der Felsſtein, den es über dem Haupt des Helden aufhängt, mit Umſtänden, die es durch einen Hauch ſonderbar wendet. Wie? dieſe wären nicht eindringend? nicht lehrreich? Nur ſey der Dichter auch durch ſeine Darſtellung Ausleger und Anwender dieſer Blätter des Schickſals.

Die Griechen bemühten ſich dieſes zu ſeyn. Ohne zu grübeln, warum von Ewigkeit her der Sohn des Lajus verdammt, ein Oedipus zu ſeyn, begnügten ſie ſich damit: „er war's! in Glück und Unglück. Glücklich, da er das Räthſel der Sphynx löſ'te und als ein verdienſtreicher König herrſchte; unglücklich, als ſich ein anderes Räthſel, das Geheimniß ſeiner Geburt aufſchloß." Hier war die Frage nicht: warum ſolche Schickſale die Menſchen treffen? ſondern wenn und weil ſie ſie treffen,

wie ſind ſie anzuſehen, wie zu ertragen? Zur Antwort auf dieſe Frage ſprach in der griechiſchen Tragödie bei jedem Umwenden eines neuen Blattes im Buche des Verhängniſſes, d. i. bei der Enthüllung jedes neuen Umſtandes der Begebenheit Alles was ſprechen konnte; der Leidende und die Mitleidende, die Fürchtenden und der Geprüfte, mit allen der Chor. Er war im eigentlichen Verſtande die Zunge an dieſer Wage; was niemand ſagen durfte und ſagen mochte, ſprach er. Daher war und iſt das griechiſche Theater ſo bildend. Es faßt die Begebenheiten von Allen, kehret ſie auf alle Seiten; es ergreift uns nicht durch die Verkündigung, ſondern durch die Affekten ſelbſt, die uns ergreifen.

Wozu nun erregte es dieſe Affekten, wenn es ſie nicht reinigen, d. i. läutern, ordnen wollte? Stürztet ihr uns aus Leidenſchaft in Leidenſchaft ohne Zweck, ohne vernünftige Abſicht und Ordnung; verſchwendetet ihr unſer Mitgefühl an Perſonen, die deſſen unwerth ſind, an ſchwache Elende, oder an teufliſche Böſewichter, in denen kein Zug der Menſchheit erſcheint; zerfleiſchtet ihr unſer Herz für und wider nichts durch Unverſtand oder Bosheit;

heit; ließet z. B. die, denen wir durch euch unsere Theilnahme geschenkt, so schief denken, sprechen, handeln, daß wir, mit Haß gegen euch, unser Mitleid ihnen verachtend entziehen müssen; oder kennt ihr nirgend Maß noch Raum, daß wir euch immer zurufen: „Höre auf Henker! kanntet ihr die Gesetze und Gänge des Schicksals so wenig, daß ihr uns entweder unnütze und lächerliche Furcht einjagt, oder diese dergestalt über die Grenzen ins Reich der Unnatur hinaustriebt, daß wir statt stark zu werden, schwach; statt mitfühlend, weise; stupid gegen das Verhängniß; fühllos, hart gegen unsere Nebenmenschen werden und uns aller Theilnahme an ihnen entsagten; wäret ihr sodann gute Haushalter der Begebenheiten des Schicksals, und in eurer Kunst rechtschaffne Künstler?

Schlechte Mischer der Affekten, empörende Darsteller der Begebenheiten des menschlichen Herzens und Lebens, des Glücks und Unglücks der Sterblichen, ihr trübt statt zu läutern; ihr empört statt zu versöhnen. Giebt es also keinen Ausweg von der Pflicht, daß, wenn ich Leidenschaften errege, ich sie zu einem vernünftig menschlichen Zweck erre-

gen, mithin ſie reinigen, läutern, ordnen müſſe; verbeut es die Menſchheit ſowohl als die Kunſt und Vernunft ſelbſt, vor dem hohen Geſetz der Weltfügungen, der großen Wage des Glücks und Unglücks, mit dem menſchlichen Herzen und deſſen Empfindungen zu ſpielen, daran zu ſchnitzeln, und ihm entweder unnöthige Wunden zu ſchlagen, oder ſie ungeſchickt zu verbinden: ſo iſt Ariſtoteles nicht nur gerettet, ſondern er hat nach den großen Muſtern, die er vor ſich fand, dem Dichter in ſeiner Poetik ſelbſt ſehr weiſe Warnungen und Vorſchriften in Behandlung der Schickſalsfabeln, in Erregung und Bändigung der Leidenſchaften gegeben. Welche Charakter z. B. er zu wählen? wie er ihnen ihr Verhängniß, uns unſer Mitgefühl mit ihnen, unſre Furcht für uns ſelbſt zuzumeſſen, zuzuwägen habe? ja wie es ohne dieß Maß, ohne dieſe Wage keine Tragödie gebe. Denn ein Gemetzel von Empfindungen, ein Gewirr blinder Schickſalsſtreiche iſt dem erſten Begriff des Trauerſpiels entgegen. Eben dazu tritt ſie ja auf die Tragödie, daß ſie mit größter Klarheit das über dem Helden ſchwebende Verhängniß darſtelle, ihn bei jedem Schritt ſeines Be-

nehmens mit Warnung, Bitte, Widerſpruch, Furcht, Rath oder Tröſtung begleite.

Daher auf Stellen, wo die Schickung zweiſchneidig vorliegt, und von jeder Seite Bemerkung verdient, der ſchnelle Wort- und Verswechſel des griechiſchen Theaters. Uns ſcheinen ſie affektirt, dieſe kurzen Sätze, theils weil die Ueberſetzung ſelten ſie ſo rein und treffend geben kann, wie ſie der griechiſche Jamb, Schlag auf Schlag, ſanft oder kühn, immer aber raſch treffend giebt, theils weil wir auf unſerer Bühne, ein ſo ſtrenges Aufechten des Rechts und der Wahrheit deſſen was geſchehen ſoll und nicht geſchehen ſoll, nicht erwarten. Die Athener, an öffentliche Reden für und wider, überhaupt an Staats- und Gerichtskämpfe gewöhnt, liebten dergleichen leidenſchaftliche Vernunftkämpfe. Und an rechtem Platz, wer liebte ſie nicht? Entſpringt je ein reines Reſultat, wo die einander gegenüber ſtehenden Meinungen nicht aufs ſchärfſte geprüft werden? Laßt ſie alſo, wie im Zweikampf, mit blanker Schneide einander begegnen; was der Zuſchauer dadurch gewinnt, iſt eine um ſo hellere

Geſinnung, erfochten im Zweikampf unter der Hand des Schickſals.

* * *

„Aber Schickſal und immer Schickſal! Wir Chriſten und Weiſe glauben kein Schickſal.“

So nenne man's Schickung, Begegniß, Ereigniß, Verknüpfung der Begebenheiten und Umſtände; unentweichlich ſtehen wir unter der Macht dieſes Schickſals.

Freilich, wann ein Dichter das große Wort ſo mißverſtände, daß die große Göttin ein Poltergeiſt würde, der, für und wider nichts, die aufs beſte angelegten Plane menſchlicher Vernunft, aller Vernunft entgegen, abſichtslos oder ſchadenfroh ohne alle Schuld des Menſchen verwirrte; wenn er auf das Kunſtſtück ſönne, daß alles was Menſchen wohlgeſinnt und wohlbeſonnen unternahmen, unglücklich; dagegen was die Götter leidenſchaftlich und brutal wollen, abſcheulich-glücklich ausfalle; dann haßten wir in dieſem Dichter das dumme, ſtupide Schickſal.

Ein Zweiter lähmte den Menſchen den Arm,

reichte ihnen ein Opium gegen alle vernünftige Ueberlegung und Entſchlüſſe, ließ aber dafür das Schickſal walten: „geh nach dem Orient, rufen wir, du Opium-Krämer!“ Ein Dritter gäbe ſich alle Mühe, den Karren in den Koth zu ſchieben, damit ihn das Schickſal ohne Hände herausziehe. Ein Vierter ließe die blinde Göttin auf Menſchen, wie auf einen Marmorblock ſchlagen und nennete dieſen empfindungsloſen Block einen Weiſen. Ein Fünfter triebe mit der Schickung Scherz; wenn ſein Held Alles gethan hat, fällt er ins Waſſer oder bricht ein Bein, und Alles iſt, als ob es nicht geſchehen wäre. Freilich ſolche Mißgriffe im Gebrauch dieſes Worts zeigen ein klägliches Schickſal, und wenn Leſſing in einem anderen Sinne die Tragödie „ein Gedicht nannte, das Mitleid erreget,“ ſo erregen ſolche Stücke wahres Mitleid. Mitleid nämlich mit dem Dichter; Abſcheu gegen den Mißbrauch des mißverſtandenen hohen Namens, ja des erſten Begriffes der Sache ſelbſt *).

War dieß aber der Sinn der Griechen? Warum

*) Dramaturgie B. II. S. 193. Hamb. b. Bode.

dringt Ariſtoteles darauf, daß im Trauerſpiel alles natürlich zugehe, und die Auflöſung des Knotens nie durch Maſchinen geſchehen müſſe? Warum macht er uneingeſchränkt die Meinungen und Sitten der Menſchen zu Quellen ihrer Handlungen, ihres Glücks und Unglücks? und wägt mit einer Goldwage ab, wie fern vollkommene und unvollkommene, gute und böſe Charaktere ins Trauerſpiel, d. i. unter die Würde des tragiſchen Verhängniſſes treten dürfen? dieß- und jenſeits verdammt er den kleinſten Fehler.

Und das mit Recht. Wollen wir der Bühne die reine Darſtellung menſchlicher Charaktere, mit allem was aus ihnen folgt, wollen wir ihr die reine Entwickelung menſchlicher Leidenſchaften und Geſinnungen der Glücks- und Unglücksfälle, wie ſie aus jenen folgen, rauben und ein falſches Wunderbare, Poltergeiſter, die allenthalben die Natur ſtören, auf den Schauplatz führen; wo bliebe noch eine rein dargeſtellte, rein entwickelte Menſchennatur und Wahrheit? Schenkt dem Roman, der Sage, dem Märchen euren Wunderglauben, ihr, die ihr der Dichtkunſt bezauberte Waffen ſchmiedet; nur die

Bühne verſchont mit dieſen Künſten. Auf ihr wollen wir, auch in ihrem Ideal, natürliche Wahrheit ſehen.

Nur alſo durch Menſchen-Charaktere wirkte das Schickſal, doch ſo, daß jene unter der Gewalt dieſes wirken. Wer ließ den Oedipus an dieſem Ort unter ſolchen Umſtänden geboren werden? wer machte ſogleich bei ſeiner Geburt ihn zum Oedipus, dem Fußdurchbohrten? Auch ohne pythiſchen Orakelſpruch, durch jede andere Veranlaſſung that es das Verhängniß. Wer ſchlang, von Pelops herab, dem Stamm des Atreus die eherne Binde um ſeine Stirn, die erſt in der dritten Geſchlechtsfolge, als unter Dianens und Phöbus Gunſt Oreſt und Iphigenia das Haus entſühnt hatten, zu ſchmelzen anfing? Der Stammescharakter, das Schickſal.

Die Sagen hierüber legt das Trauerſpiel aus; es führt die Charaktere auf ſeinen Grund zurück, und zeigt die Schickung eben im Spiel dieſer Charaktere, die immer leiſer und leiſer wirkend, den Stammes- oder Standes-Charakter endlich verſöhnen. So im Hauſe des Oedipus zwiſchen ſeinen verfeindeten Söhnen und ſeinen ſanfteren Töchtern. Der Faden

der Verhängniſſe iſt genetiſch geweckt, wie wir ihn noch allenthalben vor uns ſehen, hier bedauernd, dort lobjauchzend. Alle Gefahren Herkules, liegen ſie nicht in ſeinem Charakter? Jeder Herkules hat ſeinen Euriſtheus, ſeine Juno, ſeine Omphale, Jole, Dejanira. Und wie nahe liegt ſein, des Rückkehrenden, von der Göttin ihm geſandter Wahnſinn, da er ſeine Kinder als fremde erwürgt, im Herkules Charakter! Mit dem Namen der verhängenden Göttin iſt ein Ehrenneß über ihn gebreitet. So über Ajax und aller Helden Charakter, die das Schickſal verfolgte. Ein Mann, der gegen die Götter ſtreitet, grenzt an Wahnſinn. Wenn nun Ulyſſes Schlauigkeit das, was ihm gebührte, vor den Augen ihm wegſtiehlt, was kann er werden, als was er im Trauerſpiel wird, mit Allem was daraus folgt?

So in hundert andern Märchen der Griechen. Hippokrates Ausſpruch: Alles Menſchliche iſt göttlich; alles Göttliche menſchlich iſt ihre Inſchrift. Die Schickſale jedes ihrer alten Helden ſind eine Expoſition ſeines Charakters. Dieß zu bemerken, gewährt ein lehrreiches Vergnügen; ein

noch lehrreicheres das langſame Zubereiten und Kommen des Schickſals in ihren Epopeen und Trauerſpielen. Ein feines Ohr hat es belauſchet. Wer für ſeine Welt der Schickſale ſich Auge und Ohr öffnen will, leſe ſie; wie Altarbilder ſtehen hohe Unglückliche da, lehrend, warnend, beruhigend, tröſtend. In kleinſten und größten ihrer Unfälle, das Maß des Mitleids und der Furcht dem Gemüth zuzuwägen, und es daran zu gewöhnen, dazu trat Melpomene auf den Kothurn, unter Geſang, mit Thaten und Rede. Hat ſie dieſe Wage verloren, ſo geſtalte ſie ihren Dolch, ihre Keule zur Spindel. Sie ſpinne Situationen und Sentenzen.

* * *

Das Drama.

Ein Fragment.

(Adraſtea, B. VI. S. 97 ff.)

„Wie alſo? wenn wir das ganze griechiſche Theater hinüberpflanzten?“ Wie? Mit Wurzeln und Stamm? oder aus Sprößlingen und Zweigen? Auf

die letzte Weiſe haben es alle gebildete Nationen verſucht, Franzoſen, Engländer, Italiener. Leſet ſie, bemerkt die Schwierigkeiten und ihre darauf gewandte Mühe; lernet. Denn mit Wurzeln und Stamm es hinüber zu pflanzen, wäre ein Wunderwerk, wie noch keins geſchah. Uns in jene Jugend der Welt, als wäre ſie noch da, hinüberzuſetzen, als lebten wir eben in Athen, als ſtünden Tempel und Götter noch vor uns da, dazu gehört ein Wunderglaube.

„Wir ſchaffen Athen. In unſerer neugriechiſchen Dichtkunſt pflanzen wir das altgriechiſche Theater aus dem Kern hinüber. „Glück zu! Aber —

1. Das griechiſche Theater war Geſang. Dazu war alles eingerichtet, und wer dieß nicht vernommen hat, der hat vom griechiſchen Theater nichts gehört. Gäbe uns nun Jemand ein Stück, worin vom melodiſchen Sylbenbau der Griechen und deſſen Wirkung nichts zu vernehmen wäre, worin der Verfaſſer die Worte, die Klänge, ſelbſt des Chors, die allein für die Muſik eingerichtet waren, uns in langen Reden, in der taumelndſten Sprache, in der der Sprechende nie zu Athem, der Hörende nie zum Ver-

nehmen kommt, zu hören gäbe; machte das Stück wohl einen andern Eindruck, als der Tanz Tolltrunkener, die ohne Muſik tanzen, und ſich in mächtigen Perioden, in dithyrambiſchen Phraſen, die Bruſt zerarbeiten? „Sprachen die Griechen wirklich alſo?“ Glaube nichts davon. Es iſt des Schriftſtellers zuſammengeraffte, der Muſik entwandte Phraſenſprache, eine Schulübung.

Wer kennt nicht die gänzliche Verſchiedenheit des Geſanges und der Rede? Wer weiß nicht, wie Töne die Stimme erheben? Wie Melodien den Ausdruck verſtändlich machen und umbilden? Roh alſo, unſerm Organ zuwider, in die tragiſche Geſangsart der Griechen tappen und ſie zu einer widerſinnig-deklamatoriſchen Rede machen, hieße dem Apollo in ſeine Leier greifen, ihre Saiten zerſprengen, und mit den übriggebliebenen Fäden umherraſen.

2. Das griechiſche Theater war urſprünglich gottesdienſtlich. Aus Geſängen dieſer Art erwachſen, behielt es ſeine alte Verehrung gegen Orakel, Götter, Heroen, und alles Heilige bei. Mit Ehrfurcht wurden ihre Fabeln behandelt; mit Schonung die Flecken

und Fehler darin entweder umgangen, oder groß und mild ausgelegt. In Euripides Jon z. B. der vom Apollo begangene Jugendfehler. Der Gott ſelbſt ſchämt ſich deſſelben; er getrauet ſich nicht, in dem ihm eigenſten Tempel zu erſcheinen; auf's zarteſte will er alles gut machen, und ſendet die ſtrengſte, jungfräuliche Göttin, ihn mit den Sterblichen, die alle ſtark gegen ihn reden, anſtändig und über die Maße wohlthätig auszuſöhnen. Sein Tempel, ſeine Pythia, ſein Jon, Alles erſcheint in angemeſſener Anſtändigkeit und Ordnung.

Träte uns ein Verpflanzer vor Augen, der dieſes anſtändigen Gefühls ganz unkundig, uns den Gott ſelbſt vorſchöbe, wie er mit der frechſten Stirn in einer Glorie hervorſpringt: „*me voici! l'Auteur de ce charmant ouvrage bâtard; moi le Dieu Phébus, grand Génie! Génie exemplaire!*“ während daß Vater, Mutter, Sohn auf Knieen vor ihm liegen und ihre Beſchimpfung andächtig anhören. „König, rufen wir alle, das erträgſt Du? machſt Dich nicht auf, und packſt den Unverſchämten, der Dir dieß vorſagt, Dir eine Frucht, wer weiß weſſen? anhänſeln will, und dein Weib Dir als eine Entehrte

verleidet? Mache Dich an die Beherbergerin Pythia, die unächte Kinder hier im Tempel pflegte; reinige den Tempel.“ — Bei Euripides, selbst bei Euripides, alles wie anständiger, sittlicher, schonender, Alles wie anders! Pflanzet ihr so die griechischen Götter zu uns herüber; ihre Tempel werden leer bleiben und den Namen erhalten, den sie verdienen.

3. Die griechische Bühne, die wir kennen, feierte Athen. Dort war sie entstanden, dort blühete sie, bearbeitend in attischem Geschmack am liebsten attische Fabeln, die sie, wie alles Fremde, auf die Herrlichkeit Athens zurückführte. Wie hoch steht in ihnen Pallas Athene! der Areopag, Athens Verfassung, Ruhm, Macht u. s. w. Würde Euripides eine Fabel wie Jon gewählt haben, wenn er nicht damit einen Flecken ihrer alten Geschichte, daß Fremde über Athen geherrscht, mit dem glänzendsten Lichte hätte überstrahlen, und die Abkunft aller gebildeten Colonieen der Welt, der Jonier, Dorier, Achäer u. s. w. aus Athen in dieß glänzende Licht hätte stellen wollen? dazu erscheint, dazu spricht seine Pallas Athene.

Gäbe uns nun Jemand einen Jon, wo der Fabel dieſe ganze Volkes-, Stadt- und Gebietsherrlichkeit entnommen, in ihr mißkannt wäre, an deren Statt aber eine unzüchtig-gehäſſige Tempel-Betrugsgeſchichte widerlich nackt da ſtünde, welch ein unattiſches Schauſpiel!

4. Die tragiſche Bühne der Griechen nahm ihre Fabeln aus vorhergegangenen harten und rohen Helden- und Königszeiten, mit ſtiller Freude der Zuſchauer über ihr gegenwärtiges Glück, frei von ſolchen Tyrannen, Bürger Athens zu ſeyn. Aus dieſen abgelebten Königsgräueln, Menſchenopfern u. ſ. w. konnten ſich die Leidenſchaften wohlgefällig läutern. Auch die harten Begriffe vom Schickſal, das verhaßte Geſchlechter unerbittlich bis zum letzten Umſturz verfolge, von Rachgöttinnen u. ſ. w. waren zur Zeit der blühenden Bühne ſehr gemildert; als entfernter Donner hörte man ſie jetzt, feierlich-tönend, aber unſchädlich —

Brächte man uns nun das alte rohe Schickſal, die Menſchenopfer, die Erynnien, die Mutter- und Sohns-Morde unverſtändig wieder; Atreus kochte

ſein blutiges Gericht, Kalchas, Klytemneſtra, Oreſt u. a. verübten die gräuelhafteſten Morde; oder man lobte gar das Tyrannenleben: „wie herrlich es doch ſey, willkührlich gebieten zu können; reich zu ſeyn, prächtig zu ſchmauſen; verſchmeckend, ſchmeichelnd lüſtete man nach dieſen Mahlen, und prieſe dieſe Tyrannenſchmeichelei an. Gefällig führte man einen königlichen Vater auf, der ſeinem gefundenen Sohn, einem reinen heiligen Jon, ſogleich den Königsrath gäbe: —" Junge, jetzt biſt Du ein Prinz; verzeihen mußt Du nicht mehr, ſondern rächen, verfolgen, ſchmauſen u. ſ. w., und dieß alles nicht den verderbten Stand zu charakteriſiren, ſondern in dumpfer Einfalt. wahrlich, eine treffliche Reinigung der Geſinnungen und Leidenſchaften, dem Zweck der griechiſchen Bühne gerade zuwider, eben ſo niedrig als verderblich.

5. Die griechiſchen Sitten ſind nicht die unſern, zumal im Verhältniß der Geſchlechter gegen einander. Sophokles brachte nach ſeiner bekannten Antwort über Euripides, Weiber auf's Theater wie ſie ſeyn ſollten; Euripides, wie ſie waren. Seyn aber oder

nicht ſeyn; Weiber in einem gewiſſen Grade von Verſunkenheit, mit ſolchen und ſolchen Flecken bedeckt, ſolche und ſolche Gräuel verübend, wollen wir nicht auf dem tragiſchen Theater: wir wollen das ſchwache Geſchlecht in einer Häßlichkeit von Entſchlüſſen oder Erinnerungen nicht ſehen, die uns alles Mitgefühl raubet. Brächte man uns nun Giftmiſcherinnen, Rachſüchtig-Tolle, Entehrte u. ſ. w. vor Augen, dieſe dazu mit einer eklen Nachſchmeckerei gepflogener Wohllüſte, und ſagte mit freier Stirn: „das ſind griechiſche Weiber!“ Ohn' alle Schonung, deren Euripides ſelbſt ſich nicht entbehren konnte, ſtellte er einen Sohn der Mutter gegenüber, die ihm Gift ſandte und die jetzt ſein Bogen treffen ſoll; kein Grieche würde dergleichen Auftritte dulden.

Ueberhaupt kann ein Ungeſchmack, der, ſtatt ſie zu reinigen, Grundſätze und Gefühl verdirbt, mit welchem Namen man ihn auch falſch-ehrend belege, bei ehrbaren Menſchen beiderlei Geſchlechts nichts bewirken, als den alten Mönchsausſpruch: „Iſt das Griechiſch? So wird's nicht geleſen!“ (Graeca sunt, non leguntur). Bewirke es ihn bald bei dieſem neuen, unwiſſend- und frechtaumelnden Grăcismus!

„Aus

„Aus Leidenſchaften wird die Tugend geboren, ſagt Archytas: wiederum beſtehet ſie auch mit ihnen, wie eine wohlklingende Modulation aus ſcharfen und tiefen Tönen, wie ein geſundes Temperament aus Hitze und Kälte, wie das Gleichgewicht aus dem Schweren und Leichten. Man muß alſo nicht Leidenſchaften aus der Seele ausrotten wollen! dieß wäre auch nicht nützlich; harmoniſch zuordnen muß man ſie dem Verhältniß deſſen, was ſich gebührt, dem Mittelmaße.“

Den meiſten Neuern, ſcheint es, iſt dieſe Wage entrückt, dieſer Maßſtab verſchwunden; ſie dichten, um Leidenſchaften zu empören, oder gar zu verunreinigen, nicht aber ſie zu läutern und dieſe Läuterung zu vollenden. Wie hoch ſteht ein Drama, das in der größten und kleinſten Gemüthsbewegung dieſen hohen, feſten Punkt erreicht. Höchſt befriedigt gehen wir aus demſelben; wir fühlen, wie nach einer vollkommnen Muſik, in unſerer Bruſt weiſe Stimmung, thätige Ruhe, Vollendung.

* * *

Wilhelm Shakeſpear.

Im Jahre 1564 ward Wilhelm Shakeſpear geboren, ein Mann, der die griechiſche Sprache nicht verſtand, die Griechen wenig und die wenigen nur in Ueberſetzungen kannte, aber ſelbſt eines guten Schickſals glücklicher Sohn war. Der geweſene Wollhändler ward Schauſpieler und Schauſpieldichter in einer ſo viel umfaſſenden Art, daß, wenn man die Griechen Dichter ihres Helden-Cyklus nennt, Dieſen man „Dichter des Welt-Cyklus" nennen müßte. Was hielt er vom tragiſchen Schickſal?

Shakeſpear ſchrieb ein Trauerſpiel Hamlet. Hamlet iſt ſein Oreſtes. Ganz irrete man in deſſen Charakter, wenn man ihn für einen Hammel, (hamlet), für ein Ding ausgäbe, das man gewöhnlich einen guten Prinzen nennet; der zartgedachten, tiefgedachten Zeichnung Shakeſpears wäre dieß gerade zuwider.

Die Unthat iſt geſchehen; ſein Vater iſt heimtückiſch ermordet. Seine prophetiſche Seele hatte etwas davon geahnet; er weiß aber nichts und trägt den Schmerz in ſtiller, tiefer Trauer. Jetzt erſcheint

der Geiſt ſeines Vaters, zuerſt Andern, dann ihm und ſpricht. Aus ſpricht er das gräßliche Geheimniß:

Die Schlange, die mich ſtach,
Trägt meine Krone. —

Wie ein gequälter Geiſt fordert er vom Sohn Ruhe und Rache.

Warum fährt Hamlet nicht zu, und ermordet den Mörder? An Willen fehlte es ihm nicht, und gewiß nicht an Kraft, wie ſein Schlag auf Polonius, ſein Kampf mit Laertes, und ſo mancher Monolog beweiſen; damit aber wäre dem Dichter und ſeinem Trauerſpiel wenig gedient geweſen. Dieß ſollte uns in Hamlets Seele führen: denn aus Sitten und Meinungen entſpringt der Charakter. Hamlets Seele iſt eben ſo zartfühlend als nachdenkend; aus Wittenberg kommt er, a Scholar. Schon hatte der Tod ſeines Vaters, die Heirath ſeiner Mutter ihm die Welt, die Menſchen, das Weib verleidet (wie ſein Monolog es rührend ſagt), als jetzt die Erſcheinung ſeines Vaters die Pforten ſeines

Gemüthes gleichſam ganz aus den Angeln hebt, ſo daß Er, der junge Metaphyſiker, jetzt zwiſchen zwei Welten ſchwebet. Iſt's nicht aus mehreren Beiſpielen bekannt, wie Ein außerordentlicher, ſonderbarer Zufall, ſey's Glück oder Unglück, zarte Gemüther ſo aus ihrer Faſſung brachte, daß ſie dieſe ſpät, oder nimmer wieder erhielten? Alles, auch ſeine Ophelia, ſieht Hamlet jetzt wie aus einer Geiſterwelt an; verwirrt und trübe hängt die Zukunft, ja das Bild der ganzen Menſchheit vor ihm. Dazu kommt, daß er, anderswo ſtudirend, in ſeinem verwaiſeten väterlichen Hauſe jetzt nur ein Gaſt iſt. Man weiß, welchen Eindruck die akademiſche Begeiſterung für Metaphyſik auf Jünglinge von Hamlets Charakter macht. Die Königin meint, er ſey dort melancholiſch worden: „*go not to Wittenberg dear Hamlet.*" In dieſer Stimmung gehört er jetzt allerdings mehr zum ſpekulirenden als zum raſchthätigen Theil der Menſchen. Glückliche Idee, die dem Dichter von unſerm Wittenberg, vom Hange der Deutſchen zur Metaphyſik anhing! Ihr haben wir die rührende Metaphyſik, die ſein ganzes Stück durchläuft, auch den berühmten Monolog: „Seyn oder nicht

ſeyn!“ zu danken. Aus Frankreich brachte Hamlets Freund Laertes einen luſtigern Charakter.

In dieſer metaphyſiſchen Stimmung alſo wird dem Nachdenkenden die Erſcheinung ſeines Vaters ſelbſt zum Skrupel. „Könnte es nicht auch ein hölliſcher Geiſt geweſen ſeyn, der dich, den Trübſinnigen, zum Mörder des Gemahls deiner Mutter machen wollte? Gehe gewiſſer.“ Glücklicher Weiſe kommen ihm die Schauſpieler in den Wurf; das prüfende Stück wird geſpielt; ſorgſam nimmt Hamlet einen beobachtenden Freund zu Hülfe. Nicht träge Feigheit war es alſo, die die Rache verzögerte, ſondern, wie Hamlet ſelbſt oft ſagt, Metaphyſiſche und Gewiſſensſkrupel. Dieſe will der bedächtige Oreſtes vor der That abthun, damit ſie ihn nach der That nicht quälen dürfen.

Der Anſchlag gelingt, das innere ſchwarze Gewiſſen des Königs ſteigt bei der theatraliſchen Darſtellung ſeiner That ans Licht; die Mauſefalle ſchlägt zu. — Und nun darf Hamlet ſingen:

Mag weinen das getroff'ne Thier!
Der freie Hirſch hüpft froh.

Ein Welttheil ſchläft, der Andre wacht;
So rollt die Welt ſich, ſo!

Entkommen ſeinen Zweifeln findet er den König; aber betend. Den Böſewicht betend aus der Welt zu ſchaffen, leidet abermals das geiſtige Gefühl Hamlets nicht, noch weniger das zartere Gefühl des Dichters, der dieſen Jüngling

Das edle Gemüth —
Des Hofmanns Auge, des Soldaten Schwert,
Die Zunge des Gelehrten; die Erwartung,
Die Roſe eines blüh'nden Staats, den Spiegel
Der Artigkeit, anſtändiger Sitten Form,
Bemerkt von jeglichem Bemerker —

wie ſeinen Liebling bewachte. Raſch tritt er ein zu ſeiner Mutter, ganz jetzt im Feuer ſeines gerechten Zorns; aus dem Fegefeuer ſelbſt aber muß des Vaters Geiſt das Zimmer ſeiner Verlaſſerin finden, und zwiſchen Sohn und Mutter treten. „Verwunde ſie, aber nur mit Worten; ſonſt überlaß ſie den Dornen in ihrer eignen Bruſt.“ Wo ſteht Ihr bei dieſem Auftritt, Oreſtes, Elektra, Klytemneſtra!

Der Böſewicht kommt Hamlet zuvor und verbannt ihn höflich; höflich ſoll er dem Tode geliefert werden in einem fremden Lande. Das Schickſal tritt in den Weg. Es rettet und treibt ihn zurück, eine That zu vollführen, die in Polonius auf das Haupt eines Unſchuldigen gefallen war. Dieſe unſchuldige That muß er ſelbſt erſt mit dem ſchmerzlichſten Dorn büßen: denn ſeine Ophelia iſt geſtorben. Nachdem er unbewußt, weſſen das Grab ſey? ein Collegium über die Schädel gehalten, findet er ſich im Grabe, über ihrem Sarge mit ihrem Bruder, ſeinem Freunde, in einem Wettſtreit der Liebe, den die ſchlaue Anſtalt des Böſewichts in einen für Hamlet tödtlichen Wettkampf zu verwandeln weiß, da dann das Schickſal entſcheidet. Es wechſelt Gewehre und Becher; die Mutter ſelbſt trinkt das Gift, der Böſewicht muß den Reſt trinken. So iſt von dieſem Oreſtes, der Mord des Vaters rein und ſchuldlos gerächt: alle aber, Böſewicht, Weib und Sohn zieht er mit hinunter.

Das Verhängniß hat die Rache bewirkt, mit unbefleckten Händen deſſen, dem ſie aufgetragen war. Der Böſewicht ſelbſt erfüllte das Maß ſeiner Frevel

nach ſeinem Charakter und ward der Rache Werkzeug. Den guten Hamlet konnte, trotz aller Vorſchritte, ſelbſt ſeines Vaters Geiſt aus ſeinem Charakter nicht treiben.

Hamlet war von Shakeſpear zuerſt als ein kurzer Entwurf geſchrieben, langſam ward er nach und nach verlängert. Mit welcher Liebe der Dichter dieß gethan habe, zeigt das Werk ſelbſt; es enthält Erinnerungen über unſer Leben, philoſophiſch-melancholiſche Jünglingsträume, wie ſie (Stand und Situation abgerechnet) beinahe Shakeſpear ſelbſt haben konnte. Jede ſtille Seele ſieht gern in dieſen ruhigen See, in dem ſich ein Weltall des Firmaments, der Zeit und Ewigkeit ſpiegelt. Das einzige Stück vielleicht, das der reine sensus humanitatis geſchrieben hat; und ganz doch eine Tragödie des Verhängniſſes, des ſchauerlich nächtlichen Schickſals.

* * *

Shakeſpears Macbeth dagegen, auch eine Tragödie des Schickſals, aus menſchlichen Seelen entwickelt, handelnd durch Begebenheiten und Charaktere, aber wie andrer Art!

In einem Hexenwetter treffen drei Weiber zuſammen auf einer einſamen, kahlen Heide. Sie fragen und antworten mitwiſſend einander:

1. Wann geh'n wir drei uns wieder vorüber?
In Donner, Blitz und Regengeſtüber.

2. Wenn dort das Lärmen und Schwärmen zerronnen,
Schlacht verloren und Schlacht gewonnen —

3. Alſo vor Untergang der Sonnen! —

1. Nenne den Ort!

2. Die Heide dort.

3. Dort kommt Macbeth. — Fort dann fort!

1. Ich komm', ich komme Grimalkin!

2. Paddok ruft — Dahin! Dahin!

Alle. Wild Wetter und ſchön, ſchön Wetter und wild!
Auf durch Nebel, in Nebel gehüllt.

So fahren ſie aus einander. Ihre Geiſter rufen ſie; das Hexenwetter, das ſie zuſammengeſtöbert hatte,

ſtöbert ſie, wie Luftblaſen hier und dorthin. — Wer ſie zu ſtehenden Klumpen, oder gar zu griechiſchen Parzen machte, hätte Shakeſpears Idee ganz verfehlt.

Die Schlacht endet, ſie hatten einen Anſchlag auf Macbeth, ihm wahrſagend ſein künftiges Schickſal anzukündigen, und ſie verfehlen den gemeinen Hexenzweck nicht. Vorher erzählen ſie einander am Wege wie gemeine Weiber (die ſind ſie) wo ſie ſeitdem geweſen, was ſie, veranlaßt durch geringe Beleidigungen, gehext oder zu behexen Willens ſind; es ertönt die Trommel; ſie fahren auf:

Trommeln, Trommeln!
Macbeth kommt!
Die Kreuzweg'-Schweſtern, Hand in Hand,
Gehend Poſt über See und Land,
So fahren ſie hin! ſo dreh'n ſie ſich!
Dreimal Dir!
Dreimal mir!
Dreimal noch? macht neun!
Aus der Zauber! Halt ein!

(Macbeth und Banko kommend.)

Macbeth. So wild' und ſchönen Tag ſah ich noch nie!

Banko. (unheimlich.)
Wie weit iſt's noch bis Foris? —
(Er erblickt die Hexen.)
Wer ſind die
So dürr und welk und wild in ihrem Anzug! —
Kaum ſeh'n ſie Erdbewohnern gleich, und doch
Sind ſie darauf, — Lebt ihr? Oder ſeyd ihr
Etwas,
Das man anred'? — Ihr ſcheint mich zu ver-
ſteh'n,
Da alle ihr den dürren Finger an
Die welke Lippe legt. — Ihr kommt als Weiber,
Und doch verbieten Eure Bärte mir
Für Weiber Euch zu halten. —

Macbeth. Sprecht, wenn ihr könnt; wer ſeyd
Ihr?

Hexe 1. Gut Glück Dir, Macbeth! Glück dir
Than von Glamis!

— 2. Gut Glück Dir, Macbeth! Glück dir
Than von Cawdor!

— 3. Gut Glück Dir, Macbeth! der 'nmal
König ſeyn wird!

ſo fort fährt der Hexenſpruch dem Macbeth in's Hirn. —

Banko. Wie ſtaunt ihr, Herr, und ſtarrt, als ob ihr fürchtet,
Was doch ſo ſchön klingt? — (An die Hexen.)
In der Wahrheit Namen!
Seyd ihr Blendwerk, oder ſeyd ihr wirklich
Was äußerlich ihr ſcheint? Ihr grüßet meinen
Edlen Gefährten mit ſo gegenwärt'gem
Als künft'gem Glück, mit Königshoffnung gar,
Daß ihr ihn außer ſich geſetzt habt. Mir —
Mir ſagt ihr nichts. — Könnt in die Saat der Zeit
Ihr ſchaun und ſagen, was in ihr aufwächſt
Und nicht aufwächſt; ſo redet auch zu Mir,
Der weder Eure Gunſt erbettelt, noch
Vor eurem Haß ſich fürchtet —

Hexe 1. Glück! 2. Glück! 3. Glück!
— 1. Kleiner als Macbeth und größer!
— 2. Nicht ſo glücklich, aber viel glücklicher!

Hexe 3. Von Königen Vater, aber ſelbſt nicht König!
So — gut Glück, Macbeth und Banko!

— 1. Macbeth und Banko, gut Glück!
(Alles ſchnell wie im Hexenwetter prophezeiet.)

Macbeth. Halt, unvollkommne Sprecher! ſagt mir mehr!
Durch Sineds Tod; das weiß ich, bin ich Than
Von Glamis. Doch von Cawdor, wie? — der Than
Von Cawdor lebt in Glück und Ehren; und —
König zu ſeyn — ſteht in glaubhafter Ausſicht
Gar nicht; (mildernd die Rede) und Cawdor eben auch nicht. Sagt,
Woher habt ihr die ſondre Wiſſenſchaft?
Oder warum nehmt ihr euren Weg auf dieſer
Fruchtloſen Heide mit ſo prophetiſchem Gruß?
Sprecht! Ich beſchwör' euch.
(Sie entſchwinden.)

Banko. Die Erd' hat Blaſen wie das Waſſer. Dieſe
Sind ſolcher Art; wohin entſchwanden ſie?

Macbeth. In die Luft; und was an ihnen leibhaft ſchien,
Schmolz wie ein Hauch im Winde. — Ich, ich wollt',
Sie wären mir geſtanden.

Vom erſten Augenblicke an, wie verſchieden zeigen ſich bei dieſem verführenden Blendwerk Banko's und Macbeths Charaktere! —

Banko. War das, wovon wir ſprachen, war es hier?
Wie, oder aßen wir Tollwurzel, die
Die Vernunft gefangen nimmt?

Macbeth. (beiſeite.) Vater von Königen, das ſollte Ihr ſeyn.

Banko. Und Ihr ſelbſt König.

Macbeth. Und Than von Cawdor auch. War es nicht ſo?

Banko. Auf gleiche Weiſ', in gleichen Worten. Wer kommt hier? —

Es ſind zwei Edle, die auf Befehl des Königs

den Macbeth als Than von Cawdor grüßen und dadurch auf Einmal den Gruß der Zauberſchweſtern in ſeinem angebrannten Hirn mächtig beſiegeln.

Macbeth. Glamis und Than von Cawdor alſo wär' ich!
Das größte iſt dahinten! Dank! ihr Herren.
(Zu Banko.)
Hofft Ihr jetzt nicht, daß Eure Kinder Kön'ge
Seyn werden? Da, die mir den Cawdor gaben,
Nichts weniger's Ihnen, als Mir dieß verhießen?

Banko. Zu Hauſe dieß in's Ohr geſagt *), das möchte
Euch gar anfeuren, nach der Krone ſelbſt
Zu ſtreben, mehr zu ſeyn als Than von Cawdor. —
Es iſt ſonderbar; und oft — zu unſerem Harm
Uns zu gewinnen, ſagen die Werkzeuge
Der Finſterniß uns wahr; gewinnen durch
Erlaubte Kleinigkeiten uns, in Folgen

*) An Lady Macbeth nämlich.

In ſchweren Folgen uns zu hintergehn.
(Er wendet ſich aus dem Geſpräch, um damit nichts weiter zu ſchaffen zu haben.)
Couſin's, ein Wort an Euch. Ich bitte —

Macbeth. (Für ſich fortbrütend.)

Zwei
Wahrheiten ſagten ſie, als glückliche
Prologen zu dem ſteigend-höhern Akt
Des Königlichen Thema. Dank, ihr Herren.
(Die Lords gehen ab.)
Die übernatürliche Reizung — böſe
Kann ſie nicht ſeyn — und auch nicht gut.
Wär's böſe;
Warum gab ſie mir Handgeld zum Erfolg,
Durch Eine Wahrheit? Ich bin Than von
Cawdor.
Wär's gut, warum horch' ich auf dieß Einblaſen,
Das mir im ſchauerlichen Bilde ſchon
Mein Haar ſtarr aufgeregt und mein ruhig Herz
Mir an die Rippen wirft, ganz der Natur
Zuwider —
Gegenwärtiges Ereigniß
Iſt nicht ſo ſchrecklich als furchtbare Bilder.

Der

Der Mord mir in Gedanken, der doch nur
Phantaſtiſch iſt, erſchüttert mich, den Mann,
So ganz, daß ſein Vollbringen ſich in bloße
Einbildungen verliert, und was nichts iſt,
Iſt nichts.

Welch ein phantaſtiſcher Sophiſt! die That nur eludirend. Ein ſchwaches Hirn wie dieſes, iſt jedes weitern Truges fähig und werth.

Banko. Sieh, wie er außer ſich iſt, mein Gefährt!

Macbeth. Will mich das Schickſal König haben, nun!
So kröne mich das Schickſal, ohne mein
Anreden.

Banko. Neue Ehren, die ihm zu-
Gekommen ſind, ſie ſind wie fremde Kleider,
Die uns nicht paſſen. Doch ſie werden paſſend
Durch's Tragen.

Macbeth. Komm doch, was kommen mag!
Die Zeit läuft ab, auch durch den rauhſten Tag.

Banko. Würdiger Macbeth, wir warten auf Euch.

Macbeth. Verzeiht. Mein tolles Hirn arbeitete
Ueber — vergeßne Dinge.
Meine Herren,
Euer Verdienſt um mich iſt da verzeichnet,
Wo täglich ich das Blatt umwend', um es
Zu leſen. Geh'n wir nun zum Könige.
(Zu Banko). Vergeßt nicht, was ſich zutrug,
und bei mehr Zeit
(Die Zwiſchenzeit mag es erwägen!) ſprechen
Wir unſre Herzen frei aus zu einander.

Banko. Recht gern.

Macbeth. Bis dahin g'nug! Kommt, Freunde,
kommt!

Wer ſiehet nicht in dieſem Charakter ſchon die ganze That voraus? Banko ſelbſt ahnet ſie ſogleich leiſe; Er kennt Die, die den ſchwach-ehrgeizigen Macbeth bei der kleinſten vertraulichen Aeußerung dieſer Geſchichte weiter ſpornen werde. Wie verſchieden nehmen Banko und Macbeth die ganze Scene! Jener gefaßt, ruhig, vorſichtig; das ganze Ereigniß ſcheint ihm kaum mehr als ein Traum; er warnt ſeinen Gefährten. Macbeth, der, ſo ſehr er Mann

seyn will, ſchwache Macbeth iſt ſogleich außer ſich. Ein von Weibern auf dem Wege ausgeſtreuter Funken hat in ſeinem Hirn gezündet! Die That ſelbſt iſt ſchon und zwar, wie es ihm vorkommt, unſchwerer geſchehen als daran der Gedanke. Das phantaſtiſche Denken daran mache den Entſchluß, meint er, auf der einen Seite fürchterlich, auf der andern zum Traume. Was wird dieſer Mann in den Händen ſeines ehrſüchtigen Weibes werden?

Sein verwirrter Brief an ſie über dieſe Zauberbotſchaft zeigt, daß ſein Hirn glühe, und wohl weiß ſie, woran es ihm fehlt, ihr aber nicht fehlet, an — Entſchluß.

Lady Macbeth. Glamis und Cawdor alſo biſt
Du; und —
Sollſt auch ſeyn, was man Dir verſprach. Und
doch —
Fürcht' ich Deine Natur; ſie iſt zu voll
Von Milch der Menſchengüte, um gerad'
Den nächſten Weg zu nehmen. Groß — das
wollteſt
Du ſeyn; ohn' Ehrbegierde biſt Du nicht;

Doch ſoll vom Uebeln nichts dabei ſeyn. Hoch auf
Steiget dein Wunſch; doch ſoll's ein heil'ger Wunſch ſeyn.
Mit Unrecht möchteſt Du gewinnen, aber
Falſch ſpielen, nicht. Sollſt haben, großer Glamis,
Was Dir zuruft: dieß muß geſchehn! wenn, was
Du wünſcheſt, werden ſoll! Und das, was Du
Zu thun Dich lieber ſcheu'ſt, als daß Du wünſchteſt,
Es würde nicht gethan, ſoll werden. Her!
Daß meine Geiſter ich in's Ohr Dir gieße
Und mit gewalt'ger Zunge Alles Dir
Wegzüchtige, was Dich vom gold'nen Reif
Zurückhält, den des Schickſals höh're Mächte
Zur Krone Dir beſtimmten.

Fortan iſt das heiße, aber ſchwache Hirn in der Gewalt des Weibes. Der Ausſpruch der Hölle erfüllt ſich durch ihrer beider Charakter.

Alle kleine Umſtände nimmt Lady Macbeth zu Hülfe; alle kleine Umſtände kommen ihr entgegen. Der freundliche König beſucht ſelbſt ihr Haus, ſich

, dem Dach ſeines Günſtlings anvertrauend. Als außer Athem, der eilende krächzende Bote ihr dieſe Nachricht bringt, was ſpricht ſie? Selbſt ſein Aechzen nimmt ſie auf:

— Der Rabe ſelbſt, er krächzte
Mir lieblich, der mir Duncans Schickſals-Ankunft
Unter mein Dach hier meldete. Kommt, Geiſter,
Ihr Laurer auf der Sterblichen Gedanken,
Entweibt mich. Füllet mich von Kopf zu Fuß
G'radhin mit Grauſamkeit, verdickt mein Blut!
Verſtopft der Reue Thür und Thor, daß keine
Beängſtenden Beſuche der Natur
Erſchüttern meinen grauſen Vorſatz, oder
Friedſtiften wollen zwiſchen ihm und That.
An meine Brüſte kommt! Nehmt meine Milch
Für Galle, ihr Morddiener! wo irgend ihr
In unerſichtlichen Geſtalten lauret
Auf Unfall der Natur. Komm dicke Nacht,
Kleid' ein Dich in den dumpfſten Höllenrauch,
Daß mein ſpitz Meſſer ſelbſt die Wunde, die
Es macht, nicht ſehe, noch der Himmel durch
Die dunkle Decke ſpäh' und rufe halt!

Personen solches Charakters und Vorsatzes dürfen gegen Zufälle des Verhängnisses nicht klagbar werden.

„Aber den ersten Funken streuten die Hexen doch in Macbeths Seele.“ Aus keiner Ursache, als weil sie darin den leichtesten Zunder fanden; in Banko's Seele fanden sie ihn nicht. Bemerkt ihr nicht, wie ein schwaches Gemüth allenthalben, bei der leichtesten Veranlassung, Funken fängt, die es anglühn, und bei dem ersten Windstoß zur Flamme werden? Hier war, nach siegreich geendeter Schlacht, Macbeth in Wallung; empfänglich jedes Eindrucks. Wären es auch nur gemeine Weiber gewesen, die ihn nach solchem Siege mit dem Königstitel begrüßt hätten, und sein schwaches Gehirn hätte den Gruß als einen Ausspruch der Götter angenommen; dasselbe wäre erfolgt, mittelst einiger Monologen. Shakespear erhöhete die Stimme, und verkürzte sich dadurch, ja er öffnete sich einen neuen Weg. Wenn der von seinem Herzen und von aller Welt verlassene, freundlose Macbeth nirgend um Rath und Hülfe weiß; wo soll er hin, als zu seinen Hexen? Und wobei trifft er diese an? Eben bei ihrem fertigen Werk, dem abscheulichsten, das nie die Sonne sehen wird. Als Köchinnen alles

Verruchten dienen ſie der Hexengöttin zu Jammer und Elend. Unerſättlich dieſes Jammers ſingen ſie wie Mägde einander bei ihrem Gekoche im Chor zu:

Mehr noch, Müh' und Jammer noch!
Feuer brenn, und Keſſel koch!

Ihre Katzen-Geiſter rufen ſie hinzu, dem Eingebrockten den Zauber zu geben:

Blaue und Graue,
Geiſter ſchwarz und weiß,
Menget, menget, menget
Wer zu mengen weiß. —

Hexe 1. Ich fühl's, es zuckt am Daumen mir;
Was Verruchtes iſt nah und hier —
Offen und nah — wer klopft da? —

Macbeth tritt ein; und ſie leſen ihm ferner die Zauber-Epiſtel, die wir nachher Zug für Zug durch den kommenden Birnams Wald u. ſ. w. erfüllt ſehen, eine wahre und doch trugverführende Höllenſage. Seinem Weibe, die keine Hexe verführt hat, die Banko's Geiſt nicht ſiehet, ſpricht ſtatt deſſen im Schlaf weit furchtbarer ihr Bewußtſeyn im innern Buſen.

Nachtwandelnd erſcheint ſie und wäſcht umſonſt das Blut von ihren Händen, deſſen Flecke ſie einſt doch von Macbeths Händen zu waſchen leicht fand.

O Shakeſpear! wie kehrſt Du das Innere hinaus! machſt ſprechend den ſtummſten Abgrund der Seele! Alles iſt dir Verhängniß und ohne innere Theilnahme doch Nichts Verhängniß. Zu jedem deiner Ereigniſſe, ſeyen ſie Gräuel oder edle Thaten, ſtimmt die ganze Natur bei, frohlockend oder ſchaudernd. Das Ungewitter in Lear, da der Himmel ſeinen ganzen Zorn wegen des Undanks der Töchter ausgießet, trifft das nackte Haupt des unbedachtſamen dachloſen Vaters, der an ſeinem Unglück ſelbſt Schuld iſt. Das Klopfen an Macbeths Thüre, ſobald der König ermordet iſt, und was der Wächter dabei ſaget; die Furchtereigniſſe nach König Hamlets Tode, ſonſt jede Zuſtimmung der Natur zu der von Dir dargeſtellten That; ſie zeigen alle deine ſtille, große, in's Weltall ergoſſene Seele, in die ſich Alles ſpiegelt, aus der ſich Alles hinausſpiegelt, Verhängniß und Charakter, Charakter und Schickſal.

Und jedes Deiner Stücke iſt ſo neu und eigen,

als wäre es eine eigne Welt! Nichts von Lear, Romeo, Othello u. ſ. kann ich anders wohin tragen. Hamlet und Macbeth, Beide der Geiſterwelt zugekehrt, metaphysical characters; und doch ſtehn ſie wie Oſt und Weſt aus einander. Den Hamlet konnte die Erſcheinung ſeines allgeliebten Vaters aufs innigſte bewegen, ſein Daſeyn konnte ſie auf immer erſchüttern, nie aber ihn dahin bringen daß er eine ſchauderhafte That zu raſch, unbeſonnen vollführte. Im ehrſüchtig-rohen Macbeth zündet ein Hexengruß auf der Heide den Zunder an, der nur dieſen Funken nöthig hatte, damit ſein Weib ihn zur Flamme aufblaſe.

In allen andern Stücken Shakeſpears erſcheint dieſelbe hohe Verknüpfung der Begebenheiten, die über Menſchenwahn hinausreicht, zu der Menſchen aber nach ihren Geſinnungen und Meinungen, nach ihren Neigungen und Leidenſchaften mitwirken. Lear z. B. ſobald er mit ſolchen Aeußerungen ſein Reich theilet, iſt auch ſein Schickſal entſchieden. Dem Romeo, ſobald er aus der todfeindlichen Familie die Julie ſiehet und liebet, hat

Eris den Apfel geworfen. Sobald Desdemona ſich dem Neger Othello hingiebt, ſchwingt auch Asmodi das Schnupftuch. (Lit. u. Kunſt B. XII. S. 240 ff.)

* * *

Shakeſpear? Wer hat in ſeinen Dichtungen nicht in aller Stände, mithin in der Könige, Tyrannen, Miniſter, Helden und was ihnen zugehört, Herz geſehen und deſſen innere Stimme gehöret? Habt ihr den König Lear in ſeinen Unfällen, unter Donner und Blitz, in der Hütte des nackten Bettlers nicht erblickt? ſeiner Treuen und Ungetreuen, ſeines Hofnarren ſogar, Geſinnungen nicht vernommen? Keine Angſtgeberde Macbeths drang in eure Bruſt? die nachtwandelnde Königin erſchien Euch vergeblich? Auch in den hiſtoriſchen Stücken ſeyd Ihr der Richarde, der Heinriche, König Johanns, Wolſey's u. a. Herzensbekenntniſſe nicht inne worden? Großer, ſtiller Dichter, Du führteſt die Wage menſchlicher Geſinnungen und des waltenden Schickſals in Glück und Unglück mit Treue, mit Wahrheit. Keines Deiner Stücke iſt dem andern gleich; in Jedem haucht ein andrer Welt-, Zeit- und Lebensgeiſt: das

Band der Begebenheiten ward immer anders geſchlungen, anders geleitet; und doch iſt allenthalben nur Dein unſterblicher Griffel, der von den Tafeln des Verhängniſſes uns dieſe Gemälde darſtellt, und unſer inneres Auge ihnen aufſchloß.

So auch bei Shakeſpear die Liebe; nie iſt ſie ihm Galanterie, als wo ſie es ſeyn muß. Wahre Liebe dagegen mit allen Vorbereitungen und Wendungen, mit jedem ſüßen Spiel, das ihr gehöret, geſchweige mit den verſchiedenen Ausgängen ihres Schickſals — wer hat ſie reiner, tiefer, vollendeter dargeſtellt als Shakeſpear? Romeo und Julie, Desdemona, Imogen, ſo manch andres Gemälde mit andern Farben gemalt, in anderen Situationen dargeſtellt, ſind ewiglebende Bilder im Garten der Liebe. Ihr und jeder Leidenſchaft wies Shakeſpear das Gebiet an, das Jeder gehöret. (a. a. O. S. 263)

* * *

Shakeſpear ſtehet zwiſchen der alten und neuen Dichtkunſt, als ein Inbegriff beider da. Die Ritter- und Feenwelt, die ganze engliſche Geſchichte, und ſo

manch andres intereſſantes Märchen lag vor ihm aufgeſchlagen; er braucht, erzählt, handelt ſie ab, ſtellet ſie dar mit aller Lieblichkeit eines alten Novellen- und Fabel-Dichters. Seine Ritter und Helden, ſeine Könige und Stände treten in der ganzen Pracht ihrer und ſeiner Zeit vor, die in ſo manchen Geſinnungen, und in dem ganzen Verhältniß der Stände gegen einander uns jetzt wie eine aus den Gräbern erſtehende Welt vorkommt. Wie oft müſſen wir über die wunderſame Einfalt und Befangenheit jener Zeit lächeln! In dem Allen iſt er ein darſtellender Minſtrel, der Perſonen, Auftritte, Zeiten giebt, wie ſie ſich ihm gaben, und zu ſeinem Zweck dienten. Nun aber wenn er in dieſen Scenen der alten Welt uns die Tiefen des menſchlichen Herzens eröffnet, und im wunderbarſten, jedoch durchaus charakteriſtiſchen Ausdruck eine Philoſophie vorträgt, die alle Stände und Verhältniſſe, alle Charaktere und Situationen der Menſchheit beleuchtet, ſo milde beleuchtet, daß allenthalben das Licht aus ihnen ſelbſt zurückzuſtrahlen ſcheinet: da iſt er nicht nur ein Dichter der neuern Zeit, ſondern ein Spiegel für theatraliſche Dichter aller Zeiten.

Laßt dem guten alten W. Shakespeare alles, was ihm und ſeinen Zeiten gehört; gebt uns aber mit ſeiner unendlichen Beſcheidenheit, die nirgend in Perſon repräſentirt, in welchen Geſtalten es ſey, ſo viel innere Charakteriſtik, ſo viel tiefe und ſchneidende Wahrheit, als er aus ſeiner alten Welt uns dar: brachte. (L. u. K. B. VII. S. 359)

* * *

Das wahre Feld der engliſchen Poeſie, iſt die einkleidende Proſe. Sobald Chaucers Reime und die alten Balladen abgekommen waren, man auch merkte, daß Spencers Stanzen dieſer Sprache eben ſo ſchwer als langweilig werden müßten, ſuchte man, nach dem Beiſpiel Frankreichs, die leichteſte Aus: kunft, Proſe.

Auch hier gab den Engländern ein Engländer, Shakespeare, Art und Weiſe. Er hatte Charak: tere und Leidenſchaften ſo tief aus dem Grunde ge: ſchildert, die verſchiednen Stände, Alter, Geſchlechter und Situationen der Menſchen ſo weſentlich und energiſch gezeichnet, daß ihm der Wechſel des Ortes und der Zeit, Griechenland, Rom, Sicilien und

Böhmen durchaus keine Hinderniſſe in den Weg legten, und er mit der leichteſten Hand dort und hier hervorgerufen hatte, was er wollte. In jedem ſeiner dramatiſchen Stücke lag alſo nicht nur ein Roman, ſondern auch ein in ſeiner Art aufs vollkommenſte nicht etwa beſchriebener, ſondern dargeſtellter philoſophiſcher Roman fertig, in dem die tiefſten Quellen des Anmuthigen, Rührenden, wie andern Theils des Lächerlichen, Ergötzlichen geöffnet und anverwandt waren. Sobald alſo jene alten Ritter- und Liebesgeſchichten, von denen zuletzt Philipp Sidney's Arkadia ſehr berühmt war, einer neuen Denkart Platz machten; ſo konnte man in England kaum andre als Romane in Shakeſpear's Manier, d. i philoſophiſche Romane, erwarten. — — — (a. a. O. S. 367)

* * *

Nikolaus Kopernikus.

Der Erfinder des neuen Weltſyſtems, Kopernikus, hat größeres Glück gehabt, als der Entdecker

des neuen Welttheils, Columbus. Das Verdienſt dieſes wurde ſchon bei Lebzeiten unterdrückt und verdrungen: der Raum jenes ging erſt nach ſeinem Tode recht auf, und die größten Männer der Nachkommenſchaft bauten ihre Unſterblichkeit nur auf die ſeine. Am Himmel haben überhaupt mehr würdige Namen neben einander Platz als im Koth und Gewühl der Erde.

Dabei kam Kopernikus zu ſeiner Monarchie unter den Sternen (die größte, die je ein menſchlicher Name umfaßte) nur von Gottes Gnaden, durch Erbſchaft und Zueignung, durch Beſitznehmung einer alten abgeſtorbenen Meinung.

Schon die Aegypter waren darauf gekommen, den Merkur und die Venus um die Sonne wandern zu laſſen: Apollonius Pergäus nahm mit Mars, Jupiter und Saturn eben die Fahrt vor. Die Erde ſelbſt war durch Pythagoras ſchon vom Mittelpunkt der Welt geſtoßen, und Philolaus, ſein Jünger, ließ ſie recht deutlich und eigentlich um die Sonne wandern. Alle Stückwerke der Kopernikaniſchen Meinung waren alſo ſchon alt: er ſelbſt läugnete es nicht, daß er eben auf dieſen

Trümmern zu ſeinem Gebäude gekommen. Er aber war der Mann von Kraft, der's baute; der dem allgemeinen Vorurtheil entgegen, eine todte Meinung wieder erweckte, und, ſo viel ſeine Zeit zuließ, mit Grund und Bemerkungen in die Welt führte. Der Folgezeit kam's zu, ſeinen halbgeweiſſagten Sonnenplan zu bewähren, oder zu zerſtören; ſie hat ihn bisher bewährt, und ob ein neuer Kopernikus möglich ſey? muß erſt eine neue, größere Folgezeit lehren.

Doch wir reden hier nicht von Revolutionen des Himmels, ſondern des menſchlichen Geiſtes. Wir wollen dem Leſer etwas von dem Manne ſagen.

Nikolaus Kopernikus ward in einem Lande geboren, das faſt für eine literariſche Wüſte gilt, zu Thorn in Preußen, den 19ten Februar 1473; und ward in einem Lande erzogen, das faſt noch mehr dafür gilt, zu Krakau in Polen, wo er in der Nacheiferung mit Mitſchülern der Mathematik ſchon alle die Funken fühlte, die ihm keine Ruhe ließen, ihn im 23ſten Jahre nach Italien trieben, und den künftigen Kopernikus weckten. Inſonderheit reizte ihn der Name Regiomontan's, der damals Fackel der Welt war.

Er

Er legte ſich auf Perſpektive und Malerei, weil er ſie zu ſeiner Reiſe und ſeinem Beruf einſt nöthig ahnete: er erſchien in Italien und ward bald ſo berühmt als Regiomontan ſelbſt. In Bologna war er bei Dominikus Maria, dem damals berühmteſten Lehrer der Mathematik, wie man will, Lehrling und Mitarbeiter: ihm behagte die Meinung dieſes Beobachters von der veränderlichen Weltachſe, die man damals mehr ahnete als wußte, und gab ihm vielleicht zu ſeinem künftigen großen Weltenbau Aufflug. Zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts war er zu Rom, als Lehrer der Mathematik im Glanze; er kehrte in ſein Vaterland zurück, und da er nun, durch ſeiner Mutter Bruder, Domherr zu Frauenburg in Preußen ward, ſo bekam er Zeit genug, ſeine horas fortzuſetzen unter Linien, Zahlen und Sternen.

Hypotheſen ſind Träume und bei jedem Traume, ſey er himmliſch oder irdiſch, ſey er durch die ſchwarze oder weiße Pforte zu uns geſchlüpft, bleibt's für den Menſchenſinn die bildendſte Kenntniß, zu wiſſen, wie er ward? wie ſein Finder oder Dichter dazu gekommen? Kopernikus kam leicht auf den ſeinen, aber ſein Verdienſt

war, daß er ihn ergriff, ihn hinaus zu träumen wagte, ihn wachend mit ſo viel Bemerkungen und Rückerinnerungen unterſtützte, als ſeine Zeit, ſeine Lage, ſeine Gegend ihm verſchaffte.

Zeichnungsgefühl nämlich, ſein Sinn für Symmetrie und Verhältniß zum Ganzen war der Finger Gottes, der ihm das Weltall wies.

Unter allen homocentriſchen Zirkeln, mit denen ſeine Vorgänger gebaut hatten, fand er ſo wenig Ordnung, Grund, Aufſchluß. Martianus Kapella mit ſeinen Aegyptern, und Apollonius zeigten ihm Stückwerke, woraus was Beſſeres werden könnte: Pythagoras und Philolaus trafen näher und nun ſchien Ordnung. „Soll, ſagte er, das „Weltgebäude ein Riß ſeyn, wo Hand, Fuß, Auge, „Haupt, Herz, alle Glieder zwar einzeln, jedes für „ſich genommen, ſchön und hold ſind, alle zuſammen „aber ein Ungeheuer, kein Ganzes, kein Körper? „Wer zeichnet, welcher Baumeiſter entwirft ſo? Und „Gott unter Sonn' und Erden ſoll alſo entworfen „haben?"

Auf dem Wege dieſer Malerei gingen ſeine Gedanken in Bemerkungen (ſo viel er ohne Fernglas

bemerken konnte), Zuſammenhaltung, Rechnung fort: vieles mußte er weiſſagen, was er nicht ſehen konnte; überall aber ward Ordnung, Grund und Zweck, aus einem Alles zu begreifen, kurz ein Weltall. So baute Kopernikus, Keppler und Newton bauten ihm nach. Seine Skizze ward ihnen Poem, eine Philoſophie des Weltſyſtems mit Grund, Maß und Verhältniß. Zu den größten Entdeckungen, die wir dafür halten, winkte Einbildung, Malerei, Poeſie herauf und hielt die Leiter.

Nur wollte ich nicht, daß jemand dieſen Gang des Geiſtes in Kopernikus und Conſorten für das fliegende Jucken der Phantaſie hielte, das Neuerer, Jünglinge, und Klüglinge fühlen. Kopernikus war ein Mann, in ſeiner Wiſſenſchaft erfahren, auch in ſeiner Domherrn-Stille Beobachter, Prüfer, Arbeiter. Er verbeſſerte die Ptolomäiſchen und Alphonſiſchen Tafeln, machte ſich Inſtrumente ſo gut er konnte: ſein Buch war 1530 (ein langer Zeitraum ſeit ſeiner Reiſe nach Italien!) fertig, und noch 1534 mahnte ihn der Kardinal Schomberg, von Kapua aus, darum umſonſt.

Im Jahre 1539 verließ der berühmte Rheti-

cus, Profeſſor der Mathematik in Wittenberg ſeine Stelle und wallfahrtete zu ihm, als Schüler eines Weiſen, der Pythagoras Meinung lehrte, und ſie auch wie Pythagoras lehren wollte, lebendig, mündlich. Der eingeweihete Lehrling ward bald vom Geiſte ſeines Lehrers voll, daß er überall Kopernikus predigte; noch aber gab dieſer ihm ſein Werk nicht ſelbſt, ſondern nur einen kleinen Theil deſſelben, den Traktat von den Triangeln, zum Druck mit: das Werk ſelbſt übergab er erſt Jahre nachher, auf fortwährendes Anſuchen, ſeinem Biſchof, und das erſte gedruckte Exemplar kam 1543, wenige Stunden vor ſeinem Tode an, wo er es anſehen, aber nicht mehr leſen konnte. So eigentlich war ſeine Hypotheſe nicht *prurilus*, ſondern Werk ſeines Lebens.

Es ſcheint nicht, daß Kopernikus aus Furcht ſo lange geſäumt. Er ſtand bei ſeiner Kirche in großem Ruf, ſo daß die Väter des Lateraniſchen Conciliums in der Kalenderſache ſchon 1516 ihn in ſeinem Sarmatien ſchriftlich aufſuchten und fragten. Biſchof und Kardinäle waren auf ſeiner Seite, und plagten ihn, da ſeine Hypotheſe, der Sage nach, längſt umherging, um den Beweis derſelben, ſein Werk. Auch weiß Jedermann, wie freier das Jahr-

hundert Leo's und ſeiner Nachfolger vor dem Zeitalter war, in dem Galiläi litt.

Kopernikus hatte das Herz, ſein Werk dem Papſt Paul III ſelbſt zuzueignen, und ſein Biſchof war Druckbeſorger. Amtsgenoſſen und Landsleute ehrten ihn lebend und nach dem Tode, vielleicht um ſo mehr, je weniger ſie ihn beurtheilen konnten; Lobſchriften und Epitaphien um ſein Grab her, und aus dem Rümpfen der Unwiſſenden, machte ſich Kopernikus ſo wenig, daß er den Spruch jenes Alten oft wiederholte: nunquam volui populo placere, nam quae ego scio, non probat populus, quae probat populus, ego nescio. Als ein Schulmeiſter in Elbing von ſeinen Feinden (denn welcher große Mann hat nicht ſeine Feinde?) dazu gedingt war, ſeine Hypotheſe durch eine Farce lächerlich zu machen, war er, wie Socrates bei Ariſtophanes Schauſpiel, in ſich gehüllt und ruhig.

Auch war's nicht kleinfügige Krittelei, der *labor improbus*, innerhalb zehn Jahren, hülfe Gott! noch etwas am Zeh, und am Nagel des Zehs ändern zu können, das ſo lange ſein Werk ſäumte. Der Kleinkrämerei war er von Herzen gram: „er

„wollte, ſagt Rheticus, ſein vertrauter Kenner,
„nie zu viel unterſuchen, zu fein theilen. Aus
„Bedacht und Träge, nicht aus Ueberdruß an Ar-
„beiten, hütete er ſich vor dem zu Kleinen und Sub-
„tilen, das Andre affektiren, aus Furcht, daß es ihm
„wie jenem beim Aeſop ginge, der einen verlornen
„Ochſen zurückführen ſollte, dabei Vögel fangen
„wollte, und weder Vögel noch Ochſen bekam.
„Wenn ich oft zu tief forſchen, zu fein unterſuchen
„wollte, zog mich der Edle mit ſanftem Arm: auf-
„zuhören, mein Freund! muß man auch
„wiſſen!“ und auch hierin liegt Kopernikus Ge-
präge. Wer ein Maß von Wichtigkeit, wer ein
Weltall in der Seele trägt, dem wird unmöglich je-
des Kümmel- und Staubkorn ewige Welt der Be-
ſchäftigung ſeyn können. — —

Was alſo Kopernikus allein ſo ganz und lange
in ſich hielt, war, was wir auch in ſeinem Geſicht
leſen, die unbefangene Ruhe, das jugendliche
Vorſichblicken ohn' Anmaßung und Prätenſio-
nen, verbunden mit der Stärke, mit der Haltbar-
keit auf ſich ſelbſt, die die Geſtalt des edlen
Sarmaten beweiſet. Man ſiehet, der Mann blickt

rein aus ſich heraus; er iſt vermögend, Etourderien zu begehen, (und ſeine Hypotheſe war die größte Etourderie, die ein Sterblicher, ein Geiſtlicher zumal, zu ſeiner Zeit begehen konnte) das kümmert ihn aber nicht. Er hat die Hypotheſe für ſich und für den, der ſie will; die Erde iſt ſo wenig der Mittelpunkt ſeines Daſeyns, als ſeines Weltgebäudes. — Gerade der war auch Kopernikus in ſeinem Seyn und Weſen. Ein treuer Domherr, ein gutmüthiger edler Arzt aller Kranken, denen er wie Gott Aeſkulap diente, und die ihn auch für Gott Aeſkulap hielten; außerdem der ſtille Denker und Baumeiſter des Himmels, deſſen Riß ihm in Unbefangenheit und Ruhe hinter ſeiner Stirne wohnet. Wenn ſein Kapitel ihm Geſchäfte anvertraute, focht er ſie gegen deutſche Herren und Schwertritter ſo gerade und recht aus, als ob dieſe keine deutſche Herren und Schwertritter wären. Und wenn er, bei damaliger Verwirrung für Polen und Preußen den Münzfuß in Ordnung zu bringen hatte, ſo war er ſo ganz in der Münze, wie ſein Nachfolger Newton. Nach ſeinem Syſtem war Schwere die Eigenſchaft der Körper, die abzweckte, ſie zum Eins, zum Ganzen

in ſich ſelbſt zu machen; vielleicht iſt's eben ſo die göttliche Eigenſchaft eines Geiſtes, daß er *totus* und *ingenuus*, bei jedem Geſchäft in ſich wohne, und nicht in Rauch zerfliege.

Wie in dieſem, ſo in mehr Stücken des Lebens, ſind Kopernikus und ſein edler Landsmann und Nacheiferer Hevelius (Hevelke) Brüder. Auch er wohnte ſo ſanft und innig in ſich, daß, als ſeine Königliche Bibliothek, Warte, Inſtrumentenkammer, vorzüglich aber ſeine und Kepplers unerſetzliche Manuſcripte in Rauch aufgingen, er herrlich in ſich ſelbſt blieb. Wie Kopernikus, ſo erwachte Hevel auf ſeiner erſten Reiſe außerhalb Preußen, und wie jener ſo fand ſich dieſer zufrieden in ſein Sarmatien zurück.

Was jenem die Malerei war, war dieſem das Kupferſtechen. Jener ein Baumeiſter des Weltſyſtems, dieſer der Columbus des Mondes, wo er Länder und Königreiche entdeckte, nannte, vertheilte, zwar nicht ſo glücklich war, als Kopernikus, daß ſeine Namen in Gebrauch kamen, mit ihm aber ein edler Duumvir ſeines Vaterlandes, mit ihm und

Keppler ein ewiges Triumvirat der Aſtronomie für Deutſchland.

Wenn das Mechaniſche in Kopernikus Buch durch ſorgfältigere, feinere Beobachtungen unnütz gemacht worden: ſo wird ſein Geiſt, der ohne Ferngläſer gen Himmel ſah, und was zwei Jahrhunderte beſtätigt und entwickelt haben, weiſſagte, immer ein Name der Unſterblichkeit bleiben. Er ſtand in der Wüſte, ohne Vorgänger und Hülfsmittel, und vielleicht war dieſe Lehre rings umher dem großen Geſchöpf nothwendig. Da hatte ſeine Seele Raum, die Wurzel des Baumes ward nicht von kleinen Geſträuchen entſogen: der kühne Sarmate trat (wie Tycho und Mehrere ihn nannten) als ein Himmelsſtürmer auf, und vollendete als Himmelsordner.

Es gehörte Zeit dazu, daß ſeine Meinung durchdrang. Tycho ſelbſt, dem an genauen Bemerkungen die Aſtronomie ungleich mehr ſchuldig iſt, als dem Kopernikus: Tycho, der über Neid und Nebenbuhlerei erhaben, die ſchlechten Inſtrumente des Kopernikus mit einer Begeiſterung empfing, die in Verſe quoll, und das Bild deſſelben, von ihm ſelbſt

gemalt, unter den Bildern ſeiner Größten vor ſich hatte und ehrte; Tycho ſuchte doch für ſein und Anderer ſchwaches Gewiſſen ein drittes Syſtem, wobei die Erde ſtünde. Galiläi ward ein Märtyrer von Kopernikus Lehre, und Boullieu mußte hundert Jahre nachher den alten Philolaus wieder hervorſuchen, um nur den Namen Kopernikus zu vermeiden. Jetzt würde ausgelacht werden, wer an Kopernikus nicht glaubte — — ſo wechſeln die Zeiten!

Bekanntlich hat Gaſſendi ſein Leben geſchrieben, ſo billig, ſachverſtändig und fein, als das Leben Tycho's, Peurbachs, Peureſcius und Regiomontanus. In Polen oder Weſtpreußen ſind vielleicht noch Reliquien oder Briefe des ſtillen Mannes, die bekannt zu werden verdienen. Das einige Werk, das er geſchrieben und nicht geleſen, das Werk, das ſolche Revolution im Weltbau gemacht hat, heißt: *Nic. Copernici de revolutionibus orbium coelestium* Libri VI. Norimberg 1543.

Sein Bildniß nahm Gaſſendi aus Boiſſard und wandte mit Recht folgende Verſe Friſchlins darauf an:

Illum scrutanti similem, similemque docenti
Adspiceres, qualis fuerat, cum sidera jussit
Et coelum constare loco, terramque rotari
Finxit et in medio mundi Titana locavit.

Ich weiß nicht, ob es dem Straßburger ähnlich iſt, das Barnegger aus Preußen kommen ließ? Noch ob das von Kopernikus ſelbſt gemalte Bildniß, zu deſſen Beſitz ſpäterhin Tycho gelangte, noch irgendwo exiſtire. (Philoſ. u. Geſch. B. XIII. S. 65 ff.)

* * *

Keppler und Newton.

Droben am Himmel im reinen Aether mißt und wägt und zählt Adraſtea ſichtbarer, als ſie es für uns auf der Erde thun kann.

Seit ſich der enge Gedanke verlor, daß das Dach des Himmels nur uns umſchirme, daß an ihm, wie Nägel oder wie Lampen angeheftet, für uns die Sterne ſchimmern, daß Sonne und Mond ſich in's Meer ſenken und in den Wolken ein Jupiter donn're; ſeitdem zerbrach das eherne Gewölbe, die Decke wich

und machte einem Unendlichen Raum, den Höhen und Weiten des Aethers.

Lange baute man hier feste und bewegliche Kreise, über die man das Empyreum setzte, bis auch diese fielen, und nach manchen frühen Ahndungen hierüber durch Kopernikus das schöne Weltgebäude hervorstieg, indem sich um ihren Mittelpunkt, die Sonne, Planeten und Monde bewegen. Der feste, stille Erfinder erlebte die Folgen seines Systems nicht, wenige Tage vor seinem Tode sah der siebenzigjährige Mann das erste Exemplar seines gedruckten Buches von den Revolutionen der Himmelskörper *). Aber seine Erfindung wirkte fort. Mit Hülfe neuer nach ihm erfundener Fernröhre sah Galilai was Kopernikus geschlossen hatte, die Lichtgestalten der Venus, berechnete den Umlauf von vier Jupitertrabanten, beobachtete den Ring des Saturns, die Sonnenflecken, maß im Monde die Höhe der Berge, sah in den Plejaden 40, im Orion 500, in der Milchstraße unzählige Sterne. Diese großen Entdek-

*) 1534 den 24sten Mai. Er starb an seinem Geburtstage.

kungen bezeichneten den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts *).

Zu eben dieser Zeit drang Kepplers Geist durch eigne Kraft ins Gesetz der Bewegung aller himmlischen Körper. Nachdem er die elliptische Bahn des Mars gefunden, wandte er diese auf alle Planeten an, setzte die Sonne aus dem Mittelpunkt concentrischer Kreise in den Brennpunkt der Ellipse, und fand das schöne Gesetz: „daß der aus dem Mittelpunkte der Planeten zum Mittelpunkte der Sonne gezogene Radius Vector den Zeiten proportionirte Flächen abschneide." Dem ganzen Newtonischen System hat dieß Gesetz die Pforten geöffnet.

Keppler wußte und erkannte das Gesetz der Schwere, nur machte er davon die Anwendung nicht, die Newton machte. Dem Glückessohn Isaak Newton war es aufbehalten, ein Gesetz in seiner Allgemeinheit auszusprechen und anzuwenden, das, wenn man will, aus Kepplers Grundsätzen folgte. Er starb im Jahre 1630 vor Hunger und Kummer,

*) 1606 — 1612.

ſeinen längſt verdienten Unterhalt elend erbettelnd. Großer, guter, armer, frommer, gedrückter, verfolgter Keppler, du lebteſt in Deutſchland.

Zu einer Zeit ſtehen Keppler und Galilei als Märtyrer der reinſten Wahrheit da, beide auf national-verſchiedene Weiſe. Gebrochen war indeß die Bahn: Zahl, Maß und Gewicht der Weltkörper beſchäftigte die fleißigſten Forſcher, die unermüdetſten Geiſter der inzwiſchen entſtandenen Pariſer und Londner Akademien. Caſſini, Huygens, Wallis, Wren, Flamſteed u. a. ſetzten ihre Berechnungen der Bewegung, ihre Beobachtungen der Sterne und Weltkräfte fort; da fiel denn vom Monde herab der Apfel der Geliebten, dem Geliebten in den Schooß. Newton ſprach ein genugſam vorbereitetes Geſetz aus, das dem ganzen Jahrhundert blieb, und es noch künftigen Jahrhunderten ſeyn wird.

* * *

Kepplers und Newtons Lebensumſtände.

Nicht um beide große Männer in Anſehung ihrer Geiſtesfähigkeiten, oder Verdienſte mit einander zu vergleichen, ſtehen ihre ruhmwürdige Namen da: nur ihr äußeres Schickſal ſoll die Vergleichung treffen, die Welt und Zeit, in der beide erſcheinen.

* * *

Johann Keppler war in Deutſchland in der Reichsſtadt Weil 1571 geboren, zwar aus einem alten edeln Geſchlecht, aber unbegütert; im Würtembergiſchen ward er erzogen. Bald ging ſein Vater in den Krieg nach Belgien, die Mutter folgte ihm und ließ das ſchwache dreijährige Kind zurück. Die Eltern kamen wieder; der Vater, der durch übernommene Bürgſchaft das Seinige verlor, mußte Gaſtwirthſchaft treiben, da ihm dann ſein junger Sohn in der Landarbeit Hülfe leiſten mußte. Eltern und Kind verfolgten Krankheiten und Unglück. Der Vater hielt die Mutter übel, ging in die Fremde und ſtarb; die Mutter litt von ihren Eltern, krankte,

der junge Keppler, der im ſiebenten Monat geboren war, krankte ſelbſt. —

So trat Keppler ſein gelehrtes Leben an; zuerſt in einer kleinen Stadt — dann in der Kloſterſchule zu Maulbronn, bis er im 18ten Jahre nach Tübingen kam, Baccalaureus, Magiſter, Repetent der Theologie ward, und wäre vielleicht Theolog geblieben, wenn ihn nicht (nach deutſcher Weiſe) Befehl und Druck weiter geſtoßen hätte. Laſſet uns ihn hierüber ſelbſt hören:

„Seit ich alt genug war, der Philoſophie Süßigkeit zu erkennen, hatte ich ſie mit viel Eifer gelernt; um Aſtronomie insbeſondere aber mich nicht ſehr bekümmert. Es fehlte mir dazu nicht an Geiſtesvermögen. Das Geometriſche und Aſtronomiſche, was in den Schulen vorkam, begriff ich ohne Schwierigkeit; das war aber damals anbefohlner Fleiß, keine beſondere Neigung. Ich ward auf Koſten des Herzogs von Würtemberg unterhalten; meine Comilitonen, die der Fürſt in fremde Länder ſchickte, zögerten aus Liebe zum Vaterlande; ich war härter und hatte beſchloſſen zu gehen, wohin man mich ſenden würde. Zuerſt zeigte ſich ein aſtronomiſches

Amt

Amt, zu deſſen Annehmung ich (die Wahrheit zu ſagen) durch das Anſehn meines Lehrers hinausgetrieben ward. Die Entfernung des Orts ſchreckte mich nicht ab, ſondern die unerwartete und verachtete Art des Amtes. Ich trat es an mit mehr Zuverſicht auf meinen Verſtand als auf meine Gelehrſamkeit, und dung mir aus, daß ich meinem Recht auf eine andere Lebensart, die mir glänzender ſchien, dadurch nicht entſagte. Meinen Fortgang in dieſer Art von Gelehrſamkeit, die erſten zwei Jahre über, zeigt mein *Hysterium cosmographicum*, wo man auch findet, wie mein Lehrer Mäſtlin mich reizte u. ſ. w. Ein harter Eingang in die aſtronomiſche Welt, wie unähnlich dem Eingange Newtons!

Der Fortgang darin ward Kepplern nicht erleichtert. In Grätz, wohin er als Aſtronom berufen war, erſchien zuerſt von ihm ein — Kalender! und — der *Prodromus Hysterii cosmographici*. Für des letztgenannten Werkes Dedikation erwartete er eine Vergeltung von den Ständen in Steiermark, die er wahrſcheinlich nicht erhielt; das Werk ſelbſt ward nicht anders gedruckt, als daß der arme Autor dem Drucker 200 Exemplare käuflich abneh-

men mußte. So war in die Schriftſteller-Welt Kepplers Eintritt!

„Seitdem, ſagt Keppler, dachte ich ernſtlich darauf, mir Beobachtungen zu verſchaffen. Ich erſuchte 1597 ſchriftlich Tycho de Brahe, mir ſeine Meinung über mein Buch zu entdecken; in der Antwort erwähnte er ſeiner Beobachtungen. Das erregte bei mir große Begierde, ſie zu ſehen. Tycho ermahnte mich, zu ihm zu kommen, und da mich die Entfernung abſchreckte, ſchickte es die Vorſehung, daß er nach Böhmen kam.“ Zwei Jahre vorher ſchon hatte Keppler, der Religion wegen, aus Steiermark entweichen müſſen. Er ging nach Ungarn, die Religionsumſtände wurden bedenklicher; man rieth ihm, nach Prag zu gehen. — Er ging alſo zu Tycho.

„Dahin ging ich (ſchreibt er) im Anfange 1600, in Hoffnung verbeſſerte Excentricitäten der Planeten zu lernen. In den erſten acht Tagen erfuhr ich, Tycho brauche mit dem Ptolomäus und Kopernikus die mittlere Bewegung der Sonne. Für mein Buch ſchickte ſich die ſcheinbare beſſer; ich erhielt alſo von ihm die Erlaubniß, ſeine Beobachtungen nach meiner Art anzuwenden.“

„Sein Hausgenoß, Christian Severini, hatte damals die Theorie des Mars unter Händen; hätte Christian einen anderen Planeten behandelt, so hätte ich mich auch an denselben gemacht. Wiederum also halte ich es für eine Führung der Vorsehung, daß ich um diese Zeit ankam. Durch die Bewegungen des Mars müssen wir zu den Geheimnissen der Astronomie gelangen, oder in solchen beständig unwissend bleiben.“

An solchen Zufällen hing Kepplers Eintritt in die höhere Astronomie. Indem er Tycho's Beobachtungen über die Bewegungen des Mars brauchte, dessen Hypothesen aber unrichtig fand, gelangte er zu seinem berühmten Gesetz von der Bahn der Planeten.

Wie stand es aber dabei mit seinem nothdürftigen Unterhalt? Schon am 17ten Oktober 1600 schrieb er an Tycho: „Du versprachst mir Unterstützung, eigne und durch Empfehlung bei'm Kaiser, selbst Reisekosten. Unser Kontrakt beruhete mit darauf, daß ich mein Steierisches Salarium behielte; er ist also aufgehoben, da die Provinz mir solches genommen hat. Um gegen den Kaiser und Dich nicht zu

fehlen, ging ich mit meinem Schaden nach Prag, wartete da auf ungewiſſen Erfolg, überlegte, wie lang' ich, ohne mein Verderben, auf meine Koſten beſoldungslos leben könnte. Meine Sachen habe ich zu Linz gelaſſen, und bin mit Frau und Stieftochter nach Prag gekommen. Jetzt habe ich nicht mehr, als was etwa zu einem Verzuge von vier Wochen nöthig iſt. Soll ich länger warten, ſo müßte mir von deiner Magnificenz das Reiſegeld erſtattet, oder deine Magnificenz müßte für mich bei allen denen, von welchen ich meinen Lebensunterhalt kaufen muß, Bürge werden. Geſchieht dieß, ſo kann ich ſo lange bleiben, als es deiner Magnificenz und den Gläubigern gefällt. Indeſſen will ich für Aſtronomie ſo ſehr arbeiten, als meine Geſundheit geſtattet."

Unbefriedigt reiſte er von Prag ab, und ließ die Frau daſelbſt, ward krank und arbeitete indeß für Tycho fort, ohne Beſoldung. Im Jahre 1602 ſtarb Tycho. Keppler ward kaiſerlicher Mathematiker, mit freiwillig angewieſener Beſoldung, um deren Auszahlung er oft bitten mußte. Unter mancherlei Verdrießlichkeiten und widrigen Schickſalen lebte er zu Prag eilf Jahre im Mangel.

Nach Kaiſer Rudolphs Tode befahl ſein Nachfolger Matthias, ihm den rückſtändigen Gehalt auszuzahlen, und berief ihn nach Linz; bald aber mußte er abermals klagen: „der vom Kaiſer ihm angewieſene Gehalt werde nicht gezahlt, wenn er nicht was Mäßiges von den Landesſtänden bekäme, könne er ſeine Haushaltung nicht ernähren. Einen Amanuenſis und Rechner könne er ſelten halten“ u. ſ. w. — Um zu leben, mußte er Ephemeriden und Prognoſtika herausgeben. Zudem bekam er mit den Theologen Zwiſt, denen ſeine Aſtronomie der Bibel entgegen ſchien u. ſ. w.

Kaiſer Matthias ſtarb; die Kriegsunruhen begannen; 1621 reiſte er nach Wien mit dem Geſuch um Auszahlung ſeiner Beſoldung und Koſten zu den Rudolphiniſchen Tafeln, erhielt aber nichts als eine Anweiſung. Mit dieſer reiſete er in Schwaben umher; als er den dritten Theil der Koſten zum Druck gedachter Tafeln zuſammengebracht, fing er die Herausgabe an unter Religions- und Kriegs-Unruhen. Die Jeſuiten verſiegelten ſeine Bibliothek; Linz ward belagert. Keppler irrte hier und dort umher, bis Ferdinand ihn an Wallenſtein

wies: „von ihm, als einem Liebhaber der Aſtrologie, ſolite er ſeine rückſtändige Beſoldung, die zu 12000 Gulden angewachſen war, erhalten.“ Wallenſtein, der in Gedanken ſchon Herzog von Mecklenburg war, beſtimmte ihn zum Rektor ſeiner dortigen Univerſität Roſtock; ſein Gehalt aber zahlte er ihm nicht.

So reiſete er aus Sagan wieder nach Regensburg wo Reichstag gehalten ward, wollte zurück nach Linz; aber von Krankheit und Reiſen ermattet, fiel er in eine Krankheit, an der er 1630 fromm und ſanft ſtarb; noch hatte er ſein 59ſtes Jahr nicht vollendet. Auf dem Peterskirchhofe ward er begraben.

Seine Verlaſſenſchaft war:

22 ganze Reichsthaler

11 Fl. wegen des verkauften Roſſes und einiger Gnadenpfennige. Anforderungen dagegen an Kaiſerliche Majeſtät 11,817 Fl., außerdem beträchtliche Forderungen an Landſtände, Beamten und Privatperſonen. *Alas! poor Keppler!*

Sein Sohn Ludwig, ein Arzt, war indeß mit einem öſterreichiſchen Baron auf Reiſen geweſen,

und hatte in zwei Jahren keine Nachricht von den Seinigen gehabt; nach ſeiner Rückkunft ſchrieb er an ſie von Frankfurt aus in die Lauſitz. Da kam ſeine verwittwete Stiefmutter mit vier Unmündigen ohne Geld, in ſchlechtem Zuſtande, an einen Ort, wo Theurung war. Sie brachte das unvollſtändige Exemplar eines Traumes mit, den Keppler einſt zu ſeinem Vergnügen aufgeſetzt hatte, forderte die Ergänzung des Traumes, um etwas dafür zu gewinnen, ſuchte Hülfe bei dem Sohne, der ſelbſt Andrer Hülfe nöthig hatte. Ach, armer Keppler!

Im Jahre 1714, alſo faſt 100 Jahre nach ſeinem Tode, wollte ein andrer armer Mathematiker Kepplers Schriften in 22 Folio-Bänden drucken laſſen *). Der erſte Band enthält lehrreiche Briefe; weiter erſchien, wie leicht zu erachten war, nichts. Schon durch Leibnitz waren ſeine Manuſcripte der Königlichen Akademie angetragen; ſie blieben zu Frankfurt verſetzt, bis ſie 1774 nach Petersburg gekauft wurden, wo die mathematiſche Klaſſe der Aka-

*) Designatio opp. Keppleri quae parata habet *Hanschius* editioni per subscriptiones adornandae 1713.

demie ſie durchgehen ſollte. — Die meiſten der Kepleriſchen Schriften, die bei ſeinem Leben gedruckt wurden, ſind eng gedruckt, außer der Harmonik und den Rudolphiniſchen Tafeln. Welche Mühe Keppler bei ihrer Förderung zum Druck hatte, beweiſen ſeine Briefe an Bernegger und andre Freunde *).

Im Jahre 1786 kam man auf den Gedanken, ihm zu Regensburg ein Monument aufzurichten, wo von ihm nicht einmal ſein Grabſtein geblieben war. Durch Subſcription ſollte es zu Stande kommen; und kam alſo — nicht zu Stande **). „Es war ſehr gleichgültig, ſagt Käſtner (Geſch. d. Mathem. B. IV. S. 352.), ob Deutſchland, das Kepplern bei ſeinem Erdenleben kaum dürftig Brod gab, ihm, da er ſchon länger als anderthalb hundert Erdenjahre unſterblich war, einen Stein gegeben hätte.“

„Beiträge aus ganz Deutſchland hätten kein Monument veranſtalten können, und Regensburg keines gefaßt, ſo prächtig als das, welches man (noch dazu vom Jeſuiten Riccioli dem ſelbſt bei Luthera-

*) Epist. Keppleri et Berneggeri. Argent. 1672.

**) Der Vorſchlag kam vom Profeſſor Oſtertag.

nern verketzerten Keppler geſetzt) durch jedes Fernrohr — im Monde ſieht *)."

„Steinerne Denkmale erinnern an einen Gelehrten höchſtens ſeine Freunde und geweſenen Mitbürger, und das auch auf kurze Zeit; ſein Andenken zu erhalten, iſt Papier dauerhafter als Marmor. **)."

* * *

*) Beziehet ſich auf den von Riccioli mit Kepplers Namen benamten Mondberg.

**) Es wird dem Leſer nicht unangenehm ſeyn, hier an zwei Sinngedichte Käſtners auf Kepplern erinnert zu werden:

So hoch war noch kein Sterblicher geſtiegen,
Als Keppler ſtieg — — und ſtarb in Hungersnoth.
Er wußte nur die Geiſter zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

An Chriſtoph Mylius.

Bei Ueberſendung von Kepplers Harmonicemundi.

Freund, da Dein zärtlich Ohr der Tonkunſt Reiz empfindet,
Des Weltbau's Harmonie Dein tiefer Geiſt ergründet,
Lies, was von Beiden hier der Lehrer Newtons ſchreibt,
Den Deutſchland hungern ließ und — ſeiner unwerth bleibt.

Isaak Newton sah im Jahre 1642 in England das Licht, begütert, glücklich- frei- geboren. Seiner Neigung zur Mathematik ließ eine gute Mutter ihren Lauf; im zwanzigsten Jahre ward er zu Cambridge in der Geometrie Barrow's Schüler.

Die Wissenschaften, die er gewählt hatte, waren damals im höchsten Betriebe; von den trefflichsten Männern bearbeitet, lockten sie ihn natürlich zur Nacheiferung an. Mit stillem Schritt trat er nicht nur in die Laufbahn der berühmtesten Mathematiker, sondern bald auch auf den Gipfel ihrer Entdeckungen und ihres Ruhmes. Im fünf und zwanzigsten Jahre (1667) soll er die Fluxionsrechnung erfunden haben, auf sie führte ihn Fermat. Das Jahr darauf, als er sich mit optischen Werkzeugen beschäftigte, soll er, bei Gelegenheit des Prisma, seine Theorie des Lichts erfunden haben. Zwei Jahre darauf, als ihn die Pest von Cambridge vertrieben hatte, soll er auf seine Theorie der Schwere gekommen seyn; alles in jugendlichen Jahren.

Im neun und zwanzigsten Jahre ward er Lehrer der Mathematik an Barrow's Stelle; eine seiner Liebe zur Wissenschaft sehr bequeme Situation, wie

Jeder weiß, der die Beſchaffenheit dieſer Profeſſuren in England kennt.

In ſtiller Ruhe arbeitete er hier ſeine Werke aus; ſeine Gedanken gewannen Zeit zu reifen, ohne daß ihn Bedürfniſſe ſtörten, oder eine voreilige Sucht nach Ruhm ſpornen durfte: denn ſein Stand, ſeine Wiſſenſchaften ſchafften ihm Ehre. Erſt 1675 ſchickte er ſein erfundenes Spiegel-Teleſkop an die Königliche Societät der Wiſſenſchaften, die es in den Transaktionen bekannt machte; vorher hatte er nur den Varenius (*Varenii*, Geographia generalis, aucta et illustrata ab Is. *Newton.* 1672) herausgegeben, vermehrt und erläutert.

Im Winter zwiſchen 1676 und 1677 ſoll er das Geſetz der Centripetalkraft gefunden haben, unſtreitig nach Kepplers vorhergegangenen, ſchwereren Erfindungen des Geſetzes der Bahn der Planeten in Ellipſen um ihren Brennpunkt, die Sonne: was Newton dazuthat, war das Geſetz der Kräfte.

Erſt 1687 kam das Syſtem darüber unter Halley's Aufſicht heraus, von der Königlichen Societät ſelbſt dem Druck übergeben *); ein Werk, das ihn

*) Philosophiae naturalis Principia mathematica.

auf den Gipfel des Ruhmes erhob. Im Jahr 1688 ward er Repräſentant der Univerſität im Parlament; im Jahre 1696, unter dem Miniſterium des Grafen Halifax Münzwardein; im Jahre 1703 Präſident der Societät, welche Ehrenſtelle er fünf und zwanzig Jahre bis an ſeinen Tod bekleidete.

In eben dieſem Jahre 1703 gab er ſeine Optik heraus, die Samuel Clarke nachher ins Latein überſetzte; 1705 ward er Ritter; 1707 erſchien ſeine allgemeine Arithmetik *); 1711 ſeine Analyſis, worauf der berühmte Streit, wer Erfinder der Fluxionen ſey? folgte **).

Dem Anſcheine nach verhielt ſich Newton bei dieſem Streit ſtill; deſto wirkſamer und ſchneidender waren ſeine Freunde. Sogar die Societät der Wiſſenſchaften nahm Parthei und entſchied — für ihren Präſidenten.

Im Jahre 1713 folgte die zweite Ausgabe zu Cambridge, unter Aufſicht des Roger Cotes.

*) Arithmetica universalis s. de compositione et resolutione Arithm. Lib.

**) Analysis par Quantitatum series, Fluxiones etc. Lond. 4to

Die letzten Arbeiten Newtons waren bekanntlich chronologisch und theologisch, die seinem Ruhme wenig hinzufügten. Er starb 1727 im fünf und achtzigsten Jahre, höchst berühmt und von den Britten fast wie ein überirdisches Wesen verehrt. Sein Körper wurde auf einem Paradebett in der Jerusalemkammer ausgestellt und in der Westmünster-Abtei prächtig begraben. Der Lord-Kanzler, zwei Herzöge, drei Grafen trugen das Leichentuch. Das ihm gesetzte prächtige Monument endet seine lange große Inschrift mit den Worten: *humani generis decus.* Er hinterließ 32,000 Pfund Sterling (damals eine ungeheure Summe), Landhaus und Zugehör ungerechnet.

* * *

Sinnreich hat Käſtner die drei großen Mathematiker: Tycho, Keppler und Newton mit einander verglichen, und (Galiläi mit eingeſchloſſen) ihre Verdienſte gegen einander gehalten.

In Betracht ihrer Lebensumſtände ſagt er: „Tycho ſtarb im 54ſten Jahre, Galiläi im 78ſten, Newton im 85ſten, Keppler im 60ſten, nicht viel

älter als Tycho. Hält man, was dieſe Männer für die Wiſſenſchaften geleiſtet haben, gegen ihre Lebenszeiten, ſo fällt die Vergleichung ſehr zum Vortheil von Keppler aus. Noch mehr, wenn man ihre Glücksumſtände betrachtet."

„Tycho beſaß einiges Vermögen, erhielt königliche und kaiſerliche Unterſtützung. Galilei genoß einträgliche Gnade ſeines Großherzogs. Newton beſchäftigte ſich mit der Mathematik zu ſeinem Vergnügen; ihn zur Annahme des Lehramts zu Cambridge zu bewegen, mußte Barrow viel Mühe anwenden. Keppler rechnete auf Beſoldungen, die ihm nicht ausgezahlt wurden; der Sitte deutſcher Gelehrten gemäß war er verheirathet. In welchen Umſtänden er Wittwe und Kinder hinterließ, erzählt der Sohn Ludwig dem Landgrafen von Heſſen in der Zueignung des Traumes, begreiflich nicht ohne Abſicht. Keppler konnte betteln gehen, wenn er wollte, ſagte von ihm Hauſen."

„In dieſer Lage ſchreibt er doch aufgereimte Briefe an ſeine Freunde, erzählt ſelbſt ſeine widrigen Schickſale ohne Klagen, erfand — nicht einzelne Lehren, ſondern Wiſſenſchaften, Dioptrik, Bewegunge-

geſetze der Planeten, u. ſ. w. Selbſt brauchte er bei Ausrechnung von Körpern, Abkürzungen, wie nachher in der Rechnung des Unendlichen ſind gebraucht worden. Tycho und Keppler machten beide lateiniſche Verſe; Keppler mit mehr poetiſchem Geiſt. Selbſt ſeine Proſe iſt voll poetiſcher Lebhaftigkeit; und Dichterwitz zeigt ſich überall bei ſeinen Theorien. So hatte er Anlage zum Dichter, wie zum Mathematiker; keins von beiden führt zum — Reichwerden.

* * *

Keppler ſchrieb einen Traum vom Monde und den Mondbewohnern *). Eine Zauberin citirt einen Geiſt aus dem Monde, der ihr Manches erzählt, was zwei Jahrhunderte nachher des Mondbeſchauers Schröter Beobachtungen beſtärkt haben. „Levanien (ſo heißt der Mond) hat ſehr hohe Berge, tiefe und lange Thäler, iſt voll Höhlen, beſonders in der Gegend der Privolvaner, die ſich dahin vor

---

*) Jo. Keppleri Somnium de astronomia lunari. Opus posthumum 1634. In Kästners Geſchichte der Mathematik B. IV. S. 306.

Hitze und Kälte retten. Einigen Bewohnern zeigt ſich die Erde beſtändig, (dieß ſind jene Privolvaner: in Kepplers Traume heißt die Erde Volva), andern nie. Die Sonne geht ihnen in einem Jahr zwölfmal auf, oder in 8 Jahren 99 mal; gewöhnlicher iſt ihnen ein Umlauf von 19 Jahren u. ſ. w." — Kurz Keppler lehrte auch im Traume aſtronomiſche Wahrheit.

* * *

Kepplers Gedanken

über Anziehung und Schwere der Weltkörper.

„Wiſſen, heißt in der Geometrie, durch ein bekanntes Maß meſſen. Hier iſt das Maß des Kreiſes Durchmeſſer."

„Wißbares (scibile γνωστόν) heißt, was durch den Durchmeſſer, oder deſſen Quadrat, unmittelbar oder auch durch eine Reihe von Schlüſſen gegeben wird."

„*Hienach giebt es Grade des Wißbaren* (Zahl iſt die Sprache der Geometer). Die höheren Grade heißen unbequem irrational, beſſer unausſprechlich (inef-

(ineffabiles). Das Siebeneck z. B. führt auf eine Gleichung, die man durch Elementar-Geometrie nicht conſtruiren kann."

„Viele wollen, wegen der Bewegung ſchwerer Körper nicht glauben, daß die Erde ſich animaliſch, oder vielmehr magnetiſch bewege. Die mögen Folgendes bedenken:"

„Ein mathematiſcher Punkt, Mittelpunkt der Welt oder nicht, kann ſchwere Körper nicht bewegen, daß ſie ſich ihm nähern. Mögen die Phyſiker zeigen, daß die natürlichen Dinge eine Sympathie zu dem haben, das Nichts iſt."

„Auch ſtreben ſchwere Körper nicht deßwegen nach dem Mittelpunkte der Welt, weil ſie die Grenzen der runden Welt fliehen, werden auch nicht durch Umdrehung des *Primi mobilis* gegen den Mittelpunkt der Welt getrieben; die wahre Lehre der körperlichen Schwere beruhet auf folgenden Grundſätzen:"

„Jede körperliche Subſtanz, inſofern ſie körperlich iſt, iſt geſchickt, an jeder Stelle zu ruhen, wohin ſie gebracht wird, wenn ſie da außer dem Wirkungskreiſe eines verwandten Körpers liegt. Schwere iſt eine körperliche Eigenſchaft, gegenſeitig zwi-

ſchen verwandten Körpern zur Vereinigung oder Verbindung (wohin auch das magnetiſche Vermögen gehört), ſo daß vielmehr die Erde den Stein zieht, als der Stein nach der Erde ſtrebt."

„Schwere Körper (wenn wir auch die Erde in den Mittelpunkt der Welt ſetzten) gehen nicht nach dem Mittelpunkt der Welt, als Mittelpunkt der Welt, ſondern als Mittelpunkt eines runden verwandten Körpers der Erde. Wohin alſo die Erde geſetzt, oder wohin ſie mit ihrer animaliſchen Fähigkeit gebracht wird, gehen immer nach ihr ſchwere Körper. Wäre ſie nicht rund, ſo gingen dieſe nicht überall nach ihrem Mittelpunkt, ſondern von verſchiedenen Seiten nach verſchiedenen Punkten."

„Würden zwei Steine an einem Ort der Welt einander nahe gebracht, außer dem Wirkungskreiſe eines dritten verwandten Körpers, ſo würden ſie wie zwei Magnete in einer mittleren Stelle zuſammenkommen; jeder Weg dahin würde ſich zu des andern Weg verhalten, wie des anderen Maſſe zu des erſteren Maſſe. Würden Mond und Erde nicht durch eine animaliſche, oder eine andere gleichgültige Kraft, jedes in ſeinem Umlauf erhalten, ſo ſtiege die

Erde nach dem Monde, um den vier und funfzigſten Theil des Zwiſchenraumes; der Mond ſenkte ſich gegen die Erde etwa um 53 Theile des Zwiſchenraumes. Da kämen ſie zuſammen, vorausgeſetzt, daß beide gleiche Dichte haben."

„Hörte die Erde auf, ihr Waſſer anzuziehen, ſo würde ſich alles Meerwaſſer erheben und in den Mond fließen. Der Wirkungskreis der ziehenden Kraft, die ſich im Monde befindet, erſtreckt ſich bis an die Erde und auf das Waſſer der heißen Zone, nach der Stelle, wo der Mond vertikal iſt. Weil aber der Mond den Scheitel bald verläßt, und das Waſſer ſo ſchnell nicht folgen kann, entſteht Fluth des Meeres in der heißen Zone nach Weſten, bis ſie an Ufer anſtößt. Auch der Zug der Erde erſtreckt ſich bis an den Mond und noch viel weiter."

„An ſich ſelbſt leicht iſt nichts; vergleichungsweiſe leichter, was in gleichem Raume weniger Materie enthält, von Natur oder wegen der Wärme. So wird das Leichtere vom Schwereren aufwärts getrieben, weil es von der Erde ſchwächer [illegible] ezogen wird."

„Wäre eines Steines Entfernung von der Erde

beträchtlich gegen ihren Halbmeſſer, ſo würde der Stein der bewegten Erde nicht völlig folgen, ſondern ſeine Kräfte zu widerſtehen, mit den Zugkräften der Erde vermengen, und ſich alſo vom Fortreißen der Erde in etwas losmachen. Das erfolgt aber nicht, weil kein geworfener Körper um den hunderttauſendſten Theil des Halbmeſſers von der Oberfläche der Erde abgeſendert wird. So reißt die Bewegung der Erde, was ſich in der Luft befindet, mit ſich fort, als berührte es die Erde u. ſ. w.

* * *

So genau waren Keppler die Kräfte der Schwere und der Anziehung bekannt; er wagte es aber nicht, durch ſie als durch oberſte Kräfte, die Bewegung der Weltkörper zu erklären, weil er die ihnen entgegengeſetzte Wurfkraft, die nach dem Newtenſchen Syſtem den Körpern auch eigenthümlich oder urſprünglich eingedrückt ſeyn ſollte, nicht annahm. (Und woher wäre ſie kenntlich?) Er nahm alſo zu einer animaliſchen Kraft ſeine Zuflucht, mit der er Sonne, Erde und alle Planeten beſeelte, wovon künftig die Rede ſeyn wird.

Zwei einander entgegengeſetzte, in einander wirkende Prinzipien, mochte man ſie nun Licht und Finſterniß, Gutes und Böſes, Liebe und Haß, oder ſeiner das männliche und weibliche Prinzipium u. ſ. w. nennen, waren von Anfang her die erzeugenden ſowohl, als die erhaltenden Mittelurſachen der Weltordnung; jedes Zeitalter, jede Schule gab dem Ganzen ſeine Benennungen und Kunſtformen. Newtons Syſtem beſtimmte die der Zeit angemeſſenſten in Verhältniſſen und Zahlen, ohne ſie ſelbſt zu erklären: denn Zahl iſt die Sprache der Geometer, ſagt Keppler, und der menſchliche Verſtand kann in Sachen der Art, nichts als wägen, meſſen und zählen. Die leichteſte Wage, die leichteſte Zahl aber giebt das einander ſchlechthin Entgegengeſetzte: es zeigt in dem, was daraus folgt, die ſchönſten Reſultate, wenn beide Kräfte nämlich in fortdauernd-lebendiger Wirkung gedacht werden. In gegenſeitigem Fall, geben ſie kein Reſultat als Null, die Summe des Weltalls. Daß in dieſem reinen Gedankenbilde aber jene lebendigen Kräfte ganz unerörtert blieben, iſt durch ſich ſelbſt klar. Man ſetzt ſie voraus.

Newtons Geſetz der Schwere.

Sir Iſaak, wie ihn ſeine Landsleute ausſchließend nennen, kam auf einer glücklichen Stelle zur Welt, das Maß ausſprechen zu können, nach welchem ſich die Weltkörper bewegen: „Umgekehrt nach den Quadraten der Entfernung von einander, nimmt die Schwerkraft, mit welcher Weltkörper auf Weltkörper wiegen, ab; ein Geſetz, auf welches ihn, nach dem bekannten Mährchen, der herabfallende Apfel wahrlich nicht bringen durfte.

Ein junger Mathematiker, deſſen Fellow und nachheriger Profeſſor Barrow war, (ein in jedem Betracht achtungswürdiger Name) deſſen erſte Leſung Euklids, Kepplers, Deſcartes, Wallis, Wrens, Huygens Schriften ſeyn mußten, der gerade auf dem Gipfel der Berechnungen über Bewegung der Körper nach Maſſen, Zeit und Raum, in die mathematiſch-phyſiſche Welt blickte, er hatte keines Apfelfalles auf die denkende Stirn, keines Mondfalles auf die zur Sonne nicht-fallende Erde nöthig. Die zu entwickelnde Frage mit ihren näch-

ſten Forderungen lag vor und in ihm. Newtons eigene Antwort, wie er zu ihrer Auflöſung gekommen? war die einzig-wahre: „weil ich darüber oft und lange nachgedacht habe.“ Denn war nicht dieſe Frage das Haupt-Quäſitum der Zeit, in der ſein jugendlicher Geiſt erwachte? Aus Keppler, Huygens, Entdeckung ſprang ſie dem Forſchenden in's Auge.

Nur forderte ſie Erweis, d. i. anwendende Prüfung und Berechnung; die gab ihr Newton. Indem er ſie auf den Mond und ſeine Einwirkung auf Meer und Erde, auf die Geſtalt der Erde ſelbſt, auf das Verhältniß der Planeten zur Sonne, ihrer Monde zu den Planeten anwandte, ſo ſprach er den Grundſatz eines allgemeinen Gravitations- oder Anziehung-Syſtems aus: „daß jedes materielle Element im geraden Verhältniſſe ſeiner Maſſe, im umgekehrten des Quadrats ſeiner Entfernung anziehe oder angezogen werde.“ — Geſetz gleichſam einer himmliſchen Adraſtea, in Vertheilung des Gewichts und der Bewegung der Körper nach Maſſen, Raum und Zeit.

Um der ordnenden Göttin ein freies Gebiet zu geben, ſetzte Newton die Bewegung der Weltkörper in einen leeren Raum, in dieſem ließ er ihre fortſchießende und fallende Kraft wirken. Beide dieſe Kräfte ſtellte er als Erſcheinung (Phaenomenon) dar, und wollte ſo wenig ſie, als den beliebten Namen Schwere oder Anziehungskraft der Körper erklären. Sein Syſtem ſollte als Faktum, als Darſtellung des Weltſyſtems gelten.

Und es hat, ſo viel ihm auch entgegen geſetzt ward, ſeine Probe beſtanden. Wie Kopernikus die Himmel der Alten, Keppler des Kopernikus Epicykeln niederwarf, ſo jagte Newtons einfaches Geſetz Descartes Wirbel aus dem leeren Aether. Freilich brauchte es dazu, zumal in Frankreich, wo Descartes in großem Anſehn ſtand, faſt bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Zeit; endlich überwand doch das einfache Geſetz der im Anſchein ſelbſt ſchlichten Wahrheit. Das ganze Jahrhundert ſchmückte ſich in der Aſtronomie mit Newtons Namen, rechnete nach ſeinem Geſetz fort, und am Ende deſſelben erſtand ein zweiter Newton, der, was jener und

ſeine Nachfolger unvollendet gelaſſen, in Tiefen der Analyſis vollendet, de la Place *).

Nicht nur die Störungen der Himmelskörper gegen einander; ihre Secular-Ungleichheiten compenſirte er; er berechnete die Wirkungen des allgemeinen Geſetzes der Schwere auf alle Körper unſers Sonnenſyſtems, flüſſige und feſte, ſicherte hiemit, Aeonen hindurch, unſer Weltall. Indem er die mittleren Bewegungen und die große Axe der Planeten und Bahnen conſtant zeigte, gebot er ihm gleichſam Beſtandheit.

Durch compenſirte Kräfte nach Raum und Zeit ſind nach dem Geſetz der Schwere alle Maſſen der Welt zum bleibenden Daſeyn auf ſich ſelbſt und gegen einander gegründet; aller Störungen und Secular-Ungleichheiten ungeachtet herrſcht und mißt Adraſtea unverrückt im ſonnenreichen Aether.

Hier ſtehen wir jetzt und kein metaphyſiſcher Zweifel vermag den Berechner der Schwerkraft aus ſei-

*) Mechanik des Himmels. Ueberſ. von Burkhard. Berlin 1800.

ner Bahn zu treiben. Frage den Verſtand: „wie ziehen die Weltkörper ohne Berührung einander an? Was bewirkt die allgemeine Schwere jedes Theils und Theilchens der Schöpfung gegen einander?“ ſo antwortet der Beobachter und Berechner ungeſtört: „wiſſen wir denn in unſeren eigenſten Erfahrungen was Kraft ſey? Kennen wir ſie anders als in ihrer Anwendung und Wirkung? Wiſſen wir, was Schwere ſey? außer wenn uns etwas ſchwer wird, oder wir Körper fallend ſehen. Dann nennen wir ſie ſchwer, und berechnen ihre Schwere. So auch bei anziehenden oder zurückſtoßenden Kräften. Allenthalben nehmen wir ſie wahr; in der Chemie ſind Wahlanziehungen und Repulſe die gemeinſte Beobachtung, ohne daß wir ihre innere Urſache wiſſen, oder uns darum kümmern. Denn wie wollten wir ſie wiſſen? Soll Kraft ſich geſondert vom Körper, d. i. ohne Organ und im Spiegel darſtellen? wollen wir ſie taſten? In Wirkungen ſehen und taſten wir ſie; ſelbſt dem Begriff nach iſt ſie von ihrem Organ unabtrennlich.

So ſpricht der Newtonſche Weltweiſe und findet ſich zu ſeinem Zweck befriedigt. Fragt der denkende

Forſcher weiter: „zugegeben euer Organ, in welchem die Kräfte wirken; da ihr aber Central- und das Centrum fliehende Kräfte ſetzt, wer gab euch das Centrum? Im Unermeßlichen, dem leeren Raum, exiſtirt durch ſich ſelbſt nirgend ein ſolches. Wenn durch ſeine natürliche, ihm angeborne Schwere alles Materielle fällt, ſo fällt der ſchwerſte Körper, die Sonne, zuerſt, wenn andre Körper ihren Fall nicht hindern. Welches ſind dieſe Kräfte? In der Planetenmaſſe wohnen ſie nicht: denn die Sonnenmaſſe überwiegt bei weitem alle Planeten. Sie alle, die Kometen mit eingeſchloſſen, deren Zahl, Maſſe und Beſchaffenheit uns noch unbekannt iſt, können den Sturz der Sonne nicht aufhalten. Und eure, das Centrum fliehende Kräfte, woher entſpringen ſie? Eure Stückkugel oder Bombe erklärt hiebei nichts; denn bei dieſer wiſſen wir, woher ihre Wurfkraft komme? bei euren in's Unermeßliche fortſchießenden Planeten und Kometen wiſſen wir nichts.“

Ruhig antwortet hierauf der Newtoniſche Weltweiſe: „der Schöpfer drückte ihnen dieſe Wurfkraft ein und erhält ſie; er beſtimmte jedem Sonnenraum ſein Centrum, und gab dieſem ewig fortwirkende An-

ziehungskräfte." — „In jedem Atom jeder Materie, ſagte Newton, iſt die Gottheit gegenwärtig, die allen Raum erfüllt, ihr Senſorium, in dem durch ſeine unmittelbar-durchdringende Gegenwart Alles lebet, webet und iſt." An dieſer hohen Einfachheit genügte ſich der große Mann, der den Namen Gottes nie ohne Ehrerbietung nannte.

Völlig anti-Newtoniſch ſind alſo die Phantasmen derer, die mit Newtons Worten durch blinde Kräfte der Materie Welten der Wohlordnung bauen, in denen jeder Atom vermittelſt entgegengeſetzter zweifacher Kräfte ohne Urheber die Tendenz d. i. den blinden Trieb zur Wohlordnung gehabt habe. Schlummernder hat Epikur nie geträumt.

Wenn alles zum Mittelpunkt ſtrebt, wo iſt Mittelpunkt des Univerſums? Ohnee ntgegengeſetzte Kräfte fällt Alles und fällt ewig.

Dieſe entgegengeſetzte, fortſchießende Kräfte aber, wer ſetzte ſie jenen entgegen? ihnen eindrückend das ewige Gebot, geradlinig zu werden, und in jedem Punkt durch feſte Radien zurückgehalten zu werden, haſſend zu fliehen, und immer doch liebend zu ziehen

und gezogen zu werden, mithin im Kreiſe, oder in einer Ellipſe und Parabel zu verweilen?

Welch Prinzipium theilte die Maſſen, und ſchied Regionen der Wirkung? wo jede Region das Geſetz des Ganzen ausdrückt, und doch eine einzelne Region iſt. Denn iſt nicht Saturn, in Abſicht ſeiner Trabanten, was unſere Sonne gegen die Weltkörper ihres Gebietes iſt? Wer beſtimmte alſo auch ihm in einer fremden Region ſeinen Mittelpunkt mittelſt zweier entgegenſtrebender Kräfte.

Die Spinne giebt ihrem Gewebe durch Anknüpfen feſter Fäden Haltung; ſo lange wir keinen Mittelpunkt des Univerſums kennen, der das Ganze anziehe und trage, auch keinen Quell fortſchießender Kräfte kennen, als Dünſte und Dämpfe, ſpielen wir, Welten bauend, mit Newtons Syſtem wie Kinder. Sein Syſtem erklärte und berechnete eine gebaute, mit Verſtand und Sinn geordnete Welt, kein aus dem Chaos mittelſt blinder Triebe zur Wohlordnung entſprungenes, gedankenleeres Weltganze.

Eben deßhalb iſt Newtons Syſtem nur als Gedankenbild, Nachbild eines ſchaffenden Geiſtes ſo

ſchön, ja man darf ſagen göttlich. Wäre kein Zirkel, keine Kugel, kein Rectangel mit ſeiner Diagonale phyſiſch in der Welt da; als Zeichnungen des Verſtandes ſind ſie mit allen ihren Eigenſchaften und Folgen in der ſchönen Fülle ihrer Wahrheit und Nothwendigkeit dem Verſtande gegenwärtig. So Newtons Weltall: denn ein einfacheres und an ſchönen Folgen reicheres Geſetz kann ſich der menſchliche Geiſt zur Erhaltung des Weltganzen nicht denken, als das Geſetz dieſer beiden einander beſchränkenden Kräfte. Es iſt wie a = a da; nicht mehr und nicht minder.

Und wenn durch dieß Geſetz die ſchönen Ellipſen entſtehen, in welchen die Planeten um die Sonne, die Monde um ihre Planeten wandeln; wenn nach ihm die Geſtalt der Geſtirne, der Sonnenäquator wird, auf welchen ſie ſich bewegen, und wechſelnde Jahreszeiten; wenn Planeten, Monde, die Sonne ſelbſt dadurch bewohnbar, und den unzähligen Kometen zu allen Seiten hinaus und hinab ihre freie paraboliſche Bahn wird, wodurch die Störungen der Weltkörper gegen einander vernichtet oder compenſirt und aufgehoben werden: wer wird dieſe Denk-

geſtalten der meſſenden, wägenden Göttin, den Grund aller Schönheit und Ordnung der Weltgeſtalten, nicht lieben, nicht ehren?

Machte man dagegen die ſchwerfälligen Namen, Schwere, Anziehung, Centripetal- und Centrifugal-Kräfte zu blinden Trieben: ſo verſchwindet alle Schönheit des Gedanken-Syſtems, das nach Kepplers Idee (ohne deſſen Berechnung eben auf unſer Clavichord) die reine Berechnung

einer gleichſchwebenden Temperatur der Bewegung der Weltkörper nach Maſſen, Zeiten und Räumen

ſeyn ſollte. Sie wird einmal gewiß aufkommen dieſe richtigere Benennung, wenn ein künftiger Keppler die Proportion der Weltkörper nach Maſſen, Zeiten und Räumen genetiſch gefunden haben wird. Dann werden wir den Namen Schwere und Anziehung, die ſo vielfach gemißbraucht ſind, hier ſo wenig, als in der Muſik bedürfen. Was ein Weltgebäude erſchafft, kann weder die todte Schwere, noch eine in jedem Moment weſentlich behinderte Anziehung ſeyn, die beide wirken und nicht wirken, ſi

ſind nur Hülfsbrücken, Denkbilder des menſchlichen Geiſtes. Als ſolche ſind ſie ſehr ſchätzbar, ja vielleicht die reinſten Verhältniſſe, die unſer Geiſt zu denken vermag. Zwei einander entgegengeſetzte Kräfte ſind das Geſetz der wägenden Wage.

* * *

Newtons Theorie des Lichts und der Farben.

Newtons Theorie des Lichts und der Farben iſt eben ſo bekannt als berühmt; mit wenigen Ausnahmen iſt ſie das ganze Jahrhundert hindurch die herrſchende geweſen. Indem er nämlich das Licht als Emanation ſeiner Theilchen aus der Sonne anſah, die in ungeheurer Geſchwindigkeit zu uns gelangten; und ihm ein Prisma den gebrochenen Sonnenſtrahl, der durch eine kleine Oeffnung in ein dunkles Zimmer fällt, in dem bekannten Spektrum als eine Erſcheinung von ſieben Farben darſtellte; ſo lag es ſeinem Syſtem nah, den Strahl ſelbſt als zuſammengeſetzt aus dieſen farbigen Strahlen, gleichſam als einen Bündel von Farben anzu-

zunehmen, deren Summe den weißen, glänzenden Lichtſtrahl gebe.

Da ſich keine dieſer Farben prismatiſch weiter verändern ließ, und mit einem erhabenen Glaſe aufgefangen, die Farbenſtrahlen wieder ein weißes Sonnenlicht darſtellen; ſo empfahl ſich ſeine Theorie ſichtlich dem Auge. Und da eben ſo erſichtlich das Spektrum viel länger iſt, als es dem Durchmeſſer des Strahlencylinders gemäß wäre, mithin die ausfahrenden Strahlen einander nicht parallel ſind, alſo auch nicht alle gleich viel gebrochen werden können, ob ſie gleich alle unter einerlei Winkel einfallen, ſo ſchien eine Theorie, die Farben und Brechbarkeit mit einander verbände, dem Auge auch gleichſam gegeben.

Newton beſtimmte die Grade der Brechung für jede Lichtart, die rothe, violette, grüne, blaue, u. ſ. w.; ſo ward dann ſein Syſtem gangbar: „das Sonnenlicht beſtehe aus farbigem Lichte, das kenntlich werde, wenn man es von einander ſondert; die Farben ſeyen Theile des Sonnenlichtes, einfach, keiner weiteren Zergliederung fähig.

Leonhard Euler war's, der dieſem Syſtem nicht nur Schwierigkeiten, ſondern ſelbſt ein anderes eigenes Syſtem entgegenſtellte, das ſich, inſonderheit durch ſeine Harmonie, mit einem anderen Sinne empfahl. Was der Schall dem Ohr, iſt das Licht dem Auge; wie jener aus Schwingungen der Luft, ſo meinte er, entſtehe Licht aus Schwingungen des feinen, höchſtelaſtiſchen Aethers, von dem alle Himmelsräume erfüllt ſeyen. Nicht nur das ungeheure Vacuum (Newtons leerer Raum) ward damit vertrieben, und die Furcht, jene immer ausſtrömende Sonne, müſſe an Lichtmaterie endlich verarmen, verlor ſich damit ganz; auch die Schnelligkeit des Lichts ſchien dadurch begreiflich und mancherlei andre Phänomene.

Vorzüglich aber fiel die Aehnlichkeit des Farben- und Ton-Syſtems in die Augen; und da Euler um dieſes viel Verdienſt hatte, ſo mußte ihm die Anwendbarkeit der Töne auf Farben leicht und natürlich ſcheinen. Auch dieſem Syſtem indeſſen ſtanden Schwierigkeiten entgegen, vornehmlich der Augenſchein, daß ſich nicht, wie der Schall, das Licht zu allen Seiten hinaus in Wellen fortpflanzt

u. ſ. w. Newtons Syſtem blieb alſo beſtehen; zumal hingen ihm die Britten leidenſchaftlich an und die britanniſchen Deutſchen.

Auch hier haben die Zeiten Manches verändert und eine Hypotheſe in Gang gebracht, die beide Syſteme zu vereinigen ſcheint.

1. Entſprang nämlich das Licht durch eine Zerſetzung und Entwickelung des Aetherſtoffes in den weiten Weltregionen: (denn daß dieſer ein leerer Raum ſey, war Newton bloß Hypotheſe, die er ſeinem Syſtem, damit es mathematiſch-reiner da ſtünde, zum Grunde legen mußte; phyſiſch iſt, nach Allem, wie wir die Natur kennen, der leere Raum ein leerer Traum) ſo entſpringt durch Bewegung der Sonne und aller Weltkörper Licht immer und ewig. Der ungeheure, dichte Sonnenkörper entwickelte ſeit Aeonen die größte Menge deſſelben, mit der er ſich nicht nur bekleidet hat, ſondern von der er durchdrungen ſcheinet. Aus ſeinem Ueberfluß ſendet er ſeinem ganzen Gebiet Ströme des Lichtes zu, das an ihm, dem Regenten, dem Beleber und Beweger ſeines Weltalls, majeſtätiſch

ſichtbar ſich zeiget. Sein Kleid iſt Glanz, ſein Körper leuchtet. Der letzte Streif ſeiner Atmoſphäre, das Zodiakallicht glänzt noch als der Saum ſeines Kleides. An ihm, wie durch ihn, wird das Licht, aus dem weiten Aether gewonnen, ſichtbar. Immerhin wird das Licht, es iſt eine ewige Lichtſchöpfung.

2. Im weiten, an ſich dunkeln Himmelsraum findet es allenthalben homogene Materie, die es regt, mit welcher es fortſtrömet. Daher die ungeheure Schnelligkeit des Lichtes, obgleich keine Sonnenpfeile, keine geſchoſſene Strahlencylinder im dunkeln Himmelsraum ſichtbar ſeyn mögen. Am Planeten und in ſeiner Atmoſphäre wird es ſichtbar, wo es ſich mit der Luft, dem Wärmeſtoff und tauſend andern bindet. Nichts ſcheint begehrlicher als das Licht; auch wo es nicht durchdringt, dringt es ein, wohnet in Allem, treibend, nährend, belebend, zerſtörend, freundlich, friedlich.

3. Durch Reflexion des Lichtes ſehen wir alſo Weltkörper; das Licht ſelbſt ſehen wir nicht. Auch der Sonnenſtrahl, den wir ſehen, iſt nicht ein

reines Licht mehr, ſondern mit Wärme und andern Stoffen gebunden. Uns Irdiſchen wird das Licht daher ſobald eine Flamme, nicht durch ſich, ſondern unſerer vielgemiſchten Wohnung wegen, unſerer Behauſung. Unter dieſen Miſchungen iſt auch die dem Licht homogene Materie reichlich um und in uns; alle Planeten (wie es ſchon Keppler annahm), alle Weltkörper leuchten, mehr und minder. Ein Lichtſtrahl macht uns alſo die ganze Gegenwart der Dinge ſichtbar, nicht durch ſich (welches der geſchloſſene Cylinder, wenn er keine mitwirkende, ſtillverborgene Materie vor ſich fand, ſchwerlich thun könnte;) ſondern durch den allgegenwärtigen Lichtſtoff, in welchen Alles geſenkt iſt. Rück- und vorwärts ſehen wir alſo, nicht das Licht, ſondern Gegenſtände im Lichte. Wir ſelbſt und alles Lebende verarbeiten dieſe Materie; durch ſie werden wir belebt, und durch das, was ihr anhängt, zerſtöret. Sie ſelbſt aber erſcheint unzerſtörbar, unverwüſtlich; höchſt einfach, mächtig und doch ſo geräuſchlos! wirkend, ſanftflüſſig, ſtillverborgen.

4. Beide Syſteme, der Strömung des Lichtes aus der Sonne und der Vibration eines elaſti-

ſchen Aethers, ſcheinen ſich alſo dadurch zu vereinigen, daß beide ihre Härten ablegen und zu ihrem gemeinſchaftlichen Quell zurückgehn. Iſt die Sonne der große Lichterreger unſers Planeten-Syſtems, ſo kommt natürlich das Licht von ihr; an ihr wird es in größtem Glanz ſichtbar. Sie darf es aber weder in carteſiſchen Kugeln, noch in Cylindern herunterſchießen, die feine Materie, deren Zartheit nichts übertrifft; dieſe kann ſich nicht anders als pfeilſchnell in Linien uns offenbaren. Gegenſeits iſt ſie auflöſend aus dem feinſten Aether gewonnen, ſo darf dieſer nicht von der Sonne, als einer Glocke angeſchlagen, vibriren und zittern. In ſanften Strömen ſtößt das Licht ſich fort, und findet allenthalben ſeinen homogenen Träger, die himmliſche Aura, bis es in der Nähe unſerer Erde ſich mit Feuerkräften waffnet. — —

* * *

Fragment
über Licht und Farben und Schall.

Die Theorie der Farben gewinnt hiemit auch eine andere Anſicht. Indem Newtons und Eulers

Hypotheſe ſich freundlich einander geſellen, und aus jeder die Härte wegfällt, erſcheinen uns auch freundlicher die Farben und was von ihnen abhängt.

Sind Farben eine Erſcheinung, ſo ſetzen ſie eine Wahrheit voraus, ſo wenig ſie aber taſtbar ſind, ſo wenig ſind ſie außer der Oberfläche der Körper, oder außer dem Strahl, an dem ſie erſcheinen, endlich außer unſerm für ſie gebildeten Auge durch ſich Etwas.

Auge, Licht und Körper, Sinn, alſo Medium und Gegenſtand gehören zuſammen, wenn man von Farben redet. Die Aufgabe iſt, wie in der Geometrie das ſogenannte Problem der drei Körper.

2. Wenn alſo der Sonnenſtrahl durchs Prisma gebrochen wird, ſo darf das Bild, in welchem die Farben erſcheinen, dem Sonnenſtrahl nicht rein zugeſchrieben werden; die Erſcheinung kann eben ſowohl im Bau und in der Beſchaffenheit unſeres Auges liegen, daß wir den da- und dorthin gewandten Strahl blau oder roth ſehen, als daß gerade dieſe und jene Farbe als konſtituirender Theil der

Maſſe des Lichtſtrahls von ſeiner mehr oder mindern Brechbarkeit herrührte. Es iſt nur Ordnung, in der wir die Farben ſehen; ihr Geſetz wird ſichtbar, nicht aber deſſen phyſiſche Urſache.

3. Da wir nun die ſieben Farben auch ſchon deßhalb ſchwerlich als zerſpaltene Körper annehmen dürfen, weil ſie Verflößungen in einander ſind, und tauſend Mittelfarben zwiſchen ſich Platz machen, wenn unſer Auge dieſe zu ſehen hinreichte: ſo ſollte dieß ſchon alle groben Begriffe von Zerſpaltung eines Strahlenkörpers in ſieben verſchiedene, zuſammengebundene Maſſen entfernen.

Das Auseinanderfahren des Strahls zeigt die Kraft, mit der er fortgetrieben wird; die zarte Materie des Lichts aber entfaltet ſich hold und freundlich. Zu beiden Seiten des Strahls, wie Schwingen des Lichts zeigen ſich die Farben; ſelbſt daß man ihre beiden Extreme hat Pole nennen wollen, ſcheint ein hier fremder Ausdruck. Polartiges iſt in ihnen nichts; es iſt das Steigen und Sinken von und zu einem Maximum. Offenbar iſt dieß Maximum das von uns nie geſehene Licht, das reinſte Weiß, ein Lichtpunkt; ſein irdiſcher Repräſentant mit Wärme-

ſtoff geſchwängert, iſt Gelb. Ihm zu beiden Seiten auf- und abſchwingend breiten ſich in Farben aus, die Flügel des Lichts. Der Theil der Materie, der das am wenigſten entwickelte Licht iſt, erſcheint im dunkeln Blau; die Farben ſteigen bis zum mittlern und unſichtbaren Lichtpunkt, und von ihm weiter zum ſchnelleſten Roth, als dem ausgearbeitetſten dichteſten Strahl. Die von uns bemerkbaren, ſogenannten Hauptfarben beſchreiben nicht gleiche Räume; das Geſetz der Ordnung und Verflößung zwiſchen ihnen iſt aber unläugbar. Tobias Mayer hatte eben ſo Recht, drei Grundfarben, Gelb, Blau, Roth, anzunehmen, als ſie durch Miſchungen bis zu 819 vollkommnen, blaſſen und dunkeln Farben zu vervielfältigen. Was er darſtellte, waren freilich Pigmente; dieſe Pigmente aber ſind ohne Farben, die der Lichtſtrahl giebt, weder möglich noch denkbar *).

4. Allenthalben in der Natur ſehen wir dieß unverrückbar heilige Geſetz der Farbenordnung befolget. Im Regenbogen nicht etwa nur, und in der

*) Tob. Mayeri Opp. edid. *Lichtenberg* IV. de affinitate colorum. Götting. 1774. p. 31.

Flamme; ſondern in jeder Farbenwandlung und in jedem Pigment. Blau iſt unten das Licht der Flamme, auch um den zarteſten Lichtpunkt; ihre Maſſe häuft ſich zu Gelb an, das oben in der dichteſten Spitze zum Roth aufſteigt; durchs Prisma ſiehet man die andern Farben um und um gelagert im helleſten Lichte. Bei allem Farbenwechſel der Körper gehen ſie aus den nächſten in die nächſten Uebergänge über. Bei Entwickelung der Pflanzen in Farben, dem Schmuck der Thiere u. ſ. w. ſieht man dieſelbe Ausarbeitung der Natur in Stufen und Graden bei der verſchiedenſten Farbenmiſchung und Farbengebung. Die Regel, der feſtſtehende Cyklus iſt allenthalben ſichtbar.

5. Warum ſollte man nun die Farbenleiter nicht mit der Tonleiter vergleichen? Die Verhältniſſe mit ihren feinen Uebergängen ſtehen da, beide einander ähnlich, für die verſchiedenſten Sinne, Auge und Ohr, gleichmäßig geordnet. In Newtons Syſtem der Brechungen des Strahls ſteht die Scala musica der Farben eben ſo da, wie in Eulers Syſtem der Schwingungen des Aethers; beide ſind unverkennbar.

6. Dazu haben beide die ſonderbare Aehnlichkeit, daß ſo wie der reine Mittelton des Toncyklus, den wir eben ſo wenig hören, als wir den unſichtbaren, hellweißen Lichtpunkt ſehen, für unſere beiden Sinne nicht in der Mitte zu liegen ſcheint. Der Theil des Farbencyklus vom Gelb zum Roth hinauf drängt ſich enger zuſammen, als vom Gelb zum Blau und tiefer hinunter; der dunkleren Farben iſt unſer Auge empfänglicher als der zu lichten. So auch der niederen Töne des muſikaliſchen Cyklus; zwiſchen dem Grundton und der Quinte weilet das Ohr unangegriffener als in den Tönen über dieſer. Der obere Theil der Scala iſt angreifender, zuſammengedrängter, kürzer. Der Umfang beider Scalen ſo verſchiedener Sinne iſt wunderbarer Weiſe in ſeinen Verhältnißgliedern ähnlich, obgleich irrational geordnet. Die Struktur unſeres Auges und Ohrs, oder vielmehr unſeres Seh- und Hör-Nervs muß eine Aehnlichkeit geben, die ſehr denkbar iſt, da auch hier ein Maximum und Minimum der Empfindung, des Wohlgefallens und der Harmonie vorkommen müſſen.

7. Auch würde hieraus erklärlich, warum gewiſſe Töne, gewiſſe Farben, dieſem und jenem lieber

ſind, als andere; ſie ſind das Verhältniß der Scala, bei welchem ſein Organ das meiſte Wohlbehagen findet, indem es von hier aus die Scala ſich ſelbſt aufs bequemſte ordnet. Jeder hat ſeinen Lieblingston, wie ſeine Lieblingsfarbe. Andre hören weder reine Töne, noch ſehen reine Farben. Bei andern, Mißgebildeten, iſt die Ordnung beider gar verwirrt, wovon Krankheiten und Mißfälle ſonderbare Beiſpiele geben. Ueberhaupt ſehen ſelten zwei Augen einander gleich, wie gewiß eben ſo ſelten zwei Gehöre einander völlig gleich hören; indeſſen hält die Regel der Natur, die gebundene Scala der Töne und Farben ſie zuſammen, wenigſtens in einer gemeinſchaftlichen Sprache. Wir nennen alle blau, grün, roth; ſo auch die Töne und überlaſſen Jedem was er in ihnen ſehe und höre. Einen gemeinſchaftlichen Maßſtab haben wir nicht außer unſeren Organen.

8. Wohin geräth alſo der Zwiſt zwiſchen dem Newton- und Eulerſchen Syſtem? Auf einen friedlichen Mittelweg mit der Aufſchrift „*non liquet.*“ Aus beiden werden wir manches verbannen, dem Beobachtungen widerſtreiten.

9. Z. B. Aus dem Newtonſchen Syſtem, daß Farben als Maſſen des Lichts gedacht werden. Alle Farben zuſammengemiſcht geben kein reines Licht, ſondern ein ſchmutziges Grau. Das reine Licht iſt hellweiß; Weiß aber ſo wenig als Schwarz ſind Farben.

10. Desgleichen entferne man alle jene harte Ausdrücke, die aus den mißverſtandenen Worten, Brechung des Lichts, oder Zurückprallung der farbigen Strahlenpinſel entſtehen, da die Sache ſelbſt, ob Farben aus Brechung oder Zurückwerfung entſtehen (daß ſie mit ihnen verbunden ſind, und darnach einſtweilen geſchätzt werden mögen, daran zweifelt Niemand) unausgemacht iſt.

Zum mathematiſchen Syſteme Newtons gehörten dieſe mechaniſch-metriſchen Darſtellungen; ſie ſind auch höchſt popular. Da indeſſen das Licht außer ſeiner ſchnellen Wirkkraft auch der zarteſte Stoff iſt, den wir kennen: ſo iſt mit Stoß und Hieb, mit Auf- und Abprallen hier nicht alles ausgerichtet. Wenn der einfarbige Körper ſechs andere Strahlen einſchluckt, d. i. unſichtbar macht, und nur eine, die ſeinige zeiget: ſo iſt's eben ſo leicht zu ſagen, die

geiſtige Flüſſigkeit, Licht, theile ſich ihm dergeſtalt mit, daß ſeine Oberfläche unſerm Auge, nur unter ſeiner Farbe erſcheine. Ein anderes ſcharfſichtigeres, oder anders gebaute Auge mag höchſt wahrſcheinlich andere oder mehrere Farben in ihm ſehen; wir nicht alſo.-

Die alte Farbenlehre iſt in Allem dieſen eine Fresco-Malerei; ſie malt groß, aber in ihren großen Strichen mechaniſch. Der Chemie muß es überlaſſen bleiben, in die Beſtandtheile des Lichts und der Farben einzudringen, und ſie miniaturmäßig zu ordnen. Jener großen Vorzeichnerin wird damit nichts benommen; nur ſie bleibt beſtehen ſtandhaft in ihren Grenzen.

11. Die kleinen Spiegel auf den Oberflächen farbiger Körper, ſo populär ſie ſind, verlieren ſich damit von ſelbſt, denn ſie erklären nichts. Die ſucceſſive Verwandlung der Pigmente zeigt auf einen viel tieferen Grund dem Körper imprägnirter oder inwohnender Farben.

12. Wenn jedes farbige Licht hinter dem Glaſe ſeinen eigenen Brennpunkt hat, ſollte, ja müßte es

ihn nicht auch im Auge haben? Die mechaniſche Mathematik ſetzte ſich ſo ſehr gegen die Beweglichkeit des Auges; ſie iſt erwieſen jetzt beinahe in allen ſeinen Theilen. Nicht etwa nur im Augenſtern, in Veränderungen der Hornhaut, der Kryſtallinſe, der Feuchtigkeiten, ſondern auch der Retina ſelbſt. Der gelbe Ring, am Sehnerv, den Sömmering entdeckte, ſcheint vom Strahl aus das Farbengemälde in das Auge zu werfen; denn iſt überhaupt nicht Alles was wir ſehen, ein unſichtbares Bild der Seele? Allerdings iſt, was der Verſuch darſtellen kann, ihm harmoniſch; nur iſt er, ſo fern es Empfindung betrifft, die Sache nicht ſelbſt und nicht einzig.

13. Und da kein Lichtſtrahl in unſerer Atmoſphäre uns rein zukommt, und die Verbindung des Lichts mit der Wärme unläugbar bekannt iſt: wirkte auch dieſer nicht auf die Farben? Offenbar brennt der zuſammengeſpitzte rothe Strahl heftiger als der blaue, in dem ſich das Licht noch nicht koncentrirt hat: das Feuer dieſes ſchwälet. Einige Wirkung davon muß, wie gering ſie auch ſey, auf unſer Organ erfolgen: denn wir kennen kein Licht, ohne mit Feuerſtoff ver-

bunden. Das Reizendſte, das wir kennen, iſt Licht, und der zarteſte ſchnelleſte Reiz iſt Röthe, und dieſe iſt die ſchnellſte Wärme. Da wir alſo kein reines Licht kennen, wie wollten wir es, außer dem Auge, in Farbenbündel binden? Das Reizendſte iſt uns roth, das Wärmſte; das Kälteſte iſt uns blau, das Ruhigſte. Die Mitte enthält gemiſchte Farben, und der reine Lichtpunkt, der zu beiden Seiten in der gemiſchten Atmoſphäre farbige Fittige aufſchlägt, entzieht ſich uns gänzlich.

14. Gegenſeits Euler. Auch bei ihm ſcheinen die Ausdrücke wegfallen zu können, die eine zu enge Beziehung auf ſein Ton-Syſtem haben: denn Licht iſt einmal nicht Ton, und ſeine Bewegung nicht die Bewegung des Schalles. Neunmalhunderttauſendmal ſchneller als dieſer eilt er zu uns; ganz zu andern Zwecken beſtimmt, als die der Schall hervorbringen ſollte. Die Sonne ſich als eine läutende Glocke des Univerſums, den Aether höchſt elaſtiſch ſich als die fortbewegte Luft zu denken, und dann Strahlen zu uns kommen zu ſehen, deren Schwingungen allein, gewiſſer Zeit gemäß, das Werk machen ſol-

ſollen; Alles dieß giebt einen zu einſeitigen Begriff der Kraft und Wunder des Lichtſtrahls.

15. Wie aber? Sind Reiz (nicht Stoß) und Schwingung einander entgegen? Den höchſten Reiz, den wir im Univerſum kennen, zumal mit Wärme verbunden, iſt Licht; und da die Farben Empfindungen ſind, ſo kennen wir hiezu auch keinen andern Ausdruck als Schwingung. Das Licht reizt; Theile des Nervs ſchwingen ſich; die Empfindung erfolgt — wir können kaum weiter. Und wenn zu beiden, zur Mäßigung des Reizes, zum Clavichord der Schwingungen Alles eingerichtet wäre, was wollen wir mehr? Der Schwung wäre Wirkung; der Reiz Urſache, angemeſſen ihr, die er hervorbringen wollte; das Innere und Aeußere (das Ob- und Subjektive) wäre harmoniſch.

16. Ja auch im Aeußern, dem Medium (wenn man abermals das grobe Mechaniſche abrechnet) warum ſollte man die zarte Flüſſigkeit der Lichtmaterie ſich nicht eben ſowohl in Schwingungen bewegen laſſen, als in ſchießenden Pfeilen. Wir kennen den Sonnenſtrahl nur, wie er zu uns kommt, mit Wär-

meſſeſſ gerüſtet, ſeine ſanfteren Schwingungen und Direktionen in der dephlogiſtiſirten Luft kennen wir kaum, im Aether noch minder. Daß uns ein Sonnenſtrahl, unbehindert, alle Gegenſtände, jeden in ſeinem Licht zeigt, iſt ſehr für Euler.

17. Nur daß abermals die Schwingungen auf ſeiner Oberfläche nicht zu mechaniſch genommen würden! In dem reinen Sonnenlicht badet ſich Alles; jedes zieht an, was es vermag; jedes zeigt ſeine Farbe, in einem ſie alle offenbarenden Licht.

18. Das Verhältniß der Töne zu den Farben, dürfte nach Newton und Euler zuſammentreffen: denn man erkläre die Fortpflanzung des Sonnenlichts durch Schwingungen oder durch Ausſtrömung, die, wie gezeigt, im Grunde eins ſeyn können, ſo beſtehet dieß Verhältniß. Die niedern Töne müſſen niedern Farben gleich ſeyn, die höhern höheren Farben; nur darf man beide eben nach unſerem Clavichord nicht fixiren. Andere Nationen theilten und theilen die Skala anders; ſie liebten andere Intervalle, wie andere Farben. Wenn Newton die rothe Farbe, die ſich am wenigſten von der Linie des Lichtſtrahls brach,

für die ſchwerſte hielt, ſo war es ihm ohne Zweifel die dichtgedrängteſte, die lichtſchwerſte: Violett, Indigo, Blau nehmen den größeren Theil ihrer Sphäre ein, und ſind gewiß die niedrigſten, ſchwerſten. Daß überhaupt vom Gelb, als dem Repräſentanten des weißen Lichtpunkts im Farbencyklus, alles ausgehe, und man ſich an die bekannten Namen ſeiner Abtheilungen nicht ſklaviſch zu kehren habe, zeigt die ungleiche Größe ſeiner Felder und die Rückkehr der Farben in einander. Auf Blau und das dunklere Blau folgt Violett, das ſich Roth, ſo wie das Roth durch ſeinen Purpurſtreif dem Violett nähert. Fein und feſt iſt das menſchliche Auge durch dieſe Regel umſchloſſen und begränzet. Statt daß Newton die ſogenannten einfachen Farben neu theilen und in jeder ein ganzes Spektrum ſuchen wollte, wieſern Spektra ſich wiederholen ließen, und ob das Auge der Menſchen Mehreres zu ſehen fähig ſey, als eine Farbenoktave, einen Cyklus.

19. Bei allen Vergleichungen der Töne und Farben muß jedem Ueberlegenden ein Farbenklavier völliger Mißbrauch dünken. Licht und Farben ſprechen

durchs Auge für unſern Verſtand, zeichnend und zierend: Töne reden dem Herzen und Gefühl. Jene ungleich ſchneller, auf einmal aber eine Welt darbietend, ſo daß dieſe bleibe. Denn möge das Licht auch durch Schwingungen auf Körper wirken, im Körper ſchwingt ſich dadurch nichts als etwa die Faſer des Sehnervs; ſeine andern Wirkungen gehn, verbunden mit der Wärme, auf ein weſentlicheres Wohlſeyn, auf Leben, Genuß, Wachsthum, Nahrung, Gedanken. Dem Organ, das Empfindungen erregen ſoll, war ein bei weitem nicht ſo feines Medium nöthig, der Schall. Harmoniſch mit dem geſchwungenen klingenden Körper klingt in uns ein geiſtiges Clavichord und tönet ihm nach. Zugemeſſen, zugezählt werden ihm die Töne, harmoniſch, melodiſch; ein unſichtbarer, weckender Geiſt, ſpricht mit unſerm fühlenden Ich in Succeſſion. Umkehren hieße es die Natur, wenn man die Folge zur bleibenden Gegenwart, dieſe zur hinſchwindenden Folge, das Aeußere zum Inneren, das Innere zum Aeußern, Geſtalt zu Ton und Wort, dieſe zur ſtummen Geſtalt machen wollte: bleibe jedem Organ das Univerſum und das Mittel der Wirkung, das ihm gebührt.

20. So auch, ohne eine Theorie in die andere ziehen zu wollen, bleibe jedem deren Benennung; dem Ohr und Klange das Wort Schwingung, dem Licht und Auge Strömung. Bleibe der Sonne ihr Ehrenname, daß ſie eine Quelle des Lichts ſey; ſie erarbeitet das Licht aus dem Aether und ſtrömt die feine Malerei auf alle Seiten hinaus, ihr Einwirker und ihr Reflektor. Als, mit Wärme verbunden, ſie die Luft locker machte, ward in dieſer der Schall möglich; in den Strom des Lichts geſenkt, ihrer Natur nach elaſtiſch, leuchten alle Weſen, tönen und tönen wieder. Die ganze Planetenwelt ſingt der Sonne einen ewigen Hymnus.

* * *

Ueber die verſchiedene Schätzung der Wiſſenſchaften nach Zeiten und Nationen.

Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis *)! Dieß iſt die Ueberſchrift, wie manches Werks,

---

*) Hier bin ich ein Barbar, weil Niemand mich verſteht. Ovid.

ſo manches wiſſenſchaftlichen Geiſtes. Er kam zu früh, (ſagt man gewöhnlich); oder er ſtand am unrechten Ort, und dabei läßt man's bewenden. Laßt uns der heuchelnden Ausgleichung näher vor's Auge treten.

1. Allerdings geht der Periode des Wiſſens eine Zeit des Ahnens, des Träumens vorher; jeder Nation iſt es indeſſen Pflicht, jene Dämmerung, ſo lieblich ſie als Morgenröthe des Tages erſcheine, über die Gebühr nicht zu verlängern. Unſtreitig war die Aſtrologie eine ſolche Dämmerung, die der Aſtronomie vorangiing; in manchen Ländern und Ständen ward ſie über die Gebühr verlängert.

Zu Kepplers Zeiten galt der Mathematikus für einen Zeitenwahrſager aus Sternen. „Man hält es für Amtspflicht des Mathematikers, Jahres Prognoſtika zu ſchreiben," ſo fängt Keppler eine ſeiner Schriften an, die er dem Edlen von Roſenberg zum Neujahrsgeſchenk ſandte *). Ob

*) *De Fundamentis Astrologiae certioribus Pragae*, welche Schrift Käſtner, von ihm ſelbſt ungeſehen, aus Weidlers Verzeichniß anführt (Käſtners Geſch. d.

er wohl dieſe Kunſt tief verachtete, und ihren Unzgrund zeigte, mußte er ſich ihr doch unterziehen: denn auch an Kaiſer und Stände ſcheint ihn gerade dieſer Theil ſeines Amts zunächſt gebunden zu haben, wie ſein Brief an den Kaiſer Rudolph, ſeine Andeutung des Sterbejahres Matthias *) u. ſ. w. zeigt.

Wie weit fortgerückt hierin war das Zeitalter Newtons! Dieſer tadelte ſogar die Anwendung der Analyſis auf praktiſche geometriſche Aufgaben, welches er einen falſchen Geſchmack nannte **). Er durfte die Wiſſenſchaft rein behandeln; hoch und geſichert ſtand er über den Meinungen des Pöbels.

2. Eine noch böſere Schätzung der Wiſſenſchaften giebt die Beurtheilung ihrer nach Vorurtheilen des Partheigeiſtes, zumal der Religionsſek-

---

Mathem. S. 229). Sie enthält 75 Theſes und den Schluß. In den Sätzen ſelbſt, ſo wie in der Dedication, ſpricht Keppler laut und klar gegen die Sterndeuterei, und doch mußte er ſogar politiſch hierndeuten.

*) Käſtner a. a. O. S. 368.

**) Newtons Leben im Brittiſchen Plutarch, Th. VI. S. 50.

ten. Das Stillſtehen der Sonne im Buch Jeſua hätte der ächten Aſtronomie beinahe Stilleſtand geboten, wenn nicht Galiläi und Keppler, aller Verfolgungen ungeachtet, dem Kopernikus treu geblieben wären. Daß Keppler ſich von Tycho's ausgleichendem Syſtem, ungeachtet ihrer nahen Verbindung, wegzuwenden das Herz hatte, zeigt eben ſo ſehr die Stärke ſeines Geiſtes, als ſeine Liebe zur Wahrheit: der Satz, daß aus Falſchem Wahres folge, war ihm unerträglich.

Ueber alle die Befehdungen der Wiſſenſchaft, die Keppler von katholiſchen, wie von proteſtantiſchen Theologen zu beſtehen hatte, war Newtons Zeitalter erhoben. Ueberhaupt, welchen Schaden hat es in Deutſchland der Wiſſenſchaft gebracht, daß dieß Land in Religionspartheien getrennt und zerriſſen daliegt! Sind wir nicht Alle Deutſche? Giebt es eine katholiſche und proteſtantiſche Phyſik, Mathematik, Moral u. ſ. w. an Grundſätzen unterſchieden? Sollte es ſie geben? Alle die, die Religionsbekenntniſſe in's Spiel bringen, ſind Feinde der Wiſſenſchaft aus Vorurtheilen des Pöbels. Auch zu Newtons Zeiten verlor ſein Nachfolger zu Cambridge, Whi-

ſton, ſeinen mathematiſchen Lehrſtuhl, weil er ariani-ſche Meinungen hegte; Halley bekam ihn, dem jede Religionsmeinung gleichgültig war.

Welch eine andere Geſtalt hätte Deutſchland, wenn jede ſeiner Provinzen jedem Manne von Wiſſenſchaft gleich zugänglich wäre! Und, nochmals geſagt: ſind wir nicht Alle Deutſche?

Kein Religionsdogma muß dem Forſchungsgeiſte der Wiſſenſchaft ſein Ziel ſetzen wollen, oder dieß heuchleriſch zu verrücken ſtreben. So wenig es der Wiſſenſchaft vergönnt iſt, oder es je ihr Werk ſeyn wird, ächte Religion zu untergraben; ſo wenig darf und ſoll dieſe, wenn ſie ächter Art iſt, wahre Wiſ-ſenſchaft hindern. Daß ihr einen begeiſterten Aus-ruf Joſua's, den ein Heldenlied ſang, unpoetiſch faßt und auslegt, ſoll dieſer Stumpfheit ſich das Welt-Syſtem fügen?

3. Jede Nation hat ihre eigne Anſicht der Wiſſenſchaften. Erweis davon iſt der verſchie-dene Begriff, den man hie und da, dort und dann mit dem Namen Wiſſen, Männer von Wiſ-ſenſchaft, Gelehrte u. ſ. w. verband und verbindet.

In jeder Sprache, oft in jeder Stadt, an jedem Hofe haben die Worte eine andere Bedeutung und Nebenbedeutung. Was ſich der Grieche unter dem Wort Philoſoph, Weiſer, der Römer unter dem Namen Mathematiker, die mittlere Zeit unter einem Sternſeher dachte, was der Franzoſe unter einem *savant*, *homme de lettres* u. ſ. w. begreift, nennt der Deutſche nicht anders als mit Ingredienzien ſeiner Art, in Beziehung auf Wiſſenſchaften, die er kultivirt.

Dieſen Geſichtskreis der Wiſſenſchaften ſetzten jeder Nation theils Bedürfniſſe feſt, theils eigenthümliche Neigungen und Einſichten, kurz ihre Lage, und ihr beſondrer Zuſtand. Einem Volk, das die Künſte des Schönen liebt, fallen die Wiſſenſchaften in's Auge, die, den Künſten unentbehrlich, dieſe gründen, ſchmücken und feſthalten.

Ein Volk auf Handel und Gewinn erpicht, eine Meeresnation z. B. ehrt die Wiſſenſchaften, die dem Handel, der Schifffahrt, dem Gewerbe dienen. Einem Volk endlich, das reitet, jagt und trommelt, ſind die Reit-, Jagd- und Trommel-Wiſſenſchaften, nebſt Allem was ihnen anhangt, die National-Ency-

klopädie ihrer Bewunderung und Achtung. Geſchicklichkeit in ihnen dünkt ihm die höchſte Virtuoſität.

Je vielſeitiger und feiner eine Nation gebildet worden, je mehr ſie ſich ſelbſt kennt, und weiß was ihr frommet und dienet, je größerer Namen in Künſten und Wiſſenſchaften ſie ſich rühmen darf, und in Erfahrung den Nutzen ihres Wiſſens und Thuns erprobte, deſto umfaſſender, höher und wahrhafter wird ihr der Begriff einer ihr eigenthümlichen Wiſſenſchaft, mit deſto wahrerer Achtung ehrt und lohnt ſie das Verdienſt derſelben. Ein Volk dagegen, dem in der Wiſſenſchaft und Geiſtescultur nichts heilig, ehrwürdig, achtungswerth erſcheinet, dem Alles in ihnen Zeitvertreib und Poſſe, oder Pedanterei und unnützer Kram dünket; von wahrer Cultur dürfte dieß Volk noch ſehr entfernt ſeyn.

Menſch und Volk können ſich nicht leicht ſo bloß geben, als wie ſie über Werth der Wiſſenſchaften urtheilen; da zeigen ſich auch unter der Löwenhaut am ſichtlichſten die *Aures!* Urtheile mancher römiſche Kaiſer von der und jener Wiſſen-

ſchaft, das Lob, das die Großen der und jener Kunſt ertheilten, vorzüglich was den Reichen lieb und werth war — gewiß iſt dieß der drolligſte Anhang der wiſſenſchaftlichen Geſchichte. Gemeiniglich ſtand die Wiſſenſchaft dem Pomp oder der zeitkürzenden, luſtigmachenden Gaukelei am nächſten; das Wahre in ihnen, der Geiſt der Wiſſenſchaft war ſelten volksmäßig. „Was dem Volk gefällt, ſagte Kopernikus, verſtehe ich nicht; was ich verſtehe, gefällt ihm nicht; wir ſind geſchieden.“

4. Wohlthat für die Nation iſt's alſo, wenn erleſene große Geiſter und Gemüther Achtung für wahre und nützliche Wiſſenſchaften ihr feſtſetzen und dieſe als weſentliche Erforderniſſe in ihr gründen. Sey es durch Stiftungen und Anſtalten, oder durch Geſetze und Einrichtungen; genug, daß die Wiſſenſchaft nicht um kärglichen Lebensunterhalt arbeiten müſſe, oder gar — betteln, nie gehen dürfe. Schande für die Nation, bei der dieß nicht etwa nur zutrifft, ſondern Tagesordnung iſt, ſelbſt nach Geſetzen und Inſtituten; und jedesmal iſt dieß der Fall, wenn z. B. in ihr durchaus keine Stellen reiner Wiſſen-

ſchaft als ſolcher gewidmet ſind, ſondern dieſe in allen ihren Zweigen nur Brodſtellen zugeordnet ſind, mithin das Schlechteſte dem Beſten nachoder beianläuft.

Ein Körper ohne wirkende Hände, ohne gehende Füße iſt mangelhaft; gewiß aber auch ein anderer ohne denkenden Kopf, ohne ſehende Augen. Dieſe müſſen heiter und ruhig ſehen, nicht nur vor Steß und Hieb, ſondern auch vor Knechts- und Fußdienſten geſichert ſeyn. Keinen Theil von uns legte die Natur in eine ſo hohe und feſte Burg als das Gehirn, das Werkzeug des Denkens. Selbſt den Sineſen ſtehen wir nach, wenn unſere Mandarine der Wiſſenſchaft im Pöbel ſich verlierend, vor Mangel ſchmachten und darben, indeß die Unwiſſenden, die Gedankenleſen in trägem Uebermuth verſchwenden und großthun.

Die ärmſte Nation kann und muß ſoviel erübrigen, daß die Wiſſenſchaften nicht darben, oder daß man das Ihrige ihnen als Almoſen reiche. Es iſt ein enger Ruhm der Fürſten, wenn ſie die Wiſſenſchaften abhängig von ihrer Perſon nur almoſeniren. Unabhängigkeit iſt, nebſt ſorgenfreier

Muße, der Wiſſenſchaften erſtes Bedürfniß; ſodann ſind's die Hülfsmittel, ohne welche ſie müßig und lahm bleiben, oder auf falſche Wege und Speculationen gerathen. Ohne Hülfsmittel ſind die Wiſſenſchaften im Staat nicht geſunde Arbeiter im großen Laboratorium der Natur, ſondern Febricitanten in elenden, abgeſonderten Hoſpitalen.

5. Da Geiſter zur Erfindung neuer Wiſſenſchaften und Werkzeuge zwar von der Natur geſandt, aber durch Umſtände erweckt oder niedergedrückt, gefördert oder verwahrloſt werden: ſo iſt's ein Vergehen gegen die heiligſten Geſchenke und Gaben der Natur, wenn von unreinen Thieren dieſe Perlen aus dem Kranze der himmliſchen Urania zertreten werden. Unſer Herz blutet, wenn wir die edelſten Menſchen von den Unwürdigſten gekränkt, mißhandelt, verfolgt ſehen. Ja, wenn dieſe mit anmaßend-drückendem Geſchwätz ihnen auch nur Geduld und Zeit rauben, ſehen wir's mit Unwillen und Verachtung. So leſen wir das Conſiſtorial-Reſcript an den gewiſſenhaften Keppler, weil er die ſogenannte Eintrachts- oder Zwietrachts-Formel in einigen Ausdrücken der Kirchen-Scholaſtik zu unter-

ſchreiben Bedenken fand *). So ſehen wir die Inquiſition an, wenn ſie ſich über Galiläi und Kopernikus eine Entſcheidung anmaßte.

Alle ſelbſtdenkende, geſchweige erfindende Geiſter ſind ihrer Natur nach über den Volkswahn (opinionem vulgi) erhaben. Die innere Freude, die Keppler über ſeine Erfindungen genoß, war ihm belehnende Seligkeit und ohne Nach- und Zuklang widriger Volksſtimmen, in ſeinem Herzen wie in ſeinen Schriften, oft ein begeiſterter Hymnus. „Iſt's nöthig, den Werth göttlicher Dinge nach dem Preiſe eines Gemüſe-Pfennigs zu ſchätzen **)? Dem hungrigen Bauch nutzt freilich die Kenntniß der Natur und die ganze Aſtronomie nichts. Edlere Menſchen aber hören nicht auf ſolche Stimmen der Barbarei, die deßhalb dieſe Studien wegſchreien wollen, weil ſie nicht nähren. Maler, Tonkünſtler

*) „Von Gottes Gnad, durch Chriſtum, neben Erſtattung unſerer gutwilligen Dienſt und chriſtlichem Gebet zuvor." *Fischlin*, Memoriae Supplem. p. 342.

**) Keppler Prodrom. s. Myster. Cosmogr. 1521 p. 2.

ertragen wir, die unſer Aug' und Ohr vergnügen, ob ſie uns gleich ſonſt keinen Nutzen bringen; das Vergnügen, das man aus ihren Werken ſchöpft, hält man nicht für menſchlich, ſondern für edel.

Wie unmenſchlich alſo, wie närriſch, dem Geiſt ſein edleres Vergnügen zu mißgönnen, das man doch den Sinnen, dem Auge, dem Ohr gönnt! Krieg gegen die Natur führt der, der dieſem Vergnügen entgegenſtrebet, denn der große Meiſter, der nichts in die Schöpfung brachte, als was der Nothwendigkeit diente, oder zur Schönheit und Luſt gereichte, er ſollte den menſchlichen Geiſt, den Herrn der ganzen Natur, ſein Bild, ihn allein ſollte er mit keinem Vergnügen bedacht haben? Wie wir nun nicht fragen, aus welcher Liebe zum Gewinn der Vogel ſingt, da wir wiſſen, daß Geſang vergnüge, und er zum Singen gemacht iſt: ſo muß man auch nicht fragen, warum der menſchliche Geiſt mit ſo vieler Mühe den Himmel durchſuche. Denn vom Schöpfer iſt er eben dazu den Sinnen vorgeſetzt, nicht etwa, daß er bloß für ſeinen Unterhalt ſorge (thieriſche Inſtinkte könnten dieß ſchneller bewirken), ſondern daß er auch von dem

dem, was iſt, was er mit Augen bemerkt, zu den Urſachen aufſtrebe, woher es ſey und werde? geſetzt, daß es uns keinen anderen Nutzen brächte.

Wie Thiere und auch der menſchliche Leib durch Speiſe und Trank erhalten werden, ſo wird der Geiſt des Menſchen (ein vom Menſchen Verſchiedenes) in Vegetation und Wachsthum erhalten durch dieſe Erkenntniß-Speiſe. — Zwar nicht Jedermann. Der Pöbel findet an himmliſchen Dingen keine Nahrung; edlere Gemüther aber finden ſie. Wie man nun Koſtbarkeiten zum Nachtiſch genießt, wenn man ſatt iſt; ſo gewinnen erhabene, weiſere Seelen an ihnen alsdann Geſchmack, wenn ſie aus ihrer Hütte, aus ihrem Flecken, aus ihrer Stadt, Provinz oder Königreich ſich zum Weltreich aufſchwingen, und dort umherſchauen. Wer hienieden in menſchlichen Dingen die Hinfälligkeit dieſer erkannt und gefunden hat, wie nirgend hier ganz die Seligkeit wohnt, wie hier nichts daurend, nichts ewig erſättigend iſt, der wird von der Erde himmelwärts ſtreben, ſeinen von leeren Sorgen matten Geiſt droben zur Ruhe bringen und ſagen:

Glückliche, denen zuerſt dieß anzuſchauen vergönnt
war!
Die zum Himmel empor ſtiegen, o glückliche Sie!

Geringer zu ſchätzen wird er anfangen, was ihm vor-
einſt das Vortrefflichſte ſchien. Gottes Werke
wird er über Alles hochachten und in ihrer Betrach-
tung eine reine, lautere Erquickung finden *).

Schöpfer der Welt! Du ewige Macht! durch alle die
Räume
Schallet Dein Ruhm; er ſchallt Himmel und
Erden hindurch!
Selbſt das unmündige Kind hallt nach die Stimm';
es verkündet,
Daß der Läſterer verſtummt, laut des Unendlichen
Lob.
Großer Künſtler der Welt! Ich ſchaue wundernd die
Werke
Deiner Hände, nach fünf künſtlichen Formen er-
baut.

---

*) Prodrom. p. 88.

Und in der Mitte die Sonn'! Ausſpenderin Lichtes und Lebens,
Die nach heil'gem Geſetz zügelt die Erden und lenkt
In verſchiedenem Lauf. Ich ſeh' die Mühen des Mondes,
Und dort Sterne geſtreut auf unermeſſener Flur —
Vater der Welt, was bewegte Dich, ein armes, ein kleines
Schwaches Erdgeſchöpf ſo zu erheben! ſo hoch,
Daß es in Glanz daſteht, ein weithin herrſchender König,
Faſt ein Gott; denn er denkt deine Gedanken dir nach.
Herrſcher der Welt! Du ewige Macht! Durch alle die Welten
Schwingt ſich auf Flügeln des Lichts dein unermeſſener Glanz *).

(Adraſtea, B. III. St. II. S. 219 ff.)

---

*) Keppler Myst. cosmogr.

Benedict Spinoza.

Ein ſonderbarer Mann, dieſer Spinoza. Wie auch ſein Syſtem ſeyn möge; es iſt etwas Wahrheitſuchendes, Standhaftes und Selbſtſtändiges in ſeinem Charakter und Leben. Er legt ſich auf die jüdiſche Theologie und verläßt ſie, um die Naturlehre gründlich zu erlernen; die Werke des Des-Cartes kommen ihm in die Hände, und da er ſie mit beſonderer Begierde geleſen hat, und nachher bekennet, das, was er an philoſophiſcher Erkenntniß beſitze, er aus ihnen geſchöpft habe: ſo wendet er ſich ſtill vom Judenthum weg, weil er ſich überzeugt glaubt, daß er den Lehrſätzen deſſelben nicht weiter folgen könne.

Man bietet ihm ein Jahrgeld von tauſend Gulden an, damit er nur fernerhin die Synagoge beſuchen möge; er ſchlägt es aus und zieht ſich ohne Geräuſch in die Stille. Man thut ihn in den Bann: er antwortet und lernt in der Stille eine Handthierung, ſich ſelbſt zu nähren. Welch' ein anderes Betragen, als in ähnlichen Umſtänden, des unglücklichen, brauſenden Acoſta, der nicht zur

Ruhe kommen konnte, bis ihm der Tod Ruhe schaffte!

Ich wollte, daß man Spinoza's Antwort auf den Bann der portugiesischen Synagoge in Amsterdam (wenn sie nicht sogleich zerrissen und abgethan ist) erhalten könnte: sie würde uns die Ursachen seines Entschlusses, wie mich dünkt, eben so stark und bündig, als sanft und stille sagen: denn es herrscht ein sanftmüthiger, stiller Geist in dieses Mannes Leben.

Jetzt verfertigt er optische Gläser und lernt durch sich selbst zeichnen. Der Lebensbeschreiber hat eine Sammlung seiner Zeichnungen in Händen gehabt, darunter auch Personen gewesen, die bei ihm nur einen Besuch abstatteten, die er also wahrscheinlich aus dem Gedächtniß gezeichnet. Unter diesen Uebungen war auch Masaniello in seiner bekannten Fischerkleidung, von dem der Wirth des Spinoza versicherte, daß dieß Bild ihm selbst ähnlich gesehen habe. Ein sonderbarer Einfall, sich als Masaniello zu zeichnen; oder vielleicht ein Wirthseinfall —

Nun schleift Spinoza Gläser, seine Freunde verkaufen sie und er lebt sparsam; in zwei bis drei Ta-

gen ſieht er oft Niemand. Viele bieten ihm den Beutel und ihre Hülfe an; alles aber ſchlägt er beſcheiden aus, lebt von geringen Speiſen und ſchließt ſeine Rechnungen alle Vierteljahre, nur damit er nicht mehr aufwende, als er aufzuwenden habe. Er iſt, wie er ſeinen Hausleuten ſagt, eine Schlange, die mit dem Schwanz im Munde einen Zirkel macht, anzuzeigen, daß ihm von ſeinen Jahreseinkünften nichts übrig bleibe. Ich habe das Symbol unter ſeinem Bilde geſehen, und es thöricht auf ſein Syſtem gedeutet. —

Welch ein wahrerer Philoſoph in dieſem Allem, als manche dieſes Namens! Er will nicht mehr ſammeln, als was nöthig ſey, um mit Anſtand begraben zu werden; er will aber auch niemanden zur Laſt fallen, und nur durch ſich ſelbſt leben. Sein Betragen iſt ſtill und friedlich: Herr über ſeine Leidenſchaften, zeigt er ſich nie weder ſehr traurig, noch ſehr fröhlich. Geſprächig tröſtet er die Leidenden ſeines Hauſes und ermahnet ſie, ihre Unglücksfälle als ein „von Gott ihnen zugeſchicktes Loos" geduldig zu ertragen: er redet den Kindern zu, daß ſie den Gottesdienſt fleißig beſuchen möchten, und unter-

richtet ſie, wie ſie ihren Aeltern gehorſam ſeyn ſollten: fragt ſeine Hausgenoſſen, welchen Nutzen ſie aus der angehörten Predigt geſchöpft und hält hoch von dem erbaulichen, guten Geiſtlichen, der hier genannt wird *).

„Eure Religion iſt gut," ſpricht der ſtille Weiſe, „ihr habt nicht nöthig, eine andere zu ſuchen, noch daran zu zweifeln, daß ihr dabei die Seligkeit erlangen werdet, ſofern ihr nur der Gottſeligkeit euch ergebt, und zugleich ein friedliches und ruhiges Leben führt."

Sein aufrichtigſter Freund bietet ihm ein Geſchenk von zweitauſend Gulden an, um mit einiger mehreren Bequemlichkeit zu leben; er verbittet es freundlich. Jener will ihn zu ſeinem Erben einſezzen; er nimmt die Wohlthat nicht an und ſetzt das Jahrgeld, das dieſer ihm in ſeinen letzten Lebensjahren aufdringt, faſt noch um die Hälfte herunter. So lebt er und ſtirbt er in ſeinem fünf und vierzigſten Jahre, eben ſo ruhig, als er gelebt hatte. We-

*) Ein Vorgänger eben des Colerus, der ſein Leben geſchrieben.

nige Stunden vorher hatte er mit ſeinen Hausleu: ten noch ein langes Geſpräch über die gehörte Pre: digt, und ehe ſie Nachmittags die Kirche verlaſſen, erblaßt er in Gegenwart ſeines Arztes. Sein gan: zer Nachlaß beträgt nach dem Verkauf 390 Gulden und 14 Stüber, um welche Summe ſich noch ſeine Anverwandten zanken.

Ein ſanfter Schimmer ſtrahlt durch ſein Leben: denn man ſieht, wie ſeine Freunde ihn lieben, wie Alle, die ihn kennen, ihn ſchätzen, und wie er ſich deſſen nie überhebt, keinen ſtörriſch abweiſt. Als ihm der Churfürſt von der Pfalz eine Lehrſtelle auf ſeiner Univerſität antragen ließ, mit der Freiheit, nach ſei: nen Grundſätzen fortzuſchließen, wie er es ſeinem Vor: haben am dienlichſten finden würde, antwortete er vorſichtig: „er wiſſe nicht, in welche Schranken, die Freiheit, ſeine Meinungen zu erklären, eingeſchloſſen ſeyn ſolle, damit es nicht ſchiene, daß er die Landes: Religion ſtören wolle“ und nahm den Ruf nicht an.

Von ſeinen Meinungen weiß ich freilich noch nicht, was ich zu halten habe: ſelbſt aber ſeine ärg: ſten Stellen tragen, bei aller Paradoxie, das Siegel der Ueberzeugung deſſen an ſich, der dieſe Meinun:

gen hegte. Er will ſie keinem aufdringen, er will keine Secte ſtiften, und zwar nicht aus Menſchenfurcht, ſondern aus Scheu, die Meinungen andrer Menſchen auch nach ſeinem Tode zu ſtören. Während ſeines Lebens hat er nichts herausgegeben, als einen kleinen Traktat, mit welchem er Ruhe zu ſtiften gedachte; als dieſe Bemühung fehlſchlug, wohnte er mit ſeiner Philoſophie allein, und verbrennt wenige Tage vor ſeinem Tode noch eine angefangene Ueberſetzung des alten Teſtaments, damit ſie auch nach ſeinem Tode keinen Unfrieden verurſachen möchte. Ich wollte, daß er ſie nicht verbrannt hätte: denn hatte ſie keinen Werth in ſich, ſo hätte ſie die Zeit doch vertilgt.

* * *

— — In der Philoſophie ſind wir aus den Zeiten der Ehrentitel hinaus, mit denen Spinoza noch von Kortholt, Brucker und Andern genannt ward. Der erſte glaubte witzig zu ſeyn, wenn er den Namen Benedictus in Maledictus und den Namen Spinoza in einen ſtachelichten Dornbuſch verkehrte. Bei Andern ſind die Beiworte:

„frech, gottlos, unſinnig, unverſchämt, gotteslästerlich, peſtilentialiſch, abſcheulich“ gewöhnliche Formeln, mit denen ſie ihn aus dem Reiche der Geiſter citiren. Ein Erwählter hat ſogar das Zeichen der ewigen Verwerfung auf ſeinem Geſichte gefunden: Andere haben ihn auf ſeinem Todesbett um Erbarmung winſeln hören.

Ich bin kein Spinoziſt und werde nie einer werden; die Art aber, mit der man über dieſen verlebten ſtillen Weiſen die Urtheile des vorigen Jahrhunderts, des jämmerlichſten Streitjahrhunderts, noch zu unſrer Zeit wiederholen will, ich geſtehe es, iſt mir unerträglich.

Hier haben Sie ein Büchelchen von acht Bogen *), in denen noch dazu das Meiſte ein Gemiſch von Anmerkungen iſt, die Sie ganz überſchlagen dürfen; es iſt nichts als das Leben Spinoza's, ſehr trocken, aber mit hiſtoriſcher Genauigkeit erzählt: denn man ſieht, daß der Verfaſſer um jeden Umſtand beſorgt geweſen. Ein unpartheiiſcher Mann hat es

*) Leben des Spinoza von Joh. Colerus, Frankf. 1733.

geſchrieben, kein Spinoziſt, ſondern ein evangeliſcher Paſtor, der „vor Gott bezeugt, daß er in Spinoza's theologiſch-politiſchem Traktat nichts Gründliches gefunden, noch etwas, das in dem Glaubensbekenntniß, womit er den evangeliſchen Wahrheiten zugethan iſt, ihn im geringſten auf der Welt zu beunruhigen fähig geweſen, weil anſtatt der gründlichen Beweiſe man nichts als vorbedungene Sätze, und was man in den Schulen *Petitiones principii* nennt, darinnen finde." Einem ſo vorſichtigen Führer können ſie ſich ſicher anvertrauen, wenn ſie den Mann näher kennen lernen wollen. — —

* * *

Spinoza's Schriften ſind nach ſeinem Tode erſchienen; er hatte ſie, wie der Augenſchein zeigt, für ſich ſelbſt geſchrieben. Und es ſind meiſtens Fragmente *).

---

*) B. d. S. Opera posthuma (Hagae Com.) 1677.

„Von der Beſſerung des Verſtandes und „von dem Wege, auf welchem man am „beſten zur wahren Kenntniß der Dinge „gelanget *)."

„Belehrt von der Erfahrung, daß alles, was uns im gemeinen Leben häufig begegnet, ein leerer Tand ſey, weil ich ſah, daß alles, was ich fürchtete, in ſich ſelbſt weder Böſes noch Gutes habe, als ſo fern das Gemüth dadurch bewegt wird, entſchloß ich mich endlich, zu forſchen, ob es etwas gebe, das wahrhaft gut ſey und ſich mittheile, ſo, daß mit Verwerfung alles andern, die Seele von ihm allein afficirt würde? ja ob es etwas gebe, das, wenn ich's fände und hätte, mir einen unverrückten, höchſten und ewigen Freudegenuß gewähren könne? Ich ſage, „daß ich mich endlich entſchloſſen:" denn dem erſten Anblick nach ſchien es unrathſam zu ſeyn, um eine mir damals ungewiſſe Sache eine gewiſſe verlieren zu wollen; ich ſah nämlich die Vortheile, die aus Ehre und Reichthum entſpringen, und die ich

*) Tractatus de intellectus emendatione in Opp. posthum. Spinozae p. 365.

nicht weiter ſuchen müßte, ſobald ich mich ernſtlich nach meinem neuen Zweck wenden wollte. Läge alſo das höchſte Glück in ihnen: ſo ſah ich wohl, daß ich deſſelben entbehren müßte; fände es ſich aber in ihnen nicht, und ich jagte ihnen doch nach: ſo müßte ich ſeiner auch entbehren."

„Ich überlegte alſo bei mir ſelbſt, ob es nicht möglich ſey, zu meinem neuen Zweck, oder wenigſtens zur Gewißheit zu kommen, daß es einen ſolchen gebe, wenn ich auch meine gewöhnliche Lebensweiſe nicht veränderte; dieß verſuchte ich oft, aber vergebens. Denn was uns gemeiniglich im Leben vorkommt, und von den Menſchen (nach ihren Handlungen zu urtheilen) für das höchſte Gut angeſehen wird, läßt ſich auf drei Stücke bringen: auf Reichthümer, Ehre und Luſt."

„Durch alle drei aber wird das Gemüth ſo zerſtreuet, daß es an kein anderes Gut irgend gedenken kann. Denn was die Wolluſt betrifft, ſo täuſcht ſie das Gemüth einige Zeit lang, als ob es in einem Gut ruhe, und hindert es damit, an irgend ein anderes Gut zu denken; bald aber folgt auch ihrem Genuß die tiefſte Traurigkeit, die den Geiſt, wenn nicht

feſſelt, ſo doch ſtört und ſtumpf macht. Auch wenn wir Ehre und Reichthum verfolgen, zerſtreuet ſich die Seele, inſonderheit wenn wir jene um ihrer ſelbſt willen begehren, weil ſie uns alsdann ein höchſtes Gut dünken. Und zwar zerſtreuet die Ehre das Gemüth noch mehr als der Reichthum, weil ſie fortwährend als ein wahres Gut und als der letzte Zweck geſchätzt wird, nach welchem man alles einrichten müſſe. Ferner findet bei Ehre und Reichthümern zwar nicht, wie bei der Wolluſt, die Reue Statt; ſondern je mehr man von beiden beſitzt, deſto mehr freuet man ſich und wird mehr und mehr angeregt, ſie zu vermehren. Schlägt aber bei irgend einem Zufall die Hoffnung fehl: ſo bringen beide die größte Traurigkeit. Endlich iſt auch die Ehre deßwegen ein großes Hinderniß, weil, um ſie zu erlangen, man ſein Leben nothwendig nach der Denkart anderer Menſchen einrichten muß, daß man nämlich fliehe, was ſie fliehen, und ſuche, was ſie ſuchen."

„Da ich alſo ſah, daß dieß alles mir Hinderniß ſey, mich auf mein neues Werk zu legen, ja mit demſelben in ſolchem Widerſpruche ſtehe, daß ich von einem oder dem andern nothwendig ablaſſen müſſe:

so war ich gezwungen, zu forschen, welches von beiden mir nützlicher wäre? denn ich kam, wie gesagt, in den Fall, ein gewisses Gut für ein ungewisses aufgeben zu wollen. Als ich aber diese Ueberlegung etwas fortgesetzt hatte, so fand ich zuerst, daß, wenn ich meine alte Lebensweise gegen die neue vertauschte, ich immer doch nur ein seiner Natur nach ungewisses Gut gegen ein anderes und gewisses aufgebe, das seiner Natur nach nicht ungewiß seyn könne, weil ich eben ein festes Gut suchte; sondern das nur in so fern zweifelhaft bliebe, ob ich's erreiche?"

„Durch fortgesetztes Nachdenken kam ich gar so weit, einzusehen, daß, wenn ich alles recht und ganz überlegte, ich gewisse Uebel, gegen ein gewisses Gut vertauschte. Ich sah nämlich, daß ich in der größten Gefahr schwebte, und in der Noth wäre, ein auch ungewisses Rettungsmittel mit allen Kräften zu suchen, wie der Kranke, der, wenn er kein Mittel braucht, den gewissen Tod vor sich siehet, auch ein ungewisses Mittel mit allen Kräften suchen muß, da seine ganze Hoffnung darauf beruhet."

„Alle die Dinge aber, denen der große Haufe nachstrebt, gewähren nicht nur kein Mittel zur Er-

haltung unſeres Seyns, ſondern ſie verhindern daſ-ſelbe auch, und ſind oft die Urſache des Untergangs derer, die ſie beſitzen, immer aber die Urſache des Untergangs derer, die von ihnen beſeſſen werden."

„Es giebt viele Beiſpiele von Menſchen, die ih-res Reichthums wegen ſich bis auf den Tod verfol-gen ließen; auch Beiſpiele von Menſchen, die, um Güter zu erlangen, ſich ſo vielen Gefahren ausſetz-ten, daß ſie endlich ihre Thorheit mit dem Leben büßten. Nicht wenigere giebt es, die, um Ehre zu erlangen, oder zu erhalten, auf's elendeſte litten. Un-zählige Beiſpiele endlich ſind von ſolchen vorhanden, die durch übermäßige Wolluſt ihren Tod beſchleunigt haben."

„Alle dieſe Uebel ſcheinen mir daher zu kommen, daß das ganze Glück oder Unglück in der Beſchaf-fenheit des Gegenſtandes liegt, dem wir mit Liebe zugethan ſind. Denn um etwas, das man nicht lie-bet, entſtehet kein Streit: man grämet ſich nicht darüber, wenn es verſchwindet: man fühlt keinen Neid, wenn es ein Anderer beſitzt, keine Furcht, kei-nen Haß, kurz keine Gemüthsbewegung, welches al-les zutrifft, wenn man ſo vergängliche Dinge liebt,

wie

wie alle die ſind, von denen wir bisher geredet haben. Liebe aber zu einem ewigen und unendlichen Gegenſtande kann nur Freude der Seele gewähren, eine Freude, die von keiner Traurigkeit weiß; wahrlich ein ſehr wünſchenswerther Zweck, nach welchem man mit allen Kräften ſtreben müßte! Ohne Urſach aber bediente ich mich nicht des Ausdrucks: „wenn ich mich nur ernſtlich entſchließen könnte;“ denn ob ich gleich alles dieß in meiner Seele ſo klar einſah, ſo konnte ich deßwegen doch allen Geitz, alle Luſt, und Ehrſucht nicht ablegen.“

„Das eine ſah ich, daß, ſo lange mein Gemüth mit dieſen Gedanken beſchäftigt war, ſo lange verabſcheute es jene Neigungen und dachte ernſtlich an eine andere Lebensweiſe, welches mir dann zum großen Troſt gereichte. Denn ich ſah, mein Uebel ſey wenigſtens doch noch nicht ſo groß, daß kein Mittel dagegen wäre. Und obgleich Anfangs dieſe hellen Zwiſchenräume ſelten waren, und nur kurze Zeit dauerten: ſo kamen ſie doch, nachdem ich das wahre Gute mehr und mehr erkennen lernte, nicht nur öfter, ſondern dauerten auch länger; zumal da ich einſah, daß der Erwerb des Geldes, oder die Luſt- und

Ehrbegierde nur so lange Hindernisse blieben, so lange man sie nicht als Mittel, sondern als Zwecke suchte. Sucht man sie als Mittel, so haben sie Maß, und hindern nicht, sondern fördern vielmehr zu dem Zwecke zu gelangen, deßhalb man sie suchet."

„Hier will ich nur kurz sagen, was ich durch's wahre Gute verstehe, und zugleich was das höchste Gut sey? Dieß recht zu fassen merke man, daß Gut und Böse nur beziehungsweise gesagt werden, so, daß eine und dieselbe Sache gut und übel heißen kann in verschiedener Rücksicht: so auch vollkommen und unvollkommen. Denn seiner Natur nach kann nichts vollkommen oder unvollkommen genannt werden, vornämlich weil wir wissen, daß alles, was geschieht, nach einer ewigen Ordnung und nach gewissen Naturgesetzen geschehe. Da aber der schwache Mensch diese Ordnung mit seinen Gedanken nicht erreicht, und sich dabei doch eine menschliche Natur denkt, die viel fester als die seinige sey, ja kein Hinderniß siehet, warum er eine solche Natur nicht erlangen könnte: so wird er angereizt, Mittel zu suchen, die ihn zu dieser Vollkommenheit führen. Alles was ein Mittel seyn kann, dahin zu gelangen, heißt

ihm ein wahres Gut; das höchste Gut aber ist, dahin zu gelangen, daß er mit anderen Individuen, wo möglich, einer solchen Natur genieße."

„Was dieß für eine Natur sey, werden wir an seinem Orte sehen: sie sey nämlich Erkenntniß der Vereinigung, die mein Innerstes (*mens*) mit der ganzen Natur hat. Dieß ist also der Zweck, nach welchem ich strebe, eine solche Natur zu erlangen, und daß Viele sie mit mir erlangen mögen: d. h. zu meiner Glückseligkeit gehört es auch, Fleiß anzuwenden, daß viele Andere das einsehen, was ich einsehe, daß ihr Verstand und ihre Begierde völlig mit der meinigen übereinstimme. Und damit dieß werde, so ist nöthig, daß sie von der Natur so viel verstehen, als nöthig ist, eine solche Natur zu erlangen; ferner eine Gesellschaft zu stiften, in welcher eine große Anzahl auf die leichteste Art mit Sicherheit dahin gelangen möge."

„Weiter muß man auf die Moral-Philosophie und auf die Lehre von der Erziehung der Kinder Fleiß anwenden, und weil die Gesundheit kein kleines Mittel ist, diesen Zweck zu erreichen, muß die ganze Medicin in Ordnung gebracht werden. Weil

auch durch die Kunſt viel Schweres leicht gemacht, viel Zeit erſpart und viel Bequemlichkeit für's Leben erworben wird: ſo iſt auch die Mechanik auf keine Weiſe zu verachten. Vor allen Dingen aber iſt eine Art auszuſinnen, wie der Verſtand geheilt und (wiefern es anfangsweiſe geſchehen kann) gereinigt werde, damit er die Sache ohne Irrthum und auf's beſte einſehen lerne."

„Jedermann ſiehet hieraus, daß ich alle Dinge auf einen Zweck, auf ein Ziel richten wolle, nämlich, daß man zur eben genannten höchſten Vollkommenheit des Menſchen gelange. Was alſo in den Wiſſenſchaften nichts zu unſerm Zweck beiträgt, muß als unnütz verworfen, kurz alle unſere Gedanken und Handlungen zu dieſem Zweck gerichtet werden. Weil aber, wenn wir den Verſtand auf den rechten Weg zu lenken ſuchen, wir auch leben müſſen: ſo müſſen wir auch einige Lebensregeln als gut annehmen. Dieſe nämlich:

1. Nach der Denkart des gemeinen Mannes zu reden und alles zu bewirken, was uns kein Hinderniß in den Weg legt, unſer Ziel zu erreichen. Denn von ihm können wir großen Vortheil erwarten, wenn

wir, ſo weit es ſeyn kann, uns ſeiner Denkart bequemen. Er wird auch auf dieſe Weiſe der Wahrheit ſelbſt ein geneigtes Ohr ſchenken.

2. Des Vergnügens nur in ſo fern zu genießen, als es zur Geſundheit gehöret.

3. Geld und jedes andere nur ſo weit zu ſuchen, als es zum Leben, zur Geſundheit und zur Sitte des Landes gehöret, in wiefern dieſe unſerm Zweck nicht widerſtrebet."

* * *

Theophron. Was glauben Sie, Philolaus, wenn Spinoza wieder erſchiene, was würde er denen, die ihn für einen Atheiſten, Pantheiſten, Gottesvertheiler, Gottesſummirer u. ſ. w. halten, ſagen?

Philolaus. Mich dünkt, ſehr beſcheiden und ſehr entſcheidend würde er ſagen: „was macht ihr aus meinem Syſtem, deſſen Grund, eine einzige, ewige Idee, ihr zerſtöret? Sind Modifikationen ohne innere Realität, iſt Ausdruck ohne Etwas, das ſich ausdrückt, ſind Gedankenweiſen ohne eine unbeſchränkte, thätige Denkkraft gedenkbar? Wenn ich in einer

mir ungeläufigen Sprache Alles that, was ich thun konnte, um euch den reinen Begriff und Genuß einer untheilbaren Kraft vorstellig zu machen, die in sich Alles, durch und aus sich Alles im innigsten Selbst mächtig fühlet, wirket und darstellt; wenn ich euch dieß Wesenhafte analogisch in euch selbst darstellte, um euch dadurch zur höchsten Freude und Seligkeit zu führen: wie? ihr wolltet mir andichten, daß ich das Eins zum Nichts, das thätigste Wesen zu einem leeren Seckel und Collektiv-Namen von Schatten, die ohne Licht, ja auch nicht Schatten seyn könnten, gemacht, daß ich die Sonne ausgelöscht hätte, um aus allen Funken der Johanniswürmer eine Ursonne zu fabriciren — ich bitte euch, leset andre, als meine, zwar nicht im Geist, aber im Ausdruck unvollendete Schriften.

* * *

Philolaus. Was meinen Sie, soll ich zuerst von Spinoza's Schriften lesen?

Theophron. Seine Ethik. Das Uebrige ist Fragment, und der theologisch-politische Traktat war

eine frühere Probeſchrift. Gefällt es Ihnen, ſo nehmen Sie einige Regeln mit auf die Reiſe.

1. Ehe Sie den Spinoza leſen, muß Ihnen Des-Cartes, wenn auch nur als Wörterbuch, bekannt ſeyn. In ihm ſehen Sie den Urſprung der Worte und Formeln, alſo auch mancher ſonderbaren harten Formeln des Spinoza. Nehmen Sie hiezu Des-Cartes Hauptſchriften, oder einen ſeiner Schüler, unter welchen inſonderheit Clauberg die Sätze des Carteſianismus klar und ordentlich vorträgt; Sie werden ſolche hier in einem Bande beiſammen finden. Sodann gehen Sie an des Des-Cartes *Principia Philosophiae* von Spinoza ſelbſt, die er für einen ſeiner Lehrlinge aufgeſetzt hat *). Sie treffen in ihnen den Uebergang zu ſeinem eigenen Syſtem an.

Einen Baum muß man nicht etwa nur in ſeinem Gipfel und Zweigen, ſondern im Stamm und Aeſten,

---

*) Amstelod. 1663. „Quem ego cuidam juveni, quem meas opiniones aperte docere nolebam, antehac dictaveram" ſagt Spinoza in ſeinem neunten Briefe. S. 423.

ja wo möglich den Veranlaſſungen ſeines Entſtehens und Wachsthumes nach, in Wurzel, Boden und Klima kennen lernen; geſetzt, daß es auch ein Giftbaum wäre. Denn leſen Sie dieſen Philoſophen des vorigen Jahrhunderts nach der Sprache unſrer Philoſophie, ſo müßte er Ihnen freilich, wie er Vielen noch jetzt erſcheint, ein Ungeheuer dünken.

2. Geben Sie ſorgfältig auf ſeine geometriſche Methode Acht, und laſſen ſich von ihr nicht nur nicht berücken, ſondern bemerken auch, wo dieſe ihn berückte. Des-Cartes verleitete ihn zu ihr, und er wagte den kühnen Verſuch, ſie auch der Form nach auf alle, ſelbſt die verflochtenſten, moraliſchen Materien anzuwenden. Eben dieſer Verſuch hätte ſeine geometriſchen Nachfolger in der Metaphyſik warnen mögen.

3. Bleiben Sie nie bei Spinoza ſtehen, ſondern rufen bei jedem ſeiner paradoxen Sätze die ältere und neuere Philoſophie zu Hülfe, wie dieſe etwa ſolche, oder eine ähnliche Behauptung weggeräumt, oder leichter, beſſer, unanſtößiger, glücklicher ausgedrückt habe? Sogleich wird Ihnen dann in's Auge fallen.

warum dieſer Autor ſie nicht alſo, vielleicht nicht ſo glücklich habe ausdrücken können; mithin werden Sie den Urſprung ſeines Wortirrthums und den Fort- oder Rückgang der Wahrheit ſelbſt gewahr werden.

Nehmen Sie in dieſer Abſicht ſeine wenigen Briefe als Erläuterungen zu Hülfe *); ſie klären in Manchem viel auf. — — Dienten dieſe Briefe zu keinem anderen Zweck: ſo zeigten ſie, wie ganz es dem Spinoza mit ſeiner Philoſophie ein Ernſt war, wie ſehr er ſich von ihr überzeugt hatte, und wie glücklich er ſich in derſelben fühlte. (Aus von Herders: Gott.)

* * *

Leibnitz.

Will man ſich überzeugen, daß Leibnitz auch bei ſeinen Lebenszeiten in Deutſchland eine ziemlich fremde Pflanze geweſen, ſo leſe man das Leben, welches ſein nächſter Bekannter, Eckardt, von ihm geſchrieben, ſeine Bekanntmachung haben wir dem gelehrten Murr zu danken. Die blühende Aloe ſandte reiche

*) Opp. posth. p. 393 sqq.

Gerüche um ſich her; allenthalben wollte ſie Wurzeln ſchlagen, und neue Abſenker pflanzen. Es gelang ihr hie und da ungeachtet des ſträubigen Erdbodens: und wäre Leibnitz die Stiftung einer Akademie der Wiſſenſchaften zu Wien und Dresden ſo geglückt, wie ihm die Akademie zu Berlin glückte, welche unnennbar gute Folgen hätten ſich ſeitdem verbreitet!

Sein Geiſt lebte in einer idealiſchen Welt, im Reiche aller denkenden, für's Wohl der Menſchheit wirkenden Geiſter. Für dieſen großen Staat ſchrieb er ſeine Aufſätze, meiſtens auf Veranlaſſung fremder Aeußerungen, und unterhielt einen ſo ungeheuren Briefwechſel, daß man ihn einen Mitarbeiter und Präſidenten der Geſammt-Akademie aller Europäiſchen Wiſſenſchaften nennen könnte. In ſeinen näheren Verhältniſſen aber war er hier Canzlei-Reviſionsrath, dort Geſchichtſchreiber des Fürſtlichen Hauſes: hier ſchrieb er für einen Pfalzgrafen, der König von Polen werden, dort für Deutſche Fürſten, die Geſandte beim Friedensſchluß haben wollten u. ſ. Er unterhielt die Fürſten mit Curiosis (wenn es auch nur ein wunderbargeſtalteter Rehbock ſeyn ſollte), Fürſtinnen mit ſinnreichen philoſophiſchen

Gedanken, Neugierige, mit dem was sich in andern Ländern zutrug; erfand für den Bergbau Werkzeuge, Maschinen, Windmühlen, und — that doch nicht zur Genüge. Zwei Jahre vor seinem Tode ward dem armen Mann nachdrücklich befohlen „die Historie des Hauses vor allen Dingen fertig zu machen" und als er begraben ward, „war das Einzige zu verwundern, (sagt sein getreuer Amanuensis und College Eckardt), daß, da der ganze Hof ihm zu Grabe zu folgen invitirt war, außer Mir kein Mensch erschienen, so daß ich dem großen Manne die letzte Ehre einzig und allein erwiesen *)."

---

*) Zur Erläuterung dieses Umstandes wird in den schätzbaren Zusätzen zu Eckardt's Lebensbeschreibung Folgendes angegeben: „Der König war damals nicht mehr in Hannover. Der Monarch stand eben nicht allzuwohl mit dem Wiener Hofe und es mißfiel ihm, daß Leibnitz 1713 ohne Erlaubniß nach Wien gegangen, und über anderthalb Jahre außen blieb, auch die Reichshofrath-Stelle angenommen hatte. Se. Majestät sagten daher einstmals, da ein Hündchen, welches verloren gegangen, zu Hannover ausgetrommelt wurde, halb im Ernst, halb im Scherz: Ich muß wohl meinen Leibnitz auch austrommeln lassen, um zu erfahren, wo er jetzt stecken mag."

Im Jahre 1695 ſchrieb er an Burnet: „Unbequem iſt mir's, daß ich nicht in einer Stadt wie Paris oder London lebe, wo viele gelehrte Männer ſind, deren Hülfe man ſich bedienen, von denen man lernen kann: denn viele Dinge ſind von der Art, daß Ein Menſch allein ſie nie zu Stande bringen mag. Hier findet man kaum Jemand, mit dem zu ſprechen iſt, oder vielmehr, es iſt hier zu Lande nicht hofmänniſch, ſich von gelehrten Dingen zu unterhalten.“ Noch das Jahr vor ſeinem Tode hatte er ſich vorgenommen, nach Paris zu reiſen, und da ſein Leben zu beſchließen.

„Weil er nicht zum Abendmahl ging, ſagt Eckardt, ſchalten die Prediger oft öffentlich auf ihn; er blieb aber bei ſeiner Weiſe. Gott weiß, was er vor Motiven dazu gehabt, die gemeinen Leute hießen ihn daher insgemein auf Plattdeutſch Lövenix, welches *qui ne croit rien* heißet.“ Aus ſeinen Schriften und Bemühungen für die Vereinigung der Kirchen kennen wir ſeine reinen und aufgeklärten Religions-Grundſätze genugſam, gewiß kann man ihm nicht den Vorwurf machen, daß er zu wenig geglaubt habe.

Kurz vor ſeinem letzten Augenblick wollte er noch etwas aufſchreiben. Als ihm Papier, Tinte und Feder gereicht wurden, fing er an zu ſchreiben, das er aber nicht mehr leſen konnte, als er es bei dem Licht durchſehen wollte. Er zerriß das Papier, warf es weg und legte ſich zu Bette. Er verſuchte nochmals zu ſchreiben, verhüllte ſich die Augen in ſeine Schlafmütze, legte ſich auf die Seite und entſchlief ſanft, nachdem er ſein ruhmvolles Leben auf 70 Jahre, 4 Monate und 21 Tage gebracht hatte. — —

Fontenelle ſagt in ſeiner Lobſchrift gar artig: „aus vielen Herkules habe das Alterthum nur Einen Herkules gemacht. Er ſehe keinen andern Rath, als den Einen Leibnitz in viele Gelehrte zu decomponiren: denn ſonſt würde bei dem beſtändigen Uebergange von Schriften des verſchiedenſten Inhalts, alle zu Einer und derſelben Zeit geſchrieben, dieſe unaufhörliche Miſchung von Gegenſtänden, die in Leibnitz Kopf ſeine Ideen nicht verwirrte, eine Verwirrung und ein embarras in ſein Eloge bringen.“ Und doch wünſchte ich faſt, daß Leibnitzens Vaterland dieſen embarras, dieſe passages brusques et fréquens d'un sujet à un autre tout opposé, qui ne l'embarrassoient point,

in Leibnitzens Arbeiten nicht gebracht hätte; um den Einen Herkules in mehrere Herkules zu decomponiren. Wie anders konnte Newton in England seine Werke vollenden!

— — Dankbar erkenne ich jede Blume, die eine würdige Hand nicht auf Leibnitz verscharrte Asche, sondern dem ewigen Ehrenmahl streuet, das er sich selbst errichtet hat. Die Wolfische Schule, so ungleich sie seiner Denkart war, hat ihm gleichsam ein Kenotaphium gebauet: durch sie ist eine Klarheit der Begriffe und eine Präcision des Ausdrucks in unsre Sprache gebracht worden, die ihr vorher unbekannt waren. Sollte, da ihre Periode vorüber ist, Jemand noch jetzt Bedenken tragen, Leibnitzens Briefwechsel mit Wolf herauszugeben, der, was er auch enthielte, dem Letztern nicht anders als zur Ehre gereichen könnte?

Auch außer dieser Schule, wie jugendlich-lieb ist mir Alles, was Leibnitz ehret und in sein Licht stellt! — — —

Hören Sie, was Leibnitz von seinem Censorgeist sagt: „Niemand hat weniger Censorgeist, als ich habe. Sonderbar ist's; aber mir gefällt das Meiste, was

ich lese. Da ich nämlich weiß, wie verschieden die Sachen genommen werden, so fällt mir während des Lesens meistens bei, womit man den Schriftsteller vertheidigen oder entschuldigen könnte. Sehr selten ist's, daß mir im Lesen etwas ganz mißfällt, obgleich freilich dem Einen dieß, dem Andern das mehr gefallen möchte. — Ich bin einmal so gebauet, daß ich allenthalben am liebsten aufsuche und bemerke, was lobenswerth ist, nicht was Tadel verdienet." Könnte der Geist der Philantropie selbst billiger und milder denken?

Und doch warum erfuhren eben die friedliebenden, die billigsten Gemüther, Erasmus, Grotius, Comenius, Leibnitz, so manchen übeln Dank ihrer Zeitgenossen? Die Ursache ist leicht zu finden: weil sie partheilos und jene mit Vorurtheilen befangene streitende Parteien waren. Diesen gaben Unwissenheit, Eigennutz, blindes Herkommen, gekränkter Stolz und zehn andere Furien das Streitgewehr oder den Dolch der Verläumdung in die Hände; jene kämpften friedlich hinter dem Schilde der Wahrheit und Güte. Der goldene Schild der Wahrheit und Güte

bleibt; ihre Streiter können persönlich fallen, aber ihr Sieg ist wachsend und unsterblich. (Briefe zur Beförd. der Humanität Samml. V. S. 12 ff.)

— — — Einem großen Theil von Europa, war Leibnitz ein Genius der Wissenschaft, der nicht nur das Jahrhundert hinab still wirkte, sondern auch (so hoffen wir!) fernerhin wirken wird. — —

„Wiefern sind seine Ideen ausgeführt? Schritt man seitdem weiter vor? Oder nahm man andre Wege?" Denn die meisten Schriften von Leibnitz sind nicht angeführte Bücher, sondern kleinere Aufsätze und in Briefen hingeworfene Gedanken, Funken, Fermente der Erkenntniß. Da sich sein immer reger und thätiger Geist mit allen Wissenschaften beschäftigt hat; so wollen wir nur wie die Biene hie und da hinfliegen, und auf seinen reichen Fluren einige Blumen berühren.

Theologie und Religion.

Viele Mühe gab Leibnitz sich, die Kirchen zu vereinigen, wie sein Briefwechsel mit Bossüet, Pelisson, Fabricius, Jablonsky u. a. zeiget. Der scharfsehende Mann sah mehr als ein Andrer, daß

daß aus dem Werke jetzt nichts werden würde; aber er bereitete vor, beantwortete, setzte die Streitfragen ins Klare. Mehrere Fürsten *) und Gelehrte hatte damals ein Enthusiasmus für Vereinigung der Kirchen ergriffen, in den Er gern einstimmte.

Der Vorwurf, Leibnitz sey dem Katholicismus geneigt, ja im Herzen selbst katholisch gewesen, verliert in der Lage, in welcher, und bei dem Zweck, zu welchem er schrieb, den größten Theil seiner Schärfe. Sollten die Kirchen vereinigt werden, (das sah Er, der alle Jahrhunderte der Kirchengeschichte durchwandert hatte, und die römische sowohl,

*) Ein damaliger Regent wollte die Sache kürzer angreifen, und eine Vereinigung der Secten nicht in Lehren, sondern in Gebräuchen, nicht mit gutem Willen beider Theile, sondern durch Befehle, durch Zwang bewirken. Ein untüchtiger Rathgeber schrieb zur Beschönigung dieser Mittel ein *Arcanum Regium* in pietistischer Form. Das Gutachten, in dem sich Leibnitz und Molanus darüber erklären (*Kortholt* Epist. Leibnit. T. I. p. 88), endigt also: „Die neue Regel, daß ein evangelischer Fürst Papst in seinem Gebiet sey, muß man nicht mißbrauchen. Bei den verständigen Katholischen selbst ist ein allgemeines Concilium der Kirche, wo nicht über, doch nicht unter dem Papste."

als die deutsche und französische Kirche kannte) so wollte der alte Katholicismus nicht zu seinen Ausgewanderten, den Protestanten, sondern diese mußten zu ihm treten; auf dem Boden der alten großen Kirche mußte die Einigung verhandelt werden.

— — Zudem war Leibnitz nicht nur sanften Sinnes von Natur, sondern durch Erfahrung wußte Er, daß, wenn ein Reconciliator auch nur verübend seinen Zweck erreichen wolle, er nicht mit der Thür ins Haus stürzen dürfe. Endlich gefiel sich (wer mag es läugnen) Leibnitz in der Scholastik, im Disputiren und Demonstriren; seine ganze Kunst zeigte sich, wenn er das Indemonstrable wenigstens glaubwürdig machte. Manche Fürsten, die ihn zu Untersuchungen dieser Art anregten, waren, wie der Erfolg gezeigt hat, dem Katholicismus selbst gewogen.

— — Und was vereinigt denn Religionsparteien? Einzig und allein Zeit und Wahrheit. Was die zusammenfügte, muß sie auch auflösen; und sie thut's. — —

— — Alles hat seine Epochen und Lebensalter; Satzungen, Meinungen, Gebräuche allein sollten sie nicht haben? Gewissenhaftigkeit, die einzig

wahre Religion, ſie iſt, wo ſie iſt, in allen Herzen dieſelbe; weder erfechten wird ſie, noch will ſie erfechten. — —

— — Je mehr man in Kenntniß der Originalſprachen alten und neuen Teſtaments fortſchritt, und den ſchlichten Urſinn des Zeitgebrauchs jener Idiome kennen lernte, in denen dieſe Bücher vereinſt geſchrieben waren, deſto mehr fielen die Schuppen grundloſer Meinungen, unbibliſcher Traditionen und Dogmen dem Auge von ſelbſt weg; denn das Gebäude dieſer ſteht allein auf kirchen-hiſtoriſchem, oft ſehr dunklem, nicht aber auf bibliſchem Grunde. Betreffen ſah man zuletzt einander an: „weshalb haben wir alſo diſputirt? und Galle, Eifer, Tinte, Mühe, Studien, Nachtwachen, Zeit, Scharfſinn, verſchwendet? Dieſe Frage ſtehet ja auf Nichts; auf Mißverſtand und Wortmißbrauch barbariſcher Jahrhunderte beruhet jene Meinung: die klare Einſicht des Wortverſtandes hat ſie, wie Licht die Schatten vertrieben. Und jene andern Subtilitäten ſind ſie von Menſchen zu entſcheiden? Offenbar liegen ſie über unſern Verſtand hinaus; nie hätten ſie ſollen auf die Bahn gebracht werden. Ueber ſie wollten wir ſtreiten?“

So dachte man endlich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts und las manche ſcharfſinnige Discuſſionen Leibnitzens über Geheimniſſe und Dogmen von allerlei Art, z. B. Dreieinigkeit, Gegenwart im Abendmahl, Erbſünde u. ſ. w., zwar mit größter Bewunderung ſeines Scharfſinns, aber auch mit der prüfenden Frage: „wohin man auf dieſen Spatziergängen diſputirender Vernunft denn gelange? und was man mit ſolchen Rapieren erfechte?“ Selbſt ein Theil der trefflichen Theodicee Leibnitzens iſt nicht frei von dieſen Luſtkämpfen. Die Schrift war gegen den Fechter Bayle geſchrieben, der ſie aber nicht erlebte, mithin ſich dieſen Forderungen nicht ſtellen konnte.

— — Erweiſe der Wahrheit und Unentbehrlichkeit des Chriſtenthums lagen Leibnitz redlich am Herzen. Sein Erweis des Chriſtenthums war auf die natürliche Religion gebauet; nach feſter Grundlegung derſelben ſollte man, wie er meinte, die Nothwendigkeit einer geoffenbarten, ſodann die alle andern Religionen übertreffende Schönheit der chriſtlichen Religion zeigen.

Immer ſpricht er über dieſe Materie mit theil-

nehmender Wärme, weil er vom Verfall des Chriſtenthums viel Uebel für die Welt, ſelbſt für die Aufklärung in Europa fürchtet. Den Atheismus ſowohl als Materialismus, geſchweige kalte Verachtung oder Verſpottung des Chriſtenthums ſiehet er als Vorboten einer Barbarei an, die mit dem Verfall der Ehre und Sittlichkeit verbunden ſeyn müſſe. — Wie ſehr haben die Folgezeiten dieß ſchon bewähret!

Bei allen Materien, auch die Religion betreffend, iſt man bei Leibnitz wie in einem Blumen- und Frucht-Garten, in welchem Alles nach Convenienz geordnet iſt; welches Prinzip der Lieblingsgedanke unſers Philoſophen geweſen zu ſeyn ſcheinet. Auf keinen ſeiner Plane war er erſeſſen; überzeugt, daß die Vorſehung morgen thue, was heute zu thun ſie noch nicht ſchicklich findet, und daß es ihr an Mitteln der Veranſtaltung nie fehlt. Leibnitz würde ſich freuen, wenn er zu unſrer Zeit die Bibel ſo aufgehellt, jedes ihrer Bücher im Geiſt ſeiner Zeit ins Licht geſtellt, überhaupt aber den Sinn und Inhalt des Chriſtenthums fremden Subtilitäten entnommen ſähe. Manche ſeiner ſcharfſinnigen Erörterungen würde er ruhig bei Seite legen, und mit Socrates

ſagen: „Wieviel, meine Freunde, können wir entbehren!“

Rechtsgelehrſamkeit und Politik.

Nebſt der Philoſophie hatte Leibnitz ſich, nach deutſchem Bedürfniß, auch auf ein Brotſtudium, die Rechtsgelehrſamkeit, mit Fleiß und Ernſt gelegt, indem, wie man in Deutſchland ſagt, nur durch ſie und ihr Formulare die höchſte Staatswürde zu erlangen iſt, er alſo durch ſie ſein Fortkommen hoffte; er war in ihr Doctor. Und wie ſein Geiſt allenthalben hin, wohin er blickte, philoſophiſche Ueberſicht und Ordnung ſchuf; ſo handelt ſeine erſte Schrift in dieſem Fach ſogleich: „von verflochtenen Rechtsfällen.“ Die andre ſtellte „philoſophiſche Fragen über ſolche;“ die dritte „eine neue Methode auf, die Jurisprudenz zu lernen, ſammt einem Verzeichniß deſſen, was in ihr Wünſchbares noch fehle.“ Die letzte ſchrieb er ohne Bücher, auf der Reiſe, im zwanzigſten Jahr.

Da im Verzeichniß dieſes Wünſchbaren ſich auch ein neugeordnetes *Corpus juris* befand, ſo mußte Leibnitz zwei Jahre nachher (wahrſcheinlich zur Strafe ſeines jugendlichen Genius) im Dienſt des Kurfürſten von Mainz ſelbſt Hand daran legen. Seine Ausführung kam nicht zu Stande. Zwanzig Jahre nachher (1690) ging er zu Hannover wieder ans Werk; es ſollte ein Ausbund römiſcher Geſetze in einer einzigen Tafel werden, die alle Hauptregeln begriffe, aus deren Combination jede Frage entſchieden werden könnte. Ein wahres edictum perpetuum; dem ſodann ſeine Juſtification, der Kern der Geſetze ſelbſt, und das neugeordnete Rechtscorpus beigefügt werden ſollten. Es kam abermals nicht zu Stande. — —

* * *

— — Höher und weiter ſchwang ſich Leibnitz Geiſt, als er ſeinen Codex des allgemeinen Völkerrechts mit Diplomen ans Licht ſtellte; in ihm ward er wirklich ein Lehrer der Völker. Wie er im Naturrecht den ſchlaffen Grundſätzen Puffendorfs entgegen arbeitete, und daſſelbe nicht bloß auf

Macht und den Willen des Oberherrn, sondern auf die ewigen Principien des Rechts und der Vernunft gründet; so führte er dieſe auch in das ſogenannte willkührliche Recht der Völker ein, dem er ſogar in der chriſtlichen Religion ein göttlich poſitives Recht beifügte — —

— Dieß göttlich-poſitive Völkerrecht iſt das längſt vor der franzöſiſchen Revolution klare und in ihr mißbrauchte Recht der Menſchheit. Lehrt das Chriſtenthum etwas Anders, als reine Humanität? Erkannt und ausgeübt, muß es auf dieſe auch ſeinen Codex des Völkerrechts gründen. Durch erlebte grobe Mißgriffe und Widerſprüche hierüber laſſe ſich niemand irre machen; Vernunft und Billigkeit gehen doch ihren Weg fort. Klar in die Augen fällt's, daß, was Eine Nation von der andern fordert oder wünſcht, ſie ſolcher auch erzeigen müſſe; Gewaltthätigkeiten, Treuloſigkeit, freche Arroganz Einer gegen die Andere empören alle Nationen. Dieſer Codex des Völkerrechts iſt Allem, was Menſch iſt, in die Bruſt geſchrieben.

* * *

In Leibnitz politiſchen Schriften, die durch Zeitumſtände veranlaßt wurden, hat freilich die Zeit viel geändert, zumal wo ſie „gar zu treu, hold und gewärtig“ damaligen Zeitumſtänden dienten. Aber wo Leibnitz Blick frei war, ſah er über die Staatsverhältniſſe Europa's hell und ſagte Manches vorher, was erfolgte.

Als St. Pierre ihm ſein Projekt eines ewigen Friedens zuſandte, antwortete er: „Nachdem ich Ihr Syſtem gefaßt, haben mich die dagegen aufgeſtellten Einwendungen und die runde, nette Art, ſie zu beantworten, ſehr vergnüget. Um ſich von unzählbaren Uebeln zu befreien, fehlt — nur Wille den Menſchen. Wenn fünf oder ſechs Perſonen nur wollten; ſie könnten im abendländiſchen Europa die Trennung der Kirchen aufheben, und der Kirche eine gute Einrichtung geben. Ein Landesherr, der nur will, kann ſeine Staaten vor Peſt, vor Hungersnoth bewahren. Um aber die Kriege aufhören zu machen, müßte ein zweiter Heinrich der Vierte mit einigen großen Fürſten ſeiner Zeit an dieſem Projekt Geſchmack finden; jetzt iſt das Uebel, daß es ſchwer fällt, es den Großen nur verſtändlich

zu machen. Eine Privatperſon wird es nicht wagen; ich fürchte, ſelbſt kleine Souveraine werden es nicht unternehmen, es den Großen vorzulegen. Ein Miniſter könnte es etwa in ſeinen letzten Zügen, zumal wenn er keine Familie nach ſeinem Tode zu verſorgen hätte. Sonſt aber. — Indeſſen iſt's immer gut, dergleichen Gedanken ins Publikum zu bringen; ſie können Jemand ans Herz treten, wenn man es am wenigſten denkt." —

„Es iſt wohl kein Miniſter, der dem Kaiſer jetzt proponiren möchte *), auf die Succeſſion in Spanien und beiden Indien ſeine Anſprüche aufzugeben; die Seemächte und ſo viele andre haben dabei ihr Latein verloren. So giebt es öfters Fatalitäten, die den Menſchen hindern, glücklich zu ſeyn. Die Hoffnung, Spaniens Monarchie aus Haus Frankreich zu bringen, iſt die Quelle von funfzigjährigen Kriegen geweſen; es ſteht zu befürchten, daß die Hoffnung, jene davon wegzubringen, noch andre funfzig Jahre die Ruhe Europa's ſtöre. Hülfe man dem Kaiſer, die Türken aus Europa zu jagen, ſo wäre dieß

*) Dieſer Brief iſt 1714 geſchrieben.

vielleicht ein Mittel; aber auch dieß hätte ſeine großen Schwierigkeiten."

Noch andre Bemerkungen ſchrieb Leibnitz über das Projekt eines ewigen Friedens *). Am Grimareſt z. B. „ich erinnere mich hiebei der Deviſe eines Kirchhofs: *pax perpetua*: denn die Todten ſchlagen ſich nicht. Die Lebendigen aber ſind von einem anderen Humor, zumal die Mächtigſten; die reſpectiren keine Tribunäle. Man müßte dieſe Herren gutbürgerlich in die Bank des Tribunals, Caution machen, und gerichtlich deponiren laſſen, z. B. einen König von Frankreich 100 Millionen Thaler, einen König von Großbritannien nach Verhältniß, daß, falls ſie ſich dem Spruch des Tribunals widerſetzten, dieſer mit ihrem eigenen Gelde exekutiv vollſtreckt werden könnte."

So dachte Leibnitz damals von den Fürſten, in Anſehung des Krieges; in Anſehung der Wiſſenſchaften ſuchte er ſie durch jede ihnen annehmliche Vorſtellung zur Beförderung derſelben zu bewegen, und war darin, inſonderheit durch Fürſprache der Fürſten,

*) Leibn. Op. omn. Genevae T. V. p. 56.

oft glücklich. Wie ſehr er von Fürſten geachtet wer: den, bezeugt ſein Gehalt in den letzten Jahren: vom Könige von England, außer freier Wohnung, Holz, Licht, Bedienung, Equipage, jährlich 1300 Thaler; vom Herzoge von Braunſchweig jährlich 600 Thlr.; vom Kaiſer 2000 Fl.; vom Czar 1000 Albertsthaler." — Dieß alles zur Beförderung der Wiſſen: ſchaften, beinahe ohne ſonſtige Pflichten. Zeiten wie habt ihr euch verändert!

* * *

Geſchichte, Alterthümer, Sprachen.

In der Geſchichte liebte Leibnitz vor Allem die Uranfänge (Origines) der Völker; dieß führte ihn auf ihre Alterthümer und Stammſprachen. Daher ſein trefflicher Fleiß in Vergleichung und Ab: leitung der Sprachen, in Etymologien und Alter: thümern. Er regte hiebei auf, was er konnte; bis gen China erſtreckte ſich auch hierüber ſein Brief: wechſel. —

Lächeln würde er, wenn er, erwachend nach ei: nem Jahrhundert, den Fortgang ſähe, der in Samm: lung der Sprachen äußerſt träge gemacht, und

kaum noch genutzt ist; Er griffe gewiß zu dem Werke. Durch die Russischen Reisen in Nord-Asien, und durch das Werk Katharina's der Zweiten, durch die fortgesetzten Berichte aus China, die Forschungen der Engländer in Indien, Andrer in Persien, Tibet, Arabien, Aegypten, Afrika, Amerika, endlich der Südwelt, ist ein Baum von Sprachen aufgestellt, dessen Aeste und Zweige der Forschungen des kommenden Jahrhunderts gewiß werth sind. Mit jedem Forscher des verlebten Säculums würde Leibnitz sich gesellet, und sogar keinen Handlanger würde er verachtet haben. Der Präsident de Brosses, Klopstock, Popowitsch, Suhm, Ihre, Büttner, Forster, Fulda, Monboddo, Barton u. a. m. wären ihm Freunde gewesen. Als in der Societät der Wissenschaften zu Berlin sein ursprünglicher Plan wieder aufiebte, hätte er am Ende des Jahrhunderts vielleicht, wie Linné seine Naturreiche, ein System der Völker nach Sprachen und Bildungen geordnet. Was das vergangene Jahrhundert versäumte, wird das künftige geben. Auf guten und bösen Wegen wächst die Kenntniß der Völker der Welt und mit ihnen der Sprachen.

Die Geſchichtſchreiber mittlerer Zeiten, die Leibnitz herausgab, haben zahlreiche Nachfolger nicht gefunden. Seitdem die Buchhändler Selbſthalter der Literatur, Urheber und Erfinder der Bücher und Büchertitel werden ſind, verkaufen ſie nicht mehr alte, ſondern neue, bald zu erſetzende Waare. Was von Altem daliegt, liege! Selbſt Charaktere der mittleren Zeit, ſo merkwürdig als irgend ſich denken läßt, falls ſie nicht Roman oder hiſtoriſches Schauſpiel ſind, ſuchen, wie Theokrits Grazien, Haus bei Haus, Verleger und Leſer. Wir ſind die Neuen (novissimi), was kümmern uns die Alten?

Mehrmals ſprach Leibnitz von einem allgemeinen Sprachcharakter, ohne ihn näher zu beſtimmen, man hat darüber viel gemuthmaßt von einer doppelten Seite. Erſtlich als über eine Algebra, worin alle Wahrheiten der Vernunft, ihrem Verhältniß, auch dem Grade ihrer Wahrſcheinlichkeit nach, berechnet würden; ſonach wäre ſie eine ſymboliſirte Metaphyſik, die ſich auf Thatſachen wenig anwenden ließe, und liefe zuletzt auf eine Methode, ſymboliſch zu denken, eine Logik, hinaus. Plou-

quet und Lambert haben eine, in Anſehung der Syllogismen, dieſe bezeichnende Rechnungsart verſucht; ohne erſichtlichen Nutzen und ohne Nachfolge. Denn ſind in der Philoſophie die erſt erfaßten Ideen nicht rein und wahr, was hülfe alles weitere Rechnen mit Symbolen? Zudem wird dem abſtrakten Denken aller Reiz entnommen, wenn man nicht mehr laut denket, ſondern ſtumm rechnet; bei'm Rechnen denkt man ſo wenig, als man neue Begriffe erjagt.

Oder man dachte ſich eine Art Sineſiſcher Schrift an dieſen allgemeinen Charakteren, zu denen Leibnitz Definitionen ſammeln laſſen, und ſie mit Merkmalen der Abänderung unter Klaſſen bringen wollte, ein philoſophiſcher *Orbis pictus*.

Nach der Klaſſifikation und Organiſation eines Leibnitz wäre dieſer allerdings ſinnreich geweſen; er hätte auch den Nutzen geſchafft, daß man nicht mehr an den Nebenbegriffen des erlernten Worts (dergleichen in allen Sprachen, oft ſogar individuell faſt unvermeidlich ſind) gehangen: man hätte ſtatt der Seele, des Geiſtes, der Natur u. ſ. w. das Bild oder Zeichen angeſehen, und damit weiter gebildet

oder gerechnet. Ob man damit in der Wiſſenſchaft, oder im reinen Denken weiter gekommen wäre und nicht Vorurtheile, die am Wort kleben, mit Nebenbegriffen, die am Zeichen haften, vertauſcht hätte? Ob alle wiſſenſchaftlichen Nationen und Schulen ſich entſchloſſen hätten, dieß Zeichen- und Bilderbuch anzunehmen und in deſſen Form zu denken? Ob es überhaupt gefördert hätte, die menſchliche Seele einer freien Combination der Gedanken mittelſt eigenen, auch neuen Gebrauchs der Worte zu entnehmen, und vor eine Bildertafel der Kindheit zu ſtellen? bliebe die Frage. Genug, der verſtändige Leibnitz ſäumte mit dieſem Werk nicht vergebens; wir finden auch nicht, daß er je mit Ernſt daran gegangen ſey. Es war ein Jugendgedanke. Nur höchſt ausgemachte Wahrheiten und Beſchaffenheiten der Dinge laſſen ſich in ſolchen Typen verzeichnen: und auch unter dieſen iſt vielleicht nichts Feſtbeſtimmbares in der Natur, als Verhältniſſe: Dieſe aber haben ſchon ihre Zahlen und Zeichen. Die Natur- und Kunſtgeſchichte will Darſtellungen oder Abbildungen; die Naturlehre will Experimente mit beſtimmt erklärenden Worten. Die Grammatik als

eine

eine Art Logik kann Zahlen und Zeichen haben, die aber nach unſrer Art zu denken, auch auf Worte gebaut ſind. Wir Europäer wiſſen nicht, wie ein Sineſer nach ſeinen Schriftzügen denke; da die Mandarine aber, trotz ihrer den Laut nicht charakteriſirenden Bilderſchrift, ſeit Jahrtauſenden in den Wiſſenſchaften es ſo gar weit nicht gebracht haben, ſo wäre der Erfolg einer neuen Charakterſchrift in Symbolen zu denken mißlich. „Was den Geiſt erweckt, erfinde man, nicht aber was ihn feſſelt, lähmt und tödtet.“ Ohne Zweifel dachte Leibnitz ſo und ließ ſeine Buchſtaben und Buchſtabirtafel menſchlicher Gedanken ruhen. So wenig alle Blumen in Einer Geſtalt wachſen und blühen, warum ſollten alle Menſchen, alle Nationen in Einer Bilder- und Zeichenſprache denken? Rechnen mögen und müſſen ſie immer gleichartig; nicht aber auch ſinnen und verlangen, hoffen und fürchten, indem ſich doch um die ſogenannte erſte Philoſophie zuletzt jede Neigung des Lernenden unmerklich heftet.

* * *

Mathematik und Physik.

Als Vater Eines Theiles der höhern Analyse ist Leibnitz von Europa erkannt; die Streitigkeiten zwischen Ihm und Newton sind erloschen; Jedem gebühret sein Ruhm. Denn wie es mit den Erfindungen, die zwischen Beiden streitig waren, seyn möge; gewiß hat Leibnitz mehr als Newton die Geister in Bewegung gesetzt, und sie zu eignem Forschen, Finden und Auflösen angetrieben; mehr noch durch seinen eigenen, munter-abwechselnden Vorgang, als durch die ihnen vorgelegte Fragen. Seine kleinen Aufsätze, die er in die Journale mehrerer Länder zerstreute, wirkten hiezu lebhafter, als hätte er große Bücher geschrieben. Auch in den Akademien, die er stiftete, hat das Jahrhundert hinab sein Geist fortgelebt. Der Präsident, der bei der umgeformten Akademie ihr vorgesetzt ward, Maupertuis, schien dazu gewählt zu seyn, um des ersten Präsidenten Ruhm zu erhöhen, mit dessen ausgefallenen Federn er sich anmaßend schmückte; am Ende stand er berupft da.

In der Naturlehre und Naturgeschichte nahm Leibnitz an jeder Erfindung oder Bemerkung seines

Zeitalters, z. B. des Phosphorus, an jedem Fortschritt des Bergbaues, jeder Entdeckung in der Anatomie, Chemie u. s. w. lebhaften Antheil, daß man ihm wünschen möchte, die Fortgänge des Jahrhunderts in der Elektricität, dem Magnetismus, Galvanismus, der Chemie u. s. erlebt zu haben. Vieles ahnete er voraus, und entwarf eine Kette der Schöpfung, in der manches Zwischenglied die fortgehende Erfahrung schon bewährt hat. Seine Protogäa, ein Anfangsversuch, öffnete eine große Laufbahn.

* * *

Die erste Philosophie.

So nannte Leibnitz die Logik und Metaphysik nach Baco's Muster: und fühlbar ist's, daß er über Gegenstände, die dahin gehören, am liebsten schrieb.

Es war sein frühester, jugendlicher Plan, Plato und Aristoteles, ja alle Metaphysiker der Vorwelt, zu vereinigen, und eine perennirende Philosophie zu pflanzen. Das Jahrhundert hinab hat seine

Philoſophie in Deutſchland geblühet; andere Länder, zumal England, nahmen ſie ſo willig nicht auf, aus Gründen, die in jener Nation ſowohl als in ihr ſelbſt liegen.

Für die Vernunftlehre z. B. entwarf Leibnitz eine Ideencharte, die er mit dunkeln, hellen, deutlichen, hoch-lichten Farben, gleichſam illuminirte. In der Wolfiſch-Baumgartenſchen Schule iſt ſie die Muſtercharte worden, an die man nachher die trefflichſten Bemerkungen gereihet hat, indem man ſie auch auf Moral und Künſte anwandte; ſo wie dann Leibnitz ſelbſt in ſeinem Verſuch über den menſchlichen Verſtand mit den vielſeitigen Anwendungen dieſer Grade der Ideenklarheit vorangegangen war.

Auf Locke's, Hutchinſons, Hartlei's Spuren verfolgten die Britannier andre Wege; was ſie darauf fanden, dürfen wir anwenden, wie Leibnitz anwandte, was für ihn diente. So hoch er die Künſte des Syllogismus anſchlug, ſo war ihm dieſer doch nicht Zweck, ſondern Mittel zum Zweck reingefaßter, beſtimmter, heller Ideen; eine Art Rechenſchule.

* * *

In der Metaphyſik war Leibnitz Dichter. Er erſann eine göttlich-künſtliche Welt, die er dem Carteſianismus, Spinozismus, Epikureismus entgegenſtellte, und damit allen Schwierigkeiten zu entkommen glaubte. Sein Univerſum der Seelen war eine für ſich beſtehende Gemeine, von Gott erweckt und fortwährend beſtrahlt, unter ſeinen Geſetzen aus ſich ſelbſt wirkſam; die Körperwelt war ihm ein Kunſtgebäu, jenem harmoniſch geordnet Allenthalben herrſchet in beiden, nach ſeinem Syſtem, die ſchicklichſte Convenienz; unter dem Möglichen iſt das Beſte mit weiſer Güte gewählet, da dann über vernünftige Geiſter Gerechtigkeit in einer großen Stadt Gottes waltet. Dieſen Staat ſchilderte Leibnitz als ein liebender Künſtler, daher die romantiſchen Namen der Monaden, der präſtabilirten Harmonie u. ſ. w., die ohne Kenntniß der Begriffe ſelbſt zuerſt Modeworte, dann Spott wurden.

Daß in dieſem Syſtem viel Wahres und Schönes ſey, bezweifelt niemand: denn wer dürfte eine Welt der Seelen, wie man ſie auch nennen möge, und eine Harmonie zwiſchen Geiſt und Körper läugnen? Daß es ſehr reine Begriffe gebe, wenn Ge-

danken bloß als Wirkungen oder Entwickelungen der Seele vom dumpfesten Traume des Schlummers an bis zum hellesten Zustande der Wachenden betrachtet, dagegen die Gesetze der Körperwelt mechanisch-künstlich berechnet werden; daran ist auch kein Zweifel. Daß aber das große System der Welt, in welcher Geist und Körper vereint, dieser ein Werkzeug und Ausdruck Jener, Jene ein Beweger, ein darstellender Prototyp dieses ist, und sich durch jede augenblickliche Erfahrung als solchen ankündigt, daß dieß lebenvolle, wirksame System durch obiges schöne Gemälde zweier Welten in seinem Innern und Innersten nicht gezeigt, mithin das Räthsel nicht aufgelöst werde, ist eben so klar.

Durch das Wort Harmonie wird keine Brücke zwischen Geist und Körper; die aus sich spinnenden Einheiten, so unzerstörlich sie seyn mögen, bleiben uns mathematische Zeichen, unserem täglichen Innewerden so fern, daß sich schwerlich jemand seiner Monas erfreuen möchte. Alle fühlen wir, daß das Unermeßne unserer Seele vom Unermeßnen unseres Körpers (und was durch ihn zu uns gehört) be-

ſtimmt werde, daß bei der helleſten Freiheit und Wirkſamkeit wir in einer Abhängigkeit von der Welt ſeyen, die von unſrer Empfängniß bis zum letzten Hauch unſres Lebens währet. Uns dieſem Gefühl zu entreißen, uns mit dem Namen Harmonie zu theilen, und damit in zwei Welten geſetzt zu werden, die nur in ihrem Urheber und Künſtler zuſammenhangen, widerſtreitet dem einfachen Gefühl jeder Erfahrung. Faſt wird meine Seele mir ſo fremde als mein Körper, und die Welt, das niedliche Kunſtwerk, wo wie in einem Schatzkäſtchen nach Regeln der Convenienz alles geordnet iſt, was ſich hineinſchickte, wird am Ende doch kleinlich. Der Künſtler hat einmal geordnet; ergötzt er ſich ewig nun am Anſchaun ſeines Kunſtwerks? Er hat die Geiſter ausgeſtrahlet und regieret ſie durch Geſetze; wird dieſe Regierung nicht klein, wenn man ſie nach Menſchenweiſe betrachtet? Vollends wenn man ſich dabei in den Kampf der Scholaſtik über Natur und Gnade einläßt — kurz, Leibnitz Syſtem war zu fein genommen. Er konnte aus ihm alles beantworten; aber das Gebäude ſelbſt ſchwebte an dem leiſen Fa-

den der Convenienz angenehm, reich, zierlich; als Poeſie in den Lüften.

Nicht zu verwundern war's alſo, daß die Engländer an dieſer feinen Dichtung kein Genüge fanden, und bei ſinnlichen Vorſtellungen, bei ihres Newtons leerem Raum als einem Organ (Sensorium) Gottes, bei deſſen periodiſchem Uhr-Aufziehen der Welt u. ſ. w. blieben. Noch weniger ließen ſich die Platoniſten, die Myſtiker, Magiker, Spinoziſten u. ſ. w. aus der Empfindung treiben, daß die Welt Ein Ganzes ſey, auch in dem, was wir Materie nennen, von Einem Geiſte belebet. Die Endurſachen, die Leibnitz bei ſeinem Grundſatz des zureichenden Grundes oft glücklich anwandte, dünkten ihnen doch nur ein menſchlicher Geſichtskreis, da im Unendlichen Alles Allem nicht anders als Mittel und Zweck ſeyn kann; kürzere Endurſachen ſind Ideen eines endlichen Künſtlers.

Leibnitz wünſchte, daß Fraguier von ſeinem Syſtem ein Gedicht wie Lukrez und Polignac ſchriebe; er munterte ihn dazu durch ſeinen Freund Ramond in eignen lateiniſchen Verſen auf. Fraguier hat es nicht geſchrieben; wer kennt nicht aber Uz

Theodicee? Einen der ſchönſten Lehrgeſänge unſrer Sprache.

* * *

Leibnitz liebte zu vergleichen, fremde Einfälle neu zu nutzen, und oft die widerſprechendſten Ideen zu paaren. Sein ganzes Syſtem offenbarte er alſo nicht anders, als wie es ihm erſchienen war, wie es in ſeiner Seele lebte, durch Blicke des Witzes und der Imagination, durch kurze Aufſätze und ewige Befreundung fremder Ideen, die im Feuer dieſes Urſprungs und dieſer Verbindung gefühlt werden mußten, oder Leibnitzens Geiſt war dahin und mit ihm alle originelle, primitive Wahrheit des Eindrucks. Wolf, der das nicht zu fühlen vermochte, oder als Nachfolger und Erklärer zu fühlen nicht Zeit hatte, machte aus Blitzen des Witzes und der Ausſicht Theoreme, die nun um ſo beſſer zu erweiſen waren, weil ſie die eingeſchränkte, allbeſtimmte Realität des Urſprungs verloren hatten, und Gemeinheiten waren, die Alles und Nichts enthalten durften. Die Nachfolger des Schulzergliederers zergliederten weiter, die deutſch-lateiniſche

Sprache der Philoſophie ſtand als ein Baum da, wo Raupen und Käfer an jedem Blatt eine Metaphyſik dürrer Faſern aufgeſtellt hatten, daß die Dryade des Baumes um Erbarmung weinte — — Leibnitz, Leibnitz, wo war dein Geiſt?

* * *

Was Leibnitz im Herzen geweſen ſey, mag ich nicht wiſſen; ſeine Theodicee aber, ſo wie viele ſeiner Briefe zeigen, daß er, eben um nicht Spinoziſt zu ſeyn, ſein Syſtem ausgedacht hat. Lieber neigte er ſich zu Anthropopathien einer göttlichen Wahl nach Ueberlegung, einer Auswahl des Beſſeren unter vielem Schlechtern nach Convenienzen; alles, um der Spinoziſchen Nothwendigkeit zu entkommen, die ihm Mechanismus ſchien, und gegen welche er den behutſamern Ausdruck einer moraliſchen Nothwendigkeit wählte. Er wählte die Mitte zwiſchen Bayle's Zweifeln und Spinoza's harten Ausdrücken, zwiſchen welchen er durchzukommen glaubte. Allerdings geſchah es mit vieler Kunſt; aber Bayle und Spinoza lebten nicht mehr; ſie konnten ihm nicht antworten.

* * *

Hören Sie von Leibnitz eine Weissagung:

„Ich finde, daß solche (leichtsinnige, irreligiöse) Meinungen, indem sie je mehr und mehr unter Leuten von der großen Welt, nach welchen sich die übrigen zu richten pflegen, Liebhaber finden, und sich in die Modebücher einschleichen, alles zu der General-Revolution, von welcher Europa bedrohet wird, zubereiten und die Zerstörung alles dessen vollenden helfen, was von den edlen Grundsätzen der Griechen und Römer, welche die Liebe des Vaterlandes, des gemeinen Wesens und die Sorge für die Nachwelt ihrem eignen Glück ja selbst dem Leben vorzogen, bis jetzt noch übrig geblieben ist. Der Gemeingeist (public spirit) vermindert sich außerordentlich, kommt je mehr und mehr aus der Mode, und wird noch mehr abnehmen, wenn er aufhört, von einer guten Moral und der wahren Religion, wie selbst die gesunde Vernunft sie lehrt, unterstützt zu werden. Sogar die Bessern von der entgegengesetzten Seite nehmen kein anderes Principium mehr als die Ehre an. Bei ihnen aber heißt ein Mann von Ehre schon der, der nichts thut, was sie für niederträchtig halten. Und wenn sogar einer aus Laune, oder um

ſeine Ehrſucht zu befriedigen, Ströme Blutes vergießen und alles über einander werfen würde: ſo wäre ihnen das Alles nichts, und ſelbſt ein Heroſtrat würde ihnen ein Held ſeyn. Laut macht man ſich über die Liebe des Vaterlandes luſtig; laut macht man die lächerlich, die für das allgemeine Beſte ſorgen, und zeigt jemand in der reinſten Abſicht die traurigſten Ausſichten, die ſich uns für die Zukunft eröffnen, ſo iſt die Antwort: „laß dieſe für ſich ſorgen.“ — Leicht aber dürften ſolche Leute zuerſt das Unglück erfahren, welches ſie bloß für Andre aufbewahrt glauben. Kommt man dieſer epidemiſchen Krankheit, deren üble Wirkungen bereits ſichtbar zu werden anfangen, noch in Zeiten zuvor: ſo laſſen ſich ihre Folgen vielleicht noch hemmen. Nimmt ſie aber überhand, ſo wird die Vorſicht die Menſchen gerade durch die Revolution, die daraus entſtehen muß, heilen, und, was auch da kommen mag, am Ende zum Wohl des Ganzen leiten; ob dieß gleich ohne Züchtigung derer, die durch ihre böſen Handlungen wider ihren Willen zur Beförderung des Guten beitrugen, weder erreicht werden wird, noch erreicht werden kann.“

Mehrere Gedanken von Leibnitz.

„Im Felde der Wissenschaften stecken wir noch in den ersten Wegen. Ein Schicksal verhindert uns, daß wir die Schätze der Natur nicht sorgfältiger ausspähen und größeren Nutzen daraus ziehen. Ich bin der Meinung, daß die Menschen fast unglaubliche Dinge zu Stande bringen könnten, wenn sie mehreren Fleiß anwendeten. Um ihre Augen aber ist eine Binde gezogen, und man muß die Zeit erwarten, da alles reif sey."

— — „Wie die englische Societät Naturversuche zusammenträgt: so sollte eine andre seyn, die Regeln des Lebens, nützliche Bemerkungen und versteckte Vorschläge, wie der Zustand der Menschen zu verbessern sey, zusammentrüge."

— — „Aus den Schriftstellern sollte man ausziehen, nicht nur was irgend nur Einmal, sondern von wem es zuerst gesagt sey. Hier muß man von den ältesten Zeiten anfangen, doch aber nicht Alles erzählen, sondern was zum Unterricht des menschlichen Geschlechts dienet, auswählen. Wenn die Welt noch tausend Jahre steht, und so viel Bü-

cher, wie heut zu Tage fortgeſchrieben werden; ſo fürchte ich, aus Bibliotheken werden ganze Städte werden, deren viele dann durch mancherlei Zufälle und ſchwere Zeitumſtände ihr Ende finden werden. Daher wäre es nöthig, aus einzelnen, und zwar den Original-Schriftſtellern, die Andre nicht ausſchrieben, Eklogen wie Photius zu machen, und ihr Merkwürdiges mit den Worten des Schriftſtellers ſelbſt zu ſammeln. Was aber merkwürdig ſey, kann, bei der großen Verſchiedenheit der Köpfe und der Wiſſenſchaften freilich nicht Jeder beurtheilen."

„Ich glaube, daß es bei euch (— das Schreiben iſt an einen Engländer gerichtet) viele geſchickte Männer giebt. Indeſſen mache ich einen großen Unterſchied zwiſchen gründlichen Kenntniſſen, die den Schatz des menſchlichen Geſchlechts vermehren, und zwiſchen der Notiz von Thatſachen, die man gemeiniglich Gelehrſamkeit nennt. Ich verachte dieſe Gelehrſamkeit nicht, deren Werth und Nutzen ich einſehe; dennoch aber wünſchte ich, daß man ſich mehr an das Gründliche hielte: denn es giebt allenthalben zu wenig Perſonen, die ſich mit dem Wichtigſten beſchäftigen. Nichts iſt ſo ſchön und ſo

befriedigend, als eine wahre Kenntniß vom Syſtem der Natur zu haben. Würden Viele dieß Studium liebgewinnen, ſo würde man weit gelangen, nicht nur in Rückſicht auf Bequemlichkeit des Lebens und der Geſundheit, ſondern in Rückſicht auf Weisheit, Tugend und Glück; ſtatt deſſen, daß man ſich jetzt mit Kleinigkeiten abgiebt, die uns ergötzen, nicht aber vervollkommnen und veredeln. Unter Vollkommenheiten rechne ich nichts, als was uns auch nach dieſem Leben bleiben kann; die Kenntniß von Facts iſt wie die Kenntniß der Straßen in London. Sie iſt gut, ſo lange man dort iſt."

— — Das göttliche Naturlicht in uns zu vermehren, hat man dreierlei zu thun nöthig. Zuerſt ſammle man eine Kenntniß der vortrefflichen Erfindungen, die ſchon gemacht ſind; ſodann erforſche man was noch zu entdecken iſt; endlich bringe man Beides, das Erfundene und noch zu Erfindende in Lobgeſänge an den Urheber der Natur, zur Erweckung der Liebe zu ihm und zu den Menſchen. Wären die Sterblichen ſo glücklich, daß ein großer Monarch dieſe drei Dinge einmal für Sein Werk anſähe; in zehn Jahren würde zur Ehre Gottes und

zum Wohl des Menſchengeſchlechts mehr bewirkt werden, als wir ſonſt in vielen Jahrhunderten ausrichten möchten."

„Ich habe im Sinn, mancherlei Gedanken, die das Wohl des Kaiſers und des Reichs betreffen, unter dem Namen: „Deutſche Rathſchläge" ans Licht zu ſtellen; es iſt aber verdrießlich, Worte in den Wind zu verhauchen, und nach Art der Declamatoren, die in Schulen über die beſte Form der Republik zu Athen oder Karthago reden, Dinge vorzutragen, die niemand anwendet. Die beſten Gedanken werden verächtlich, wenn man ſie öffentlich hinſtellt; unſre Feinde werden dadurch mehr gewarnt, als gebändigt. Indeſſen beſitze ich manches Ueberdachte, das auch großen Männern wichtig geſchienen hat, und in unſern Zeiten dem Ganzen ſehr nützlich ſeyn könnte. Vor allem bin ich mir der Treue bewußt, und der Liebe zum allgemeinen Beſten."

— — „Ich wünſchte, daß treffliche Männer die leere Hoffnung, Oberherren im Reiche der Philoſophie ſeyn zu können (arripiendae tyrannidis in imperio philosophico), aufgäben, und den Ehrgeiz, eine Secte ſtiften zu wollen, fahren ließen: denn eben

hier-

hieraus entſpringen jene ungeſchickten Partheilichkeiten, jene leeren und eitlen Bücherkriege, die der Wiſſenſchaft und dem Gebrauch der koſtbaren Zeit ſo ſehr ſchaden. In der Geometrie kennt man keine Euklidianer, Archimedianer, Apollinianer; alle ſind von Einer Secte, der Wahrheit zu folgen, woher ſie ſich anbieten möge. Auch wird niemand geboren werden, der ſich das ganze Patrimonium der Gelehrſamkeit zueigne, der das ganze Menſchengeſchlecht an Geiſt übertreffe und alle Sterne um ſich her auslöſche wie die ätheriſche Sonne. Wir wollen den Des-Cartes loben, ja gar bewundern; deßwegen aber wollen wir Andere nicht vernachläſſigen, bei denen ſich viele und große Dinge finden, die Jener nicht bemerkt hat." —

„Nichts ſtehet dem Fortkommen der Wiſſenſchaft ſo ſehr entgegen, als jener Knechtsdienſt, in der Philoſophie eines Andern Gedanken zu paraphraſiren; und ...n dieſe Paraphraſir-Kunſt halte ich für die Urſache, warum von den Bloß-Carteſianern eben ſo wenig Neues und Ausnehmendes geleiſtet werde, als von den Ariſtotelikern geleiſtet worden, nicht aus Mangel des Genie's, ſondern des Sectengeiſtes, der

Parteisucht halber. Wie nämlich unsere Einbildungskraft, wenn ihr eine Melodie allein vorschwebt, schwerlich und mit Mühe zu einer andern übergehet, wie der, der unablässig einer geschlagenen Straße folgt, keine neuen Wege entdecken wird: so sind auch die, die Einem Autor sich einverleiben, leibhafte Knechte dieses Autors, die er durch Gewohnheit in Dienst und Besitz hat; zu etwas Neuem und Verschiednem können sie ihr Gemüth nicht erheben. Und doch ist bekannt, daß den Wissenschaften nichts so sehr fortgeholfen hat, als die Verschiedenheit der Wege, auf denen man die Wahrheit gesucht hat."

* * *

Nichts verehre ich an Leibnitz mehr, als diese große, unpartheiische Jugendseele, die bis ans Ende seiner Tage alles mit Freuden aufnahm, was irgend der Wissenschaft diente. Keine Form wies er verächtlich ab; in Allem suchte er das Beste. Von ausschließenden Leibnitzianern hatte er so wenig Begriff, daß vielmehr seine Schriften und Briefe darauf

arbeiten, in Zukunft alle Secten zu vernichten, aus Alten und Neuen die Wahrheit zu lernen, und auch einer ſonſt ſchlechten Schrift den Beitrag nicht abzuläugnen, den ſie dem Gemeingute der Menſchheit liefert.

Jungen Männern ſind ſeine Briefe und Schriften nicht nur als eine reiche Fundgrube von Gedanken, ſondern auch als ein Direktorium ihrer Bemühungen anzupreiſen: wohin ſie ſtreben ſollen, was allenthalben für die Menſchheit noch zu thun ſey. Es wäre ferner zu wünſchen, daß ſeine Gedanken, ſeine Urtheile über die verſchiedenſten Schriftſteller, in ihrer ganzen großen Unpartheilichkeit für Jünglinge ausgehoben, und als Leibnitz Geiſt, als die einzige, immer friſche und neuſtrömende Quelle der Wiſſenſchaft dargeſtellt würden. Vor einigen Jahren erſchien, wie mich dünkt, eine Schrift, die der Geiſt des Herrn von Leibnitz hieß: wahrſcheinlich iſt's aber nicht der rechte Geiſt geweſen, denn er iſt ohne Wirkung bald verſchwunden. Doch was ſage ich Wirkung! Hat Leibnitz auf die deutſche Nation gewirkt? Sogar ſeine Schriften ſind von uns noch nicht geſammelt, und nachdem

ein Ausländer ſie für uns zu ſammeln ſich die Mühe nahm, haben wir ſie noch nicht einmal ergänzet.

* * *

Leibnitzens Begriffe von der Wahrheit, ſagt Leſſing, „waren ſo beſchaffen, daß er nicht vertragen konnte, wenn man ihr zu enge Schranken ſetzte. Aus dieſer Denkungsart ſind viele ſeiner Behauptungen gefloſſen, und es iſt bei dem größten Scharfſinn oft ſehr ſchwer, ſeine eigentliche Meinung zu entdekken.“ Eben darum halte ich ihn ſo werth; ich meine, wegen dieſer großen Art zu denken, und nicht wegen dieſer oder jener Meinung, die er nur zu haben ſchien, oder auch wirklich hatte.

Immanuel Kant.

— — Aber die angelegentlichſte Frage des Mannes im Mantel würde geweſen ſeyn, wieviel ſpeculative Wahrheiten von den neueren Philoſophen gefunden worden? Die Antwort auf dieſe Frage wäre: eine einzige von meinem Freunde Kant gefundene, die ſo lautet: daß wir noch keine Philoſophie,

keine reine hatten. Eine Wahrheit, die er bewiesen hat, und die Sokrates vor ihm, ohne Beweis, so ausdrückte: wir wissen nichts. Durch schwelgerische Speculationen über übersinnliche Gegenstände abgeleitet, ließen wir das uns zum Bearbeiten angewiesene Feld mit dem eingestreuten Samen in uns verwachsen daliegen. Nachdem der Schutt des angemaßten Wissens, wodurch die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch kam, vom Herzen geräumt war, konnte dasselbe für das Sittlich-Gute frei schlagen.

Wir erfahren nämlich durch unsern innern Sinn die unbedingte Forderung: recht zu thun. Wir erfahren in uns die Freiheit, nach dieser Forderung zu handeln. Von diesen beiden Thatsachen können wir sicher ausgehen und sicher schließen: wir sind moralischen Ursprungs. Ein höchstes moralisches Wesen hat dieß Gesetz und diese Freiheit in uns gelegt; unsre Bestimmung ist moralisch, selbstverdiente Glückseligkeit. Wer mir in meinen letzten Augenblicken noch eine gute Handlung vorzuschlagen hat, dem will ich danken, sagte Kant, zu seinem ihn besuchenden Freunde.

Unnennbar ſchön und nützlich wäre es geweſen, wenn dieſe reine Abſicht Kants von allen ſeinen Schülern (von den Beſſern und Beſten iſt's geſchehen) erkannt und angewandt wäre. Das Salz, womit er unſern Verſtand und unſre Vernunft abreibend geſchärft und geläutert hat, die Macht, mit der er das moraliſche Geſetz der Freiheit, in uns aufruft, können nicht anders als gute Früchte erzeugen. Und niemanden wäre es eingefallen, ſeiner Abſicht gerade zuwider, das Dorngebüſch, womit er die verirrte Speculation eben verzäunen wollte und mußte, zu einem Gartengewächs auf jeden nutzbaren Acker, in jede populäre Kunſt und Wiſſenſchaft zu verpflanzen. Und niemanden wäre es eingefallen, die Arznei, die er zur Reinigung verſchrieb, als einziges und ewiges Mittel nicht anzuempfehlen, ſondern durch gute und böſe Künſte aufzudringen und anzubefehlen. Jedoch ging es dem Griechiſchen Sokrates in ſeinen Schulen anders?

Ich habe das Glück genoſſen, einen Philoſophen zu kennen, der mein Lehrer war. Er in ſeinen blühendſten Jahren hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglinges, die, wie ich glaube, ihn auch in ſein

greiſſes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerſtörbarer Heiterkeit und Freude: die gedankenreichſte Rede floß von ſeinen Lippen; Scherz und Witz und Laune ſtanden ihm zu Gebot, und ſein lehrender Vortrag war der unterhaltendſte Umgang.

Mit eben dem Geiſte, mit dem er Leibnitz, Wolf, Baumgarten, Cruſius, Hume prüfte, und die Naturgeſetze Kepplers, Newtons, der Phyſiker verfolgte, nahm er auch die damals erſcheinenden Schriften Rouſſeau's, ſeinen Emil, ſeine Heloiſe, ſo wie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte ſie, und kam immer zurück auf unbefangene Kenntniß der Natur und auf moraliſchen Werth des Menſchen. Menſchen-, Völker-, Naturgeſchichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung, waren die Quellen, aus denen er ſeinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wiſſenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vortheil, kein Ramensehrgeiz hatte je für ihn den mindeſten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf, und zwang angenehm zum Selbſtdenken; Deſpo-

tismus war ſeinem Gemüthe fremd. Dieſer Mann, den ich mit der größten Dankbarkeit und Hochachtung nenne, iſt Immanuel Kant; ſein Bild ſteht angenehm vor mir. Ich will ihm nicht die barbariſche Inſchrift ſetzen, die einſt ein ſehr unwürdiger Philoſoph empfing:

Noster Aristoteles, Logicis quicunque fuerunt
Aut par aut melior; studiorum cognitus orbi
Princeps; ingenio varius, subtilis et acer,
Omnia vi superatus rationis etc

ſondern mit dem Verfaſſer der Bonhommien ihn, ſeiner Abſicht nach, Sokrates nennen und ſeiner Philoſophie den Fortgang dieſer ſeiner Abſicht wünſchen, daß nämlich, nach ausgereuteten Dornen der Sophiſterei, die Saat des Verſtandes, der Vernunft, der moraliſchen Geſetzgebung reiner und fröhlicher ſproſſe; nicht durch Zwang, ſondern durch innere Freiheit.

Verzeihen Sie dieſe mir angenehme Erinnerung — — — —

(Aus

(Aus handſchriftlichen Notizen in den Erinnerungen aus dem Leben J. G. von Herders, Theil II. S. 240 ff. mitgetheilt.)

— — Und nun denken Sie leicht, daß es Kants Schuld nicht ſey, wenn man ſeine Philoſophie mißbraucht und ihr zum Theil eine andere, ihrem Urheber ganz unähnliche Geſtalt gegeben. Ich weiß, in welchem Geiſt und zu welchem Zweck er ſeine erſten kleinen Schriften ſchrieb; dieſer Geiſt hat ihn bei ſeinen letzten größeren Werken nicht verlaſſen; davon ſind dieſe Werke ſelbſt Zeugen. Falſch iſt es, ganz und gar falſch, daß ſeine Philoſophie von der Erfahrung abziehe, da ſie vielmehr auf Erfahrung, wo dieſe irgend nur Statt finden kann, endlich und ſträklich hinweiſet. Falſch iſt es, daß er eine Philoſophie liebe, die ohne Kenntniß anderer Wiſſenſchaften immer und ewig leeres Stroh driſcht; die das thun, ſind nicht ſeiner Art und Gattung. Seine Kritik der reinen Vernunft ſollte ein Katarktikon, eine Prüfung ihrer Kräfte, eine Beſtimmung ihrer Grenzen, eine Reinigung der metaphyſiſchen Tenne, nicht aber zugleich der

Inhalt alles menſchlichen Wiſſens und Denkens ſeyn, worüber des Verfaſſers deutlichſte Erklärungen daſtehen.

Wenn man alſo den Umriß für die Sache, den Rahmen für das Bild, das Gefäß, deſſen Fugen er darlegt, für den völligen Inhalt des Gefäßes annimmt, und glaubt, daß man alle Schätze der Erkenntniß hiemit in ſich geſammelt habe: welch ein Mißverſtand! welch ein Mißbrauch! Kants meiſte Schriften ſind, wie es ihr Zweck erforderte, als Unterſuchungen, als Prüfungen, als Diskurſe geſchrieben; eine dem Inhalt angemeſſene Schreibart, eine ſehr glückliche, ich möchte ſagen Baumgartenſche Bezeichnung der Hauptbegriffe in einer paſſenden Terminologie; mehr als alles aber der Geiſt des eignen Denkens, der alles belebet, machen jede Schrift zu einer lebendigen Unterredung, die vom eigenthümlichen Gepräge ihres Urhebers gewiß nicht unangenehm bezeichnet wird.

Wie verwunderte ich mich, als ich las und hörte, daß eine jahrelange Mühe dazu gehöre, ſich in dieſe dicken Bücher, wie eine Motte, nur hineinzule-

ſen, daß der Inhalt dieſer Schriften dergeſtalt ſchwer zu verſtehen, zu umfaſſen, zu begreifen ſey, daß es durchaus kein anderes Mittel gegen Un- und Mißverſtand gebe, als die authentiſche Erklärung des Autors. Einer der Partheiführer ließ gegen den andern ſich mit dem Atteſtat ſtempeln, daß er dein Autor recht verſtanden habe; und ſo ward der lichte, helle, ſogar oft wortreiche Kant zu unſern Zeiten ein andrer Dun Scotus, nach deſſen wahrem Sinn man wie ein Maulwurf graben, oder zu ihm ſelbſt wallfahrten mußte.

Die Intoleranz endlich, mit welcher dieſe geſtempelten und nicht geſtempelten Kantianer von ihrem allgemeinen Tribunal ſprachen, verdammten, lobten, verwarfen — ſie iſt dem geſunden Theile von Deutſchland ſo verächtlich geweſen, als ſie dem toleranten Charakter und überlegenden Wahrheitsſinn des Urhebers dieſer Philoſophie zuwider ſeyn mußte. Eine kritiſche Philoſophie, die durchaus keinen Dogmatismus predigen will, mit Feuer und Schwert, mit Höhnen und Schimpfen einführen wollen, iſt der erbärmlichſte Deſpotismus.

„Aber was thut dieß Alles zur reinen Sache des Autors? Hat man nicht mehr Beiſpiele, daß die —aner jedes Namens ein verhaßtes, verachtetes Volk geweſen oder geworden ſind, indeß der Mann, dem ſie ſich unglücklicher Weiſe anhängten, gar nicht ihres Sinnes war, und durch ſich in beſcheidnem unſterblichen Verdienſt glänzte? Sogar geheime Geſellſchaften, Geiſterſeher und Wunderthäter bemüheten ſich für die Kantiſche Philoſophie, weil ſie glaubten, daß durch das ihr zugeſchriebene Principium eines Glaubens der Convenienz und eines blinden Gehorſams unter denſelben alles geſunde Denken, ihnen zum Vortheil, zerſtört werde; iſt dieß aber Kants Sinn, den ihm auch nur ſein ärgſter Feind beilegen könnte? Niedrige Partheiſucht erklärt ſich für oder wider Kant, nachdem hie und da Stimmen gelten, Stimmen entſchieden; dieß Unphiloſophiſche geht und gehe unter, indeß Kants eigne Werke bleiben."

„Und ſie werden bleiben. Ihr Geiſt, wenn auch in andere Formen gegoſſen, wenn auch mit andern Worten umkleidet, wird weſentlich weiter wirken und leben. Er hat ſchon viel gewirkt; faſt in jeglichem

Fach menſchlicher Unterſuchungen ſieht man ſeine Spuren. Durch Kant iſt ein neuer Reiz in die Gemüther gekommen, nicht nur das Alte zu ſichten, ſondern auch, wohin inſonderheit der Zweck der Philoſophie geht, die eigentlich menſchlichen Wiſſenſchaften, Moral, Natur- und Völkerrecht, nach ſtrengen Begriffen zu ordnen. Sehr heilſam ſind dieſe Verſuche; ſie werden in Thathandlungen greifen, und einſt, ſo Gott will, ſelbſt zu angenommenen Maximen werden." — —

„Um von Kant eine gerechte Idee zu erwecken, hätte es, wie mich dünkt, die Billigkeit erfordert, daß man aus ſeinen Schriften die Hauptſätze gezogen, ſie in einer hellen Kürze vorgetragen, und mit den Bemühungen voriger und jetziger Philoſophen verglichen hätte: denn auch ſein anmaßendſter Verehrer wird doch nicht behaupten, daß Alles in ihm neu ſey. Hier müßten nun freilich nicht, wie es mehrmals geſchehen iſt, alle alten Weiſen auf den Kopf geſtellt werden, damit der neueſte allein auf die Füße zu ſtehen komme; vielmehr erfordert das Geſetz der Humanität, daß man Jedem ſeinen Standort, ſeine An-

ſicht der Dinge, ſein Verdienſt laſſe, und was den Rang betrifft, nicht entſcheide. Offenbaraber wird aus dieſer Zuſammenſtellung klar werden, daß Vieles mit andern Worten längſt geſagt, Anders ſtückweiſe, auch von den neueſten Denkern, Hume, Rouſſeau, Lambert, vorbereitet worden, bis Kant mit philoſophiſcher Präciſion ihre Grenze und Maaß beſtimmte. Eben deßhalb greift Kants Kritik ſo tief in den Geiſt der Zeiten ein, weil ſie genug vorbereitet erſchien und tauſend ſchon vorhandene dunkle Vorideen zum Licht bringen konnte." — — —

— — — „Laſſen wir indeß den philoſophiſchen Neſtor erſt ſeine Diſciplinen vollenden; wenn er uns noch mehrere ſo ideenreiche Werke, als ſein neueres, die Kritik der Urtheilskraft, ſchenket; ſo wollen wir gern noch im Einzelnen lernen, ehe wir unterſuchen, ob, ſyſtematiſch betrachtet, auch alles haltbar ſeyn möchte, oder ſich manches nicht auch anders ſagen ließe? Die Verſuche hierüber wird Kant Niemanden wehren.

Glücklich, wenn wir aus Kants und ſeiner Nachfolger Schriften die Sphäre der Humanität, unſre

Kräfte und Pflichten rein kennen und immer richtiger gebrauchen lernten! Seine Kritik der praktischen Vernunft und die darauf gebaute Moralphilosophie legt den Grund zu einem Natur- und Völkerrechte, das — wenn allgemein anerkannt? wenn allgemein angewandt seyn wird?"

Gedruckt bei A. W. Schade, alte Grünstr. Nr. 18.

Geiſt

aus

J. G. v. Herder's Werken

in

einer Auswahl des Schönſten und Gelungenſten
aus ſeinen ſämmtlichen Schriften.

Nebſt deſſen Leben.

Fünftes Bändchen.

Zweite Auflage.

Berlin und Landsberg a. d. Warthe,
bei Theod. Chriſt. Friedr. Enslin.
1826.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Ak 2226 - 5

Inhalt.

Gallerie berühmter Männer. (Fortsetzung.) S. 1 — 216

Johann Winkelmann. S. 1 — 44

Seite

Herkulanum. 27
Leben und Wunder Johann Winkelmanns u. s. w. 35

Lessing. S. 44 — 92

War Lessing ein Spinozist? 90
Lessing über die Freiheit des Willens. . . . 91

Denkmal Ulrichs von Hutten. S. 92 — 132

Luther. S. 132 — 154

Luthers Gedanken vom Pöbel und den Tyrannen. 142

Seite

Teutſche, Teutſchland. 149
Leſſing über Luther. 153

Friedrich der Zweite. S. 155 — 216

Stellen aus ſeinen Schriften. 162

Vermiſchte Stellen. S. 217 — 364

Stellen aus der Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit. 219
Stellen aus den zerſtreuten Blättern. 221
Stelle, aus einer Ankündigung des Charfreitags von Herder. 261
Stellen aus von Herders Abhandlung: Gott. . 263
Stellen aus der Abhandlung: Vom Erkennen und Empfinden der menſchlichen Seele. 271
Stellen aus der Preisſchrift: Vom Einfluß der Wiſſenſchaften auf die Regierung und umgekehrt. 291
Stellen aus der Preisſchrift: Ueber den geſunkenen Geſchmack bei den verſchiedenen Völkern. 296
Stellen aus der Preisſchrift: Ueber die Wirkung der Dichtkunſt auf Sitten der Völker der alten und neuen Zeiten. . 300
Stellen aus der Preisſchrift: Ueber den Einfluß der ſchönen in die höhern Wiſſenſchaften. 314

Stellen aus Sophron. S. 325 — 343.

a) Aus der Rede: Vom ächten Begriff der ſchönen Wiſſenſchaften. 325

Seite

b) Aus der Rede: Vom Begriff der schönen Wissenschaften, insonderheit für die Jugend. 334

c) Aus der Rede: Vom Fortschreiten der Schule mit dem Zeitalter. 339

Stellen aus der Preisschrift: Ueber den Ursprung der Sprache. 343

Zusatz zu Seite 44. 364

Gallerie berühmter Männer.

(Fortsetzung.)

Johann Winkelmann.

(Geboren 1718, ermordet 1768.)

— — Wir wollen die Namen unſrer verſtorbenen Edeln nicht verhallen laſſen mit dem letzten dumpfen Wurf der Todtenſchaufel; wir wollen ſie wenigſtens nach ihrem Tode kennen und ſchätzen lernen, da es aus ſo manchen Urſachen vorzüglich teutſches Schickſal ſeyn möchte, oft nicht eher recht gekannt und genannt zu werden, als nach dem Tode. Ich zeichne einige Geſtalten, auf die der Weg meines Denkens näher traf; ein Andrer zeichne die andern. Es iſt keine Pyramide der Unſterblichkeit, die ich ihnen weihte, oder errichten kann; ein paar rauhe Steine mögen's ſeyn, die ich, nach Art der nordi-

ſchen Heldengräber, auf ihre Todtenhügel wälze und ſchweigend von dannen gehe.

* * *

— — Wenn Winkelmann keinen Buchſtaben gedruckter Werke hinterlaſſen hätte: ſo zeigt ſein Leben, ſo zeigen ſeine Briefe und ſein Schickſal, daß er ein außerordentlicher Mann war, der ſich zu etwas geboren fühlte. In Armuth und Kummer hatte er ſeine Jugend verloren; über die Dreißige hinaus ſaß er im Schulſtaube eines Städtchens, wo er die Knaben conjugiren lehrte, und doch verkümmerte er nicht! er verlor nicht den Plan eines beſſern Lebens.

Seine Liebe für die Geſchichte, für Griechenland, und edlere Menſchengedanken; ſein Haß gegen teutſche Metaphyſik, barbariſche Schultheologie, und die gewöhnlichen ſieben Meiſterkünſte, ſein Durſt nach Freiheit, Freundſchaft und Geſinnungen der Alten, die er mit Armuth, Einfalt und titelloſer Beſcheidenheit gern erkaufte — das alles zeichnet ihn nach unſern Sitten ſo ſehr aus, daß ich ihm gerne, nur dieſer Geſinnungen wegen, eine Bildſäule unter den Weiſen des Alterthums ſetzte.

Lese man seine ersten, armen und bedrängten Briefe an Bünau *), man hört den verschlagenen, vom Glück verlassenen, aber noch immer festen und edlen Mann, der, unbiegsam der Thorheit und Kriecherei seiner Zeit, sich selbst fühlet, sich selbst ehrt, und nur aus seinem Kerker herausseufzt. — Jüngling, der Du diese Briefe lieſest, schöpfe Muth aus ihnen, bei vielleicht ähnlichem Schicksal. Teutschland ist lange ein Wald gewesen: aber auch im dickſten Walde findest Du die rechte Himmelsgegend allein durch diese Tugend und Gesinnung der Alten; durch das Gefühl nämlich, zu etwas da zu seyn auf der Erde, von Niemanden als sich abzuhangen im Begriff der wahren Ehre, des wahren Nutzens und Lebens; Macht zu haben, daß man falschen Zwekken entsage, nach Flittergolde des Ranges, Standes, oder Gemächlichkeit nicht laufe, auch arm und verachtet seyn könne, wenn man nur das wird, was man werden soll, und in seinem Werk lebet.

Dieß Gefühl von Einfalt und Wahrheit, von

---

*) Winkelmanns Briefe, herausgegeben von Dasdorf, Th. I. S. 5 ff.

edlem Stolz und Aufopferung ſeiner ſelbſt zu dem Beruf, wozu ihn die Natur gebildet, kurz dieſe beſcheidene alte Größe zeigt ſich bei Winkelmann in allen ſeinen Schriften, in allen ſeinen Briefen. Man leſe z. B. nur den, mit dem er von Bünau Abſchied nimmt, und ſeinen ihm nothwendigen Religionswechſel ſo kindlich, ſo beſchämt und gerührt entſchuldigt *), man leſe die Freude, mit der er aus Teutſchland geht, und dem Ort ſeiner Beſtimmung, Rom und dem Alterthume, entgegen eilet **): wie er immer auf Gedanken dieſer Art ruht, und ſeine Arme ausſtreckt nach Geſtalten und Geſinnungen voriger Zeiten: wie er in dieſem Traum, in dieſem ſchönen Wahne, ſich an Menſchen, Umſtänden und ſelbſt Kunſtwerken ſo oft, freiwillig gleichſam, irret und reich iſt in ſeiner Armuth, in ſeiner Niedrigkeit ſtolz und groß und glückſelig. Nur ſo lange glaubte er gelebt zu haben, als er in dieſen Gedanken, dieſen Beſchäftigungen, dieſem Genuß lebte.

---

*) a. a. O. S. 17.

**) a. a. O. S. 55.

Aber wenn ich mich nun von ihm und ſeinem Gefühl, auf die Umſtände wende, die ihn von außen umgaben, und die Beihülfe, die ihm ward, auf den Weg ſeines Lebens, den er nehmen mußte; verzeihe, Teutſchland, wenn ich das alte Lied ſinge und deine Unachtſamkeit anklage! Wäre er unter Scythen geboren, hätte es ihm ſchlechter werden können, als es ihm ward? Arm und verkannt zog er auf deinen Univerſitäten einher; ſelbſt die Seelenſpeiſe, die du ihm von deinen Kathedern zutheilteſt, konnte und mochte er nicht genießen.

Bis in ſein vierzigſtes Jahr Conrektor in Seehauſen zu ſeyn, oder barbariſche Mönchs-Chroniken excerpiren zu müſſen, nur damit man lebe; und nirgend eine Gelegenheit zu ſehen, bei der Fülle von Geiſt, Kenntniſſen und Gefühl, nur einem bekannt zu werden, der einen Menſchen der Art von ſolchem Druck erlöſe! Keinen andern Weg zu ſehen, auch ſelbſt nachdem man eine Schrift, wie die iſt:

Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke in der Malerei und Bildhauerkunſt

geſchrieben, keinen andern Weg zu ſeiner einzigen Beſtimmung zu ſehen, als die Fürſprache und das Jahrgeld eines Bekehrers; und auch nachher, nachdem man mit der Begeiſterung für's Vaterland, für teutſche Nation und Sprache, in Rom, unter ſo armen und drückenden Umſtänden ein Werk geliefert hat, als

Die Geſchichte der Kunſt des Alterthums

iſt und für alle Zeiten ſeyn wird, in denen die teutſche Sprache lebet; für dieß Alles noch nichts zu haben, als ſchale Kritteleien oder Lobſprüche teutſcher Journale; endlich ſo ſterben zu müſſen, wie man gelebt hat, ein armes Schlachtopfer auf der Grenze zweier Nationen, aus denen und in die man wie ein verbannter Fremdling gehet — wenn dieß Exempel unter andern gebildeten Nationen viel ähnliche fände, ſollte es mir ſehr leid thun. In Teutſchland iſt's ganz in der Ordnung. Seiner Verfaſſung nach iſt dieß Land, wie jener Lord ſagt, ein *drole de corps*, ein wunderbarer Körper, der eben deßwegen ſo viel Köpfe hat, damit ja keiner ſeine Glieder kenne, eben deßwegen ſo viel Univerſitäten, Aemter und Anſtalten

hat, damit es außer dem laſtbaren Joch einer Brodarbeit für einen freien, edlen Geiſt, der ſich als ſolchen gezeigt hat, gar keinen Platz, gar keine Anſtalt habe.

Durch welche Wege muß unſern Mediceis und Eſte bekannt werden, was ſie dicht vor ſich Brauchbares und Gutes haben? Etwa von Paris her, durch Parodien von Ueberſetzungen, die ſich auch alsdann noch lieber als das Original leſen und es gut ſeyn laſſen — geſchehen laſſen, was durch ſie ſelbſt geſchah. Nach dem Tode etwa — doch ich mag nicht weiter

— — Quis talia fando
Temperet a lacrymis? —

und auch, daß ich dieß geſagt habe, verzeihe man mir um der Stätte willen, auf der ich's ſagte. Das Grab eines Todten iſt heilig; und wenn man da nicht die einzige, bittere Wahrheit ſagen ſoll, auf die uns ſein ganzes Leben ſtößt, wo und wann ſollte man ſie denn ſagen? Womit hatte es Teutſchland denn verdient, daß Winkelmann nur eine Zeile deſſen ſchrieb, was er geſchrieben? Etwa durchs acht-

jährige Conrektorat in Seehausen, oder durch die Chroniken-Excerpte und das Jahrgeld des katholischen Beichtvaters? Und wenn nun sein Leben noch durch unbesonnene kleinfügige teutsche Tändeleien verbittert wurde, wenn man ihm vorwarf, daß er hie und da doch unrecht citirt, nicht immer die Quellen gebraucht, die er in seinem Zustande gewiß nicht brauchen konnte, kurz, daß er nicht allwissend gewesen, oder gar als Künstler manu propria selbst, statt der Schriften, alle teutsche Museen mit neuen Apollo's und Laokoons füllte. — — —

Verzeihe mir, edler Schatte, daß ich auf deinem Grabe zürne, da du im Leben selbst die Kälte und Undankbarkeit deiner Nation hie und da mit einigem Murren, aber nach einiger Erholung immer standhaft ertrugst und sie zuletzt lieber vergaßest, als dich beklagtest. Eben weil du's nicht thatest, habe ich's, nicht für dich oder für mich, sondern für einen, der dir etwa gleich seyn möchte, thun müssen. Nun aber kein Wort mehr. — —

Winkelmanns erste Schrift *) ward in

*) Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke. Dresden 1757.

Oesers Hause geschrieben, und Oesers seiner, andeutender Geist ist bis auf die hohe Liebe zur Allegorie in ihr merkbar. Ein Freund, ein Künstler, sollte das Verdienst haben, das kein Begüterter, Satter und Großer sich zu erwerben wußte, den Keim, der in Winkelmann lag, und den Niemand erst hineinlegen durfte, hervorzubringen und zu entfalten. In diesem Schriftchen, und in den beiden Schreiben, die darauf folgten, liegt, dünkt mich, die ganze Knospe von Winkelmanns Seele; Rom konnte sie nur mit gelehrtem Laube, oder mit Früchten eines bestimmteren, älteren Urtheils krönen. Was Winkelmann in Rom sehen sollte und wollte, trug er schon in sich *).

Damit Niemand dieß mißverstehe, oder nachtheilig deute, mache ich nur auf die ziemlich allgemeine Erfahrung aufmerksam: daß meistens, wie in der Knospe der ganze Baum, so auch in den ersten Hervorbringungen des menschlichen Geistes die ganze Gestalt desselben und seiner künftigen Wirkung liege, wer sie nur zu sehen und zu entwickeln weiß.

---

*) Die großen Gestalten in uns; Geschichte, Beschauung, Umgang wecken sie nur. M.

Ich rede hier von Früchten und nicht von jungen Mißgeburten des menſchlichen Geiſtes: denn Winkelmann war beinahe ein vierzigjähriger Mann, da er ſeine erſte Schrift, und auch ſie noch mit aller jugendlichen Blödigkeit und Schüchternheit ſchrieb. Da konnte er doch die Ideen, die er in ſich trug, mit denen er geboren ſchien, die ihm ſo lange unter allem Druck des Schickſals die ſicherſten Freunde und Geſellſchafter geweſen waren, entwickelt haben! Was jetzt folgen mochte, war immer nur Anwendung, mehrere Begründung und Beſtimmung, ein ſchärferer Umriß im Kleinen.

In den Jahren ändert man die Seele nicht mehr, und wird nicht zum zweitenmal geboren; daher auch durch alle Winkelmannſche Schriften eine Einheit von Gefühl, von Ideen und Ausdruck geht, die ein Schriftſteller wohl laſſen muß (aber, wenn er klug iſt, auch gern läßt), der vom funfzehnten bis zum fünf und zwanzigſten Jahre ſchreibt. Auch die vertrauteſten Briefe Winkelmanns ſind in dieſem einen Geiſt geſchrieben, als ob er ſie für Welt und Nachwelt, wie er's doch gewiß nicht thut, geſchrieben hätte. Kurz, der teutſche Baron, der damit nicht

zufrieden iſt, daß Winkelmann ſpät, mit ſchon ausgebildeter Seele nach Italien kam, und freilich, ſo wie ſeine Kenntniſſe, ſo auch ſeine Begeiſterung dahin brachte: der laſſe ſich etwa ſelbſt in Rom gebären, und verſuche, was er alsdann mit friſchem Blick am Alterthum ſehen und nicht ſehen werde.

Das Göttliche in uns wird mit uns geboren: Gelehrſamkeit, Bücher und Steine bringen's nicht hinein, wo es nicht von Natur war. Wieviel Cicerone haben Alterthümer beſchaut und gewieſen! wie viele vielleicht mit ungleich größerer Gelehrſamkeit und Minutien-Kenntniß, als Winkelmann haben konnte und wollte? Wie wenig unter ihnen aber mochten, nachdem was er war, Winkelmann ſeyn oder werden? Mit keiner Kunſt und Wiſſenſchaft geht's anders: denn woher in der Welt wären ſonſt die Liebhaber des Vortrefflichen, die Kenner und Künſtler der höchſten Schönheit in jeder Wiſſenſchaft und Kunſt ſo ſelten?

Unzählig viel Maler rieben Farben und ſahen, was Raphael ſah; aber ohne ſein Auge, ohne ſeine Empfindung; ſie mußten's alſo wohl ſeyn laſſen, Raphaels zu werden, ſo ſtrenge und genau ſie übrigens

das Mechaniſche der Kunſt lernten, und in einzelnen Theilen derſelben ihn übertreffen konnten. In der Idee, die Raphael, wie er ſagte, in ſich trug, und zu der er nur Beiträge aus Gegenſtänden um ſich her ſtahl — in dieſer konnte und wird er nur von einem zweiten Raphael übertroffen werden. So iſt's mit Winkelmanns Philoſophie und Lehre.

„Vom Plato an, ſagt er, bis auf unſere Zei„ten ſind die Schriften dieſer Art, vom allgemeinen „Schönen leer, ohne Unterricht, und von niedrigem „Gehalte; das Schöne in der Kunſt haben einige „Neuere berühren wollen, ohne es gekannt zu haben."

Dieſe und ähnliche Stellen hat man ſeinem Stolz zugeſchrieben: ſie waren offenbar bei ihm Empfindung und ſind außer ihm Wahrheit. Den idealiſchen Theil der Kunſt, den hohen Begriff vom Schönen und der Schönheit fand er nirgend ſo abgehandelt, wie er ihn in ſeiner Seele fühlte, wie er ihn dargeſtellt wünſchte; daher ſprach er alſo *).

---

*) Auch iſt ſein Artikel von der Schönheit eines der Meiſterſtücke, auf die unſere Sprache ſtolz ſeyn kann.
Müller.

Auch ſeine vertrauten Briefe zeugen, daß er in jedem Augenblick höherer Empfindung in dieſem Empyreum eines Gefühls von Abſtraktionen lebte, und ſelbſt zum höchſten Weſen auf dieſen Flügeln der Begeiſterung, oft von ſehr kleinen Gegenſtänden, emporflog. Nicht Jedem iſt's gegeben, ſagt d'Alembert, ſich in den Ring Saturns hinauf zu verſetzen; wer indeß auf dieſem Planeten geboren ward, lebt da in ſeinem Vaterlande.

Es iſt daher unrecht, wenn man dieſen einzig wahren Geſichtspunkt zu Winkelmanns Schriften verfehlt, um ſie in einem falſchen Licht unvollſtändig zu ſehen; mich dünkt, er ſelbſt hat uns genug auf den rechten Geſichtspunkt gewieſen. Ehe er nach Rom ging, ſchrieb er ſeine Gedanken von Nachahmung der griechiſchen Werke, in denen nichts als Empfindung des Schönen lebt. In Rom fing er mit der idealiſchen Beſchreibung einzelner Kunſtwerke, des Apollo, Laokoon *) und anderer an; die vorgenommene Schrift von Ergänzung der alten

*) Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, B. V. St. 1.

Bildsäulen und dergleichen, die Cavaceppi unstreitig besser als er schreiben konnte, ließ er mit gutem Fleiß liegen. Aber in der Abhandlung: das Schöne der Kunst zu empfinden *) da lebt seine Seele auf: sie lebt auf, wenn er in seiner Geschichte der Kunst, und wo es sey, an die Regien dieser erhabenen Begriffe und Empfindungen reichet. Was soll's also heißen, wenn man sagt: seine Geschichte der Kunst sey mangelhaft und unvollständig? Konnte sie's anders seyn? Wollte Winkelmann sie anders schreiben? Ist wohl ein Sinn darin, eine vollständige Geschichte der Kunst des Alterthums zu verlangen — da die meiste Kunst des Alterthums selbst untergegangen ist — da von ihr, selbst so wenige blutarme Nachrichten übrig sind, und die paar Schriftsteller über sie nur wie ein paar abgerissene Ufer dastehn?

Der ganze Wald von 50000 Bildsäulen in Rom, und aller Welt Gemmen, Münzen, Gefäße und Gebäude dazu gerechnet, sind sie etwas anders, als ein

*) Dresden 1763.

ein zuſammengeſchleppter Haufe von Ruinen, gegen das, was in Pauſanias und Plinius, geſchweige in höheren Zeiten, lebendige Geſchichte der Kunſt hieß?

Und wo iſt nun der Forderer, der's verlangen kann, der arme alte Winkelmann ſollte dieſen Wald von Tempeln und Bildſäulen und Muſeen in aller Welt durchkrochen haben, um ihm einen unbezahlten Catalogus realis zu liefern, der in Winkelmanns Plan ſo wenig lag, als in dem meinen? ſein Zweck war, eine ſyſtematiſche Geſchichte der Kunſt zu liefern, wie er ſelbſt deutlich ſagt *): ſie ſollte die genetiſche Geſchichte des Schönen in der Kunſt des Alterthums werden, und iſt's geworden, wenn ihr auch noch zehnmal mehr fehlte, als ihr fehlet. Sein hiſtoriſches Lehrgebäude iſt vollendet. Der ſimple griechiſche Tempel mit ſeinen hohen Heiligthümern und Ausſichten ſtehet da.

Können wir den Genius der Kunſt bewegen, daß er uns wieder herſtellte, was durch die Hand der Araber, Türken und Barbaren fiel, — daß er uns

*) S. Vorrede zu ſeiner Geſchichte der Kunſt.

Nachricht gebe von dem, was auch in Schriften untergegangen iſt, oder hie und da verborgen liegt, — daß er uns zeige, in welches Zeitalter jedwedes Kunſtwerk, welchem Künſtler es zugehöre? von wem Etrurier, Griechen lernen? und welcher kleine Umſtand hie oder dahin einfloß? u. ſ. w.

Wohlan, wir wollen unſer Gebet vereinigen, daß dieſer Genius des Lichts, der Schutzgeiſt ganzer Weltalter und Nationen erſcheine, und uns Aufſchlüſſe gebe. Ja noch mehr, wir wollen ihm helfen, berichtigen und zuſammentragen, was in der Welt zuſammen zu tragen iſt — — — die Geſchichte der Kunſt des Alterthums wird damit anſehnlich erweitert; ich zweifele aber, ob nothwendig und weſentlich, Winkelmanns Kunſtgeſchichte. Bei dieſer iſt ſo!, der gelehrte Vorrath nur Außenwerk oder Beiwerk; nicht Hauptgebäude. Dieß beruhet auf wenigen, aber großen, und wie mich dünkt, ewig feſten Ideen, ſowohl vom Weſen des Schönen ſelbſt, als von den genetiſchen Urſachen deſſelben; die Veranlaſſung zu beiden mag hier und da im Kleinen geändert werden, wie ſie will. Das Werk ſelbſt, ſammt den Epochen ſeiner Kunſt, ſo viel Mangelhaftes dieſe

im Detail haben mögen, im idealiſchen Ganzen, worauf er arbeitete, iſt's richtig; denn es iſt in der Ordnung der Zeiten, in der Natur der Sache ſelbſt gegründet.

Anders verhält ſich's mit ſeinem Verſuch über die Allegorie*), und ich bekenne gern, daß dieß Winkelmanns Hauptwerk nicht iſt: er war in ihm ziemlich außer ſeinem Wege. Sein Begriff der Allegorie iſt unbeſtimmt, und er verwechſelt ihn oft mit hiſtoriſchen Attributen, ja verfolgt ihn bis ins Gebiet der Sprachen. Noch unbeſtimmter iſt die Anwendung deſſelben bei den ſo verſchiedenen Künſten, Völkern und Zeiten. Keine Kunſt kann vielleicht allegoriſiren, wie die andere; kein Volk wie das andere, keine Zeit wie die andere. Es kommt hier auf ſo viel feine Nebenbegriffe bekannter oder unbekannter Gegenſtände, geläufiger oder fremder Ideen, ja ſelbſt auf Farbe der täglichen Sitten, des Geſchmacks, der Sprache an, daß ohne ſie das Buch der Allegorie, zumal in ſchwerem Stein gebil-

*) Dresden 1766.

det, dem großen Haufen ewig ein verſiegeltes Buch bleiben müßte *).

Zu einer Geſchichte der Allegorie in Schriften und Kunſtwerken gehört, dünkt mich, ſo ein eigener Mann als Winkelmann es für die Geſchichte der Kunſt des Schönen war; es wird zu ihr eine Art kleinen Scharfſinns erfordert, die jener bei ſeiner Empfindung fürs ungetheilte Hohe und Große vielleicht nicht beſitzen konnte.

Seine Allegorie iſt indeſſen der Anfang einer ſehr nützlichen Sammlung allegoriſcher Begriffe und Bilder, in der ihn doch auch ſein Geiſt nicht verläßt; und da der Verfaſſer ſelbſt ſie nur als einen beſcheidenen Anfangs-Verſuch in einem Felde, wo noch gar nichts gethan ſey, ankündigte, ſo hätte man lieber in ſeinen Geſichtspunkt eingehen, als ihn roh und von der Oberfläche her, tadeln ſollen, zumal ihn zu tadeln, ſo wenig Kunſt war.

Die Kälte, mit der man dieß, immer doch Winkelmannſche, Werk aufnahm, war dem guten Alten

---

*) Wir haben das Beiſpiel an den Gebilden von Perſepolis.

empfindlich, und er wollte weiter nichts mehr teutſch ſchreiben. Er hat leider auch ſein Wort gehalten: denn nach dem zweiten Bande ſeiner *Monumenti Inediti* übereilte ihn ſein hartes bitteres Schickſal.

Ja freilich hartes und bitteres Schickſal! Wenn man die Begierde lieſet, mit der er ſich Jahre lang nach ſeinen Freunden, nach Teutſchland und Vaterland ſehnte; wenn man die Ankündigung, die kindiſche Freude lieſet, mit der ſein Herz nach ihnen ſchlug; und wie ihn nun plötzlich Todesangſt und Schauer ergriff, da er Teutſchland ſah *), da er die Berge und Hütten ſah, die er vormals bei ſeiner Hinreiſe nach Italien mit ſo vieler Liebe und Wohlgefallen beſchrieben: kein Freund, keine Ueberredung kann ihn halten, er muß zurück, er eilet zurück, um auf der Grenze beider Länder — den Tod zu finden, und einen Tod auf ſo unwürdige, abſcheuliche Weiſe!

Ja, wenn die Nachricht wahr iſt, daß er eben an

---

*) S. Winkelmanns letzte Reiſe in Dasdorfs Sammlung von Briefen, Th. II. S. 358.

einem Blatt für den künftigen Herausgeber ſeiner Kunſtgeſchichte geſchrieben, als die Hand des Mörders ihn übereilte; wenn man bedenkt, daß die ſchönen Fehler ſeines Charakters, unſchuldige Ruhmesfreude und ein zuvorkommender Wahn der Freundſchaft auch gegen ſolche, die es nicht verdienten, zwei Idole, die ihm im Leben ſo lieb geweſen, die ihn ſo oft getröſtet, erhoben und getäuſcht hatten, auch jetzt die Dienerinnen ſeyn mußten, die ſchreckliche κηρ*) mit Strick und Dolch zu ihm zuführen, wer muß nicht ſchaudern? Wer nicht um ihn und ſeine fürchterliche todſuchende Ahnung weinen? Du fielſt Edler, unter der Hand der unerbittlichen Parze an der Grenze des Landes, dem Du ein Fremdling geworden, aus dem Du eilteſt, in das andre Land, das dich erfreut und geehrt hatte, in dem Du auch jetzt Ruhe und Erholung ſuchteſt. Du fandeſt dieſe Ruhe im Grabe, und die Erholung, nach der Du lechzteſt, die Freundſchaft, die Du hienieden ſuchteſt, und von der Du ſo oft betrogen zurückkamſt, die Schönheit, Weisheit und Einfalt endlich,

*) Die griechiſche Göttin eines gewaltſamen Todes.

der Du dein Leben geweiht hatteſt, und zu der Du ſo oft begeiſterungsvoll in den Schooß der Gottheit aufflogſt — die fandeſt Du und konnteſt ſie allein finden in jener reinern Welt —

auch in Welſchlands Thale
war's nicht gelebt; nun lebeſt Du
die zweite ſchön're Himmelsjugend —

Wie ein Wandrer, der mit brennendem Durſt und verſengtem matten Fuß über die Ruinen Perſepolis und Aegyptens, Gräciens und Roms hinweg gewandert, bei jedem Schritt die Trümmer einer verſunkenen Königsſtadt, einer zerrütteten, nie wiederkommenden Welt, kurz Eitelkeit, Eitelkeit aller menſchlichen Dinge ſah und fühlte; wie er mit dem letzten Blick auf dieſe Gegenden und Werke, die er hinter ſich läßt und nie wiederſehen wird, in ihren Trümmern, geſchweige im Flor und in der Herrlichkeit ihres alten Lebens, traurig-fröhlich auf ſein Schiff tritt, um ſeine neue, freilich andre Welt, aber in ihr Weib, Kinder, Freunde wieder zu ſehen und ſie leibhaft, nicht bloß in Ideen zu umarmen: ſo iſt mir, da ich an Winkelmanns Hand das Alterthum hin-

durch geträumt habe, und jetzt auf ſeiner traurigen Grabesſtätte, die Eindrücke ſammle. Wo biſt du hin, Kindheit der alten Welt, geliebte, ſüße Knabeneinfalt, in Bildern, Werken und Geſtalten? Du biſt hinweg mit deinem Traum voll angenehmer Wahrheit; und keine Stimme, kein heißer Wunſch des Liebhabers kann dich erwecken aus deinem Staube. Auf's Rad der Zeiten geflochten, wollen wir unaufhörlich weiter — wohin? wohin? — und kommen nie an die vorige Stelle wieder.

Auch dein Traum, lieber Winkelmann, von ſchönen Menſchengeſtalten, von edler Jugendfreundſchaft und Erdenweisheit, iſt verlebt hienieden. Nach verlornem Frühlinge des Lebens genoſſeſt Du einige ſchöne Herbſttage, und wurdeſt vor dem Winter bewahrt, der Dir vielleicht deinen ſüßen Trug, die beſten Blüthen des Lebens genommen hätte; aus dem Reich täuſchender, ſchöner Ideen gingſt Du ein in eine wahrere Welt, wo Du nicht mehr Griechenland und ſeine Götterformen beneideſt. Lebe wohl! dein ermordeter Körper ruht ſanft auch ohne Denkmahl. Er liegt jenſeit der Grenze ſeines Vaterlandes, und

dieß arme Blatt kann nicht hingehn, ihm ein Denkmahl daſelbſt zu werden. —

Aber ſeinen Freunden, jedem ſeiner Freunde ſey Dank, der dem armen Wanderer, ſo lange er unſer war, nur einigermaßen zu Hülfe kam und eine gute Stunde machte. Die Namen derſelben ſind in ſeinen Schriften und Briefen unſterblich, und ſo lange man dieſe lieſt, wird man bei der überfließenden herzlichen Dankbarkeit, womit der Edle ihre Güte preiſet, auch den Schatten ihres Andenkens lieben und ſegnen.

* * *

Es iſt ein Zeichen von Winkelmanns einförmigem, geprüften und edlen Charakter, daß man ſeine Briefe an die verſchiedenſten Menſchen, in ſolcher Zahl, ſo fortgehend, hat können drucken laſſen; ob man's aber auch hätte thun ſollen? ob in dem jetzt herausgegebenen Briefwechſel nicht, wenigſtens dem guten Winkelmann zu Liebe, einige Stellen hätten wegbleiben müſſen, und wirklich hätten wegbleiben können? dieß überlaſſe ich der Empfindung

eines Jeden, der ſich an ſeine Stelle zu ſetzen Freundſchaft, oder auch nur Billigkeit hätte.

Nennen werde ich dieſe Stellen nicht, um keine dumme Neugier zu locken: mir aber thaten einige derſelben ſo weh, daß ich ſie hätte wegkaufen mögen. Muß denn ein edler, ſo fortgehend edler Mann, auch in der Schwachheit der einzelnen, flüchtigen Momente dem Publikum dargeſtellt werden, die er etwa nur ſeinem vertrauteſten Freunde nicht verheimlicht? Er war zu ſehr Freund oder Kind, um ſie ihm nicht ſagen zu wollen; würde dieſer aber dadurch berechtigt, wenn auch nach ſeinem Tode, ſie aller Welt zu ſagen? Ich will dieſe Bemerkungen nur Winkelmann zu Liebe, und keinem Menſchen zu Leide geſchrieben haben. Handle jedermann, wie er zu handeln für gut findet; nur ich weiß, wie ich in ſolchem Falle ſelbſt gegen meinen Feind verführe. (Phil. und Geſch. B. XIII. S. 122 ff.).

* * *

Herkulanum.

Winkelmanns Geſchichte der Kunſt.

Eine der merkwürdigſten Entdeckungen des vergangenen Jahrhunderts war ohne Zweifel das Wiederfinden des alten Herkulanum, das Aufſcharren des alten Pompeji, der reiche Gewinn an Kunſtwerken, Hausgeräth u. ſ. w., den man der alten verbergenden Mutter Erde, obwohl träge, läſſig, unverſtändig genug, wieder entnahm.

Bereits im Jahre 1706 begann durch den Fund der ſogenannten Veſtalen dieſe Entdeckung; und Teutſchland, d. i. Dresden, hat die Ehre des Beſitzes dieſer Erſtlinge eines für die Zukunft noch viel verſprechenden Fundes. Denn was, das Jahrhundert hinab, auf den Feldern Pompeji, Stabiä u. ſ. w. geleiſtet worden, iſt wenig; wie viel verhüllet in Italien und Griechenland die Erde, wieviel die Tiber noch in ihrem Schooße!

Wie, wenn man ſich, über die pontiniſchen Sümpfe hinaus, dem ſchönen Boden und Himmel des alten Großgriechenlands nahet, uns auch in Sitten der Bewohner, in ihrer Wohnungs- und Lebens-Art ein

andrer Geiſt, Reſt des ehemaligen Griechencharakters umfängt und anhaucht: ſo ſind wir ganz in einer andern Welt, wenn wir in die Aufbewahrungsſäle aller dieſer gefundenen Herrlichkeiten zu Portici, oder in die Straße, in den Tempel, in die Exedra, in die Villa zu Pompeji eintreten. Der Geiſt wird ſo angenehm getäuſcht, indem er ſich Jahrtauſende rückwärts im alten Griechenlande, oder zwiſchen Werkzeugen und Gegenſtänden täglicher Lebensart jener Griechen findet, daß auch dem ſtumpfſten Blick der Gedanke nicht entgehen kann: „wohin, wohin hat ſich die Welt verändert!“ Ob dieſer ſich aufdringende Gedanke bisher in Allem genutzt ſey? iſt eine andere Frage.

Den Alterthumsforſchern bleibe ihr Feld. Sie haben die Freude gehabt zu ſehen, wie die Alten gelebt, wie ſie gegeſſen, getrunken, gewohnt, geſchlafen, gekocht, ſich gekämmt haben u. ſ. w. Ueber ein einziges altes Tintenfaß hat Martorelli bekanntlich einen Folianten geſchrieben.

So angenehm und belehrend dieſer Anblick in Vielem, ja in Allem ſeyn muß: ſo wäre ohne Zweifel die Anwendung der griechiſchen Lebensweiſe, wo

ſie bei uns Statt finden könnte, noch angenehmer, noch erwünſchter. Wer zwänge uns zu barbariſchen, plumpen Formen des Hausgeräths, da wir in Allem, Allem, in Stühlen und Tiſchen, Leuchtern und Lampen, bis zum kleinſten Gefäß, ſo reinere, ſchönere Formen vor uns ſehen, und ſie nur nachmachen dürfen?

Offenbar war der Geiſt griechiſcher Kunſt ſelbſt dem Handwerker, dem Tiſchler, Gießer, Zimmermann, dem Töpfer ſogar nicht ganz fremde, wie wir denn auch in manchen Kunſtſtädten Deutſchlands zur Zeit ihrer Blüthe ein Aehnliches bemerken. Sollte es nun nicht angenehmer, ſelbſt unvermerkt-bildender für den Geſchmack und Umgang, für tägliche Lebensart und Sittlichkeit ſeyn, bequeme, reine, ſchöne Formen um ſich zu haben, ſtatt der holprichten, der ungeſchickten?

Längſt hat man es bemerkt, daß ein Menſch, nachdem er gekleidet iſt, ſich betrage, daß, wie er wohne, er auch denke, daß aber, inſonderheit bei Zünften und Gewerben, ſich ihre Sitten, ihr Lebensgeiſt nach täglichem Werk und Arbeit richten. Der feinere Arbeiter wird ein Künſtler, der feinere Künſtler

ein Weiſer; wohlanſtändiges ſchönes Geräth zwingt zur Reinlichkeit und zum Wohlanſtande.

Sehr zu wünſchen wäre es alſo, daß die ſchönen Formen, die reinen Verzierungen von Portici und Pompeji durch gemeinnützige Anſtalten in Zeichnungen und Muſtern das Vorbild unſerer Künſtler und Handwerker, Verzierer und Decorateurs würden; um ſo mehr, da der barbariſche Geſchmack auch der unverſtändigſte, prunkhafteſte, mithin auch der theuerſte zu ſeyn pflegt, da edle Einfalt hingegen Vernunft und Gefälligkeit zu Begleiterinnen hat, und faſt immer mit dem Wenigſten das Beſte und Trefflichſte ausrichtet.

Wer hiebei zur Verbreitung des beſſeren Geſchmacks und einer ſchönen Sparſamkeit mitwirken kann, thue es, und entreiße dem franzöſiſchen Klingklang ſowohl, als der reichen brittiſchen Plumpheit ihr Scepter. Verderbliche Modejournale, die durch ſtets veränderten Aufwand den häuslichen Wohlſtand untergraben, und wie ſie das Gemüth eitel machen, ſo der Geſundheit, Moralität und aller beſſern Zweckhaftigkeit ſchaden; ſie zertrümmere der ächte griechiſche Geſchmack: denn er iſt nur einer, unveränder-

lich und in ſeiner Schönheit daurend. Das Wort Mode kennt er nicht eher, als bis ſich die Welt verändert, da dann freilich ein anderer Modus zu ſeyn und zu leben eintritt.

Wie beſchämen uns im Punkte der Häuslichkeit die altgriechiſchen Wohnungen und Gebäude! dem Oeffentlichen gehörte Pracht, Größe, Geräumigkeit, Würde; in Häuſern wohnten die Menſchen enge mit einander; ſie ſuchten den Hof, die freie Luft, Vorplätze und Straßen; in ihren Kammern wohnten ſie unbegafft und ungaffend. Kein kleinliches, unnütz theures Angehänge beſchmitzte ihre Wände; leicht und anmuthig gingen ihre Verzierungen und Gemälde, wie aus der Mauer ſelbſt hervor, mit dem offenbaren Zweck, der einkerkernden Wand ihr Drückendes zu benehmen, nicht aber es zu häufen, damit es in ſeinen Behängniſſen unerträglich werde.

Vom Relief ging die Malerei der Alten aus, und hielt ſich an dieß einfache Nebeneinander in jeder Verzierung. Von unendlichen Proſpekten, von Verkürzungen zu Pyramidalgruppen u. ſ. w. war nie die Rede. Daher nun in dieſen Bildern und Vorſtellungen, in dieſen Kammern und Woh-

nungen der liebliche Friede, die ruhige Einfalt. Alles, fühlt man, iſt zweckmäßig; nirgend bedrängt, nie ein prunkhaftes Leere! Komme zurück, Geiſt der alten Zeiten! Aus den Grüften zu Herkulanum, aus der Villa zu Pompeji, künftig, wenn in Alt- und Neugriechenland die Vorwelt ans Licht tritt, kehre zurück und mache uns zur Regel ſchöne häusliche Einfalt!

Viel erwartete man von den Bücherrollen, die man zu Herkulanum in einer Villa gefunden; noch haben ſie wenig oder Nichts geliefert. Aufgeben muß man indeß die Sache nicht, ſondern ſie vernünftiger betreiben. Ein einziger Codex kann den Fleiß belohnen, den man auf mehrere andere nutzlos verwandte; zu wünſchen wäre es gleichfalls, daß eine chemiſche oder andere Erfindung die Mühe des Aufrollens verkürze und ihr abhelfe. Neues Jahrhundert erfinde! rolle munterer auf und verſtändig. Warum werden von dieſen Kohlen-Handſchriften nicht einige hier, andere dorthin verſandt? Vielleicht was hier nicht gelingt, gelingt dort; und die ſchwarze Kohle giebt ihre Schrift wieder.

* * *

Der

Der gröſste Gewinn aber, den die erſten Herkulaniſchen Entdeckungen ſammt den Alterthümern des Hauſes Chigi der Welt gebracht haben, iſt, daß ſie als Antiken-Sammlung zu Dresden den Mann erweckten, der dem geſammten Alterthum gleichſam ein göttlicher Ausleger ward, Winkelmann. Die erſte Schrift ſchon, die er vor ſeiner Reiſe nach Italien, mit einiger Beihülfe Oeſers ſchrieb, ein reicher Keim alles deſſen, was er nachher in ſeinen Werken entwickelt hat, zeigt, wieviel die verſchleierten Matronen, die man gewöhnlich Veſtalen nennt, nicht minder die ſogenannte Agrippine, der wunderſchöne Torſo und andere Kunſtwerke zu Dresden, ob ſie gleich damals bei weitem noch nicht wie jetzt, anſchaulich ſchön dargeſtellt waren, zu ſeinen erſten Ideen und Staminibus der Kunſtgeſchichte beigetragen haben. Da beide, Neid und Bewunderung, gegen dieſen ſeltenen einzigen Mann des verfloſſenen Jahrhunderts jetzt entſchlafen ſind, ſo darf in dankbarer Erinnerung deſſen, was er geleiſtet, Adraſtea von ihm wohl auch ihr Wort ſagen.

Nimmt man Winkelmanns Lebensgeſchichte zuſammen, erwägt die langen und der Natur nach mun-

terſten Jahre, die er in Deutſchland in ſklaviſcher Mühe und Barbarei, in Hunger und Kummer zubrachte, und dann den Flug, den er über ſich nahm, und überwindend alle Hinderniſſe ſeinem väterlichen Glaubensbekenntniß ſelbſt entſagend, bloß der Kunſtwiſſenſchaft, nicht zeitlicher Ehren und Vortheile wegen nach Rom eilte und ſich gleichſam in den Eurípus ſtürzte; lieſet man die Briefe, die er faſt mit jugendlicher Schamhaftigkeit darüber, und zugleich mit heroiſchem Muth an ſeinen Gönner, den Grafen Bünau ſchrieb, und dann darauf die Briefe, in denen er ſeinen Freunden die Seligkeit ſeines römiſchen Lebens und ſeiner Beſchäftigung im Gebiet des ſchönen Alterthums oft liebetrunken erzählt: wer muß die kindhaft-gute, die beſcheidene, die zufriedene, zugleich aber auch die heroiſche, die in der Vor- und Nachwelt lebende heroiſche, ſtarke Seele Winkelmanns nicht eben ſo lieb gewinnen, als ſegnen. So weihet man ſich einem edlen Geſchäft, der Kunſt, der Wiſſenſchaft, der Tugend! Dieſe Weihe iſt das Kennzeichen himmelgeſandter Menſchen, ihr innerer Lohn, ihr Charakter.

Man höre ihn ſelbſt.

Leben und Wunder Johann Winkelmanns, Präſidentens der Alterthümer zu Rom ꝛc.

Rom, den 8. December 1762.

— per tot discrimina rerum
Tendimus in Latium.

Theuerſter Freund und Bruder,

„Du, der Du mir der einzige übrig gebliebene biſt, an welchen ich als Bruder ſchreibe! von Dir glaubte ich, da uns Berge und Flüſſe trennen, vergeſſen zu ſeyn, da mir Dein angenehmes Schreiben eingehändigt wurde. Ich habe es an Herz und Mund gedrückt, weil es von deſſen Händen kommt, zu dem mich eine geheime Neigung zog in der erſten Blüthe unſerer Jahre. Ich ſtelle mir wie im Bilde unſere jugendliche Geſchichte vor."

„Du verlangſt meine Lebensgeſchichte zu wiſſen; dieſe iſt ſehr kurz, weil ich dieſelbe nach dem Genuß abmeſſe. M. Plautius, Conſul und welcher über die Illyrier triumphirt hatte, ließ an ſein Grabmahl, welches ſich unweit Tivoli erhalten hat, unter allen ſeinen angeführten Thaten ſetzen: *vixit Ann. LX.* Ich würde ſagen: ich habe bis in das achte Jahr

gelebt; dieß iſt die Zeit meines Aufenthalts in Rom und in andern Städten von Italien. Hier habe ich meine Jugend, die ich theils in der Wildheit, theils in Arbeit und Kummer verloren, zurückzurufen geſucht, und ich ſterbe wenigſtens zufriedener: denn ich habe alles, was ich wünſchte, erlangt, ja mehr als ich denken, hoffen und verdienen konnte. — Ich ſchätze mich für einen von den ſeltenen Menſchen in der Welt, welche zufrieden ſind und nichts zu verlangen übrig haben. Suche einen Andern, welcher dieſes von Herzen ſagen kann."

— „Meine vorige Geſchichte nehme ich kurz zuſammen. In Seehauſen war ich achthalb Jahre als Conrektor an der daſigen Schule. Bibliothekarius des Herrn Grafen von Bünau bin ich eben ſo lange geweſen, und ein Jahr lebte ich in Dresden vor meiner Reiſe *). Meine größte Arbeit iſt bisher die Geſchichte der Kunſt des Alterthums, ſonderlich der Bildhauerei geweſen. Ferner iſt ein italieniſches Werk unter dem Titel:

*) Da er die Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke in der Malerei und Bildhauerkunſt ſchrieb.

Erklärung ſchwerer Punkte in der Mythologie, den Gebräuchen und der alten Geſchichte, alles aus unbekannter Denkungsart des Alterthums: dieſes Werk in Folio laſſe ich auf eigene Koſten in Rom drucken. Beiläufig arbeite ich an einer Allegorie für Künſtler."

„Dieſes iſt das Leben und die Wunder Johann Winkelmanns zu Stendal in der Altmark, zu Anfang des 1718ten Jahres geboren. Ich wünſche Dir, daß Du zu der Zufriedenheit gelangen mögeſt, die ich hier genieße und genoſſen habe, und bin beſtändig

Dein treuer Freund und Bruder
Winkelmann."

Wer ſo ſchreibt, dem iſt wohl; Verachtung dem, der über eine etwaige kleine Ueberſchätzung des Glükkes eines Andern, d. i. über deſſen glücklichen Wahn, die Naſe rümpfet! Was Winkelmann unternehmen wollte, ſah er jederzeit im großen Licht an; (nie ward ein edles Werk anders; aus einer niederträchtigen Seele konnte es nie hervorgehen, noch dieſe es erzeugen;) ſeines geleiſteten Werkes freute er ſich mit

einer Art edeln Stolzes; von ſeiner Perſon und Wiſſenſchaft dachte er, in Vergleich mit Andern ſtets, oft übermäßig beſcheiden.

In Beſchreibung einiger alten Kunſtwerke, z. B. des Laokoon, des Apollo, des Torſo hat man ihm Begeiſterung vorgerückt; man bemerke aber, daß dieß einzelne, erſte Verſuche waren, die er nachher, weil ſie mit der Wahrheit beſtanden, wegwerfen weder wollte, noch durfte. Ich wünſchte, dieſer edle und einzige Cicerone hätte über mehrere Kunſtwerke alſo phantaſirt, ſelbſt gefabelt.

Die kleinen Probeſtücke, durch welche Winkelmann zu ſeiner Geſchichte der Kunſt die Aufmerkſamkeit einlud*), erreichten ihren Zweck; ſie hieſſen: Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunſt; von der Grazie in den Werken der Kunſt; Nachrichten vom Stoſchiſchen Muſeo zu Florenz; Beſchreibung des Torſo im Belvedere zu Rom; Anmerkung über die Baukunſt der alten Tempel zu Girgenti in

---

*) Leipziger Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften B. V. St. I. II. Im Jahre 1759.

Sicilien; zwei Sendſchreiben über die Herkulaniſchen Entdeckungen, denen nach und nach die Werke ſelbſt, die Beſchreibung des Stoſchiſchen Muſeums, Anmerkungen über die Baukunſt der Alten*); die Geſchichte der Kunſt ſelbſt**); Anmerkungen zu ihr***); Verſuch einer Allegorie, beſonders für die Kunſt †); Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunſt, und dem Unterricht in derſelben, folgten ††).

Froh und hoffnungsreich war der Verfaſſer mit einer zweiten vermehrten Ausgabe ſeiner Kunſtge-

---

*) 1762.

**) 1764.

***) 1767.

†) 1766.

††) 1771. Alle dieſe Werke (die Anmerkungen über die Baukunſt der Alten ausgenommen) ſind in der Waltherſchen Buchhandlung zu Dresden, ihrem Inhalte gemäß d. i. in einfacher Pracht, in einem gleichſam hohen Styl der Deutlichkeit gedruckt, ſo daß man die erſte Ausgabe der Kunſtgeſchichte faſt lieber als die zweite lieſet. Dem Auge und Sinn ſteht alles harmoniſch da.

ſchichte beſchäftigt, als der grauſamſte, niederträchtigſte Tod ihn ermordete, deſſen Umſtände traurig genug bekannt ſind.

Niederträchtig wäre es, wie die Geſinnung des Mordes ſelbſt, wenn wir Deutſche dem großen unſterblichen Verdienſt unſers Landsmannes durch kleinfügigen kritiſchen Schnickſchnack entgegenreden, und ihm deßwegen Lob abſprechen wollten, weil er, zwar ungeheuer viel, aber nicht Alles geleiſtet.

Wer konnte dieß und zwar damals, dem Zuſtande nach, in dem Winkelmann die Kunſtgeſchichte fand? Wer kann es noch jetzt, da ſeitdem ſo Vieles unterſucht und hinzugefügt worden? Und Winkelmann nach ſolchen Schickſalen früherer Jahre, in ſeiner Situation zu Rom, wo in Studien dieſer Art Alles ungeheuer zerſtreut liegt. Demüthig ſollten wir, akademiſche und unakademiſche Müſſiggänger, ſeinem Genius für jede übernommene Mühe auch einer verfehlten Muthmaßung, auch eines unrichtig angezogenen Datums der Kunſtgeſchichte danken.

Ein prächtiger Tempel, im edelſten und unſtreitig richtigem Geſchmack angelegt, ſteht da; wunderſam, daß unter ſolchen Umſtänden eine Hand ihn

entwerfen und vollführen können, auch in ſeinen Fehlern und Mängeln höchſt lehrreich.

Daß ihn die Franzoſen zuerſt und lange verunglimpfen mochten, war in der Tagesordnung; wie bald hat aber der Geiſt des Unſterblichen über alle ſeine Neider und Mäkler triumphirt. Was ſeitdem Heyne, Fea, Viſconti u. a. zur Geſchichte der Kunſt hinzugefügt haben, reihet ſich ſeinem Werk an, und der Geſchmack im Vortrage deſſelben, einfach, deutlich, großherzig-erhaben, iſt Muſter. Die *Monumenti antichi*, gelehrt und lehrreich, wie ſie ſind, ſtehen der Kunſt des Alterthums nach; ſie ſind für Italiener geſchrieben; in ſeine deutſche Schreibart webte ſich vielmehr Winkelmanns Seele.

Der Freund, den Winkelmann in Rom ſich erwarb, Raphael Mengs, geht mit ihm zur Unſterblichkeit über. Wenn Mengs Werke, ſein Altarblatt in Dresden *), ſeine Gemälde in Rom und Spanien dahin ſeyn werden, und die treffliche Sammlung ſeiner Gipſe ſeinen Namen auch nicht mehr

*) Deſſen Beſchreibung von Caſanova ſ. in der Neuen Bibl. der ſch. W. B. III. S. 132.

erhält, wird aus Winkelmanns und ſeinen eignen Schriften ſein Genius ſich erheben, und ſagen: „der war ich! der wollte ich werden!“ Seine kleine Schrift, in deutſcher Sprache ungeübt geſchrieben, enthält vortreffliche Ideen, deren manche eines Buches werth iſt. Seine *Opere* hat bekanntlich der Ritter Azara beſorgt und ſich damit Ruhm erworben *).

Lebt wohl in eurem überirdiſchen Elyſium, ihr Freunde und Lehrer der Kunſt, Winkelmann und Mengs, hienieden, außer eurem Vaterlande, in Italien gemeinſchaftlich fleißig und glücklich, Beide die Stifter neuer Epochen, wiſſenſchaftlich und artiſtiſch. Eure Bildniſſe ſtehen mir in der bekannten Gruppe des Caſtor und Pollux da; wenn einer ſeine Fackel auf der Schulter ſchwingt, ſenkt der andere ſie nieder; brüderlich verſchlungen theilen ſie die Unſterblichkeit eines hülfreichen Lebens. (Adraſtea B. VI. S. 36 ff.)

* * *

*) Opere di *Ant. Raffaello Mengs*, pubblicate da *D. Giuseppe Azara*. *Parma* 1780.

— — Auf die Jugend wirken jugendliche Geſinnungen am meiſten; wer wollte es aber der Jugend wehren, jung zu ſeyn, jung zu fühlen? Plato's, Shaftsbury's, Winkelmanns, Mengs Enthuſiasmus werden auf ſie ihr unzerſtörbares Recht behaupten.

In Allem was Schön iſt, liegt eine Unendlichkeit, ein in deutliche Begriffe nicht zu Faſſendes, ein Indefinſſables. Wo ſie nicht genau ſehen kann, ahnet die Seele, oft getäuſcht, oft auf dem Wege der Täuſchung; eben dieſe aber ſetzt zum Grunde, daß hinter dem Schein nicht nur etwas, ſondern ſoviel Weſentliches ſey, daß ſich die Seele grob oder fein täuſchen konnte. Da alle Künſte des Schönen auf die menſchliche Natur Bezug haben, auch von Menſchen dem Schein nach oft wunderſam geübt werden, in der menſchlichen Natur aber überhaupt, ſowohl in Anſehung einzelner Organe als des Zuſammenklangs aller Organe etwas Unendliches liegt, ſo iſt es kein unwerthes Zeichen, wenn Jemand, bei übrigens klaren Begriffen, tiefer fühlt, weiterhin ſiehet und höret. Das Zuweit wird wohl die Zeit ründen und abthun; den Mangel aber erſetzt ſie ſelten.

Wenn mit dem Leben, mit dem Bemühen und Wirken nicht Luſt verbunden wäre, wer wollte leben und wirken? Mit dem Urtheilen und Genießen nicht anders; aus Luſt und Unluſt iſt die Menſchheit gewebt, in dieß Meer ward ihre Form getaucht; nur das Meer iſt tief, die höchſte Luſt und Unluſt bleibt dem gemeinen Sinn verborgen.

Wenn Plato-Mengs in Gott den Urquell alles Schönen findet, wenn Winkelmann mit dem Gefühl deſſen den höchſten Grad von Liebe und Freundſchaft vereint, wenn Andre auf den Schwingen der Töne oder menſchlicher Gebehrden in die Tiefen des Geiſterreichs verſetzt wurden, ſo iſt freilich dieß nicht eine Schwärmerei für alle; ja der geheimſten und heiligſten Empfindung gebührt — das Schweigen. (a. a. O. S. 55 ff.)

* * *

Leſſing.

Geboren 1729, ſtarb 1781.

Kein neuerer Schriftſteller hat, dünkt mich, in Sachen des Geſchmacks und des feineren, gründlichen

Urtheils über literariſche Gegenſtände, auf Teutſchland mehr gewirkt, als Leſſing. Was war teutſcher Geſchmack im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts? Wie wenig war er, als Gottſched ihn aus den Händen der Talander, Weiſe, Menantes empfing, und nach ſeiner Art fortbildete? Er ward gereinigt und gewäſſert; er empfing einen Körper, aber ohne Geiſt und Seele.

Bodmer kam dem Mangel zu Hülfe, und führte Proviſionen von Gedanken aus Italien, England, den Alten, und woher es ſonſt anging, herbei; ſchade aber, es waren fremde, zum Theil einförmige und ſchwere Gedanken, die in Teutſchland nicht ſo leicht allgemeinen Curs finden konnten.

Jetzt kam Leſſing. Sowohl an Witz als in Gelehrſamkeit, an Talenten und im Ausdruck war er beinahe Gottſcheds Antipode. Von den Schweizern nutzte er ihre Beleſenheit und ihr gründliches Urtheil; er übertraf ſie bald in beiden. Am meiſten aber übertraf er ſie und alle ſeine Vorgänger in der Gelenkigkeit des Ausdrucks, in den immer neuen und glänzenden Wendungen ſeiner Einkleidung und Sprache, endlich dem philoſophiſchen Scharfſinn,

den er mit jedem Eigenſinn ſeines muntern, dialogiſchen Styls zu verbinden, und die durchdachteſten Sachen mit Neckerei und Leichtigkeit, gleichſam nur hinzuwerfen wußte.

So lange Teutſch geſchrieben iſt, hat, dünkt mich, Niemand, wie Leſſing, Teutſch geſchrieben; und komme man und ſage, wo ſeine Wendungen, ſein Eigenſinn nicht Eigenſinn der Sprache ſelbſt wären? Seit Luther, hat Niemand die Sprache von dieſer Seite ſo wohl gebraucht, ſo wohl verſtanden. In beiden Schriftſtellern hat ſie nichts von der plumpen Art, von dem ſteifen Gange, den man ihr zum National-Eigenthum machen will; und doch wer ſchreibt urſprünglich teutſcher als Luther oder Leſſing? Und überhaupt, was wäre es für eine Sprache, die nicht jedem guten Kopf, nachdem er ſie brauchen kann, gern dienen wollte?

Ich begnüge mich, Leſſings Arbeiten mit einigem Urtheil durchzugehen. Einer Lobrede braucht's bei ihm nicht: unbeſtimmte, ſchlechte, übertriebene Lobſprüche haßte er mehr, als den bitterſten, nur einigermaßen gründlichen Tadel. Noch entfernter bin ich, über alle Leſſingſche Arbeiten und Ver-

dienſte mir ein Urtheil anzumaßen. Ich maße mir eigentlich gar kein Urtheil über ihn an; ſage nur über Einiges meine Meinung, und überlaſſe das andere, inſonderheit ſeine Theaterwerke, Andern. Meine Abſicht iſt nur, überhaupt die Spur zu verfolgen, wo Leſſing ſeinen Weg nahm, wo er aufhörte, wo Andere ihm nachzugehen, oder weiter zu gehen haben.

— — Das erſte Buch, was ich von Leſſing habe, iſt ſeine Ueberſetzung Huarts *). Eine Ueberſetzung aus dem Spaniſchen war in Teutſchland 1752 wieder ein ſeltenes Ding geworden, ſo häufig auch unſere lieben Vorfahren ein Jahrhundert vorher aus dem Spaniſchen überſetzt hatten, zumal die Ueberſetzung eines ſo paradoxen Schriftſtellers, als Huart iſt. — In der kurzen Vorrede zu ihm iſt Leſſing ſchon ganz kenntlich.

Sein eigentlicher Name fängt ziemlich mit den ſogenannten kleinen Schriften an, die ſeit 1753 in Berlin erſchienen. In ihnen zeigte er ſich von allen den mancherlei Seiten, von denen er nachher

*) Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften. Zerbſt 1752.

mit den Jahren immer glänzender und reifer hervortrat. In dieſen ſechs Bändchen was für ein Reichthum an Inhalt und Einkleidung! Eine Abwechſelung und Gründlichkeit in Materien, die man ſonſt in Duodezbändchen nicht findet! Lieder und Fabeln, Sinn- und Lehrgedichte, Aufſätze in Poeſie und Proſa, ſogar lateiniſche Verſe treffen hier zuſammen. Es folgen Briefe faſt ſo mancherlei Inhalts, als gelehrte Briefe irgend nur ſeyn können; Kritik und Philoſophie, Geſchichte und Literatur, ſelbſt Supplemente zum Jöcherſchen Lexikon nehmen hier Briefgeſtalten an, und man muß geſtehen, ganz auf die Leſſing eigne, leichte und glückliche Weiſe. Hierauf ein Theilchen gelehrter Abhandlungen, Rettungen des Horaz, Cardans, gar des Cochläus und des *Inepti Religiosi*, die man ſchwerlich vor dem, was folgt, vor Luſt- und Trauerſpielen erwartet.

Daß das abwechſelnde Mancherlei, mit dem ſich Leſſing, me[illegible]ns nur Proben-, nur Stück-Weiſe gleich anfangs zeigte, nicht Eitelkeit, nicht Prahlerei war, beweiſet ſein weiteres literariſches Leben. Alle die Beſchäftigungen, alle die Einkleidungen hat er fort-

fortgeſetzt: und gewiß keine mit minderem Glück, als er in dieſen Jugendverſuchen zeigte.

Wenn ein Schriftſteller mit ſeiner Zeit fortging, und Blüthen in Früchte verwandelt hat, iſt's Leſſing; ja was ſage ich, fortging? bis an ſein Ende ging er ſeiner Zeit vor.

Einige dieſer Jugendſchriften hat er bei reiferen Jahren umgearbeitet; und ſo wenig er ſich ſeiner Jugend zu ſchämen hatte, ſo ſehr gewannen ſie durch die verbeſſernde Hand des Mannes. Seine Fabeln und Sinngedichte führe ich als Proben an. Zur Verbeſſerung der letztern zwang ihn ein gedroheter Nachdruck ſeiner kleinen jugendlichen Schriften; und man ſehe, was er über ſie in der Vorrede zu dieſen ſogenannten vermiſchten Schriften ſelbſt ſagt. Wir machen alſo ſogleich mit dieſen Verbeſſerungen den Anfang: denn hinter ſolchen ihn noch nach ſeinen erſten Verſuchen beurtheilen zu wollen, wäre ja ſo ungerecht, als undankbar.

Mit der neuen Ausgabe ſeiner Fabeln fing er an. Aus wenigen Proben, die er gegeben, wurden drei Bücher, meiſt eigener oder fortgeſetzter Art.

pischer Erfindung. Die gereimten, oder ihre Reime sind weggefallen; und statt dieser, der Fabel unnöthigen oder hinderlichen Fesseln, (wenigstens wie Lessing es glaubte), stehen sie hier in eine Sprache gekleidet, die in einer jedem Gegenstande angemessenen Prose die schönste Poesie ist. Der blanke, männliche Harnisch kleidet Lessing mehr als das Gängelband der Reime.

Seine Fabeln sind nicht bloß für Kinder, sondern auch Männern, und Männern insonderheit lesbar. Noch mehr sind's die Abhandlungen über das Wesen, den Nutzen, die Einkleidung, das Wunderbare der Fabel, die er seinen Proben beifügte. Unstreitig ist dieß die bündigste, gewiß philosophischte Theorie, die seit Aristoteles Zeiten über eine Dichtungsart gemacht ist, und es wäre zu wünschen, daß Lessing sie, wie hier über die Fabel, wie nachher übers Sinngedicht, wie in der Dramaturgie übers Trauer- und Lustspiel, im Laokoon über die Grenzen der Poesie und bildenden Kunst, und in den Literaturbriefen über kleinere Materien literarischen Inhalts, so über alle

Dichtungsarten und Darſtellungen der Poeſie und Künſte hätte machen können.

Es wird vielleicht Jahrhunderte währen, ehe die vielen und leichten Talente, die ausgebreiteten und gründlichen Kenntniſſe ſich mit dem philoſophiſchen Geiſt, mit dem Scharfſinn und ſchönen Ausdruck in einem Manne vereinigen, wie ſie in Leſſing vereinigt waren. Die Abhandlungen über die Fabel inſonderheit ſind mit einer ſo glücklichen, leichten, ſokratiſch-platoniſchen Analyſe geſchrieben, daß ich im Geiſte dieſer Methode ihnen in unſerer Sprache Weniges an die Seite zu ſetzen wüßte.

Ob gegen die Theorie ſelbſt nichts einzuwenden wäre? Leſſings äſopiſchen Fabeln folgten Bodmers unäſopiſche Fabeln *) auf dem Fuße nach, die jene in Fabeln und Abhandlungen über den Haufen werfen ſollten. Sie haben's nicht gethan: ſie ſind vergeſſen, und Leſſings Fabeln und Abhandlungen werden bleiben; ja mich wundert's immer noch, wie

*) Bodmers unäſopiſche Fabeln. Zürich 1760.

der alte, geſchmackvolle und gründliche Kunſtrichter Leſſings Buche ein ſolches entgegenſetzen konnte. — —

Indeſſen iſt's wahr, Leſſings und Aeſops Fabeln ſind einander ſo unähnlich, als die Zeiten beider; und der Hauptgrund des Unterſchieds iſt, wie mich dünkt, augenſcheinlich. Aeſop machte ſeine Fabeln bei wirklichen Vorfällen im gemeinen Leben; alſo konnte auch die Lehre, die er einkleidete, kein fein abſtrahirter oder ſpeculativer Satz, ſondern eine praktiſche Lehre und Bemerkung für eben das gemeine Leben ſeyn, aus dem ſie abgeſondert war. Eine ſolche Lehre zeigte ſich alſo auch meiſtens in wirklicher Handlung (zum wenigſten was man auch im gemeinen Leben Handlung nennt) nicht bloß in einer feinen Veränderung von Gedanken: ſo mußte alſo auch die Darſtellung derſelben in der Fabel ſeyn. Beide Stücke machen Aeſops Fabeln ſo anſchaulich, ſie machen ſie auch für den gemeinen Mann und für Kinder ſo lehrreich, als es — Leſſings Fabeln nun wohl nicht ſind, auch wohl nicht ſeyn konnten und ſollten.

Nichts als die Zeiten haben ſich verändert. Die Leſer, für die Leſſing ſchrieb, bedürfen feinere Leh-

ren, alſo auch die Darſtellung eines feinern *Facti*, das freilich oft nur eine Gedankenfolge zu ſeyn ſcheint. Das Anſchauliche, Populäre der Fabel geht hiemit eines Theils verloren: der Leſer gewinnt indeß feinere Belehrung. Will man, ſo nenne man dieſe eine feinere Gattung äſopiſcher Fabeln; und bemerke bei der Theorie der Fabel unter den drei Worten „allgemeiner moraliſcher Satz" „Darſtellung in einem beſonderen Falle" „anſchauendes Erkenntniß jenes in dieſem" den Unterſchied: ſo iſt der Streit gehoben. — Vielleicht zu einer anderen Zeit hievon Mehreres.

Mit Leſſings Theorie des Sinngedichts iſt's beinahe eben alſo: ſie iſt ſo fein und ausſchließend, als die Gattung, die er allein für Sinngedichte erkannt, in der ſeine eignen Epigramme ſind, und in der Martial allerdings den Meiſterrang behauptet.

Die beiden Theile des Sinngedichtes, Erwartung und Aufſchluß, nebſt den falſchen Aftergattungen, wo eins derſelben fehlt, hat der Theoriſt in ein Licht geſtellt, dem freilich nichts entgegenzuſetzen iſt, ſobald man in den Leſſingſchen Geſichtspunkt eintritt. Genetiſch und hiſtoriſch indeſſen, wäre ein

großer, nicht verwerflicher Theil der griechiſchen Anthologie dagegen — doch auch hievon künftig *).

Die Bemerkungen, die Leſſing über einzelne Dichter, Martial, Catull, die griechiſche Anthologie u. ſ. w. eingeſtreuet hat, ſind mannigfaltig und ſchätzbar; viele ſeiner Sinngedichte ſelbſt ſind als Proben des glücklichſten Witzes in Lehrbüchern und ſogar in der Geſellſchaft gäng und gäbe. Das zu Freie, zu Jugendliche ließ er in ſeiner verbeſſerten Ausgabe weg, wie bei den Sinngedichten, ſo bei ſeinen Erzählungen und Liedern.

Leſſings Lieder ſind bekannter Maßen von der muntern, nicht zärtlichen und ſchmachtenden Gattung. In häufigen Compoſitionen ſind ſie im Munde der Nation, und bedürfen keines Urtheils mehr. Wer bloß eine Gattung von Liedern, die zärtliche, die

*) Im zweiten Theil der Leſſingſchen Lebensbeſchreibung ſind meinen Gedanken einige Anmerkungen entgegengeſetzt, deren Reſultat ich gern beitrete. Dem Martialiſchen oder Leſſingſchen Epigramm iſt die Leſſingſche Theorie auf's feinſte gerecht, und will an ihr in ſolcher Rückſicht nichts ſtören. Meine Anmerkungen betreffen die Gattung kleiner Gedichte, die bei den Griechen für Epigramme galten.

rührende haben möchte; habe ſie für ſich, und laſſe Andern ihren Geſchmack, ihr Vergnügen —

Seine Lehrgedichte hat er nicht neu herausgeben wollen, oder es auf die Zukunft verſpart *). Sie haben viel ſcharfſinnige, treffende Gedanken, und ſtehen, der Art und den Gegenſtänden nach, meiſtens den Käſtnerſchen an der Seite. Was Leſſing überhaupt von den Grenzen der Philoſophie und des Lehrgedichts gehalten, mag man in ſeiner und Mendelſohns Schrift: Pope ein Metaphyſiker **) leſen.

Aber es iſt Zeit, von dieſen einzelnen Vorübungen, die für Andere wichtiger wären, als ſie's bei Leſſing ſeyn durften, näher zu dem Haupttalent überzugehen, wodurch er auf Teutſchland vorzüglich gewirkt hat; es iſt ſeine philoſophiſche Kritik, ſein immer darſtellender und immer zugleich denkender, forſchender Geiſt, den er in mancherlei Werken und Einkleidungen, überall glücklich gewie-

---

*) In der vollſtändigen Ausgabe ſeiner Schriften ſind dieſe Fragmente auch zu finden.

**) Danzig 1755.

ſen. Schon unter ſeinen kleinen Schriften waren Briefe gelehrten, philoſophiſchen, kritiſchen Inhalts. Die Streitigkeiten mit Lange, ſeine Vorrede zu Mylius Schriften, ſeine Theatraliſche Bibliothek u. ſ. w. zeigten dieß Talent noch auszeichnender; und mich dünkt, die Literaturbriefe ſind davon die unzweifelhafteſte Probe. Von dieſer war er Urheber und Vater: der Ton in ihnen war ſein Ton, wie man's aus den Briefen in ſeinen kleinen Schriften und aus der Vorrede zu Mylius Werken ſonnenklar ſiehet: es iſt falſch und elend, daß man dieſen Briefen den Ton der Clementſchen *Lettres critiques* Schuld gab *).

---

*) Ich laſſe dieſe Stelle unverändert, um zu zeigen, daß in ihr von nichts anderm, als vom innern Geiſt des Werks, inſonderheit ſeines Anfangs die Rede ſey. Was Herr Nicolai um die Briefe für Verdienſte habe, hat er ſelbſt im Göttinga. Magazin (Jahr. 5. St. 3. S. 369) geſagt, und es iſt mir nie eingefallen, ſolches weder kund zu thun, noch zu läugnen. Der gelehrte Briefwechſel Leſſings mit Mendelsohn, Nicolai u. a., der ſeitdem gedruckt erſchienen, zeigt ſeine näheren Verhältniſſe mit den Verfaſſern der Literaturbriefe, deren keinem es ſchadet, daß ich von dieſen Verhältniſſen nicht mehr geſagt, als ich literariſch genutzt, oder gemuthmaßt habe.

Das Glück führte ihm einen edlen Gehülfen zu, Moſes Mendelsſohn, zwei Männer, die, wie aus mehreren Aeußerungen erhellet, ſich als philoſophiſche Freunde ſchätzten und liebten. Man leſe Mendelsſohns Brief an Leſſing hinter Rouſſeau's Abhandlung *): man ſehe die Achtung, mit der Leſſing bei jeder Gelegenheit an Mendelsſohn denkt. Zwei ſolche Menſchen, am Geiſt hell und im Herzen rein, ohne politiſche Hinderniſſe und Nebenumſtände, traten verbunden zu dieſem Werk, das noch manche Zeit hin das teutſche Journal genannt werden ſollte. Ohne Schwärmerei und Ausgelaſſenheit herrſcht in ihm Freimüthigkeit und Einſicht, inſonderheit im Anfange, oder zu zwei Drittheilen der Briefe.

Leſſing (ohne allen Zweifel iſt er der Fl., denn wer ſollte es ſonſt ſeyn? ob er ſich gleich auch anders unterzeichnet) **) ging ungefähr bis zum ſie-

---

*) Rouſſeau's Abhandlung von der Ungleichheit der Menſchen. Berlin 1759.

**) Die Namen der Verfaſſer dieſer Literaturbriefe waren längſt bekannt, ehe ich dieſes ſchrieb und zum Ueberfluß habe ich in dieſer Stelle, an der ich nichts ändere,

benten Theil mit: Mendelsſohn behielt ſeinen geprüften Charakter bis zum Ende, Abbt trat mit mehrerer Kühnheit, aber nicht mit mehrerem Glück in Leſſings Tritte; und auch die andern Gehülfen ſind gute, wenigſtens nicht ſchlechte Köpfe geweſen.

Leſſings Urtheile, (von denen ich hier allein rede), hat größtentheils die Zeit bewähret. Was damals ſcharf hieß, nennet man jetzt recht; was hart ſchien, iſt jetzt (wenige Urtheile ausgenommen) billige Wahrheit. Faſt kenne ich niemanden, der auch von ſich, dem Schriftſteller, mit mehr Beſcheidenheit und Würde reden konnte, als Leſſing; und überhaupt iſt wohl unſtreitig er, an Umfang der Beleſenheit,

---

bloß im Ton der Vermuthung, auch eigentlich von dem überall unverkennbaren Leſſing allein geredet. Es gehört wohl kein Oedipus dazu, die Verſchiedenheit der Verfaſſer in den Literaturbriefen wahrzunehmen, die ich bereits im Jahre 1767 (Fragmente über die neuere teutſche Literatur, Samml. II. S. 192) bemerkt hatte, ehe ich einen Namen derſelben kannte. Am Aufſatz im teutſchen Muſeum (Jul. 1782), ſo wie an allen anderen Notizen hierüber, habe ich nicht den mindeſten Antheil, und ich wünſchte, daß der Verfaſſer des letztgenannten Aufſatzes ſich nennen möchte.

an Schärfe des Urtheils, und an vielſeitigem männlichen Verſtande in Sachen, wovon hier die Rede iſt, der erſte Kunſtrichter Teutſchlands. Wo ſind jetzt Literaturbriefe, wie er ſie anfing *)?

Um eben dieſe Zeit machte er ſich noch auf zweierlei Art um Teutſchland verdient, durch die Wiederaufweckung Logau's **) und durch die Ueberſetzung von Diderots Theater ***). Bei dem erſten ſtanden er und Ramler für einen Mann: wahrſcheinlich rühren von Leſſing die Vorrede und einige Anmerkungen über die Sprache des Dichters her, ſo wie von Ramler vielleicht die Auswahl und Veränderung der Stücke ſelbſt herrührt.

Da ich die alte Ausgabe beſitze: ſo bekenne ich zwar gern, daß es einem alten Dichter Wohlthat ſey,

---

*) Ich läugne hiemit nicht, daß es nicht andre gute Journale in einem andern, vielleicht nützlichern Ton gebe; aber auch jetzt wären Literaturbriefe, wie jene waren, ſehr zu wünſchen.

**) Friedrich von Logau Sinngedichte. Leipzig 1759.

***) Theater des Herrn von Diderot. Berlin 1760, 1761.

wenn er in Hände fällt, die ihn verändern, wie dieſe Herausgeber ihn verändert haben; im Ganzen aber dürfte es beſſer ſeyn, wenn man ältere und vergeſſene teutſche Bücher, und zwar mit Auswahl der beſten Stücke, aber unverändert gäbe. So machen's unſere Nachbaren ſämmtlich und ſonders; ſo hat's Leſſing mit den aufgefundenen Gedichten Scultetus, mit der Zugabe zu den Fabeln der Minneſänger u. a. gemacht, und ſo iſt's in der Ordnung. Bei einem alten Dichter muß man wiſſen, daß man wirklich ihn und keinen neuern Dichter leſe. —

„Diderot," ſagt Leſſing ſelbſt zur zweiten Ausgabe ſeines Theaters *), „Diderot ſcheint auf das „teutſche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben, „als auf das Theater ſeines eignen Volks;" und er rechtfertigt dieſen Ausſpruch mit guten Gründen. Er ſieht's ſelbſt für Pflicht der Dankbarkeit an, ſich als den Ueberſetzer eines Mannes zu nennen, „der „an der Bildung ſeines Geſchmacks ſo großen An„theil gehabt. Denn es mag, fährt er fort, mit die-

*) Berlin 1766.

„ſem beſchaffen ſeyn, wie es will: ſo bin ich mir „doch zu wohl bewußt, daß er, ohne Diderots Mu„ſter und Lehren, eine ganz andere Richtung würde „bekommen haben. Vielleicht eine eignere; aber doch „ſchwerlich eine, mit der am Ende mein Verſtand „zufriedener geweſen wäre.“

Mich dünkt, jeder Verſtändige werde es mit ihm ſagen. Die großen Schritte, die er von ſeinen Schauſpielen, ſo angenehm und nothwendig ſie unſerem Theater noch lange ſeyn werden, zu einem Philotas, einer Minna, einer Emilia Galotti, einem Nathan gethan hat, ſind auch dem ſtumpfſten Auge unverkennbar. Und wenn er von Diderot ſagt, „daß ſich nach dem Ariſtoteles, kein philoſo„phiſcherer Geiſt mit dem Theater abgegeben habe, als „er,“ von wem gälte das reichlicher, von Diderot oder Leſſing?

Jetzt ruhete er einige Zeit, und nach ſolcher Arbeit konnt' er ruhen. In weniger als zehn Jahren hatte er alle dieſe ſo verſchiedenen Werke, und in den Jahren 59. 60. 61. eine Reihe der beſten geliefert, von denen zuletzt die Rede war. Im Jahre 1766,

trat er wieder hervor; mit eben so goldenen, glänzenden Waffen, nur in einem anderen Felde.

Die meisten meiner Leser erinnern sich noch wohl des Geschreies von Kunst, das, nachdem Winkelmann, Lippert, Heyne, Hagedorn, Mengs, geschrieben hatten, in Teutschland aufkam. Alles sollte Kunst lernen, das Kind in den Schulen, der Jüngling auf Universitäten, der Mann im Amt. Aus Statuen sollte der Geistliche predigen, aus Münzen der Jurist Urtheil sprechen, aus Gemmen und Pasten der Maler malen, der Dichter dichten. — Hier trat Lessing mit seinem Laokoon*) auf, leise, aber sehr gewiß, und weitaussehend. Von einer Stelle Winkelmanns ging er aus, über Caylus, Spence, und weiter fort, jetzt nur einige Grenzen der Poesie und Malerei auszuzeichnen, mit der Zeit aber diesen Gang über die Grenzen anderer Künste zu vollenden. Er hat ihn nicht vollendet; und wer wird's an seiner Stelle? Laokoon steht wie ein philosophisches Kunstwerk da, das der Künstler

---

*) Briefe antiquarischen Inhalts, zwei Theile. Berlin 1768, 1769.

mit Fleiß unvollführt gelaſſen, damit man ſich erinnere, daß man ihn nicht mehr habe.

Er gerieth darüber in einen Streit mit der Klotziſchen Schule; und es iſt nicht Leſſings Schuld, daß der Streit für Teutſchland nicht nutzbarer ausfiel. Er betraf theils zu armſelige Dinge, theils zu armſelige Leute. Kein Zeitungsblatt erſchien damals, in dem nicht die muthwilligen Knaben kamen und auch Leſſing einen Kahlkopf ſchalten; da ſchickte er endlich zwei Bären über ſie, die zerriſſen den Hauptknaben und jagten die übrigen in ihre Löcher and Winkel. Jeder Verſtändige ſchämet ſich jetzt dieſer Scene und des Werthes, den man damals manchen Kindereien beilegte. Damals indeſſen war's anders, und Leſſing hatte alle männliche Stärke und Dreiſtigkeit nöthig, um zu zeigen, was an manchen Armſeligkeiten ſey; welche Stärke man denn auch im zweiten Theile der vorgenannten Briefe, inſonderheit gegen das Ende *), reichlich antrifft. — Jetzt iſt Jedermann mit ihm einig; und das ſchöne Werkchen „wie die Alten den Tod gebilder" **),

*) S. 201 — 227.

**) Berlin 1769.

ſo ſchön in ſeinem Inhalt, als in ſeiner Entwickelung, iſt faſt das Einzige, was ſich dabei gewinnen ließ. Dieß gehört aber auch Leſſingen zu *): nicht dem öden Kunſtgeſchwätz ſeiner Gegner.

Leſſing lebte damals in Hamburg und ſollte einer Bühne vorſtehen, die unter ihm erſt teutſche Nationalbühne werden wollte. Warum ſie's nicht werden konnte? oder was überhaupt an dem ganzen Wort ſey? hat er ſelbſt zu Ende ſeiner Dramaturgie **) beſcheiden und aufrichtig geſagt. Wären indeſſen auch nur die zwei Bände Dramaturgie die Frucht ſeines Aufenthalts in dieſer Lage: ſo wäre das teutſche Theater überhaupt für die kleinen Veränderungen, die er dort machen oder nicht machen konnte, reichlich entſchädigt.

Sein Urtheil über einzelne Schauſpiele und Schau-

*) In den zwei Bänden Leſſingſcher Collectaneen von Eſchenburg mit Fortſetzungen herausgegeben (Berlin 1790) ſind noch verſchiedene gute Werke und Notizen über Literatur und Kunſt, inſonderheit Kunſtgeſchichte zu finden.

**) Th. II. S. 385.

Schauſpieler, ſo beſcheiden, durchdacht und männlich es allemal iſt, war ihm immer nur Veranlaſſung, ſich über die Quellen der Schauſpielkunſt, über das Weſen des Trauer- und Luſtſpiels, von den Zeiten der Griechen bis zu uns herab zu verbreiten. Inſonderheit ſind Shakeſpear, Ariſtoteles, Voltaire u. a. hin und wieder in ein Licht geſtellt worden, in das ſie bisher kaum geſtellt waren, und es iſt allemal Licht der Wahrheit. Von keinem Werk des Genie's ſchloß Leſſing das Denken aus; er war überzeugt, daß jeder Künſtler und Dichter nur durch deutliche Begriffe von ſeiner Kunſt zur Vortrefflichkeit in derſelben gelangen könne, und dieſen Weg zu deutlichen Begriffen über die Kunſt des Schauſpiels half Leſſing in ſeiner Dramaturgie bahnen.

Aber freilich war's nicht eines Menſchen Beruf, ihn bis ans Ende ſelbſt hinaus zu laufen. Bei ſeinen Fabeln verſprach er eine Ausgabe des Phädrus, hier eine Poetik des Ariſtoteles, die er für den Codex der ganzen griechiſchen Dramaturgie hielt, und für die er ſeine beſten Anmerkungen ſparte. Er kam unter andere Gegenſtände, in andere Geſchäfte; ſolle

ten indeſſen nicht unter ſeinen Papieren Vorarbeiten ſeyn, die des Drucks fähig wären?

Kaum ſollte ich, nach Leſſings mündlichen Aeußerungen, daran zweifeln *); und ſie ſind dann glücklicher Weiſe in den Händen eines Bruders, der nichts vorenthalten und nichts liefern wird, wobei nicht ſeines Bruders Ehre gewönne. Eine Geſchichte der äſopiſchen Fabel iſt kurz vor Leſſings Tode als zum Druck fertig angezeigt **), und über Sophokles dünkt mich etwas Aehnliches geleſen zu haben ***). Sein Freund Ariſtoteles, den er für den Erzvater der beſtimmten Kritik hielt, wird wahrſcheinlich nicht leer ausgegangen ſeyn.

Von Hamburg kam Leſſing nach Braunſchweig.

---

*) So ſchrieb ich 1781. Die Herausgabe der nachgelaſſenen Schriften hat dieſe Hoffnung nicht beſtätigt.

**) Materialien dazu ſind im 2ten Theile ſeiner vermiſchten Schriften, Berlin 1784 erſchienen; ſie ſind aber kein ausgearbeitetes Werk.

***) Der Anfang einer Abhandlung über ihn ſoll im Jahre 1761 ſchon abgedruckt geweſen ſeyn, die ihr Verfaſſer aber nicht geendigt. Das Fragment von Sophokles Leben iſt ſeitdem gedruckt erſchienen.

in ein wie anderes Feld gelehrter Arbeiten! Er zeigte ſich aber, nach ſeiner Art, darin gleich ſo bekannt, als ob er lange Jahre damit beſchäftigt geweſen wäre. Sein erſter Griff in der Bibliothek war Berengarius Turonenſis *), eine Entdeckung, an die Niemand dachte, weil niemand, daß dieſe Schrift des Berengarius in der Welt ſey, vermuthete; eine Entdeckung aber auch, die einem Zwiſt, der Jahrhunderte durch unbeſtimmt, wenigſtens unbewieſen geführt war, ein klares Ende machte. Und zwar, wie Leſſing mit Recht meinte, zum Vortheil der lutheriſchen Kirche, denn die Entwickelung des Dogma, die er am Ende der Schrift **) angiebt, iſt nicht nur der Natur der Sache gemäß, ſondern läßt ſich auch aus der Geſchichte beweiſen. — So lange alſo des Berengarius Buch nicht edirt iſt, wird dieſe reiche und entwickelte Anzeige Leſſings ſtatt des Buches ſelbſt dienen.

Die anderen kleinen Entdeckungen, die Leſſing in ſo kurzer Zeit in mehreren Fächern des gelehrten Al-

*) Braunſchweig 1770.

**) S 187 ff.

terthums, oder der Bücherkunde machte *), ſind hier nicht wohl herzuzählen; ſie können auch nicht Jedem gleich intereſſant ſeyn; genug, wenn ſie nur dem Liebhaber des beſondern, einzelnen Faches angenehm ſind, zu dem ſie gehören.

Aber das war nur Leſſing der Bibliothekar; Leſſing, der unter dem Gewühl dieſer Art, eine Emilia Galotti, einen Nathan den Weiſen machte; Leſſing, der zu eben dieſer Zeit ſich auch jedem ſeiner Freunde anſchlang und ihm half zu ſeinem Geſchäfte! Leſſing, der an jedem Orte jeden Würdigen gern an's Licht zog; wem er dienen konnte, dem gern diente — der männliche, thätig-freundſchaftliche, neidloſe Leſſing, wird nicht ſo gar viel und oft ſeines Gleichen haben.

In Berlin waren die Beſten, auch die in einerlei Gattung der Wiſſenſchaften arbeiteten, mit ihm. Von Mendelsſohn, Rammler u. a. iſt ſchon geredet. Kleiſt war ſein Freund: der Biedergeſchmack ſeiner Gedichte zeigt ihre ähnliche Denkart. Gleim, der Kriegsſänger, desgleichen; Leſſings iſt die Vorrede zu den

*) Zur Geſchichte und Literatur: vier Beiträge.

Kriegsliedern *). In Braunſchweig ſchloß er ſeinen Berengar an Schmids Adelmann an: Zacharia gab er den aufgefundenen Scultetus: und die Urne des jungen Jeruſalem **) umwand er mit immergrünenden Sproſſen eines ſchönen philoſophiſchen Laubes.

Der große Mann, ſagt Nathan:

Der große Mann braucht überall viel Boden,
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerſchlagen
Sich nur die Aeſte. Mittelgut, wie wir,
Find't ſich hingegen überall in Menge;
Nur muß der Eine nicht den Andern mäkeln,
Nur muß der Knorr den Knubben hübſch vertragen,
Nur muß ein Gipfelchen ſich nicht vermeſſen,
Daß es allein der Erde nicht entſchoſſen, — ***)

---

*) Ein Brief von ihm an Gleim über die letzten Volkslieder ſteht in den Analekten für die Literatur Th. II. S. 655. Der herausgekommene Briefwechſel zeigt dieß Alles im Erweiſe.

**) Philoſophiſche Aufſätze von Karl Wilhelm Jeruſalem. Braunſchweig 1776.

***) Siehe auch das Gleichniß von der Windmühle, die

Genug hievon. Die letzten Tage Leſſings ſollten durch eine theologiſche Streitigkeit verbittert werden, bei der, wenn das Publikum noch nicht ſo viel Nutzen daraus gezogen hat, als es Leſſings Abſicht und Meinung gewiß war, es ſchwerlich ſeine Schuld ſeyn dürfte *).

Er gab Fragmente eines Ungenannten heraus, über die Auferſtehungs- und andere Stücke der bibliſchen Geſchichte; und ich, der ich Leſſing perſönlich gekannt, ihn zu einer Zeit gekannt habe, da obgedachte Stücke wahrſcheinlich in ſeine Hände gekommen waren, und wie ich aus manchen ſeiner Aeußerungen jetzt ſchließe, ſeinen Geiſt damals lebhaft beſchäftigten; ich, der ich über Sagen dieſer Art ihn auch ſprechen hörte, und ſeinen Charakter über

---

mit allen 32 Winden in Freundſchaft lebt. Antiquariſche Briefe, Th. II. S. 250.

*) Jetzt wird es auch der ſtrengſte Theologe ſchwerlich läugnen, daß die Ausgabe der Fragmente viel Gutes veranlaßt habe. Der klarſte Beweis davon iſt dieſer, daß, wenn ſie jetzt erſchienen, ſie kaum die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen möchten, die man ihnen damals wider Willen ſchenkte; ein Zeichen, daß wir fortgerückt ſind??

das, was männliche Wahrheitsliebe iſt, genug zu kennen glaube; ich bin für mich überzeugt (für Andere mag ich's nicht ſeyn noch werden) daß er auch die Ausgabe dieſer Stücke allein und eigentlich zum Beſten der Wahrheit, zu einer freieren und männlichen Unterſuchung, Prüfung und Befeſtigung derſelben von allen Seiten, veranſtaltet habe.

Er hat dieß ſelbſt ſo oft, ſo ſtark, ſo deutlich geſagt: die ganze Art, wie er die Fragmente herausgab, und als Laie ſeine Gedanken, allenfalls zur Widerlegung, hin und wieder ſagte: überhaupt Leſſings Charakter, wie er Jedem eingedrückt ſeyn muß, der ihn gekannt hat (und Andere ſollten doch darüber behutſam urtheilen), alles dieß iſt mir Bürge für ſeine reine philoſophiſche Ueberzeugung, daß er auch hiemit etwas Gutes veranlaſſe und bewirke; nämlich — ich wiederhole es noch einmal, freie Unterſuchung der Wahrheit, und einer ſo wichtigen Wahrheit, als dieſe Geſchichte für Jeden, der ſie glaubt, und der an ſie glaubt, ſeyn muß.

Darf nun unter allen Wahrheiten und Geſchich-

ten dieſe Wahrheit, dieſe Geſchichte allein nicht unterſucht, nicht gegen jeden Zweifel und Zweifler unterſucht werden, ſo iſt das Leſſings Schuld nicht; aber zu unſern Zeiten wird kein Theologe und kein Religios ſeyn, der ſo etwas zu behaupten wage. Giebt man dieſen einzigen Satz zu: „Wahrheit müſſe „und könne unterſucht werden: Wahrheit gewinne „jedesmal bei jeder neuen, freien und ernſten Prü„fung, eben in dem Maß und Verhältniß, als ſie „für uns erkennbare, folglich auch nur in ſolchem „Maß für uns zu befolgende Wahrheit iſt," giebt man dieſen Satz zu, den die Geſchichte aller Zeiten, aller Religionen und Völker, inſonderheit die Geſchichte und Wahrheit der chriſtlichen Religion, überall wo ſie bezweifelt und angefochten iſt, unwiderſprechlich beweiſet: ſo hat Leſſing gewonnen; ſo müſſen wir, ſtatt von krummen, hämiſchen, böſen Abſichten zu reden, ihm danken, daß er uns eine neue Gelegenheit zu Unterſuchung und Befeſtigung der wichtigſten Wahrheiten, kurz zum Triumph, gegeben.

Je ſchwächer der Feind iſt, je ſtumpfer und elender die Waffen ſind, mit denen er auf uns los geht,

deſto leichter wird uns ja der Sieg, deſto ſicherer und geſchwinder können wir triumphiren; und dann verdient Leſſing wiederum Dank oder wenigſtens Mitleiden, daß er uns eine Windmühle ſtatt eines Rieſen in den Weg ſtellte. Genug, wenn wir klar zeigen, daß es eine Windmühle und kein Rieſe ſey; der ſie für etwas anders hielt, mag ſeinen Schimpf tragen.

Thun wir das aber nicht, laſſen die Windmühle ſtehen, und gehen hauptſächlich auf den los, der uns ſagt: „da iſt ein Rieſe! der muß erſt erlegt werden, „wenn eure Wohnung ſicher ſeyn ſoll," gehen wir auch ihm nicht in Abſicht der That, die er gethan hat (und die ihm, philoſophiſch betrachtet, ohne alle Widerrede erlaubt war), ſondern mit Unterſuchung der Beweggründe und Abſichten, aus und zu denen er ſie unausbleiblich gethan haben ſoll, auf den Hals; wäre das vernünftig, billig, theologiſch, chriſtlich?

Beweggründe und Abſichten der Seele ſtehen allein unter Gott, unter keinem menſchlichen Richter; in philoſophiſche, hiſtoriſche, theologiſche Streitigkeiten gehören ſie ganz und gar nicht. Mag Leſ-

fing ſich vor dem Richter, vor dem er jetzt ſteht, rechtfertigen, warum er die Fragmente herausgegeben? genug, für uns ſind ſie herausgegeben, ſie liegen vor aller Welt da; es kommt jetzt allein auf uns an, ob wir ſie Nutzen oder Schaden wollen bringen laſſen?

Ich bin auch ein Theolog, und die Sache der Religion liegt mir ſo ſehr am Herzen, als irgend Jemanden; manche Stellen und Stiche des Fragmentiſten haben mir wehe gethan, weil ich ihn wirklich mit ſtrenger Wahrheitsliebe las, und bei der Verwirrung, in die er alles zu ſetzen weiß, auf manches nicht ſogleich zu antworten wußte, auch auf manches noch jetzt ſehr beſcheiden antworten würde.

Keinen Augenblick indeſſen iſt mir ein Gedanke eingefallen, mich deßhalb an Leſſing zu halten, oder über ihn Rache und Verdammniß auszugießen, weil ich Stellen eines Buches, das er herausgiebt, nicht ſogleich aufhellen und berichtigen kann. Ihm dankte ich immer für die Bekanntmachung von Zweifeln, die mich beſchäftigen und weiter leiten, die mir Gedanken entwickeln, wenn auch nicht auf dem ebenſten Wege.

Entwickelt müſſen ſie werden, wenn Sache, Sache, Geſchichte, Geſchichte ſeyn ſoll; und glaube man doch nicht, daß alles ſo ſchwer zu entwickeln, daß alle Zweifel ſo neu und unerhört ſeyen, als ſie vielleicht auch Leſſing geglaubt hat. Viele ſind längſt geſagt und wiederhohlt worden, nur nicht von Chriſten, ſondern von Juden; nicht etwa im vorigen und dieſem Jahrhundert, nicht von Freidenkern in Frankreich und England (wohin ſich die Polemik vieler Retter und Streiter einſchränkt), ſondern von Rabbinen früherer Jahrhunderte, aus denen der Fragmentiſt manches, wenigſtens den ganzen Zuſchnitt der Schart genommen zu haben ſcheint. Iſt dieß nun alles beantwortet, gut! Iſt's nicht beantwortet, was kann Leſſing dafür? was darf er dafür haften? Beantwortet's jetzt! beantwortet's ſtille und geſetzt, klar, rein und deutlich, daß Licht die Finſterniß überwinde, und der Schatten elender Lüge die glänzende Wahrheit eben nur erhebe. Leſſing giebt euch Gelegenheit zu neuem Verdienſt.

„Aber ward er nicht ſelbſt im Streit heftig?" Laſſet uns davon ſchweigen, meine Brüder, denn wer reizte ihn! Wer kam ihm, nicht etwa mit Hef-

tigkeit (die hätte ihn wahrſcheinlich nur abgekühlt), ſondern mit Stolz und kalter Verachtung, mit hämiſchen Vermuthungen und unwürdigen Verläumdungen, mit langweiligen Armſeligkeiten, als ob's Herrlichkeiten der Welt wären, entgegen? — Ich will die Geſchichte des Streites nicht durchgehen, ich habe auch nichts weniger als alle Rettungen gegen die Fragmente geleſen. Es iſt manches ſehr Gute, auch einiges Vortreffliche gegen den Fragmentiſten geſchrieben, und was nicht iſt, wird werden; wir können aber auch nicht läugnen, viel Schlechtes und manches Gute auf ſchlechte Weiſe.

Das Ueble war, daß hier, wie überall das Schlechte zuerſt kam und die Spreu oben ſchwimmen wollte. Das Uebere war, daß, die da ſchwiegen, aus vornehmer Verachtung zu ſchweigen ſchienen, und Leſſing, der ſich eines Beſſern werth dünkte, ungeduldig wurde. Das Uebelſte von allem war, daß man verunglimpfte, anſchwärzte, verläumdete, verdammte, wo man unterſuchen und widerlegen ſollte. Das zu ertragen, war Leſſing nun wohl nicht gemacht, und ich möchte wiſſen, wer ihn dazu dürfe gemacht glauben?

Wie lange, meine Brüder, werden wir theologiſche und jede andere Wahrheit, theologiſche und jede andere Wohlanſtändigkeit, Sittlichkeit, Gründlichkeit, Schönheit immer ſo ſorgfältig unterſcheiden; und was in der Theologie vorkommt, was ſie auch nur von fern angeht, immer nur zunftmäßig *cum beneficio Feminae et Cleri*, durch uns, und vor uns, und nach uns wollen beurtheilen laſſen?

Wir ſind Theologen, aber nicht für uns allein: wir lehren, unterſuchen, predigen, retten, vertheidigen eine Religion, aber auch für andere Stände. Wollen wir unſerm Meiſter nachfolgen, ſo laßt uns die neun und neunzig theologiſchen Streit-Böcke in der Wüſte laſſen, und nach dem einen verlornen Schaaf von Laien gehen, das gegen Punkte unſerer Religion Zweifel hat, und ſich, wenn wir's nicht thun, an unſerer Gemächlichkeit, Ruhe und Steifigkeit, wie billig und recht iſt, ärgert.

Iſt die Bibel allein für Theologen und ihre Zweifel geſchrieben? Soll das Evangelium nicht aller Creatur gepredigt werden, auch dem Fragmentiſten aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel, wenn er allenfalls noch irgendwo unter dem Lebenden ſteckte?

Und wäre er ſelbſt nicht mehr; nun ſo hat er ja ſeine ſiebenhundert ſieben und ſiebzig Brüder, die auch Moſen und die Propheten haben, und leider keine Luſt bezeigen, ſie zu hören. Iſt's unſerm Stande, ſelbſt dem Werk, das wir treiben, nützlich oder ſchädlich, wenn, was in allen Künſten und Wiſſenſchaften langweilig, ungründlich, abgeſchmackt, oder gar boshaft, hämiſch, albern hieße, auf einmal ſeine Natur ändern, und angenehm, gründlich, tief, gelehrt, vortrefflich, geiſtig, ja gar wohlanſtändig, fromm, eifrig, um Gotteswillen heißen ſoll, ſobald es ſich hinter den Namen einer Predigt, einer theologiſchen Abhandlung, einer Rettung der Religion ſteckt? Größtentheils ſind dieſe ja nicht für Zunftgenoſſen, die an unſere Sprache und Schnitt, an unſere veniam quam petimus damusque vicissim, gewohnt ſind, ſondern für Leute geſchrieben, die Schönheit, Wohlanſtändigkeit, Gründlichkeit, philoſophiſche und hiſtoriſche Evidenz, doch vielleicht in andern Sachen ſehr geprüft und gekoſtet haben. Warum wollten wir uns nicht ſelbſt richten, damit wir nicht von Andern gerichtet, oder gar, trotz unſerer Titel und Namen, mit der Welt

ſchlechter Schriftſteller verachtet und verdammt werden? — —

Uebrigens will ich hier Leſſing nur entſchuldigen, weil er ein Menſch, wie wir, war; nicht rechtfertigen, noch rühmen; denn ich kenne weder alle die Gegner, noch alle die Umſtände, die ihn reitzten. Des Mannes Schrift z. B., gegen den er am heftigſten geſchrieben, kenne ich noch bis jetzt nicht, und bin alſo kein Richter zwiſchen beiden; indeſſen wird aber dieſer eifrige und gelehrte Theolog jetzt, nach Leſſings Tode, ſeinem Charakter und Geiſt die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, die er ihm einſt widerfahren ließ, da er ihn perſönlich kannte, hochſchätzte und ſeinen Freund nannte.

Mit dem Ort ändert man ſeinen Charakter nicht; wenigſtens nicht plötzlich; und ein Mann wie Leſſing, der alles unpartheiiſch, mit Augen der Wahrheit anſehen wollte, und ſich ärgerte, wenn ihm dagegen was in den Weg kam, ein ſolcher Mann wird mit den Jahren eher beſſer als ſchlechter. Auch bei dem Irrthum iſt Eifer für die Wahrheit ſchätzbar; die Leidenſchaft, die daher entſteht, daß man keiner Leidenſchaft, keinem Truge unterworfen ſeyn will, iſt

hochachtungswürdig. Nicht Jeder gelangt zu dieſer warmen Kälte, zu dieſer leidenſchaftsloſen Leidenſchaft für Wahrheit, und für Alles, was zu ihr führt.

Gut, daß Leſſing dieſe ſeine Laufbahn mit einem Glaubensbekenntniß und dem Schriftchen von der Erziehung des Menſchengeſchlechts *) ſchloß. Das letzte dürfte, ungeachtet mancher überſpannten Hypotheſe, mancher Theolog wohl geſchrieben haben.

Und wo biſt Du nun, edler Wahrheitsſucher, Wahrheitskenner, Wahrheitsverfechter — was ſieheſt, was erblickſt Du jetzt? Dein erſter Blick, da Du über die Grenze dieſer Dunkelheit, dieſes Erdennebels hinweg warſt, in welchem andern, höheren Lichte zeigte er Dir alles, was Du hienieden ſaheſt und ſuchteſt? Wahrheit forſchen, nicht erforſcht haben, nach Gutem ſtreben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein Blick, dein ſtrenges Geſchäft, dein Studium, dein Leben. Augen und

*) Berlin 1780.

und Herz ſuchteſt Du, Dir immer wach und wacker zu erhalten, und warſt keinem Laſter ſo feind, als der unbeſtimmten, kriechenden Heuchelei, unſerer gewohnten, täglichen Halb-Lüge und Halb-Wahrheit, der falſchen Höflichkeit, die nie dienſtfertig, der gleißenden Menſchenliebe, die nie wohlthätig ſeyn will, oder ſeyn kann; am meiſten (deinem Amt und Beruf nach) der langweiligen, ſchläfrigen Halbwahrheit, die wie Reſt und Krebs in allem Wiſſen und Lernen von frühauf an menſchlichen Seelen naget. Dieß Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut gingſt Du, wie ein Held an, und haſt deinen Kampf tapfer gekämpfet.

Viele Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen feſten Gefühls, voll goldener ewiger Güte und Schönheit, werden ſo lange Wahrheit, Wahrheit iſt, und der menſchliche Geiſt das, wozu er erſchaffen iſt, bleibet — ſie werden aufmuntern, belehren, befeſtigen, und Männer wecken, die auch, wie Du, der Wahrheit durchaus dienen, jeder Wahrheit, ſelbſt wo ſie uns im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme; überzeugt, daß ſie am Ende doch gute, erquickende, ſchöne Wahrheit werde.

Wo Du irrteſt, wo Dich dein Scharfſinn, und dein immer thätiger, lebendiger Geiſt auf Abwege lockte, kurz wo Du ein Menſch warſt, warſt Du es gewiß nicht gern, und ſtrebteſt immer ein ganzer Menſch, ein fortgehender, zunehmender Geiſt zu werden. —

Verzeihe der Leſer meine Apoſtrophe; die letzten Situationen ſeines Lebens riſſen mich hin, und ich wollte eigentlich nichts über ſeinen Charakter ſagen. Den wird und kann ſein näherer Freund beſſer ſchildern *).

Die Gottheit gab ihm einen guten Ausgang aus dem Leben, ohne lang' abmattende Krankheit und Leibesſchwäche.

Einen kleinen Erſatz für ſein zu frühes Ableben, für ſeinen auf lange Zeit unerſetzten Verluſt für

---

*) Auch dieſe Hoffnung iſt mit Mendelsſohns Tode vereitelt. So weit ich Leſſing gekannt habe, mag ich in dieſem Punkt nichts Geringeres als Shakeſpears Wort ſagen: „Lobe ihn nicht, ſprich nur: er war ein Mann!“ — Die Lebensbeſchreibung, die ſein Bruder von ihm geliefert, iſt ſehr ſchätzbar, da ſie viele Sachen enthält, die nur der Bruder wiſſen und ſagen konnte.

Teutſchland, bieten uns ſeine Schriften dar. —— Es zeigt einen ſehr hellen Kopf, einen ſehr feſten, reinen Charakter an, daß jeder Aufſatz, beinahe jede Zeile von ihm gedruckt werden konnte.

So wie die Rebe dem Baume zum Schmuck, wie der Rebe die Traub' iſt,
Du, du einzig Schmuck den Deinigen! Seit das Geſchick dich
Raffte, verließ ſelbſt Pales, und ſelbſt Apollo die Felder.
Streut den Boden mit Laub, umzieht die Quellen mit Schattung,
Auch erhöht ihm ein Grab, und fügt zum Grabe die Aufſchrift:
„Glanzvoll ſtaunt an der Schwelle des ungewohnten Olympus
„Daſnis unter dem Fuß erblicket er Wolken und Sterne *)."

* * *

*) Vitis ut arboribus decori est, ut vitibus uvae
Tu decus omne tuis. Postquam te fata tulerunt,
Ipsa Pales agros atque ipse reliquit Apollo.

— — Dank ſeinem Bruder und deſſen Gehülfen, daß ſie uns eine Sammlung Leſſingſcher Schriften gegeben, wie wir ſie noch von keinem teutſchen Schriftſteller gehabt haben. Wünſchten wir nicht alle, daß Leibnitz einen ſolchen Herausgeber gehabt hätte? Ueber die Art der Herausgabe hat er ſich, meinem Bedünken nach, genugſam gerechtfertigt. (Vorrede zum 2ten Theile Leſſingſcher Schriften, Berlin 1814.) Die Wahl der Männer, die ihm beiſtanden, ganz und völlig rechtfertigt ihn die oft und frei bekannte Denkart ſeines Bruders. „Einmal, ſagt dieſer, (Anti-Götze, Leſſings Schr. Th. VI. S. 233.) habe ich nun eine ganz abergläubiſche Achtung gegen jedes geſchriebene, und nur geſchrieben vorhandene Buch, von welchem ich erkenne, daß der Verfaſſer die Welt damit belehren oder vergnügen wollen.

Spargite humum foliis, inducite fontibus umbras
Et tumulum facite, et tumulo superaddite carmen:
„Candidus insuetum miratur limen Olympi.
Sub pedibusque videt nubes et sidera Daphnis.
Virgili Ecl. V. vers: 32 et sq.

Es jammert mich, wenn ich ſehe, daß Tod oder andere dem thätigen Mann nicht mehr und weniger willkommene Urſachen ſo viel gute Abſichten vereiteln können; und ich fühle mich ſofort in der Befaſſung, in welcher ſich jeder Menſch, der dieſes Namens noch würdig iſt, bei Erblickung eines ausgeſetzten Kindes befindet. Er begnügt ſich nicht, ihm nur nicht vollends den Garaus zu machen, es unbeſchädigt und ungeſtört da liegen zu laſſen, wo er es findet; er ſchafft, oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenigſtens Taufe und Namen erhalte.

Gerade ſo wünſchte ich wenigſtens (denn was wäre es nun, wenn auch darum noch ſo viel Lumpen mehr dergeſtalt verarbeitet werden müßten, daß ſie Spuren eines unſterblichen Geiſtes zu tragen fähig würden?) wünſchte ich wenigſtens alle und jede ausgeſetzte Geburten des Geiſtes mit eins in das große für ſie beſtimmte Findelhaus der Druckerei bringen zu können: und wenn ich deren ſelbſt nur wenige wirklich dahin bringe, ſo liegt die Schuld gewiß nicht an mir allein. Ich thue was ich kann, und Jeder thue nur eben ſo viel.

So dachte Leſſing, und ſo habe er's denn ſei-

ner eigenen Nemesis Dank, daß nach dem Maß, nachdem er fremde Handschriften hervorzog, die seinigen auch ans Licht gestellt werden. Ehre genug für Jeden, Schriftsteller oder nicht, dessen kleinstes Blättchen, dessen eiligster Brief mit so viel Ehre ans Licht treten darf!

Gens sui tantum similis, ein gar absonderliches Volk sind wir Teutschen. Unsere Nachbaren rühmen sich ihrer Schriftsteller: sie sammeln ihre Werke, Aufsätze, Briefe, Fragmente mit größtem Fleiß und setzen darin ein edles Eigenthum, eine Nationalehre.

So sind (nur wenige anzuführen) in Frankreich die Werke nicht etwa nur der Corneille, Racine, Moliere, Voltaire, Rousseau, Fenelon, Bossuet, sondern auch der Motte la Vayer, Motte Houdart u. a., in England Shakespears, Bacon's, Milton's, Swift's, Pope's, Hume's Werke, zum Theil mit einer Pracht erschienen, mit welcher der eitelste Schriftsteller selbst zuweilen unzufrieden seyn würde; und wo irgend ein Brief, ein Einfall, eine Anecdote von diesem oder jenem aufgegriffen ward, wird es bekannt gemacht und verherrlicht.

Unſre teutſchen Journale ſagen nach, rühmen und preiſen. Nur gegen unſere eigenſten Verdienſte ſind wir undankbar, verachten was nach der ſorgfältigſten Bearbeitung in der beſcheidenſten Tracht vor uns tritt, und entziehen ſelbſt dem Todten, was ihm gebühret. —

Für Höfe ſchrieb Leſſing nicht, auch nicht für den großen Maßſtab alles Geſchmacks, den Geſchmack der Franzoſen. Gegen dieſen ſchreibt man ihm vielmehr (obwohl meines Erachtens mit Unrecht) einen ungerechten Widerwillen zu; ſie mögen ihn alſo nicht leſen *).

Wir Teutſche wollen ihn leſen: theoretiſch und praktiſch war er der Sprache Meiſter. Wenn es auch keine teutſche Nation gäbe, die ſich um dieß oder jenes, worüber er geſchrieben hat, kümmerte: ſo ſollte es, dünkt mich, teutſche Gelehrte geben, denen dieß und jenes nicht gleichgültig ſeyn darf, und der verſtändige Mann in ſeiner Sinnes-

*) Ueber das Mikrologiſche mancher ſeiner Unterſuchungen, ſo wie überhaupt über die Bildung ſeines Styls, hat Leſſing ſich frank und frei erkläret. Siehe: Sämmtliche Schriften B. XIII. Vorrede IX. S. 390. B. IV. S. 174. ff.

und Denk-Art, iſt für einen gebildeten Mann bei jedem Schriftſteller das Wichtigſte und Beſte.

Auch ich ſtelle mir Ihren Jüngling vor, der „mit klaſſiſchen Kenntniſſen in der Schule ausgerüſtet, ehe er die Akademie beſchreitet“ eben auf dieſe Sammlung Leſſingſcher Schriften geriethe. Natürlich wird er Vieles in ihnen überſchlagen; wobei er aber verweilet, an den Werken ſeines Genius, an den Grundſätzen und Urtheilen ſeiner Kritik, an ſeinen unvollendeten Entwürfen, an ſeinen hie und da kaum genannten Vorſätzen, an ſeinen Meinungen über das was ihm leicht und ſchwer, nothwendig oder erläßlich ſchien, an ſeiner Wage des Billigen und Rechten, des Zweckmäßigen, Edlen und Schönen; an ſeiner Kunſt zu diſputiren, nach Ort und Zeit zu reden, Wahrheit zu verhüllen ohne ſie zu beleidigen, ſie nicht immer unmittelbar, ſondern auf gewöhlten Umwegen geſchickt zu befördern; vor Allem an ſeinem feſten und beſcheidenen Charakter, der nie mehr von ſich hielt, als ſich gebührt zu halten, der auch im Spiele ernſt, auch gegen Feinde gerecht, über die menſchliche Beſtimmung rein und ſicher, über das menſchliche Wiſſen und Beſtreben demüthig

und bescheiden, seinen Grundsätzen treu blieb, und in den widrigsten Fällen des Lebens den herben Apfel oft mit Scherz, immer aber mit männlicher Heiterkeit kostete; an diesem Mann und Schriftsteller wird er viel zu lernen finden! Seine Winke, seine Fehler werden ihn das Wichtigste lehren; er wird ihn hochschätzen und bedauern. Hochschätzen, daß er sich in so Vieles wohlgerüstet, muthig und glücklich warf; wo es ihm mißlang, sich am Ziel selbst nicht irre machen ließ, sondern es auf andern Bahnen suchte. Bedauern wird er ihn — —

Doch wozu die nutzlose Wiederholung? Mit Lessing ist das Problem abermals aufgelöst. Gebt diesem reinen Stahl in Sauerstoffgas nur einen Funken, welch Schauspiel einer herrlichen Flamme an Glanz und Farbe werdet ihr erblicken bis zum letzten Moment der Erscheinung. Bringt diese Flamme dagegen. — —

Der bescheidene Lessing erwartete von seinem Vaterlande Nichts; das schmerzlichste aller Gefühle, das Gefühl der Kränkung mäßigte er, selbst wenn man ihn täuschte. „Noch sind mir, sagte er *) in

*) Lessing Schr. B. XXV. S. 276.

meinem Leben alle Beſchäftigungen ſehr gleichgültig geweſen: ich habe mich nie zu einer gedrängt, oder erboten, aber auch die geringfügigſte nicht von der Hand gewieſen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilektion erleſen zu ſeyn, glauben konnte."

Seine erſte Jugendrede (1743) handelt von der Gleichheit eines Jahres mit dem andern*); in Anſehung ſeiner Erwartungen ſcheint er dieſer Jugendphiloſophie zeitlebens treu geblieben zu ſeyn. Kurz, das Trauerſpiel Spartakus, das er uns auf der Bühne nicht geben konnte, hat er uns durch ſeinen Lebenslauf gegeben. — (Briefe zur Beförderung der Humanität. Sammlung IX. S. 137 ff.)

* * *

Teophron — — — Haben Sie nichts von dem Lermen gehört, über dem Grabe dieſes Gelehrten! „er ſey ein Spinoziſt geweſen?"

Philolaus. Ich habe es nicht hören mögen, weil ich, Sie wiſſen, von Spinoza ſo übel unter-

---

*) Leben und Nachlaß, Th. II. S. 103.

richtet war, und mir den Namen Leſſings nicht gern durch einen Flecken verunſtalten wollte. Jetzt werde ich mit deſto größerer Begierde leſen, was er von ihm ſagte, da ich mir Leſſing ſo wenig als einen Spinoziſten denken kann, als wir Beide es ſind. Er war nicht geſchaffen, ein ....iſt zu ſeyn, welche Buchſtaben man auch dieſer Endung voran ſetzen möge, und die Lücken in Spinoza's Vertrage wird ſein Scharfſinn gewiß nicht verkannt haben *). (Zur Philoſophie und Geſchichte B. VIII. S. 193.)

* * *

Leſſing ſpricht über die Freiheit des Willens. „Ich begehre, ſagt er, keinen freien Willen: ich „bleibe ein ehrlicher Lutheraner, und behalte den mehr „viehiſchen als menſchlichen Irrthum und Gotteslä„ſterung, daß kein freier Wille ſey; worin der helle, „reine Kopf Spinoza's ſich auch doch zu finden

---

*) Schwer wird es dem denkenden Leſer werden, dieſe Behauptung Herders, mit der wenige Seiten ſpäter befindlichen Abhandlung: Leſſing über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott zu vereinbaren.

„wußte." — So ſcherzt er mit den Worten des Reichstagsſchluſſes zu Augsburg, und indem er uns auf den hellen, reinen Kopf Spinoza's verweiſet, erklärt er ſelbſt, wie er den unfreien Willen des Menſchen aufgenommen haben wolle. (a. a. O. S. 201.)

* * *

Denkmal
Ulrichs von Hutten.

— — Dieſer edle, teutſche Mann ſtarb als ein Flüchtiger, als ein Vertriebener, und hatte zuletzt nicht, da er ſein Haupt hinlegte, nur eine Schreibfeder fand man nach ſeinem Tode bei ihm, und einige Briefe ſeiner Freunde. — Wie ſein Nachlaß war, ſoll und kann auch nur dieß Denkmal werden: ein glatter Stein auf ſeinem Grabe, oder ein Brief von Freundes Hand über ſeinen Tod und über ſein kurzes, ſtürmiſches Leben.

Wenn ein junger feurger Mann ſchon in Jahren, die Andre noch als Pflanzen wegträumen, ein Mann für's Vaterland iſt, der den faulen Weg und

die ruhige Lebensart der Mönche früh verläßt, eben weil ihm vielleicht ſein Genius zuliſpelt, daß er's nicht lange werde thun können: erſtrebt, was er kann *): erwählt mit dem Guten und für's Gute freiwillig Ungemach zu leiden, Stand, Güter, Ruhe, Leben, Ehre aufzuopfern, und läßt ſich durch jede neue Gefahr nicht abſchrecken bis ans Ende ſeiner kurzen Laufbahn; die Finſterniß iſt aber ſtärker als das Licht, die Sklaverei ſtärker als die Freiheit: man rottet ſich um ihn, ſchneidet, da er noch keine Grenzen ſeiner Wirkſamkeit kennt, ihm Luft und Athem ab: auch ſeine Freunde treten ſcheu zurück: ſein edelſter, ihm treugebliebener Freund ſinkt, und

---

*) Hutten ſcheint dieß ſelbſt geahnet zu haben; er machte ſehr früh ſeine Grabſchrift:

Von der Geburt an ward mir zum Lebensloose das Elend;
Uebel zu Land' hab' ich, Uebel zu Waſſer erlebt.
Will es das Schickſal dann, daß all mein Leben im Jammer
Ende; ſo will es mir wohl, daß ich es endige bald.
Unter tauſend Gefahren hab' ich die Muſe geliebet,
Habe gethan für ſie, was und wieviel ich vermocht.

mit ihm Glück und Alles. Nun treten die falſchen hinzu, die ſich auch Freunde nannten, verläumden, ſpotten, höhnen ſeine Plage.

— Der Edle fällt, wie man vor böſen Buben fällt, und jene Unedeln behalten Recht: „Was hat er ausgerichtet? Was wollte er? Freilich — Freilich auch fehlte es ihm nicht — aber jung, zu jung" — Unter ſolchen Hohnſprechungen liegt nun der Arme bei einem Pfarrer auf einer kleinen Inſel im Zürcherſee, hatte in Teutſchland, für das er alles unternahm, zuletzt keinen ſichern Tritt mehr, und ſtarb auch dort mit Liebe für's Vaterland, und mit Löwenmuth gegen die Verkleiſterer der Wahrheit — Jünglinge, wallfahrtet zu ſeinem Grabe, und ſein Leben ſey euch ein Spiegel mehrerer Zeiten!

* * *

Als Ulrich von Hutten, der junge Fränkiſche von Adel, in Fulda ſtudirte, wollten ihn, wie billig, Mönche zum Mönche machen. *Tune hoc ingenium perderes?* ſagte der verdiente Eitelwolf von Stein zum Abt, und errettete den fähigen Knaben. Zeitlebens hing Huttens Herz an dieſem edlen Manne,

ſeinem Erretter. Ihm hatte er nachher die Gunſt des Churfürſten von Mainz, ſeine Reiſe nach Italien, ſein erſtes blühendes Hofglück zu danken; mit Eitelwolf von Stein ſank ihm ſeine erſte Stütze, auf die bald eine nach der andern folgte.

Eitelwolf war's, der dem Churfürſten von Brandenburg den Rath und den Plan zur neuen Univerſität Frankfurt an der Oder gab, und nach ſeinem Sinne ſollte ſie ein neues Athen der ſchönen und freien Weisheit werden; bald aber that's dem biedern Manne leid, da er die neue Univerſität ärger als eine andere mit Sophiſterei und Pfaffenkram überdeckt ſah. Er ging mit einer Societät der Wiſſenſchaften in Mainz, dem damals ſo blühenden Mainz, ſchwanger, und — ſtarb darüber. Genug, er hatte Hutten in die Welt geholfen, und Hutten hatte in ſeinen kurzen Jahren mehr gethan, als manche Societät in Jahrhunderten thun durfte, oder thun mochte.

* * *

Hutten ſtudirte in Köln, und das war, wie wir auch aus der Geſchichte Luthers wiſſen, damals mit

ein Hauptneſt der Philoſophaſter und Theologaſter. Der Ekel, den Hutten früh an dieſer Brut hatte, gab ihm, noch unbeſtimmt wie ſein Unmuth ausbrechen würde, den Stoff zu den *Epistolis obscurorum virorum*, dem ſpäteren kühnen Werke ſeines Lebens.

In Fulda war Crotus Rubianus, ſein nachmaliger Mitarbeiter an dieſen Briefen, ſein Mitſchüler geweſen, ein Freund, der ihm bis an's Ende treu blieb. Und da in Köln alle die Originale, inſonderheit der *gravissimus Ortuinus*, die das künftige Heldengedicht galt, lebten; ſo iſt dieß abermals eine Probe, wie das Meiſte, das wir in unſerem Leben thun, von Verbindungen und Umſtänden herrühret, in die uns früh die Vorſehung ſetzte. Die Morgenröthe des Lebens, Jugendeindrücke, frohe Freunde, Situationen von Jugendhaß und Jugendliebe — ſie machen meiſtens den Anklang unſerer Beſtimmung. Sie weben das Grundgewebe, in welches ſpätere Schickſale und eine reifere Vernunft nur den Einſchlag geben.

* * *

Hut-

Hutten ging überdrüßig von Köln nach Frankfurt, deſſen reizende Lage er, vermuthlich für ſeinen Eitelwolf, in Verſen beſchrieb. Freundſchaft alſo lockte den erſten Sproß des jungen Dichters hervor; dieſe Muſe verließ ihn auch nicht in ſeinem ganzen Leben.

Jugendliche Unruhe trieb Hutten hierauf nach Italien, zuerſt als Kriegsmann unter Maximilian, der damals Padua belagerte *). Und hier hing ſich die Schlange (eine Krankheit, die ſich gleich ſelbſt erklären wird) an ſeinen Fuß, deren Gift er zeitlebens mit ſich trug, und die zuletzt ſeinen Haſſern auch Anlaß zum Hohn gab. — Wer die Geſchichte der damaligen Zeiten und dieſes Uebels kennt, als es zuerſt in Europa ausbrach, der muß ungerecht ſeyn, wenn er nicht dem allgemeinen Zeugniß glaubt, daß man

*) Die in dieſem Feldzuge geſchriebenen kleinen Gedichte Huttens, ſind voll Patriotismus für Teutſchland und den Kaiſer, voll ächten Kriegermuths gegen die Venetianer, am meiſten aber gegen die Franzoſen. Manche von dieſen ſind ſo charakteriſtiſch, als ob ſie zu unſern Zeiten gemacht wären, und würden vielen Leſern in einer guten Ueberſetzung wohl thun. Die Nationen bleiben ſich immer gleich bis an's Ende der Tage.

damals ſehr unſchuldig dazu kommen konnte, und deſto ärger daran war, weil man noch kein Mittel dagegen wußte.

Die Krankheit, an der Fürſten und Herren damals mit Ehre laborirten, hatte den Schandfleck noch nicht, den ihr die ſpätere Zeit mit Recht gegeben. Jetzt iſt das Ungeheuer in ſeine Grenzen gebannt: damals war's Peſt am Mittage. Hutten ſchreibt in ſeinen Briefen mit einer Offenherzigkeit davon, die am lauteſten ſeine Unſchuld zeigt, (an der damals auch Niemand zweifelte, der ihn kannte). An die Fuggers ſchrieb er ein öffentliches Dank- und Glückwünſchungsſchreiben über den Lebensbaum, *Guajaci medicinam*, der durch ſie nach Teutſchland kam; und an den Erzbiſchof, Kardinal und erſten Kurfürſten Teutſchlands, Albert von Mainz, ſchrieb er, *de morbo Gallico librum*, in welchem er ein eben ſo patriotiſcher Verfechter der Geſundheit ſeiner Landsleute wird, als er ſich nachher ihrer Ehre, Freiheit, Aufklärung und Glückſeligkeit patriotiſch annahm. —

* * *

In Krieg und Krankheit waren ſeine Arbeiten flüchtige, einzelne Sinngedichte, die ſich ohne ſeinen Willen zerſtreuten, geſammelt oder vielmehr verſtümmelt herausgegeben wurden, die er alſo aus Noth ſelbſt herausgab, und ſie Maximilian zueignete.

Coluit, ſagt er —

Coluit per mille pericula Musas
et *quanti potuit* carminis auctor erat.

Von früh auf ſieht man in Hutten einen Mann, der zur Pedanten-Autorſchaft nicht gemacht war. Alles lebt in ſeinen Schriften, nichts ſteht geſchrieben, daß es nur alſo daſtehe. Seine Bücher, alle meiſtens kleine Stücke, ſind Stimmen aus ſeinem Leben, Laute ſeines Ritterworts, Handlung. Und darum wirkten ſie auch in ihrer Art, wie Luthers Schriften in der ſeinigen; er ſchrieb ein Latein, wie es die Drehbank Ciceroniſcher Perioden ſchwerlich allein hervorbringen möchte. Wie Dädals Bildſäulen ſieht man ſeine Werke und Phraſen gehen, kommen, handeln, leben!

* * *

Er kam nach Teutſchland, und ein Landedelmann, ſein Vater, der an ihm einen fleißigen, mühſamen Juriſten nach der damaligen Juriſtenzeit in Teutſchland ſuchte, fand nicht, was er wünſchte. Der junge Menſch ſchrieb ſeinen *Nemo*: das erſte Stück in künftiger Huttenſcher Manier, und wenn man deuten wollte, für ihn eine üble Ahnung. Bei'm erſten Auftritt war er ein Niemand und iſt gewiſſermaßen zeitlebens ein Niemand geblieben.

Vorher hatte er unter mancherlei Schickſalen ganz Teutſchland durchkrochen und durchflogen, „ein Ulyſſes, wie er ſagt, mit einer ganzen Odyſſee von Zufällen.“ Wenigſtens hatte er dabei den Vortheil, daß er das Teutſchland, für welches er nachher mehr als Demoſthenes ſeyn wollte, in allen ſeinen Provinzen kannte: von Roſtock und Greifswalde bis gen Frankfurt und Wien; Sachſen, Böhmen, Braunſchweig, die Schweiz. Zu Wittenberg hatte er ein Gedicht *de arte versificatoria* (ein Zeichen des Brodſtudiums, worin er Unterricht geben mußte) hingeworfen; aber auch dieß that er mit einer Wärme, die ganz den künftigen Mann prophezeite.

In der Schweiz nahm ihn der verdiente Reformator Vadian auf, und ſo kam er zum zweiten Mal, jetzt ganz ein Juriſt zu werden, nach Welſchland.

Wir wollen uns nicht in Umſtände einlaſſen, die man im Leben jedes jungen Dichters ſich denken, oder allenfalls finden kann, daß z. B. ihm der Geſchmack der Bartoliſten nicht anſtand, daß er ſich darüber auf ſeine Art äußerte, daß ihm die ſchöne Litera-tur in Italien wohl behagte, daß er von allen, die ſeine Talente kannten, geſchätzt wurde u. ſ. w.

Eben da er in Italien den Rechten oblag, kam ihm ein Umſtand ganz anderer Art in den Weg, als den, der er war, zu zeigen und zu üben. Der Herzog in Würtemberg hatte ſeinen Vetter Johann von Hutten mit eigener Hand im Walde umge-bracht: und nun ließ Hutten, der eben ſo ſehr Edel-mann und Geſchlechtsvertheidiger, als Teutſcher und Freiheitsvertheidiger war, Klagen, Briefe, Depla-rationen, endlich fünf Invektiven gegen den Mörder ausgehen, die, als wahre Demoſthenes-reden von Herz und Seele die Sprache der Un-

ſchuld und Rache ſprachen, und gegen einen Thäter, der Herzog war, alles zu Hülfe nahmen *).

Weiterhin werden wir unſern Demoſthenes im wirklichen Feldzuge gegen ſeinen Feind ſehen, da ſein Freund, der gerechte und edle Sickingen, des ſchwäbiſchen Bundes Haupt war. Hier bemerken wir nur, daß die Stimme, die ſich jetzt für ein un-

---

*) Vor einer Sammlung dieſer Schriften ſagt er:

Sey nicht, o Leſer, von zu zartem Ohr;
Sonſt iſt die herbe Speiſe nicht für Dich.
Ein hartes Werk beginnen wir, und hart
Sind unſre Worte: denn auch er war hart,
Auf den wir treffen, und hart ſeine That.
Wenn Du dieß Bändchen lieſeſt, denk' es ſchrei
In ihm unſchuldig-ungerächtes Blut.

Und am Ende des Buches ſagt er:

Haſſen, o Leſer, kannſt Du mein Buch nicht; nur den Tyrannen
Kannſt Du haſſen und mußt, wer du vom Volke auch ſeyſt.
Haſſenswerth iſt die That, und haſſenswerth der ſie übte; aber verdient der, der ſie verkündiget Haß?
Redlich für die Sache.

Hutten.

gehörtes Bruderblut erhob, bald zu Kaiſer und Reich über allgemeinere Angelegenheiten rufen ſollte, und ſich an einem ſo ſonderbaren, tragiſchen Familienvorfall zum Voraus gleichſam nur üben mußte. — In dieſem Jahr 1515 ſtarb Hutten auch ſein Freund, Erretter und Beförderer, von Stein, und nun ging ſeine zweite Laufbahn an.

* * *

Schon ſein Geſpräch gegen Ulrich: Phalarismus, *Dialogus Huttenicus*, hatte er mit dem Wort geſchloſſen, das nachher auch in andrer Abſicht ſein Wahlſpruch werden mußte: *jacta est alea!* ich hab's gewagt! Schon dieſen Dialog endete er mit den Worten: *exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!* Und nun drang ihm die Beklemmung, in der damals die Ehre und das Licht Teutſchlands, ein verdienter Mann von mehr als einer Seite, Reuchlin, war, zu Herzen: er machte ſich mit ſeinem Schul- und Buſenfreunde Crotus auf, ihm gegen den Ketzermeiſter Hochſtraaten und mehrere Fakultäten privilegirter Verfolger, die rechtlich wütheten, durch ein Mittel zu helfen, das mehr als eine De-

duktion wirkte; er ſchrieb die *Epistolas obscurorum virorum.*

Daß Crotus daran Theil gehabt, iſt unläugbar; ſie aber deßwegen, weil Crotus mitgeholfen, dem Hutten ganz abſprechen zu wollen, iſt eben ſo Unnoth; als ſie gar dem Erasmus zuzuſchreiben, der unter allen Sterblichen ſie wohl am wenigſten ſchreiben wollte.

Kurz, dieſe Schrift Huttens überwand für Reuchlin mit. Sie traf ſo ſcharf, ſchied Mark und Bein, ſtellte die Pfefferkorne, Ortuini und alle ihres Gelichters ſo ganz dar, daß es weiter keines Läugnens bedurfte. Unglaubliche Wirkung machte dieſe Schrift, als ſie erſchien; auch auswärtige Nationen ſchätzten ſie, obgleich für ſie die feinſte Spitze des Salzes verloren ging: denn das Teutſchlatein, die teutſchen mönchsgelehrten Sitten, ſind in ihr das Hauptwerk; eine Nationalſatyre voll Geiſt, Feuer, Witz und äußerſt genauer, treffender Detail-Wahrheit *).

*) Ob dieſe Briefe und mehrere Huttenſche Geſpräche, die in der Sammlung Pasquillorum I. 2. Eleutherop.

Endlich endigte Sickingen was Hutten angefangen hatte, und sprach mit diesen Leuten, wie man mit ihnen reden mußte. Sie krochen zu Kreuz, und Reuchlin hatte in seinem Alter Ruhe. — Der Bruder Ketzermacher, Hochstraaten, gegen den auch in Luthers Schriften die teutsche Wahrheit zu lesen ist, soll einmal Hutten in den Niederlanden begegnet, ihm vor Angst und Schreck zu Fuß gefallen

---

1544 stehen, Pasquille oder Satiren sind? muß nicht aus dem Geiste unserer, sondern der damaligen Zeit entschieden werden. Wie manches, selbst in Luthers und Erasmus Schriften, würde jetzt nicht geschrieben.

In allen seinen Schriften zeigt sich zwar oft ein hitziger und brausender, nie aber ein unedler Geist, und daß in Huttens, wie in des freilich vorsichtigern Erasmus Schriften viel attischen Spottes sey, ist unläugbar. Nur weil Hutten die Sache, die er trieb, so tief zu Herzen nahm, war sein Salz scharf; er wollte nicht etwa nur vergnügen, sondern ändern, bessern, zuletzt auch rächen; und dann hat leider der Spott von selbst ein Ende. Sein *Vir bonus*, seine *Intercessio pro Capnione*, der heroische Gesang *in Triumphum Jo. Reuchlin*, seine Schriften an den Kaiser, seine *Germania*, sein *Arminius* sind voll der wärmsten, edelsten Stellen; und überhaupt gehört nicht jede Produktion der Erde in die Zeit und Stunde, in der sie erscheinet?

ſeyn und ſeine arme Seele ſchon allen Heiligen mit dem Stoßſeufzer empfohlen haben: „Leben wir, ſo leben wir dem Herrn" u. ſ. w. „An Dir verunreinige ich mein Schwert nicht," ſagte Hutten, und ließ ihn gehen.

* * *

Als Hutten zum dritten Mal aus Italien kam, war ſein Ruhm in der ſchönſten Blüthe. Da jauchzten ihm alle Freunde der Wiſſenſchaften zu und prieſen ihn, den ſiegenden Reuchliniſten. Erasmus lobte ihn als einen Mann, desgleichen nicht geweſen *); ſeine Freunde, inſonderheit der redliche

*) Auch Huttens erklärter Feind konnte die ungemeine Lebhaftigkeit, Stärke und Biegſamkeit ſeinem lateiniſchen Styl nicht abſprechen. — Jedesmal war er, was er ihm ſeyn ſollte. Den Livius ſtellte er, vermehrt, aus einer gefundenen Handſchrift her; und jede Beute der ſchönen und nützlichen Literatur lag ihm am Herzen. Sein Streit gegen das Papſtthum war auf Geſchichte gegründet, und er ging hierin rein zu Werke; auch hatte er anfangs auf Luthern nicht die mindeſte Rückſicht. Er, wie Luther, hatte den Funken, der ſie anglühete, aus Italien ſelbſt geholt. Zu läugnen iſt indeſſen nicht, daß in dieſer Flamme, auch ohne die mindeſte Religionsabſicht, bei Hutten mit-

Pirkhaimer, (Nürnbergs verdienter Patricius, Dürers und aller Guten Freund), empfahlen ihn Maximilian, der ihn in Augsburg mit eigner Hand zum Dichter mit einem Kranze krönte, den ſeines Freundes Pirkhaimers Tochter für ihn gewunden hatte.

Hier war er mit dem Gefolge des Kurfürſten von Mainz auf dem Reichstage, hatte gute Hoffnungen zu des Kaiſers Hofe, und ſeine Jugendphantaſie träumte lebhaft, was er ausrichten, vollenden würde! Man leſe den langen Brief, den er an Pirkhaimer ſchrieb, als dieſer ihm die Einſamkeit auf ſeinem fränkiſchen Ritterſchloſſe anrieth. Burkhard, ein um Hutten ſehr verdienter Mann, hat dieſen Brief herausgegeben und commentirt; er zeigt, daß ungeachtet ſeiner ſchwächlichen Geſundheit, Hutten damals noch

---

unter ein wildes Feuer brannte; und dieſes war, auch ſeine Jahre abgerechnet, der Rittergeiſt ſeiner Zeiten. Er war ein fränkiſcher Edelmann, im Kriege früh gebildet; er glaubte, wie mit dem Schwert, ſo auch mit der Feder kämpfen und ſich auf gleich getheiltes Licht, auf einen offenen, freien Kampfplatz verlaſſen zu können. Leider aber war dieß der Fall nicht. Er kämpfte mit einer unſichtbaren, weit überwiegenden Macht und mußte erliegen.

alles lachte. Da ſchrieb er wie in einem Feuerſtrom die Rede: *Ad principes Germaniae, ut bellum Turcis inechant, Exhortatoria*, in der, ſo viel dem Kaiſer am Inhalte lag, doch einige zu warme Stellen weg mußten.

Damals lebte der Hof, und was ſich am Hofe Maximilians und Alberts für Teutſchland thun ließe, in ſeiner Seele: jede Blüthe irgend eines ſchönen Genie's, in welcher Nation ſie auch aufſprießen mochte, Budäus, Oecolampadius, Pirkhaimer, Faber, Erasmus, Copus, Ruellius vergnügte ihn ſo lebhaft, als ob alle dieſe Männer ſeine Brüder, Mitarbeiter zu einem Werke wären. — Das wahre Kennzeichen umfaſſender Seelen!

An Luther, der damals vor Cajetan zu Augsburg ſtand, nahm er noch nicht Theil, vermuthlich weil er ſeine Sache nur als eine theologiſche Streitigkeit anſah, und ihn noch nicht kannte. Daß indeſſen ſchon damals in Hutten die ganze Flamme gelodert, die ihm ſpäter Luthern ſo theuer machte, zeigt die lange Dedikation, womit er des Laurentius Valla Schrift: „über die erlogene Schenkung

Konſtantins" dem Papſt Leo ſelbſt zu übergeben ſich getraute.

Ein rechter Jugend-Helden-Eulenſpiegelſtreich in Huttens Leben. Er that's mit ſo vielem Lobe dieſes, und mit ſo bitterm Tadel des vorigen Papſtes, dabei auch mit einem ſo lauten Geſchrei für die Freiheit der Teutſchen gegen des Papſtes Anſprüche, daß er ſich entweder das größte Wunder zutrauen; oder den bitterſten Haß des Papſtes erwarten mußte. Den er denn auch froh erwartete; nur daß er ſich an Albert, am Kaiſer, an den Fürſten und Ständen des Reichs deſto mehr irrt, und für ſeine gute, wahre, gerechte, gerecht anerkannte Sache von ihnen zu viel hoffte.

Hutten bahnte alſo Luthern unwiſſend den Weg, und half ihm nachher, da er ihn kannte, treulich. Nur lief es freilich nicht nach Huttens Sinne *).

---

*) Luthers Ausſprüche von Hutten zeigen von dem großen Verſtande des biedern Mannes, und wie beſſer er, als Hutten, die Welt kannte. *Huttenus* et multi alii fortiter scribunt pro me et parantur in dies cantica, quae Babylonem istam parum delectabunt. — Hutten litteras ad me dedit, ingenti spiritu aestuantes in B.

Der Kaiſer ſtarb: Hutten folgte dem Kurfürſt Albert nach Maimz, wo er in Ruhe des Hoflebens einige ſeiner beſten Dialogen verfertigt hat; aber dieß Leben war am Ende für ihn nicht. Lieber ging er mit Sickingen gegen den Herzog Ulrich zu Felde, zog darauf auf ſein Schloß Stakelbergk, und vollendete ſeine Dialogen über Glück, Fieber und Papſtthum.

Dieß letzte Geſpräch hieß: „die römiſche Dreifaltigkeit, und es iſt unbegreiflich, wie daſſelbe nicht bloß in Maimz öffentlich gedruckt werden, ſondern auch der Verfaſſer nachher frei am Mainziſchen Hofe und in Gnaden des Kurfürſten ſeyn konnte. Freilich nicht lange„ denn bald kam der ſchärfſte Be-

---

Pontificem, scribens: se jam et litteris et armis in tyrannidem sacerdotalem ruere. — — — Quid Huttenus petat, vides; nollem vi et caede pro evangelio certari.

Melanchthon, nach ſeiner Gemüthsart, fürchtete Hutten. Ut virum magni facere et admirari propter doctrinae eruditionem et praestantiam ingenii, sic ab illius natura vehemente et excelso animo et voluntate ad novas res propensae non nihil timere P. Melanchthonem licuit animadvertere ſagt Camerarius im Leben Melanchthons. Dieß alles war in ſeiner Ordnung.

ſehl aus Rom, „daß ein ſo frecher Sünder, als „Hutten, gegen den die Theologiſten in Köln längſt „die Bulle wegen der Epiſteln obscurorum virorum, „in Händen gehabt, und der fortführe, von der rö„miſchen Dreieinigkeit ſelbſt in Mainz zu ſchreiben, „nicht anders, als in Ketten nach Rom geführt zu „werden, verdiene.“

Zu dieſem edeln Werke ward nun alles mit aller Schärfe aufgeboten, und Hutten hatte keinen Beſchützer. Albert konnte und durfte dieß nicht ſeyn; zum Erzherzoge Ferdinand ſchrie Hutten laut, aber vergebens. Er hatte Herz genug, an Kaiſer Karls Hof nach den Niederlanden ſelbſt zu gehen, aber umſonſt: er fand kein Gehör: Dolche, Meuchelmörder, Ketten und Banden erwarteten ihn allenthalben. Und immer blieb Hutten unerſchüttert derſelbe. Man ſchaudert, wenn man ſeine Briefe, Reden und Aufforderungen an Ferdinand, Karl, Albert, Friedrich von Sachſen, an alle Stände des Reiches lieſet. Hier erſcheint Teutſchlands Demoſthenes in ſeiner Größe. Wahrheit, Freiheit, Stand, Ruhm, Noth, Vaterland, alles läßt er ſprechen, rufen, klagen. Die fünf Klagſchriften ſind in's Teutſche über-

ſetzt, mit dem Beiwort: „ein groſses Ding, die Wahrheit! ſtark über Alles!“ Er hätte aber lange rufen können, wenn ihm nicht ſein alter, ungerufener Freund, Franz von Sickingen, ein Mann, deſſen Name Teutſchland zu den edelſten Römern ſtellen kann, wenn der ihm nicht mit gewohnter Hand Schutz und Freiſtatt gegeben hätte. Hier leider! geht der dritte Theil von Huttens Leben an, und Gottlob! daß dieſer nicht lange dauert.

* * *

In ſeines Freundes Sickingen Schloß, Ebernburg am Main, fand der alſo eine Freiſtatt, der ſie nirgend, auch auf ſeinen eignen Gütern nicht mehr fand. Nach Frankreich ward er geladen, aber er wollte Teutſchland nicht verlaſſen, deſſen Sache er jetzt eben am eifrigſten, fröhlichſten, freiſten forttrieb.

In Ebernburg ſchrieb er: „die Anzeige, wie ſich allweg der Papſt gegen den Kaiſer gehalten:“ er commentirte die Bulle des Papſtes gegen Luther mit Noten, ſchrieb neue Dialogen, Invectiven, Aufmunterungen, Aufweckungen, Briefe, Beklagungen der Freiſtätte teutſcher Nation, lebendige Abkonterfak-

ſaktur des Papſtthums u. ſ. w. jedes Stück immer ſtärker, lebendiger, mächtiger, wahrer als das was voranging.

Jetzt ſchlug er ſich zu Luther, munterte ihn auf, bot ſich und ſeinen Sickingen zu allem an. Schon dieſes Sickingen wegen, wird dieſer Theil von Huttens Leben und Schriften außerordentlich merkwürdig. Allemal wenn er an ihn denkt, wenn er ihn nur mit einem Wort, einer That anführt, ſieht man den ganzen Biedermann vor ſich. Ihm und dem großen Haufen des teutſchen Volks zu gut, ſchrieb Hutten jetzt teutſch, überſetzte ſeine beſten lateiniſchen Geſpräche für ſeinen Freund Sickingen, der ſich auch Luthers Schriften beim Abendeſſen und müßigen Stunden vorleſen ließ, und dann gewöhnlich wahre Ritterworte darauf ſetzte. Höre man eine Zueignung Huttens an ihn, in der Beide geſchildert werden, wie ſie waren:

„Dem edlen, hochberühmten, ſtarkmüthigen und
„ehrenfeſten Franz von Sickingen, Kaiſ. Majeſt.
„Rath, Diener und Hauptmann, meinem beſondern
„vertrauten und trefflichen guten Freund, entbeue ich

„Ulrich von Hutten meinen freundlichen Gruß „und willigen Dienſt.“

„Ohn Urſach iſt das Sprüchwort: in Nöthen „erkennt man den Freund, nicht in Gebrauch kom„men. Wahrlich darf Niemand ſagen, daß er mit „einem Freund verwahret ſey, er hab ihn den in „ſeinen nothdürftigen anliegenden Sachen dermaßen, „daß er ihn inwendig und auswendig kenne, verſucht „und geprüft. Wiewohl nun der glückſelig zu ach„ten, dem nie vonnöthen ward, einen Freund dieſer „Geſtalt zu probiren, mögen doch auch ſich die der „Gnaden Gottes berühmen, ſo in ihren Nöthen be„ſtändige und harthaltende Freund' empfunden haben. „Unter welchen ich mich denn nicht wenig Gott und „dem Glück zu bedanken hab. Denn als ich auf „das äußerſt an Leib, Ehren und Gut von meinen „Feinden genöthigt, ſo ungeſtümlich, daß ich kaum „Freund anzurufen Zeit gehabt, biſt du mir nicht, „als oft geſchieht, mit tröſtlichen Worten, ſondern „hülftragender That begegnet, ja mag ich, als das „Sprüchwort iſt, ſagen, vom Himmel herab zu„gefallen.“

„Der nicht geachtet, was ein jeder von meinen

„Sachen rede, ſondern ſie an ihr ſelbſt Geſtalt be-
„herzigt. Haſt dich nicht durch Schrecken meiner
„Widerwärtiger von Verfechtung der Unſchuld abzie-
„hen laſſen, ſondern aus Liebe der Wahrheit und
„Erbarmniß meiner Vergewaltigung für und für
„über mir gehalten. Und da mir aus Größe der
„Fahr die Städt verſchloſſen geweſt, alsbald deine
„Häuſer, die ich aus der und andern Urſachen Her-
„bergen der Gerechtigkeit nennen mag, aufgethan,
„und alſo die angefochtene und verjagte Wahrheit in
„die Schooß deiner Hülf empfangen, und in den
„Armen deiner Beſchirmung gar kecklich gehalten.
„Daraus denn gefolgt, daß ich in meinem Fürſatz,
„den auch Du ehrbar und redlich nennſt, nicht we-
„nig geſtärkt, alle Gelehrten und Kunſtliebenden
„teutſcher Nation ſich in Freuden und Frohlocken
„erhaben, und gleich als nach einem trüben Wetter
„von der freudenreichen Sonne erquickt worden.
„Dagegen die boshaften Kurtiſanen und Romaniſten,
„die mich verlaſſen gemeint, und derhalben nahet
„einen Triumph von mir geführt hätten, da ſie ge-
„ſehen, daß ich mich an eine feſte unerſchütterte
„Wand gelehnt hab', ihren Stolz und Uebermuth

„gegen mir etwa niedergelaſſen, ſich faſt ingethan
„und kleines Lauts worden. Für ſolche deine Wohl-
„that Dir genugſamen Dank zu ſagen, hab' ich
„nicht Mangel an Gemüth und Willen, ſondern am
„Glück und Vermögen. Wird mir aber je eine
„beſſere Zeit erſcheinen, und ſich Aenderung des
„Glücks (als denn meine freie Hoffnung zu Gott
„iſt) begeben, will ich Dir allem Vermögen nach
„u. ſ. w. auch

„Wo etwas meine Schrift vermag
„Dein Lob muß ſterben keinen Tag."

„Denn ohn Schmeicheln und Liebkoſen zu reden
„biſt Du, der Du zu dieſer Zeit, da Jedermann be-
„däucht, teutſcher Adel hätte etwas an Strengheit
„der Gemüther abgenommen, Dich dermaßen erzeigt
„und bewieſen hat, daß man ſehen mag, teutſch
„Blut ſey noch nicht verſiegen, noch das adlich Ge-
„wächs teutſcher Tugend ganz ausgewurzelt. Und
„iſt zu wünſchen und zu bitten, daß Gott unſerm
„Haupt Kaiſer Karlen Deiner tugendhaften, une-
„ſchrockenen Muthſamkeit Erkenntniß inngebe, damit
„er Dich deiner Geſchicklichkeit nach in hohen treff-

„lichen feinen Händeln, das römiſche Reich, oder „auch ganze Chriſtenheit betreffend, ſo mit Rath und „der That brauche. Denn alsdann würde Frucht „deiner Tugend zu weiterem Nutz kommen. Für„wahr einen ſolchen Muth ſollte man nicht ruhen, „noch inwendig Bezirks kleiner Sachen gebraucht „werden laſſen. Aber ich hab' mir nicht fürgenom„men, in dieſer Vorred' dein Lob zu beſchreiben, „ſondern einmal meinem Herzen, das geſteckt voll gu„ter Gedanken und freundlicher Gutwilligkeit iſt, „Luft zu geben. Schenk Dir zum neuen Jahr die „nachfolgenden meiner Büchlein und wünſch' Dir „damit nicht, als oft wie unſere Feinde pflegen, eine „fröhliche, ſanfte Ruh, ſondern große, ernſtliche, tap„fere und arbeitſame Geſchäft, darin Du vielen „Menſchen zu gut, dein ſtolzes heldiſch Gemüth „brauchen und üben mögeſt u. ſ. w. 1521."

So war Freund zu Freund. Seit Hutten bei dieſem Freunde war, ſchrieb er für's Volk, hie und da auch in Volksreimen. Wenn ſie uns Knittelverſe dünken, ſo waren ſie es damals nicht: ſie wären Verſe, die das Volk leſen und behalten

ſollte; daher beſetzte er hie und da auch andre ſeiner Werke mit ſolchen Reimen.

Die Wahrheit iſt von neu geboren,
Betrug hat ſeinen Schein verloren,
Daß ſey Gott jeder Lob und Ehr
Und acht nicht fürder Lügen mehr.

Ja, ſag' ich, Wahrheit war verdrückt,
Iſt wieder nun hervorgerückt,
Daß ſollt man billig genießen lon,
Die dazu haben Arbeit gethon.

Die faulen Pfaffen lobens nit — —
Ach fromme Teutſchen haltet Rath,
Da's nun ſo weit gegangen hat,
Daß nicht geh wieder hinter ſich.

Mit Treue hab's gefördert ich,
Und begehr deß anders keinen Genieß.
Denn — wo mir g'ſchäh deßhalb Verdrieß —
Daß man mit Hülf' mich nicht verläßt.

So will ich auch geloben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer lahn,
Das ſoll mir bieten ab kein Mann.
Auch ſchafft zu ſtillen mich, kein Wehr,

Kein Bann, kein' Acht wie feſt und ſehr
Man mich damit zu ſchrecken meint.
Wiewohl mein' fromme Mutter weint,
Da ich die Sach' hatt g'fangen an,
Gott woll ſie tröſten! Es muß gahn,
Und ſollt es brechen auch fürm End,
Wills Gott, ſo mags nicht werden gewendt.
Drum will ich brauchen Füß und Händ'
Ich habs gewagt!

Ich weiß, fängt er in der Beklagung der Freiſtätte teutſcher Nation an!

Ich weiß, ich werd noch Lands verjagt,
Und daß ich ſolchs nicht ſchweigen kann,
Und nehm das Dings allein mich an.
Doch iſt es wahr; und iſt nicht recht,
Daß man woll machen krumm zu ſchlecht. —

Die traurige Weiſſagung ward bald erfüllt. Das Jahr darauf fingen Sickingens Sachen übel zu gehn an, und 1523 im Mai ſtarb der edle Held, auf folgende unwürdige Weiſe.

Sickingen hatte einen Zug zu thun gegen den Herzog von Lothringen, Erzbiſchof von Trier, Kur-

fürſt von der Pfalz, Landgraf von Heſſen. Ein Ritter gegen die Fürſten des ganzen Rheins. Er war alt, mit Gicht behaftet, konnte nicht mehr aufs Pferd, mußte in einem Seſſel getragen werden, und da rotteten ſich gegen den alten Löwen ein Hauſe andrer Thiere. Höre man ihn ſelbſt, wie er redet.

„Meine lieben Brüder und Nachbaren, warum „kommt ihr wider mich zu fechten und zu ſtreiten? „Nun bin ich doch mit euch dran. Ich begehr euch „zu erlöſen von dem ſchweren entchriſtlichen Joch „und Geſetz der Pfaffheit, und zu evangeliſchen lich„ten Geſetzen und chriſtlicher Freiheit zu bringen. „So wollt ihr das nicht leiden, thut, als der den „fallenden Siechtag hat, will nicht, daß man ihm „helf, daß er nicht verderbe. Denket, daß ihr wider „Chriſtum und ſein Evangelium ſtreitet, und nicht „wider mich. Um des Evangeliums willen will ich „den Tod nicht fliehen. Gottes Will geſchehe. „Amen.“

Dem Adel, den obige Fürſten gegen ihn erregt hatten, ſchrieb er: „O feſten, edlen, lieben Mitbrü„der, wollt Gott, ihr hätt euch baß bedacht! Warum „zieht ihr wider Euch, Eure Kinder und Kindskin-

„der? Warum zerreißt ihr Eure Freiheit und wollt
„Knecht' und Gefangene der Beſchornen ſeyn?
„Denkt ihr nicht, wenn Franz überwunden wird mit
„ſeinem Anhang, wie man Euch darnach wird ein
„Zaum und Biß in das Maul legen und Euch füh-
„ren, wo N. hinwollen? Ihr wollet denen helfen,
„die den teutſchen Adel verderbt haben mit Lügen,
„Eure väterliche Güter an ſich gezogen, als ſind die
„beſchornen Knaben, die Stift und Klöſter. Ihr
„und die Euren mangelt: ſie leben im Saus, ver-
„thun das Eure mit Huren, Hoffart, Völlerei, Bü-
„berei, wollt ihr Euer Leben für die ſetzen? Ja ſie
„wollen unſre Seelen auch verderben, ſo ſie uns
„das Evangelium Chriſti und Wort Gottes nicht
„laſſen predigen, auch ſelber nicht predigen, und er-
„tränken unſere Seelen mit ihren eignen Träumen,
„Fündlein, Geſetzen und Lehren, gleißenden Worten.
„Wollt Gott, daß ihr der Sach noch nachgedächtet,
„ſo werden ihr Franciſco N. beiſtehn. Gottes Will
„geſcheh, Amen. All Sieg von Gott." So dachte
Franz: dafür ſtritt er. Da ward er in ſeinem Al-
ter von vier Fürſten und einem großen Rott Adels
in ſeinem Schloß Landſtein zuletzt umringt, von

einer Kugel, die ſie ins Schloß geſchoſſen, auf der Mauer getroffen, lebte noch 24 Stunden, hörte die Fürſten und Herren alle ſehr freundlich zu ihm ſprechen, und ſtarb.

Als Luther von ſeinem Tode hörte, wollte er's zuerſt nicht glauben. Da die Nachricht ſich beſtätigte, ward er tiefſinnig und brach aus: „Der Herr iſt gerecht, aber wunderbar. Er will ſeinem Evangelium nicht mit dem Schwerte helfen.“ Wie alle Guten den Tod dieſes Mannes betrauert haben, bedarf keines Worts. Er war und fiel wie Brutus; und nicht um ein Phantom politiſcher Freiheit fiel er, ſondern um Wahrheit, Licht, Recht, Billigkeit, den Gebrauch und Genuß der edelſten Güter des Menſchengeſchlechtes.

Die meiſten Aufklärer des ſüdlichen Teutſchlands, aus dem, wie bekannt iſt, in den Hülfswiſſenſchaften das meiſte Licht ausging, hat er geſchützt, genährt, beherberget, verfochten. Aquila, Patricius, Bucer, Schwebel, Reuchlin, Oecolampadius. Luthern ſelbſt lud er mehr als einmal zu ſich ein; ſein Freund Hutten hat ihn nur drei Monate überlebet.

Mit gebrochnem Herzen ging dieſer der Schweiz zu, Rettung zu ſuchen; fand aber unterwegs zum Unglück noch einen ehemaligen Freund, der ihm völlig das Herz brach. Erasmus war eben auch zu Baſel; der ſcheute und verläugnete nun nicht bloß den armen, vertriebenen, oder wie er ſich ausdrückte, ſchäbichten Edelmann, den er vormals zum Himmel erhoben hatte *); ſondern wollte auf der andern Seite gegen Huttens Freunde auch nicht ſein Feind heißen, ſchob es auf Huttens Krankheit, daß er ihn nicht geſprochen u. ſ. w. Da trat Hutten auf, und expoſtulirte öffentlich mit ihm, daß Alles Lug und Trug ſey; er ſey täglich ausgegangen, habe auf dem Markt mit Jedem ſtundenlang geſprochen, Erasmus habe ihm die Thür geſchloſſen u. ſ. w.

Als Erasmus hörte, daß die Expoſtulation unter der Preſſe ſey; kam er zurück, ſtreichelte Hutten, wunderte ſich, ſprach von alter Freundſchaft, rückte ihm ſein nacktes Elend auf, hatte gar Herz genug, einem Verlaſſenen und Vertriebenen zu drohen; aber Hutten kehrte ſich daran nicht. Die Expoſtu-

*) Man ſehe den Zuſatz am Ende dieſes Abſchnittes.

lation erſchien, und nun kam Erasmus mit einem höflichen Schwamm (Spongia), den Flecken abzuwiſchen.

So leicht ließ ſich aber dieß nicht thun. Luther, Melanchthon u. a. haßten den Schwamm und ſagten: er habe nicht bloß Hutten, ſondern das ganze Lutherthum mit Koth beſpritzen wollen: denn nun ſollte es das Lutherthum geweſen ſeyn, das dem Erasmus und den Muſen ihren Freund geraubet. Was das Aergſte iſt, haben einige gar geglaubt, Hutten ſey an dieſem Schwamm (den er vielleicht nicht einmal mehr geſehen) erſtickt: er, der an viel härteren Speiſen nicht zu erſticken pflegte, ja dem, wenn er länger gelebt hätte, dieſer Schwamm wohl zu ſtatten gekommen wäre.

Ein Höherer entriß ihn dem Bann und der Acht, offenen Feinden und falſchen Freunden; er ſtarb Ende Auguſts 1523 im 36ſten Jahre ſeines Alters. Ufnau heißt die kleine Inſel im Zürcherſee, wo er im Gebiet des Zürcher Raths *) Schutz und bei einem armen Pfarrer Pflege, Aetzung fand und Ruheſtätte.

---

*) Vielmehr der Landleute von Schwyz. M.

Schiffe hinüber, reiſender Jüngling, und ſuche ſein Grab und ſage: „Hier liegt der Sprecher für die „teutſche Nation, Freiheit und Wahrheit, der für „ſie mehr als Sprecher ſeyn wollte.“ Eine Grenzinſel hat ihm ein unbekanntes Grab gegeben.

* * *

Das unbekannte Grab wäre nun zwar ein ſo großes Uebel nicht; vielmehr iſt dieſes in der Ordnung. Auf marmorne Denkmale müſſen die Guten und Edeln keiner Nation rechnen. Mußte im ſiebenjährigen Kriege nicht ein Ausländer kommen und in der Stadt, wo Leibnitz liegt, nach Leibnitz Grabe fragen? Und niemand wußt's, als ein alter Küſter, der es ihm, wie der Todtengräber eines Bettlers Grab, mit glattem Steine zeigte. Dem verbannten Hutten iſt die Todesſtätte ſelbſt, die Inſel auf dem Zürchersee, ſein Ehrendenkmal.

In anderm Sinn aber möchte ich Luthers Wort wiederholen: „Wir Teutſche ſind Teutſche!“ nämlich: Auch Huttens Schriften ſind verſtoben: in drei Jahrhunderten hat niemand ſie geſammelt. Viele haben Hand angelegt, ſie herauszugeben:

immer aber kam ein böser Zufall dazwiſchen. Und da die meiſten nur einzelne Bogen und kleine Stücke ſind, viele auf Sickingens Schloß gedruckt, von Feinden zerriſſen, (ſein Bild hatten die Karthäuſer zu Schlettſtadt zu einem Gebrauch angewendet, dafür ſie 1000 Goldgülden A**geld, an Sickingen erlegen mußten): ſo iſt's gerade, als ob ſie ganz aus der Welt wären. Und ſo ſind unſers Landsmannes, Mitreformators, Freiheitsredners, des Demoſthenes unſerer Nation Schriften größtentheils im Staube geblieben.

Und was fehlte Huttens Schriften, daß man ſie nicht aufleben ließ und erhielt? Als Beiträge zur Reformation hat man ja die ſchlechteſten Lumpen geſammelt, von Widertäufern, Kritikaſtern und Hofreformhelfern; hier iſt ein Reformator ſelbſt, der in ſeinem Fache eher als Luther begann, und ihm nachher ſo treu half, ſo manches für ihn ausrichtete, ſo viel für ihn litt!

Will man einen ſchönen Lateiner? Wer ſchreibt ſchöner, kräftiger und blühender Latein als Hutten? Erasmus und Melanchthon haben ihn deßhalb beneidet, die Italiener geſchätzt, als

freie und heitere Muſenfreude geliebet. Soll alſo dieſer edle Lateiner, eine Blüthe des wiederkehrenden Geſchmacks, ſo gut als untergegangen ſeyn, und ferner im Staube modern? — Will man endlich einen Mann von Genie, von Gefühl, von edlem ſtarken Triebe, einen Mann von Laune, Satyre, Salz? man beklagt, daß gegen Ausländer Teutſchland deren nicht genug habe — und man wollte Hutten vergeſſen? Vermuthlich ſoll wieder ein Franzoſe, ein Italiener kommen, und uns ſeine Schriften, wie die Schriften unſers Leibnitz ſammeln?

Tritt auf, Mann und Jüngling, der werth iſt, Huttens Gebeine zu wecken! Mehr als ein Verleger, darf man erwarten, werde die Hand bieten, und alle gute teutſchen Jünglinge werden die wenigen Groſchen zum Ankauf oder zur Pränumeration auf Huttens Schriften erſparen *) — —

* * *

*) Herr Wagenſeil, Gelehrter zu Kaufbeuren, ſammelte die Huttenſchen Schriften, und bereitete eine Ausgabe derſelben vor. Nach vielen Schwierigkeiten gelang es ihm, einen Verleger zu finden, allein nur der erſte

Hutten ſchrieb an Luthern einmal: „Dein Werk, „heiliger Mann, iſt aus Gott, und wird bleiben, „meins iſt menſchlich und wird untergehn.“ Die Worte erſchüttern, eben weil ſie wahr ſind; Huttens und Sickingens Werk ging unter. Es war damals ein Zeitpunkt, daß Teutſchand andre Geſtalt gewinnen konnte; mehrere Gut ſtrebten: — es ſollte nicht ſeyn: die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen: ſie gingen im Schiffbruch unter: ſie erloſchen wie Sterne in dunkler Nacht. Aber bei wem, als Undankbaren, ſollte ihr Andenken erlöſchen? Liegt in ihrem Untergange ſammt dem, was ſie und wie ſie es wollten, nicht eben die größte Lehre?

Huttens Schatte, ſey mir gegrüßt! Du Aſche des Dichters,
Dem eine Inſel im See endlich die Ruhe gewährt,
Sey

Theil (der auf vier Bände berechneten Ausgabe) erſchien im Jahre 1783. Die Fortſetzung unterblieb, weil er keine Aufmunterung und Unterſtützung bei dem teutſchen Publikum fand.

Sey mir gegrüßt, o Freund. Das haſt Du Dir mühend errungen,
Ruh' im Grabe. Wohlan! gieb ſie dem Todten, o Grab;
Nimm die Veilchen, die hier ich Dir ſtreue, nimm auch die Thränen,
Tapfrer Ritter! der Tod, er nur gewährte Dir Glück.
Glücklich im Tode biſt Du; Du ſiehſt die größeren Uebel
Deines Landes nicht mehr, (dem Du, ein Rächer erſchienſt),
Seit ein höheres Vaterland, der Himmel, Dich aufnahm.
Doch auch auf Erden erwächſt, Jahre nach Jahren Dein Ruhm,
Enkel werden Dich einſt, Dich, glückliche Aſche, verehren!
Und ſo leb' ewig wohl, ewig, o Redlicher, wohl.

P. L.

* * *

Zuſatz zu Seite 123.

Quod Hutteni colloquium *deprecabar*, non invidiae metus tantum in caussa fuit: erat aliud quiddam, quod tamen in *spongia* non attigi. *Ille egens et omnibus rebus destitutus*, querebat *nidum aliquem, ubi moraretur.* Erat mihi *gloriosus ille miles cum sua scabie in aedes recipiendus.* So ſchrieb Erasmus an Melanchthon; und zu eben der Zeit an einen Anderen: Fuit Huttenus paucorum dierum hospes: interim nec ille me adiit, neg ego illum. Et tamen si me convenisset, non repulissem hominem a colloquio.

Den Brief, den Erasmus an Hutten den Tag vor Oſtern 1523 ſchrieb, kann man bei Wagenſeil (Hutten: Oper: Lipsiae 1783 S. 328), den Brief, den er an den Zürcher Rath unterm 10ten Auguſt 1523, alſo wenige Tage vor Huttens Tode, ſchrieb, kann man in Schubarts Ulrich von Hutten S. 146 leſen. Im letztern warnt er den Rath, und zwar eines Büchleins wegen, das Hutten gegen ihn ſchreibe (und Erasmus noch nicht geſehen hatte) vor dem verbannten, äußerſt dürftigen, todtkranken

Manne, als dem gefährlichſten Ruheſtörer. Er will es ihm zwar nicht „verbunnen, daß die Gütigkeit „des Zürcher Raths ihn dort wohnen ließe, räth den „Herren aber ſehr an, ſeinen Muthwillen ein „wenig zu zähmen, damit würden ſie nicht „ſowohl ihm, als andern Künſten, die da: „durch befleckt ſind, einen großen Dienſt „und Nutzen beweiſen.“

Hutten bat ſich Erasmus Schreiben noch unterm 15ten Auguſt zur Verantwortung aus; und den 29ſten Auguſt ſtarb er. Ein Zürcher Gelehrter ſollte Erasmus Briefe an Zwingli bekannt machen, in denen um dieſe Zeit gewiß auch von Hutten manches vorkommen wird. Tantae animis coelestibus irae!

Rückſt Du dem Unglückſel'gen noch ſein trauriges Schickſal
Vor, als wäre das Glück, wäre der Zufall ein Gott?
Ward Aeneas nicht auch und Ulyſſes lange verfolget?
Und war Jener und Er nicht ein rechtſchaffener Mann?

Der Du das Unglück nur als Schuld betrachteſt, o fürchte,
Daß auch deiner ſich einſt Niemand im Leiden erbarmt.

Hutten.

Melanchthon dachte dabei billiger und gerechter. Als der Poet Nachtigall (Luscinius) den todten Hutten mit Verſen verfolgte, ſagte er auf ihn die Verſe:

Der Du, o Grauſamer, noch unglückliche Leichen zerreißeſt,
Nenne Dich Nachtigall nicht, nenne Dich Geier hinfort.

(Zerſtreute Blätter, Sammlung V. S. 264 ff.)

* * *

Luther.

Luther war ein patriotiſcher großer Mann. Als Lehrer der teutſchen Nation, ja als Mitreformator des ganzen jetzt aufgeklärten Europa iſt er längſt an

erkannt; auch Völker, die ſeine Religionsſätze nicht annehmen, genießen ſeiner Reformation Früchte. Er griff den geiſtlichen Deſpotismus, der alles freie geſunde Denken aufhebt oder untergräbt, als ein wahrer Herkules an, und gab ganzen Völkern, und zwar zuerſt in den ſchwerſten, den geiſtlichen Dingen, den Gebrauch der Vernunft wieder.

Die Macht ſeiner Sprache und ſeines biederen Geiſtes vereinte ſich mit Wiſſenſchaften, die von und mit ihm auflebten, vergeſellſchaftete ſich mit den Bemühungen der beſten Köpfe in allen Ständen, die zum Theil ſehr verſchieden dachten; ſo bildete ſich zuerſt ein populäres literariſches Publikum in Teutſchland und den angrenzenden Ländern. Jetzt las, was ſonſt nicht geleſen hatte; es lernte leſen, was ſonſt nie leſen konnte. Schulen und Akademien wurden geſtiftet, teutſche, geiſtliche Lieder geſungen, und in teutſcher Sprache häufiger als ſonſt gepredigt. Das Volk bekam die Bibel, wenigſtens den Katechismus in die Hände; zahlreiche Sekten der Wiedertäufer und andere Irrlehrer entſtanden, deren viele, jede auf ihre Weiſe, zu gelehrter oder populärer Erörterung ſtreitiger Materien, alſo auch zur Uebung

des Verſtandes, zur Politur der Sprachen und des Geſchmacks beitrug.

Wäre man ſeinem Geiſt gefolgt, und hätte in dieſer Art freier Unterſuchung auch Gegenſtände beherzigt, die zunächſt nicht in ſeiner Mönchs- und Kirchen-Sphäre lagen, daß man nämlich auf ſie die Grundſätze anwendete, nach denen er dachte und handelte. —

Doch was nützt es, vergangene Zeiten zu loben, oder zu tadeln? Laſſet uns ſeine Denkart, ſelbſt ſeine deutlichen Winke, und die von ihm eben ſo ſtark als naiv geſagten Wahrheiten für unſere Zeit nützen und anwenden! Ich habe mir aus ſeinen Schriften eine ziemliche Anzahl Sprüche und Lehren angemerkt, in denen er (wie er ſich ſelbſt mehrmals nannte) ſich wirklich als Eccleſiaſtes, als Prediger und Lehrer der teutſchen Nation darſtellt.

Seine Gedanken von der Regimentsveränderung wird man auch in unſeren Tagen mit Intereſſe leſen.

„Des weltlichen Regiments Werk und Ehre iſt, daß es aus wilden Thieren Menſchen macht, und Menſchen erhält, daß es nicht wilde Thiere werden.“

„Meineſt Du nicht, wenn die Vögel und Thiere reden könnten, und das weltliche Regiment unter den Menſchen ſehen ſollten, ſie würden ſagen: o ihr Lieben, ihr ſeyd nicht Menſchen, ſondern Götter gegen uns. Wer will dieß Regiment nun erhalten, ohne wir Menſchen, denen es Gott befohlen hat, und die ſein auch ſelbſt wahrlich bedürfen? Die wilden Thiere werden's nicht thun; Holz und Steine auch nicht. Welche Menſchen aber können's erhalten? Fürwahr nicht allein, die mit der Fauſt herrſchen wollen, wie jetzt viele ſich laſſen dünken: denn wo die Fauſt allein ſoll regieren, da wird zuletzt gewiß ein Thierweſen daraus, daß wer den Anderen übermag, ſtoße ihn in den Sack; wie wir vor Augen wohl Exempel genug ſehen, was Fauſt ohne Weisheit und Vernunft Gutes ſchafft. Darum ſagt auch Salomo: „Weisheit „müſſe regieren und nicht Gewalt. Weisheit iſt beſ„ſer denn Harniſch und Waffen. Weisheit iſt beſſer „denn Kraft;" daß kurzum nicht Fauſtrecht, ſondern Kopfrecht regieren muß, unter den Böſen ſowohl, als unter den Guten."

An einem anderen Orte ſagt er: „Ehe das geſchehen wird, daß Kaiſer, Könige und Fürſten mit

dem ganzen Reich dazu thäten, das Regiment zu beſſern, wollen wir den oberſten Herrn aller Herrn oben in den Wolken ſehen kommen und mit ihm davon fahren. Indeß mag das Regiment, der beſt Pelz, ein plumpes Regiment bleiben, und (die Perſonal ungemenget!) Gott befohlen laſſen ſeyn, welchen er will herverziehen und erheben. Aenderung der Regiment und Rechte gehen ohne groß Blutvergießen nicht ab, wie alle Hiſtorien zeugen, und ehe man in Teutſchland eine neue Weiſe des Reichs anrichtete, ſo würde es dreimal verheeret."

„Wiewohl mich auch zuweilen dünkt, daß die Regiment und Juriſten wohl auch eines Luthers bedürften; aber ich beſorge, ſie möchten einen Münzer kriegen; darum ich nicht hoffen kann noch will, daß ſie einen Luther kriegen werden."

„Es iſt nicht zu rathen, daß man es ändere; ſondern flicke und pletze daran, wer kann, weil wir leben, ſtrafe den Mißbrauch, und lege Pflaſter auf die Blattern. Wird man die Blattern ausreißen mit Unbarmherzigkeit: ſo wird den Schmerzen und Schaden niemand mehr fühlen, denn ſolche kluge Barbierer. Aendern und Beſſern ſind zweierlei. Eines

ſteht in der Menſchen Händen und in Gottes Verhängen, das andere in Gottes Händen und Gnaden."

Ferner ſagt er: „Wenn das natürliche Recht und Vernunft in allen Köpfen ſteckte, die Menſchenköpfen gleich ſind, ſo könnten die Narren, Kinder und Weiber eben ſowohl regieren und kriegen als David, Auguſtus, Hannibal, und müßten Phormionen ſo gut ſeyn als Hannibals; ja alle Menſchen müßten gleich ſeyn und keiner über den andern regieren. Welch ein Aufruhr und wüſt Ding ſoll hieraus werden? Aber nun hat's Gott alſo geſchaffen, daß die Menſchen ungleich ſind, und einer den andern regieren, einer dem andern gehorchen ſoll. Zween können mit einander ſingen (d. i. Gott alle gleich loben) aber nicht mit einander reden (d. i. regieren). Einer muß reden, der andere hören. Darum findet ſich's auch alſo, daß unter denen, die ſich natürlicher Vernunft und Rechts vermeſſen und rühmen, gar viel weidliche und große natürliche Narren ſind: denn das edle Kleinod, ſo natürlich Recht und Vernunft heißt, iſt ein ſelten Ding unter Menſchenkindern."

„Aber das iſt der Teufel und Plage in der Welt, daß wir in allen Dingen, an leiblicher Stärke, Größe,

Schöne, Gütern, Geſicht, Farbe, unter einander ungleich ſind; und allein in der Weisheit und Glück alle wollen gleich ſeyn, da wir doch am allerungleichſten unter einander ſind. Und was noch wohl ärger iſt, ein Jeglicher will hierin über den Andern ſeyn; und kann den ſchändlichen Narren und Klüglingen niemand nichts recht thun, wie Salomon ſpricht: „ein Narr dünkt ſich klüger ſeyn, denn ſieben Weiſen, die das Recht ſetzen.“

„Alſo ſchreibt auch Plato: es ſey zweierlei Recht: Naturrecht und Geſetzrecht; ich will's das geſunde Recht und das kranke Recht nennen. Denn was aus Kraft der Natur geſchieht, das gehet friſch hindurch, auch ohn' alles Geſetz, reißt auch wohl durch alle Geſetze. Aber wo die Natur nicht da iſt, und ſoll's mit Geſetzen herausbringen, das iſt Bettelei und Flickwerk; geſchieht gleichwohl nicht mehr, denn in der kranken Natur ſteckt. Als wenn ich ein gemein Geſetz ſtellte: man ſoll zwei Semmeln eſſen und ein Nößel Wein trinken zur Mahlzeit. Kommt ein Geſunder zu Tiſch, der frißt wohl vier oder ſechs Semmel, und trinkt eine Kanne oder zwo, und thut mehr denn das Geſetz giebt. Kommt ein Kranker

dazu, der ißt eine halbe Semmel und trinkt drei Löffel voll, und thut doch nicht mehr an ſolchem Geſetz, denn ſeine kranke Natur vermag; oder muß ſterben, wo er ſoll das Geſetz halten. Hier iſt's nun beſſer, ich laſſe den Geſunden ohn' alles Geſetz eſſen und trinken was und wieviel er will; dem Kranken gebe ich Maß und Geſetze, wieviel er kann, daß er dem Geſunden nicht nachmüſſe."

„Nun iſt die Welt ein krank Ding und eben ein ſolcher Pelz, da Haut und Haare nicht gut an iſt. Die geſunden Helden ſind ſelten und Gott giebt ſie theuer, und muß doch regiert ſeyn, wo Menſchen nicht ſollen wilde Thiere werden. Darum bleibt's in der Welt gemeiniglich eitel Flickwerk und Bettelei; und iſt ein rechter Spital, da es beiden, Fürſten und Herren, und allen Regierenden fehlt an Weisheit und Muth, d. i. an Glück und Gottes Treiben, wie den Kranken an Kraft und Stärke. Darum muß man hie flicken und pletzen, ſich behelfen aus den Buchſtaben oder Büchern, mit der Helden Recht, mit Sprüchen und Exempeln; und müſſen alſo der ſtummen Meiſter (d. i. der Bücher) Schüler ſeyn und bleiben. Und machen's doch nimmermehr ſo gut, als

daſelbſt geſchrieben ſtehet; ſondern kriechen hienach und halten uns dran als an den Bänken oder Stekken, folgen auch daneben dem Rath der Beſten, ſo mit uns leben; bis die Zeit kommt, daß Gott wieder einen geſunden Helden oder Wundermann giebt, unter deſſen Hand alles beſſer geht, oder ja ſo gut, als in keinem Buch ſteht, der das Recht entweder ändert, oder alſo meiſtert, daß es im Lande alles grünet und blühet, mit Friede, Zucht, Schutz, Strafe, daß es ein geſund Regiment heißen mag; und dennoch daneben bei ſeinem Leben auf's höchſte gefürchtet, geehret, geliebt und nach ſeinem Tode ewiglich gerühmt wird.

Und wenn ein Kranker oder Ungleicher demſelben wollt nachthun und gleich oder beſſer ſeyn, den hat Gott gewiß zur Plage der Welt geſchickt, wie die Heiden auch ſchreiben: der Helden Kinder ſind eitel Plagen.

Denn was hilft große hohe Weisheit und treflich herzlich guter Muth oder Meinung, wenn's nicht die Gedanken ſind, die Gott treibt und Glück dazu giebt? Es ſind doch eitel Fehlgedanken und vergebliche Meinungen, ja auch wohl ſchädliche und ver-

derbliche. Darum iſt's ſehr wohlgeredt: „die Gelehrten die Verkehrten.“ It. „ein weiſer Mann thut keine kleine Thorheit.“ Und zeigen alle Hiſtorien, auch der Heiden, daß die weiſen und gutmeinenden Leute haben Land und Leute verderbet.

Welches alles geſagt iſt, von den Selbſtweiſen oder kranken Regierenden, die Gott nicht getrieben, noch Glück dazu gegeben hat; und haben's doch wollen ſeyn. Alſo iſt ihnen das Regiment zu hoch geweſt, haben's nicht können ertragen noch hinausführen, ſind alſo drunter erdruckt und umkommen, als Cicero, Demoſthenes, Brutus, die doch aus der Maßen verſtändige und hochweiſe Leute waren, daß ſie mochten heißen Licht im natürlichen Recht und Vernunft; und haben zuletzt, das elende Klaglied ſingen müſſen „ich hätt' es nicht gemeinet.“

Ja Lieber! das gute Meinen, macht viel Leute Weinen. Summa, es iſt eine hohe Gabe, wo Gott einen Wundermann giebt, den er ſelbſt regiert; derſelbe mag ein König, Fürſt und Herr heißen mit Ehren, er ſey ſelbſt Herr oder Rath zu Hofe. Drum ſpricht auch Salomo: „zu laufen hilft nicht ſchnell ſeyn; zum Streit hilft nicht ſtark

seyn, zum Reichthum hilft nicht klug seyn; Angenehm seyn dazu hilft nicht, alles wohl kennen; sondern es liegt Alles an der Zeit und am Glücke."

Was ist das anders gesagt, denn so viel: Weisheit mag da seyn; hohe Vernunft mag da seyn; schöne Gedanken und kluge Anschläge mögen da seyn; aber es hilft nichts, wenn sie Gott nicht giebt und treibt, sondern gehet alles hinter sich." — So weit Luther.

* * *

Luthers Gedanken vom Pöbel und den Tyrannen.

„Die Heiden, weil sie nicht erkannt haben, daß weltliches Regiment Gottes Ordnung sey (denn sie haben's für ein menschlich Glück und That gehalten) die haben frisch darein gegriffen, und nicht allein billig, sondern auch löblich gehalten, unnütze, böse Obrigkeit abzusetzen, zu morden oder zu verjagen. Es ist eben dahinten eine böse Folge, oder Exempel, daß, wo es gebilligt wird, Tyrannen zu morden oder

zu verjagen, reißt es bald ein, und wird ein gemeiner Muthwille daraus, daß man Tyrannen ſchilt, die nicht Tyrannen ſind, und ſie ermordet, wie es dem Pöbel in Sinn kommt; als uns die römiſchen Hiſtorien wohl zeigen, da ſie manchen feinen Kaiſer tödteten, allein darum, daß er ihnen nicht gefiel, oder nicht ihren Willen that und ließ ſie Herren ſeyn.

Man darf dem Pöbel nicht viel pfeifen, er tollet ſonſt gern; und iſt billiger, demſelben zehn Ellen abbrechen, denn eine Hand breit, ja eines Fingers breit einräumen in ſolchem Fall: denn der Pöbel hat und weiß kein Maß, und ſteckt in einem Jeglichen mehr, denn fünf Tyrannen. Die Rache iſt mein, ſagt Gott, ich will vergelten!

Ein böſer Tyrann iſt leidlicher, denn ein böſer Krieg; welches Du mußt billigen, wenn Du deine eigene Vernunft und Erfahrung fragſt. Gott läßt einen Buben regieren um des Volkes Sünde willen. Gar fein können wir ſehen, daß ein Bube regiert; aber das will niemand ſehen, daß er um des Volkes Sünden willen regiert. Laß dich nicht irren, daß die Obrigkeit böſe iſt, es liegt ihr die Strafe und Unglück näher, dann Du begehren möchteſt."

— „Obrigkeit ändern, und Obrigkeit beſſern ſind zwei Dinge, ſo weit von einander als Himmel und Erde. Aendern mag leichtlich geſchehen; beſſern iſt mißlich und gefährlich. Warum? Es ſteht nicht in unſrem Willen und Vermögen, ſondern allein in Gottes Willen und Hand.“

„Der tolle Pöbel aber fragt nicht viel, wie es beſſer werde, ſondern daß es nur anders werde; wenn es dann ärger wird, ſo will er abermals ein Anderes haben. So kriegt er denn Hummeln für Fliegen, und zuletzt Horniſſe für Hummeln. Und wie die Fröſche vorzeiten auch nicht mochten den Klotz zum Herren leiden, kriegten ſie den Storch dafür, der ſie auf den Kopf hackte und fraß ſie.“

„Es iſt ein verzweifelt, verflucht Ding um einen tollen Pöbel, welchen niemand ſo wohl regieren kann, als die Tyrannen; dieſelbigen ſind der Knittel, dem Hunde an den Hals gebunden. Sollten ſie beſſeren Weiſe zu regieren ſeyn, Gott würde auch andere Ordnung über ſie geſetzt haben, denn das Schwert und die Tyrannen. Das Schwert zeigt wohl an, was es für Kinder unter ſich habe, nämlich eitel verzweifelte Buben, wo ſie es thun dürften.“

— „Deß

— „Deßgleichen will ich, und kann auch nicht getröſtet haben, unſere Nephilim die Tyrannen, Wuchrer und Schelmen unter dem Adel, die ſich laſſen dünken, Gott habe uns das Evangelium darum gegeben, daß ſie mögen geizen, ſchinden, und allen Muthwillen treiben, ihre Fürſten pochen, Land und Leute drücken, und Alles in Allem ſeyn wollen; das ihnen nicht befohlen, ſondern verboten iſt. Dieſe ſind es, ſo dazu helfen, daß Gottes Zorn den Türken zum Dreſcher über uns, über ſie ſelbſt auch ſchicket, wo ſie nicht Buße thun werden. Denn unmöglich iſt's, daß Teutſchland ſollte ſtehen bleiben, auch unerträglich und unleidlich, wo ſolche Tyrannei, Wucher, Geiz, Muthwille des Adels, Bürgers, Bauers und aller Stände ſo ſollten bleiben und zunehmen; es behielte zuletzt der arme Mann keine Rinde vom Brod im Hauſe, und möchte lieber oder ja ſo gern unter den Türken ſitzen, als unter ſolchen Chriſten. Es ſtellen und zieren ſich faſt der mehrere Theil des Adels ſo läſterlich und ſo ſchändlich, daß ſie damit dem gemeinen Mann böſes Blut und argen Wahn machen, als ſey der ganze Adel durch und durch kein Nutze."

— „Woher werden Tyrannen? Weil ſie ihr Vertrauen auf ihre Macht ſetzen. Alle Weltweiſe haben geklagt über die Beſchwerung, ſo im Regimente iſt; und daher pflegen auch die Tyrannen zu kommen, welche, wenn ſie ſehen, daß ihre Rathſchläge und ihr Thun, alles ſehr fein verordnet, keinen Fortgang oder Glück haben, oder daß ihnen Andere Widerſtand thun, ſo werden ſie gar toll und unſinnig, und werden aus frommen Fürſten Tyrannen, die mit Gewalt und anderer Leute Schaden (welche ſie meinen, daß ſie ihnen im Wege liegen) ſich unterſtehen, hindurch zu brechen und damit ihre Gewalt zu erhalten: denn es ſind nicht tapfere Helden, die ſich ſelbſt zwingen könntem, ſondern hangen und folgen ihren Begierden nach.“

— „Alſo werden auch zur Zeit des Antichriſts etliche ſeyn, welche ſo genau auf den Frommen Achtung geben werden, ob er etwas aus Unvorſichtigkeit rede oder thue, daß ſie entweder mit Gewalt oder Liſt können verdrehen, oder gewaltſamer Weiſe auf ſo einen Verſtand ziehen, der wider den heiligen Sitz der Beſtie ſey, damit ſie alſobald nach Gewohnheit unſerer Papiſten ſchreien können „zum Feuer!“

da doch derjenige, der es geſagt, entweder niemals daran gedacht, oder es doch niemals hat öffentlich vorbringen wollen. Ja wenn auch der Fromme etwas mit aller möglichſten Vorſicht geredet hat und ſich keiner Gefahr befürchten können: ſo wird doch dieſes der Gottloſen Amt ſeyn, die beſten Reden zu verläſtern und in den unſchuldigen Sylben Gift, wie die Spinne in den Roſen zu finden. Dieſes thun ſie, ihrem Bedünken nach, nicht aus unweiſer Abſicht (ſintemal ſie dieſes aus der Erfahrung als eine gewiſſe Sache haben, daß es um ein tyranniſches Reich nicht gar zu ſicher und glücklich ſtehe) wenn ſie nur diejenigen zu Grunde richten, die entweder als Schuldige können überwieſen, oder doch der fälſchlichen Anklage können verdächtig gemacht werden; ſondern man müſſe auch allen Andern zum Exempel und Schrecken diejenigen plagen, die ſich nichts weniger befürchtet, als daß ſie einmal in dergleichen Fallſtricke und Netze verfallen ſollten. Daß alſo niemand iſt, der ſich nicht für einem Tyrannen zu fürchten habe, wenn er ſich gleich auf ſein gut Gewiſſen verlaſſen kann, und ſich keines böſen Anſchlags wider den Tyrannen bewußt iſt."

So weit abermals Luther. Bewahre der Himmel uns vor ſolchen Zeiten! denn leider, es iſt nur ein Ding, Pöbelſinn und Tyrannei, mit zweien Namen genannt, wie die rechte und linke Seite.

* * *

Treu und Glaube iſt der Eckſtein aller menſchlichen Geſellſchaft. Auf Treu und Glaube ſind Freundſchaft, Ehe, Handel und Wandel, Regierung und alle andere Verhältniſſe zwiſchen Menſchen und Menſchen gegründet. Man untergrabe dieſen Grund, alles wankt und ſtürzt; alles fällt aus einander.

Es giebt keine einſeitigen Pflichten und einſeitigen Rechte. Pflichten und Rechte gehören zuſammen, wie die obere und untere, wie die rechte und linke Seite. Was hier convex iſt, iſt dort concav; und bleibt dieſelbe Sache, derſelbe Körper.

Laſſet Staaten, laſſet Stände gegen einander Treu und Glauben verlieren; wer ſeinen Pflichten entſagt, verliert die Rechte, die der Pflicht anklebten; er täuſcht und wird getäuſcht; er handelt einſeitig, ſo wird man auch gegen ihn handeln.

Manche Vorzüge des Geiſtes und der Lebens-

weiſe hat man unſrer Nation abſprechen wollen; das Lob, das man ihr, das man ihren braven Männern, ihren guten Regenten und Helden durch alle Zeiten zugeſtand, war die ſogenannte teutſche Biederkeit, Treu und Glaube. Ihre Worte galten mehr als geſiegelte Briefe und Eidſchwüre; der Herr baute auf ſeine Unterthanen, Unterthanen auf ihren Herrn; wenigſtens iſt dieſes der Schild, den die meiſten alten Sprüche und Apophthegmen der Teutſchen vor ſich tragen.

Laſſet uns hören, was zu ſeiner Zeit der alte Luther darüber ſaget:

Teutſche, Teutſchland.

Es iſt zwar eine gemeine Klage in allen Ständen und Leben über falſche, verlogne Leute, wie man ſpricht; „es iſt kein Treu und Glauben mehr.“ Die alten Römer haben ſolch' Laſter an den Griechen getadelt, wie auch Cicero ſagt: „ich gebe den Griechen, daß ſie gelehrte, weiſe, kunſtreiche, geſchickte, beredte Leute ſind; aber Treu und Glauben achtet das Volk nicht.“ Wohlan, es hat auch ſolch' untreu falſch Volk itzt lange her ſeine

Strafe gelitten vom Türken, der ſie auch baar über bezahlet.

Welſchland hat es nachher auch gelernt, daß ſie dürfen zuſagen und ſchwören was man will und darnach ſpotten, wenn ſie es halten ſollen. Darum haben ſie auch ihre Plage redlich, und müſſen beide, Griechen und Welſche, Exempel ſeyn des andern Gebots Gottes, da er ſpricht: „Er ſoll nicht ungeſtraft bleiben, wer Gottes Namen mißbraucht.“

Uns Teutſche hat keine Tugend ſo hoch gerühmt und, wie ich glaube, bisher ſo hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beſtändige Leute gehalten hat, die da haben ja ja, kein nein laſſen ſeyn, wie deß viel Hiſtorien und Bücher Zeugen ſind.

Wir Teutſche haben noch ein Fünklein (Gott wolle es erhalten und aufblaſen) von derſelben alten Tugend, nämlich, daß wir uns dennoch ein wenig ſchämen, und nicht gerne Lügner heißen, nicht dazu lachen, wie die Welſchen und Griechen, oder einen Scherz daraus treiben. Und obwohl die welſche und griechiſche Unart einreißt, ſo iſt dennoch gleichwohl noch das Uebrige bei uns, daß kein ernſtlicher,

gräulicher Scheltwort Jemand reden oder hören kann denn ſo er einen Lügner ſchilt, oder geſcholten wird. Und mich dünkt (ſoll es dünken heißen), daß kein ſchädlicher Laſter auf Erden ſey, denn Lügen und Untreu beweiſen, welches alle Gemeinſchaft der Menſchen zertrennet. Denn Lügen und Untreu zertrennet erſtlich die Herzen; wenn die Herzen getrennt ſind, ſo gehen die Hände auch von einander; wenn die Hände von einander ſind, was kann man da thun oder ſchaffen? Darum iſt auch in Welſchland ſolch ſchändlich Trennen, Zwietracht und Unglück. Denn wo Treu und Glauben aufhört, da muß das Regiment auch ein Ende haben. Gott helf' uns Teutſchen! (Briefe zur Beförderung der Humanität, Samml. VIII.)

* * *

„Aergerniß hin, Aergerniß her (ſagt Luther), Noth bricht Eiſen und hat kein Aergerniß. Ich ſoll der ſchwachen Gewiſſen ſchonen, ſofern es ohne Gefahr meiner Seelen geſchehen mag: wo nicht, ſo ſoll ich meiner Seele rathen, es ärgere ſich daran die ganze oder halbe Welt."

„Frei bekennen und öffentlich predigen das Wort

iſt das höchſte Werk im chriſtlichen Leben, daran muß man wagen Leib und Leben, Gut und Ehre. Denn recht glauben und wohl leben heimlich und bei ihm ſelber ficht der böſe Geiſt nicht ſo hart an; aber wenn man will herausfahren, daſſelbe bekennen, predigen und loben, auch den Anderen zu gut, das mag er nicht leiden. Ein ſicher Gewiſſen, das der Sache gewiß iſt, fitzelt und fetzelt nicht; es ſagt dürre und friſch heraus, wie es an ihm ſelber iſt."

„Mit dem Evangelio zu unſerer Zeit iſt's gleich als mit einem Menſchen, der da ſterben will, dem jetzt die Seel' auf der Zunge iſt, daß er nur ein wenig die Zunge rührt und murmelt die Worte: in deine Hände befehl' ich meinen Geiſt. Alſo ſind wir jetzt der letzte Druck des Evangelii. Das Evangelium iſt nicht eine ewig währende bleibende Lehre, ſondern iſt wie ein fahrender Platzregen, der dahin läuft. Was er trifft, das trifft er; was fehlet, das fehlt. Er kommt auch nicht wieder, bleibt auch nicht ſtehen; ſondern die Sonne und Hitze kommt hernach. Das giebt auch die Erfahrung, daß an keinem Ort der Welt das Evangelium rein und lauter blieben über Ein Mannes denken; ſon-

dern ſo lange die blieben ſind, die es aufbracht haben, iſt's geſtanden und hat zugenommen; wenn dieſelbigen dahin waren, war das Licht auch dahin; folgeten ſobald Rottengeiſter und falſche Lehrer."

„Das Evangelium muß Jedermanns Fußtuch ſeyn, daß alle Welt darüber laufe und mit Füßen trete, ſammt ſeinen Lehrern und Schülern. Fürſten und Herren verfolgen's. Und ob es gleich nicht durch Krieg und Mord getilgt wird, ſo wird es doch bei der Verachtung und Undankbarkeit der Welt durch Lügen und falſche Lehr' untergehen."

„Wenn der Teufel ſo klug wäre und ſchwiege ſtille, und ließe das Evangelium predigen, ſo würde er weniger Schaden haben. Denn wenn das Evangelium nicht angefochten wird, ſo verroſtet es gar und hat Urſach, ſeine Gewalt und Kraft an Tag zu geben."

Am Schluß dieſer Stellen aus Luther und über Luther, ſtehe noch eine Aeußerung eines anderen ausgezeichneten Teutſchen über den kräftigen teutſchen Luther:

„Luther, Du! Großer, verkannter Mann! Du haſt uns von dem Joche der Tradition erlöſet; wer erlöſet uns von dem unerträglichen Joche des

Buchſtabens *)? Wer bringt uns endlich ein Chriſtenthum, wie Du es jetzt lehren würdeſt; wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde? Wer —"

„Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiſte geſchützt ſeyn; und Luthers Geiſt erfordert ſchlechterdings, daß man keinen Menſchen, in der Erkenntniß der Wahrheit nach ſeinem eigenen Gutdünken fortzugehen, hindern muß. Aber man hindert Alle daran, wenn man auch nur einem verbieten will, ſeinen Fortgang in der Erkenntniß Anderen mitzutheilen. Denn ohne dieſe Mittheilung im Einzelnen, iſt kein Fortgang im Ganzen möglich." (Leſſings Schriften Th. VI. S. 23 und S. 162).

* * *

*) Leſſing wollte damit nicht ſagen, daß wir den Buchſtaben, d. i. den literaren Sinn, nach ſeiner wahren, zeitmäßigen, ungezweifelten Bedeutung nicht kennen lernen ſollten. Eben dieſen, mithin den Geiſt der Schriften des Chriſtenthums, ſollten wir kennen lernen.

Herder.

Friedrich der Zweite.

Wir ſind darüber einig, daß, wenn ein großer Name auf Europa mächtig gewirkt hat, es Friedrich geweſen. Als er ſtarb, ſchien ein hoher Genius die Erde verlaſſen zu haben; Freunde und Feinde ſeines Ruhms ſtanden gerührt; es war, als ob er auch in ſeiner irdiſchen Hülle hätte unſterblich ſeyn mögen.

Sie denken leicht, wie begierig ich auf ſeine nachgelaſſenen Schriften war*): hier, ſagte ich, lebt und ſpricht noch ſein Geiſt nach dem Ableben ſeines alten vielgeübten Körpers. Briefe, Geſpräche, ja Worte von ihm, die, ſo lange er König war, als Ehre geſucht, als Schätze umhergetragen wurden, ſind jetzt ein gemeines Gut. Man kann ſie unerſchrocken prüfen, im Zuſammenhange ſeines Lebens beherzigen: man darf ihnen widerſprechen, und ſie mit ſeinen Thaten vergleichen.

Zuerſt alſo griff ich nicht nach Werken, die er abſichtlich für die Welt geſchrieben hatte, ſondern

---

*) Oeuvres posthumes de Frédéric II. Berlin 1788.

nach seinem Briefwechsel, und unter diesem auf den längsten und interessantesten mit Voltaire. Er erstreckt sich von 1736 bis 1777, also über vierzig Jahre, und zeigt die Seele des großen Königes in den verschiedensten Situationen seines Lebens. Ich will einige Züge und Stellen auszeichnen.

Ein Prinz von drei und zwanzig Jahren, der Erbe eines königlichen Trohnes, sucht in weiter Entfernung den Mann auf, den er für den ersten Schriftsteller seiner Zeit hält, in dem er, wie er selbst sagt, „nicht nur Schätze des Geistes, Stücke mit „so viel Geschmack, Delicatesse und Kunst gearbeitet, „daß ihre Schönheiten bei jedem neuen Lesen neu „scheinen, sondern auch jene Philosophie" findet, die unser königlicher Jüngling insonderheit werth hält.

Er übersendet ihm seinen Wolf, erbittet sich dagegen seine Schriften, seinen Unterricht in Briefen, und wird ein Schüler des Philosophen, nicht aus Eitelkeit, sondern ernst und bescheiden. „Autoren," sagt er, „sind die Gesetzgeber des menschlichen Geschlechts; ihre Schriften verbreiten sich in alle Theile der Welt; sie manifestiren Ideen, die Andere sich

einprägen. Iſt in ihnen Stärke des Gedankens mit Feuer des Ausdrucks vereinigt, ſo bezaubern ſie und rühren. Bald athmet eine Menge Menſchen die Liebe zum menſchlichen Geſchlecht, die ſie ihr durch einen glücklichen Impuls einhauchten. Sie bilden gute Bürger, treue Freunde, Unterthanen, die Aufruhr und Tyrannei in gleichem Grade verabſcheuen, voll Eifer, nur für's allgemeine Beſte. Ihnen, den Schriftſtellern, iſt man die Tugenden ſchuldig, die die Sicherheit und den Reiz des Lebens ausmachen; was iſt man ihnen nicht ſchuldig?"

So ſah Friedrich die Wiſſenſchaften an, und dieß blieb ſein Bekenntniß. Die Talente, die hiezu dienten, ſchätzte er an Voltaire, in ſeiner Jugend faſt über die Maße, in ſeinem höheren Alter mäßiger; doch blieb ihm ſtets die hohe Achtung für einige große Stücke ſeines Lehrers, die er von andern ſehr unterſchied, und ihm darüber offen ſeine Meinung ſagte. Unter Waffen und im höchſten Alter hielt er die Wiſſenſchaften nicht nur für ſein ſchönſtes Vergnügen, ſondern auch dem Staat und der menſchlichen Geſellſchaft unentbehrlich; ohne ſie, meinte er, würden und blieben Fürſten, Stände und Völker Bar-

baren; Wissenschaften allein haben die Welt erleuchtet, und einige auserwählte Seelen des Menschengeschlechts veredelt.

Blüht, ihr freundlichen Künste *)
Blüht! Die goldenen Fluthen
Des Paktolus benetzen
Euch in Zukunft die Wurzeln
Eures heiligen Hains.

Euch gebühret zu herrschen
Ueber schwächere Geister,
Und vor euren Altären
Alle Söhne des Irrthums
Feiernd opfern zu sehn.

In der Mitternacht hör' ich
Oft den himmlischen Wohllaut
Eures Wettgesangs, höre
Polyhymniens Saiten
Und Uraniens Lied.

Und zerfließe vor Wonne;
Denn ihr singet die Thaten

*) Ein von Götz übersetztes Gedicht Friedrichs.

Der unſterblichen Götter,
Unterrichtet die Weiſen
Und Regenten der Welt.

Angenehme Gefühle
Und mein Genius reißen
Allgewaltig mich zu Euch,
Ketten ewig an Euren
Siegeswagen mich an.

Faſt immer tönet dieſe Stimme um mein Ohr, wenn ich Friedrichs Schriften leſe. Man wandelt in ihnen, wie auf klaſſiſchem Boden; ein Gefühl für die Würde, den Werth, die Schönheit der Wiſſenſchaften iſt in ſeine kleinſten und größten Aufſätze verbreitet.

Inſonderheit lebt ſein Geiſt in einer gewiſſen Reihe erwählter größerer Seelen, die er, meiſtens aus dem Alterthum, ſich zu Lieblingsnamen ſeiner Phantaſie, zu Vorbildern, an denen er gern verweilet, auserſehen hatte. In Handlungen des Krieges und des Friedens, in Geſchäften der Regierung, und in Beziehungen der Menſchheit kommen ſie ihm oft wieder, als alte Lehrer und Freunde; ſo

wie es denn bekannt iſt, daß er nur wenige Schriftſteller, dieſe aber immer von neuem las und in ſeine Gedanken prägte.

Nach gewiſſen Jahren wollte ihm das Neue nicht mehr genug thun; er fand eine Spitzfündigkeit oder einen mathematiſchen Calcül in Schriften, wohin dieſe nicht gehörte. Die alten großen Formen weniger Hauptgedanken lagen in ihm, von denen er ſich ungern trennen mochte.

In Sachen des Vortrags ſah er Voltaire als die letzte Stütze des Geſchmacks an, der unter Ludwig XIV. geweſen war, und unter Ludwig XV. und XVI. freilich nicht mehr ſeyn konnte. Dagegen ſieht er ſeine eigenen Aufſätze in Verſen bloß als Reimereien zum Vergnügen, in Proſa als Uebungen zur Entwickelung ſeiner Gedanken an, und ſpricht von ihnen ohn' alle Anmaßung. Dieſe Beſcheidenheit iſt, wie man offenbar ſieht, kalte Ueberzeugung: er fühlt, was ihm fehlt, und warum er nicht ſeyn könne, was z. B. Voltaire war. Er will's auch nicht ſeyn: denn er fühlt ſeinen größeren Beruf, ob er gleich den anderen, ein großer Schriftſteller zu ſeyn, als angenehmer erkennet, und in Augenblicken des Enthuſias-

siasmus fast zu beneiden scheinet. Bald aber setzt sein Geist sich in's Gleichgewicht; „gesunder Verstand, meint er, ein edler Trieb zur Ehre, und unausgesetzte Thätigkeit sey seine Gabe, die wolle und müsse er auf seiner Stelle ausbilden, anwenden und gebrauchen." —

Fast unglaublich ist's auch, wie weit er in diesen Punkten nicht etwa nur Voltairen, sondern auch seinen sämmtlichen correspondirenden Freunden überlegen ist. Wenige, aber große Grundsätze liegen als unerschütterliche Fundamente in seiner Seele; wenige, aber feste Maximen sind seine treuen Gefährten, auf die er zuletzt, und als König, oft mit sehr leichter Mühe, alles zurückführt. Einige derselben wollten ihm im siebenjährigen Kriege zuweilen untreu werden; er nimmt aber seine große Seele zusammen, und verbeißt die verachtende Bitterkeit, mit der er insonderheit die Regierungen der Welt, ihre Unterhändler und Werkzeuge, wohl auch den größeren Theil des menschlichen Geschlechts ansieht. Ganz scheint er indessen von dieser zu langen und großen Uebersirengung sich nie wieder erholt zu haben, sein Geist kehrt, nach Endigung des siebenjährigen Krieges, zu seinen frü-

heren Vergnügungen zwar zurück, war heiter, fest und wirksam; aber er blieb strenger und ernster.

Mit Bewunderung habe ich (wenige Vorurtheile ausgenommen) die fast allgemeine Billigkeit, Mäßigung und Enthaltsamkeit des großen Königes in seinen Urtheilen von Sachen, Begebenheiten und Personen mir ausgezeichnet. Es war eine selbstständige, große Seele.

Und daß sein Herz den Empfindungen der Humanität, der Freundschaft, der Bruder- und Schwester-Liebe, dem Zuge zu allem Guten und Großen nicht verschlossen gewesen, zeigen hundert Stellen seiner Schriften, tausend Momente seines Lebens. In jüngeren Jahren hatte er einen Brief über die Humanität geschrieben, von dem er viel zu halten scheint, den ich aber in seinen Schriften nicht finde; er sagt von ihm:

„Es scheint, man stärke sich in einer Gesinnung, wenn man seinem Geist alle Gründe vorhält, die sie unterstützen. Und dieß bestimmte mich über die Humanität zu schreiben."

„Sie ist, nach meiner Meinung, die einzige Tugend, und soll insonderheit denen als Eigenthum zu

gehören, die ihr Stand in der Welt unterscheidet. Ein Landesherr, er sey groß oder klein, soll als ein Mensch angesehen werden, dessen Beruf es ist, menschlichem Elend abzuhelfen, so viel er kann; er ist ein Arzt, die mancherlei Unfälle seiner Kranken zu heilen. Die Stimme der Unglücklichen, das Seufzen soll zu ihm gelangen. Sey es aus Mitleid mit ihnen, oder aus einer Rückkehr des Gedankens auf ihn selbst, so muß ihn die traurige Lage der Leidenden rühren, wenn sein Herz irgend Empfindung hat, werden sie Hülfe bei ihm finden."

„Der Fürst ist gegen sein Volk, was das Herz dem Körper ist. Dieß empfängt das Blut aus allen Gliedern und stößt es mit Gewalt bis an ihre äußersten Enden zurück. Der Fürst empfängt die Treue und den Gehorsam seiner Unterthanen; er giebt ihnen Ueberfluß, Glückseligkeit, Ruhe, und was er irgend zum Wachsthum und zum Wohl der Gesellschaft thun kann, wieder."

„Dieß sind Maximen, die im Herzen jedes Menschen von selbst entspringen müssen; das Gefühl giebt sie, wenn man nur etwas nachdenkt; man hat keinen großen Cursus der Moral nöthig, um sie zu lernen."

„Tyrannen betrachten die Sache anders. Sie ſehen die Welt als für ſie geſchaffen an; und um über gewiſſe gewöhnliche Unglücksfälle erhaben zu ſeyn, verhärten ſie ihr Herz vor denſelben. Wenn ſie ihre Unterthanen unterdrücken, wenn ſie hart, gewaltthätig und grauſam ſind: ſo kommt es daher, daß ſie das Böſe nicht kennen, das ſie verüben; ſie haben es nie ſelbſt gefühlt, darum gehen ſie ſo leicht darüber. Sie ſind nicht im Falle des Mucius Scävola geweſen, der vorm Porſenna die Hand in's Feuer ſteckte, und dadurch die Wirkung des Feuers auf ſeine Hand wohl kennen lernte.“

„Mit einem Wort, die ganze Haushaltung des menſchlichen Geſchlechtes iſt eingerichtet, um Menſchenliebe einzuflößen. Die Aehnlichkeit der Menſchen unter einander; die Gleichheit ihres Loſes und das unentbehrliche Bedürfniß, das Einer vom Andern hat; Unglücksfälle, die die Bande des Bedürfniſſes noch ſtärker anziehen; die natürliche Neigung, die man zu ſeines Gleichen hat; unſere Selbſterhaltung, die uns Humanität predigt; die ganze Natur ſcheint ſich zu vereinigen, um uns eine Pflicht einzuprägen, die

unſer Glück macht, und täglich neue Annehmlichkeit auf unſer Leben verbreitet."

Wenn Friedrich immer ſo gefühlt und gethan hat, als er hier ſchreibt (und es war gewiß ſein Ernſt, da er es ſchrieb, auch wurden ihm in den inhumanſten Situationen ſeines Lebens dieſe Geſinnungen nie ganz fremde) ſo wollen wir ihn als einen Heiligen anrufen, daß er uns ſeines Gleichen humane Denker, väterliche Regenten, Aerzte und Herzen des Volks erbitten helfe. Auch wollen wir wünſchen, daß alle Fürſten und Prinzen die meiſten ſeiner Werke (ſie ſind ja franzöſiſch geſchrieben) leſen mögen, und zwar alſo, als ob ſie den großen König ſelbſt hörten.

* * *

Wenn König Friedrichs Lob auf die Humanität Ihnen gefällig geweſen, ſo laſſen Sie ſich einige kürzere Gedanken und Maximen vortragen, die ich in dieſen angenehmen Briefen bezeichnet.

* * *

„Traurige Folge der menſchlichen Hinfälligkeit! der Menſch iſt nicht alle Tage ſich ſelbſt gleich. Oft zerſtören ſich ihre Entſchlüſſe eben ſo ſchnell, als ſie ſie faßten. Der Spanier ſagt ſehr vernünftig: „dieſer Mann iſt brav geweſen.“ Könnte man nicht eben ſowohl ſagen: daß große Männer es nicht immer, nicht allezeit ſind?“

* * *

„Wenn ich etwas wünſchte, ſo wäre es, gelehrte und geſcheidte Leute um mich zu haben; ich glaube nicht, daß eine Sorge um ſie ſich nicht ſehr belohnte. Zuerſt iſt es eine Achtung, die man ihrem Verdienſt ſchuldig iſt; ſodann ein Bekenntniß des Bedürfniſſes, das man hat, von ihnen Licht zu bekommen. Ich komme kaum vom Erſtaunen zurück, wenn ich denke, daß eine cultivirte Nation, die, vom Genie unterſtützt, im Beſitz des guten Geſchmacks iſt, den Schatz nicht kennt, den ſie in ihrem eignen Schooße trägt.“

* * *

„Meine jetzige Muße läßt mir Zeit, mich zu beſchäftigen, wie ich will. Sie ſoll mir alſo nützlich

und eine weiſe Muße werden; indem ich Philoſophie und Geſchichte ſtudire, und mich mit Poeſie und Muſik vergnüge. Ich lebe jetzt als Menſch, und ziehe dieß Leben der majeſtätiſchen Gravität und dem tyranniſchen Zwange der Höfe unendlich vor. Ueberhaupt kann ich keine Lebensart, nach der Elle abgemeſſen, ausſtehen; nur die Freiheit hat für mich Reiz."

* * *

„Wenn Perſonen von einem gewiſſen Range die Hälfte ihrer Laufbahn erreichen, ſo urtheilt man ihnen den Preis zu, den Andere nur erhalten, wenn ſie die ganze Laufbahn zurückgelegt haben. Woher dieſes? Entweder wir ſind weniger fähig, das recht zu machen, was wir thun ſollten; oder es ſind niedrige Schmeichler, die unſere kleinſten Handlungen geltend machen, und zum Himmel erheben. Der verſtorbene König von Polen rechnete große Summen ziemlich leicht; alle Welt pries ſeine hohe Kenntniß der Mathematik, von der er doch kein Wort verſtand. Mehrere Beiſpiele mag ich nicht anführen. In unſeren Tagen hat es durchaus keinen großen

Fürſten gegeben, der wirklich unterrichtet war, als Peter den Erſten.“ (Und auch bei dieſem macht Friedrich in der Folge mit Recht große Ausnahmen).

* * *

„Wie verſchieden iſt ein betrachtendes von einem handelnden Leben! Ein Mann, der ſich nur mit Denken beſchäftigt, kann gut denken und ſich übel ausdrücken; ein handelnder Mann, wenn er ſich auch mit aller erſinnlichen Grazie ausdrückte, darf nie ſchwach handeln; wie man z. B. dem Könige Jacob I. vorwarf, daß er nie etwas Schlechtes geſagt, nie etwas Lobwürdiges gethan habe *). Es füget ſich oft, daß die, die gegen Handlungen Anderer am meiſten declamiren, es ſchlechter als ſie machen, wenn ſie ſich in den nämlichen Umſtänden befinden. Daß es mir ja nicht alſo gehe! Denn leichter iſt's freilich zu tadeln, als zu thun; leichter Lehren zu geben, als ſie auszuüben. Und dann laſſen Menſchen ſich ja ſo

*) Der König irrt ſich hier: von Karl II. ſagte Rocheſter: He never said a foolish thing, and never did a wise one.

leicht verführen, bald durch Anmaßung, bald durch den Glanz ihres Standes, oder durch Hinterliſt der Böſen, daß ihr Gewiſſen beſtrickt wird, auch wenn ſie die reinſten und beſten Abſichten von der Welt hätten."

* * *

„Ich habe wenig Verdienſt und Gelehrſamkeit; aber viel guten Willen, und eine unerſchöpfliche Achtung und Freundſchaft für Perſonen von entſchiedenem Werth. Dabei bin ich aller der Beſtändigkeit fähig, die die wahre Freundſchaft fordert."

* * *

„Könige ohne Freundſchaft und ohne Erkenntlichkeit ſcheinen mir dem Könige gleich zu ſeyn, den Jupiter den Fröſchen gab. Ich kenne die Undankbarkeit nur in ſo fern, als ich ſelbſt durch ſie gelitten habe, und kann, ohne Affectation fremder, mir unnatürlicher Geſinnungen behaupten, daß ich jeder Größe entſagen würde, wenn ſie die Freundſchaft ausſchlöſſe."

* * *

„Ich verachte die Jeſuiten zu ſehr, als daß ich ihre Schriften leſen ſollte; ein ſchlechtes Herz verdunkelt bei mir die Fähigkeit des Geiſtes. Ueberdieß leben wir nur ſo kurze Zeit, und unſer Gedächtniß iſt ſo ſchwindend, daß nur das Ausgeſuchteſte uns unterrichten ſollte.“

* * *

„Die teutſchen Fürſten verachten gemeiniglich die Gelehrten. Die unmodiſche Kleidung, der Bücherſtaub, der dieſen etwa anhängt, und das wenige Verhältniß, das zwiſchen einem kenntnißreichen Kopf und dem leeren Hirn dieſer Herren Statt finden kann, macht, daß ſie ſich über ihr Aeußeres aufhalten, und den großen Mann ohne Hofkleid ganz und gar nicht gewahr werden *).“

* * *

„Der Höfling hält das Urtheil des Fürſten zu hoch, als daß er anders als Er zu denken ſich getrauen ſollte; ſie affectiren alſo auch, die zu verach-

---

*) Dieſe und einige andere Bemerkungen Friedrichs haben ſich Gottlob ſeitdem hie und da verändert.

ten, die tausendmal mehr als sie selbst werth sind. O Zeiten, o Sitten! Ich, der ich mich überhaupt nicht für das Zeitalter geschaffen fühle, in dem wir leben, mag dem Beispiele meiner Herren Mitbrüder nicht nachfolgen; ich predige ihnen unaufhörlich, daß der Gipfel der Unwissenheit Hochmuth sey, und glaube, daß ein großer Mann, der über mir ist, auch meine Achtung verdiene."

* * *

„Das lebhafteste Vergnügen, das ein vernünftiger Mensch in der Welt haben kann, ist, neue Wahrheiten zu entdecken; das nächste nach diesem ist, alte Vorurtheile los zu werden."

* * *

„Die meisten Prinzen haben eine besondere Leidenschaft für die Stammbäume; eine Art Eigenliebe, die bis auf die entferntesten Vorfahren hinaufsteigt; ja die sie nicht nur für Vorfahren in gerader, sondern auch in jeder Seitenlinie interessirt. Ihnen sagen, daß unter ihren Ahnen schlechte, mithin verächtliche Menschen gewesen, hieße ihnen ein Schimpf,

den sie nie verzeihen; und wehe dem profanen Autor, der in das Heiligthum ihrer Geschichte verwegen dränge, und die Schande ihres Hauses unter die Leute brächte!

Wenn diese Delikatesse sich bloß auf den guten Ruf ihrer Ahnen mütterlicher Seite erstreckte, so wäre es noch zu entschuldigen; aber verlangen, daß funfzig, sechszig Vorfahren, alle nach der Reihe, die honnettesten Menschen von der Welt gewesen seyen; das heißt die Tugend in eine Familie bannen, und dem menschlichen Geschlechte Unrecht thun. Eines Tages hatte ich die Unbedachtsamkeit, in Gegenwart Jemandes zu behaupten, daß ein Herr von — so etwas gethan habe, das einem Cavalier nicht gezieme; unglücklicher Weise war dieser Herr von — zweites Geschwisterkind mit dem, in dessen Gegenwart ich dieß sagte. Er formalisirte sich sehr darüber, und als ich ihn um die Ursache fragte, mußte ich erst durch einen langen Stammbaum passiren, um meine Beleidigung zu erfahren. Da war nun kein anderer Rath, als dem Unwillen meines Beleidigten alle meine Vorfahren Preis zu geben, die etwa nicht verdient hätten, es zu seyn. Man tadelte

mich, ich rechtfertigte mich aber damit, daß jeder Mann von Ehre, jeder honnette Mann meines Stammes ſey, und daß ich ſonſt keinen dafür erkenne."

* * *

„Gern würde ich unter einem gemäßigten Klima leben, gern als Privatmann die Freundſchaft und Achtung würdiger Menſchen verdienen, und dem entſagen, wonach die meiſten lüſten und ſtreben; aber ich fühle zu ſehr, daß, wenn ich nicht Prinz wäre, ich wenig ſeyn würde. Euch reicht euer Verdienſt zu, geachtet, beneidet, bewundert zu werden; ich habe Ahnen, Wappen, Titel, Einkünfte nöthig, um die Augen der Menſchen auf mich zu ziehen. Ein großer Fürſt fiel einmal in die Hände ſeiner Feinde; er ſah ſeine Hofleute um ſich her weinen und verzweifeln: „Ach," ſagte er, „an euren Thränen merke ich, daß ich noch König bin!" Wenige Worte, aber voll großen Sinnes!"

* * *

— — „Faſt das ganze Teutſchland iſt ſeiner alten Barbarei noch nicht los: die Künſte werden in

ihm wenig geachtet, alſo auch wenig cultivirt. Der Adel dient unter den Truppen, oder mit ſehr leichten Studien tritt er in Collegia, und ſpricht das Recht, daß es eine Luſt iſt. Edelleute mit Renten leben auf dem Lande, oder vielmehr in den Wäldern, wo ſie denn auch ſo wild werden, als die Thiere, die ſie jagen."

„Der Adel unſers Landes gleicht zwar im Ganzen dem andern deutſchen Adel; doch hat er mehr Luſt, ſich zu unterrichten, mehr Lebhaftigkeit, und, wenn ich ſo ſagen darf, mehr Genie als der größere Theil der Nation, inſonderheit der weſtphäliſche, fränkiſche, ſchwäbiſche, öſterreichiſche Adel. Dieß giebt Hoffnung, daß die Künſte einſt auch hier, aus der untern Klaſſe gezogen, gute Häuſer und Palläſte bewohnen werden."

„Berlin hat (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) Funken aller Künſte in ſich, man ſieht das Genie von allen Seiten hervorglimmen, und es bedürfte nur eines glücklichen Hauches, um das Leben den Wiſſenſchaften wieder zu geben, die Athen und Rom einſt berühmter machten, als ihre Eroberungen im Kriege. Ich freue mich, dieſe glückliche Produktionen

meines Vaterlandes zu ſehen: ſie ſind Roſen, die unter Dornen und Diſteln wachſen, Funken des Genie's, die durch die Aſche hervorblicken, mit denen ſie unglücklicher Weiſe bedeckt ſind.“ (Geſchrieben im Jahre 1739.)

* * *

„Eben hatte ich einen Brief angefangen über den Mißbrauch der Mode und der Gewohnheit, als die Gewohnheit des Erſtgeburtrechts mich auf den Thron rief und mir meinen Brief wegzulegen befahl. Gern hätte ich ihn in eine Satyre gegen dieſe Gewohnheit umgeändert, wenn nicht Satyre aus dem Munde des Fürſten verbannt ſeyn müßte.“

* * *

„Gewöhnlicher Weiſe macht man ſich in der Welt von den großen Revolutionen der Reiche eine abergläubige Idee; wenn man in den Couliſſen iſt, ſieht man, daß die größten Zauberſcenen durch die gemeinſten Triebfedern, durch Taugenichtſe hervorgebracht werden, die, wenn ſie ſich öffentlich, wie ſie ſind,

zeigten, nur den Unwillen des Publikums auf sich ziehen würden. Betrug, Hinterliſt, Doppelſinn, Treuloſigkeit ſind unglücklicher Weiſe der herrſchende Charakter der meiſten Menſchen, die an der Spitze der Nationen ſtehen und ihnen Exempel ſeyn ſollten. In ſolchen Fällen iſt's demüthigend, das menſchliche Herz kennen zu lernen; tauſendmal ſchon habe ich meine liebe Einſamkeit, meine Studien, meine Freunde, meine ehemalige Unabhängigkeit zurückwünſchend bedauert." (1742.)

* * *

„Meine Ode auf den Krieg enthält meine wahren Gedanken. Man unterſcheide den Stand des Mannes von ihm ſelbſt; man kann Krieg führen aus Gründen, ein Staatsmann ſeyn aus Pflicht und ein Philoſoph aus Neigung. Faſt nie ſind die Menſchen an Plätzen, die ſie ſich ſelbſt wählen würden; daher giebt's ſo viele ſchlechte Schuſter, ſchlechte Prieſter, ſchlechte Miniſter und Fürſten." (1749.)

* * *

„Hier iſt eine Apologie der armen Könige, über die Jedermann gloſſiret: und doch beneidet Jeder ihr

ihr vorgegebenes Glück hundertmal. Die Versifikation ist unvollkommen; dieß Studium erfordert einen Menschen ganz; mich ziehen tausend Pflichten, tausend Beschäftigungen aus einander. Ich bin ein angeketteter Galeerensklave auf dem Schiff des Staates, oder ein Pilot, der weder sein Steuer verlassen, noch einschlafen darf, ohne Furcht, das Schicksal des unglücklichen Palinurs zu haben. Die Musen fordern Stille und eine gänzliche Gleichheit der Seele; keine von beiden ist mein Theil. Es giebt auch gewisse privilegirte Seelen, die im Tumult der Höfe sowohl, als im Gefängniß der Bastille, oder auf dem Strohsack der Reise dichten können; die meinige ist nicht von dieser Zahl. Es ist eine Ananas, die nur im Treibhause fortkommt, an frischer Luft aber verdirbt." (1749.)

* * *

— — Doch ich ermüde Sie mit Vorzeigung ausgerissener Blumen, die eigentlich nur auf der Stelle, wo sie stehen, in der Situation, die sie hervorbrachte, den schönsten Reiz haben. Stünde mir die Versifikation eines Jacobi zu Gebote, und ich hätte Ih-

nen die eingeſtreuten Verſe in der leichten Manier des Originals mitgeben können; freilich da wäre es anders!

* * *

Sie wollen alſo, daß ich meine Blumenleſe auch in den reiſeren, ſchwereren Jahren des Königs fortſetzte; Ihr Wille geſchehe. Faſt mit jedem Jahr, wächſt meine ſtille Bewunderung des großen Mannes, und in den Zeiten des ſiebenjährigen Krieges ſteigt ſie faſt zum hohen, tragiſchen Mitleid.

Eine Seele, die zum Genuß, zur ſchönſten Wirkſamkeit in Zeiten der Ruhe und des Friedens geſchaffen war, die in jugendlichen Jahren ihren erſten und zweiten Ausflug nach dem Kranz kriegeriſcher Ehre gleichſam nur in der Begeiſterung des Augenblicks, gelockt oder aufgefordert von Staatsgründen, von ſogenannten Rechten und der damaligen Lage Europa's, raſch und glücklich gethan hatte, muß jetzt dieſen leicht erworbenen Kranz ſchwer und theuer erkaufen.

Alle Mächte vereinigen ſich, den ſchwachgeglaubten, einzelnen Mann zu erdrücken, und ſeine unglaub-

liche Tapferkeit, ſein unerſchütterter Muth fordert, ſtatt ihre Rache zu beſänftigen, dieſe nur mehr auf. Er ſieht die niedrigen Urheber und Werkzeuge ſeines faſt ſchon unvermeidlichen Unglücks; mehr als ein Ungewitter zieht er mit künſtlich kühner Hand auf ſeine Feinde ſelbſt hernieder; und doch ſammeln ſich die Wolken immer furchtbarer über ihm zuſammen.

In dieſen Augenblicken der Gefahr, des Sieges, der größeren Gefahr und des faſt unvermeidlichen Unterganges ſind tief aus der Seele des Helden geſchriebene Briefe Dinge, die wir bei keiner anderen Nation, weder bei Alten noch Neueren finden. Aus Cato's, Cäſars, Brutus, Otho's Seele haben wir nichts dergleichen; keiner von ihnen hat auch die Gefahren beſtanden, aus denen Friedrich ſich, vielleicht in Jahrtauſenden unerreichbar, herauszog *). Da wird's merkwürdig, was dieſer ſtarke, friedliche Mann jetzt über Menſchen, über das Schickſal der Welt dachte.

Sogleich der erſte vortreffliche Brief (9. October 1759), der ſich mit den Worten endigt:

*) Man bedenke, mit welchen Mitteln, gegen welche Feinde, und ein: wie lange Coalition er aushielt.

Pour moi, menacé du naufrage,
Je dois, en affrontant l'orage,
Penser, vivre et mourir en Roi.

und mehrmals überſetzt iſt, enthüllet die Denkart des Königs. In andern ſind fürchterliche Ausrufe mit gefaßter Stärke: „Ich kann meinen Feinden ſagen, wie Demoſthenes den Athenienſern: wohl denn! wenn Philippus todt iſt, was wäre es, ihr Athenienſer? Ihr würdet euch bald einen andern Philippus machen. O Oeſtreicher, euer Hochmuth, eure Sucht, Alles zu beherrſchen, würden euch bald andre Feinde machen; der Freiheit Teutſchlands und Europa's wird es nie an Vertheidigern fehlen!"

Indeſſen betrübt ihn der Tod ſeiner Schweſter auf's zarteſte, „für die er ſein Leben unter dieſen Unglücksfällen gern würde hingegeben haben."

Er wird geſchlagen, und ſagt wie Franz: „Alles ging verloren, nur nicht die Ehre."

„Je älter man wird, je mehr überredet man ſich, daß die heilige Majeſtät, der Zufall, drei Viertheile dieſer elenden Welt regiert, und daß die, die ſich die Weiſeſten zu ſeyn einbilden, die größten Narren der

Gattung ſind, die ohne Federn auf zwei Füßen gehet, zu der wir zu gehören die Ehre haben.“

* * *

„In den großen Bewegungen, denen ich entgegen gehe, habe ich nicht Zeit, zu wiſſen, ob Jemand Paſquille gegen mich ſchreibt in Europa; das weiß ich, und deſſen bin ich Zeuge, daß meine Feinde, mich zu erdrücken, alle Kräfte aufbieten. Ich weiß nicht, ob es der Mühe lohnet.“

* * *

„Es ſcheint, man vergißt in dieſem Kriege, was Wohlſtand ſey. Die policirteſten Nationen kriegen wie wilde Thiere. Ich ſchäme mich der Menſchheit; ich erröthe über das Jahrhundert. Laſſet uns die Wahrheit geſtehen: Philoſophie und Künſte verbreiten ſich nur auf eine geringe Anzahl Menſchen. Die große Maſſe, das Volk und der gemeine Adel bleiben das, wozu ſie die Natur gemacht hat, boshafte Thiere.“

* * *

„Ihr habt der Sorbonne ein Grab gemacht, baut auch dem Parlamente ein Grabmahl. Es radotirt ſo ſtark, daß es mit ihm bald aus ſeyn muß.“

* * *

„Ihr wünſcht Frieden; wendet euch an die, die ihn der Welt geben können. Das ſind aber Leute, die ihren Kopf voll hochmüthiger Projekte haben; ſie wollen eigenmächtige Schiedsrichter der Regenten ſeyn, und das mögen Menſchen, die wie ich denken, nicht leiden. Ich liebe den Frieden; aber keinen andern als einen guten, ſtandhaften, ehrenvollen Frieden. Sokrates und Plato hätten wie ich gedacht, wenn ſie auf dem verwünſchten Punkt geſtanden hätten, den ich in dieſer Welt einnehme.“

„Glaubt Ihr, daß es ein Vergnügen ſey, dieß alberne Leben fortzuführen? Menſchen, die man nicht kennt, um ſich ſterben ſehen und ſie dem Tod ſelbſt zu überliefern, Tag für Tag ſeine Bekannte und Freunde zu verlieren, ſeinen Ruf dem Eigenſinn des Ungefährs unaufhörlich ausgeſetzt zu ſehen, das ganze Jahr durch in Unruhe und ſcheuer Erwartung zu

zubringen, ohn' End' und Maß sein Leben und Glück auf's Spiel zu setzen?"

„Gewiß, ich kenne den Werth der Ruhe, die Annehmlichkeiten der Gesellschaft und die Freuden des Lebens; auch ich wünsche glücklich zu seyn, wie irgend Jemand. So sehr ich aber diese Güter begehre, so wenig mag ich sie durch Niederträchtigkeit und Ehrlosigkeit erkaufen. Die Philosophie lehrt uns, unsere Pflichten thun, unserm Vaterland selbst mit unserm Blut treu dienen, ihm unsere Ruhe, ja unser ganzes Daseyn aufzuopfern."

* * *

Trotz allen Schulen der Philosophie wird der Mensch immerhin das bösartigste Thier der Welt bleiben; Aberglaube, Eigennutz, Rache, Verrath, Undankbarkeit, werden bis ans Ende der Zeiten blutige, traurige Scenen hervorbringen, weil Leidenschaften uns beherrschen, selten die Vernunft. Immer wird's Kriege, Prozesse, Verwüstungen, Pest, Erdbeben, Bankerotte geben; um solche Dinge drehen sich die Annalen der Welt. Für Unglücksfälle ist die Aegide

des Zeno gemacht: die Kränze aus dem Garten Epikurs ſind für das Glück.

* * *

„Ich ſtehe auf dem Punkt, mich mit den Ruſſen zu ſetzen; es bleiben mir alſo nur die Könige von Ungarn, die Mandarinen des heil. Reichs und die Lapländiſchen Räuber fürs künftige Jahr übrig. Mein Herz hat mich dieſen Gang thun heißen, ein Gefühl der Menſchlichkeit, das gern die Ströme Bluts verſiegen machen möchte, die beinahe unſere ganze Sphäre überſchwemmen, das gern den Mördereien, Barbareien, Mordbrennereien und allen den Abſcheulichkeiten ein Ende machen möchte, die Menſchen gegen einander ausüben und durch die unglückliche Gewohnheit, ſich im Blute zu baden, Tag für Tag wilder werden."

„Dauert dieſer Krieg fort, ſo muß Europa in die Finſterniß der Unwiſſenheit zurückfallen, und unſere Zeitgenoſſen werden wilde Thiere. Es iſt Zeit, dieſen Scheußlichkeiten ein Ende zu machen. Alles dieſes Unglück iſt eine Folge der Ehrſucht Oeſterreichs und Frankreichs. Laß ſie ihren ungeheuren Projekten

Gränzen ſetzen: laß, wenn die Vernunft ſie nicht weiſe machen kann, ſie durch die Erſchöpfung ihrer Finanzen, durch den übeln Zuſtand ihrer Sachen weiſe werden! Erröthen mögen ſie, wenn ſie hören, daß der Himmel, der die Schwachen gegen den Anfall der Starken unterſtützt hat, den erſtern auch Mäßigung genug verlieh, um von ihrem Glück keinen Mißbrauch zu machen, und dieſen den Frieden anzutragen. Das iſt alles, was ein armer, ermatteter, gereizter, gekratzter, gebiſſener, hinkender, geknickter Löwe Euch ſagen kann." (1759.).

* * *

„Schwert und Tod haben unter uns abſcheulich gewüthet, und was das Traurigſte iſt, wir ſind noch nicht am Ende der Tragödie. Ihr könnt leicht denken, was ſo grauſame Stöße auf mich für Wirkung gehabt haben; ich hülle mich in meinen Stoicismus, ſo gut ich es kann. Fleiſch und Blut empören ſich oft gegen die tyranniſche Herrſchaft der Vernunft; ſie müſſen aber nachgeben. Wenn Ihr mich ſehen ſolltet, würdet Ihr mich kaum wieder erkennen: ich bin alt, verfallen, greis, voll Runzeln, ich verliere

Zähne und Luſtigkeit. Wenn das fortwährt, wird an mir nichts überbleiben, als die Tollheit, Verſe zu machen, und eine unverletzbare Anhänglichkeit an meine Pflichten, und an die wenig tugendhaften Menſchen, die ich kenne. Meine Laufbahn iſt ſchwer, voll Dornen und Diſteln. Ich habe allen Gram erprobt, der irgend die Menſchheit kränken kann, und mir oft die ſchönen Verſe wiederholet:"

Beglückt, wer in der Weiſen Tempel ꝛc.

* * *

„Ihr eifert gegen Jeſuiten und Aberglauben. Es iſt gut, gegen den Irrthum zu ſtreiten; glaubt aber nicht, daß die Welt ſich je ändern werde. Der menſchliche Geiſt iſt ſchwach, mehr als drei Viertheile der Menſchen ſind zu Sklaven des ungereimteſten Fanatismus geboren. Die Furcht vor Hölle und Teufel benebelt ihnen die Augen; ſie verabſcheuen den Weiſen, der ihnen Licht ſchaffen will. Der große Hauſe unſers Geſchlechts iſt dumm und boshaft. Umſonſt ſuche ich in ihm das Bild der Gottheit, das ihm, wie die Theologen ſagen, aufgeprägt worden. Jeder Menſch hat ein wildes Thier in ſich; wenige

wiſſen es zu bändigen, die meiſten laſſen ihm den Zügel, wenn die Furcht der Geſetze ſie nicht zurückhält."

„Vielleicht findet ihr mich zu menſchenfeindlich. Ich bin krank; ich leide; und habe mit einem Halbdutzend *** und *** zu thun, die einen Sokrates und Antonin ſelbſt außer Faſſung bringen möchten. Ihr ſeyd glücklich, dem Rath des Candide zu folgen und euren Garten zu bauen; nicht Jedermann in der Welt kann es ſo gut haben. Der Ochs muß den Pflug ziehen, wie die Nachtigall ſingen, der Delphin ſchwimmen, und ich Krieg führen."

* * *

„Je mehr ich dieß Handwerk treibe, deſto mehr überrede ich mich, daß das Glück die größte Rolle dabei ſpiele. Ich glaube nicht, daß ich es lange treiben werde; meine Geſundheit nimmt zuſehends ab, und es kann leicht ſeyn, daß ich bald in das Land wandere, wo Gram und Schmerz, wo unſere Vergnügungen und Hoffnungen uns nicht mehr folgen, wo man ſich in dem Zuſtande findet, in dem man vor der Geburt war. Vielleicht beluſtigt Ihr Euch

bald mit meiner Grabschrift und gebt Rechenschaft von mir, wie Babouc dem Engel Ithuriel von Paris gab." — — —

* * *

Genug. Muß man nicht unwillig werden, wenn man sieht, wie ein blühender Baum, eine so große, schöne Seele, nicht vom Sturme des Schicksals, sondern von giftigen Winden und Stürmen einer herrschenden Politik weniger schlechten Menschen so gebeugt und zerknickt wird? Die feste Eiche dauerte aus; der schöne Palmbaum erhob sich; seine fröhliche, jugendliche Gestalt kam ihm aber nie ganz wieder.

Friedrich that seinem Lande wohl, wie sein Geist im großen Ganzen es erforderlich und nöthig hielt; aber hart zu seyn, hatte er wider Willen in einer schweren Schule gelernt. Er sah die Gefahr seiner Länder, seiner Krone, der Fortdauer seiner Macht; denn er hatte sie gegen ganz Europa behaupten müssen. Wie anders, als daß er fortan ernst und strenge an die Zukunft dachte? und der von ihm gegründeten Monarchie wenigstens das zum Schutz ließ, was er

ihr laſſen konnte, Gerechtigkeit, innere Ordnung, Kriegsheere und Geld.

Man verzeihe ihm, wenn er für dieſe Dinge auch auf harten Wegen ſorgte. Die böſe Politik, die leider das Staatsſyſtem Europa's ausmacht, zwang ihn dazu; und freilich gingen manche zartere Zweige der Humanität, die der an ſich ſelbſt fühlbare, fröhliche Charakter Friedrichs gewiß würde angebauet haben, dabei verloren. Hat überhaupt die Menſchheit in Europa einen größeren Feind, als dieſe Politik der Höfe in jenem ſogenannten großen Staatenſyſteme, nebſt Allem was dazu gehört?

* * *

Fortſetzung einiger Gedanken Friedrichs II.

„Ich bin durch ein Land gereiſet, wo die Natur gewiß nichts geſpart hat, den Boden fruchtbar, die Gegend lachend zu machen; aber es ſcheint, daß ſie ſich an Bildung der Pflanzen, Hecken und Flüſſe, die die Gegend verſchönen, erſchöpft und nicht Kraft genug gehabt habe, unſer Geſchlecht daſelbſt auch ſo

vollkommen zu machen. Ich habe faſt ganz Weſtphalen auf unſerer Reiſe geſehen, und gewiß, wenn Gott ſeinen göttlichen Hauch dem Menſchen verlieh, ſo muß dieſe Nation davon wenig bekommen haben, daß man faſt fragen möchte, ob dieſe Menſchengeſtalten denkende Menſchen ſind oder nicht*)?"

* * *

„Ihr habt Recht, daß die, die am conſequenteſten handeln ſollten, d. i. die Königreiche regieren, und mit einem Wort über das Glück und Unglück der Völker entſcheiden, oft die ſind, die ſich am meiſten dem Ungefähr überlaſſen. Das macht, dieſe Könige, Fürſten, Miniſter ſind Menſchen wie Andre; der ganze Unterſchied, den das Glück zwiſchen ſie und Leute von geringerem Range geſetzt hat, iſt, daß ſie wichtigere Geſchäfte betreiben. Ein Strahl

---

*) Dieß ſchrieb der große König im Jahre 1738. Welche Rieſenſchritte muß die Cultur ſeit dieſer Zeit in einer Provinz gemacht haben, die in unſern Tagen die ſchönſten Zierden der Kirche, der Schule und dem Staate geliefert hat!

Waſſer, der drei Fuß, ein anderer, der hundert Fuß hoch ſteigt, ſind beides Waſſerſtrahlen, nur mit verſchiedener Kraft emporgetrieben" — — — (1738.)

* * *

„Nichts zeigt ſo ſehr die Verſchiedenheit unſerer von den alten Zeiten, als die Art, wie das Alterthum große Männer behandelte, und wie wir ſie behandeln. Große Geſinnungen, Erhabenheit der Seele, Feſtigkeit gelten jetzt für chimäriſche Tugenden." Er will den Römer machen, ſagt man, davon iſt man zurückgekommen, das iſt außer der Zeit. „Deſto ſchlimmer! Die Römer, die ſich dieſe Tugenden anmaßten, waren große Männer; warum ſollten wir ſie nicht nachahmen in dem, was Lob verdient?" (1738.)

* * *

Unter Hunderten, die zu denken glauben, iſt kaum einer, der ſelbſt denkt. Die Andern haben nur zwei oder drei Ideen, die ſich in ihrem Hirn umherdrehen, ohne neue Formen zu erhalten, und auch dieſer eine unter den Hunderten denkt vielleicht, was ein Anderer gedacht hat; ſein Genie, ſeine Einbil-

dungskraft ist nicht schaffend. Ein schöpferischer Geist vervielfältigt Ideen, faßt zwischen Gegenständen Beziehungen auf, die der unaufmerksame Mensch kaum bemerket. Stärke des gesunden Verstandes ist, nach meiner Meinung, der wesentliche Theil eines Mannes von Genie. Mittheilen läßt sich dieß kostbare und seltene Talent nicht; die Natur scheint damit zu geizen; um es einmal zu verleihen, nimmt sie sich ein Jahrhundert Frist."

* * *

„Der Vice-Gott der sieben Berge hat Avignon wieder bekommen; ein solcher Zug von Freigebigkeit ist selten bei den Regenten. Ganganelli wird darüber in die Faust lachen und bei sich selbst sagen: „auch die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!" Und das geschieht im philosophischen, im achtzehnten Jahrhundert! Wohlan nun, ihr Herren Philosophen, bestrebt euch, bestreitet den Irrthum, häuft Gründe auf Gründe, um ihn in Staub zu legen; nie werdet ihr es verhindern, daß nicht wieder Schwache über wenige Starke den Sieg davon tragen sollten. Werfet die Vorurtheile zur Thür hinaus:

aus; ſie kommen zum Fenſter herein. Ein Andächtler an der Spitze des Staats, ein Ehrſüchtiger, den ſein Intereſſe mit dem Intereſſe der Kirche bindet, wirft an einem Tage um, was zwanzig Jahre eurer Arbeit kaum vollführt haben." (1761.)

* * *

„Ich wünſche Euch zum neuen Miniſter des Allerchriſtlichſten Königs Glück. Man ſagt, er ſey ein Mann von Geiſt; wenn er es iſt, wird er weder die Imbecillität, noch die Schwachheit haben, Avignon dem Papſt zurück zu geben. Man kann ein guter Katholik ſeyn, und doch dem Statthalter Gottes ſeine zeitlichen Beſitzthümer nehmen, die ihn zu ſehr von ſeinen geiſtlichen Pflichten zerſtreuen, und ihn oft in Gefahr ſeiner Seligkeit ſetzen."

„Wie fruchtbar auch unſer Jahrhundert an Philoſophen ſeyn möge, die unerſchrocken, wirkſam und eifrig Wahrheiten verbreiten; ſo muß man ſich doch nicht verwundern, daß der Aberglaube auch ſein Werk forttreibet. Seine Wurzeln haben alles umſchlungen; er iſt ein Kind der Furcht, der Schwachheit und der Unwiſſenheit; dieſe Dreieinigkeit herrſcht

in gemeinen Seelen ſo allgewaltig, als eine andere in den Schulen der Theologen. Welche Widerſprüche vereinigen ſich nicht im Gemüth der Menſchen! Laß einen Schelm ſich vernehmen, Menſchen zu betrügen; er wird Glaubende finden. Der Menſch iſt zum Irren gemacht; Irrthum kommt von ſelbſt in ſeinen Geiſt; einige Wahrheiten entdeckt er nur durch unendliche Mühe." (1771.)

* * *

„Die Welt wird von Gevattern und Gevatterinnen regiert; manchmal, wenn man genug Data hat, kann man die Zukunft errathen, oft betrügt man ſich aber."

* * *

„Als ein ächter Schüler der Encyclopädiſten predige ich den allgemeinen Frieden, wie wenn ich ein Apoſtel des Abts St. Pierre wäre, und vielleicht werde ich nicht mehr ausrichten als er. Ich ſehe, daß es dem Menſchen leichter wird, Böſes als Gutes zu thun; ich ſehe, daß eine unglückliche Verkettung der Umſtände uns wider unſern Willen da-

hinreißt, und mit unſern Projekten ſpielt, wie der Sturmwind in dem fliegenden Sande. Indeſſen geht der ordentliche Gang der Dinge fort." (1773.)

* * *

„Ich habe den Artikel Krieg in den encyklopädiſchen Fragen geleſen. Wie? ein Fürſt, der ſeine Truppen in blaues Tuch kleidet, und ihnen Hüte mit weißen Schnüren giebt, der ſie ſich kehren läßt rechts um und links um, kann er ſie ehrenhalber einen Feldzug thun laſſen, ohne den Ehrentitel eines Anführers von Taugenichtſen zu verdienen, die nur aus Noth gedungene Henker werden, um das ehrbare Handwerk der Straßenräuber zu treiben?"

„Die Philoſophen müſſen Miſſionäre auf Bekehrungen ausſchicken, um unvermerkt die Staaten von den großen Armeen zu entladen, die ſie in den Abgrund ſtürzen, daß nach und nach keiner übrig ſey, der ſich ſchlage. Kein Landesherr, kein Volk wird ſodann die unglückliche Leidenſchaft zu kriegen mehr haben, deren Folgen ſo verderblich ſind; Jedermann wird eine Vernunft äußern, ſo vollkommen als eine geometriſche Demonſtration. Ich bedaure ſehr, daß

mein Alter mich eines ſo ſchönen Anblicks beraubt, von dem ich nicht einmal die Morgenröthe erleben werde. Beklagen wird man mich und meine Zeitgenoſſen, daß wir in einem Jahrhundert der Finſterniß lebten, an deſſen Ende zuerſt die Dämmerung der vervollkommneten Vernunft anbrach. Alles hängt ja von der Zeit ab, in der ein Menſch auf die Welt tritt." (1773.)

* * *

„Gegen das viertägige Fieber und gegen den Krieg declamiren iſt gleich vergebliche Arbeit. Die Regierungen laſſen die Philoſophen ſchreien, und gehen ihren Weg; das Fieber nimmt davon auch keine Kunde. Es hat Kriege gegeben, ſo lange die Welt iſt; und wird Kriege geben, wenn wir nicht mehr hier ſind. Ein Arzt muß das Fieber wegſchaffen, nicht darüber ſatyriſiren."

* * *

„Ludwig XV. iſt nicht mehr. Er war ein guter Mann, der nur einen Fehler hatte, daß er König war. Laſſet ſeinen Schatten in Frieden. Man darf

empfindlich seyn, über das Unrecht, das man leidet; man muß aber auch zu verzeihen wissen. Die finstere, gallichte Leidenschaft der Rache ziemt nicht für Menschen, die so kurz existiren. Wir müssen wechselseitig einander unsre Thorheiten vergessen, und uns auf den Genuß des Glücks einschränken, das unsere Natur uns gönnt."

* * *

„Wenn Türenne und Louvois die Pfalz in die Asche legten, wenn der Marschall von Belle-Isle im letzten Kriege den Vorschlag that, ganz Hessen zu verwüsten: so sind solche Ausschweifungen ein ewiger Vorwurf der französischen Nation, die, so artig sie ist, sich zuweilen Grausamkeiten erlaubt hat, die nur für die ärgsten Barbaren gehörten. Ludwig XV. indessen verwarf den Vorschlag des Marschalls Belle-Isle, und zeigte sich hierin größer als sein Vorfahr."

* * *

„Beim Leben der Könige ist schwerer über sie zu urtheilen, als nach ihrem Tode; ein einziger Umstand

verändert oft die Sache so, daß man billigen muß, was man vorher verdammte. Ludwig XIV. ward bei seinen Lebzeiten getadelt, daß er den Successionskrieg unternahm; jetzt läßt man ihm Gerechtigkeit widerfahren, und jeder Unpartheiische gestehet ein, daß er niedrig gehandelt hätte, wenn er das Testament des Königs von Spanien nicht hätte annehmen wollen. Jeder Mensch macht Fehler, also auch die Fürsten; der wahre Weise der Stoiker und der vollkommene Fürst haben nicht existirt, und werden nicht existiren. Fürsten wie Karl der Kühne, Ludwig XI, Alexander VI, Ludwig Sforza sind die Geißeln ihrer Völker und der Menschheit; solche Fürsten aber existiren jetzt nicht in unserem Europa. Wir haben schwache Regenten, nicht aber Ungeheuer wie im 11ten und 15ten Jahrhundert."

„Schwäche ist ein unverbesserlicher Fehler; man muß sich deßwegen an die Natur, nicht an die Person halten. Ich gebe zu, sie thun aus Schwachheit Böses, in Erbreichen ist Alles einmal ein nothwendiges Uebel, daß auch solche Wesen an der Spitze der Nation stehen: denn in keiner Familie folgen große Männer in einer Reihe unverrückt auf einan-

der. Glaubt mir! menſchliche Einrichtungen werden nie zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit kommen; man muß ſich mit dem Beinahe begnügen, und gegen unabänderliche Mißbräuche nicht gewaltſam declamiren.

* * *

„Ich wünſche der franzöſiſchen Nation Glück über die Wahl, die Ludwig XVI. an Miniſtern gemacht hat. Die Völker, hat ein Alter geſagt, werden nicht glücklich ſeyn, als wenn Weiſe ihre Könige werden. Die franzöſiſchen Miniſter, wenn ſie gleich nicht Könige ſind, gelten doch für dieſelben an Anſehen und Gewalt.“

„Euer König hat die beſten Geſinnungen von der Welt, er will das Gute; nichts iſt für ihn mehr zu fürchten, als die Peſt der Höfe, die ihn mit der Zeit umkehre und verderbe. Er iſt jung; er kennt die Liſten und Feinheiten nicht, wodurch die Hofleute ihn in ihr Intereſſe zu ziehen, ihn für ihren Haß oder ihre Ehrſucht einzunehmen ſuchen werden. Von Kindheit an iſt er in der Schule des Fanatismus und der Imbecillität geweſen; dieß muß fürchten ma-

chen, daß er ſich nicht getraut, ſelbſt zu unterſuchen, was man ihn verehren gelehrt hat.“

* * *

„Was ihr von unſeren teutſchen Biſchöfen ſagt, iſt nur zu wahr; ſie werden fett von den Zehenden aus Zion. Aber im heiligen römiſchen Reiche machen das Herkommen, die goldene Bulle, und dergleichen alte Thorheiten die eingeführten Mißbräuche ehrwürdig. Man ſiehet ſie, zuckt die Schultern, und die Sachen gehen ihren Gang fort.“

„Den Fanatismus zu vermindern, muß man an die Biſchöfe noch nicht rühren; aber die Mönche, inſonderheit die Bettelmönche, muß man vermindern, damit wird das Volk kühler, und wird den Mächtigen überlaſſen, die Biſchöfe allgemach zum Beſten des Staats zu diſponiren. Dieß iſt der gangbare Weg. Allmählig und ohn' alles Geräuſch das Gebäude der Unvernunft untergraben, heißt es ſelbſt fallen machen. In der Lage, in welcher der Pöbel iſt, muß es Bullen und Breve geben, wie ſeine geliebten Söhne ſie irgend verlangen; dieſe Macht, auf den idealiſchen Credit des Glaubens gebaut, mindert

ſich, wie ſich der Glaube mindert; und wenn an der Spitze der Nationen nur einige Miniſter ſind, die ſich über die gemeinen Vorurtheile erheben, ſo macht der heilige Vater banquerot. Schon ſind ſeine Wechſel und Papiere zur Hälfte im Mißkredit. Ohne Zweifel wird die Nachwelt den Vortheil genießen, frei denken zu können, und keine Auftritte mehr zu ſehen, wie ſie Toulouſe und Amiens zeigten."

* * *

„Ich kenne weder Turgot noch Malesherbes; wenn ſie wahre Philoſophen ſind, ſind ſie an ihrem Platz. Weder Vorurtheil, noch Leidenſchaft gilt in den Geſchäften; die einzige erlaubte Leidenſchaft iſt für's gemeine Beſte. So dachte Mark-Aurel und ſo ſoll jeder Regent denken, der ſeine Pflicht erfüllen will."

* * *

„Die Regierung in Penſylvanien, wie ſie jetzt eingerichtet iſt, gefällt Euch; ſie iſt nur ein Jahrhundert alt, laßt ſie noch fünf bis ſechs Jahrhunderte fortdauren, und ihr kennt ſie nicht mehr.

So wahr iſt es, daß Unbeſtand eines der beſtändigſten Geſetze der Welt ſey. Laß Philoſophen die weiſeſte Regierung gründen, ſie wird daſſelbe Schickſal haben; und ſind die Philoſophen vor Irrthum immer geſichert geweſen? Sie haben ihn ſelbſt oft auf die Bahn gebracht, wie des Ariſtoteles ſubſtantielle Formen, der Gallimathias des Plato, Descartes Wirbel, und Leibnitz Monaden zeigen."

„Was ließe ſich nicht von den Paradoxen ſagen, mit denen Rouſſeau (wenn man ihn unter die Philoſophen rechnen kann) Europa beſchenkt hat; und doch hat er manchen guten Vätern das Hirn ſoweit verrückt, daß ſie ihren Kindern die Erziehung ſeines Emil geben. Aus allen dieſen Beiſpielen folgt, daß ungeachtet aller angewandten Mühe, die Menſchen in keiner Sache zur Vollkommenheit gelangen werden."

* * *

„Ich wünſche Euch zu Eurer guten Meinung von der Menſchheit Glück, ich, der ich aus Pflicht meines Standes dieſe Gattung Geſchöpfe auf zwei Beinen ohne Federn ſehr gut kenne, muß euch vor-

ausſagen, daß alle Philoſophen der Welt das menſchliche Geſchlecht von dem Aberglauben nicht frei machen werden, an dem es hängt. Die Natur hat dieſes Ingredienz in die Compoſition der ganzen Gattung gemiſcht; eine Furcht, eine Schwäche, eine Leichtgläubigkeit, eine Uebereilung des Urtheils zieht Menſchen durch einen natürlichen Hang in das Syſtem des Wunderbaren; und es giebt nur wenig philoſophiſche Seelen, die ſtark genug gebauet ſind, um die tiefen Wurzeln und Vorurtheile, die die Erziehung in ſie ſchlug, zu zerſtören."

„Dieſen hat ſein geſunder Verſtand von einigen Volksirrthümern losgemacht, er empörte ſich gegen Ungereimtheiten; jetzt kommt der Tod ihm näher und aus Furcht fällt er in den Aberglauben; er ſtirbt als Kapuciner. Bei jenem hängt ſeine Art zu denken von einer guten oder übeln Verdauung ab. Es iſt alſo nicht genug, Menſchen dem Trug zu entnehmen; man müßte ihnen auch eigne Stärke des Geiſtes einhauchen; oder Empfindlichkeit und der Schrecken des Todes werden auch über die ſtärkſten, nach aller Methode vorgetragenen Vernunftlehren triumphiren."

„Ihr glaubt, weil Quäker und Socinianer eine

einfachere Religion feſtgeſtellt haben, man noch mehr ſimplificiren und auf ſolchen Grund einen neuen Glauben aufführen könnte; ich komme aber auf mein Voriges zurück, und bin überzeugt, daß, wenn dieſe Heerde Neuglaubender angewachſen wäre, ſie in Kurzem einen neuen Aberglauben in die Welt ſtellen würde; es ſey denn, daß ſie nur aus Seelen, frei von Furcht und Schwachheit beſtände. Und dieſe ſind nicht die gemeinſten. Das glaube ich indeß, daß die Stimme der Vernunft, wenn ſie ſich gegen den Fanatismus immer ſtärker erhebt, die zukünftige Generation duldſamer, als die jetzige iſt, machen kann; und auch das iſt ſchon viel gewonnen."

* * *

— Gern geben wir Ihnen den größten Theil Ihrer Zweifel, die Sie mit dem Anſehen des großen Königs unterſtützt haben, zu; aber was folgt daraus? Sollen wir, wenn wir auch Urſache hätten, an der höchſten Vollendung des edelſten Werkes zu zweifeln, dieß Werk deßwegen aufgeben, und an der guten Sache verzweifeln? Das wollte der große König nicht; er blieb ſeiner Pflicht getreu, und ließ die

Hand nicht vom Steuer, wenn er gleich wußte, daß er sein Schiff nicht regieren könnte. Zu dieser Thätigkeit munterte er seine Freunde auf, hielt seine Unterthanen an; sie war ihm die Seele des Lebens.

Auch sahe er wohl, daß die Zeit fortrückte. „Es scheinet, (sagt er im Jahre 1777), daß Europa jetzt im Zuge ist, sich über alle Gegenstände, die auf das Wohl der Menschheit am meisten Einfluß haben, aufzuklären, und man muß Euch das Zeugniß geben, daß Ihr mehr als einer unserer Zeitgenossen dazu beigetragen habt, es mit der Fackel der Philosophie zu erleuchten."

Wenn er auf seinem Standpunkte, dazu im höchsten Alter, nicht in jede brausende Hoffnung der Encyklopädie einstimmen konnte, so war dieß nicht nur ihm verzeihlich, sondern sehr vernünftig *). Der Menschheit zu viel und zu wenig zutrauen wollen; beides ist schädlich.

---

*) Um so mehr, da sie in der That nicht erfüllt worden sind. Nie ist besser gezeigt worden, welchen Vorzug dem gesunden Verstande vor blendenden Spekulationen zukommt.

Daß es zu unſerer Zeit edle, gute, große, ſelbſt aufopfernde Seelen gebe, dieſen Glauben wird mir Niemand rauben; denn ich habe ihn durch Erfahrung bewährt. Daß ſelbſt dieſe Großmuth aber, wie Alles andere, das Gewand der Zeit tragen müſſe, kann uns nicht unerwartet ſeyn. Weil wir ſo gar viel bedürfen, ſind wir von gar viel Feſſeln gebunden; daß dieſe drückenden Feſſeln aber wenigſtens der Großmuth loſer gemacht werden möchten, wer wünſchet dieß mehr, als die ächte Humanität ſelbſt?

Faſt kann ſie ihres Wunſches auch nicht ungewiß ſeyn, da bei dem immer wachſenden, unerſättlichen Bedürfniß die Natur der Dinge ſelbſt einen neuen Anfang herbeizuführen ſcheint. Wenn jeder Einzelne fühlt, er könne in ſeinem jetzigen Verhältniſſe der leidenden Menſchheit nicht zu Hülfe kommen, wie er ſollte; ſo werden, ſo müſſen ſich dieſe Verhältniſſe mit der Zeit ändern. Die Natur ſelbſt arbeitet daran, und keine menſchliche Kraft kann es hindern. Iſt das Salz, das den Körper würzen ſoll, abgeſchmackt; wozu iſt es, nach dem Evangelium, nütz, als daß man es hinauswerfe, und laſſe es die Leute zertreten?

Auch darüber wollen wir uns also nicht wundern, wenn gewisse alte Aeste und Zweige unserer Verfassung nicht mehr soviel Cultur erhalten, als ehemals. Man fühlt, daß sie dürre Aeste sind und wünscht junge Sprossen an ihre Stelle. Lasset uns die beklagen, die als fruchtbare Zweige auf einem dürren Ast stehen; lasset uns die tadeln, die den Ast verdorren ließen, oder ihm seinen Saft entzogen; die Achtung und Meinung der Zeit aber kann sich nur nach dem was da ist, nicht was es ehemals war, oder künftig seyn wird, gestalten. Jedes der Menschheit erwiesene Unrecht rächt aufs fürchterlichste sich selbst; und wehe, wem der Glaube oder Nichtglaube hieran mit Spott und Verachtung in die Hand kommt.

Stände veralten; mithin verjüngen sich auch Stände. Es ist ein und dasselbe Gesetz der Natur, daß diese Seite des Rades hinunter, jene emporkehrt. Neuen Most, sagt das Evangelium, fasse man in neue Schläuche; so werden sie beide erhalten.

Was hilft es, gegen die Vorurtheile der Erziehung Klage erheben? Man bessre die Erziehung, so fallen die Klagen weg. Philosophie aber kann dieß nicht allein thun; sie ist nur der linke Arm, Regie-

rung iſt der rechte Arm der Menſchheit. Nur mit beiden läßt ſich das große Werk, und alsdann ſehr leicht vollführen.

Was nützt es, über ungeſchaffne oder halbgeſchaffne Menſchen zu klagen, deren Ausbildung uns ja allein überlaſſen ward? Dem trägen Erdkloß hauche Odem des Lebens ein; er wird ſich munter bewegen, und dir fröhlich danken.

Iſt's genug, auch in der Regierung der Völker Uebel zu bedauern, die wir heilen, denen wir zuvorkommen können? Laſſet Stände, laſſet Menſchen in allen Aemtern und Bedienungen human und gerecht, groß, gut und billig denken; der Regent kann nicht anders, als mit und gleich ihnen denken. Denn nur aus einzelnen Theilen beſtehet das Ganze; verbeſſern ſich die Theile und halten zuſammen; das Ganze wird gut, ehe man es merket.

Tadeln Sie mir alſo nicht meine Philoſophen, auch bei ihren kränklichen Klagen, oder bei ihren überſpannten Wünſchen. Iſt nicht der kränkliche Theil des Körpers der Witterung am meiſten empfindlich? Der Hygrometer muß zart, das Queckſilber muß in einer gläſernen Röhre verſchloſſen

ſeyn,

ſeyn, wenn ſie ihr Amt thun ſollen. Anderntheils muß, wer Andere ermuntern, entflammen will, ſelbſt warm und munter ſeyn. Der kältere Beobachter oder Geſchäftsmann wird ihn ſchon zurechtweiſen.

Welch ein Unglücks-Prophet ſind Sie aber, daß Sie das barbariſche Kriegs- und Eroberungs-Syſtem für die unerſchütterliche Grundfeſte Europa's halten? Das hat der große König nicht gemeint, ſo manchen Einfall, zumal in jüngeren Jahren, er ſich über den guten Abt St. Pierre erlaubte.

Wäre dieſe traurige Behauptung wahr, was könnte man anders ſagen, als: zum Wohl der Menſchheit gehe das unglückliche Europa unter! Hat es nicht lange genug ſich ſelbſt und die Welt beunruhigt? Trieſen nicht alle Länder vom Blut derer, die es erſchlug, vom Schweiß derer, die es als Sklaven quälte? Auf den Tafeln der Natur ſteht das große Geſetz der Billigkeit und Wiedervergeltung geſchrieben: „man mache gut, was man böſe gemacht hat; oder büße durch eigene Verbrechen.“ Ich hoffe das erſte. Europa wird gut machen, was es im Taumel der Leidenſchaft, unter den Hüllen des Aberglaubens und der Barbarei, un-

ter dem Joche der Vorurtheile und des Despotismus böse gemacht hat; und die ganze Menschheit wird sich seiner klareren Vernunft, seiner gesetzteren Billigkeit, seines richtigeren Calcüls freuen.

Denken Sie sich eine Gattung Thiere, die nicht Bedürfnisses, sondern des Vergnügens, der Kunst, der Raserei eines einzigen ihrer Art wegen, sich selbst aufrieben, was würden sie vom Urheber der Natur sagen? Sich selbst zu regieren, einander zur Glückseligkeit zu helfen, dazu ist das menschliche Geschlecht gemacht, nicht einander zu sieden, zu braten und künstlich zu morden.

Der große Friedrich nannte die Kriege Fieberanfälle der Menschheit. Dem Fieber ruft man einen Arzt. Auch dieß Fieber wird seinen Arzt finden, der seine Anfälle wenigstens lindere oder mindere. Denn das Menschengeschlecht dauert fort; was eine Zeit nicht thun konnte, kann die andere. *Plus ultra* ist der Spruch der Menschheit, *plus ultra!* Kein Herkules hat an die letzten Säulen gereicht; niemand wird sie erreichen.

* * *

Friedrich, der in jüngern Jahren zu reisen ausserordentliche Lust hatte, entsagte, sobald er Regent war, allen Reisen in fremde Länder; er betrachtete sich als Steuermann auf dem Schiff seiner Staaten. So angenehm er in Gesellschaft hätte werden können; so begnügte er sich dennoch an einer Gesellschaft weniger erlesenen Freunde, und wählte sich eine andere noch einsamere Ergötzung, die er unausgesetzt, obwohl sehr regelmäßig trieb, ja die ihm bald so unentbehrlich ward, als dem Morgenländer das Opium. — —

— — Die Lectüre und Schriftstellerei; das Lesen und Schreiben; beide sind von einander auch vielleicht unzertrennlich. Durchs Schreiben lernt man lesen und hören; durchs Hören lernt man schreiben, und wird dazu getrieben, begeistert.

* * *

Friedrich las und schrieb bloß und allein zur Bildung seines Geistes, zur Erfrischung und Ordnung seiner Gedanken: dann vergaß er Politik und Staatssorgen. Er lebte unter den Alten, dachte mit ihnen, mit großen Männern einer edlern Zeit. Er

ſtärkte ſich damit in jener hohen Einfalt feſter Grundſätze, und der Erfüllung ſeiner Pflichten — — er ward ſelbſt ein Alter — —

— — Friedrich fand die Literatur ſeiner Länder auf einem Fuß, daß ſie ſich ſelbſt forthelfen konnte. Sie war ſogar gegen die Barbarei ſeines Vorgängers beſtanden; mithin, ſobald er nur die Freiheit zu denken nachließ, und ſelbſt einen großen edlen Geſchmack zeigte; ſo eiferte man nach, ja man flog voran.

* * *

— — So viel ich weiß, war ſeit dem ſiebenjährigen Kriege dem großen König die Luſt zu kriegen ganz vergangen; er ſuchte und predigte Frieden. Zur Theilung Polens that nicht er den Vorſchlag; und als er ihn annahm, begnügte er ſich mit dem kleinſten Theile des Erwerbes.

Seinetwegen hätte Joſeph immer in Ruhe regieren, und ſeine Staaten ordnen können; ja als er nach Baiern griff, ſetzte eben Friedrich ſich ſeinem

Länder-Erwerb bloß in der Absicht entgegen, daß künftig ein so böser Zunder zu Kriegen, der Länder-Erwerb, in Deutschland nicht mehr Statt haben sollte. — —

* * *

— — — Man weiß, was man allen Reformatoren aller Zeiten vorgeworfen, daß, wenn sie einen neuen Schritt thaten, sie auch immer hinter sich Lücken ließen, vor sich Staub und Erschütterung machten, und unter sich Unschuldiges zertraten. Die Reformatoren der letzten Jahrhunderte trifft das sichtlicher und doppelt. Luther! Gustav Adolph! Peter der Große! Welche drei haben in den neueren Zeiten mehr verändert, edleren Sinnes geändert? — und sind ihre, zumal unvorhergesehenen Folgen, allemal zugleich unwidersprechliche Zunahmen des Glücks ihrer Nachkommen gewesen? Wer die spätere Geschichte kennt, wird er nicht manchmal sehr zweifeln?

Ein Monarch, dessen Namen unsere Zeit mehr

trägt, und zu tragen verdient, als das Zeitalter Ludwigs

— den uns
ſein Jahrhundert mit aufbewahrt!

welche neue Schöpfung Europa's hat er von ſeinem Fleck her in dreißig kurzen Jahren bewirkt! — In Kriegs- und Regierungs-Kunſt, in Behandlung der Religion und Einrichtung der Geſetze, als Apollo der Muſen, und als Privatmann unter der Krone — dem allgemeinen Scheine nach, das Muſter der Monarchen — welch ein Gutes geſtiftet! Aufklärung, philoſophiſchen Geiſt und Mäßigung vom Throne ringsum verbreitet! orientaliſche, dumme Pracht, Schwelgerei und Luxus, der vormals oft das einzige Goldgehäge der Höfe war, wie erſchrecklich zertrümmert und verjaget. Fette Unwiſſenheit, blinden Eifer und Aberglauben überall wie tief verwundet! Sparſamkeit und Ordnung, Regelmäßigkeit und Fleiß, ſchöne Künſte und einen ſogenannten Geſchmack frei zu denken, — wie hoch erhoben! —

Das Jahrhundert trägt ſein Bild, wie ſeine Uniform; Jahrhunderte, ohne Zweifel, die größte Lobrede ſeines Namens. — Indeß wird auch eben die Münze, das Bruſtbild weggekehrt, und das bloße Reſultat ſeiner Schöpfung, als Menſchenfreund und Philoſoph betrachtet, ohne Zweifel einmal etwas mehr und anders zeigen! Zeigen vielleicht, wie durch ein natürlich Geſetz der Unvollkommenheit menſchlicher Handlungen mit der Aufklärung — auch eben ſo viel luxurirende Mattigkeit des Herzens — mit Sparſamkeit, ihr Zeichen und Gefolge, Armuth; mit Philoſophie, blinder kurzſichtiger Unglauben; mit Freiheit zu denken, immer Sklaverei zu handeln, Deſpotismus der Seelen unter Blumenketten, — mit dem großen Helden, Eroberer und Kriegsgeiſt, Erſtorbenheit, Römer Verfaſſung, wie, da Armeen alles waren, Verfall und Elend ſich habe verbreiten müſſen. Zeigen, was Menſchenliebe, Gerechtigkeit, Mäßigkeit Religion, Wohl der Unterthanen — alle is auf einen gewiſſen Grad, als Mittel zum Erreichen behandelt — was alles das auf

seine Zeit — auf Reiche ganz andrer Verfaſſung und Ordnung — auf Welt und Nachwelt für Folgen haben müſſen — die Wage wird ſchweben? — ſteigen — ſinken — welche Schale? was weiß ich — — —*).

---

*) Vielleicht macht man es dem Herausgeber dieſer Blumenleſe aus von Herders Schriften zum Vorwurf, daß er auf den letzten Blättern nicht ſowohl Stellen aus Herder, als vielmehr aus anderen Schriftſtellern angeführt hat. Zu ſeiner Entſchuldigung diene: einmal, daß Herder ſie ſeinen Schriften einverleibte; dann hofft und wünſcht er, dieſes Buch möchte manchem unſerer Jünglinge in die Hände fallen. Dieſen, und wenn ihnen auch keiner unſerer neueſten Romane unbekannt geblieben wäre, ſind vielleicht dieſe Stellen neu. Würden ſie dadurch angeregt, ſich aus Luthers und Friedrichs Schriften ſelbſt zu belehren, ſo würde ihnen dadurch ein wahrer bleibender Gewinn zu Theil.

Vermiſchte Stellen.

Kein großer Geiſt, durch den das Schickſal Veränderung bewirkt, kann freilich mit allem, was er denkt und fühlt, nach der Gemeinregel jeder mittelmäßigen Seele gemeſſen werden. Es giebt Ausnahmen höherer Gattung und meiſt alles Merkwürdige der Welt geſchieht durch dieſe Ausnahmen. Die geraden Linien gehen nur immer gerade fort, würden Alles auf der Stelle laſſen, wenn nicht die Gottheit auch außerordentliche Menſchen, Kometen, in die Sphären der ruhigen Sonnenbahn würfe, fallen und im tiefſten Falle ſich wieder erheben ließe, wohin kein Auge

der Erde ſie verfolgt. — — (Aus der Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit.)

* * *

Wenn ich da Thaten ſehe, oder vielmehr ſchweigende Merkmale von Thaten ahne, aus einem Geiſte, der für die Hülle ſeiner Zeit zu groß, und für ihr Lobgeſchrei zu ſtill und blöde dahingeht, und im Finſtern ſäet! Saamenkörner, die wie alle Gotteswerke und Schöpfungen, vom kleinen Keim anfangen, denen man's aber beim erſten kleinen Sprößlein ſo lieblich anſieht und anriecht, daß ſie Schöpfung Gottes im Verborgenen ſeyn werden. — Und wären's Anlagen, inſonderheit zur edelſten Pflanze der Menſchheit, Bildung, Erziehung, Menſchenliebe, Sympathie und Brüderglückſeligkeit — heilige Pflanzen, wer iſt unter euch gewandelt, daß ihn nie ein Schauer beſſerer Zukunft ergriffe, und er euren Urheber, klein und groß, König und Knecht, nicht im ſtillſten Abend-, Morgen- und Mitternacht-Opfer ſegnet! Alle bloß körperliche und politiſche Zwecke zerfallen, wie Scherbe und Leichnam: die Seele! der

Geiſt! Inhalt fürs Ganze der Menſchheit — der bleibt: und wohl, wenn da aus der reinen, untrübbaren Lebensquelle viel ward! — — (Aus der Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit.)

* * *

Wenn im Kreiſe der Menſchheit etwas der Vergänglichkeit trotzt, müßte es Wiſſenſchaft und Kunſt ſeyn, ſie, die ewiger Natur ſind, der reinſten Wahrheit und einer Erweiterung ins Unermeßliche fähig; auch iſt's gewiß, daß das eigentliche Weſen der Kunſt und Wiſſenſchaft nie erſtirbt und ſich nie ändert. Deſto ſterblicher aber ſind ihre Formen, da dieſe vor allem andern an ihrem Erfinder und Meiſter zu hangen, mit ihm zu entſprießen, zu blüh'n und unterzugehen ſcheinen. So lange der Erfinder lebt, ſo lange der Meiſter lehret und anweiſet, ſchöpfet man aus ſeinem lebendigen Quell lebendige Gedanken; im zweiten, dritten Geſchlecht durchwandert man ſchon nachlallende oder nachäffende Schulen; das Bild des Meiſters ſteht todt da; ſeine Wiſſenſchaft und Kunſt hat ſich nicht in ſeinen, ſondern in ſeiner Nachbaren Werken ſelbſt überlebt (Tithon

und Aurora. Zerſtreute Blätter Sammlung IV. S. 355 ff.)

* * *

Wenn wir der Natur einen Zweck auf der Erde geben wollen, ſo kann ſolcher nichts ſeyn, als eine Entwickelung ihrer Kräfte in allen Geſtalten, Gattungen und Arten. Dieſe Evolutionen gehen langſam, oft unbemerkt fort, und meiſtens erſcheinen ſie periodiſch. Auf die Nacht des Schlafes folgt der Morgen des Erwachens, unter dem Schatten jener hatte die Natur Kräfte geſammelt, dieſem, dem Morgen, munter zu begegnen.

In den Lebensaltern der Menſchen dauert die Kindheit lange; langſam wächſt Körper und Geiſt, bis mit zuſammengenommenen Kräften die Blume der Jugend hervorbricht, und die Frucht ſpäterer Jahre allmählig reifet. Sehr unrecht hat man dieſe Perioden der Entwickelung Revolutionen genannt: hier revolvirt ſich nichts, aber entwickelt (evolvirt) werden die Kräfte. Immer kommen verborgnere, tiefer liegende zum Vorſchein, die ohne manche vorhergehende nicht thätig werden konnten.

Deßwegen macht die Natur Perioden; ſie ließ dem Geſchöpfe Zeit, von einer überſtandenen Anſtrengung ſich zu erholen, um eine andere noch ſchwerere fröhlich anzufangen und zu vollenden: denn ohne Zweifel ſind, wenn das Gewächs die Blume hervortreibt, oder ſich in ihr die Frucht bildet, innigere, feinere Kräfte regſam, als da der Saft in den Stengel trat, und ſich die unterſten Blätter an ihm erzeugten. Nicht eher verläßt die Natur, dem ordentlichen Laufe nach, ihr Geſchöpf, als bis alle phyſiſchen Kräfte deſſelben in Anwendung gebracht, das Innerſte gleichſam herausgekehrt, und die Entwickelung, der bei jedem Schritt eine gütige Epigeneſe beitritt, ſo vollendet iſt, als ſie unter gegebenen Umſtänden vollendet werden konnte.

Man iſt gewohnt, jedes einzelne, zumal lebendige Weſen als ein iſolirtes Ganze zu betrachten; eine nähere Anſicht aber zeigt, daß es mit Boden, Klima, Witterung, mit dem periodiſchen Athem der ganzen Natur zuſammenhängt, daß es eben hienach länger oder kürzer dauert, früher alt wird, oder ſich leichter verjünget. Der Menſch, ein vernünftiges, moraliſches und politiſches Geſchöpf, lebt vermöge dieſer Fähigkeiten und

Kräfte, in einem eignen unendlich weiten Elemente. Seine Vernunft hängt mit der Vernunft Andrer, ſeine moraliſche Bildung mit dem Betragen Anderer, ſeine Anlage, ſich als ein freies Weſen ſelbſt, und mit Andern zu conſtituiren, hängt mit der Denkart, der Billigkeit und der wirkſamen Unternehmung Vieler ſo genau zuſammen, daß er außer dieſem Element ein Fiſch auf trockenem Lande, ein Vogel im luftleeren Raume ſeyn muß. Seine beſten Kräfte erſterben; ſeine Fähigkeit bleibt ein todtes Vermögen, und alle Anſtrebung außer Zeit, Ort und Mithülfe der Elemente iſt wie das Erſcheinen einer Blume mitten im Winter.

Die Natur macht Jahreszeiten, ſie fördert Kräfte, ſie fördert ſie auch im Menſchengeſchlechte. Einzelne Menſchen, Stände, Corporationen, ganze Geſellſchaften und Völker können mit dieſem Strome nur fortgehen; ſie haben alles gethan, wenn ſie in ſeinem Laufe klug ſteuern. Glaube doch niemand, daß, wenn alle Regenten auf der Erde, vom ſtolzeſten Neger-Könige an, bis zum mächtigſten Khan der Tartaren ſich zuſammen verbänden, das Heute zum Geſtern zu machen, und die fortgehende Entwickelung des

ge-

gemeinſamen Menſchengeſchlechts, ſie möge zur Jugend oder zum Alter führen, auf immerhin zu hindern, daß ſie jemals damit zu Stande kämen. Für weiſe Regenten kann dieß auch nie ein Zweck werden, eben weil in der ganzen fruchtloſen Bemühung kein Verſtand iſt. — — (a. a. O. S. 364 ff.)

* * *

Alle Stände und Einrichtungen der Geſellſchaft ſind Kinder der Zeit; dieſe alte Mutter gebar, nährte, erzog ſie; ſie ſchmückte, ſtattete ſie aus; und nach einem langen oder kurzen Leben begräbt ſie ſie, wie ſie ſich ſelbſt begräbt und wieder verjünget.

Wer alſo ſein Daſeyn mit der Dauer eines Standes oder einer Einrichtung verwechſelt, macht ſich ſelbſt unnöthige Plage; was vor Dir war, wird auch hinter Dir ſeyn, wenn es ſeyn ſoll. Handle ſo viel an Dir iſt, klug und weiſe; ihren großen Gang wird die Zeit gehen und das Ihrige vollenden. Du für deine Perſon ſey mehr, als dein Stand iſt: ſo wirſt Du in ihm, er altre, wie er wolle, für Dich ſelbſt und für Andre ſtets jung

ſeyn, ja in der dunkleren Nacht wirſt Du als ein helleres Geſtirn glänzen.

Wer ſich nicht über die Bruſtwehr ſeines Standes erhebt, iſt kein Held in demſelben; hinter ihr mag er kriechen, ſitzen oder liegen. Der Stand als ſolcher macht nur Puppen; Perſönlichkeit macht Werth und Verdienſt. Je mehr jene träge, todte Hülle, die den beſten wie den ſchlechteſten Kern verbirgt, dahin ſinkt; deſto entſchiedener wird der ſchöne, reifere Kern ſichtbar. Gewiß iſt's alſo kein Rückgang, vielmehr eine Evolution der Zeiten, wenn der Stand nicht Alles ſeyn kann, ſondern man in jedem Stande, Perſonen, Menſchen, wirkende Geſchöpfe zu ſehen begehret. Und da ohne neu einbrechende Barbarei bei den täglich vermehrten Bedürfniſſen Europa's dieß Gefühl nothwendig zunehmen muß: ſo bleibt nur ein Rath übrig, der Jeden vor der Veraltung ſeines Standes ſichert: „ſey Etwas in deinem „Stande; ſodann wirſt Du der erſte ſeyn, die Fehler deſſelben einzuſehen, zu vermeiden und zu verbeſſern. Dein Alter wird in Dir verjüngt daſtehn, „eben weil etwas in Dir iſt, das jede Form

„schmücken würde, und in jeder Form lebet.“ (a. a. O. S. 371 ff.)

* * *

Die Philosophie ist reich an Mitteln, die uns über erlittene Unfälle trösten sollen; unstreitig aber ist das beste Mittel dagegen, wenn sie uns stärkt, neue Uebel zu ertragen, und uns ein festes Beruhen auf uns selbst mittheilt. Der meiste Wahn, der unsere Seelenkräfte schwächt, kommt von außen; nun aber sind wir nicht die Gegenstände um uns her. Traurig ist's freilich, wenn einem Menschen die Lage, in der er lebt, mit allen ihren Umständen und Kostbarkeiten so verleidet, so verbittert ist, daß er auch keine Traube und Blume derselben anrühren mag; sie zerfallen ihm unter der Hand zu Asche, wie jene Sodoms-Früchte.

Indessen ist er doch nicht die Lage: er ziehe, wie die Schildkröte, die Glieder ein und sey, was er seyn kann und seyn soll. Je mehr er vom Erfolg seiner Handlungen wegsiehet, desto mehr ruhet er in der Handlung; dadurch wird die Seele stärker, und be-

lebt ſich, wie eine neu aufſpringende Quelle. Die Quelle berechnet nicht, über welche Erdlagen ihr Strom fließen, welche fremde Theile er annehmen, und wo er endlich verſiegen werde; ſie ſtrömt aus eigener Fülle, in unaufhaltſamer Bewegung.

Was Andre uns von uns ſelbſt zeigen, iſt nur der Schein; er hat immer einigen Grund und iſt nie ganz zu verachten; es iſt aber nur der Wiederſchein in ihnen, der vor ihrer eigenen, oft zerbrochenen und düſtern Geſtalt zurück geſpielt wird, nie unſer Weſen. Laß das kleine Gewürm um und über Dich kriechen, und ſich äußerſt bemühen, daß man Dich für todt halte; ſie wirken in ihrer Natur, wirke Du in der deinen und lebe.

Ueberhaupt hält uns unſere Bruſt, unſer Charakter viel mehr und länger aufrecht empor, als alle Spitzfündigkeiten des Kopfes und jede Verſchlagenheit des Geiſtes. Im Herzen leben wir, nicht in den Gedanken. Meinungen Andrer können ein günſtiger oder feindlicher Wind in unſere Segel ſeyn. Umſtände können uns, wie das Meer die Schiffe, hier feſt halten, dort gewaltig fördern; Schiff und Segel, Compaß, Steuer und Ruder ſind aber doch

unſer. Ergraue alſo nie, wie der alte Tithon, im Wahn, daß deine Jugend dahin ſey; vielmehr fahre, mit neuerweckter Thätigkeit, täglich aus deinen Armen eine neue Aurora. (a. a. O. S. 376 ff.)

* * *

Die Seele will bei ihren geheimſten Operationen keinen Zwang, keine mechaniſche Vorſchrift, ſie wirkt frei aus ſich heraus, und in dieſen erſten Arbeiten liegt das Emblem der Wirkungen ihres ganzen Lebens. Sie alſo belauſchen, ſie, wenn ſie in holden Wüſten, in anmuthigen Labyrinthen irrt, und ſich zu weit verirret, in der Geſtalt eines hellen Sterns, oder wie Minerva bei Homer in der Geſtalt eines fremden Wanderers (nicht Lehrers, nicht Zuchtmeiſters) zurecht weiſen, kurz, wie jener Philoſoph ſich täglich wünſchte, ihnen fröhliche Morgen- und Jugend-Bilder gewähren, damit ſie einſt am Abend und im Alter fröhliche Zurückerinnerungen aus dem platoniſchen Reiche der Geiſter haben mögen, und keiner erniedrigenden, entſetzlichen Ideen der Seelenwanderung bedürfen: das, meine ich, kön-

nen und ſollen wir; doch freilich unter den Händen des Schickſals.

— — Denn da wir über alle Ideen und Eindrücke unſerer ſelbſt nicht Herren ſind; viel weniger ſind wir's über die Eindrücke unſerer Freunde und Kinder. Wir haben unſere Seelen nicht ſelbſt hieher geſetzt; noch weniger ſind wir's, die ihre Kräfte gegen das von allen Seiten auf ſie zuſtrömende Weltall ausgerüſtet haben.

Es giebt alſo wirklich Perſonen, die zu Leiden, zum Unglück geſetzt ſind: denen frühe Eindrücke und Ideen, Bekümmerniſſe und Krankheiten die Luſt am Leben ziemlich gemindert und geraubt haben. Der Trank, den ſie trinken ſollen, iſt ihnen bitter, oder trübe und unſchmackhaft gemacht: denn es giebt Uebel, die für dieſes Leben nicht mehr ganz ausgethan werden können. Auch dieſe Perſonen müſſen ſich indeß begnügen, die Bürde, die ihnen aufgelegt iſt, eine von ihnen unabtrennliche Lebensbürde, mit Fröhlichkeit, wenigſtens mit gelaſſenem Muth zu tragen, und auf ein anderes, freieres, beſſeres Daſeyn zu hoffen. (Zerſtreute Blätter, Samml. I. S. 242.)

* * *

— — Was sollte meinen Geist an dieß träge Staubkorn fesseln, sobald mein Leib, diese Hülle, herabsinkt? Alle Gesetze, die mich hier festhalten, gehen offenbar nur meinen Leib an; er ist aus dieser Erde gebildet, und er muß wieder zu dieser Erde werden. Gesetze der Bewegung, Druck der Atmosphäre alles fesselt ihn, nur ihn hienieden. Der Geist, einmal entronnen, einmal der zarten und so festen Bande los, die ihn durch Sinne, Triebe, Neigungen, Pflicht und Gewohnheit an diesen kleinen Kreis der Sichtbarkeit knüpfen: welche irdische Macht könnte ihn festhalten? welch ein Naturgesetz ist entdeckt, das Seelen, in dieser engen Rennbahn sich umherzudrehen, zwänge? Sogar über die Schranken der Zeit ist unser Geist hinweg: er verachtet Raum und die träge Erdenbewegung: entkörpert ist er sogleich an seinem Orte, in seinem Kreise, in dem neuen Staat, wozu er gehöret. Vielleicht ist dieser um uns und wir kennen ihn nicht; vielleicht ist er uns nahe, und wir wissen nichts von ihm, außer etwa in einigen Augenblicken seliger Ahndung, da ihn die Seele oder er die Seele gleichsam herbeizieht.

Vielleicht ſind uns auch Ruheörter, Gegenden der Zubereitung, andere Welten beſtimmt, auf denen wir, wie auf einer goldenen Himmelsleiter, immer leichter, thätiger, glückſeliger, zum Quell alles Lichtes emporklimmen, und den Mittelpunkt der Wallfahrt, den Sproß der Gottheit, immer ſuchen und nie erreichen: denn wir ſind und bleiben eingeſchränkte, unvollkommene, endliche Weſen. Wo ich indeſſen ſey, und durch welche Welten ich geführt werde, bin und bleibe ich immer an der Hand des Vaters, der mich hieher brachte, und weiter ruſet: immer alſo in Gottes unendlichem Schooße. (a. a. O. S. 258.)

* * *

Auch das beſte Herz iſt und bleibt immer ein Menſchenherz, Körper bleibt Körper, und Erdenleben ein Erdenleben. Die Armſeligkeiten der Geſchäfte, der ſo unnöthigen und doch ſo nöthigen Lebensmühe, kommen wieder, die Lebensalter mit ihren wechſelnden Unvollkommenheiten kommen wieder. Auch in guten Eigenſchaften bleibt der Menſchenſtamm hienieden

immer in ſeine beiden Geſchlechter vertheilt, die einander gegenüber auf einer Wurzel ſtehen, ſich einander umſchlingen und kränzen, nie aber ein und dieſelbe Vollkommenheit werden können im Menſchenleben. Was das eine hat, fehlt dem andern, was ein Menſch hat, fehlt dem andern. Geburt, Stand, Klima, Erziehung, Amt, Lebensweiſe hindern und ſchränken unaufhörlich ein.

Nur wenige Jahre wächſt ein Menſch, dann ſteht er ſtill, oder nimmt ab und geht rückwärts; will er im Alter Jüngling ſeyn, und Andere nachahmen, ſo wird er lächerlich, ſo wird er kindiſch.

Kurz, es iſt eine enge Sphäre, dieß Erdenleben; und wir mögen's machen, wie wir wollen, ſo lange wir hier ſind, iſt ohne größeren Schaden, und den völligen Verluſt unſerer ſelbſt, der Enge nicht zu entweichen. Aber einſt, wenn der Tod den Kerker bricht, wenn uns Gott wie Blumen in ganz andere Gefilde pflanzt, mit ganz neuen Situationen umgiebt — haben Sie nie, mein Fr., erfahren, was eine neue Situation der Seele für neue Schwungkraft giebt, die ſie oft in ihrem alten Winkel, im erſtickenden Dampf ihrer Gegenſtände und Geſchäfte

ſich nie zugetrauet, ſich nie derſelben fähig gehalten hätte. — — (a. a. O. S. 260.)

* * *

— — Ach mein Freund, alles iſt nur Dämmerung, Wahn und Vermuthung gegen das ungleich reinere und höhere Licht der Religion unſeres Geiſtes und Herzens. Auf dieſer Erde iſt alles mit Bedürfniß umringt, und wir ſehnen uns mit aller Kreatur, davon frei zu werden. Wir haben Begriffe der Freundſchaft, der Liebe, der Wahrheit, der Schönheit in uns, die wir hier auf der Erde in lauter Schatten und Traumgeſtalten, ſo unvollkommen, ſo oft geſtört, getäuſcht, betrogen, und immer unvollendet erblicken. Wir dürſten nach einem Strom reinerer Freuden, und mich dünkt, die Hoffnung, das Verlangen ſelbſt, ſey eine ſichere Verahndung des Genuſſes.

Nehmen Sie die reinſten Verhältniſſe auf dieſer Welt, die Vater-, die Mutter-Freuden; mit welchen Sorgen ſind ſie vermiſcht, von welchen Schmerzen und Unbequemlichkeiten werden ſie unterbrochen, und

wie dienen ſie doch im Ganzen nur immer dem Bedürfniß, einem fremden höheren Verhältniß!

In jener Welt, ſagt die Schrift, wird man weder freien, noch ſich freien laſſen, ſondern ſie ſind wie die Engel Gottes im Himmel. Da iſt Liebe befreit von gröberen Trieben, reinere Freundſchaft ohne die Abtrennungen und Bürden dieſer Erde, wirkſamere Thätigkeit mit glücklicher ſchöner Eintracht, und einem wahren und ewigen Endzweck, kurz überall mehr Wahrheit, Güte, Schönheit, als uns dieſe Erde irgend geben kann. — — (a. a. O. S. 270.)

* * *

— — Unſere Sprache, als Mittheilung unſerer Gedanken, was iſt's mit ihr für ein Flickwerk! Auf der Spitze unſerer Zunge, zwiſchen Gaumen und Lippen, in einigen buchſtabirlichen Tönen, ſoll unſer Herz, unſere innigſte Seele ſchweben, und ſich einem Andern von daher ſo mittheilen, daß er uns faſſe, daß er den Grund unſers Innerſten fühle?

Leeres Streben! armſelige Pantomime in einigen

Luftſchwingungen und Gebehrden! Die Seele liegt wie ein ſiebenfach Geſeſſelter im Kerker, und kann nur durch ein feſtes Gegitter, durch ein Paar Licht- und Luftlöcher hinausſehen, hinausathmen. Und immer ſieht ſie die Welt nur von einer Seite, da Millionen Andere da ſeyn müſſen, die, ſobald wir mehrere und andere Sinne hätten, ſobald die enge Hütte unſers Körpers mit einer freiern Ausſicht wechſelte, auch vor uns, auch in uns lägen. Und wir wollten ewig zufrieden ſeyn, mit dieſem Winkel, mit dieſem Kerker? Welcher Unglückliche, der's ſchon zeitlebens hier ſeyn muß, ſchränkte ſeine Wünſche dahin ein, nur ſeine Bürde los zu werden, ohne Gefühl und Hoffnung eines Erſatzes dafür, daß er hier ſo zurückgehalten und getäuſcht worden? Wenn wir ſelbſt an den ſeligſten Quellen der Freundſchaft und Liebe, hier oft ſo durſtig und krank lechzen, ſuchen Vereinigung und finden ſie nie, betteln Almoſen von allen Gegenſtänden der Erde und ſind immer arm, immer unbefriedigt — finden endlich, daß alle Erdenzwecke und Erdenplane nichts ſind — eitel! eitel! fühlen das und fühlen's täglich: welche freie, edle Menſchenſeele hebt ſich nicht empor, und verachtet

ewige Hütten und Wanderplätze im Kreiſe der Wüſten hienieden! (a. a. O. S. 304.)

* * *

In allen Geſtalten und Ständen der Menſchheit, dünkt mich, kommt es freilich weniger auf Ausbildung unſers Witzes, oder Scharfſinns, oder anderer Sproſſen menſchlicher Seelenkräfte, als auf Erziehung des Herzens an, und dieß iſt bei allen Menſchen ein Menſchenherz. Es kann auch in allen Formen und Situationen der Menſchheit bis auf einen gewiſſen Grad gebildet werden. — —

— — Reinigung des Herzens, Veredlung der Seele mit allen ihren Trieben und Begierden, das, dünkt mich, iſt die wahre Palingeneſie dieſes Lebens, nach der uns gewiß eine fröhliche, höhere, aber uns unbekannte Metempſychoſe bevorſteht. (a. a. O.)

* * *

Das Bild der Alten von der Freundſchaft, „die beiden in einander geſchlungenen Hände" ſcheinen mir das beſte Sinnbild ihrer Vereinigung, ihres Zweckes und Genuſſes zu ſeyn; bedeu-

tender als die zwei „gleichgeſtimmten Saitenſpiele.“ Dieſe drücken nichts aus als Geſelligkeit, die lange noch nicht Freundſchaft iſt.

Ein geſelliger Menſch iſt leicht und wohlgeſtimmt, er ſtimmt ſich ſelbſt leicht zu jeder Geſellſchaft, und ſo ſtimmt ſich auch dieſe leicht zu ihm. Er drückt niemand mit ſeinem Daſeyn, er verengt keinen, und ſo iſt Jedermann gern um ihn: man iſt auf einen gewiſſen Grad mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Menſch habe nichts Arges. Charaktere der Art ſind zum täglichen Umgange gut; aber Freundſchaft — welch ein anderes, heiliges Band iſt dieſe! Herzen und Hände knüpft ſie zu einem gemeinſchaftlichen Zweck zuſammen, und wo dieſer Zweck augenſcheinlich, wo er fortwährend, anſtrengend, ſelbſt unter oder hinter Gefahren vorliegt: da iſt das Band der Freundſchaft oft ſo genau, feſt und herzlich, daß nichts als der Tod es zu trennen vermochte. — —

— — Wie wahr iſt's, was jener Freund von ſeinem Freunde ſinget: deine Liebe war mir mehr als Frauenliebe! Die Schöpfung kennt nichts Edleres, als zwei freiwillig und unauflöslich

zusammengeschlungene Hände, zwei freiwillig **eins** gewordene Herzen und Leben.

Gleichviel ob diese beiden Herzen männlich oder weiblich, oder beiderlei Geschlechts sind: es ist ein stolzes, aber ungereimtes Vorurtheil der Männer, daß nur sie zur Freundschaft taugen. Oft ist ein Weib zu ihr zarter, fester, treuer und goldreiner, als eine Reihe schwacher, fühlloser, unreiner Männerseelen; und wo Untreue, Eitelkeit, Rivalität, Leichtsinn Statt findet, da ist Freundschaft für beide Geschlechter unmöglich.

Auch Ehe soll Freundschaft seyn: und wehe, wo sie's nicht ist, wo sie nur Liebe und Appetit seyn wollte! Es ist einem edlen Weibe süß, auch um ihres Mannes willen zu leiden, geschweige sich mit ihm zu freuen, und er sich in ihr, sie sich in ihm wirksam, fröhlich, honett, geschätzt und glücklich zu fühlen. Die gemeinschaftliche Erziehung der Kinder ist der schöne leitende Zweck ihrer Freundschaft, der noch im grauen Alter Beide süß belohnt. Als zwei verschlungene Bäume stehen sie da, und werden dastehen, umringt vom Kranz jugendlicher grünender Bäume und Zweige. — —

Ueberhaupt iſt ein gemeinſchaftliches Leben das Mark der wahren Freundſchaft: Aufſchluß und Theilung der Herzen, innige Freude an einander, gemeinſchaftliches Leid mit einander, Rath, Troſt, Bemühung, Hülfe für einander ſind ihre Kennzeichen, ihre Süßigkeiten und innere Belohnung. Was für zarte Geheimniſſe giebt's in der Freundſchaft! Delicateſſen als ob die Seele ſich in des Andern Seele unmittelbar fühle und vorahndend ſeine Gedanken ſo richtig erkenne, als ob's ihre eignen Gedanken wären. Und gewiß, die Seele hat zuweilen Macht, ſie ſo zu erkennen, ſo in des Andern Herz unmittelbar und innig zu wohnen.

Es giebt Augenblicke der Sympathie auch in Gedanken, ohne die mindeſte äußere Veranlaſſung, die zwar die Pſychologie nicht erklärt, aber die Erklärung lehrt und bekräftigt. Es giebt Erinnerungen, auch ferne Erinnerungen abweſender Freunde an einander, die oft von der wunderbarſten, mächtigſten Art ſind.

Wenn überhaupt die Seele je die geheime Kraft hätte, ohne Organ unmittelbar in eine andere Seele zu wirken: wo könnte es natürlicher ſeyn, als bei der

der Freundschaft? Diese ist reiner und also gewiß auch mächtiger als die Liebe: denn wenn die Liebe sich zur Stärke und Dauer einer Ewigkeit erheben will, muß sie erst, von der groben Sinnlichkeit geläutert, ächte und wahre Freundschaft werden. Wie selten gelangt sie dahin! sie zerstört sich selbst, oder zerstört ihren Gegenstand mit durchdringenden, fressenden Flammen, und beide, das Liebende und Geliebte, liegen sodann wie ein Häufchen Asche da.

Aber die Glut der Freundschaft ist reine erquikkende Menschenwärme. Die beiden Flammen auf einem Altar spielen in einander, heben und tragen frohlockend einander, und oft noch in der Stunde der traurigen Scheidung schweben sie fröhlich und einig ins Land der reinsten Vereinigung, der treuesten, untrennbaren Freundschaft siegend empor. (a. a. O. S. 320 ff.)

* * *

— — Die Natur sah, daß diese reine himmlische Flamme (die Freundschaft) für uns auf Erden meistens zu fein wäre; sie kleidete sie also in irdische, sinnliche Reize, und nun erschien Venus Urania als — Aphrodite. Liebe soll uns zur Freundschaft

laden, Liebe ſoll ſelbſt die innigſte Freundſchaft werden.

Den höchſten Grad ihrer Entzückung ſuche ich nicht da, wo die Natur uns mit einem Augenblick irdiſcher Vereinigung täuſcht (ein Augenblick, der ſich ringsum in lauter Bedürfniß verlieret), ſondern in dem erſten glücklichen Finden, in dem über alle Beſchreibung ſüßen Augenblick, wo beide Geliebte gewahr werden, daß ſie ſich lieben, und es nun, wie unvollkommen und unwillkührlich es ſey, ſo gewiß, ſüß und übereinſtimmend einander ſagen. Warum muß ich das Wort gebrauchen: ſagen? Das arme Wort! Was kann in dieſem Augenblick die todte Zunge, die lechzende Sprache ſagen, wo ſelbſt der ſeelenvolle, feurige Blick ſeine Flügel niederſchlägt und ſeinen Glanz verhüllet. Wenn es einen Augenblick himmliſcher Wolluſt und reiner Vereinigung verkörperter Weſen hier auf Erden giebt, ſo iſt's dieſer; alles ganz anderer Art, als was uns der darbende Genuß erlaubt.

— — Der Augenblick jenes geiſtigen Erkennens, jenes Verraths der Seele durch einen Blick verſetzt uns gleichſam in die Freuden des Paradieſes.

In ihm genießen wir zurückempfindend, was wir so lange suchten, und uns selbst nicht zu sagen wagten: in ihm genießen wir vorempfindend alle Freuden der Zukunft, nicht ahndend, sondern habend, ja, wenn man so sagen darf, mehr als habend. Die Zukunft kann immer nur entwickeln, selten hinzuthun; und oft thut sie ab, sie vermindert den Wahn des Genusses bei jedem Genusse. Jener Augenblick ist der, wo Psyche den Gott der Liebe erblickt, den sie so lange verschleiert liebte: ach warum, Unglückliche, ließest Du den Funken fallen? und endetest damit auf so lange lange Zeit alle deine Freuden! —

Es ist gewiß, daß die Seelen, die zur treusten, reinsten, edelsten Liebe geschaffen sind, sich vor diesem Augenblick des Verraths als vor ihrem ärgsten Feinde fürchten, und mit ihm auf's blödeste zögern. Das weibliche Geschlecht, das die Liebe überhaupt zarter als das unsere behandelt, fühlt, wieviel die Flamme derselben mit jedem Genuß verliere, wie sie, der Natur aller andern Flammen zuwider, erstickt, wenn sie ausbricht, und durch jede Aeußerung ihre innere Kraft und Seligkeit schwächt.

Keusch und heilig sucht's also das Geheimniß

ſelbſt im Herzen der Liebenden zu bewahren, ſobald es deſſelben gewiß iſt, und nichts macht ſich gewiſſer als dieſes. Das Geheimniß wird gleichſam entweiht, wenn es nur die Lippen berührt: es erſtirbt auf gewiſſe Weiſe ſchon im erſten Kuſſe, im erſten Seufzer. Aber da wir einmal Körper ſind, ſo verliert Pſyche freilich, wie die alte Fabel lautet, ihre himmliſchen Fittige, ſobald ſie zur Materie herabſinkt. Iſt es Wunder, daß ſie ſich ſo lange, und mit ſo vieler Mühe noch täuſchen will, daß ſie nicht den Körper, ſondern nur das, was ihrer Natur iſt, die Seele des Geliebten liebe? gleich als ob ſie ſich ihrer Erniedrigung ſchämte, und die kurze Dauer des Genuſſes, den ſie ſucht, prophezeihete. Wie verhüllet ſie ſich alſo dieſen! ſie ſuchet auch im Kuß nur Vereinigung der Seelen. — —

— — Glücklich, daß die Natur dieſen kurzen trügenden Wahn der innigſten Vereinigung von Seiten des Geiſtes mit Freundſchaft paarte, und von Seiten des Körpers mit dem elektriſchen Funken ſeiner Allmacht beglückte, durch den aus einer uns unbegreiflichen Verbindung zweier Weſen ein drittes

wird, gleichſam ein Geſchöpf der Liebe, des Verlangens und der unvollendeten Sehnſucht. Die feurige Kette ſchlingt ſich alſo weiter: zwiſchen der Dürftigkeit und dem Ueberfluß wird an ſie ein neues Glied geknüpft, in dem der Funke des Verlangens weiter zünde. Ueberhaupt bemerke ich allgemein, daß der Schöpfer keinen Grad von Vereinigung der Weſen in ſeiner Natur ohne Frucht ließ. Der erſte Grad von ſinnlichem Genuß, nach dem auch ſchon das Kind ſauget, giebt uns Lebensſaft: er bereitet uns ein Edleres aus einer ſchlechteren Materie. Je feiner das Organ wird, deſto geiſtiger ſind die Kinder ſeines Empfängniſſes: Düfte ſtärken und erquicken die Seele: Muſik tröſtet und labt das Herz mit himmliſchem Tranke.

Die Bilder führen dem Geiſt zärtere Gedanken zu, als ihr Materielles ſelbſt iſt, und endlich Freundſchaft und Liebe, jene die Ehe der Geiſter, dieſe der Körper, bringen uns einen Becher des Genuſſes mit den ſchönſten Früchten bekränzet. Freundſchaft erweckt edle Empfindungen, Beſtrebungen, Thaten; Liebe, wie die göttliche Frühlingsſonne, belebt

den zarten mütterlichen Weinſtock mit Laub und Früchten. Die Schöpfungskraft des erſten Urhebers iſt in ſie gelegt.

Auch ſcheint es, daß die Natur Sorge getragen habe, den kurzen flüchtigen Genuß der Liebe mit einer Gabe zu erſetzen und zu belohnen, der ſie unmittelbar aus ihrem Schooße nahm, ja in der auch das geringſte lebendige Geſchöpf eines Funkens der Gottheit gewürdigt werden ſollte; es iſt die Elternzärtlichkeit, die väterliche und mütterliche Liebe.

Sie iſt göttlich, denn ſie iſt uneigennützig, und ſehr oft ohne Dank. Sie iſt himmliſch, denn ſie kann ſich auch in viele zertheilen, und bleibt immer ganz, immer ungetheilt und neidlos. Endlich iſt ſie auch ewig und unendlich, denn ſie überwindet Liebe und Tod.

Abſcheulich iſt die Mutter, die ihrem Kinde den Liebhaber verzieht: ſelbſt Thiere beſchämen ſie, die freudig für ihre Jungen ſterben. Unter allen Schmerzen des Todes ſchmeichelten und liebkoſten ſie denen, die man grauſam aus ihrem Leibe riß;

und für jede thierische Mutter giebt's kein süßeres Geschäft, als ihre Jungen zu säugen.

Mütterliche Zärtlichkeit war das Pfand der Liebe, womit die Natur, gleichsam aus ihrem Herzen, die Schmerzen der Mutter belohnte. Nichts geht über die Angst, womit die Mutter ein verlornes Kind sucht, und nichts über die Freude, womit sie's nach langem Suchen, nach vieljähriger Entfernung wieder findet, und wie neugeboren umarmt. Das Verlangen der Mutter nach Kindern ist die schönste Sehnsucht, die im Gürtel der Liebe lag, ja aus der, bei allen reinen Weibesherzen, er eigentlich ganz gewebt scheint. Sie sind die Priesterinnen am heiligen Feuer der Vesta; und wehe dem verachteten Geschöpf, das statt dieser Flamme von einer anderen glühet! Nur die Spitze seines Pfeils hat Amor mit Verlangen gesalbet, unglücklich, wem der ganze Pfeil davon glühet.

Zu wem kann ich von der zärtlichen, göttlichen, ewigen Elternzärtlichkeit hinaufsteigen, als zu Dir, große allgemeine Mutter, zärtlicher, höchster Vater! Meine Sprache hat kein Wort, die Empfindung zu nennen, mit der Du Dich in jedes Geschöpf, in

jeden Nerv und Winkel eines ſchlagenden Herzens ſetzteſt, und jedem derſelben ſeinen für Andere unüberſehbaren, unerklärlichen, unfühlbaren Genuß gabſt.

Deine ganze Schöpfung iſt ein Gewebe, das die Macht aus dem Nichts hervorzog, die Weisheit einſchlug, und dem die Liebe ihre tauſendgeſtaltige ſinn- und liebreiche Figuren einwebte. Wer ſollte Dich alſo nicht lieben, da jedes Geſchöpf nur zu Dir ziehet, zu Dir weiſet? und wer kann's, wie er ſollte, da er im Meer Deiner Gedanken und vorgefühlten Empfindungen untergeht, und auch nur über ſich ſelbſt in die tiefſte Tiefe ſinket?

Du haſt das Schickſal aller Eltern, daß ſie mehr lieben, als geliebt werden; aber Du haſt vor allen das voraus, daß Du die Sehnſucht nach Dir in mir ſelbſt erſchaffen haſt, und mich an Banden des Erkenntniſſes und der Liebe Dir immer näher zuführen kannſt. Mein ganzes Herz ſagt mir's, Du werdeſt und müſſeſt es thun: denn das kleine Fünkchen Erkenntniß und Liebe in mir iſt ja nur ein Abglanz Deines Herzens. Du mußt mich alſo tauſendfach inniger erkennen, nennen, ſuchen und lieben, als ich Dich nennen und ſuchen kann, und dieſer ewige Zug

Deines Herzens zu dem meinen ist mir ein eingepflanzter Bürge meiner unsterblichen Neigung zu Dir, und des immer wachsenden Genusses Deiner. (a. a. O. S. 320 ff.)

* * *

Unsterblich, und allein unsterblich ist, was in der Natur und Bestimmung des Menschengeschlechts in seiner fortgehenden Thätigkeit, im unverrückten Gange desselben zu seinem Ziel, der möglichst besten Ausarbeitung seiner Form wesentlich liegt; was also seiner Natur nach fortdauern, auch unterdrückt immer wiederkommen, und durch die fortgesetzte, vermehrte Thätigkeit der Menschen immer mehr Umfang, Haltung und Wirksamkeit erlangen muß: das Rein-Wahre, Gute und Schöne.

Aus diesem Samen sind Göttergestalten hervorgegangen, Heroen und Wohlthäter der Menschheit entsprossen und entsprießen noch; sie haben auch auf uns gewirkt; wir haben Beruf und Macht, in ihrem Werk fortzuwirken und dadurch den schönsten und edelsten Theil unserer selbst, in unserm Geschlecht zu

verewigen. — — Ich bin gewiß, daß in jedem edlen Gemüth, das mich höret, ſich auch ein Land der Unſterblichkeit aufthun werde, indem Jedem ſein Herz ſagt: hier wohnt wahre menſchliche Unſterblichkeit, hier oder nirgend. Außer ihr iſt Schatten und Orkus.

Das Edelſte, was wir beſitzen, haben wir nicht von uns ſelbſt; unſer Verſtand mit ſeinen Kräften, die Form, in welcher wir denken, handeln und ſind, iſt auf uns gleichſam herabgeerbet. Wir denken in einer Sprache, die unſere Verfahren erfanden, in einer Gedankenweiſe, an der ſo viele Geiſter bildeten und formten, zu der auch in andern Sprachen die ſchönſten Genien des Menſchengeſchlechts beitrugen, und uns damit den edelſten Theil ihres Daſeyns, ihr innerſtes Gemüth, ihre erworbenen Gedankenſchätze huldreich vermachten.

Täglich genießen und gebrauchen wir tauſend Erfindungen, die aus alten Zeiten, ja zum Theil von den fernſten Gegenden der Erde zu uns gekommen ſind, und ohne die wir ein freudeloſes, dürftiges Leben führen müßten.

Maximen und Sitten ſind auf uns geerbt,

die nicht nur das Geſetz der Natur, das dunkel in uns liegt, erhalten, ſondern uns auch erwärmen und Kraft geben, uns über Bedrückniß und Gewohnheit hinaufzuſchwingen, Vorurtheile abzuſchütteln, und indem wir andre Gemüther von demſelben Licht des Wahren, Guten und Schönen durchdrungen fühlen, uns mit ihnen in Freundſchaft und Thätigkeit weit inniger zu vereinigen, als geiſt- und ſinnloſe Körper ſich je vereinigen könnten.

Dieſe Kette von Wirkungen iſt zu uns gelangt; ſie hat uns umfaßt und umſchlungen; wider Willen müſſen wir an ihr halten und im Guten oder Böſen, thätig oder hindernd, auf Welt und Nachwelt fortwirken. Dieß iſt das unſichtbare, verborgene Medium, das Geiſter durch Gedanken, Herzen durch Neigungen und Triebe, die Sinne durch Eindrücke und Formen, bürgerliche Geſellſchaften durch Geſetze und Anſtalten, Geſchlechter durch Beiſpiele, Lebensweiſe und Erziehung, Liebende durch Liebe, Freunde durch harmoniſche Freundſchaft knüpft, alſo daß wir in dieſem bindenden Medium auf die Unſern, auf Andre, auf die Nachkommenſchaft wirken müſſen und fortwirken werden. Dieß iſt das Innere der

wahren menſchlichen Unſterblichkeit, jedes äußere Bild von ihr iſt nur ihr Name, ihre Bezeichnung.

Um dieß inne zu werden, dürfen wir nur an die lebendigſten Augenblicke unſeres Lebens, inſonderheit unſerer Kindheit und Jugend gedenken. Gingen wir nicht, da wir ſie genoſſen, ſtets aus uns heraus, und theilten uns mit? oder wir empfingen von andern, fühlten ſie in uns, uns in ihnen. Da vergaßen wir unſere eingeſchränkte Form; wir waren im Lande ewiger Wahrheiten, einer reinen Güte, eines unſterblichen Genuſſes und Daſeyns. So gingen in uns als Jünglinge die Gedanken derer über, die am meiſten auf uns gewirkt haben; ihre Töne floſſen in uns, wir ſahen ihre Geſtalten, verehrten ihre Schatten, und die Wirkung, die auf uns durch ihr inneres Wort gemacht ward, gedieh zur Form unſerer Seele.

Noch denken wir mit den Gedanken jener Großen und Weiſen, die, dem Körper nach, längſt verlebt ſind; nicht bloß was, ſondern wie ſie es dachten, hat ſich uns mitgetheilet; wir verarbeiten es weiter und ſenden es fort auf Andere. Schiene gleich Manches im dunkeln Grunde unſers Gedankenmeers todt und begraben zu liegen; zu rechter Zeit ſteiget es doch

hervor und organiſirt ſich zu und mit andern Gedanken: denn in der menſchlichen Seele iſt nichts todt; alles lebt oder iſt da, daß es zum Leben geweckt werde; und da das Reich menſchlicher Seelen im innigſten Zuſammenhange iſt, ſo belebt, ſo erweckt eine die andre.

Noch in einem höheren Grade wirken ſo auf uns die Leidenſchaften, Lebensweiſen und Sitten der Menſchen, inſonderheit derer, mit denen wir täglich umgehn, die wir haſſen oder lieben, verabſcheuen oder verehren. Gegen jene empört ſich unſer Gemüth, die Eindrücke dieſer gehen ſanft in unſere Natur über. Wir gewöhnen uns an des Andern Wort, Miene, Blick, Ausdruck, ſo daß wir ſolche unvermerkt an uns nehmen und auf Andre fortpflanzen.

Dieß iſt das unſichtbare, magiſche Band, das ſogar Geberden der Menſchen verknüpft; eine ewige Mittheilung der Eigenſchaften, eine Palingeneſie und Metempſychoſe ehemals eigener, jetzt fremder, ehemals fremder, jetzt eigener Gedanken, Gemüthsneigungen und Triebe. Wir glauben allein zu ſeyn und ſind's nie: wir ſind mit uns ſelbſt nicht allein; die Geiſter Anderer, abgelebter Schatten, oder unſerer Erzieher,

Freunde, Feinde u. ſ. w. wirken in uns. — — Wohl ihm, dem das Schickſal ein Elyſium und keinen Tartarus zum Himmel ſeiner Gedanken, zur Region ſeiner Empfindungen, Grundſätze und Handlungsweiſen anwies; ſein Gemüth iſt in einer fröhlichen Unſterblichkeit gegründet. (Zerſtreute Blätter, Samml. IV. S. 157 ff.)

* * *

— — Theilnehmen müſſen wir; wir ſtehen im Strom der Zeit, wo eine Welle die andere treibt; nützlich oder ſchädlich müſſen wir alſo auf die Zukunft wirken; wie die Vergangenheit auf uns wirkte; der Kampfpreis des Lebens iſt, daß wir auch in Nacht und Nebel das Ziel treffen, wo der Kranz hängt, daß wir die Saite treffen, wo wohlklingende Conſonanzen in's Unendliche hinauf- und hinunter tönen. Wären dieſe gleich dem gemeinen Ohr unhörbar; ſie ſind dennoch da, ſie tönen weiter und erwecken neue harmoniſche Mitlaute.

Nicht durch Schriften wirken wir allein auf die Zukunft; vielmehr können wir's durch Anſtalten, Reden, Thaten, durch Beiſpiel und Lebensweiſe. Da

durch drücken wir unſer Bild lebendig in Andre ab; dieſe nehmen's an und pflanzen es weiter. So erhob ſich der Baum der Humanität über die Völker; unzählige Hände trugen zu ſeiner Wartung und Pflege bei: wir genießen ſeine Früchte, und müſſen zu ſeiner weitern Cultur mithelfen. Wie weit dieſe reiche, umfaßt unſer Blick nicht; aber unſre Hand ſey emſig, unſer kurzes Leben werde durch Theilnehmung und Theilgebung verlängert und ewig.

Mich dünkt, in dieſem hohen und richtigen Gefühl werde man leicht des Namens vergeſſen, mit dem unſere Perſon bei Leibesleben genannt ward; nicht unſer Bild wollen wir unſern Mitgenoſſen und der Nachwelt vermachen, ſondern unſern Geiſt, unſer Herz, die beſten Beſtrebungen unſeres Daſeyns, die edelſte Form, die wir von Andern in uns, auf Andere aus uns brachten. (a. a. O. S. 169.)

* * *

Der uns ungefragt hiehergebracht und für das Werden in dieſer Welt einen ſo unerwarteten Plan erſonnen hat, wird uns auch in eine andere Welt

hinüber zu fördern wiſſen, wenn er unſerer bedarf. (Zerſtreute Blätter, Samml. VI. S. 223.)

* * *

Schuldlos und heiter von dannen zu gehen, keinen Ankläger und Rächer im Buſen mit ſich zu tragen, müßte jedes Vernünftigen Wunſch und Beſtreben ſeyn, geſetzt ſogar, daß er ſich mit ſeinem Beſtreben täuſchte. (a. a. O.)

* * *

Ohne Religion kann die Menſchheit nicht ſeyn. Schon das Unendliche, das uns vor- und rückwärts umgiebt, das wir mit Gedanken ſo wenig, als mit unſern Händen umfaſſen können, und in welchem wir doch allenthalben Geſetz und Organiſation wahrnehmen, die uns in das ſüßeſte Erſtaunen ſetzt — ſchon dieß Unendliche, Weiſe, Gütige gebeut uns Religion, d. i. Verehrung, Scheu, Dank und Zutrauen zu dem großen Unnennbaren, der dieſe Organiſationen bildete, dieſe Geſetze feſtſtellte.

Die Regel des Rechts in unſerer Bruſt ſchließt uns noch feſter an ihn; denn ſie iſt ſeine, ſie

ſie iſt des moraliſchen Weltalls Regel. Der Gedanke endlich, daß wir ganz, wie wir ſind, ihm angehören, ewig angehören, und das was er uns jetzt ſeyn ließ, wahrſcheinlich nur ein Unterpfand deſſen ſey, was wir fortgehend unter ſeiner Führung ſeyn können und ſeyn werden; dieſer zutrauende Glaube macht uns von ſeiner Huld gleichſam unabtrennlich. Lieber alſo glauben, als wiſſen! Da wir ſehen, daß und warum wir eine Unendlichkeit, die vor uns liegt, nicht überſehen können, ſo wollen wir rechtſchaffen-ſtrebend, mit Liebe zutrauend fortgehen und glauben. (a. a. O. S. 232.)

* * *

Es iſt unläugbar, daß wir mittelſt ſüßer Hoffnungen das Leben hindurch gelockt und gewiſſermaßen getäuſcht werden: denn ſelten giebt die Wirklichkeit das ganz und rein und lange, was die Malerin Hoffnung ſich vorſpiegelte. Der Kreis unſerer Ideen fordert dieß, und die Natur konnte nicht anders. Hoffend umfaſſen wir das ganze Bild der Zukunft; Tage, Monate, Jahre trennen es, löſen es raſch oder leiſe von einander; da entflieht der

Zauber. — — — Hoffend genoſſen wir auf einmal Jahre, Zeiten, Ewigkeiten, ein ganzes Daſeyn; die Zukunft führt uns durch dieſe Scenen langſam hindurch, und kann auf einmal nicht alles geben, damit ſie noch etwas zu geben habe.

Selbſt glaube ich, das ewige Leben wird nur ſtufenweiſe genoſſen werden, nicht ſo auf einmal, wie es ſich z. B. zu ſeiner Anfeuerung und Erhebung der ſterbende Märtyrer dachte. So mit allen Hoffnungen. Sie geben den vollen Akkord an, damit er ſich nachher breche und in unerwartet ſanfte Gänge der Melodie auflöſe.

Hoffnung iſt, der Einrichtung unſerer Natur nach, uns eine unentbehrliche Leiterin durchs Leben, und gewiß giebt's Menſchen, die ſagen können, daß ſie nie ganz vergebens gehofft haben. Nur laſſe man ſich's gefallen, daß uns die Rechnung nicht immer in ganzen Stücken und auf einmal, ſondern abſchläglich und auch in Münze bezahlt werde. Die Zinſen der Verzögerung kommen dabei in Anſchlag. (a. a. O. S. 213.)

* * *

Thöricht iſt's, ſich um das zu bekümmern, was wir nicht wiſſen können; träge und verdroſſen wäre es, ſich um das nicht bekümmern zu wollen, was uns von der Zukunft zu wiſſen noth iſt, was ſich von ihr mit der Gegenwart aus der Vergangenheit gleichſam aufdringet, was wir uns ſelbſt nur mühſam verhehlen. Unſer innerer Sinn, ſagten die Griechen, ſpricht mit den Göttern, und iſt Weiſſager der Zukunft. Recht und beſcheiden auch von künftigen Dingen zu urtheilen, hielten ſie für die ſchönſte Gabe der Himmliſchen, die ſterblichen Menſchen zu Theil werden könne, und ſtellten beide Abweichungen, den zu kühnen Vorblick ſowohl, als den zu trägen Gang der Menſchen auf ihrem Wege, in das gehörige Licht. (a. a. O. S. 217.)

* * *

Wir tragen die Nemeſis in uns. Jeder weiß, was er aus ſeinem vorigen Leben für Schuld und Vernachläſſigung auf ſich geladen, was er zu büßen, zu vergüten, einzuholen, zu tilgen, oft nur mit ſeinem Untergange zu tilgen habe. Die Laſt der Zukunft liegt unabwendbar auf ihm. — —

— — Auch glaube ich, müſſe eine Zeit erſcheinen, wo dieſe Geſetze des politiſch-moraliſchen Rechts und Unrechts dem Menſchenverſtande ſo licht und klar vorliegen, als die Geſetze des phyſiſchen Drucks und Gegendrucks, oder der natürlichen Schwere. Es muß eine Zeit kommen, wo es eine Wiſſenſchaft der Zukunft wie der Vergangenheit giebt, wo kraft dieſer Wiſſenſchaft die edelſten Menſchen ſo gut für die Nachwelt als für ſich rechnen: denn eins wird durch das andre geſtraft und belohnt.

Dieſe Wiſſenſchaft der Zukunft hat bereits ihren Namen, Phyſiokratie, im reinſten höchſten Verſtande, Ethomantie der Menſchheit, die große Nemeſis der Zeiten, die in den Buſen blickt und das Rad wendet — — *).

— — Es giebt aber auch eine andere Wiſſenſchaft der Zukunft, der Niemand entfliehen darf und ſoll; es iſt die Gerechtigkeit, die ernſte und dank-

---

*) Phyſiokratie heißt Kenntniß der Geſetze der Natur und ihrer Haushaltung: Ethomantie heißt Vorausſehen der Zukunft aus Sitten und Handlungen: Nemeſis, die Göttin, die allen Uebermuth bemerkt und ihn ahndet.

bare Wiedervergeltung, die uns am Ende der Laufbahn erwartet, und die (wir wollen oder nicht) uns fortbegleitet.

— — Lebe Jeder, wie er ſoll; im Tode überlaſſe er ſich zutrauend der Vorſehung, die ihn hieher gebracht und ſo manche Anſtalten vorbereitet hatte; ſie wird dieſe auch dort getroffen haben und ihn ſicheren Schrittes leiten. (a. a. O.)

* * *

Der Wunſch, auch nach dem Tode in andern Menſchen fortzuleben, iſt unſerem Gefühl eingepflanzt. Je edler ein Menſch denkt, deſto verſtändiger wählt er dazu Mittel und Wege; ohne Zweifel iſt die beſte Art die, da wir nicht etwa bloß in Geſchlechtern dem Namen nach, ſondern durch Wirkungen unſres Lebens in andern Menſchen und durch ſie fortwirkend leben.

Die Bildung z. B., die wir ihnen geben, unſer Beiſpiel, das auf ſie Eindruck machte, die Denk- und Lebensweiſe, an welche wir ſie gewöhnten, die beſſern Wege der Wahrheit und Nutzbarkeit, die wir ihnen eröffneten, die Einrichtungen, Stiftungen und

Anſtalten, die wir zur Form ihres Verſtandes und ihrer Sittlichkeit, zu Erweckung ihres Fleißes, ihrer Gaben und Tugenden wie fruchtbringende Bäume pflanzten; ſo lange ſie dauern, ſo lange leben wir in ihnen fortwirkend. Sie denken in unſerm Geiſt, ſie richten unſern Sinn aus und erfüllen den edelſten Theil von uns, unſern beſten Willen, den ſie weiter erwecken und fortbreiten.

Lebendige Keime, die auf ſolche Weiſe im Reich und für das Reich der Seelen gepflanzt werden, ſind unſterblicher Natur, Gottes Schöpfung. Sie gedeihen und bringen Früchte, an die ihr Urheber oft nicht dachte; ſie verewigen uns wie Pflanzen des Paradieſes auf die wohlthätigſte, menſchliche Weiſe.

Nothwendig gehört dazu, daß, um in Andern geiſtiger Weiſe fortzuleben, wir irdiſcher Weiſe uns ſelbſt weniger leben, daß wir uns entſagen, verläugnen und hingeben lernen, wie ein Licht, das für Andere leuchtet und ſich ſelbſt ſtillglänzend verzehrt.

Der Stifter unſrer Religion war dieſes wirkſamen Andenkens für die Menſchheit voll; ſonſt wäre er nicht Erlöſer der Menſchen, nicht Stifter ſeiner Religion worden. Für die Nachwelt

lebte er; großmüthig gab er sein Leben hin und sprach: „das Samenkorn muß ersterben, alsdann bringt es Früchte.“ Heiter trauete er's der Vorsehung zu, daß, wenn er gleich in seinen letzten Augenblicken von ihr verlassen schien, dennoch sein lebendiger Keim fortblühen würde. Er empfahl, als er sich hingab, die Seinigen den Händen des Vaters, seines Lebens schönste Beute.

Und zwar wollte er in ihnen nicht anders fortleben, als durch seinen Geist, durch thätige Gesinnungen und Bestrebungen, durch seine ganze wohlthätige Handlungsweise. Er in ihnen, sie in ihm sollen fortwirken und an ihm blüh'n, mit erquickender Frucht ein lebendiger Weinstock. In diesen Hoffnungen schied er von ihnen, und sprach, da sie ihn wiedersahen: „Lehret die Völker halten, was ich euch befohlen habe; ich bin mit euch.“ (Aus einer Ankündigung des Charfreitags von Herder.)

* * *

Nichts kann untergehen, nichts vernichtet werden, oder Gott müßte sich selbst vernichten. Da nun im unendlichen Daseyn alles liegt, was ist; wie endlos

wird die Welt! Endlos nach Raum und Zeit, und in ſich ſelbſt beſtändig. Gott hat den Grund ſeiner Seligkeit Weſen mitgetheilt, die auch, wie er, das kleinſte und das größte Daſeyn genießen, und als Zweige von ſeiner Wurzel Lebensſaft ſchöpfen. — Das höchſte Daſeyn hat ſeinen Geſchöpfen das Höchſte gegeben, Wirklichkeit, Daſeyn. (Aus von Herders Abhandlung: Gott.)

* * *

Auf einer wie hohen Stufe ſtehen wir menſchliche Weſen, in denen, ſo nichtige Erſcheinungen wir ſind, dennoch ein lebendiger Ausdruck der drei höchſten Gotteskräfte, Macht, Verſtand und Güte mit innerem Bewußtſeyn wohnet. Wir können uns keine andere, geſchweige höhere Eigenſchaft gedenken: denn was wir in allen Werken der Natur Göttliches ſehen, führet ſich auf dieſe drei zurück, deren eine die andere erklärt, deren höchſter Inbegriff und Urſprung uns als Gottheit erſcheint.

Das weſentliche Geſetz Gottes wohnet alſo in uns, unſre obwohl beſchränkte Macht nach reinen Ideen der Wahrheit und Güte zu ordnen, wie ſol-

ches der Allmächtige, seiner vollkommensten Natur nach, selbst thut und allenthalben ausdrückt, ausübet. Er hat uns darin etwas Wesentliches von sich mitgetheilt, und uns zu Ebenbildern seiner Vollkommenheit gemacht, indem es in der Natur einer göttlichen Kraft liegt, nicht blind, sondern mit Einsicht, nicht eingeschränkt und boshaft, sondern mit einer alles Nichts ausschließenden Güte zu wirken. Jeder willkührliche, vernunft- und güteloſe Gebrauch unserer Kräfte, der uns von dieser Regel entfernt, macht uns uneinig mit uns selbst, verwirrt, schwach, ohnmächtig. (a. a. O.)

* * *

Nichts stehet in der Natur allein, nichts ist ohne Wirkung; und da alles in Verbindung und alles Mögliche da ist: so ist auch nichts in der Natur ohne Organisation, jede Kraft stehet in Verbindung mit andern ihr dienenden, oder über sie herrschenden Kräften. Wenn meine Seele also eine subſtantielle Kraft ist, und ihr jetziges Reich der Wirkung zerstört wird: so kann es ihr in einer Schöpfung, in welcher keine Lücke, kein Sprung, keine Insel Statt fin-

det, an einem neuen Organ nie fehlen. Neu dienende Kräfte werden ihr beiſtehen, und in ihrem neuen Zuſammenhang mit einer Welt, in welcher alles zuſammenhängt ihren Wirkungskreis bilden. (a. a. O.)

* * *

In dem Geſetz, darnach ſich der Tropfe bildet, haben wir zugleich die Regel, nach welcher ſich unſere Erde, die Sonne und alle Himmels-Syſteme bildeten. Denn auch unſere Erde ging einſt als Tropfe hervor, oder ſammelte ſich zum Tropfen. So die Sonne und jenes ganze Syſtem, in dem ſie mit anziehender Gewalt herrſcht. Alles ſenkt ſich in Radien herab, und wird nur durch andere Kräfte im Umlauf erhalten; ſo bilden ſich Planeten und Planeten-Bahnen, Sonnen und Sonnen-Bahnen, Syſteme von Sonnen, Milchſtraßen, Nebelſterne. Alle ſammt lichte Tropfen aus dem Meere der Kräfte, die nach einwohnenden, ewigen Geſetzen der Harmonie und Ordnung in ihrer Geſtalt und in ihrem Lauf ihren Beharrungszuſtand ſuchten und fanden. Nicht anders als in ihrer Geſtalt, in ihrer Bahn,

dem Produkt entgegenſtrebender Kräfte, (ſey dieſe Kreis, oder Ellipſe, oder Parabel) konnten ſie ihn finden; nicht aus Willkühr, ſondern nach innern, gleichartig wirkenden Geſetzen ſelbſt, die ſich in der Kugelgeſtalt, wie in der Ellipſe, in der Sphäroiden Geſtaltung wie in der Parabel, offenbaren. Die kleine Thräne, Theano, die Sie des Morgens im Kelch einer Roſe finden, zeigt Ihnen das Geſetz, nach welchem ſich Erde, Sonnen und alle Sonnen, ja alle Welt-Syſteme bildeten und beſtehend erhalten. — — (a. a. O.)

* * *

Das heiligſte und gewiß göttliche Geſetz: **Alles was ſich liebt, verähnlicht ſich einander.** Wie zwei Farben zuſammen ſtrahlen, daß eine mittlere dritte werde, ſo werden auf eine wunderbare Weiſe, ſchon durch das theilnehmende Beiſammenſeyn, menſchliche Gemüther, ja ſogar Geberden und Geſichtszüge, die feinſten Uebergänge der Denkart und Handlungsweiſe einander ähnlich. Schwärmerei, Wahnſinn, Furcht, alle Affecten ſind anſteckende Uebel, nicht durch das, was in ihnen Uebel oder ein Nichts iſt,

ſind ſie ſo mächtig: ſondern durch die Stärke ihrer wirkenden Kräfte; wie, dann ſollte ſich nicht die Wirkung regelmäßiger Kräfte, d. i. Ordnung, Harmonie, Schönheit mit viel weſentlicherer Macht auf Andere erſtrecken, und ſich ihnen mittheilen? Nur dadurch ſahen wir Organiſation werden, daß ſtärkere Kräfte die ſchwächern in ihr Reich ziehen, und nach eingepflanzten Regeln einer in ſich nothwendigen Güte und Wahrheit ſie zu einer Geſtalt bilden.

Alles Gute theilt ſich mit: es hat die Natur Gottes, der ſich nicht anders als mittheilen konnte; es hat auch ſeine unfehlbare Wirkung. Die Regeln der Schönheit z. B. drängen ſich uns auf, ſie ſtrahlen uns an: unvermerkt gehen ſie in uns über; aber dieß iſt das Geheimniß der überall zuſammenhangend-wirkenden, in ſich ſelbſt beſtehenden Schöpfung. Das freundſchaftliche Beiſammenſeyn menſchlicher Gemüther verähnlicht ſie einander ohne Gewalt, ohne Worte.

— — Verzweifle Niemand an der Wirkung ſeines Daſeyns; je mehr Ordnung in demſelben iſt, je gleichförmiger in den Geſetzen der Natur er handelt: deſto unfehlbarer iſt ſeine Wirkung. Er wirkt wie

Gott, in Gott: er kann nicht anders als ein Chaos um sich her ordnen, Finsterniß vertreiben, damit Licht werde; seiner schönen Gestalt verähnlicht er alles, was mit ihm ist, selbst mehr oder minder, was strei-tend ihm entgegenfährt, sobald er durch Güte und Wahrheit überwindet. (a. a. O.)

* * *

Sehen Sie die Blume an, wie sie zu ihrer Blüthe eilet. Sie ziehet den Saft, die Luft, das Licht, alle Elemente an sich, und arbeitet sie aus, damit sie wachse, Lebenssaft bereite und eine Blüthe zeige; die Blüthe ist da und sie verschwindet. Sie hat alle ihre Kraft, ihre Liebe und ihr Leben daran gewandt, damit sie Mutter werde, damit sie Bilder ihrer selbst zurücklasse. Nun ist auch ihre Erscheinung hin: sie hat solche im rastlosen Dienste der Natur verzehret, und man kann sagen, daß sie vom An-fange ihres Lebens an auf ihre Zerstörung gearbei-tet habe.

Was aber ist in ihr zerstört, als eine Erscheinung, die sich nicht länger halten konnte? die, da sie den höchsten Punkt unserer Linie erreicht hatte, in wel-

chem das Maximum ihrer Beſtimmung, die Geſtalt und das Maß ihrer Schönheit lag, wieder hinabwärts eilte. Dieß that ſie nicht etwa (welches ein trauriges Bild wäre) jüngern lebendigen Erſcheinungen als eine jetzt todte Platz zu machen; als eine lebendige vielmehr brachte ſie mit aller Freude des Daſeyns das Daſeyn derſelben hervor, und überließ es in dauernden Keimen dem fortblühenden Garten der Zeit, in welchem auch ſie blühete. Denn ſie ſelbſt iſt mit dieſer Erſcheinung nicht geſtorben, ſo lange die Kraft ihrer Wurzel fortdauert; aus ihrem Winterſchlaf wird ſie wieder erwachen und aufſtehen in neuer Frühlings- und Jugendſchöne, die Töchter ihres Daſeyns, jetzt ihre Freundinnen und Schweſtern, an ihrer jungfräulichen Seite.

Es iſt alſo kein Tod in der Schöpfung, es iſt ein Hinwegeilen deſſen, was nicht bleiben kann, die Wirkung einer ewig jungen, raſtloſen, dauernden Kraft, die ihrer Natur nach keinen Augenblick müßig ſeyn, ſtille ſtehen, unthätig bleiben konnte. Immer und immer arbeitet ſie auf die reichſte ſchönſte Weiſe zu ihrem und ſo viel Andrer Daſeyn, als ſie Daſeyn hervor zu bringen, mitzutheilen ver-

mochte. In einer Welt, wo ſich alles verwandelt, iſt jede Kraft in ewiger Wirkung, mithin in fortgeſetzter Verwandlung ihrer Organe; dieſe Verwandlung ſelbſt iſt eben der Ausdruck ihrer unzerſtörbaren Wirkſamkeit voll Weisheit, Güte und Schönheit.

So lange die Blume lebte, arbeitete ſie zu ihrem eigenen Flor, wie zur Vervielfältigung ihres Daſeyns; ſie ward (das Höchſte, was ein Geſchöpf werden kann) eine Schöpferin durch eigene organiſche Kräfte. Als ſie ſtarb, entzog ſie der Welt eine verlebte Erſcheinung; die innere lebendige Kraft, die ſie hervorbrachte, ziehet ſich in ſich ſelbſt zurück, um ſich abermals in junger Schönheit der Welt zu zeigen. Können Sie ſich ein ſchöneres Geſetz weſentlicher Weisheit und Güte in dem, was Veränderung heißt, gedenken, Theano, als daß ſich alles zum neuen Leben, zu neuer Jugendkraft und Schönheit im raſcheſten Laufe drängt, und daher jeden Augenblick verwandelt? (a. a. O.)

* * *

— — Mich kümmert die überirdiſche Abſtraktion ſehr wenig, die ſich aus allem was „Kreis unſers

Denkens und Empfindens" heißt, ich weiß nicht, auf welchen Thron der Gottheit ſetzet, da Wortwelten ſchaffſt, und über alles Mögliche und Wirkliche richtet. Was wir wiſſen, wiſſen wir nur aus Analogie, von der Kreatur zu uns und von uns zum Schöpfer. Soll ich alſo dem nicht trauen, der mich in dieſen Kreis von Empfindungen und Aehnlichkeit ſetzte, mir keinen anderen Schlüſſel, in das Innere der Dinge einzudringen, gab, als mein Gepräge, oder vielmehr das wiederglänzende Bild ſeines in meinem Geiſte; wem ſoll ich denn trauen und glauben? —

Syllogismen können mich nichts lehren, wo es auf's erſte Empfängniß der Wahrheit ankommt, die ja jene nur entwickeln, nachdem ſie empfangen iſt; mithin iſt das Geſchwätz von Worterklärungen und Beweiſen meiſtens nur ein Bretſpiel, das auf angenommenen Regeln und Hypotheſen ruhet. Die ſtille Aehnlichkeit, die ich im Ganzen meiner Schöpfung, meiner Seele und meines Lebens empfinde und ahne: der große Geiſt, der mich anwehet und mir im Kleinen und Großen, in der ſichtbaren und unſichtbaren

Welt

Welt einen Gang, einerlei Geſetze zeiget: das iſt mein Siegel der Wahrheit.

Glücklich, wenn es auch dieſe Schrift auf ſich hätte, und ſtille züchtige Leſer (weil ich für andere nicht ſchreibe) eben dieſelbe Analogie, das Gefühl von dem einen, der in aller Mannigfaltigkeit herrſcht, empfinden! Ich ſchäme mich nicht, an den Brüſten dieſer großen Mutter Natur nur als ein Kind zu ſaugen, laufe nach Bildern, nach Aehnlichkeiten, nach Geſetzen der Uebereinſtimmung zu einem, weil ich kein anderes Spiel meiner denkenden Kräfte (wenn ja gedacht werden muß) kenne, und glaube übrigens, daß Homer und Sophocles, Dante, Shakeſpeare und Klopſtock der Pſychologie und Menſchenkenntniß mehr Stoff geliefert haben, als ſelbſt die Ariſtoteles und Leibnitze aller Völker und Zeiten. (Vom Erkennen und Empfinden der menſchlichen Seele.)

* * *

— — Was macht's aber, daß auch die gute wahre Philoſophie ſo tief herunter gekommen iſt, als

weil man bei ihr durch ganze Kapitel und Lehren über lauter Allgemeinworten nichts gedacht hat? Nothwendig wirft die jeder gesunde Kopf bei Seite und spricht: „ich will bei jedem Wort was Bestimmtes zu denken haben, auch an jeder neuen Stelle, wo es neu vorkommt.“ Und wie mangelhaft sind unsere metaphysischen Begriffe und Wörter! welche Sorgsamkeit hat man also nöthig, jeden Augenblick den Begriff festzuhalten, genau zuzusehen, ob es noch in diesem Falle derselbe, oder nur noch sein leeres Phantom sey. Meines geringen Erachtens ist keine Psychologie, die nicht in jedem Schritte bestimmte Physiologie sey, möglich. Hallers physiologisches Werk zur Psychologie erhoben und wie Pygmalions Statue mit Geist belebt — alsdann können wir etwas über's Denken und Empfinden sagen. —

Die Wege weiß ich nur, die hinzuführen möchten. Lebensbeschreibungen: Bemerkungen der Aerzte und Freunde: Weissagungen der Dichter — sie allein können uns Stoff zur wahren Seelenlehre schaffen. Lebensbeschreibungen, am meisten von sich selbst, wenn sie treu und scharfsinnig sind, welche tiefe Be-

ſonderheiten würden ſie liefern! Sind keine zwei Dinge auf der Welt gleich, hat kein Zergliederer noch je zwei gleiche Adern, Drüſen, Muskeln und Canäle gefunden; man verfolge dieſe Verſchiedenheit durch ein ganzes Menſchengebäude, bis zu jedem kleinen Rade, jedem Reiz und Dufte des geiſtigen Lebensſtromes — welche Unendlichkeit, welcher Abgrund! Ein Meer von Tiefen, wo Welle über Welle ſich regen, und wo alle Abſtractionen vor Aehnlichkeit, Klaſſe, allgemeiner Ordnung nur bretterne Wände des Bedürfniſſes oder bunte Kartenhäuſer zum Spiel ſind. (a. a. O.)

* * *

Licht war der Anfang der Schöpfung, und es giebt kein edleres Loos in der Welt, als zu erleuchten, wenn das Licht rechter Art iſt. Selbſt der Sohn Gottes konnte hienieden nichts Beſſeres thun, als Wahrheit lehren: aber ſein Licht war Wärme, ſeine Wahrheit ewiges Leben. Der Ausſpruch iſt vorgeſchrieben, daß die Menſchen nur deßwegen Wahrheit haſſen, und die Finſterniß mehr als das Licht lieben, weil ihre Werke nicht

taugen, daß in dieſem geheimen und oft ſehr verſchönten Haſſe aber auch das größte Gericht ſey. Er ward nicht müde, Wahrheit zu lehren, und ſelbſt als ein König der Wahrheit zu ſterben. Er kehrte zurück, woher er gekommen war, und ließ ſeinem Fußtritte den Segen nach, daß Licht ewig Licht bleiben, ſeiner Natur nach immer die Finſterniß überwinden müſſe, und Alles zu Gott kommen werde, was in ihm gethan ſey. — — (a. a. O.)

* * *

— — Ich weiß in der Welt nichts weniger, als was Genie iſt, es mag der, die oder das Genie heißen. Niemand hat davon mehr gewußt, als die geniereichen Franzoſen, zumal der tiefe Speculant Helvetius ſelbſt. Er hat, dünkt mich, Genie haben, Genie ſeyn, Mann von Genie und kein Mann von Genie ſeyn, ſehr fein und weiſe unterſchieden; auch unwiderſprechlich bewieſen, daß es eigentlich gar kein Genie (angeborne Naturart) gebe, ſondern daß wir Alle als gleiche Plattköpfe auf

der Welt erſcheinen, Alles komme darauf an, wie wir dreſſirt werden. — — —

Der ſchönen und tiefen Spur ſind wir Teutſchen in der letzten Zeit denn auch nachgegangen. Unſrer Philoſophie und Sprache fehlte ſo Vieles, da beide noch nichts vom „Schenie" wußten: plötzlich gab's Abhandlung über Abhandlung, Verſuch nach Verſuch darüber, und wahrſcheinlich haben wir von irgend einer metaphyſiſchen Akademie eine Aufgabe „über's Genie" zu erwarten. „Was Genie ſey? aus welchen Beſtandtheilen es beſtehe, und ſich darein natürlich wieder zerlegen laſſe? Wie man dazu und davon komme?" u. ſ. w.

Der beſcheidene Teutſche, ſagt Klopſtock, nennt's dankbar Gabe, und weiter habe ich davon weder Begriff noch Erklärung. Genie und Charakter ſind — — „die einzelne Menſchenart *), die einem Gott gegeben," weder mehr noch minder.

Nur ſind der Gaben ſo viel als Menſchen auf der Erde ſind, und in allen Menſchen iſt gewiſſer-

*) Genius, ingenium, indoles, vis animae, character haben in allen Sprachen dieſe Bedeutung.

maßen auch nur eine Gabe. Erkenntniß und Empfindung d. i. inneres Leben der Apperception und Elasticität der Seele. Wo dieß da iſt, iſt Genie, und mehr Genie, wo es mehr, und weniger, wo es weniger iſt u. ſ. w.

Nur dieß innere Leben der Seele giebt der Einbildungskraft, dem Gedächtniß, dem Witz, dem Scharfſinn, und wie man weiter zähle, Ausbreitung, Tiefe, Energie, Wahrheit. Laß ein Genie buntere Farben ſchlagen als den Pfau mit ſeinem Schweife, jenes einbildungsreicher ſey als Bellerophons Gaul, dieß feinere Sachen als Spinnweb theilen — aber trenne von ihren Werken und Unternehmungen Verſtand, Gefühl der Wahrheit, inneres Menſchenleben: ſo ſind's nur Thierkräfte, an denen ſie jedesmal ein Vieh überwindet. Der Redner wird Sylbenzähler, der Dichter Verſifikateur und Tollhäusler, der Grammatiker Wortkrämer, ſobald ihm der Himmel jene lebendige Quelle verſagt hat, oder dieſe ihm verſieget.

In dem Verſtande iſt die Natur alſo an Genie's nicht ſo unfruchtbar als wir wähnen, wenn wir bloß Bücher-Genie's und Papiermotten dafür halten.

Jeder Menſch von edeln lebendigen Kräften iſt Genie auf ſeiner Stelle; in ſeinem Werk, zu ſeiner Beſtimmung, und wahrlich, die beſten Genie's ſind außer der Bücherſtube. — — Die ewigen Fragen: warum die Natur weniger große Dichter, als große Geſetzgeber, Generals u. dergl. hervorbringe? ſind herzlich einſeitig und einfältig, werden auch, wie jener Löwe ſagt, als er ſeinen erſchlagenen Bruder auf der Tapete ſah, meiſtens nicht von Löwen, ſondern von Menſchen, von Zeugen in eigener Sache, ſtolz oder ſehr andächtig beantwortet. So lange die Natur an Keimen und blühenden Bäumen keinen Mangel hat, wird ſie's auch nicht an Menſchen-Genie's haben, wie die ekeln abgöttiſchen Schmeichler und Nachtreter großer Leute immer befürchten.

Die Natur hat der edeln Keime genug: nur wir kennen ſie nicht und zertreten ſie mit den Füßen, weil wir das Genie meiſtens nach Unförmlichkeit, nach zu früher Reife oder übertriebenem Wuchs ſchätzen. Ein wohlgebildeter, geſunder, kräftiger Menſch, lebend auf ſeiner Stelle, und daſelbſt ſehr innig wirkend, zieht unſer Auge nicht ſo auf ſich, als

jener Andere mit einem übertriebenen, vorgebildeten Zuge, den ihm die Natur (in Gnade oder in Zorn?) verlieh, und den von Jugend auf hinzuwallende überflüssige Säfte nährten. So wie wenn ein Auge fehlt, das andre etwa schärfer siehet, wie sich am Holzhauer und Lastträger seine Arbeitsmuskeln am meisten stärken, wie es endlich Krankheiten giebt, wo ein Glied, der Kopf z. B., aufschwillt und zum Riesen wächst, indeß die anderen Glieder verdorren; so ist's mit dem, was die Pöbelsprache Genie nennt. Hier ein übertriebener Witzling, ohne gesunden Verstand und Herzenstreue; dort ein fliegendes Sonnenroß und verbrennt die Erde: hier ein Speculant ohne die mindeste Anschauung und Handlung, der mit den wichtigsten Dingen wie mit unbedeutenden Zahlen spielt: ein Held mit Leidenschaft bis nahe der Verrückung: ein guter Kopf endlich, wie man's nennt, das ist, ein Sprudler und Schwätzer über Dinge, wovon er kein Wort versteht, über die er aber mit den Modeformeln spielet. — —

Ist das Genie; wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern, und webst und tanzest gleich einem Irrlichte auf sumpfigen Wiesen, oder

rellest als ein schädlicher Komet daher: vor dir Schrecken und hinter dir Pest und Leichen. Ist das Genie, wer wollt's haben? wer nicht lieber wünschen, daß die Natur außerordentlich selten solche Höcker und Ungeheuer bilde! Auch bildet sie die Natur seltener, als unsere menschliche Gesellschaft. Wenn in dieser alle Stände, Aemter, Berufsarbeiten und Anlässe zu wirken so getheilt und meistens lauter kleine Zähler zu einem Nenner sind, den kein Mensch auszusprechen waget: so will jeder verdorbene stolze Liliput gern ein Riese auf seiner Stelle, vor tausend Andern ausgezeichnet in seiner Sphäre werden. Er zwängt den Strom seiner Erkenntnisse und Empfindungen auf einen Punkt hin, daß er da herrlich brause, sucht durch das größte Uebertreiben ein einzelner seiner Art zu werden; er heißt ein Genie! Dank der Natur, daß solch Unkraut nicht an allen Zäunen wächst. Vor jede Heerde, sagt Huart, gehört nur ein Geißbock, sonst verliefen sie sich alle.

Man lese nur das Leben solcher Leute, und es ist ein Beweis mit Flammenzügen vom Unglück ihres Schicksals. Wo tobt mehr Unruhe, Neid, Men-

ſchenhaß, Eifer und Rachſucht, oder wenn ſie noch niedrigere Zwecke hatten, mehr Geitz, Eitelkeit oder Wolluſt, als bei ſolchen Aftergeburten der Menſchheit? Daher bei dieſem jener gottloſe Fleiß, der alles Oel aus ſeiner Lebenslampe trocknet, bei jenem ein nagender Hunger nach Wiſſenſchaft und Uebermacht, daß er wie ein Seelengerippe mit Glutaugen, oder wie eine lebendige Nachtlampe daſteht.

— — Am erſten Genie, das den Funken vom Himmel ſtahl, nagte der Geier, und jene Genie's, die gar den Himmel beſtürmen wollten, liegen unter dem Aetna und andern Bergen. Sie hatten zum Theil auch hundert Hände — — wie die himmelſtürmenden Genie's und neuen Religions-Schöpfer unſrer Zeiten! aber Vater Zeus war ihnen gewachſen.

Glücklich, den frühe die Natur vor ſolcher Genie-Sucht bewahrte! dem zeitig ſich der Engel entgegenſtellte, und allenfalls auch, wenn er ſein Thier ſchlug, dieſem den Mund aufthat, ſich ſeiner Fahrt zu widerſetzen, damit er nicht weiſſagte nach Gelüſten, ſondern ſein Herz und ſeine Art in Unſchuld bewahrte.

Laſſet uns, da ich's nicht von mir erhalten kann, dieſe Gattung feindſeliger Genien des Menſchengeſchlechts nach allen Prädicamenten und Attributen von Begeiſterung, Schöpferkraft, Originalität, himmelaufſtrebender, ſich aus ſich ſelbſt entwickelnder Urmacht u. dergl. zu loben, lieber die Flügel falten, und das „wahre Genie, das ſich nur durch ſeine Beſcheidenheit auszeichnet," auch ſeiner Beſcheidenheit gemäß, mehr durch das, wovon es nichts weiß, als das, wovon die Welt tönet, preiſen. — —

* * *

Jede edle Menſchenart ſchläft, wie aller gute Same im ſtillen Keime: iſt da und erkennt ſich ſelbſt nicht. Was in Abſicht auf Seelenkräfte Genie heißt, iſt in Abſicht auf Willen und Empfindung Charakter. Woher weiß der arme Keim, und woher ſoll er's wiſſen, welche Reitze, Kräfte, Düfte des Lebens ihm im Augenblicke ſeines Werdens zuſtrömten? Das Siegel Gottes, die Decke der Schöpfung ruht auf ihm: er ward gebildet im Mittelpunkte der Erde.

So viel ſehen wir, daß ein Kind, wie die Ge-

ſtalt ſeines Körpers und Angeſichts, auch die Züge ſeiner Art zu denken und zu empfinden mitbringt: es iſt ein gebildeter ganzer Menſch, obſchon im Kleinen. Du kannſt kein Glied hinzuthun, das ihm fehlet, keine Leidenſchaft, keinen Hauptzug hinwegthun, der da iſt.

Wer das zarte Saitenſpiel junger Kinder und Knaben zu behorchen, wer nur in ihrem Geſichte zu leſen weiß: welche Bemerkungen von Genie und Charakter, d. i. einzelner Menſchenart, wird er machen! Es klingen leiſe Töne, die gleichſam aus einer anderen Welt zu kommen ſcheinen; hie und da regt ſich ein Zug von Nachdenken, Leidenſchaft, Empfindung, die eine ganze Welt ſchlafender Kräfte, einen ganzen lebendigen Menſchen weiſſagt. — — Im Kinde iſt ein Quell von mancherlei Leben, nur noch mit Luft und Nebel bedeckt. Eine Knoſpe, in der der ganze Baum, die ganze Blume eingehüllet blühet.

Nicht zu früh reiße ſie auf, dieſe lebensſchwangere Knoſpe, laß ſie ſich ins Laub der Beſcheidenheit, und oft Dumpfheit, wie wir ſagen, verſtecken. Es iſt ein unerſetzlicher Schade, wenn man die liebe jung-

fräuliche Blume aufbricht, daß ſie lebenslang welke. Fühlſt du die Freuden der Morgenröthe, ihren lieben, erſten Dämmerungsſtrahl nicht? Warte! die große Sonne wird ſchon hervorſchreiten.

In unſerer Zeit, da alles früh reif wird, kann man auch mit der Auferziehung junger menſchlicher Pflanzen nicht genug eilen. Da ſtehen ſie, die jungen Männer, die Kinder von hundert Jahren, daß man ſieht und ſchaudert. Die verworrene Rührung, die ſich, wie Winkelmann ſagt, zuerſt durch einen fliegenden Reiz verräth, muß gleich beſtimmt; Erfahrungen und Kenntniſſe, die erſt Früchte männlicher Jahre ſeyn ſollten, mit Gewalt hinein gezwungen werden, daß in weniger Zeit Jünglingen ſelbſt die Luſt zu leben vergeht, die ächten Freuden der jungen Jahre immer ſeltener werden, und Uebermuth, Vorwitz, Tollkühnheit, Ausſchweifung ſich mit elender Schwäche und Mattigkeit abwechſeln oder enden. —

Iſt Genie und Charakter nur lebendige Menſchenart, nichts mehr und nichts minder: bemerket dieſe, nähret die innere Quelle, übt die Thätigkeit und Elaſticität der Seele, aber nur wie ſie geübt ſeyn will. Wortgedächtniß, Schalen ohne Kern, und

Körper ohne Seele sind unnütz, denn auch das kleinste Kind ist ein lebendiger Mensch und hatte alle menschliche Seelenkräfte, nicht bloß wie ihr wähnt, die edle Gedächtnißgabe. Aber wie die Natur alles wachsen läßt, muß auch ihre edelste Pflanze, das Menschengeschöpf, wachsen in Hüllen; wehe dem, der eins der Unschuldigen durch seine Frühklugheit und ordnungslose Sittenweisheit vielleicht auf immer zerstört und ärgert.

Der erwachende Jüngling findet sich an der Wegscheide seines Lebens, wenn sich Knaben- und Jünglings-Alter trennen. Oft erscheint ihm da sein Genius und zeigt ihm Weg und Höhen seiner Zukunft, aber nur — im dunkeln Traume. Indessen auch einem Greise, am letzten Tage seines Lebens ist der Traum der Jugend, der erste Pulsschlag all seines künftigen Lebens, prophetische Entzückung.

Wer zu seinem künftigen Werk und Wesen nur Entwickelung braucht, findet seinen Entwickler auch leicht. Ein Euklides, eine Uhr, ein Gemälde, ein Blatt unbekannter Ziffern weckte manche auf, als ob's Apollo selbst mit der Leier wäre: für Andre ist viel Gefahr, Erfahrung, oft ein Rubikon nöthig —

Cäsar an Alexanders Bildsäule, Alexander an Achilles Grabe weinend — welch ein weissagender, rührender Anblick! Da schläft's in der Seele, oder vielmehr, es schläft nicht mehr, kann aber jetzt nur in Thränen heraus, einst wird's anders herausströmen.

Auch hier entdeckt nur Seele die Seele: eigne gute Menschenart kann eine fremde Menschenart allein verstehen, trösten und ahnen. Oft ist's ein erfahrungsvoller, stiller, neidloser Greis, der den Jüngling, verloren in sich selbst, bemerket und ihm ein Wort spricht, das lebenslang in seiner Seele tönet. Oder es wirft derselbe nur so einen Blick, ein Zeichen, eine Glutkohle sorglos neben sich nieder: der Jüngling nahm sie auf, sie war lange todt und vergessen, und da glimmt sie, gerade jetzt, in der Zeit dieser Niedergeschlagenheit, Trübsal und Kälte wieder: er wärmt sein Herz an ihr, als käme sie jetzt eben vom Altar der Liebe und Weisheit.

Oft sind dem jungen Schiffer, schon unterm Angesicht der Morgenröthe, Stürme beschieden. Er verschlägt, kommt in's Land der Ungeheuer und Riesen, oder geräth in die Gärten der Armida. Glücklich, wenn ihm die Göttin mit dem Spiegel der

Wahrheit bald erſchien, daß er ſich ſelbſt ſehe und wieder ermanne! Alsdann, wenn er zeitig genug entkommt, waren ihm die Stürme und Wallfahrten ſehr nützlich, die ſein unverſuchtes Schiff übten. Jeder edle Widerſtand, jedes tiefe und ſtille Leiden prägt treffliche Züge uns in Geſicht und Seele: die erſten Triumphe unſerer Jugendzeit werden das *punctum saliens* unſres ganzen leidigen Lebens. Jammer aber, wenn der Jüngling unterliegt, wenn er drückenden oder hinüberziehenden Gegenſtänden zu nahe weilet! Er verbildet ſich, wird hart und dürre, oder weich und lüſtern, und verhaucht ſein Leben im Lenz der Jahre. Zu früh geliebkoſet, liebkoſet er wieder und verſteht nichts anders. Zu früh und zu lange befeindet, überzieht er alles mit Menſchenhaß und Galle: ſo ſind viel gute Menſchen ganz oder halb verloren.

Es iſt bekannt, daß eine Eiche lange und langſam wachſe, dagegen der Erdſchwamm in einer Nacht aufſchießt. Auch bei den ſonderbarſten und zu den größten Dingen berufenen Menſchen trifft dieß oft ein. Junius Brutus blieb lange *brutus*: Ximenes ging lange mit dem Bettelſack umher, der ihm ſchlecht an-

anſtand: und Correggio war nicht jung mehr, da er ſein *io son pittore* ausrief.

Der edle Menſch hat die Himmelsleiter in ſich, die er erſt hinauf ſeyn muß, ehe ihm ein Wort entfahre: der Alltagsſchwätzer, das iſt, der gute Kopf, der redſelige Menſch von leichter Lippe, iſt immer, auch ehe er angefangen hat, am Ende. Er hat, wie man ſagt, alles gleich weg. Er kann den Ocean mit einer Nußſchale zum Nachtiſch austrinken. — —

O du heilige, liebe Stille, zarter beſcheidener Gemüther, wie wohl thuſt du! Wohl thuſt du dem, der dich genießet: er erſpart ſich hundert Vorwürfe, Gaukeleien, Wunderniſſe, Fragen und Zweifel; er erſpart Andern den Anblick der Mühe und giebt That. Newton, der Jüngling, hatte alle Theorien, die ſein Leben verewigten, fertig, und wußte nicht, daß er ſie habe. Der Fall eines Apfels unter dem Baume lehrte ihn das Syſtem der Welten, und zeitlebens blieb er der beſcheidne, ſtille, keuſche Mann, der wahre Gottesverehrer. Siehe Shakeſpear in ſein Geſicht, ob da auf der ſanften ſtillen Fläche, in der ſich alle Gegenſtände, Handlungen und Charak-

tere der Welt ſpiegeln konnten, der Affenwitz, die grinſende Freude der Yahoo herrſchte, der andere Genie's auszeichnet? Er war und blieb Schauſpieler, der ſich nicht einmal zu den erſten Rollen erhob. Baco's Lichtſeele hatte mit dem Geſtirn viele Aehnlichkeit, bei deſſen Verfinſterung er allemal in Ohnmacht ſank: er brennet nicht, aber er glänzet ſanft und leuchtet.

Welch ein liebender Menſchenſänger muß Homer geweſen ſeyn, wenn man den immer gleichen und ſanften Strom ſeiner Geſänge hinabgleitet! Wie ſtille, neidloſe Männer Virgil und Horaz, Petrarca und Lafontaine, Kopernikus und Keppler, Montagne und Sarpi. Der Schwärmer Malebranche ließ ſich von R. Simon erſt lange mit der Kritik martern, ehe er ſeinen Des-Cartes fand. Luther kämpfte lange mit ſich, ehe er mit der Welt anfing zu kämpfen, und blieb immer, trotz eiſerner Härte und Stärke, im Werke ſeines Berufs, im Privat-Leben der weichſte und redlichſte Mann, der mit ſich ſelbſt mehr rang, als Manche von ihm glauben. — — — (a. a. O.)

* * *

Das leichteſte Mittel, welches die Regierungen haben, die Wiſſenſchaften zu fördern, iſt die Nicht-Hinderniß, die Erlaubniß, eine gute Sache zu treiben, die Gedankenfreiheit. Alle Inquiſition iſt dem Reiche der Wiſſenſchaften ſchädlich: ſie macht die Luft erſtickend und benimmt den Athem. Ein Buch, das erſt durch zehn Cenſuren gelangen muß, ehe es das Licht der Welt ſieht, iſt kein Buch mehr, ſondern ein Machwerk der heiligen Inquiſition, ſehr oft ein Verſtümmelter, ein mit Ruthen gegeißelter, im Munde geknebelter Unglücklicher; immer aber ein Sklave. Es iſt weltkundig, wie ſehr die Reiche der Inquiſition an Wiſſenſchaften zurück ſind; deſto reicher ſind ſie an Aberglauben, Dunkelheit und Erbauungsſchriften.

Im Gebiete der Wahrheit, im Reiche der Gedanken und Geiſter ſoll und kann keine irdiſche Macht entſcheiden; die Regierung kann's nicht, geſchweige ihr bekutteter Cenſor. Im Reiche der Wahrheit iſt er nicht Richter, ſondern Parthei, wie der Autor: er muß über ſein Ausſtreichen, über ſein Nein ſo gut und ſchärfere Rechenſchaft geben, als der Verfaſſer über ſein Ja; denn er fängt hochmü-

thig den Streit an, er iſt Unterdrücker des edelſten Saftes der Menſchheit, des beſten Geſchöpfs der Schöpfung, des Lichtes, der Gedanken-, der Seelen-Freiheit. Alle Beſſerung kann nur durch Erleuchtung werden, ohne Kopf und Hirn regt ſich weder Hand noch Fuß.

Ich bin ferne davon, eine zügelloſe Frechheit oder Gleichgültigkeit der Gedanken zu empfehlen, inſonderheit, wo ſie offenbar die Räder des Staats inne hält, ſein Principium unwirkſam macht, und alſo gerade ſeine Zwecke und Glückſeligkeit ſtört. Wohlſeyn geht den Menſchen über Speculation, das Wohlſeyn Vieler über die Speculations-Glückſeligkeit Eines. Ich glaube alſo, es ſey dem Staat freigelaſſen, ja nothwendig, gewiſſe Wiſſenſchaften, ſo wie Beſchäftigungen und Ergötzlichkeiten gerade auszuſchließen, wenn er ſie mit ſeinem Principium der Wirkſamkeit nicht binden zu können ſich getrauet. Alles darf nicht überall wachſen. So wie es ſelbſt nicht allenthalben ſtehen will, ſo hat auch der Gärtner Freiheit, es nicht überall ſtehen zu laſſen, wo es ſich hindrängt: nur durch dieſe Einſchränkung und Ausſchließung wird Richtigkeit, Zweck, Ordnung,

Schönheit und Nutzen d. i. Feld und Garten. Wer Unkraut ungestört wachsen lassen will, weil es zuweilen schön aussieht, und doch auch in seiner Art gut ist, der darf nicht säen und ernten. Durch Ausschließung der Uebel fingen alle alten Gesetzgeber an, auf das Gute zu wirken. — — (Aus der Preisschrift: Vom Einfluß der Wissenschaften auf die Regierung und umgekehrt.)

— — Aus den die Freiheit des Denkens einschränkenden Gesetzen folgt nichts minder, als blinde Dummheit in Verwerfung alles Neuen und Nützlichen, was nicht nach unserm Hirn ist,—kurz Inquisition. Diese nimmt nicht den Staat, sondern ganz etwas anders zur Meisterin ihrer Censur, zur Regel ihrer Unterdrückung an. — — Auch ist's ein großer Unterschied, fremde Wissenschaften nicht einzulassen, und die schon im Staat sind, wohl zu regieren. Diese sind einmal da, sie sind Triebfedern, Mittel zu Gutem oder zum Bösen. Schläft da das Auge der Regierung und nimmt zum Grundsatz: „daß nur nichts anders werde! das Alles wie es ist, bleibe!" (und meistens ist dieß der löbliche Grundsatz!) so ist das nicht Weisheit, sondern

Schlaf, nicht Ruhe, ſondern Grauſamkeit und Schwachheit.

Einmal iſt's gewiß, daß nichts in der Welt, was es iſt, bleibe. Es nutzt ſich immer ab; ſeine Bande und Triebfedern werden ſchlaff und matt, und wenn nicht nachgeſehen, nachgeholfen wird: ſo ſtehet unvermuthet das ſchönſte Werk, zumal von vielfacher Compoſition, ſtill.

Gewiß iſt dieß der Fall mit den Wiſſenſchaften im Staate, im Verhältniß zu ſeinem Aufkommen oder Sinken. Die Wage iſt hier ſo fein, die Grade des Verhältniſſes ſo mancherlei und vielfach, daß gewiß kein ſchläfriger Cenſor oder ſtolzdummer und dummſtolzer Inquiſitor zur Entſcheidung gehört. Und immer dünkt mich's, eben dieſer Verflochtenheit und der Schwachheit menſchlicher Entſcheidung wegen, beſſer, frei als ſklaviſch, mild als enge und grauſam zu ſeyn, zumal, wo es die äußerſten Bedürfniſſe des Staats gar nicht berührt.

— — Vieles wird entdeckt werden, was noch nicht entdeckt iſt: viele Vorurtheile vernichtet werden, die jetzt noch als Wahrheit gelten. Können wir ſie ſelbſt nicht wegräumen, ſo laſſet uns wenigſtens beſ-

sere, mächtigere Hände daran nicht hindern; dem Licht und der freien Luft wenigstens nicht Fenster und Löcher verschließen, wenn sie mit Gewalt zu uns wollen.

Je gegründeter ein Staat in seinen Principien, je geordneter und heller und stärker er in sich selbst ist, desto weniger läuft er Gefahr, vom Winde jeder Meinung, von jedem Pasquill eines aufgebrachten Schriftstellers bewegt und erschüttert zu werden; um so mehr wird derselbe auch Freiheit der Gedanken und (mit einigen Einschränkungen nach seiner Situation und Lage) Freiheit der Schriften gönnen, bei der die Wahrheit am Ende doch gewinnt.

Nur Tyrannen sind argwöhnisch; nur geheime Böſewichter furchtsam. Ein offener Mensch, der Recht thut und auf seinen Grundsätzen fest ist, läßt alles über sich sagen. Er wandelt am Tage und nutzt selbst die ärgsten Lügen seiner Feinde. So auch eine Regierung, auf Gesetze, Freiheit und Wohl der Menschen gegründet: so auch eine Religion des Staats, die wahr ist und durch jede Beleuchtung nicht anders als endlich gewinnen kann.

Alle Monopolien der Gedanken sind schädlich; alle

drückende Zünfte und Societäten derſelben ſind — hie und da noch, nirgend aber müſſen ſie letzter Zweck werden. Nicht ihnen ſoll die Wahrheit, ſie ſollen der Wahrheit dienen, oder ſie ſind ihrer Stelle nicht werth. — Ueberhaupt iſt Freiheit der Gedanken die friſche Himmelsluft, in der alle Pflanzen der Regierung, zumal die Wiſſenſchaften am beſten gedeihen. Der Regent eines Staats muß beinahe ohne Lieblingsmeinung ſeyn, damit er die Meinung Aller in ſeinem Staat umfaſſen, dulden, läutern und zum allgemeinen Beſten lenken könne: daher ſind große Regenten auch ſo ſelten. (a. a. O.)

* * *

— — Ferne, daß wir ein einziges Goldſtäubchen verunglimpfen wollten, das je vom Throne in die Harfe eines Dichters, auf die Schrift eines Weiſen geſtreuet worden; das Körnchen Goldſtaub macht aber nicht Alles: vielmehr kann's die Harfe ſtumpf machen und der Schrift Farbe, Leben und Kraft nehmen. Nichts in der Welt kann ohne Anläſſe und Triebe, ohne Wahrheit und rufendes Bedürfniß werden, was es werden

ſoll; am wenigſten die edle Gottesgabe, Geſchmack und Genie. Nehmet dieſen Baum aus ſeinem Klima und Erdboden, aus ſeiner freien, hohen, wilden Luft, und pflanzt ihn in die enge Luft des Treibhauſes, ſo fangt er doch unvermerkt zu kränkeln an, und ehe man es glaubt, iſt er dahin. — —

Traurig iſt die Bemerkung, aber wahr, daß, ſobald der Geſchmack ſein lebendiges Element verloren hat, ihn auch einzelne Regeln und gute Bemühungen nicht herſtellen können. Quintilian predigte umſonſt: Plinius und Tacitus in der kleinen beſſeren Zwiſchenzeit, auf die ſie trafen, blieben immer noch ſehr fern von der alten Kraft und Einfalt. Die Urſachen davon ergeben ſich aus ihren Werken. — —

— — Im neuern Europa bildete ſich der Geſchmack neu, durch Auffindung der Schriften Griechenlands und Roms. Man glättete und reinigte nach ihrem Muſter die Sprache, ahmte ihren Vortrag und ihre Kunſt nach — eine ſchöne, beneidenswerthe Periode! Nur das feine, ſcharfſinnige, unter vieler Leidenſchaft noch ſtille, tiefe Genie der Italiener konnte

ſein Vorahnen, und die Lehrer derſelben alſo nachahmen! Wenn's aber nur Nachahmung war: wie lange konnte das dauern? Bis es nachgeahmt war und man nun nicht mehr nachahmen konnte oder wollte. Das Werkzeug war polirt, nun hing man es auf, oder zerbrach's, oder ließ es roſten, um es auf's neue poliren zu können; — das iſt, dünkt mich, die Geſchichte des italieniſchen Geſchmacks.

Bei den Griechen war der Geſchmack Natur geweſen, ein Bedürfniß, eine Angelegenheit, wozu ſie, zu gewiſſen Zeiten und unter gewiſſen Umſtänden alles einlud; bei den Römern, obwohl in kürzerer Friſt, und auf eine eingeſchränktere, unvollkommnere Weiſe ebenfalls. In Italien jetzt ungleich weniger, als ſelbſt in Rom.

Die Alten nachzuahmen, damit ſie nachgeahmt würden, und weil ſie nachzuahmen doch ſchön ſey, iſt ein kalter, nicht genugſam belebender Zweck. Sich von einem feinen freigebigen Kenner der Kunſt belohnen zu laſſen, noch ein kälterer. Mit den Alten zu wetteifern, ja ſie neben ihren Werken zu übertref-

ſen, wollte mehr ſagen; war aber von den Wenigſten geſucht, und konnte nicht geſucht werden, weil nicht dieſelben lebenden Antriebe da waren, die die Alten gehabt hatten, und doch immer die neuere Kunſt nur beſtimmt war, ein Kranz der Alten zu ſeyn. Wozu z. B. die den griechiſchen Göttern und Helden nachgeahmte Bildſäulen jetzt? Etwa um Allegorien, Tugenden, Päpſte, bibliſche Perſonen vorzuſtellen? war das im mindeſten mit der griechiſchen Kunſt vergleichbar? Der Künſtler ward alſo nicht befeuert, der Lauf der Kunſt nicht von lebendiger Geſchichte, noch von edeln Bedürfniſſen des Volks fortgeſtoßen; alſo auch nicht durch ſolche beſtimmt und in Schranken gehalten; und ſiehe darin lag ſchon der Verfall der Kunſt. Wenn's nur Nachahmung war, ſo durfte man auch nicht, oder nur bis zu einem gewiſſen Grade nachahmen, d. i. man durfte ausſchweifen, wohin man wollte. Weder Religion, noch Geſchichte, noch Staat, noch der lebendige Geſchmack des Volks gab einen engen ſtarken Trieb, und dieſem Trieb regelmäßige Schranken; die Kunſt ſchwebte alſo wirklich in der Luft oder beruhete

nur auf einem Hauche, in dem guten Willen des Künſtlers und ſeiner Belohner. — — — (Aus der Preisſchrift: Ueber den geſunkenen Geſchmack bei den verſchiedenen Völkern u. ſ. w.)

* * *

Nach vielen Zeugniſſen der Alten war Poeſie bei ihnen vom ſtärkſten Einfluß auf die Sitten. Sie, die Tochter des Himmels, ſoll, wie die Dichtung ſagt, den Stab der Macht gehabt haben, Thiere zu bändigen, Steine zu beleben, den Seelen der Menſchen einzuhauchen, was man wollte, Haß und Liebe, Muth und Sanftmuth, Ehrfurcht gegen die Götter, Schrecken, Zuverſicht, Troſt, Freude. Sie ſoll's geweſen ſeyn, die rohe Völker unter die Geſetze, Verdroſſene zu Kampf und Arbeit, Furchtſame zu Unternehmungen in Todesgefahr muthig und geſchickt gemacht. Sie war das älteſte und nach der Erzählung das wirkſamſte Mittel zur Lehre, zum Unterricht, zur Bildung der Sitten für Menſchen und Bürger. (Ueber die Wirkung der Dichtkunſt auf Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten.)

* * *

Iſt Poeſie das, was ſie ſeyn ſoll, ſo iſt ſie ihrem Weſen nach wirkend. Sie, die Sprache der Sinne, erſter mächtiger Eindrücke der Leidenſchaft und der Einbildungskraft. Sie, der Ausdruck großer Handlungen, und der Freude oder des Schmerzes, mit welchen man ſie erlebt, geſehen, bewirkt, oder ihr Anſehen empfangen hat, Poeſie, die Sprache der Liebe und des Haſſes, der Furcht und Hoffnung — wie ſollte dieſe nicht wirken? Natur, Empfindung, die ganze Menſchenſeele floß in die Sprache, drückte ſich in ſie als ihren Körper, ab; wirkt alſo auch durch ihn in alles, weil's gleicher Natur iſt, in alle mitempfindende Seelen. Wie der Magnet das Eiſen ziehet, wie der Ton einer Saite die andre regt, wie jede Bewegung, Leidenſchaft und Empfindung ſich fortpflanzt und mittheilt, wo ſie nicht Widerſtand findet: ſo iſt auch die Wirkung der Sprache der Sinne, d. i. der Poeſie, allgemein und im höchſten Grade natürlich. Sie drückt ſich der Seele ein, wie ſich Bild und Siegel in Wachs oder Lehm formet.

Je wahrer alſo, je kenntlicher und ſtärker der Ausdruck unſerer Empfindung iſt, d. i. je mehr es

wahre Poeſie iſt; deſto wahrer und ſtärker iſt ihr Eindruck, deſto mehr und länger muß ſie wirken. Nicht ſie, ſondern die Natur, die ganze Welt der Leidenſchaften und Handlungen, die im Dichter lag, und die er durch die Sprache aus ſich zu bringen ſtrebet — dieſe wirket. Die Sprache iſt nur Kanal, der wahre Dichter nur Dolmetſcher, oder eigentlich der Ueberbringer der Natur in die Seele und in das Herz ſeiner Brüder. Was auf ihn wirkte und wie es auf ihn wirkte, das wirkt fort, nicht durch ſeine, nicht durch willkührliche, konventionelle, ſondern durch Naturkräfte. Und je offener die Menſchen ſind, dieſe zu fühlen oder zu ahnen; je mehr ſie Augen haben zu ſehen, was in der Natur geſchieht, und Ohren zu hören, wie es ihnen der Bote der Schöpfung mittheilt; deſto ſtärker wirkt nothwendig die Dichtkunſt in ihnen. Und ſo fort wirkt ſie aus ihnen weiter. Je mehr ſie auf Menſchen in Menge wirkt, die ihre Eindrücke gemeinſchaftlich empfangen, und einander wie zurückgeworfene Strahlen der Sonne mittheilen: deſto mehr nimmt Wärme und Erleuchtung, die aus ihr quillt, zu; der dichteriſche Glaube kann Glaube des Volks, Handlung,

Sitten, Charakter, Theil ihres Schadens, oder ihrer Glückſeligkeit werden. — — — (a. a. O.)

* * *

So lange ein Menſch noch unter Gegenſtänden der Natur lebt, die ihn ganz berühren; je mehr er Kind dieſer lebendigen, kräftigen, vielförmigen Mutter iſt, an ihren Brüſten liegt, oder ſich im erſten Spiele mit ſeinen Mitbrüdern, ihren Abdrücken und ſeinen Nebenzweigen auf einem Baume des Lebens freuet; je mehr er ganz auf dieſe wirkt und ſie ganz auf ſich wirken läßt, nicht halbiret, meiſtert, ſchnizzelt, abſtrahiret; je freier und göttlicher er, was er empfangen hat, in Sprache bringen kann und darf, ſein Bild von Handlungen ganz darſtellt und durch die ihm eingeborne, nicht aufgeheftete Kraft wirken läßt; endlich je treuer und wahrer die Menſchen um ihn dieß alles empfangen, aufnehmen, wie er's gab, in ſeinen Ton geſtimmt ſind, und Dichtkunſt auf des Dichters, nicht auf des Zuhörers Weiſe wirken laſſen; da lebt, da wirkt die Dichtkunſt; und gerade iſt dieß in den Zeiten der ganz wilden Natur, oder auf den erſten Stufen der politiſchen Bildung.

Weiterhin je mehr Kunſt an die Stelle der Natur tritt und gemachtes Geſetz an die Stelle der lautern Empfindung (Zuſtände, in denen die Menſchen nichts mehr ſind, oder was ſie ſind, ewig verhehlen), wo man ſich Sinne und Gliedmaßen ſtümmelt, um die Natur nicht zu fühlen oder nicht von ſich weiter wirken zu laſſen: wie iſt da Poeſie, wahre, wirkende Sprache der Natur möglich? Lüge rührt nicht; Kunſt, Zwang und Heuchelei kann nicht entzücken, ſo wenig als Nacht und Finſterniß erleuchten. Dichtet (im wörtlichen Verſtande) dichtet immer; erdichtet euch eine Natur, Empfindung, Handlung, Sitten, Sprache; die große Mutter der Wahrheit und Liebe ſieht eurem Spiele zu, ſie lacht oder jammert. Die wahre Poeſie iſt todt, die Flamme des Himmels erloſchen und von ihren Wirkungen nur ein Häufchen Aſche übrig. — (a. a. O.)

* * *

Groß iſt die Wirkung, die die Dichtkunſt der Ebräer auf dieß Volk und durch ſie auf ſo viel andre Völker gemacht hat. Zu welchem Volke that ſich auch in Geſängen und Liedern ſein Gott alſo,

alſo, wie zu dieſem der ſeine? Die Dichtkunſt der Andern ward bald Fabel, Lüge, Mythologie, oft Gräuel und Schande: dieſe iſt und blieb Gottes! die Tochter des Himmels, die Braut ſeiner Ehre, und Rächerin ſeines Namens.

Wenn unter allen Völkern aber Dichter die erſten Götzendiener, Schmeichler des Volks und der Fürſten, Tändler und zuletzt Verſchlimmerer der Sitten geworden ſind, daß ihnen faſt nichts mehr heilig bleiben konnte: ſo waren gerade hier Dichter die Eiferer gegen Abgötterei, Selbſtruhm, Schmeichelei und weiche Sitten: ihre Poeſie war ein Altar des einzigen Gottes der Wahrheit und Tugend. Welche Schilderungen! welche Beſchreibungen deſſelben in Hiob, Moſes, den Pſalmen und Propheten! Man ſey Jude, Chriſt oder Türke, man muß ihre Hoheit fühlen, und die reinen Pflichten, die immer daran geknüpft werden, im Staube ehren.

Die einzelne Vorſehung Gottes, wo iſt ſie kräftiger geprieſen und erwieſen, als in der Geſchichte dieſes Volks, und in den Liedern, Prophezeiungen, Pſalmen, die aus dieſer Geſchichte reden? das Chriſtenthum mit ſeiner ſimpeln göttlichen Weisheit iſt

aus dieſem Stamme geſproßt, zog Saft aus dieſer Wurzel in Bildern und Sprache. Lehre und Troſt, Aufmunterung und Warnung, alles was ein Menſch Gottes bedarf, wornach er dürſtet in den Tiefen ſeiner Seele, iſt hier kräftig enthüllet oder reizend verhüllet, und wenn alle Menſchen-Dichtkunſt Rauch und Pfütze würde; ſo glänzt in dieſer die Sonne voll Licht, Leben und Wärme, hoch über Wolken, Dunſt und Nebel. — — (a. a. O.)

* * *

Die größten Wirkungen der Dichtkunſt geſchahen, da ſie noch lebendige Sage war, da noch keine Buchſtaben, vielweniger geſchriebene Regeln da waren. Der Dichter ſah, was er ſang, oder hat's lebendig vernommen, trug's lange mit ſich im Herzen, als ſein Schooßkind umher, nun öffnete er den Mund und ſprach Wunder und Wahrheit. Der Kreis um ihn ſtaunte, horchte, lernte, ſang, vergaß die Götterſprüche nie: ſie waren ihm mit Nägeln des Geſanges in die Seele geheftet. Kam's nun noch dazu, daß der Dichter höhere Abſicht hatte, daß er wirklich ein Bote der Götter, ein Mann für

ſein Volk und Vaterland, ein heiliger Stifter des Guten auf Geſchlechter hinab war, und dieſen Schatz, und dieſen Drang in ſich fühlte; wie Pfeile flogen die Töne aus ſeinem goldenen Köcher ins Herz der Menſchen. Die griechiſche Muſik, Töne unter griechiſchem Himmel den Saiten entlockt, nahmen ihn auf ihre Flügel: Muſen und Grazien halfen den Geſang vollenden.

Die Wirkung davon zeigt das Bild der Griechen in der Geſchichte ihrer Werke und Produktionen, ja ihr Charakter bis auf den heutigen Tag. Sie waren die erſte kultivirte Nation, wie ſelbſt Aegyptier und Phönicier nicht waren. Ihre Sprache war ſo dichteriſch, biegſam, klingend, fein und reich, daß man wohl ſiehet, frühe Dichter haben ſie gebildet, und ſie konnte wieder neue Dichter wekken. Alles, was ſie von den Nachbaren ſahen, von den Ausländern lernten, faßten ſie rund und ganz, als Gedicht, als ſchöne Weiſe, und bildeten's ſelbſt, bis auf Namen und Geiſt der Sache nach ihrem Charakter, wie zum Klange der Leier.

Die Götter der Aegyptier wurden bei ihnen ſchöne dichteriſche Weſen, ſie warfen überflüſſigen

Putz und alles ſchwere Geräth ab, und zeigten ſich, wie Mutter Natur ſie geſchaffen, nackt, in ſchöner menſchlichen Bildung, und dazu wie es dem Gange der Dichtkunſt und dem Fluge ihrer Saiten geziemte, in menſchlicher, oft zu menſchlicher Handlung. Die Kunſt fing mit der Dichtkunſt an zu wetteifern; aus zween Verſen Homers wird Phidias Jupiter, wie durch Offenbarung.

Der Geſchmack ihres Lebens konnte dem Gange ihrer Dichtkunſt voll Götter und Helden nicht unähnlich werden; ſie machten ſich alles leicht, kränzten ſich alles mit Blumen. Unter Muſik und Geſange übten ſie ſich in Kämpfen und Spielen; unter Flötenſchall und wie im Tanze zogen ſie zur Schlacht. Ihre Erziehung in den ſchönſten Zeiten waren Leibesübung, Muſik und Dichtkunſt: dieſe ſtanden unter der Aufſicht der Obern und waren von den Geſetzgebern ihrer Staaten zu Grundfäden ihres Charakters angewandt worden, durch die ſich nun Geſetze und Lehren ſchlangen. Homer war ihnen alles und der feine Blick, mit dem dieſer alles geſehen, jeden Gegenſtand, nicht ſtraff angezogen, ſondern in ſeinem leichten, reinen Umriſſe,

richtig und leicht gemeſſen, gezeichnet hatte — der feine Blick, das leichte, richtige, natürliche Verhältniß in allem, wurde auch ihr Blick. Leichte alſo und natürliche Geſetze, ein geſchicktes Verhältniß der Menſchen gegen einander, waren ihre Anſtalt, ihre Erfindung. Die Denkart der Menſchen, ihre Sitten und Sprache bekamen einen Strom, eine Fülle, eine Runde, die ſie noch nicht gehabt: alles zu Tiefe wurde erhöhet, das Schwere leicht, das Dunkle helle, denn aus Homer holten ſie Sittlichkeit, Kunſt und Weisheit, und freilich machten ſie auch aus Homer, was Jeder wollte, je nachdem ihm eine Luſt ankam, dieß oder das zu koſten. — — (a. a. O.)

* * *

Ueber Begebenheiten, die große Blätter aus dem Buche des Schickſals ſind, ſollte man nicht kunſtrichtern, ſondern nur Urſache, Art und Folgen zeigen. Das Wunderbare iſt die einzige Nahrung der Menſchen in dem Zuſtande, als dieſe Völker damals waren: ſie ſtanden und ſtaunten, ſuchten zu umfaſſen, was ſie noch nicht umfaſſen konnten, und

übten damit Geiſteskräfte und bereiteten ſich zu beſſerer Speiſe der Wahrheit. Ueberdieß kann ich's nie glauben, daß der männliche Geiſt von Unternehmung, Freigebigkeit, Erbarmen, zarter, wunderbarer Liebe, wenn er auch nur in Romanen und abenteuerlichen Erzählungen verſchwebte, damals als man in Unwiſſenheit daran glaubte, einen böſen Eindruck gemacht haben kann. Die romantiſche Liebe zum Frauenzimmer, unterſtützt von nordiſcher Keuſchheit, hat Jahrhunderte herab viel Gutes auf Europa gewirkt, was freche Romane und zügelloſe Gedichte nicht wirken werden. Laß alles ſteif und unnatürlich ſeyn; die Sitten der Zeit waren ſelbſt ſteif und der Grad des Unnatürlichen oder Wahrſcheinlichen richtet ſich nur nach dem Maße unſerer Unwiſſenheit und Fähigkeit zu glauben.

Ueberhaupt iſt's thöricht, die Wirkung einer Sache zu einer Zeit aus dem Geiſte einer ganz andern zu beurtheilen, oder gar zu läugnen. Durch rohe Dinge von der Art wurden damals Unternehmungen hervorgebracht, die wir jetzt mit unſerer feinen Poeſie und Staatsklugheit kaum hervorbringen könnten; die Kreuzzüge nach Orient ſind deren gewiß eine.

So wie ſie nun, von Sitten und Sagen mit Gründen der Religion unterſtützt, ſonderbar hervorkamen; ſo hatten ſie wiederum auf die Sitten und Sagen Europens noch einen ſonderbaren Einfluß.

Nun floſſen Erzählungen, Wunder und Lügen noch eines dritten Welttheils dazu; Norden, Africa, Spanien, Sicilien, Frankreich, das gelobte und das Feenland wurden gepaaret. Der europäiſche Rittergeiſt war morgenländiſch und geiſtlich: es entſtanden Heldengeſänge, Abenteuer und Wundererzählungen, die aufs unwiſſende und abergläubige Europa mit Erſtaunen wirken. Alles war voll Sagen, Romanzen und Romane. An den Höfen der Könige und in den Klöſtern, auf Märkten und ſelbſt in Kirchen wurden Gedichte geſungen, allegoriſche Ritterſpiele, Myſterien und Moralitäten geſpielt. Die Mönche ſelbſt machten dergleichen, und ſie hatten des Volkes Ohr. — —

— — Wenn es nun ſchon ziemlich ausgemacht iſt, was das Feudal-Ritterweſen, Kreuzzüge und was zur Herrlichkeit dieſes Zeitalters gehört, für gute und nachtheilige Wirkung auf die Sitten Euro-

pa's gemacht hatten: ſo iſt der Schluß über die Poeſie, die davon ſang, ziemlich gleichförmig. Sie gehörte mit zur Pracht und zum Schmucke dieſer Aufzüge, Einrichtungen und Abenteuer: die Dichter ſelbſt zogen mit und waren den Fürſten zur Seite. Bei allem Unförmlichen erhielten dieſe Geſänge und Anſtalten den Geiſt der Tapferkeit, des Ruhms, der Unternehmung, der Andacht und Liebe rege.

Solche Heere und ſolche Pracht hatte Europa noch nicht geſehen, ſolche Erzählungen nicht gehört. Die feindſeligſten Nationen, Fürſten und Stände wurden Brüder, Chriſten unter einer Kreuzesfahne. Das harte Band der Knechtſchaft fing an zu erſchlaffen, oder hie und da aufgelöſt zu werden.

Die Kenntniß verbreitete ſich, das Wunderbare näherte ſich ſchon von ferne der Wahrheit: man fing an zu leſen; auch die ſonſt nie geleſen hatten, Ritter und Herren leſen dieſe wunderbaren, tapferen, andächtigen Geſchichten. Schade nur, daß ihre Sprachen für uns ſo veraltet ſind, und wie es der Geiſt der Sache war, auch die Mundart ein Gemiſch von Sprachen ſeyn mußte! Dadurch iſt für uns

die Wirkung, auch wenn die Zeit ſich nicht ſo ſehr geändert hätte, großentheils verloren.

Eine andere Gattung von Poeſie aus demſelben Stamme und von eben der großen Wirkung auf Sitten, war der Minnegeſang, die Akademie der Liebe. Sie waren Blüthen der Galanterie des damaligen Rittergeiſtes. Kaiſer und Könige, Fürſten und Grafen ſchämten ſich nicht, daran Theil zu nehmen. Sie machten Sprache und Sitten geſchmeidig, verwandelten eine wilde Leidenſchaft in zartere Empfindungen und ketteten die voraus zu ſehr zertrennten Geſchlechter durch unſchuldige Blumenkränze. Die ſogenannte petrarchiſche Liebe iſt Geiſt gewordener Duft dieſer Zeiten: ſo wie Petrarca ſelbſt ſeine ſchönſten Sonnette und Lieder aus dieſem Garten der Liebe brach.

Der ſpätere Mißbrauch und die bald erfolgte ſchreckliche Einförmigkeit der Wendungen und Gedanken kann zwar die Sache ſelbſt nicht verleiden; indeſſen iſt doch kaum zu läugnen, daß nicht zuviel Blumenſpiel dabei Statt fand, und daß alles endlich in die überfeinen Sentiments ausartete, die der wahren Liebe wenig Nahrung gewähren. Wie

alles Vorhergehende, ſo gehörte auch dieſe Poeſie zum Uebergange, zur Verſchmelzung der Sitten ins Feinere, bis ſie ſo fein geworden ſind, als das heutige Tageslicht zeigt. — — (a. a. O.)

* * *

Zu nichts iſt die Jugend geneigter, als vom Schweren auf das Leichtere zu ſpringen, zumal wenn dieß zugleich angenehm iſt und eine ſchöne Oberfläche hat. Sie läßt alſo gern die alten Autoren; die die wahren Muſter des Schönen ſind, Philoſophie, Theologie und gründliche Kenntniſſe anderer Art ruhen, um ſich an den witzigen Schriften ihrer Sprache zu erholen und die Einbildung damit zu füllen. So geht's auf Schulen und auf Akademien, und da in den früheren Lebensjahren der Geſchmack ſeine Richtung erhält, ſo ſchreitet man fort, wie man begann; auch in Zeiten und Ständen, wo man's nicht vermuthet, ſieht man jetzt Schönwiſſenſchafter und Schönkünſtler, wie man ſie gern entbehrte. — —

Das Leichte hat über das Schwere geſiegt, die Einbildung hat vor dem Verſtande Platz genommen, und je mehr Reize und Anläſſe es von außen giebt,

dieſe Auswüchſe menſchlicher Seelenkräfte und ſchöner Literatur zu befördern, deſto mehr gedeihen ſie und erſticken das Trockne, Schwerere, mit ihrem üppigen Wuchſe. (Preisſchrift: Ueber den Einfluß der ſchönen in die höheren Wiſſenſchaften.)

* * *

— Ein Jüngling allein in den ſchönen Wiſſenſchaften erzogen, iſt ein Zärtling in den Gärten der Armida, oder gar in der Grotte der Kalypſo verzaubert: er wird nie, wenn ihm nicht die ernſte Weisheit als Retterin erſcheint, ein Held oder ein verdienter Mann werden. Das Schöne in den Wiſſenſchaften, wie er darnach läuft, iſt nur Kolorit, nur Oberfläche; er pickt darnach, wie der Vogel nach der Farbe, er haſcht darnach, wie nach einer ſchönen Wolke. Die ſchöne Anſicht vergeht und er hat nichts. (a. a. O.)

* * *

Die höchſte Wiſſenſchaft iſt ohne Zweifel die Kunſt zu leben; und wie Manchen haben ſeine ſchönen Wiſſenſchaften um dieſe einzige, dieſe gött-

liche Kunſt gebracht! Die Liebe, die glücklich macht, wird ſelten durch Romane dem Herzen angebildet; die größten Romanhelden oder Heldinnen finden in der wahren Welt ſelten, was ſie ſuchen, und oft etwas ganz Anderes, als wovon ſie träumten. Ihre überſpannte Einbildungskraft ermattet bei wirklichen Gegenſtänden, und kann nicht genießen was ſie hat; erſchlaffte, weiche, üppige Hände können aus der Materie des Lebens das Kunſtbild nicht bereiten, was aus ihnen erſt bereitet werden ſoll. Ein immer nur dem Vergnügen nacheilender Jüngling, wie kann er ein Mann, ein würdiger Gatte und Vater, ein arbeitſamer Geſchäftsmann, ein unermüdeter Diener des gemeinen Weſens, ein unterſuchender, gerechter Richter, ein tüchtiger Arzt, ein geſchäftiger Weiſer, ein Wahrheitsforſcher und Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts in ſeinem Kreiſe werden? Zu allem dieſem gehört ernſte Bildung, wahre Erziehung, Geſchmack an Mühe und Fleiß, ein treues Herz, ein guter Verſtand, ein redlicher Zweck, und mit feſtem Willen auch erworbene Kräfte, den Zweck zu erreichen. Iſt dieß alles nicht da, buhlen wir in Allem nur um das Flittergold des Angenehmen, des Leich-

ten, Wohlgefälligen und Schönen, und verachten was Mühe bringt, was Unterſuchung koſtet. — Die Götter geben uns nichts ohne Mühe, ſie verkaufen alle ihre Gaben theuer, und am theuerſten ihre edelſte Gabe, den Kranz der Belohnung eines guten Gewiſſens. — — (a. a. O.)

* * *

Schöne Wiſſenſchaften ſind die, welche die ſogenannten unteren Seelenkräfte, das ſinnliche Erkenntniß, den Witz, die Einbildungskraft, die ſinnlichen Triebe, den Genuß, die Leidenſchaften und Neigungen ausbilden ſollten; ihre Erklärung ſelbſt zeigt alſo genugſam, daß ſie auf die höheren Wiſſenſchaften, die ſich mit dem Urtheil und Verſtande, dem Willen und den Geſinnungen beſchäftigen, den ſchönſten und beſten Einfluß haben.

Alle Kräfte unſerer Seele ſind urſprünglich nur eine Kraft, wie unſere Seele nur eine Seele. Wir nennen oben und unten, hoch und niedrig, was nur vergleichungs- und beziehungsweiſe ſo iſt; im Ganzen aber iſt ein richtiger Verſtand ohne

richtige und wohlgeordnete Sinne, ein bündiges Urtheil ohne eine geregelte und zu ihrem Dienst brauchbar gemachte Einbildungskraft, ein guter Wille und Charakter ohne wohlgeordnete Leidenschaften und Neigungen nicht möglich. — —

Die schönen Wissenschaften sind also, oder sollen seyn, Ordnerinnen der Sinne, der Einbildungskraft, der Neigungen und Begierden; das Sehglas zur Wahrheit, die sich uns Sterblichen immer nur im Schein offenbaret, Dienerinnen, die den Grund unserer Seele ordnen, damit Wahrheit und Tugend sich ihr offenbare. — — (a a. O.)

* * *

Sinne und sinnliche Kenntnisse, so wie geheime Neigungen und Lüste, *sind das erste, das in unserer Seele aufwacht*; der Verstand kommt spät, und die Tugend, wenn sie uns nicht durch sinnliche Uebungen eingepflanzt wird, gemeiniglich noch später. Also ist mit der Jugend jugendlich anzufangen, unsere sinnlichen Kräfte sind sinnlich zu behandeln und zu bilden, durch leichte Regeln und noch besser durch gute Exempel. Die schönen Wissenschaften beschäfti-

gen ſich mit beiden; alſo iſt ihr früher Gebrauch der Natur und Ordnung der menſchlichen Seele angemeſſen, und hiemit für alle andern Wiſſenſchaften genug empfohlen.

Wem in ſeiner Jugend Gedächtniß, Sinne, Witz, Phantaſie, Luſt und Neigung verkümmert und abgeſtumpft werden; was wird deſſen Verſtand in reiferen Jahren für Materialien haben, die er bearbeite, was für Formen und Formeln, nach denen er ſich übe? Was kann ſein Wille thun, wenn ſeine Kräfte, richtig zu imaginiren, zu wollen und zu thun, unerweckt und ungebildet oder gar mißbildet ſind? Er ſchreibt auf einem vermaiten, zerknitterten, ungeleimten Papiere; mit ſtumpfen Waffen will er ſtreiten, und mit ungeſchickten, verroſteten Werkzeugen, oder gar ohne Werkzeug das größte Kunſtwerk des Lebens, die Bildung ſeiner Seele, vollführen.

Wie die Morgenröthe vor der Sonne vorhergeht, und Frühling und Saat vor der Ernte hergehen müſſen: ſo die ſchönen vor den höheren Wiſſenſchaften. Sie ſtreuen aus, was die Letzteren ernten; ſie geben ſchönen Schein, dieſe wärmen und leuchten mit ihrer ganzen Wahrheit. (a. a. O.)

* * *

Die ſchönen Wiſſenſchaften müſſen den höheren vorausgehen, doch alſo, daß auch in jenen Wahrheit zum Grunde liege.

Die Ordnung, wie ſich Tages- und Jahreszeiten, menſchliche Lebensalter und die Kräfte unſerer Seele entwickeln, zeigt uns dieſen Weg. Wie die Morgenröthe dem Mittage und der Frühling dem Sommer vorgeht, wie mit der Jugend, dem Frühlinge des Lebens, zuerſt die Blüthen der Seele, Sinne und ſinnliche Kenntniſſe erwachen; ſo hat die Erziehung, die der Natur folgen ſoll, dieſe auch zuvörderſt zu ordnen.

Die ſchöne und angenehme Geſchichte der Natur, ein Reich der Anſchauungen, das Abbild der Schöpfung Gottes, geht ohne Zweifel der abſtrakten Phyſik vor, einem Reich menſchlicher Gedanken und Spekulationen; nicht anders die leichte und angenehme Geſchichte der Menſchheit einer abſtrakten Metaphyſik und Sittenlehre. Die Logik, die ſich mit deutlicher Erkenntniß, mit Begriffen, Sätzen und gelehrten Schlüſſen beſchäftigt, werde von einer andern Logik vorbereitet, die den geſunden Verſtand und die Phantaſie leitet; und da dieß beſſer

durch

durch Beiſpiele als durch Lehren geſchieht, ſo kommen wir eben hiemit wieder auf den ſchönen Weg der alten Schriftſteller. Werden dieſe den Jünglingen aus den Händen geſpielt, um ſie dafür mit ſogenannten höheren Kenntniſſen zu beſchenken, ſo weiß ich nicht, ob ihnen, wenn ſie gleich alles gelernte Scientifiſche im Gedächtniß behielten, der Schade jenes Verluſtes erſetzt würde? — —

— — Es verſteht ſich hiebei, daß man weder bei Alten noch Neuern, Worte von Gedanken, Ausdruck von Sachen zu trennen habe; gedankenloſe Worte, der ſchönſte leere Ausdruck iſt eine verwelkte Blüthe. Wer in den Alten nur Phraſen fängt, hat nicht einmal Schmetterlinge gefangen; er haſchte nach dem Staube der Flügel. Wer in den Neuern nur Formeln und Ausdrücke aufjagt, füllt den Kopf ſeiner Lehrlinge vollends mit Spinngewebe. — — Aber gute Sachen, wohl geſagt, ihnen darſtellen, treffliche Beiſpiele ſchön vorgeſtellt, ihnen entwickeln, wohlgeordnete Bilder und Phantaſien in einer ſchönen Sprache ihnen ins Gemüth prägen, das bildet und nützet lebenslang.

Ein Jüngling, der in dieſen Uebungen verſäumt, in dieſen Wiſſenſchaften verwahrloſt iſt, wird ſie ſich mühſam und ſpät erſetzen; dagegen das ſogenannte Höhere ſich auf ihren Grund zu rechter Zeit ſelbſt bauet. — —

— — Es wäre die äußerſte Schande, leer Stroh zu dreſchen, wenn in jeder Literatur die Felder voll Früchte ſtehen; und wenn die Frucht in Speiſe verwandelt werden ſoll, o ſo unterſcheide man nur zwiſchen geſunder und ungeſunder Speiſe. Ein an ſchönen und guten Muſtern geübter Jüngling, der ſeine Kräfte fühlt, wird unmöglich ſach- und wortarm bleiben. Mit der Materie wird ſich ihm die Form eindrücken; unvermerkt wird er in dieſer fortdenken, fortſchreiben, und wenn es das Glück will, forthandeln. Leſet ihm gut vor und er wird, ohne daß er's weiß und faſt will, gut leſen lernen. Laßt ihn ſich an guten Muſtern üben und das Schlechte ihm nicht bekannt werden, bis er ſich jene eigen gemacht hat, ſo wird er auch in den höheren Wiſſenſchaften gut denken, mithin auch gut reden: denn das ſchönſte Kleid der Gedanken iſt immer das engſte, das anſchließende Kleid der Wahrheit. (a. a. O.)

* * *

In früheren Jahren weiß niemand ſo leicht, wozu er lernt: der Beruf und die Geſchäfte des Lebens hangen nicht immer von unſerer Neigung und Willkühr ab. Iſt alſo ein Menſch gar zu einſchließend und abgeſchränkt auf eine höhere Wiſſenſchaft oder Lebensſphäre vorbereitet worden, und das Glück iſt ihm ungünſtig, ſo iſt er verloren. Er kann nicht ſeyn, was er ſeyn wollte, und er war nichts außer dieſem.

Zudem hat eigentlich kein Geſchäft und keine Wiſſenſchaft eine ſo abgezäunte Sphäre, daß ſie nicht mit Andern zu thun hätte; völlige Einſeitigkeit alſo in einem Fache gebiert nichts als Haß und Neid, unbillige Verachtung und taube Unſchicklichkeit gegen jedes andere, das uns vielleicht zunächſt gränzet.

— — Die ſchönen Wiſſenſchaften und der geſunde Verſtand ſind gleichſam die Gemeinflur, wo ſich alle höhere Kenntniſſe zuſammenfinden und erholen; wo jede ihres beſondern Amts vergißt und ſich des allgemeinen Zweckes der Menſchheit erinnert. Iſt dieſer Platz von Jugend auf von Allen beſucht und beſtellt worden, ſo ſind ſie gleichſam Jugendfreunde: ſie haben einerlei Philoſophie des Lebens gelernt, und

ſich zu ihren verſchiedenen Geſchäften in einer Schule vorbereitet. — —

Die ſchönen Wiſſenſchaften heißen *humaniora*: ſie dienen der Menſchheit und ſollen ihr in allen Ständen und Formen dienen. Sie ſind zu etwas mehr da, als äſthetiſch zu predigen oder anakreontiſch zu dichten; auch der Staatsmann ſoll ſich an ihnen nicht ergötzen, ſondern durch ſie bilden; auch der Philoſoph und Meßkünſtler ſoll an ihnen ſein geſundes Gefühl ſtärken. Alle ſind wir Menſchen, und ſollen Humanität lieben, auch waren's zu allen Zeiten und in allen Ständen Zierden der Menſchheit, die ſie geliebt und geübt haben.

Es ergiebt ſich aber auch hieraus, was eigentlich ſchöne Wiſſenſchaften ſind, die dieſen Namen verdienen; *Humaniora* ſind's, Wiſſenſchaften und Uebungen, die das Gefühl der Menſchlichkeit in uns bilden. Wodurch dieß gebildet wird, das iſt ſchöne Wiſſenſchaft; wo nicht, da iſt ſie's nicht, mit welchen Titeln ſie auch prange.

Man rechnet Sprachen und Poeſie, Rhetorik und Geſchichte dazu, es kommt aber immer darauf an, wie Sprache und Poeſie, Rhetorik und

Geſchichte getrieben werden? ſonſt können ſie auch häßliche, unnütze Wiſſenſchaften bleiben. Der Sinn der Menſchheit (Sensus humanitatis) macht ſie zu dem, was ſie ſeyn ſollen; alsdann iſt aber auch die Philoſophie ihnen nicht fremd oder widrig, vielmehr müſſen ſie alle mit einer Art Philoſophie getrieben, und durch ſie zur Humanität belebt werden: eine ſolche Philoſophie iſt gewiß *Doctrina humanitatis.* (a. a. O.)

* * *

Den Alten, Griechen und Römern, war der Ausdruck „ſchöne Wiſſenſchaften," ſo fern ſie den gründlichen oder nützlichen Wiſſenſchaften entgegengeſetzt werden, nicht bekannt; und doch ſind ſie es, die das Schöne in jeder Wiſſenſchaft und Kunſt des menſchlichen Verſtandes am ſcharfſinnigſten erforſcht, und am glücklichſten geübt haben.

Die Griechen nannten das, was wir ſchöne Wiſſenſchaften heißen, Künſte der Muſen, und verbanden damit den Begriff, den die Römer nachher durch das Wort literae humaniores oder studia humanitatis, wie mich dünkt, ſehr glücklich ausdrückten. Sie

verſtanden dadurch alles was den Menſchen zum Menſchen macht, was die Gabe der Sprache, der Vernunft, der Geſelligkeit, der Theilnahme an Andern, die Wirkung auf Andere zum Nutzen der geſammten Menſchheit, kurz alles, was uns über das Thier erhebt, und die ſeyn lehret, was wir ſeyn ſollen, ausbildet und befördert.

Keinesweges darf man ſich darüber eine müßige Beſchäftigung mit dem was ſchön iſt, vielleicht ohne Anwendung und Ausbildung, denken; oder gar alles Nützliche, Schwere und Gründliche ausſchließen. Nach dem Begriff der Alten, war nur das ſchöne Wiſſenſchaft, was die Menſchheit in uns bildet, zieret und veredelt, was uns für die Geſellſchaft brauchbar, tüchtig und derſelben angenehm machen kann, damit uns alſo auch die edelſte Freude den ſchönſten Genuß unſerer ſelbſt gewährt, uns auf ganz andere Wege leitet.

Sprache iſt's, die den Menſchen vom ſtummen Thier unterſcheidet; ohne ſie fände der Gebrauch der Vernunft nicht Statt, und dieß herrliche Geſchenk des Himmels bliebe eine todte, nutzloſe Gabe, wenn ſie

nicht durch Worte gleichſam lebendig, brauchbar und nützlich würde.

Alles alſo, was von Kindheit auf unſere Sprache ausbildet, was uns vernünftig, genau und beſtimmt, was uns angenehm, leicht überzeugend oder herzbewegend ſprechen lehrt, bildet in uns den Sinn der Menſchheit und das edelſte Werkzeug aus, mit andern Menſchen zuſammen zu leben und für ſie zu wirken.

Hierin haben es nun die Griechen und Römer vielleicht allen andern Nationen der Welt zuvor gethan, und ich fürchte, daß ſie in der Geſchichte immer die einzigen ihrer Art bleiben werden. Sie hatten ihre Sprache und mit derſelben ihren Geſchmack, ihre Vernunft, ihre Beredſamkeit, und was ſie den Sinn der Menſchheit nannten, ſo ausgebildet, wie wenige, oder vielleicht keine neuere Sprache hat ausgebildet werden können, weil jene Anläſſe, öffentlich zu reden, und durch den Vortrag auf eine große Menge, ja auf die wichtigſten Glieder des Staats zu wirken, bei den neueren Völkern ſelten, oder gar nicht Statt gefunden haben; viele andere Urſachen zu geſchweigen.

Unter ſolchen Veranlaſſungen nun, da in Poeſie

und Prosa der öffentliche Vortrag alles galt, bildeten sich die Sprachen der Griechen und Römer zu einer bestimmten Genauigkeit, zu einer Macht, Harmonie und Schönheit, die auf dem Markte, oder auf der Schaubühne, vor den Richterstühlen, oder in einem erwählten Kreise von Zuhörern und Kennern jene Wunder wirkten, von denen die alte Geschichte uns erzählt.

Man sprach von menschlichen Dingen zu Menschen, zu gegenwärtigen Menschen, die man unterrichten, überzeugen, rühren, erweichen, lenken oder bilden wollte. Nothwendig also setzte man zu diesem Zweck alles in Bewegung, und vernachlässigte eben so wenig das Ohr, als das Herz der Zuhörer, das man erschüttern, die Phantasie, die man erregen, den Verstand, den man überzeugen wollte. Man übte sich, diesen Zweck zu erreichen, von Jugend an, brachte es in der Fertigkeit, bestimmt, schön, mächtig, reich, fließend oder mit Nachdruck zu reden, zu einer Höhe, vor welcher uns jetzt schwindelt. — —

— — Wer von Schreibern und Scriblern getraute sich, Bücher zu machen, die in Ansehung der Schreibart, noch mehr aber in Ansehung der Denk-

art an die Einfalt und Pracht, an die Kürze und Fülle, an die Reinigkeit und Bestimmtheit jener alten Meisterwerke reichten? wer getraute sich, es in so kurzer Zeit zu thun, wie jene es gethan haben? Also stehen diese Altväter der menschlichen Geistesbildung als ewige Muster des richtigen, guten und geübten Geschmacks und der schönsten Fertigkeit im Gebrauch der Sprache vor uns; an ihnen müssen wir unsere Denk- und Schreib-Art formen, nach ihnen müssen wir, Menschen nützlich zu werden, unsere Vernunft und Sprache bilden. — —

— — Wer aus den Alten denken und schreiben gelernt hat, wird nie sich undeutsch, und unvernünftig, hinkend, lahm, unverständlich, ohne Zusammenhang oder schielend ausdrücken, nie seine Schreibart mit unnützen Tautologien durchweben. — — Der Sinn der Humanität, d. i. der ächten Menschenvernunft, des wahren Menschenverstandes, der reinen menschlichen Empfindung ist ihm aufgeschlossen, und so lernt er Richtigkeit und Wahrheit, Genauigkeit und innere Güte über alles schätzen und lieben: er sucht nach diesen Grazien der menschlichen Denkart und Lebensweise allenthalben und freuet sich über sie,

wo er sie findet. Er wird sie in seinen Umgang, in seine Geschäfte, von welcher Art diese auch seyn mögen, einzuführen suchen, und ihre Tugenden auch in seinen Sitten ausdrücken lernen: kurz er wird ein gebildeter Mensch seyn, und sich als ein solcher im Kleinsten und Größten zeigen.

So die *Humaniora* in alten und neuern Schriftstellern studiren, ist etwas anders, als wie jener es nannte, die *Galantiora* nach neuester Art und Kunst treiben, bei welchen Galantioribus Mancher so weit kommt, daß er sogar seine Sprache vergißt, und weder grammatisch noch selbst orthographisch zu schreiben weiß, geschweige, daß in seinen Vorträgen und Aufsätzen an einen gebildeten Menschenverstand, oder an eine richtige Menschenvernunft zu gedenken wäre.

— — Weder Xenophons noch Platons Schriften, weder Pythagoras noch Epiktets und Mark-Aurels Grundsätze sind zum Zeitvertreibe verfaßt worden, um etwa mit schönen Worten und Bildern zu spielen: sie unterrichten den Verstand, sie bessern das Herz, sie sind und gewähren wirklich *Studia humanitatis.*

Jeder, der einen Sinn für das Wahre und Gute

hat, muß es im Innern fühlen, daß es ihren Verfassern damit ein Ernſt geweſen, und daß ſie die Früchte der Weisheit, die ſie für ihre Seelen geſammelt hatten, dadurch auch Andern zur Aufklärung und zur Uebung, zum Troſt und zum Nutzen mittheilen wollten. — —

— — Was würden Griechen und Römer ſagen, wenn ſie aufſtünden und viele unſerer geprieſenen ſchönen Werke läſen! — Man vergleiche doch die alten Geſetze, die Befehle der Kaiſer, die Anmahnungen und Reden der Feldherren und Philoſophen, die Erzählungen der Geſchichte, mit unſern Geſetzen und Edicten, mit unſern Abhandlungen, Predigten und Acten: es müßte ein Blödſinniger ſeyn, der nicht den Unterſchied fühlte. Womit wir Seiten füllen, das faßten ſie in wenige Worte; worüber wir oft Bücher ſchreiben, das glaubten ſie am beſten dadurch zu ehren, daß ſie keine Sylbe davon erwähnten. Wiederum bemerken ſie ſowohl in der Geſchichte als in der Sittenlehre und Poeſie, Züge des Charakters des Menſchen, die uns bei veränderten Sitten meiſtens verborgen bleiben, und lehren uns die menſchliche Seele, den Gang der Leidenſchaften, die Grund-

sätze des Betragens ihrer handelnden Personen näher und fruchtbarer kennen, als der größte Hause neuerer Autoren.

In diesem Allem erwecken und bilden sie den Sinn der Menschheit von vielen Seiten, sie lehren das *Honestum* und *Decens* in öffentlichen und Privat-Geschäften kennen, und pflanzen die Liebe zu demselben in das Herz des aufmerksamen Lesers, sie unterweisen in der Philosophie des Lebens auf eine klare, gesetzte, angenehme Weise, und enthalten also wirklich *Humaniora* d. i. Kenntnisse und Uebungen zur Ausbildung des edelsten Theiles der Menschheit, des Verstandes, des Geschmacks, des Vortrags und sittlichen Lebens. — —

Zur Menschheit, und für die Menschheit gebildet, soll unser Geist und Herz werden, und was uns dazu bildet, ist studium humanitatis. Außer den genannten Wissenschaften möchte ich also auch nicht gern die Mathematik von diesem Kreise bildender Kenntnisse ausschließen, da sie es eben ist, die durch sinnliche Figuren nebst dem, was an ihnen bemerkt und erwiesen wird, unsere Aufmerksamkeit mehr als irgend ein anderes Studium auf abstracte

Wahrheiten richtet, an ihnen mittelſt der vorgezeichneten Figur feſthält, auch ſowohl die Hand als das Auge, noch mehr aber die betrachtende Seele zur richtigen Genauigkeit gewöhnt. Da nun der Menſch für alle Geſchäfte des Lebens nichts Beſſeres lernen kann, als Aufmerkſamkeit, zu ſehen was da iſt, woraus es entſpringt und was auf ihn folgt: ſo muß billig, wie Pythagoras an ſeinen Lehrſaal ſchrieb: „Niemand komme ohne Geometrie herein!“ an die Thüre der oberen Klaſſen eines Gymnaſiums geſchrieben werden: Niemand gehe ohne Geometrie heraus.

Und ſo wären denn, wenn wir alles zuſammen nehmen: Sprachen, Schreibart und Vortrag, Geſchichte, Philoſophie und Mathematik, die ſchönen Wiſſenſchaften, die die Jugend bilden, alſo im edeln Sinne der Alten die humaniora. Sie geben unſerm Verſtande Richtigkeit und Gewißheit, unſern Sitten Grundſätze, unſerm Gedächtniß einen nützlichen Vorrath von Kenntniſſen und Erfahrungen; unſrer Einbildungskraft verſchaffen ſie einen edlen Flug über den trägen Gang des gemeinen Lebens, und geben zugleich unſerer Sprache Sicherheit und Anſtand,

eine gefällige Harmonie und Geschicklichkeit, über jeden Gegenstand, über jedes Geschäft des Lebens zu sagen und zu schreiben, was sich gehört. — — (Aus der Rede: Vom ächten Begriff der schönen Wissenschaften, und von ihrem Umfang unter den Schulstudien. 1788. Im Sophron.)

* * *

Die wahren Quellen, die ewigen Denkmale der Wissenschaft des Schönen, Griechen und Römer, werden vom Jünglinge oft nicht dafür erkannt, weil die Bekanntschaft mit ihnen Mühe kostet, weil der Eingang in diese Heiligthümer durch den Vorhof einer zu erlernenden Sprache gehet. — —

O einer trägen und üppigen Zeit, wo schön heißt, was uns leicht ist, wo angenehm ist, was uns in den Mund fliegt. Ich ging, sagt Salomo, vorüber vor dem Acker der Faulen, und vor dem Weinberge der Narren, und siehe, da waren viel Nesseln darauf, und er stand voll Disteln und die Mauer war eingefallen. Da ich das sah, nahm ich's zu Herzen und schaute und lernte daran. Du willt ein wenig schlafen und ein wenig schlummern, und ein wenig die Hände zusammenthun, daß Du ruhest. Ja schlaf

noch ein wenig, und ſchlummere ein wenig, und ſchlage die Hände in einander: ſo wird Dich die Armuth übereilen wie ein Fußgänger, und der Mangel wie ein gewappneter Mann!

Deine ſchönen Wiſſenſchaften werden dir weder Ehre noch Brod bringen; nichts rechts haſt Du gelernt, dein Gemüth haſt Du erſchlafft, deine beſte Zeit, die erſte Jugendkraft deiner Seele verloren. Durch das ewige Tändeln haſt Du dich von allem Ernſt entwöhnt: durch das zu Leichte und Geſpielte iſt Dir jede kleine Mühe, ohne die doch kein Geſchäft gethan, kein Ruhm, kein Gewinn des Lebens erlangt werden kann, verdrießlich, ja gar unmöglich.

Jede Kunſt, jede Wiſſenſchaft, ſie werde ſchön oder häßlich genannt, erfordert Fleiß, Mühe, Uebung; auch Dichter und Redner, wenn man, wie gemeiniglich, ihre Werke für die einzigen ſchönen Wiſſenſchaften hält, werden nie ohne Fleiß, ohne Mühe groß. —

Jede Kunſt und Wiſſenſchaft hat in ſich etwas Schönes, nur wird dieß Schöne überall nur durch überwundene Mühe genießbar. Alle Subjekte, die von Natur eine ſtark ausgezeichnete Gabe zu einer derſelben, welche es auch ſey, hatten, zeigen

dieß: sie kannten zuletzt außer derselben beinahe keine schöne Kunst und Uebung. Was für ein Studium scheint dem Unwissenden trockener als die Mathematik; und welcher große Mathematiker fand nicht an ihr die süßesten Reize? Galiläi tröstete sich mit seinen Entdeckungen als mit der erhabensten Schönheitslehre in seinen Banden, und Keppler wollte mit einer seiner Erfindungen das Geschenk eines Herzogthumes, wenn's ihm der Kaiser schenkte, nicht vertauschen. — Jede überwundene Mühe ist süß, jede neue Dunkelheit und Schwierigkeit spornt den Muth, jede glückliche Entdeckung, die nie ohne Mühe gesucht und gefunden ward, ist der schönste Lohn. —

Nicht also faule, üppige Leichtigkeit macht das, was man in Wissenschaften und Künsten Schönheit nennt; und was macht's denn? Die Alten nannten die schönen Wissenschaften *artes quae ad humanitatem pertinent, ad humanitatem informant*, also Wissenschaften, die uns menschlich machen, die uns zum Menschen bilden; man könnte sie also auch vielleicht am besten bildende Wissenschaften nennen. Was unsere Seelenkräfte bildet, ist schön, was uns nicht dazu bildet, verdient den Namen der

schö-

ſchönen Wiſſenſchaften nicht, wenn es auch über und über mit Goldſchaum bedeckt wäre. — —

— — Schöne und gründliche Wiſſenſchaften können einander nicht entgegengeſetzt werden; denn auch das, wozu Schönheit angewandt wird, muß gründlich ſeyn, oder es iſt eine falſche, verlockende Schönheit. Schöne und ernſte Wiſſenſchaften können einander nicht entgegen geſetzt werden — auch ſie haben ernſthafte Zwecke und befördern ſie durch ernſthafte Mittel und Regeln. Endlich ſchöne und höhere Wiſſenſchaften ſtehen einander nicht ſo gegenüber, als ob jene platt und niedrig wären: ſie haben auch ein Höchſtes ihrer Art, ſie fordern auch, wenn ſie rechter Art ſeyn wollen, eine hohe und reich begabte Seele. —

— — Was ſind ſchöne Wiſſenſchaften und warum nennt man ſie alſo? — Entweder ſoll das Wort heißen: man lernt in ihnen, was ſchön ſey und warum es ſo ſey? Dieß lernt ſich aber nie durch Regeln allein, nie ohne Materialien und Beiſpiele; oder es ſind die Wiſſenſchaften, die uns Materialien des Schönen in und zu einer ſchönen Form zuführen, und da iſt der Begriff des Bildenden und Schönen völlig eins. Keine Wiſſenſchaft nennt man

schön, wenn sie nur unser Gedächtniß martert, wenn sie uns Worte ohne Gedanken, Sätze und Behauptungen ohne Licht, ohne Beweis, ohne praktisches Urtheil darlegt, kurz wenn sie keine von unsern Seelenkräften bildet. Sobald sie dieß thut, wird sie angenehm; und je mehr sie dieß thut, je mehr sie unsere Seelenkräfte, unsere Phantasie, unser Urtheil, insonderheit unser praktisches menschliches Urtheil beschäftigt, je mehr Seelenkräfte sie auf einmal beschäftigt, desto — bildender ist sie, und Jedermann fühlt's und sagt's: auch desto schöner.

— — Wahrheit, Schönheit und Tugend sind die drei Grazien des menschlichen Wissens, drei unzertrennliche Schwestern! Wer Schönheit ohne Wahrheit will, hascht Wind; wer Wahrheit und Schönheit ohne Tugend d. i. ohne Nutzen der Anwendung studirt, jagt nach dem Schatten. Schöne Gestalt und Form wird nur in schöner Materie anschaubar und lebendig: die wahrsten, reichsten, nützlichsten, kurz die bildendsten Wissenschaften sind auch immer die schönsten. (Sophron, Rede: Vom Begriff der schönen Wissenschaften, insonderheit für die Jugend.)

Es sey mir erlaubt, einige Götzen zu bemerken, die aller Herzens-Religion zerstörende Feinde sind. Sie sind:

Der Egoismus. Egoismus ist in der Welt immer da gewesen, und beinahe ist der Name Mensch und Egoist eins. Fast zweifele ich aber, ob er je so laut geredet, so frech gedacht, so unbewunden gehandelt habe als jetzt? er herrscht in Zeitläuften, Zeitschriften, Zeitbegebenheiten, in der ganzen Zeit leise. Vielleicht herrscht er statt mancher anderer Abweichungen in den Schulen jetzt: denn eine an sich sehr löbliche Ehrbegierde wird leicht Egoismus. Und doch hat die menschliche Gesellschaft beinahe keinen gefährlicheren Erbfeind als diesen Herrn, den Egoismus. — Bald wird in seinem Innern alles hohl und leer, Form ohne Materie, Schein ohne Seyn, und wie die alte Sprache es nannte, ein Schemen: denn er verstopft ungemein, daß nichts äußeres Gutes in uns, und im lieben Ego gar bald alle Seelenkräfte stillstehen. Bewahre der Himmel jeden Christen-Jüngling vor diesem aufblähenden, verstopfenden bösen *ismus!*

Ein Jüngling muß bescheiden seyn in seinem

Wissen und in der Aeußerung desselben nicht aufgeblasen, nicht ruhmredig und verachtend. Der arme Mensch, wieviel ist, was er noch nicht weiß! Ein Egoist wird es nie lernen. Siehe die wachsende, blühende, duftende Pflanze an; sie giebt und nimmt, mit allen Elementen, zusammenhängend nimmt sie von allen Elementen, von Licht, Luft, Wasser, Erde, verarbeitet es in sich selbst, und giebt es würzhaft der Welt wieder. In der Finsterniß selbst neigt sie sich nach dem Lichte, mit ihren Wurzeln sucht sie die Feuchtigkeit der Erde; mit ihren Blättern trinkt sie die Luft und giebt sie verarbeitet wieder. Sie ist, was sie ist, und kündigt sich durch ihr Daseyn, durch ihre Kräfte und Aeußerungen still an, nicht ruhmredig; der Natur Charakter ist in sie still geprägt. Ahmet diese Kinder der Natur auch durch sittsame Bescheidenheit nach, ihr Jünglinge; nichts verunziert einen Jüngling mehr als Dünkel; er macht starrsinnig, widersprechend, stolz, überlästig, grob und unerträglich.

Ein zweites Uebel ist die in unserer Zeit überhand nehmende Schlenderei, jene Losgebundenheit von festen Grundsätzen, von richtiger Ordnung, von strenger Mühe und Arbeit. — Unter dem Vorwande,

daß man ſich die Arbeit und das Leben leicht mache, daß man ſich ſo genau nicht an Regel, Zeit, Ordnung halten dürfe; daß der Geiſt, das Genie uns treibe, entwöhnt man ſich aller Anſtrengung ſeiner Kräfte, mithin auch ihres beſten Gebrauchs, ihrer höchſten Wirkung: denn nur durch einen ſchärferen Fleiß, durch eine ſchwerere Uebung, durch eine nicht gemeine Anſpannung der Kräfte, wird das weitere Ziel, das höhere Vortreffliche errungen: dem Schlummernden, Schlendernden bleibt es ungeſehen oder unerreicht; er liegt am Boden oder taumelt fort auf dem alten ausgetretenen Wege. Und doch, wie ſehr ruft uns die Zeit eben zu dieſer größeren und längeren Anſtrengung, zu dieſer unabläſſigen Munterkeit und Gewandtheit durch alles was um uns vorgeht, auf! Von allen Seiten ruft ſie uns zu: die Stunden des Schlafs und der ſchlaftrunkenen Schlenderei ſind vorüber.

Die ſtärkere und längere Intenſität der Seelenkräfte bildete ſtets vor andern ausgezeichnete, tüchtige Leute. Schwierigkeiten, Gefahren, Hinderniſſe, ihr Geſchäft ſelbſt beſiegten ſie; ſo wurden ſie Ueberwinder. Der Schlendernde, der ſich alles leicht und

kurz macht, gelangt zu nichts; und wer von Jugend auf ſchlendert, nichts als ſchlendert, ſetzt, wenn ihn nicht das Unglück aufrüttelt, dieſes Schweben fort bis an ſein unrühmliches ſeliges Ende.

Das ärgſte Zeitlaſter endlich, vor dem ſich ein Jüngling zu hüten hat, iſt die Schamloſigkeit, der Trotz, die Vermeſſenheit unſerer Zeit. — Nicht daß man in früheren Zeiten nicht etwa gröber geredet hätte; man war zuweilen ſehr grob und legte die Worte nicht auf die Wage; aber daß man ſo ohne Scheu und Scham allen angenommenen Grundſätzen der Anſtändigkeit und Ehrbarkeit, des allgemeinen und beſonderen Rechts der Völker und Menſchen, offenbaren gegenſeitigen Pflichten und Beziehungen entſagt, ſie verlacht, und verhöhnt hätte, davon iſt in der Geſchichte ſchwerlich eine gleiche Probe. Wenigſtens ſuchte man zu bemänteln, zu umwinden; jetzt ſpricht man alles frei heraus, ſchreibt alles frei heraus, handelt vor den Augen der Welt, als ob keine dergleichen Grundſätze da wären, und, damit ich mich des pythagoreiſchen Ausdrucks bediene, „man thut der Sonne gerade ins Antlitz.“

Hüte ſich jeder Jüngling vor dieſer abſcheulichen

Zeitfrechheit! hüte er ſich vor aller wilden Leſerei, die zu ihr führet! „Ein Jüngling, der ſeine Scham verloren hat, hat alles verloren; wer ſich zu leſen getrauet, worüber gleichſam das Blatt erröthet, wer ſtolz, frech, unbeſcheiden ſich zu ſchreiben getrauet, was er in einer ehrbaren Verſammlung, oder einem Manne, dem er Hochachtung ſchuldig iſt, nicht ſagen dürfte, hat ſeine edle Bildung verläugnet, er iſt oder wird in- und auswendig ein Ungeheuer, ein Scheuſal. Schütze ſein Genius jeden jungen Mann vor dieſem Gift der Zeiten. (Sophron, aus der Rede: Vom Fortſchreiten der Schule mit dem Zeitalter.)

* * *

Der Menſch beweiſet Reflexion, wenn die Kraft ſeiner Seele ſo frei wirket, daß ſie in dem ganzen Ocean von Empfindungen, der ſie durch alle Sinnen durchrauſchet, eine Welle, wenn ich ſo ſagen darf, abſondern, ſie anhalten, die Aufmerkſamkeit auf ſie richten, und ſich bewußt ſeyn kann, daß ſie aufmerke.

Er beweiſet Reflexion, wenn er aus dem ganzen ſchwebenden Traum der Bilder, die ſeine Sinne vor-

beistreichen, sich in ein Moment des Wachens sammeln, auf einem Bilde freiwillig verweilen, es in helle ruhigere Obacht nehmen, und sich Merkmale absondern kann, daß dieß der Gegenstand und kein anderer sey.

Er beweiset also Reflexion, wenn er nicht bloß alle Eigenschaften lebhaft oder klar erkennen, sondern eine oder mehrere als unterscheidende Eigenschaften bei sich anerkennen kann: der erste Actus dieser Anerkenntniß giebt deutlichen Begriff; es ist das erste Urtheil der Seele und —

Wodurch geschah diese Anerkennung? durch ein Merkmal, das er absondern mußte, und das, als Merkmal der Besinnung, deutlich in ihm blieb. Wohlan, so lasset uns ihm das ἐυρηκα zurufen! Dieß erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele. Mit ihm ist die menschliche Sprache erfunden.

Lasset jenes Lamm des Menschen Auge vorbeigehen, ihm, wie keinem anderen Thiere. Nicht wie dem hungrigen, witternden Wolfe; nicht wie dem blutleckenden Löwen — die wittern und schmecken schon im Geiste: die Sinnlichkeit hat sie überwältigt,

der Instinkt wirft sie darüber her. — Nicht wie dem brünstigen Schaafmanne, der es nur als den Gegenstand seines Genusses fühlt, den also wieder die Sinnlichkeit überwältigt; nicht wie jedem anderen Thiere, dem das Schaaf gleichgültig ist, das es also klardunkel vorbeistreichen läßt, weil ihn sein Instinkt auf etwas anderes wendet. —

Nicht so dem Menschen! Sobald er in das Bedürfniß kommt, das Schaaf kennen zu lernen; so störet ihn kein Instinkt; so reißt ihn kein Sinn auf dasselbe zu nahe hin, oder davon ab; es stehet da, ganz wie es sich seinen Sinnen äußert. Weiß, sanft, wollicht — seine besonnen sich übende Seele sucht ein Merkmal: das Schaaf blöcket; sie hat ein Merkmal gefunden: der innere Sinn wirket.

Dieses Blöcken, das ihr den stärksten Eindruck macht, das sich von allen andern Eigenschaften des Beschauens und Betastens losriß, hervorsprang, am tiefsten eindrang, bleibt ihr. Das Schaaf kommt wieder. Weiß, sanft, wollicht — sie sieht, tastet, besinnet sich, sucht Merkmal — es blöckt und nun erkennet sie's wieder! „Du bist das Blöckende!" fühlt sie innerlich, sie hat es menschlich erkannt, da sie

es deutlich, das ist, mit einem Merkmal erkannte und nannte. Dunkler; so wäre es von ihr gar nicht wahrgenommen worden, weil keine Sinnlichkeit, kein Instinkt zum Schaafe ihr den Mangel des Deutlichen durch ein lebhafteres Klare ersetzte. Deutlich unmittelbar, ohne Merkmal; so kann kein sinnliches Geschöpf außer sich empfinden, da es immer andere Gefühle unterdrücken, gleichsam vernichten, und also den Unterschied von zweien durch ein drittes erkennen muß. Mit einem Merkmal also; und was war dieß anders, als ein innerliches Merkwort? „Der Schall des Blöckens von einer menschlichen „Seele als Kennzeichen des Schaafes wahrgenom„men, ward, kraft dieser Bestimmung, Namen des „Schaafes, und wenn ihn nie seine Zunge zu stam„meln versucht hätte."

Er erkannte das Schaaf am Blöcken; es war ein gefaßtes Zeichen, bei welchem sich die Seele einer Idee deutlich besann. — Was ist das anders als Wort? Und was ist die ganze menschliche Sprache, als eine Sammlung solcher Worte? Käme er also auch nie in den Fall, einem andern Geschöpf diese Idee zu geben, und also dieß

Merkmal der Beſtimmung ihm mit den Lippen vorblöcken zu wollen oder zu können; ſeine Seele hat gleichſam in ihrem Inwendigen geblöckt, da ſie dieſen Schall zum Erinnerungszeichen wählte, und wieder geblöckt, da ſie ihn daran erkannte — die Sprache iſt erfunden! eben ſo natürlich und dem Menſchen nothwendig erfunden, als der Menſch ein Menſch war. (Aus der Preisſchrift: Ueber den Urſprung der Sprache.)

* * *

Schon als Thier hat der Menſch Sprache. Alle heftige, und die heftigſten unter den heftigen, die ſchmerzhaften Empfindungen ſeines Körpers, ſo wie alle ſtarken Leidenſchaften ſeiner Seele, äußern ſich unmittelbar durch Geſchrei, durch Töne, durch wilde unarticulirte Laute. Ein leidendes Thier ſowohl, als der Held Philoklet, wenn es der Schmerz anfällt, wird wimmern! wird ächzen! und wäre es gleich verlaſſen, auf einer wüſten Inſel, ohne Anblick, Spur und Hoffnung eines hülfreichen Nebengeſchöpfes. — Es iſt, als ob's freier athmé, indem es dem bren-

nenden, geängſtigten Hauche Luft giebt; es iſt, als ob's einen Theil ſeines Schmerzes verſeufze, und aus dem leeren Luftraume wenigſtens neue Kräfte zum Verſchmerzen in ſich ziehe, indem es die tauben Winde mit Aechzen füllt.

So wenig hat uns die Natur als abgeſonderte Steinfelſen, als egoiſtiſche Monaden geſchaffen! Selbſt die feinſten Saiten des thieriſchen Gefühls, (ich muß mich dieſes Gleichniſſes bedienen, weil ich für die Mechanik fühlender Körper kein beſſeres weiß,) — ſelbſt die Saiten, deren Klang und Anſtrengung gar nicht von Willkühr und langſamen Bedacht herrühren, ja deren Natur noch von aller forſchenden Vernunft nicht hat erforſcht werden können, ſelbſt die ſind in ihrem ganzen Spiele, auch ohne das Bewußtſeyn fremder Sympathie zu einer Aeußerung auf andre Geſchöpfe gerichtet. Die geſchlagene Saite thut ihre Naturpflicht: ſie klingt; ſie ruft einer gleichfühlenden Echo, ſelbſt wenn keine da iſt, ſelbſt wenn ſie nicht hoffet und wartet, daß ihr eine antworte.

Sollte die Phyſiologie je ſo weit kommen, daß ſie die Seelenlehre demonſtrirte (woran ich aber ſehr zweifle): ſo würde ſie dieſer Erſcheinung manchen

Lichtſtrahl aus der Zergliederung des Nervenbaues zuführen; ſie würde ſolche aber auch vielleicht in einzelne, zu kleine und ſtumpfe Theile vertheilen. Laſſet ſie uns jetzt im Ganzen, als ein helles Naturgeſetz annehmen: „Hier iſt ein empfindſames Weſen, „das keine ſeiner lebhaften Empfindungen „in ſich einſchließen kann; das im erſten „überraſchenden Augenblick, ſelbſt ohne „Willkühr und Abſicht, jede durch Laute „äußern muß.“

Das war gleichſam der letzte mütterliche Druck der bildenden Hand der Natur, daß ſie Allen das Geſetz auf die Welt mitgab: „empfinde nicht für dich allein; ſondern dein Gefühl töne!“ Und da dieſer letzte ſchaffende Druck auf alle von einer Gattung einartig war; ſo ward dieß Geſetz Segen: „deine Empfindung töne deinem Geſchlecht einartig, und werde alſo von Allen, „wie von Einem mitfühlend vernommen!“

Nun rühre man es nicht an, dieß ſchwache, empfindſame Weſen! So allein und einzeln und jedem feindlichen Sturme des Weltalls es ausgeſetzt ſcheinet; ſo iſt's nicht allein: es ſteht mit der ganzen

Natur im Bunde. Es ist zart besaitet; aber die Natur hat in diese Saiten Töne verborgen, die, gereizt und ermuntert, wieder andere gleich zart gebaute Geschöpfe wecken, und wie durch eine unsichtbare Kette, einem entfernten Herzen Funken mittheilen können, für dieß ungesehene Geschöpf zu fühlen. — Diese Seufzer, diese Töne sind Sprache. Es giebt also eine Sprache der Empfindung, die unmittelbares Naturgesetz ist.

Daß der Mensch sie ursprünglich mit den Thieren gemein habe, bezeugen jetzt freilich mehr gewisse Reste, als volle Ausbrüche; allein auch diese Reste sind unwidersprechlich. — Unsere künstliche Sprache mag die Sprache der Natur so verdrängt, unsere bürgerliche und gesellschaftliche Artigkeit mag die Fluth und das Meer der Leidenschaften so gedämmet, ausgetrocknet und abgeleitet haben, als man will; der heftigste Augenblick der Empfindung, wo und wie selten er sich auch finde, nimmt noch immer sein Recht wieder, und tönt in seiner mütterlichen Sprache unmittelbar durch Accente. Der auffahrende Sturm einer Leidenschaft, der plötzliche Ueberfall von Freude oder Frohheit; Schmerz und

Jammer, wenn sie tiefe Furchen in die Seele graben; ein übermannendes Gefühl von Rache, Verzweiflung, Wuth, Schrecken, Grausen u. s. w., alle kündigen sich an, und jede Ankündigung ist nach ihrer Art verschieden. So viel Gattungen von Fühlbarkeit in unserer Natur schlummern, so viel auch Tonarten. — —

Ich merke also an, daß je weniger die menschliche Natur mit einer Thierart verwandt; je ungleichartiger sie mit ihr am Nervenbaue ist: desto weniger ist ihre Natursprache uns verständlich. Wir verstehen als Erdenthiere das Erdenthier besser als das Wassergeschöpf; und auf der Erde das Heerdethier besser, als das Waldgeschöpf; und unter den Heerdethieren die am meisten, die uns am nächsten kommen. Nur daß freilich auch bei diesen Umgang und Gewohnheit das Beste thun müssen.

Es ist natürlich, daß der Araber, der mit seinem Roß gleichsam nur ein Stück ausmacht, es mehr verstehe, als der, der zum ersten Male ein Pferd beschreitet; er spricht mit ihm fast so gut, als Hektor in der Iliade mit den seinigen sprechen konnte. Der

Araber in der Wüste, der nichts Lebendigs um sich hat, als sein Kameel, und etwa den Flug umirrender Vögel, kann leichter jenes Natur verstehen und das Geschrei dieser zu verstehen glauben, als wir in unsern Behausungen. Der Sohn des Waldes, der Jäger, versteht die Stimme des Hirsches, und der Lappländer die seines Rennthieres. — Doch alles das folgt, oder ist Ausnahme. Eigentlich ist diese Sprache der Natur eine Völkersprache für jede Gattung unter sich, und so hat auch der Mensch die seinige.

Nun sind freilich diese Töne sehr einfach; und wenn sie articulirt, und als Interjectionen auf's Papier hin buchstabirt werden; so haben die entgegengesetztesten Empfindungen fast einen Ausdruck. Das matte Ach! ist sowohl Laut der zerschmelzenden Liebe, als der sinkenden Verzweiflung; das feurige O! ist sowohl Ausbruch der plötzlichen Freude, als der auffahrenden Wuth, der steigenden Bewunderung, als des zuwallenden Bejammerns.

Allein sind denn diese Laute da, um als Interjectionen auf's Papier gemalt zu werden? die Thräne, die in diesem trüben, erloschnen, nach Trost

ſchmachtenden Auge ſchwimmt — wie rührend iſt ſie im ganzen Gemälde des Antlitzes der Wehmuth! Nehmet ſie allein und ſie iſt ein kalter Waſſertropfe; bringet ſie unter das Mikroſkop, und — ich will nicht wiſſen was ſie da ſeyn mag. Dieſer ermattete Hauch, der halbe Seufzer, der auf der vom Schmerz verzogenen Lippe ſo rührend ſtirbt — ſondert ihn ab von allen ſeinen lebendigen Gehülfen, und er iſt ein leerer Luftſtoß. Kann's mit den Tönen der Empfindung anders ſeyn? In ihrem lebendigen Zuſammenhange, im ganzen Bilde der wirkenden Natur, begleitet von ſo vielen anderen Erſcheinungen ſind ſie rührend und genugſam; aber von allen getrennt, heraus geriſſen, ihres Lebens beraubt, freilich nichts als Ziffern. Die Stimme der Natur wird damit ein gemalter, willkührlicher Buchſtabe. — —

Wenig ſind dieſer Sprachtöne freilich; allein die empfindſame Natur, ſo fern ſie bloß mechaniſch leidet, hat auch weniger Hauptarten der Empfindung, als unſre Pſychologien der Seele als Leidenſchaften anzählen und andichten. Nur jedes Gefühl iſt in ſolchem Zuſtande je weniger in Fäden zertheilt, ein um ſo mächtiger anziehendes Band: die

Töne reden nicht viel, aber ſtark. Ob der Klageton über Wunden der Seele, oder des Körpers wimmere; ob dieſes Geſchrei von Furcht oder Schmerz erpreßt werde? ob dieß weiche Ach ſich mit einem Kuß oder einer Thräne an den Buſen der Geliebten drücke? — alle ſolche Unterſchiede zu beſtimmen, war dieſe Sprache nicht da. Sie ſollte zum Gemälde hinrufen; dieß Gemälde wird ſchon vor ſich ſelbſt reden. Sie ſollte tönen, nicht aber ſchildern. —

Ueberhaupt gränzen, nach jener Fabel des Socrates, Schmerz und Wolluſt an einander. Die Natur hat in der Empfindung ihre Faden zuſammengeknüpft; und was kann alſo die Sprache der Empfindung anders, als ſolche Berührungspunkte zeigen? — —

In allen urſprünglichen Sprachen tönen noch Reſte dieſer Naturtöne; nur freilich ſind ſie nicht die Hauptfäden der menſchlichen Sprache. Sie ſind nicht die eigentlichen Wurzeln, aber die Säfte, die die Wurzeln der Sprache beleben.

Eine feine, ſpät erfundene metaphyſiſche Sprache, die von der urſprünglichen Mutterſprache des menſchlichen Geſchlechts eine Abart vielleicht im vierten Grade iſt, und nach langen Jahrtauſenden der Abar-

tung ſelbſt wieder Jahrhunderte ihres Lebens hindurch verfeinert, civiliſirt und humaniſirt worden: eine ſolche Sprache, das Kind der Vernunft und Geſellſchaft, kann wenig oder nichts mehr von der Kindheit ihrer erſten Mutter wiſſen; allein die alten und wilden Sprachen, je näher zum Urſprunge, enthalten davon deſto mehr. Ich rede hier noch nicht von der auf der niedrigſten Stufe ſtehenden menſchlichen Bildung der Sprache; ſondern betrachte nur rohe Materialien. Noch exiſtirt für mich kein Wort: ſondern nur Töne zum Wort einer Empfindung; aber ſehet! in den genannten Sprachen, in ihren Interjectionen, in den Wurzeln ihrer *Nominum* und *Verborum*, wieviel aufbehaltene Reſte dieſer Töne!

Die älteſten morgenländiſchen Sprachen ſind voll von Ausrufungen, für die wir ſpäter gebildete Völker oft nichts als Lücken, oder ſtumpfen, tauben Mißverſtand haben. In ihren Elegien tönen, wie bei den Wilden auf ihren Gräbern, jene Heul- und Klag-Töne, eine fortgehende Interjection der Naturſprache; in ihren Lobpſalmen das Freudengeſchrei, die wiederkommenden Hallelujahs, die Schaw aus dem Munde der Klageweiber erkläret, und die bei uns

ſo oft feierlicher Unſinn ſind. Im Gang', im Schwunge ihrer Gedichte, und der Geſänge andrer alten Völker tönet der Ton, der noch die Krieges- und Religions-Tänze, die Trauer- und Freuden-Geſänge aller Wilden belebet; ſie mögen am Fuße der Cordilleras oder im Schnee der Irokeſen, in Braſilien oder auf den Inſeln der Karaiben wohnen.

Die Wurzeln ihrer einfachſten, wirkſamſten, früheſten Verben endlich ſind jene erſten Ausrufe der Natur, die erſt ſpäter gemodelt wurden; und die Sprachen aller alten und wilden Völker ſind daher in dieſem innern, lebendigen Tone für Fremde immer unausſprechlich!

— — — Die Behauptung: „daß ſich die „Laute aller uns bekannten Sprachen auf „etliche zwanzig Buchſtaben bringen laſſen" iſt unrichtig. Keine einzig lebendig tönende Sprache läßt ſich vollſtändig in Buchſtaben bringen, und noch weniger in zwanzig Buchſtaben: dieß zeigen alle Sprachen ſämmtlich und ſonders.

— — Je lebendiger eine Sprache iſt, je weniger man daran gedacht hat, ſie in Buchſtaben zu faſſen,

je ursprünglicher sie zum vollen, unausgesonderten Laute der Natur hinaufsteigt; desto minder ist sie auch schreibbar, desto minder mit zwanzig Buchstaben schreibbar; ja oft für Fremdlinge ganz unaussprechlich. — — (a. a. O.)

* * *

— — Auch selbst bei uns, bei denen freilich die Vernunft oft die Empfindung, und die künstliche Sprache der Gesellschaft, die Töne der Natur aus ihrem Amt setzt — kommen nicht noch oft die höchsten Donner der Beredsamkeit, die mächtigsten Schläge der Dichtkunst, und die Zaubermomente der Action, dieser Sprache der Natur durch Nachahmung nahe? Was ist's, was dort im versammelten Volke Wunder thut, Herzen durchbohrt und Seelen umwälzt? —

Geistige Reden und Metaphysik? Gleichnisse und Figuren? Kunst und kalte Ueberzeugung? So fern der Taumel nicht blind seyn soll, muß vieles durch sie geschehen; aber Alles? Und eben dieß höchste Moment des blinden Taumels, wodurch wurde das? — Durch ganz eine andere Kraft! diese Töne, diese

Geberden, jene einfachen Gänge der Melodie, dieſe plötzliche Wendung, dieſe bewegende Stimme — was weiß ich mehr? Bei Kindern und bei dem Volke der Sinne, bei Weibern, bei Leuten von zartem Gefühl, bei Kranken, Einſamen, Betrübten, wirken ſie tauſendmal mehr als die Wahrheit ſelbſt wirken würde, wenn ihre leiſe, feine Stimme vom Himmel tönte.

Dieſe Worte, dieſer Ton, die Wendung dieſer grauſenden Romanze u. ſ. w. drangen in unſerer Kindheit, da wir ſie das erſtemal hörten, ich weiß nicht, mit welchem Heere von Nebenbegriffen des Schauders, der Feier, des Schreckens, der Furcht, der Freude in unſere Seele. Das Wort tönet, und wie eine Schaar von Geiſtern ſtehen ſie alle mit einmal in ihrer dunkeln Majeſtät aus dem Grabe auf; ſie verdunkeln den reinen, hellen Begriff des Wortes, der nur ohne ſie gefaßt werden konnte: das Wort iſt weg und der Ton der Empfindung tönet. Dunkles Gefühl übermannet uns; ſelbſt der Leichtſinnige zittert — nicht über Gedanken, ſondern über Sylben, über Töne der Kindheit; und es war eben Zauberkraft des Redners, des Dichters, uns wieder zu

Kindern zu machen. Kein Bedacht, keine Ueberlegung, das bloße Naturgesetz lag zum Grunde: „Ton „der Empfindung soll das sympathetische „Geschöpf in denselben Ton versetzen.“

Wollen wir also diese unmittelbaren Laute der Empfindung Sprache nennen, so finde ich ihren Ursprung allerdings sehr natürlich. Er ist nicht bloß nicht übermenschlich, sondern offenbar thierisch: das Naturgesetz einer empfindsamen Maschine.

Aber ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Philosophen, das ist, Leute, die deutliche Begriffe suchen, je haben auf den Gedanken kommen können: aus diesem Geschrei der Empfindungen den Ursprung menschlicher Sprache völlig zu erklären; denn ist diese nicht offenbar ganz etwas anders? Alle Thiere, fast bis auf den stummen Fisch, tönen ihre Empfindungen; deßwegen aber hat doch kein Thier, selbst nicht das vollkommenste, den geringsten, eigentlichen Anfang zu einer menschlichen Sprache. Man bilde und verfeinere und organisire dieß Geschrei, wie man wolle, wenn kein Verstand dazu kommt, diesen Ton mit Absicht zu brauchen: so sehe ich nicht, wie nach dem vorigen Naturgesetz je eine menschliche, willkührliche

Sprache werde? Kinder weinen Schalle der Empfindung, wie die Thiere; ist aber die Sprache, die sie von Menschen lernen, nicht ganz eine andere Sprache? (a. a. O.)

* * *

Der Mensch hat keine so einförmige und enge Sphäre wie das Thier, in der nur eine Arbeit auf ihn warte; eine Welt von Geschäften und Bestimmungen liegt um ihn.

Seine Sinne und Organisation sind nicht auf eins geschärft: er hat Sinne für alles, und natürlich für jedes Einzelne schwächere und stumpfere Sinne.

Seine Seelenkräfte sind über die Welt verbreitet; also keine Richtung seiner Vorstellungen auf ein Eins. Mithin kein Kunsttrieb, keine Kunstfertigkeit — und das eine gehört hier näher her, keine Thiersprache.

Was ist doch das, was wir außer der vorher angeführten Lautbarkeit der empfindenden Maschine bei einigen Gattungen Thiersprache nennen, anders, als das Resultat der Anmerkungen, die ich zusammen ge-

gereihet habe? ein dunkles ſinnliches Einverſtändniß einer Thiergattung unter einander über ihre Beſtimmung, im Kreiſe ihrer Wirkung.

Je kleiner alſo die Sphäre der Thiere iſt, deſto weniger haben ſie Sprache nöthig. Je ſchärfer ihre Sinne, je mehr ihre Vorſtellungen auf eins gerichtet, je ziehender ihre Triebe ſind; deſto zuſammengezogener iſt das Einverſtändniß ihrer etwanigen Schalle, Zeichen, Aeußerungen. — Es iſt lebendiger Mechanismus, herrſchender Inſtinkt, der da ſpricht und vernimmt. Wie wenig darf er ſprechen, daß er vernommen werde!

Thiere von dem engſten Bezirk ſind alſo ſogar gehörlos; ſie ſind für ihre Welt ganz Gefühl, oder Geruch und Geſicht: ganz einförmiges Bild, einförmiger Zug, einförmiges Geſchäft; ſie haben alſo wenig oder keine Sprache.

Je größer aber der Kreis der Thiere: je unterſchiedner ihre Sinne — doch was darf ich wiederholen? Mit dem Menſchen ändert ſich die Scene ganz. Was ſoll für ſeinen Wirkungskreis, auch ſelbſt im dürftigſten Zuſtande, die Sprache

des redendſten, am vielfachſten tönenden Thieres? Was ſoll für ſeine zerſtreuten Begierden, für ſeine getheilte Aufmerkſamkeit, für ſeine ſtumpfen witternden Sinne, auch ſelbſt die dunkle Sprache aller Thiere? Sie iſt für ihn weder reich noch deutlich: weder hinreichend an Gegenſtänden, noch für ſeine Organe — alſo durchaus nicht ſeine Sprache: denn was heißt, wenn wir nicht mit Worten ſpielen wollen, die eigenthümliche Sprache eines Geſchöpfs, als: die ſeiner Sphäre von Bedürfniſſen und Arbeiten, der Organiſation ſeiner Sinne, der Richtung ſeiner Vorſtellungen und der Stärke ſeiner Begierden angemeſſen iſt? Und welche Thierſprache iſt ſo für den Menſchen?

Jedoch es bedarf auch dieſer Frage nicht. Welche Sprache (außer der vorigen mechaniſchen) hat der Menſch ſo inſtinktmäßig, als jede Thiergattung die ihrige in und nach ihrer Sphäre? Die Antwort iſt kurz: keine! und eben dieſe kurze Antwort entſcheidet.

Bei jedem Thiere iſt, wie wir geſehen haben, ſeine Sprache eine Aeußerung ſo ſtarker ſinnlicher Vorſtellungen, daß dieſe zu Trieben werden: mithin

iſt Sprache, ſo wie Sinne und Vorſtellungen und Triebe, ihm angeboren und dem Thiere unmittelbar natürlich. Die Biene ſumſet, wie ſie ſauget; der Vogel ſingt, wie er niſtet — aber wie ſpricht der Menſch von Natur? Gar nicht! ſo wie er wenig oder nichts durch völligen Inſtinkt, als Thier thut. Ich nehme bei einem neu gebornen Kinde das Geſchrei ſeiner empfindſamen Maſchine aus; ſonſt iſt's ſtumm; es äußert weder Vorſtellungen noch Triebe durch Töne, wie doch jedes Thier in ſeiner Art thut; bloß unter Thiere geſtellt, wäre es alſo das verwaiſetſte Kind der Natur.

Nackt und bloß, ſchwach und dürftig, ſchüchtern und unbewaffnet: und was die Summe ſeines Elends ausmacht, aller Leiterinnen ſeines Lebens beraubt. — Mit einer ſo zerſtreuten, geſchwächten Sinnlichkeit, mit ſo unbeſtimmten, ſchlafenden Fähigkeiten, mit ſo ermatteten und getheilten Trieben geboren, offenbar auf tauſend Bedürfniſſe verwieſen, zu einem großen Kreiſe beſtimmt; und doch ſo verwaiſet und verlaſſen, daß er ſelbſt nicht mit einer Sprache begabt iſt, ſeine Mängel zu äußern. — Nein! ein ſolcher Widerſpruch iſt nicht in der Haushaltung der Natur. Es müſſen

statt der Instinkte andere verborgene Kräfte in ihm schlafen! Stumm geboren; aber — — (a. a. O.)

* * *

Zusatz zu Seite 44.

Winkelmanns Werke sind, — Dank sey den Herausgebern, — in einer der Wichtigkeit ihres Inhaltes angemessenen Gestalt, gesammelt erschienen. Die acht Bände Winkelmannscher Schriften, der von den Herren Fernow, Meyer und Schultze besorgten Ausgabe, enthalten die kleineren Schriften, die Geschichte der Kunst des Alterthums; die Uebersetzung des Trattato preliminare der dem Werken *Monumenti antichi* vorgesetzt ist u. s. w. Als Nachtrag zu dieser Sammlung und zur Vervollständigung derselben gehören die von Herrn Dr. Förster herausgegebenen Briefe Winkelmanns.

Dadurch, daß der König beider Sicilien dem Könige von England ein Geschenk mit einer Anzahl in Herkulanum gefundener Handschriften machte, hat man sich in England, mit abwechselndem Erfolge, sowohl mit Abrollen als Copiren derselben beschäftigt.

Die

Die erſten Verſuche in England wurden unter Aufſicht eines Geiſtlichen, Namens Hayter, der ſich mehrere Jahre in Neapel aufgehalten hatte, gemacht. Nach ſeinem Verſchwinden (man hat nie recht erfahren können, wohin er gekommen iſt) ruhete das Unternehmen eine Zeit lang, bis im Jahre 1817 der jetzige Herzoglich Sachſen-Gothaiſche Schulrath, Herr Dr. Sickler, welcher ſich ebenfalls längere Zeit in Italien aufgehalten, und das Abwickeln der Manuſkripte ſich bekannt gemacht hatte, für dieſen Endzweck nach England berufen wurde.

Er ſtellte ſeine Verſuche in Oxford an. Man ſcheint mit ſeinen Bemühungen nicht ganz zufrieden geweſen zu ſeyn; denn Herr Sickler wurde entlaſſen, und Herr Humphry Davy ließ das Geſchäft nach einem von ihm ausgemittelten Verfahren (?) unter ſeiner Aufſicht fortſetzen. Herr Sickler fand ſich veranlaßt, einmal gegen das teutſche Publikum ſich über ſeine Verhältniſſe in England, über welche er ſich zu beſchweren befugt zu ſeyn glaubte, auszuſprechen; dann aber auch das von Davy befolgte Verfahren, als von ihm herrührend, in Anſpruch zu nehmen.

Ueber die Ausbeute, welche die in England befindlichen Handschriften in literärischer Hinsicht geliefert haben, findet man ausführliche Nachricht in einem, im Jahre 1825 in Oxford unter dem Titel: *Manuscripta Herculanensia* erschienenen Werke, in zwei Bänden. Auf dieses muß hier verwiesen werden.

Gedruckt bei A. W. Schade, alte Grünstr. Nr. 18.

Geist

aus

J. G. v. Herder's Werken

in

einer Auswahl des Schönsten und Gelungensten
aus seinen sämmtlichen Schriften.

Nebst dessen Leben.

Sechstes Bändchen.
Zweite Auflage.

Berlin und Landsberg a. d. Warthe,
bei Theod. Christ. Friedr. Enslin.
1826.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Inhalt.

Gewählte Gedichte aus dem Geiſte der ebräiſchen Poeſie. S. 1—106.

Seite

Stimme der Vorzeit. 3
Urſprung und Amt der Poeſie. 5
Das Geſetz Gottes und Moſes. 11
Moſes Stiftshütte. 13
Lied Moſes vor ſeinem Ende an's verſammelte Iſrael. 18
Ein Lied aus der Heldengeſchichte Iſraels. . . . 24
Siegesgeſang der Deborah und Baraks. . . . 25
Jothams Fabel. 30
Erſcheinung Gottes über den Cherubim. . . . 32
Die Propheten. 35
Jeſaias Trauerlied. 38
Die künftige goldene Zeit, eine Ausſicht der Propheten. 42

Seite

Klaglied über den Fall des Königs von Tyrus, unter dem Bilde eines Cherubs. 45
Das Land der Väter. 47
Gefangenschaft in Babel. 49
Klagegesang Davids um Jonathan seinen Freund. 50
Eine morgenländische Idylle. 52
Jesaias Gemälde der goldenen Zeit. 54
Einige Züge des Buchs Hiob, als Composition betrachtet. 55
Hiobs Beschreibung vom Todtenreiche. 65
Hiobs Lobgedicht auf die Weisheit. 66
Bild des Glückes, der Thätigkeit und Würde eines morgenländischen Fürsten. 69
Sittenlehre eines Idumäischen Fürsten. 72
Beschreibung von Naturgegenständen. 77
Der Löwe. 77
Der Waldesel. 78
Der Waldochs. 78
Der Strauß. 79
Das Roß. 79
Der Adler. 80
Gottes Macht. 80
Hiob verwünscht seine Geburtsstunde. 85
Bild der Großmuth und einer felsenfesten Hoffnung im Unglück. 86
Vier verborgene Dinge. 89
Aeußerst beschwerliche und unerträgliche Dinge. . 90
Vier kleine und sehr geschäftige Wesen. 91
Dinge von prächtigem Gange. 92
Königes Braut. 92
Lobgesang 95

Seite
Nachahmung der alten ebräischen Dichtkunst. . . 97
Miltons Anrede ans Licht. 109
Züge aus einem arabischen Trostgedicht über die verstorbene Mutter eines Helden. 104

Ueber den Inhalt, die Art und den Zweck von Salomons hohem Liede in der Bibel. S. 167—179

Vom Gebrauch der biblischen und christlichen Epopee. Ob man ihre Sprache? ob man die Empfindungen einzelner Personen derselben nachahmen müsse? Ob ihre Fabel biblische Wahrheit, Erklärung oder gar Verschönerung der Bibel sey? Grenzen im Gebrauch und Unterschiede dessen, was in ihnen Fabel und Wahrheit ist, an Dante und Milton gezeigt. Charakter Klopstocks. Von der Poesie aus Baco. 183
Von der vermeinten Gefahr für das Christenthum in unseren Zeiten: ob für dasselbe zu fürchten sey? Protestantische Religionsfreiheit. Toleranz. Bemerkungen über die Natur der Religions-Revolutionen. 199

Predigt über den Selbstruhm. S. 219—260

Ueber die dunkeln und hellen Aussichten an einem menschlichen Grabe.

Seite

Eine Erinnerungspredigt nach dem Todesfalle Sr. Hochgräfl. Gnaden des Grafen und Edlen Herrn von der Lippe, Ferdinand Johann Benjamin u. ſ. w. S. 261—307

Gebet am Grabmahle Ihro Erlauchten der weil. regierenden Gräfin von Schaumburg Lippe u. ſ. w. Maria Barbara Eleonora u. ſ. w. S. 309—320

Der Redner Gottes. S. 321—338

Ueber den Zweck Jeſu. Vom Zweck des Lebens eines Menſchen überhaupt: Schwierigkeiten des Urtheils darüber. Ueber die Quellen zur Beurtheilung des Lebens Jeſu: ſeine Geburt, Erziehung, Taufe, Lehre, Wunder. . . 339

Tendenz des Chriſtenthums. 369

Der Himmliſche. 371

Das Grab des Heilandes. 372

Verzeichniß der Subscribenten.

		Exempl.
Aachen.	Hr. Buchhändler Dumont-Schauberg	4
Aarau.	" — — Sauerländer	2
Altona.	" — — Busch	6
Amsterdam.	" — — Schulze	6
Augsburg.	" — — Wolff	3
Berlin.	" — — Amelang	3
	" — — Boicke	2
	" — — Burchhardt	4
	" — — Dümmler	4
	Die Enslin'sche Buchhandlung für:	
	Hr. Lieutenant von Bermuth	1
	" Geh. Ober-Tribunalsrath Busse	1
	Fräulein Emilie Damm	1
	Hr. Lieutenant von Dioszegby	1
	" Ober-Consistorialr. Dr. Ehrenberg	1
	" Hofrath Felgentreff	1
	" Gentz	1
	" Prediger u. Schulinspektor Gerhard i. Bonsenburg II. M.	1
	" Geschke, pens. Justiz-Amtmann	1
	" Geh. Medicinalrath, General-Staabsarzt von Gräfe	1
	" von Häfeler	1
	" Staatsrath von Hufeland	1
	" Major von Hüttel	1
	" Lehrer Koblheim	1
	" Pr. Lieut. Kundenreich in Colberg	1
	Die Louisenstiftung	1

		Exempl.
Berlin.	Hr. Lütke, Kammerd. S. M. d. Königs	1
	" Mahlitz in Freienwalde a. O.	1
	" Dr. Markwart in Grabow	1
	" Buchdrucker Melzer in Gumbinnen	1
	" Buchbinder und Kalender-Factor Müller in Stettin	1
	" Graf v. Münchhausen in Kalitz bei Loburg	1
	" Prediger Noodt	1
	" C. A. Päschel	1
	" Kammerger.-Referend. Dr. Rhon	1
	" Kammerger.-Referend. v. Rohr	1
	Frau Oberamtmännin Sach	1
	Hr. Geh. Medicinalrath Dr. Sachse in Ludwigslust	1
	" Instrumentenmacher Sager	1
	Frau v. Saldern in Plattenburg	1
	Hr. General Lieut. v. Schöler	1
	" Geh. Justizrath Schumann	1
	" Stud. Sperber	1
	Frau Medicinalräthin Sybel	1
	Hr. Post-Official C. Thannhausen in Landshut i. B.	1
	Frau Geh. Räthin Tilebein in Stettin	1
	Hr. Prediger Weber in Döbern	1
	" Kammerger. Referend. Wernicke	1
	" Professor Wolff	6
	" Hauptm. u. Postm. v. Zeppelin in Schwedt a. O.	1
	" Papierfabrik. Zieser in Kianten	6
	" Buchhändler Duncker u. Humblot	3
	" — — Hirschwald	4

		Exempl.
Berlin.	Hr. Buchhändler Laue	4
	" — — Logier	3
	" — — Matthiſſon	3
	Die Nicolaiſche Buchhandlung	14
	Hr. Buchhändler Oehmigke	6
	" — — Plahn	25
	" — — Riemann	4
	" — — Stuhr	6
	" — — Trautwein	4
	Die Voß'ſche Buchhandlung	2
	Hr. Buchhändler Wolff	2
Bonn.	" — — Marcus	1
Braunſchweig	" — — Lucius	12
	" — — Plüchart	2
Bremen.	" — — Heyſe	6
	" — — Kaiſer	3
Breslau.	" — — Gosohorsky	2
	" — — Grüſon u. Comp.	1
	" — — Fr. Korn	12
	" — — Wilh. Korn	5
	" — — Leukart	1
	" — — Max u. Comp.	12
	" — — Neubourg	6
Carlsruhe.	" — — Braun	1
Caſſel.	" — — Bohné	2
	" — — Krieger u. Comp.	4
	" — — Luckhardt	1
Chemnitz.	" — — Kretzſchmar	1
	" — — Starke	6
Coburg.	" — — Meuſel u. Sohn	1
Cöln.	" — — Bachem	1
Copenhagen.	" — — Brummer	2

		Exempl.
Cöslin.	Hr. Buchhändler Hendeß	1
Danzig.	" — — Anhuth	4
	" — — Gerhard	7
Darmstadt.	" — — Leske	6
Dresden.	Die Arnold'sche Buchhandlung	6
	" Bauer'sche — —	5
	" Walther'sche — —	1
Düsseldorf.	Hr. Buchhändler Schreiner	1
Eichstätt.	" — — Beyer	1
Eisenach.	" — — Bärecke	1
Elberfeld	" — — Schaub	1
	Die Schönian'sche Buchhandlung	1
Erfurt	" Keyser'sche — —	2
Erlangen.	Hr. Buchhändler Heyder	1
Essen.	" — — Bädeker	2
Frankfurt am	Die Andreä'sche Buchhandlung	3
Main.	Hr. Buchhändler Brönner	6
	" — — Eichenberg	1
	Die Hermann'sche Buchhandlung	1
	" Jägerschе —	4
	Hr. Buchhändler Jügel	1
	" — — Streng	1
	" — — Heinr. Wilmans	1
Frankfurt an	Die Flittner'sche Buchhandlung	1
der Oder.	" Hoffmann'sche — —	1
Freiberg.	Hr. Buchhändler Craz u. Gerlach	3
Fulda.	" — — Müller	1
Gießen.	" — — Ferber	1
	" — — Heyer	1
Glogau.	Die neue Günter'sche Buchhandl. für:	
	Hrn. Capit. v. d. Artillerie Maschke	1
	" Oberlandesger. Calcul. Sporn	1

		Exempl.
Glogau.	Hrn. Cand. d. Pharmacie Parnitzke	1
	Ungenannter	1
	Hr. Buchhändler Heymann	1
Gotha.	" — — Gläser	1
	" — — Justus Perthes	1
Göttingen.	Die Dieterich'sche Buchhandlung	3
	Hr. Buchhändl. Vandenhöck u. Ruprecht	1
Grätz.	Die Ferstl'sche Buchhandl.	2
Greifswalde.	Hr. Buchhändler Koch	3
	" — — Mauritius	1
Halberstadt.	" — — Brüggemann	4
	" — — Helm	1
	" — — Vogler	1
Halle.	" — — Anton	1
	" — — Kümmel	1
	Die Waisenhausbuchhandlung	1
Hamburg.	Hr. Buchhändl. Hoffmann u. Campe	6
	" — — Perthes u. Besser	12
Hamm.	Die Schulze'sche Buchhandlung	2
Hannover.	" Hahn'sche Hofbuchhandlung	14
	" Helwing'sche — —	6
Heidelberg.	Hr. Buchhändler Groos	2
	" — — Mohr	2
Helmstädt.	Die Fleckeisen'sche Buchhandlung	1
Hildburghausen.	" Ressel'sche — —	1
Hildesheim.	" Gerstenberg'sche — —	2
Hirschberg.	Hr Buchhändler Lachmann	1
Hof.	Die Gran'sche Buchhandlung	6
Kiel.	" Universitätbuchhandlung	1
Königsberg.	" Hrn. Gebrüder Borntträger	24
	Hr. Buchhändler Unzer	23

		Exempl.
Landsberg an der Warthe.	Die Enslin'sche Buchhandl. für:	
	Hrn. Postsecr. Beisdorf in Marienwerder	1
	„ Ob. St. Contr. Glesmer in Schwerin	1
	Hrn. G. Perez in Landsberg a. d. W.	1
	„ Assessor Richter in Schönlanke	1
	„ Prediger Schmeling in Dechsel	1
	„ Cand. Schubardt in Königsb. i. Pr.	1
	„ Prediger Seidel in Eulam	1
	„ Forstinspector Major v. Slupecci in Chodziesen	1
	„ Rector Wiedemann in Reitz	1
	„ Inspect. Zybel in Landsb. a. d. W.	1
Landshut.	Hr. Buchhändler Krüll	6
	„ — — Weber	4
Leipzig.	„ — — Barth	3
	„ — — Gnobloch	2
	„ — — Friedr. Fleischer	12
	Die Hinrichs'sche Buchhandlung für:	
	Hrn. Theod. Lambrecht in Wesel	27
	Ungenannten	3
	Hr. Buchhändler Kollmann	6
	„ — — Kummer	2
	„ — — Lauffer	1
	„ — — Leich	3
	„ — — Märker	1
	„ — — Reclam	1
	Die Rein'sche Buchhandlung	1
	Hr. Buchh. Steinacker u. Hartknoch	1
	„ — Sühring	2
	Die Weygand'sche Buchhandlung	2
Lemgo.	„ Meyersche Hofbuchhandlung	1
Liegnitz.	Hr. Buchhändler Kuhlmey	1

		Exempl.
Lübeck.	Hr. Buchhändler Aschenfeldt	6
	" — — v. Rohden	5
Magdeburg.	Die Creutz'sche Buchhandlung	24
	Hr. Buchhändler Heinrichshofen	2
	" Buchhändler Rubach	1
Mainz.	" — — Kupferberg	2
	" — — Müller	6
	" — — Stenz	1
Mannheim.	Die Löffler'sche Buchhandlung	2
Meiningen.	" Keußner'sche — —	1
Meißen.	Hr. Buchhändler Goedsche	2
München.	" — — Finsterlin	5
	Die Lindauer'sche Buchhandlung	2
Münster.	" Coppenrath'sche — —	3
	" Theissing'sche — —	2
Neubrandenb.	Hr. Buchhändler Dümmler	3
Nordhausen.	" — — Landgraf	12
Nürnberg.	" — — Riegel u. Wießner	6
Oldenburg.	" — — Schulze	6
Passau.	" — — Pustet	2
Pesth.	" — — Kilian	1
Posen.	Herr Buchhändler Mittler für:	
	Hrn. Lieut. A. v. Bernatowicz	1
	" Gymnasiast Werner	1
	" Handlungs-Disponent E. Lorenz	1
	Ein Ungenannter	1
Potsdam.	Hr. Buchhändler Horvath	4
	" — — Riegel	8
Prag.	Die Calve'sche Buchhandlung	6
	Hr. Buchhändler Enders	4
	" — — Kraust	14
	" — — Widtmann	2

		Exempl.
Prenzlau.	Die Ragoczy'sche Buchhandlung	4
Quedlinburg.	Hr. Buchhändler Basse	2
Riga.	" — — Denbner	2
Ronneburg.	Das Literar.-Comptoir	1
Rostock.	Hr. Buchhändler Stiller	12
Schleswig.	" — — Koch	3
Stargard.	" — — Hane	1
Stendal.	" — — Franzen u. Große	1
Stettin.	" — — Merin	6
Stralsund.	Die Löffler'sche Buchhandlung	6
Stuttgart.	" Cotta'sche — —	1
	Hr. Buchhändler Löflund und Sohn	6
	Die Metzler'sche Buchhandlung	2
Tübingen.	Hr. Buchhändler Osiander	1
Ulm.	" — — Ebner	1
	Die Stettin'sche Buchhandlung	1
Weimar.	Hr. Buchhändler Wilh. Hoffmann	2
Wien.	" — — Armbruster	1
	" — — Heubner	2
	" — — v. Mösle sel. Witwe	12
	" — — Tendler u. v. Manstein	2
	" — — Volke	12
	" — — Wallishausser	2
	" — — Ritter	1
Wiesbaden.	" — — Trendelburg	6
Wismar.	Die Etlinger'sche Buchhandlung	6
Würzburg.	" Stahel'sche — —	2
	Hr. Buchhändler Darnmann	4
Züllichau.	" — — Trachsler	4
Zürich.	" — — Ziegler u. Söhne	1

Gewählte Gedichte

aus dem

Geiſte

der

ebräiſchen Poeſie.

(Johann Gottfried von Herder's Werke zur Religion und Theologie Theil I. und II.)

Stimme der Vorzeit.

Wo kommſt du her, du Stimme alter Zeiten?
Wo geh'ſt du hin?
Und wie erhielt im Sturm der Wetter und der Jahre
Sich dein gelinder Hauch?

Kommſt du vom Lebensbaum der heil'gen Quelle
In Edens Hain?
Daß du von Schöpfung uns und von der erſten Liebe
Weiſſagendem Gefühl,

Vom Trugesbaum und von der Vaterhütte
Voll Müh' und Schmerz,
Von Fluthen, Rieſen, von den Himmelsſtürmern,
Nicht ſingeſt, ſondern ſagſt?

Sprich, wie entkameſt du den ſchweren Wogen
Des Weltgerichts?
Und leiſe, wie du biſt, entrameſt der Zerſtreuung
Der Völker in die Welt?

Verbarg dein Vater dich vor Sturm und Wettern
Ins Paradies?
Und ſandte mit dem Blatt der holden Friedenstaube
Dich ſeinem neuen Sohn?

Ja, Tochter Gottes und der Menſchenſtimme,
Du ſtiegſt mit ihm
(Sein Pfand, ſein Heiligthum, die Echo ſel'ger Väter!)
Ein in ſein Fluthenſchiff.

Und hielteſt dich am Stamme der Geſchlechter
Im Namen feſt,
Und kamſt hinab, beſchützt vom heil'gen Gottes-Namen,
Hinab auch bis zu uns.

Gebrochne Züge der Gedächtnißtafel
Uralter Welt,
Seyd heilig mir! Ihr gabt, welch einer weiten Erde!
Religion und Schrift.

Urſprung und Amt der Poeſie.

Ein Pſalm.

Der Vorſänger.

Hochgelobet ſey Gott! Er gab dem ſterblichen Menſchen
Seiner unſterblichen Kunſt ein kleines leuchtendes Abbild,
Dichtkunſt. Singt, ihr Männer der Saiten, beſinget des Ew'gen
Tochter, die himmliſche Muſe, die Völker und Welten gelehrt hat.

Erſter Sänger.

„Mich beſaß Jehovah! Eh' ſeine Wege begannen,
War ich und ordnete da der Schöpfung leuchtende Wege,
Eh' die Tiefen noch waren und eh' die Quellen noch quollen,
War ich der Weisheit Quell, die Tiefe der Dichtung Jehovahs."
Alſo ſprach die Muſe! Wir ſingen die Muſe, wie ſie ſprach.

Zweiter Sänger.

„Mich beſaß Jehovah! Eh' noch die Erde gebaut war,
Eh' er die Berge geſenkt, eh' er den Himmel befeſtet,
Da er dem Meere ſein Ziel, den Waſſern ihre Gefilde
Gab; da war ich und ſpielte vor ihm und zeichnet' den Riß ihm."
Alſo ſprach die Muſe! Wir ſingen die Muſe, wie ſie ſprach.

Erſter Sänger.

„Und ich ſpielte vor ihm. Die Ewigkeiten hinunter
Hatt' er Gefallen an mir, an mir, der holdeſten Tochter
Seines Thrones: ich führt' im Reigen die Söhne des Lichtes,
Führte die Chöre der Morgenſtern' um des Ew'gen Thron her.
Ewig ſingen die Engel und ewig jubeln die Sterne,
Tanz und Geſang, den ich, die Tochter Gottes, ſie lehrte."

Zweiter Sänger.

„Und ich ſpielte vor ihm. Die neugeſchaffene Erde
War mein Eden; da ging ich als Braut zu ſeinen Geliebten,
Lallte mit ihnen und huldigte ſie: ich pflückte der Schöpfung
Schönſte Blumen, und krönte die Lieben am Tage der Hochzeit,
Krönt' am Tage der Freuden ſie mit gefallender Dichtkunſt.
Ewig blühen die Blumen, und ewig gefallen die Lieder."

Erſter Sänger.

Oeffne mir, Muſe, den Blick: Du gabſt dem Auge des Menſchen
Götterblicke, die flogen hinauf, wo Ströme des Lichtes
Sich ergießen vom ewigen Quell, wo Sonnen und Monde
Gottes Saitengeſang, in fröhlichen Tönen einhergeh'n.

Und er ſtimmte die Leier zum Gang der Sonnen und Monden,

Nahm vom ewigen Quell helleuchtende Strahlen und goß sie
Auf die Saiten. Wie Pfeile des Lichts erklangen die Töne,
Eilten in goldenem Flug' hinauf zum Ohre des Schöpfers.

Zweiter Sänger.

Oeffne mir, Muse, das Herz. Du gabst dem menschlichen Herzen
Mitempfindung. Es blüht' in der Blum' und mit der Cypresse
Wuchs es Himmel-hinan! stieg mit der Lüfte Gefieder
Auf und sang; vom fröhlichen Schall frohlockten die Wälder.

Und er stimmte die Laute zu seiner fühlenden Brüder
Mitgefühlen; da ächzte der Schmerz auf wimmernder Saite,
Und wie rannen die Bäche der süßen Thränen hinunter!
Leis' hinunter: es schmolz das Herz, zerflossen in Tönen.

Erſter Sänger.

Hochgelobet ſey Gott! Er gab der Zunge des Weiſen
Seinen ſchnelleſten Blitz, das Wort vom Munde Jehovahs.
Sieh es zertrümmert das Herz und ſchüttet hoch von dem Altar
Gottes feurige Glut dem Sünder durch alle Gebeine.
Fleuch in's Dunkel, Verruchter! umhülle die Seele mit Dunkel,
Dennoch findet es Dich, das Schwert vom Munde Jehovahs.

Zweiter Sänger.

Dank dem gütigen Gott! Er gab der Lippe des Weiſen
Seines roſigen Thau's den erſten holdeſten Tropfen:
Balſam flößet er ein in's Herz verwundeter Unſchuld,
Haucht mit Athem der Liebe ſie an, die ſinkende Ohnmacht.
Trankſt Du vom bittern Becher der Welt, o trinke des Himmels
Süßen Trank in Tönen, die ewig, ewig erlaben.

Der Vorſänger.

Auf! verſammlet euch, Brüder, und gießt die Ströme der Lieder
Milde zuſammen, vereint den Geſang, der über des Lebens
Letztem Ufer von allen Entronnenen freudig empor-ſteigt.

Beide.

Dank dem Ewigen! Heil! Des Lebens düſtere Fabel
Iſt gelöſet: wir löſen ſie auf am Klange der Saiten,
Singen in fröhliche Saiten den Spruch des Räth-ſels; der hohe
Spruch iſt: „Ehre Jehovah! und Heil uns glückli-chen Weſen!“

Ehre Jehovah und Heil uns glücklichen Weſen! Er gab uns
Drunten des Himmels Sprache: wir übten lallend in Tönen
Uns in Gottesgeſängen der Seel'-erhebenden Weisheit
Und zerfloſſen in Tönen der Balſam-träufelnden Wehmuth.

Ehre Jehovah und Heil uns glücklichen Weſen! die Wehmuth
Iſt vorüber, ihr letzter Geſang zerfloſſen in Freude,
Hohe mächtige Freude: denn unſre Geſänge ſind That nun,
Ew'ge Chöre voll Jubel harmoniſch-wirkender Eintracht.

Der Vorſänger.

Schweigt, ihr Brüder, und ſinget dem Herrn durch menſchliche Tugend.

Das Geſetz Gottes und Moſes.

Eine jüdiſche Dichtung.

Der Feind alles Guten, Satan, erfuhr, daß Gott der Erde ein Geſetz gegeben, darin alle Weisheit des Himmels verborgen liege, und das allen Satans-Dienſt zerſtören ſollte auf Erden. Schnell eilte er alſo zur Erde: „Erde, wo haſt du das Geſetz, das dir Gott gegeben?" Die Erde ſprach: Der Herr weiß ſeiner Weisheit Wege; ich kenne ſie nicht." Er ging zum Meer, zum Abgrunde; das Meer und der Abgrund ſprachen: Sie

ist nicht in mir!" Er ging zum Reich der Todten und die Verlornen sprachen: „Wir hörten von fernher ihre Gerüchte."

Nachdem er die Welt durchzogen, und alle Völker, die ihm dienten, durchwandert, kam er in die arabische Wüste, und sahe einen Mann mit glänzendem Angesicht, Moses. Heuchlerisch trat er zu ihm, als ein Engel des Lichts gekleidet, und schmeichelte ihm und bot sich ihm an zum Schüler. „Mann Gottes, sprach er, der Du Jehovahs Weisheit besitzest und allen Verstand der Elohim hast und alle Geheimnisse der Schöpfung in dein Gesetz verborgen" —

„Schweige, fiel ihm Moses in's Wort mit einem Anblick, der ihn sogleich in seine Satans-Gestalt zurück setzte, schweige! Jehovahs ist das Gesetz und nicht das Meine: bei ihm ist Weisheit und Verstand, Rath und Gewalt; dem Menschen ist Furcht des Herrn Weisheit, das Böse meiden ist ihm Verstand." —

Beschämt wich Satan zurück, und die Engel Gottes traten hinzu, dem hohen Demüthigen zu die-

nen. Sie lehreten ihn und er lehrete ſie; der Fürſt des Geſetzes ward ſein Schutzgeiſt und Gott ſelbſt antwortete aus der Wolke: „Bewahret das Geſetz Moſe, meines Knechts: weil er demüthig war und mir die Ehre gab, habe ich's ihm zum Eigenthum geſchenket.“

Moſes Stiftshütte.

Ein ſymboliſches Gemälde.

Arme Wüſte, wie reich biſt du!
Wie kommſt du zu der ſchönen Kleinode Pracht?
Dein Rauch-umkränzter Sinai
Wird Gottes bleibend Licht:
Dein dürrer Fels ein reiner Waſſerquell,
Dein Thau der Engel Speiſe? — —

— Der heil'gen Muſe Liederkraft
Iſt's, die auf alles Honig gießt.
Entfloh'ne Sklaven wandelt ihr Geſang
Dieſſeit des Meeres in ein freies Volk.
Die bittern Salſen und der Wanderſtab,
Das ungeſäuert-dürre Brod,
Laubhütten in dem Sandmeer trockner Glut,

Und Durſt und Plage, Noth und Ungemach,
Weihet ſie um zu ew'gem Freiheitsfeſt. — —

— Die kleine Hütte ſteht vor mir,
Des Ewigen Orakelzelt:
Wohnt da der Ewige?
In welchem engen Raum!
Und vor ihm ſtehen Brode da!
Da brennt die Lampe! Rauchwerk ſteiget auf!
Und vor dem Zelte fließt der Opfer Blut! —
Und ſeine Diener, Prieſter geh'n,
Wartend der Hut, dieſſeit des Teppiches:
Und Einer geht, zu fragen ihn,
In's heil'ge Zelt,
Klingend im Gange, ſeine Hand voll Blut. — —

— Empfang' mich, heil'ges Licht, in welches
Moſes trat,
Das ewig wieder glänzt von ſeinem Angeſicht.
Sprich zu mir, Wolke, die vertraulich zu ihm ſprach,
So wie ein Mann mit ſeinem Freunde ſpricht,
Und lehre mich, was nicht Bezaleel,
Nicht Nadab und Abihu wußten.

Dort
Seh' ich Dich, Du einſamer Mann!
An Horebs Fuß bei deinen Schafen, ſeh'
Ich in dein tiefes Herz;
Es weint für ſeine Brüder. Da
Flammt auf der dürre Buſch!
Ihn ruft der Väter Gott.
Sie kämpfte lang', die Flamme mit
Dem Zweifelnden und überwand.
Sie gab ihm Wunderzeichen in die Hand
Und in den Mund die Worte Aarons.
Sie gingen hin, ſie riſſen aus der Nacht
Des Todes ihre Brüder.

Ewiger Preis Dir, Retter deines Volks!
Der's mit Gewalt aus ſeinen Feſſeln zwang,
Durch Wellen hin zu Gottes Berg' es riß,
Der zu ihm ſprach mit der Poſaune Klang,
Mit Donnerworten und doch ungehört,
Mit Gottes Finger und doch nicht verſtanden!
Du ſprachſt den Fels an und Dich hört' der Fels:
Er öffnete ſein kaltes, hartes Herz.
Doch alſo nicht dein Volk! Es tanzet dort

Um's güldne Kalb. Wirf deine Tafeln hin,
Heiliger Eifrer! doch ermatte nicht.

Jehovahs Engel geht voran
Und rächet Dich. Die Hölle frißt
Und Schlangen ſtechen, langſam frißt der Tod
In vierzig Jahren deine Feinde weg.
Sprich aus, was Dir Jehovahs Mund gebot,
Führ' aus, was Du auf Berges Höhe ſahſt,
Zermartre Dich und ſtirb, im Blicke traurig-froh,
An deines Landes Rande. — —

Stirb, daß Du alle Gräuel nicht
Der Könige, der Landverwüſter, ſeh'ſt,
Daß um dein heilig-weiſes Gottgeſetz,
Mißbraucht von Aberglaub' und Heuchelei,
Verkannt von Dummheit, und vom Affenſtolz
Verhöhnt, ja gar zernagt vom Letternzahn —
Daß um das Alles Dich der Eifer nicht
Verzehre! — Deine Hütte muß
Traurig zerfallen! Deines Gottes Thron,
(Er thronte nur auf Recht und Wiſſenſchaft!)
Geraubt muß er, entweiht, vergeſſen werden?
Veraltern mit der Jahre Flucht

Nicht

Nicht auch die Himmel? Altert nicht
Dein Sinai? Wo liegen ſie,
Die Tafeln, die dein Gott Dir ſchrieb?
Begraben ſind ſie, wie Dich Gott begrub! —

Seh' ich nicht da ein ander weiter Zelt?
Der Unſichtbare wohnt nicht mehr in Dunkelheit:
Er glänzt auf des erhabenſten
Propheten Angeſicht.
Und vor ihm flammt das ſiebenarm'ge Licht,
Des Geiſtes Blick, geſandt in alle Welt,
Und vor ihm duftet ſüßer Rauch
(Gebet der Heiligen!) und draußen fließt
Unreiner Sünder Tod- Entſündigung,
Verſöhnungsblut.

Wer iſt's, wer wagt hinzugehen
In's Heilige, in's Allerheiligſte?
Bekleidet mit der Unſchuld Schmuck,
Geziert auf ſeiner Stirn mit Heiligkeit
Jehovahs? Wem flammt auf der Bruſt
In zwölf der Edelſteinen Licht und Recht?
Wem klingt ſein Tritt, wenn ihn Jehovah hört,

Daß er hinabſchau' und begnadige?
Er tret' hinzu und frage Gott!

Lied Moſes vor ſeinem Ende aus verſammelte Iſrael. *)

Vernehmt, ihr Himmel, meine Rede;
Die Erde höre meines Mundes Wort,
Wie Regen fließe meine Lehre ſanft,
Es träufele mein Wort wie Thau,
Wie Regen auf das junge Grün,
Wie Thau auf Pflanzen träuft:
Denn Gottes Namen will ich laut verkünden,
Gebt ihm den Ruhm, Jehovah unſerm Gott.

Ein Fels iſt er: untadelig ſein Wort
Und alle ſeine Führungen gerecht:
Gott iſt die Wahrheit, ſonder Trug,
Redlich und treu iſt er.
Nur ſie, nicht ſeine Kinder mehr,
Ihr Schandfleck hat ſie von ihm abgeführt,
Die untreu-böſe Art.

Giebſt Du Jehovah das zum Dank,
Du unerkenntlich-thöricht Volk?

*) 5 Moſ. 32.

Iſt er dein Vater, dein Beſitzer nicht?
Der Dich bereitet, der Dich ihm erkauft hat?
Denk' an die alten Tage!
Hör' an, die Jahre von Geſchlechte zu Geſchlecht,
Frag' deinen Vater drum, er wird Dir's ſagen,
Und deine Greiſe, daß ſie Dir's erzählen.

Da der Erhabene den Völkern Länder gab,
Da er die Menſchenkinder ſchied,
Umſchränkte er der Völker Grenze,
Daß wohnen könnte die Zahl Iſraels.
Denn Gottes Erbtheil iſt ſein Volk,
Jakob der Umfang ſeines Eigenthums.

Er fand ihn in der Wüſtenei,
In Einöden, wo Thiergeheul erſchallt:
Und nahm ihn unterweiſend in den Arm,
Wie ſeines Auges Apfel hütete er ihn.
Gleich wie der Adler rings umdeckt ſein Neſt
Und über ſeinen Jungen ſchwebt:
Aus ſpreitet er die Flügel, nimmt ſie drauf,
Und trägt ſie hoch auf ſeinen Fittigen;
So führte ihn Jehovah, Er allein,
Kein fremder Götze war mit ihm.

Er führet' ihn hin auf der Berge Höh'n,
Und ließ ihn koſten da der Erde Frucht,
Ließ aus dem Fels ihn Honig ſaugen,
Gab Oel ihm aus dem harten Stein,
Butter der Kühe und der Schaafe Milch,
Das Fett der Lämmer und der Widder Baſans,
Das Nierenfett der Böcke, Weizenbrot
Und Blut der Traube, Wein.

Da ward Jiſchirun muthig und ſchlug aus,
Du warſt zu fett, zu ſatt, zu voll,
Entliefſt dem Gott, der Dich zum Volk gemacht,
Hielteſt geringe deiner Rettung Fels.

Ja ſie ereiferten ihn über Fremdlingen,
Mit Scheuſalsgötzen reizeten ſie ihn:
Sie opferten Dämonen und nicht Gott,
Göttern, und kannten ſie auch nicht,
Neulingen, kaum erfundnen Götzen,
Vor denen euren Vätern nie gegraut —
Und ihn, der Dich gezeugt, den Fels vergaßeſt Du,
Vergaßeſt Gott, der Dich zur Welt geboren.

Das ſah Jehovah, und verwarf im Zorn
Die ſeine Söhne, ſeine Töchter waren.

Abwenden, ſprach er, will ich mein Geſicht,
Und ihren Ausgang ſehn:
Denn ein verkehrt Geſchlecht ſind ſie,
Kinder von böſer Art.

An ihrem Ungott mochten ſie mich eifern,
Sie reizten mich durch ihrer Götzen Dunſt;
Auch ſie will ich durch ein Unvolk erzürnen,
Ein Dunſt der Nation ſoll reizen ſie.

Denn meines Grimmes Glut iſt angebrannt,
Und brennen ſoll ſie bis zur Unterwelt,
Soll zehren auf, die Erd' und ihre Frucht,
Soll der Gebirge Gründe flammen an.

Aufhäufen will ich auf ſie Noth auf Noth,
Will meine Pfeil' auf ſie verſenden all'.
Verzehrt vom Hunger und verzehrt von Geiern,
Verzehrt von bittrer Peſt —
Will ich auf ſie den Zahn der Thiere ſenden,
Das Gift der Schlange, die im Staube ſchleicht.
Von außen ſoll das Schwert ſie Waiſen machen,
Von innen Angſt,
Sey's Jüngling oder Jungfrau,
Sey's Säugling oder Greis.

Faſt ſprách' ich: ich vertilge ſie,
Löſch' unter Menſchen ihr Gedáchtniß aus;
Wenn ich des Feindes Hohn nicht ſcheuete,
Daß ihre Dränger das verkenneten
Und ſprächen: „unſre hohe Hand
Und nicht Jehovah hat das Werk gethan."
Denn ein im Rath heilloſes Volk iſt dieß,
Verſtand iſt nicht in ihm.

O wären weiſe ſie, dieß zu verſtehn,
Bedáchten ſie, was ihnen einſt geſchieht.
Wie kommt's, daß dort ein Ein'ger Tauſend jagt?
Daß ihrer zwei Zehntauſend vor ſich treiben?
Iſt's nicht, weil ſie ihr Schutz verlaſſen?
Weil ſie Jehovah preisgegeben hat?
Denn ſonſt war Jener nicht und unſer Schutzgott gleich,
Deß mögen ſelbſt die Feinde Richter ſeyn.

Von Sodoms Weinſtock iſt ihr Weinſtock her,
Aus dem Gefild' Gomorrha's ihre Trauben,
Gifttrauben; ihre Beeren bittre Gall',
Ihr Saft der Drachen Gift,
Der Schlangen tödtend Gift.

Liegt nicht bei mir geheimer Rathſchluß ſchon?
Verſiegelt liegt er ſchon in meinem innern Schatz:
„Mein iſt die Rach' und der Vergeltung Zeit!
Schon wankt ihr Fuß:
Es naht ihr Unglückstag:
Ihr Schickſal eilt herbei.“

Jehovah wird nun Richter ſeines Volks;
Ihn reuet's, daß ſie ſeine Kinder ſind:
Er ſiehet: matt iſt ihre Hand,
Nichts! nichts iſt ihnen übrig mehr!
Da fragt er: „wo ſind ihre Götter nun?
Der Schutzgott, dem ſie ſich vertraueten?
Die ihre fetten Opfer aßen
Und ſoffen ihrer Götzenopfer Wein.
Laß ſie nun aufſtehn und euch Hülfe leiſten,
Laß ſie euch Decke ſeyn!

Nun ſehet ihr, daß Ich, daß Ich es bin
Und keine Götter ſind mit mir.
Ich bin's, der tödtet und belebt,
Ich bin es, der zerſchlägt und heilt,
Von mir errettet Nichts.

Zum Himmel heb' ich meine Hand
Und ſpreche: Ich, der Lebende
In Ewigkeit!
Wenn ich den Blitzſtrahl meines Schwertes ſchärfe
Und meine Hand greift zum Gericht,
So will ich Rach' an meinen Feinden üben
Und meinen Haſſern es vergelten reich.
Will Blutes trunken machen meine Pfeile,
Mein Schwert ſoll ſätt'gen ſich an Leichnamen,
Am Blute des Erſchlag'nen, des Gefang'nen,
An der Vornehmſten meines Feindes Haupt."

Jauchzt auf, ihr Heiden, jetzt ſein Volk!
Er rächet ſeiner Knechte Blut,
Und übt an ſeinen Feinden Rache
Und reiniget ſein Land und Volk.

Ein Lied aus der Heldengeſchichte Iſraels.

Der 114te Pſalm.

Da Iſrael aus Aegypten zog,
Jakobs Geſchlecht aus einem fremden Volk:
Ward Juda ihm zum Heiligthum,
Iſrael ihm zum Reich.

Es ſah's das Meer und floh:
Der Jordan wich zurück.
Die Berge hüpften wie Böcke,
Die Hügel ſprangen wie Lämmer.

Was war dir, Meer, daß du flohſt?
Du Jordan, daß du zurücke wichſt?
Ihr Berge, daß ihr hüpftet, wie Böcke?
Ihr Hüge', daß ihr ſprangt, wie die Lämmer?

Vorm Blick des Herrn erbebete die Erde!
Vorm Blick des Gottes Iſrael!
Der den Fels verwandelt in See,
Den Stein zum Waſſerquell. —

Siegesgeſang der Deborah und Baraks.

Da ſang Deborah und Barak, Abinoams Sohn,
Am Tage des Sieges ſangen ſie ſo.

Daß Rache geübt hat Iſrael,
Daß willig ſich zum Streite bot das Volk,
Preiſet darüber den Herrn!

Hört an, ihr Könige! Fürſten, neigt das Ohr!
Ich will Jehovah, Jehovah will ich ſingen,
Will ſpielen dem Jehovah, Iſraels Gott!

Jehovah, als Du zog'ſt von Seir aus,
Als Du einherzogſt von Edoms Gebirg':
Da bebete die Erd' der Himmel troff!
Die Wolken troffen Waſſerſtrom.
Berge zerfloſſen vor Jehovahs Antlitz,
Der Sinai vor Jehovahs Antlitz,
Des Gottes Iſrael.

In Tagen Samgars, Anath-Sohns,
In Tagen Jaels feierten die Straßen,
Die Straßengänger gingen krumme Pfade,
Es feierten die Verſammlungen Iſraels,
Sie feierten, bis ich aufſtand, Deborah,
Bis ich aufſtand, die Mutter Iſraels.

Sie hatten neue Götter gewählt,
Da ſtürmt' an den Thoren der Krieg!
Und war nicht Schild, nicht Lanze zu ſeh'n,
Unter den Vierzigtauſenden Iſraels —
Euch dankt mein Herz, ihr Führer Iſraels,
Und ihr, Freiwillige unter dem Volk,
Preiſet Jehovah mit mir!
Die ihr auf ſchimmernden Eſelinnen reitet,
Auf köſtlichen Decken ſitzt,

Und die zu Fuß die Straßen wandeln —
Denkt auf ein Lied.

Ein Lied zum Geſange der Hirten, die zwiſchen den Schöpferbrunnen

Waſſer den Heerden theilten aus:
Daß man allda Jehovahs Güte preiſe!
Jehovahs Güte preiſe das Landvolk Iſraels:
Denn da zog hinab in die Engen Jehovahs Volk!

Wohlauf! wohlauf, Deborah!
Erwecke den Geiſt und ſinge den Sieg!
„Auf, Barak! hole Geſang'ne Dir!
Abinoams Sohn!"
Da zog mit ihm ein Häuflein Starken entgegen,
Jehovahs Volk zog mit mir, entgegen den Mächtigen,
Von Ephraim kam ihr Anfang auf Amalek;
Nach Dir kamſt, Benjamin, Du mit deinen Völkern.
Von Machir kamen Kriegesführer über:
Von Zebulon, die den Stab der Muſt'rung trugen.
Auch Iſaſchars Fürſten waren mit Deborah:
An Kriegesmuth dem Barak gleich
Sprang Iſaſchar in's Thal.

An Rubens Bächen nur war viel Berathung!
Was ſitzeſt Du da, Ruben, zwiſchen Hürden?
Zu hören etwa das Geblöke deiner Heerden?
An Rubens Bächen iſt gar viel Berathung!

Gilead über dem Jordan blieb ja ruhig.
Auch Dan, warum ſollt' er ſonſt in Schiffen wohnen?
Aſſer am Meeresufer blieb ja ſicher!
An ſeinen Buchten weilet er.
Nur Sebulons Volk, es wagt dem Tode ſein Leben,
Und Naphthali, auf der Berge Höh'n!

Dagegen kamen die Könige nun und ſtritten!
Die Könige Kanaans ſtritten
Zu Tanach an den Waſſern Megiddo's!
Was ſie begehrten, Silber empfingen ſie nicht.

Vom Himmel ſtritten (entgegen ihnen) die Sterne!
Aus ihren Bahnen ſtritten ſie mit Siſſra.
Der Kiſon ſchwemmte ſie weg,
Die geſchlängelten Ströme, der Kiſon —
Tritt, Seele, mächtig einher!

Da ſtampften die Hufe der Roſſe
Beim Fliehen, beim Fliehen der Helden! —

Flucht Meros, ſpricht der Bote Jehovahs,
Sprecht Flüche über ihre Bewohner!
Sie kamen nicht mit zur Hülfe Jehovahs,
Zur Hülfe Jehovahs in ſeinem Heldenheer! —

Geſegnet vor den Weibern ſey Jael!
Des Keniten Hebers Weib!
Vor allen Zeltbewohnerinnen ſey ſie geſegnet!
Er forderte Waſſer: ſie gab ihm Milch,
In prächtiger Schale geronnene ſchöne Milch —
Und griff mit der Hand zum Nagel,
Griff mit der Rechten zum ſchweren Hammer hin —

Und erſchlug den Siſſra, durchſchlug ihm das Haupt
Und durchbohrt', durchbohrt' ihm die Schläfe!
Da lag er ihr unter den Füßen gekrümmt,
Er fiel und lag!
Unter den Füßen ihr krümmt' er ſich, und ſank —
Wo er ſich krümmte, da ſank er nieder — erblaßt.

Durch's Fenſter aber ſchauete,
Es rief die Mutter Siſſra das Gitter hindurch:
„Warum ſäumt ſein Wagen zu kommen?
„Warum zögern denn die Räder ſeines Geſpanns?"

Die Weiſen ihrer Frauen antworteten ihr:
Auch ſie kehrt ſchnell das Wort um zu ſich ſelbſt:
„Und ſollen ſie denn nicht Beute finden und theilen?
Ein Mädchen, zwo der Mädchen für jeden Mann,
Und bunte Kleider für Siſsra!
Raub der bunten, geſtickten Kleider,
Doppeltgeſtickter, bunter Schmuck zum Siegeszuge des Raubes.“

So müſſen untergeh'n all' deine Feinde, Jehovah!
Und die dich lieben, ſeyn wie die Sonn' hervorgeht
In voller Pracht.

Jothams Fabel. *)

Ihr Männer! ihr Herren zu Sichem, höret mich!
Und Gott wird euch auch hören!

Es gingen die Bäum' einmal,
Zu ſalben einen König über ſich.
Sie kamen zum Oelbaum:
„Sey König über uns.“
Da ſprach zu ihnen der Oelbaum:
„Soll ich aufgeben meinen fetten Saft,

*) Richter 9, 7.

„Ob dem mich Götter und Menſchen ehren,
„Und hingehn, daß ich über den Bäumen ſchwebe?“

Da ſprachen die Bäume zum Feigenbaum:
„Komm du, ſey unſer König!“
Da ſprach zu ihnen der Feigenbaum:
„Soll ich aufgeben meine Süßigkeit
„Und ſchöne Jahresfrucht,
„Und hingehn, daß ich über den Bäumen ſchwebe?“

Da ſprachen die Bäume zum Weinſtock:
„Komm du, ſey unſer König!“
Da ſprach zu ihnen der Weinſtock:
„Soll ich aufgeben meinen ſüßen Moſt,
„Der Götter und Menſchen fröhlich macht,
„Und hingehn, daß ich über den Bäumen ſchwebe?“

Da ſprachen alle Bäume zum Dornbuſch:
„Komm du, ſey unſer König!“
Der Dornbuſch ſprach zu den Bäumen:
„Wenn es denn wahr iſt, daß ihr mich
„Zu eurem König ſalbt;
„So kommt und vertraut euch meinem Schatten.
„Wo aber nicht,

„So gehe Feuer vom Dornbuſch aus
„Und freſſe die Cedern Libanons.“

Erſcheinung Gottes über den Cherubim.

Ich ſah, und ſieh! ein Wirbelwind kam her
Von Norden: eine große Wolke, rings
Ein Feu'r ſich wälzend, glänzend rings umher.
Und mitten in ihr war's wie Silbererz
Im Feuer glühend: mitten in ihr war's
Geſtaltet wie ein vierfach-Lebendes;
(Doch Menſchenähnlichkeit war unter ihnen.)
Vier Angeſichte hatte jedes, vier
Geflügel: ihre Beine ſtanden grad'
Und wie des Kalbes waren ihre Füße *).
Sie glänzten wie ein halbpolirtes Erz,
Und Menſchenhände bargen ihre Flügel.
Vierſeitig war ein jegliches; und vier
Antlitz' und Flügel hatte jegliches.

An

*) Die Aehnlichkeit der Cherubim mit der Gest[illegible] der Sphynxe iſt unverkennbar; nur waren dieſe nach ägyptiſcher Mythologie und Kunſt modificirt.

An Flügel Flügel, alſo ſchloſſen ſie
Sich an einander: keines kehrte um:
Ein jedes ging, wohin's ſein Antlitz trug *).

Und ihre Antlitze, zur Rechten waren
Sie eines Menſchen, eines Löwen Antlitz;
Zur Linken eines Stiers und eines Adlers.
Ihr Angeſicht und ihre Flügel theilten
Sich oben; zween Flügel ſchwangen ſie
Und zween deckten ihre Leiber **). Jedes
Ging ſtracks nach ſeinem Angeſicht: es ging
Wohin ſein Geiſt es trieb und kehrte nimmer um.

Wie glüh'nde Kohlen waren anzuſchau'n
Die vier Geſtalten. Feuerfackelnglanz
Flog zwiſchen ihnen her und Feuerlicht,
Und aus dem Feuer gingen Blitze. Wie

---

*) Ein Sinnbild der Allgegenwart des Throns Gottes, des nie wiederkehrenden Laufs ſeiner Wirkung in alle Welt.

**) Dieß Verhüllen der Leiber iſt aus Jeſaias Gebet (Kap. 6, 2.), ein Sinnbild ihrer Unwürdigkeit, dem Herrn der Schöpfung zu dienen.

Die Blitze funkelten, ſo gingen ſie
Dorthin und hierher, waren hie und da.

Und über ihren Häuptern breitete
Ein Himmel ſich, wie ſchrecklicher Kryſtall:
Dicht an dem Himmel ſtanden ihre Flügel
Gerad' empor, an Flügel Flügel: zween
Der Flügel trugen ihn: mit zween bargen
Sie ihre Leiber. Und ich hörte Schall
Des Rauſchens ihrer Flügel: alſo rauſchen
Viel Waſſerſtröme: alſo rauſcht der Donner,
Schaddai's Stimme. Wenn ſie gingen, klang's
Wie wenn ein Kriegsheer zieht. Und ſtanden ſie,
So ſenkten ſie die Flügel nieder. Dann
Tönt's über ihnen in dem Himmel droben;
Sie ſtanden mit geſenkten Flügeln da.

Und über ihnen, überm Himmel droben
War's anzuſchauen, wie ſapphirner Glanz.
Es war ein Thron, und auf dem Throne ſaß
Geſtalt wie eines Menſchen. Der da ſaß,
War anzuſchau'n wie glühend Silbererz,
Ein Feueranblick drinnen und umher,
Von ſeinen Lenden auf: und niederwärts

Ein Feueranblick, und ein Glanz umher,
So wie der Bogen in den Wolken glänzt
Am Regentage; so war ringsum Glanz.

Den Anblick von Jehovahs Majestät
Sah ich und fiel hin auf mein Angesicht,
Und hörte Stimme eines Redenden,
Der sprach zu mir: u. s.

Die Propheten.

Gegrüßet seyd ihr mir, o ihr Vertraute
Der Gottheit! habt ihr Ruhe nun gefunden
In eurem Palmenhain? gefunden Ruhe,
Die Horeb, Zion, Karmel euch nicht gaben.

Viel schenktet ihr schon euren frühen Zeiten!
Gesetze, Gottesdienst, und Trost und Pflichten,
Der Staaten Wohlstand und der Sitten Weisheit —
Die Bäche flossen sie von eurem Munde.

Denn große Herzen war't ihr, die sich über
Das träge Jetzt, des Volkes süße Knechtschaft,
Sich über Zeitvertreib und Blendwerk hoben
Und rück- und vorwärts sahn das Licht der Zeiten.

Das Licht der Zeiten weit zurück und vorwärts
Ging auf als Gottesflamm' in ihren Seelen:
Die Flamme brannte lang' im ſtillen Dunkel
Und ging hervor, ein Licht vielleicht der Nachwelt.

Dann nahtet ihr in euren heiligen Höhlen
Vertraulich euer Ohr dem ſanften Liſpel
Der Stimme, die euch Mitternacht und Morgens
Und eures Herzens ſchönſte Saiten weckte.

Wie Regenſchauer Gottes floſſen leiſe
Die Töne, weckten, wie Gewitter Gottes,
Die Schlummerwelt, als wären's ſpäte Zeiten,
Als wären's frühe Zeiten, die da ſprachen.

Gegrüßet ſeyd ihr mir, ihr reinen Seelen,
Die Saitenſpiel in Gottes mächt'gen Händen,
Ausleger ſeines Sinns, der Zeitenkunde
Enträthſ'ler und Geiſt der Geſetze wurden.

Du, der auf Sinai ſich über Zeiten
Und Völker hob *), der im verdickten Rauche
Das Licht ſah, das ringsum der Welt jetzt leuchtet,
Und alle Weisheit ausgeſchmückt mit Farben;

*) Moſes.

Du, deſſen Flammengeiſt dem Himmel Blitze,
Dem Todtenreich den Sohn der Wittwe raubte *):
Du, der Jehovah ſah im Königsglanze
Und Geiſtespracht mit Königsglanz geſchildert **).

Ihr Weinenden, die tief in Jammertönen,
In Thränen nur ihr zartes Herz ergoſſen ***);
Und Ihr, die ſpät am Abend der Propheten
In Dämmerung, in Schatten ſahn die Zukunft †);

Ihr alle, die ihr jetzt in höherm Lichte,
(Entkommen eurem Drang' von inn- und außen)
In Palmenhainen wandelnd, athmet Ruhe,
Die Horeb, Zion, Karmel euch nicht gaben;

Was ſeh' ich? Miſchen ſich mit euch auch freundlich
Die Weiſen andrer Völker? die Vertrauten
Der Gottheit aller Erde, der Druiden
Erwählte Zahl, Pythagoras und Orpheus,

---

*) Elias.
**) Jeſaias.
***) Jeremias u. a.
†) Daniel u. a.

Und Plato, und wer ſonſt des Volkes Vater,
Ein Weiſer der Geſetze ward, wer traulich
Und rein ſein Ohr zu Gottes Stimme neigte,
Und rein ſein Herz zur Gottesflamme weihte.

Jeſaias Trauerlied *).

Am Tage, da Jehovah Ruhe wird geben dir
Von deiner Drangſal, Angſt und harten Sklaverei,
Dann wirſt du ſingen ein Lied von Babels König.
Und alſo ſingen:

Wie ruht der Treiber jetzt!
Die Golderpreſſerin feiert nun!
Zerbrochen hat Jehovah der Unterdrücker Stab,
Die Ruthe der Tyrannen,

Die die Völker ſchlug in heißem Zorn,
Mit Streichen, denen keiner entwich,
Und herrſchte grimmig über ſie,
Und niemand hielt den Dränger ein.

Nun ruht, nun raſtet alle Welt,
Die Länder ſingen ein Feierlied.

*) Jeſ. 14, 2.

Die Tannen ſelbſt erfreu'n ſich über dir,
Die Zedern Libanons:
„Seit du gefallen, kommt Niemand hinauf,
Uns niederzuhau'n.“

Das Todtenreich da drunten zitterte auch vor dir.

Es ging entgegen dir, da du kamſt an.
Die Schatten regt' es auf und alle Erde-Helden,
Der Völkerkönige, alle ſtanden
Von ihren Thronen auf,
Willkommten alle dich, und ſprachen:
„Auch du biſt Schatte geworden, gleich wie wir,
„Auch du uns gleich gemacht!“

Hinabgebeugt zu den Todten iſt dein Stolz:
Hinunter deiner Harfen Siegeston:
Dein Bett iſt unter dir der Wurm,
Der Moder deine Decke.

Wie biſt du gefallen vom Himmel, du Morgenſtern!

Aurorens Sohn!
Biſt hin zur Erd' geworfen,
Der Völker niederwarf.

Du ſprachſt in deinem Herzen: „ich will zum Himmel hinan!
„Ueber die Sterne Gottes erhöh' ich meinen Thron!
„Ich werd' hoch auf dem Berge der Götter thronen
„Im höchſten Nord.

„Ueber der Wolken Höhen ſteig' ich auf!
„Ich werde gleich ſeyn dem Erhabenſten!" — —
Zur Hölle nieder wirſt du geſtürzt
Ins tiefe Grab.

Und die dich ſehen, blicken hin auf dich,
Schau'n auf dich nieder: „Iſt das der Mann,
Der zittern machte die Erde,
Der Königreiche erſchütterte?

Ringsum hat er die Welt zur Wüſte gemacht,
Hat ihre Städte zerſtört,
Hat ihren Gefangenen nimmer eröffnet das Kerkerthor.

Der Völker Könige alle ſchlafen in Ruhm,
Jeder in ſeinem Hauſe, dem Grabesmal;

Nur du liegſt hingeworfen aus deiner Gruft,
Wie eine Mißgeburt *).

Bedeckt mit Leichen, die das Schwert erwürgt,
Die in die Grube fahren, mit Schutt bedeckt,
So liegſt du da wie ein zertreten Aas:
Du ſollteſt nicht mit jenen ein Grabmal haben,
Denn ſelbſt haſt du dein eigen Land verderbt,
Dein eigen Volk erſchlagen.

Der Uebelthäter Geſchlecht werd' nicht genannt
In Ewigkeit!
Gebt ihren Söhnen den Tod um ihrer Väter willen!
Daß ſie nicht wieder kommen empor und erben das Land,
Und füllen mit Städten umher die Welt.

Aufſtehen will ich, ihnen entgegen, ſpricht
Jehovah Zebaoth;
Ausrotten will ich Babels Namen und Geſchlecht

---

*) Es iſt Jeſaias gewöhnlich, das Geſchlecht mit einem Baum und ein Glied deſſelben mit einem Zweige zu vergleichen. Ein abſcheulicher, verworfner Zweig heißt alſo hier ohne Zweifel eine Mißgeburt.

Und Sohn und Enkel, ſpricht Jehovah.
Will ſie zur Igelwohnung machen, zum Waſſer-
ſumpf,
Sie fegen in den Schutt der Verwüſtung, ſpricht
Jehovah Zebaoth.

Die künftige goldene Zeit, eine Ausſicht der Propheten.

Ja, du blüh'ſt vor mir, du ſchöne Aue
Der Propheten! O wer giebt mir Flügel,
Ganz dich zu durchſchweben! jeder Blüthe
Balſamthau und ſüßen Keim zu koſten,
Mich zu wiegen auf der Morgenroſe
Blättern, und auf ihr ſanft einzuſchlummern.

Gold'ne Zeit! Erquickend ſchon im Bilde! —
Wenn die Wüſte blühet wie der Karmel!
Lilien entſprießen aus der Dürre,
Stachelloſe Roſen aus den Dornen,
Milch und Honig rinnt! — Des Menſchen Leben
Und des Freundes Lipp' iſt Milch und Honig.

Gold'ne Zeit! Ich ſeh' den Baum aufſprießen,
Der ein Lebensbaum wird allen Völkern!

Seine Früchte Labsal für den Matten,
Seine Blätter Arzenei dem Kranken,
Und sein Schatte Zuflucht; und sein Athem
Himmelsgeist, ein Hauch des Paradieses.

Goldne Zeit! Jehovah kommt hernieder,
Wie ein guter Hirt sein Volk zu weiden,
Das Verirrte sucht er und das matte,
Kranke Lamm erquickt er sich am Busen.
Freue, Menschheit, dich! der Menschen Vater
Wird ihr Bruder, wird ihr Freund und Heiland.

Einer ist Jehovah und sein Name
Ist nur Einer! Keiner wird den Andern
Kennen lehren seinen Gott und Vater,
Den sie alle kennen. Gottes Weisheit
Deckt das Land umher und Gottes Friede,
Wie der Meergrund ist bedeckt mit Wellen.

Kein Verführen, Höhnen und Verderben
Ist da mehr auf Gottes heil'gem Berge.
Wolf und Lamm, sie weiden mit einander;
Löw' und Tiger geh'n in zahmer Heerde:
Und das süße Kind streckt in der Otter
Nest die Hand, liebkosend mit der Schlange.

Kriegen lernen dann nicht mehr die Völker!
Ihre Schwerter werden Sicheln wieder,
Ihre Spieße Pflugschar: denn des Vaters
Oelbaum grünet für den Sohn und Enkel,
Und das zarte Weib beschützt den Helden;
Sie der Kinder, sie des Hauses Krone.

Kommt Jehovah? Oeffnet sich der Himmel
Schon mit Nektarströmen? O er käme!
Daß die Wolken Balsam niederthauten
Und die Erde neu Gewächs aufsproßte!
Daß der Blinde sähe, der Taube hörte
Und des Stummen Zunge sänge Lieder!

Ja, er kommt! Frohlockt, ihr blöden Armen!
Wie die Rehe hüpft, ihr zarten Lämmer!
Euer Gott kommt! Schaut den Friedenskönig!
Euer Gott kommt! und er wird euch helfen.
Salem steigt hervor, die Stadt des Friedens,
Gottes und der Ruhe ew'ge Wohnung.

Wo der Unschuld Specereien duften,
Wo nur Dankgebet gen Himmel steiget:
Tod ist nicht mehr, noch Wehklag' und Trennung! —
Denn die letzte Thräne von den Wangen

Trocknet Gott! — Er ihre Sonn' und Kühlung! —
Er ihr Lamm auf ewig grünen Auen.

Sohn der Jungfrau! heil'ger ſchöner Palmbaum!
Unter deinem Schatten will ich ruhen:
Denn er weht dem Matten ſüße Kühlung,
Iſt dem Schwachen neue Himmelsſtärke.
Deiner Lippen Frucht iſt ew'ges Leben
Und dein Athem Hauch des Paradieſes.

Klaglied über den Fall des Königs von Tyrus, unter dem Bilde eines Cherubs *).

Du Kunſtgebilde, weisheitsvoll und ſchön **)!
In Eden, in dem Garten der Elohim,
Warſt du: dich ſchmückte jeder Edelſtein,

---

*) Ezech. 28, 12. Das Lied iſt eine Nachahmung des Trauergeſanges Jeſaias über den König zu Babel, (Jeſ. 14, 2.)

**) Tyrus war die reichſte Handelſtadt der damaligen Zeit, und ſo wie phöniciſche oder ſidoniſche Arbeit im Alterthum der Name der künſtlichen Arbeit war, ſo konnte, der hier beſungen wird, nicht ſchöner als unter der Geſtalt eines reichen Kunſtgebildes ſelbſt beklagt werden.

Rubin, Smaragd, Demant und Hyacinth
Und Jaspis, Onyx und Sapphir und Gold.
Am Tage deiner Bildung prieſen dich
Willkommend ſchon Drommet- und Paukenſchall.
Zum Cherub, der ſich ſtreckt und Eden deckt
Setzt' ich dich auf den Berg der Herrlichkeit
Der Elohim: da unter glüh'nden Steinen
Wandelteſt du. In allen deinen Wegen
Ruhmvoll vom Tage deines Werdens an,
Bis deine Miſſethat jetzt funden iſt.
Jetzt hat man dich in alle deinem Handel
Voll Uebertretung funden, und voll Trug.
Drum will ich dich vom Berge der Elohim
Verſtoßen! Dich den Cherub, der ſich ſtreckt,
Vertilg' ich dich vom Berge der glüh'nden Steine.
Dein Herz erhob ſich über deiner Zier:
Ob deinem Glanz verlorſt du deine Weisheit.
Drum will ich auf die Erd' hinwerfen dich,
Den Königen dich geben anzuſchau'n: *)
Denn viel iſt deines Frevels; und dein Trug
Hat deine Götterzier mit Schimpf befleckt.

---

*) Nach Jeſ. 14, 16.

Aus deinem Buſen ſoll ein Feuer ausgeh'n,
Das dich verzehret. Du wirſt Aſche ſeyn
In aller Völker Augen rings umher:
Und wer dich kennt aus allen Völkern, wird
Erſtaunen über dich. Du warſt der Stolz
Der Erd', und biſt's in Ewigkeit nicht mehr.

Das Land der Väter.

Nach iſraelitiſchen Begriffen und Begebenheiten.

Er iſt hinweg! Wohin iſt er gekommen?
Elohims Freund — wir finden ihn nicht mehr.
Elohims Freund — Gott hat ihn weggenommen,
Bei ſeinem Gott iſt Er.

Hinunter ſinken wird der Böſen Rotte
Verſinken in des Meeres tiefen Schlund,
Da toben, Schatten ſie, ſich ſelbſt zum Spotte:
Ein öder Höllengrund.

Ihm aber nach zieh'n die gerechten Schaaren
Der Väter ein in Gottes Paradies;
Zum Kanaan, wo ſie hier Fremde waren,
Das ihnen Gott verhieß.

Da wird dein Freund, Elias, einſt erſcheinen,
Ein raſcher Sieger, vor des Himmels Thor:
Ihn tragen Feuerroſſe, gleich den Deinen,
Jehovah, hoch empor.

Auch ſeine ſtillen Treuen läßt dem Staube
Des Grabes Er, ihr Freund, ihr Schutzgott nicht:
Er giebt ſie nicht dem Schattenreich zum Raube,
Er führt ſie an das Licht.

An deiner Hand, Jehovah, will ich ſchreiten
Durchs neblichte, durchs dunkle Todesthal.
Sie hält mich feſt, ſie wird hinauf mich leiten
In deinen Ehrenſaal.

Ob Erd' und Himmel meinem Blick verſchwinden,
Ob Seel' und Leib verſchmachtend untergeh'n;
Dich hab' ich Herr, dich werd' ich wiederfinden
In ſchönern Himmelshöh'n.

Und Höll' und Schatten führt einſt der gefangen,
Der ſelbſt hinab zu dunkeln Schatten ſtieg.
Sie folgen ihm: ich ſeh' in Licht ſie prangen!
O Tod, wo iſt dein Sieg?

Gefangenſchaft in Babel.

Der 137ſte Pſalm.

An Babels Strömen ſaßen wir
Und weineten, wenn wir an Zion dachten:
An ihren Weiden hingen unſre Harfen.

Zwar forderten daſelbſt, die uns gefangen hielten,
Lieder von uns;
Unſre Dränger heiſchten von uns Freude:
„Der Zions-Lieder ſinget uns doch eins!“ —
Wie ſollen wir ſingen Jehovahs Lied
In einem fremden Lande! —

Vergäß ich dein, o Jeruſalem!
So vergeſſe meiner die Rechte!
Es hange meine Zung' an meinem Gaum,
Wenn ich nicht dein gedenke! —
Wenn nicht Jeruſalem allein
Meine höchſte Freude bleibt!

Gedenk', o Herr, gedenk' der Töchter Edoms
Am Unglücks-Tage Jeruſalems,
Da ſie ausriefen: Reißet ein!
Reißt ein bis auf den Grund!

Tochter Babels! Verwüſtete!
Heil ihm, der dir vergilt!
Der dir vergilt, was du an uns gethan,
Heil ihm, der deine Säuglinge ergreift,
Und wirft ſie an den Fels.

Klagegeſang Davids um Jonathan, ſeinen Freund.

Iſraels Reh! ſo biſt du auf deinen Höhen verwundet!

Chor.

Ach gefallen die Helden! wie ſind die Helden gefallen!

Sagt's nicht an zu Gath! Verkündiget's nicht auf den Straßen
Asklons! daß ſich nicht freuen die Töchter der Philiſter,
Daß nicht hüpfen vor Freude der Unbeſchnittenen Töchter!

Berge Gilboa! auf euch fall fürder Regen und Thau nicht

Mehr! Nicht mehr auf euch, ihr fluchverbanneten Berge!
Denn auf ihnen ward Helden ihr Schild zu Boden geſchlagen,
Königes Schild, als wär' er nimmer mit Oele geheiligt! —

Jonathans Bogen, er wandte ſich nie vom Blut der Erſchlagnen,
Nie vom Fette des Starken zurück. Auch Königes Schwert kam
Müſſig nimmer zurück! (Vom Blut des Erſchlagenen troff es!)

Saul und Jonathan! lieblich und hold einander im Leben,
Gingen auch ungetrennt liebend dem Schattenreich zu.
Schneller als Adler, tapfrer als Löwen waren die Helden!

Töchter Iſrael, weinet um Saul! Er wird euch nun nicht mehr
Kleiden in Purpurgewand, kleiden in goldenen Schmuck.

Chor.

Ach! wie ſind die Helden gefallen! In
Mitte des Schlachtfelds,
Jonathan, liebliches Reh, auf deinen Hö-
hen verwundet!

Leid iſt's mir um Dich, mein Bruder Jonathan,
leid mir!
Lieblich wareſt Du mir! ja ich liebte Dich ſehr!
Sonderbar liebt' ich Dich, weit über Liebe der
Frauen. —

Chor.

Ach, wie fielen die Helden! und ihre
Waffen des Krieges
Liegen zerſchlagen umher. —

Eine morgenländiſche Idylle.

Pſalm 23.

Mein Gott, der iſt mein Hirt!
Wo ich geh' und ſteh.
Wo er mich führt, wie er mich führt,
Was fehlt mir je?

Jetzt ruh', jetzt lagr' ich mich
Am Bach der Au':
Auf grünender Au', am kühlenden Bach,
Im Morgenthau.

Dann weckt, dann führt er mich
Mit neuem Muth,
Richtigen Wegs, ſichern Stegs
Zu neuem Gut.

Und auch im Thal der Nacht
Warum fürcht' ich mich?
Meines Hirten Stab, meines Hirten Schall,
Die tröſten mich.

Und hinter Grau'n und Nacht,
Im dunkeln Thal,
Siehe, da ſteht, Feinde, da ſeht
Mein Freudenmahl!

Seht, Freudenöhles träuft
Mein lockig Haar!
Becher, du ſchwebſt, Becher, du ſchäumſt
Als trunken gar.

Gut Heil, gut Heil wird ſtets,
Stets um mich ſeyn:
Freudig und ſatt geh' ich alsdann
Wahlhall' *) hinein!

Jeſaias Gemälde der goldenen Zeit.

Der Wolf wird mit dem Lamme wohnen,
Der Leopard ſich mit dem Widder lagern.
In zahmer Heerde gehen Kalb und Löwe mit einander.
Ein kleiner Knabe leitet ſie.

Kuh und Bärin weiden mit einander,
Und ihre Jungen liegen mit einander,
Auf Stoppeln weidet Löw' und Stier.

Der Säugling ſpielt am Bach der Natterſchlange,
Der kaum Entwöhnte ſtreckt die Hand in Baſiliskens Höhle;

---

*) Wahlhalla, „Halle, Tempel, Gaſtmal der Auserwählten." Die ſchönſte, genetiſche Erklärung des Himmels.

Und nichts beſchädigt, nichts verletzt
Im Lande meiner Heiligkeit.
Das Land iſt voll von Wiſſenſchaft Jehovens,
Wie Waſſer füllen den Ocean. —

Einige Züge des Buchs Hiob, als Compoſition betrachtet.

Im Buche Hiob iſt eine zwiefache Scene, im Himmel und auf der Erde. Oben wird gehandelt, unten geſprochen; das Untere weiß den Sinn des Obern nicht, deswegen räth es hin und wieder — das tägliche Verhältniß aller Philoſophien und Theodiceen der Welt.

Der Gegenſtand des Buchs iſt ein Leidender, ein unſchuldig- und ſogar körperlich Gequälter. Ihm verzeiht man alle Klagen und Seufzer: denn auch ein Held ächzet bei körperlichem Schmerz. Er ſiehet den nahen Tod vor ſich, und wünſcht ihn: ſein Leben iſt verbittert; warum ſollte er nicht ächzen?

Hiob leidet als der Ruhm und Stolz Gottes: ſeine Plagen ſind verhängt, das Ehrenwort des

Schöpfers über ihn zu bewähren; kann's einen edlern Gesichtspunkt menschlicher Leiden geben? Dieser große Umriß des Buchs ist Theodicee des Weltmonarchen; nicht die einseitigen Rechtfertigungen aus dem Munde der Weisen der Erde, obwohl auch von diesen viel Schönes gesagt wird.

Alles aber, was sie sagen, tröstet nicht; ja es erbittert. Hiob übertrifft sie in Schilderung der Macht und Weisheit Gottes, und bleibet doch elend — ein gewöhnliches Bild des Trostes der Erde. Ihr Schauplatz ist zu eng und umhüllet: sie suchen Gründe im Staube, da sie über den Sternen suchen sollten; und wer von ihnen reichte dahin? Keiner vermuthet nur, daß das der Grund der Leiden Hiobs war, was hier das erste Kapitel saget *).

Wie wird des Unglücklichen Aschenhaufe geehret! Er ist ein Schauspiel der Engel und des ganzen himmlischen Heers. Hiob bewährt seine Tugend, rechtfertigt das Wort des Schöpfers: Gott hält den Kranz bereit, ihn zu krönen. — Diese doppelte

*) Kap. 1, 8 — 12. Kap. 2, 3 — 6.

Scene und die unsichtbaren Zuschauer, wie Hiob sein Unglück ertrage? machen den Schauplatz des ganzen Buchs heilig.

Der Mann, der ein Muster menschlicher Stärke und Treue im Himmel seyn soll, wird auf der Erde in einen Weisheitskampf verflochten; und hier ist er auch ein Mensch wie Andre. Der Dichter hat ihm einen raschen Charakter und eine Wärme gegeben, die ihn gleich bei der ersten, wirklich gelinden Zusprache Eliphas fortreißt. Dieser Sauerteig ist das Ferment seiner Tugend und auch dieser Gespräche: sie wären langweilig und ununterrichtend, wenn seine Freunde nur trösteten und Hiob nur klagte.

Durch alle geht ein feiner Faden fort. Die drei Weisen sprechen charakteristisch, und Hiob überwindet sie als Weiser und Dichter. Eliphas ist der bescheidenste, sogar daß er die erste Lehre, die er Hiob geben will, nicht selbst sagt, sondern einem Orakel in den Mund legt *). Bildad greift Hiob mehr

---

*) Kap. 5, 12.

an, und Zophar übertreibt meiſtens nur, was Bildad ſagte. Er verliert ſich auch zuerſt vom Schauplatz.

Es ſind drei Angriffe der Kämpfenden *). Am Ende des erſten iſt die Sache ſchon ſo weit, daß Hiob von ihnen, ſeinen Beſchuldigern, richterlich an Gott appelliret **). Im zweiten iſt der Faden am meiſten verworren, und gleichſam des Geſprächs Knoten: denn am Ende deſſelben behauptet Hiob gegen Zophar ſogar, daß es eben dem Böſen in der Welt wohlgehe ***) — wozu ihn bloß die Hitze des Kampfs verleitet. Eliphas will durch eine feine Wendung einlenken; aber die Sache iſt zu erbittert. Hiob behauptet ſeinen Spruch †), Bildad weiß wenig ††), Zophar nichts mehr entgegen zu ſetzen, und Hiob iſt Ueberwinder. Er geht wie ein Löwe zwiſchen niedergelegten Feinden einher, nimmt zurück,

---

*) Kap. 4 — 14. Kap. 15 — 21. Kap. 22 — 26.

**) Kap. 13.

***) Kap. 21.

†) Kap. 24.

††) Kap. 26.

was er in der Hitze gesagt hatte *), und sagt in drei Absätzen Sprüche, die die Krone des Buchs sind **). —

So eintönig für uns alle Reden klingen, so sind sie mit Licht und Schatten angelegt, und der Faden, oder vielmehr die Verwirrung, der Materie nimmt zu von Rede zu Rede, bis Hiob sich selbst fasset und seine Behauptungen lindert. Wer diesen Faden nicht verfolgt und insonderheit nicht bemerkt, wie Hiob seinem Gegner immer den eignen Pfeil aus der Hand windet, entweder das besser sagt, was jener sagte, oder die Gründe jenes eben für sich braucht — der hat das Lebendige, Wachsende, kurz die Seele des Buchs verfehlet.

Mit einer schönen Elegie fängt Hiob an ***) und er schließt meistens seinen Spruch mit einer dergleichen rührenden Wehklagen. Diese sind wie der Chor des alten Trauerspiels: sie machen den Inhalt allgemein und menschlich.

---

*) Kap. 27.

**) Kap. 28 — 31.

***) Kap. 3.

Da Hiob die Weisen überwunden hat, wirft sich ein junger Prophet auf den Schauplatz *). Er ist wie die meisten Gottesbegeisterten der Art, anmaßend, kühn, allein weise: er macht große Bilder ohne Ende und Absicht; daher antwortet ihm auch Niemand. Er steht wie ein lauter Schatte da, zwischen Hiobs und Gottes Rede; dieser widerlegt ihn nur durch seine Ankunft thätlich und — er ist wie ein Schatte verschwunden. Sein Auftritt ist in der Composition des Ganzen weise und lehrreich geordnet. —

Gott erscheint unvermuthet und prächtig. Er unterbricht den Propheten, da dieser, ohne es zu wissen, seine Ankunft gemalt, und für unmöglich gehalten hatte; er läßt die Weisen, seine Vertheidiger, steh'n, und spricht mit Hiob. Mit diesem redet er auch, zuerst nicht als Richter, sondern als Weiser **). Er legt ihm, der doch Alle überwunden, und alle Weisheit Himmels und der Erde erschöpft habe, Räthsel und Fragen vor. Sie betreffen Geheimnisse

*) Kap. 32 — 37.

**) Kap. 38.

der Schöpfung und Weltregierung; der Erdenweiſe ſteht verſtummt.

Er führt ihm ſieben wilde Thiergeſtalten, zuletzt die Ungeheuer des Waſſers vor*), die Er, der Vater der Welt, alle erſchaffen; für die alle, als für ſeine Lieblinge, er täglich ſorge. — „Warum ſind dieſe Geſchöpfe da? ſie ſind nicht für den Menſchen, ja die meiſten dem Menſchen ſchädlich.“ — Der Weiſe der Erde ſteht verſtummt und beſchämet. Unterwerfung alſo unter den unendlichen Verſtand, unter den unüberſehbaren Plan, unter die augenſcheinliche Güte des großen Hausvaters, die für den Krokodill und Raben ſorgt – dieß iſt die Auflöſung der Fragen über Weltregierung und Schickſal aus dem Munde des Weltregierers ſelbſt, der im Ungewitter und mit Thaten der ganzen Schöpfung redet. Die wahre Theodicee eines Menſchen iſt Studium der Macht, Weisheit, Güte Gottes in der ganzen Natur und demüthiges Erkenntniß, daß ſein Verſtand, ſein Plan über den unſern reiche.

---

*) Kap. 39 — 41.

Gott belehrt alſo auch den Hiob nicht: warum er ihn geprüft habe? Er erſtattet, er vergilt ihm ſeinen Schaden, und das iſt, was der Sterbliche fordern konnte. Die Gemein-Oerter der ſogenannten Gottesvertreter werden ſo wenig geehrt und belohnt, daß ſie vielmehr — durch ein Opfer aus Hiobs Hand müſſen verſöhnt werden. —

Hohe Anlage des Buchs, von der ich nur einige ſchwache Züge entworfen habe! Wenn es kein Fürſt geſchrieben hat, ſo iſt es eines Fürſten werth: denn ſeine Denkart iſt königlich und göttlich. Durchs Ganze des Buchs hin handelt Gott als König, Hausvater und Weiſer der weiten Schöpfung. Engel und Menſch, Rabe und Behemoth ſind in ſeinen Augen gleich. — Die ſchönſten Beſchreibungen von Gottes Eigenſchaften und ſeiner Weltregierung, die beredtſten Troſtgründe, und was man über Providenz und Menſchenſchickſal für und wider ſagen kann, ſind durch's Buch hin zerſtreuet; die höchſte Aufrichtung und Lehre iſt aber die Einfaſſung des Buchs ſelbſt. Epopee der Menſchheit, Theodicee Gottes, nicht in Worten, ſondern im Verhängniß, in ſeiner ſtillen

That. Ecce spectaculum dignum ad quod respiciat intentus operi suo Deus. Ecce par Deo dignum vir fortis cum mala fortuna compositus.

Und wo iſt dein Grab, Du früher Weiſer, der dieſe Theodicee und Epopee ausſann, der ſie in dieſe ſtille That, das Verhängniß eines Leidenden auf ſeinem Aſchenhaufen, brachte, und mit geflügelten Sprüchen ſeiner Weisheit, wie mit den Funken ſeiner raſchen Seele, befeuerte und kränzte? Wo iſt dein Grab, Du hoher Dichter, Vertrauter des göttlichen Raths, der Engel und Menſchenſeelen, der Du Himmel und Erde in Einen Blick zuſammen faßteſt, und von der Klage des Gequälten im Schattenreiche bis zu den Sternen, ja über die Sterne hinauf deinen Geiſt, dein Herz, deine Dichtungsgabe, deine Leidenſchaft ſchwangeſt? Blüht eine ewig grünende Cypreſſe auf deiner Ruheſtätte? oder liegſt Du verborgen, wie dein verſchwiegner Name, und läſſeſt dein Buch zeugen, und ſingſt, hoch über unſerm großen Aſchenhaufen ſo vieler Gequälten, mit Morgenſternen um deines Weltregierers Thron?

Oder warſt Du der Geſchichtſchreiber deiner Leiden und deines Triumphs, deiner überwindenden und

überwundenen Weisheit, Du der glückliche Unglückliche, der Gequälte und Belohnte selbst? So hast Du zum andern Mal den Klagen deines Herzens Luft gemacht, und deinen Sieg über Jahrtausende und Welttheile verbreitet. Aus deiner Asche ist auch mit diesem Buch ein Phönix, ein verjüngter Palmbaum hervorgegangen, dessen Wurzeln das Wasser saugen. Da Du, wie Du wünschtest, in deinem Nest erstarbst, hat sich der Weihrauch desselben umhergebreitet, hat manche Ohnmacht erquickt, und wird sie erquicken bis zum Ende der Zeiten. — Du ziehst den Himmel auf Erden, sein himmlisches Heer lagerst Du unsichtbar um das Bett des Kranken, sein Leiden wird Schauspiel der Engel, Bewährung Gottes in seinem Geschöpf, auf das sich, wie zur Rechtfertigung seiner eignen Sache, prüfend sein Blick heftet. Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben. Die Geduld Hiobs habt ihr gehöret, und das Ende des Herrn habt ihr gesehen: denn der Herr ist barmherzig und ein Erbarmer *).

Hiobs

*) Jakob. 5, 11.

Hiobs Beſchreibung vom Todtenreiche *).

Warum doch ſtarb ich nicht im Mutterſchooß?
Warum zur Welt gekommen entſchlief ich nicht?
Warum daß Kniee mir entgegen kamen?
Warum daß ich an Brüſten ſaugen lernte?

So läg' ich nun und raſtete
Ich ſchlief' und hätte Ruh.
Mit jenen Königen und Herrn der Erde,
Die Wüſteneien ſich zu Gräbern bau'n:
Mit goldesreichen Fürſten,
Die noch ihr Todtenhaus mit Schätzen füllten.
Wie eine Frühgeburt wär' ich verſcharrt,
Wie Kinder, die nie ſahn der Sonne Licht. —

Da hören die Boshaften auf zu drängen,
Da ruhen die Ermüdeten.
Da ſingen die Gefangnen Freiheitslieder,
Sie hören nicht des Treibers Stimme mehr.
Der Kleine und der Große ſind da gleich:
Der Knecht iſt frei von ſeinem Herrn.

* * *

*) Hiob 3, 11. Kap. 10, 20.

Iſt meine Lebenszeit nicht kurz und nichtig?
Er laſſe ab von mir, daß ich nur Ruhe ſchöpfe!
Eh' ich hingeh' und nicht mehr wiederkehre,
Ins Land der Finſterniß und Todesnacht:
Ins Land der Dunkelheit und öden Schatten,
Wo Wirrung herrſcht, wo ſelbſt der Morgen Nacht iſt.

Hiobs Lobgedicht auf die Weisheit *).

Dem Silber hat der Menſch den Ausgang funden,
Den Ort des Goldes, das er gießt:
Hat Eiſen aus dem Staub genommen
Und Stein zu Erz geſchmelzt.
Hat Grenzen auch der Finſterniß geſetzet;
Hat jedes Aeußerſte erſpäht,
Den Stein der Todesſchatten,
Der Todesnacht.
Ein Strom geht auf vom Reiche der Vergeß-
nen **):

*) Hiob Kap. 28.

**) Nach dieſer Abtheilung und Lesart wäre die Wohnung der Vergeßnen das Todtenreich, tiefer als wohin die

Vom Fuß des Berges ziehn ſie ihn empor;
Von Menſchen leiten ſie ihn weg.

Die Erd', aus ihr geht oben Brod hervor,
Tief unten wird ſie wie vom Feuer durchwühlt;
Da liegt in ihren Felſen der Sapphir
Mit Goldesſtaub durchſprengt.

Den Weg erſah kein Bergesvogel je;
Des Geiers Auge hat ihn nie erſpäht:
Kein ſtolzes Höhlenthier hat ihn betreten;
Kein Löwe ging je dieſen Gang.

An Felſen legt der Menſch die Hand,
Und kehret Berge von der Wurzel um;
Aus Felſen ſpaltet er die Ström' hervor
Und was nur köſtlich iſt, erſah ſein Blick;
Späht auf der Flüſſe tiefverſteckten Quell
Und bringet die Verborgenheit ans Licht.

Wo aber aus ſoll man die Weisheit finden?
Und wo iſt des Verſtandes Ort?

---

tiefſte Bergarbeit reicht. Ströme vom untern Strom der ewigen Vergeſſenheit brechen hervor, und doch werden ſie von Menſchen überwunden, heraufgepumpt und weggeleitet. Doch bekenne ich, daß mir dieſe Stelle dunkel bleibt.

Der Menſch, er weiß nicht ihren Sitz,
Im Lande der Lebend'gen iſt ſie nicht.
Das Meer ſpricht: nicht in mir iſt ſie!
Die Tiefe: nicht in mir!

Auch nicht um Gold wird man ſie ſich erkaufen;
Kein Silber wäget ihren Werth.
Kein Gold aus Ophir wird ihr gleich geachtet,
Kein edler Onyx und Sapphir.

Kryſtall und Gold iſt nimmer ihr zu gleichen:
Kein Prachtgefäß tauſcht je ſie ein.
Ramoth und Gabiſch iſt nicht gegen ſie zu nennen:
Schöner als Perlen reizet ſie.
Topas aus Mohrenland iſt nichts zu ihr;
Das reinſte Gold reicht an ſie nicht *).

Woher denn aus ſoll man die Weisheit finden?
Und wo iſt des Verſtandes Ort?

---

*) Alle dieſer Reichthum zeugt abermal vom idumäiſchen Urſprunge des Buchs Hiob. Die Idumäer hatten frühe den Handel über Ezion, Geber und Elath auf dem arabiſchen Meerbuſen, den die Iſraeliten erſt unter Salomo bekamen. Daher alſo die Bekanntſchaft mit Ophir, Aethiopien und den hier genannten Koſtbarkeiten.

Verborgen hat ſie ſich dem Auge der Lebend'gen;
Dem Vogel unterm Himmel tief verſteckt.
Vernichtung und der Tod, ſie ſprachen:
Wir hörten fernher ihr Gerücht.

Gott kennt den Weg zu ihr,
Nur er kennt ihren Ort.
Er blicket bis zum End' der Erd' hinaus,
Schaut unter allen Himmeln weit umher.

Und als dem Wind' er zuwog ſein Gewicht,
Und er den Waſſern gab ihr Maaß,
Und ordnete dem Regen ſein Geſetz,
Und zog den Ungewittern ihre Bahn:
Da ſah er ſie und rechnete ſie aus,
Beſtimmte ſie, durchforſchete ſie tief,
Und ſprach zum Menſchen: „Dir iſt Furcht des Herren Weisheit!
„Das Böſe meiden, das ſey Dir Verſtand."

Bild des Glückes, der Thätigkeit und Würde eines morgenländiſchen Fürſten *).

O wäre mir's, wie in den alten Zeiten,
In jenen Tagen, da noch Gott mein Schutzgott war!

*) Hiob 29.

Da sein Licht helle schien mir überm Haupt *),
Und ich an seinem Strahl durchs Dunkel ging.

Wie ich einst war in meinen Jugendtagen,
Da Gott in meinem Zelte saß zu Rath:
Da der Allmächt'ge bei mir war,
Und ringsher um mich meine Sklaven standen.

Und wo ich ging, da flossen Ströme Milch,
Der Fels ergoß sich mir in Bächen Oel's.
Ging ich aus meinem Hauf' in die Versammlung,
Ließ auf dem Marktplatz meinen Teppich breiten;
Die Jüngling' sah'n mich und versteckten sich,
Die Alten standen auf und blieben steh'n:
Die Fürsten hielten ein in ihrer Rede,
Sie legeten die Hand auf ihren Mund:
Die Stimme der Rathführer war verstummt,
Die Zunge hing an ihrem Gaum.

---

*) Im Zelt des Morgenländers hing eine Lampe: die Glorie des Schutzgottes vertritt hier die Stelle. Ja Gott leuchtet ihm in der Dunkelheit vor, sitzt in seinem Zelt mit ihm zu Rath, und was er vornimmt, geht glücklich.

Und welches Ohr mich hörte, pries mich glücklich,
Und welches Aug' mich sahe, sprach mir bei:
Denn ich errettete den Armen, der da schrie,
Das Waisenkind, das keinen Helfer fand.
Auf mich kam Segen deß, der untergehen wollte.
Der Wittwen Herz macht' ich Gesanges voll.
Zog an Gerechtigkeit, sie zierte mich:
Wie Kleid und Turban legt' ich an das Recht.
Ich war des Blinden Auge,
Des Lahmen Fuß war ich;
Ich war den Armen Vater,
Nahm mich der Rechtsach' auch des Fremden an,
Und brach dem Ungerechten aus die Zähne,
Riß aus dem Rachen ihm den Raub.

Und sprach: mit meinem Neste will ich sterben *),
Des Phönix Alter wird mein Alter seyn.
Und meine Wurzel wird das Wasser saugen,

---

*) Offenbar wird hier der Phönix gemeint; nur durch einen schönen Doppelsinn des Worts wird das Bild des Vogels nachher in das Bild des Palmbaums verwandelt: ein Zeichen, daß die Analogie beider auch im Morgenlande bemerkt und ausgedrückt war.

Der Thau auf meinen Zweigen übernachten.
Es wird ſich meine Kraft mit mir verjüngen,
Mein Bogen ſich in meiner Hand erneu'n. —

Sie horcheten mir zu und warteten,
Sie ſchwiegen meinem Rath.
Nach meinem Wort ſprach keiner mehr,
Denn meine Rede troff auf ſie, wie Thau.

Wie auf den Regen harreten ſie mein,
Eröffneten den Mund, wie auf den Frühlings-Regen.
Lacht' ich zu ihnen; ſie mißbrauchten's nicht:
Mein fröhlich Angeſicht mocht' keiner je betrüben.

Ich wählete für ſie und ſaß als Haupt,
Als König wohnt' ich unter meiner Schaar,
Wie unter Traurigen der Tröſter wohnt.

Sittenlehre eines Idumäiſchen Fürſten *).

Mit meinen Augen hatt' ich einen Bund gemacht;
Denn was ſäh' ich an einer Jungfrau?

---

*) Hiob 31.

Und was für Theil behielt ich denn an Gott?
Welch Erbe bei dem Gott im Himmel droben?

Denn folgt nicht Untergang dem Frevler nach?
Und dem, der Unrecht ausübt, offne Schmach?
Drum dacht' ich: er ſieht meine Wege ja!
Und alle meine Schritte zählet Er!

Hab' ich des Heuchlers Pfade je gewandelt,
Und eilete zum Truge je mein Fuß:
(Er wäge mich auf ſtrenger Rechtes Wage,
Und Gott wird ſelbſt denn meine Unſchuld ſeh'n!)
Wich je mein Tritt ab von der Bahn,
Schlich meinen Augen je mein Herze nach,
Und blieb an meiner Hand je etwas kleben;
So mög' ich ſäen und ein Andrer eſſe,
So wurzle, was ich pflanz', ein Andrer aus!

Ward je mein Herz bei einem Weibe lüſtern,
Und lauert' ich an meines Freundes Thür;
So ſey mein Weib auch eines Fremden Sklavin,
So werde ſie von Andern mir entehrt:
Denn das wär' Laſter auch vor menſchlichem Gericht.
Es wär' ein Feuer, das bis zur Verzehrung brennt,
Das all' mein Glück mir ſengte Wurzel-aus.

Hab' meinem Sklaven ich ſein Recht je abgeleugnet,
Und meiner Magd, in Rechtsſach' auch mit mir;
Was ſollt' ich thun, wenn Gott nur gegen mich aufſtünde,
Wenn er es unterſuchte, was antwortet' ich?
Hat nicht, der mich gemacht, auch ihn gemacht?
Sind wir nicht gleich im Mutterleib' gebildet?

Verwelgert' ich dem Dürft'gen ſeinen Wunſch,
Und ließ der Wittwen Aug' nach Speiſe ſchmachten,
Und aß mein Mahl allein,
Und ließ den Waiſen nicht davon genießen,
Der mit mir von Kind auf erwachſen war,
Daß ich ſein Vater würde,
Den ich von Mutterleib' an leitete:

Sah' den Unglücklichen ich ohne Kleid,
Und unbedecket den Elenden geh'n;
Daß ſeine Glieder ſich nicht mein erfreuten,
Daß meiner Schaafe Wolle ihn nicht wärmte:

Erhob ſich gegen Waiſen meine Hand,
Weil vor Gericht ich mir ſchon Beiſtand ſah;
So falle von der Achſel mir die Schulter,

So breche ſtracks der Knochen meines Arms!
Erzittern mußt' ich jetzt vor Gottes Strafe,
Denn gegen ſeine Hoheit könnt' ich nichts!

Setzt' ich auf Reichthum mein Vertrau'n;
Und ſprach zum Golde: Du biſt meine Zuverſicht!
Und freuete mich meiner vielen Güter,
Daß meine Hand ſo vieles vor ſich fand;

Sah' ich die Sonn' an, wie ſie glänzete,
Den Mond, wie er ſo prächtig geht,
Und im Verborgnen nur verirrete mein Herz,
Daß mein Mund ihnen nur den Handkuß zuge-
worfen;
Auch das wär' ſchon gerichtlich Miſſethat,
Denn ich hätt' damit Gott im Himmel abgeſagt.

Erfreuet' ich mich je bei meines Feindes Unglück,
Frohlockte, wenn's ihm übel ging;
Nein! meiner Zung' entfuhr kein böſes Wort,
Nie ließ ich ihr Verwünſchung Seiner zu:
Auch wenn die Männer meines Zeltes ſprachen:
„O hätten wir ſein Fleiſch, es ſollt' uns ſättigen!" —

Kein Fremdling durfte draußen übernachten;
Dem Wandrer that ich meine Thüren auf! —

Verhehlt' ich, wie ein ſchlechter Menſch, mein Fehlen,
Und wollt' im Winkel meinen Frevel bergen,
Weil etwa ich die Menge fürchtete,
Weil die Verachtung der Familien mich ſchreckte,
Und ſchwieg alſo, und blieb daheim. —

O wo find' ich den Richter, der mich hört!
Sieh meine Rechtsſchrift; o antwortete mir Gott!
O ſchriebe Jemand ganz mir meine Sache auf:
Auf meine Schulter wollt' ich's prangend legen *),
Als Diadem die Schrift um meinen Turban binden.
Ich wollt' ihm alle meine Tritte ſagen:
Ihm, wie ein Held, mich nah'n!

Schrei't wider mich mein Land,
Und weinen ſeine Furchen,
Weil ſeine Frucht ich unbezahlt genoß,
Und quälete des Landmanns Seele aus;
So trag' er mir ſtatt Weizen künftig Dornen,
Und Unkraut ſtatt der Frucht.

---

*) Wie ein Ehrenkleid, einen Kaftan.

Beſchreibung von Naturgegenſtänden.

a.

Der Löwe.

Jagſt Du dem Löwen ſeinen Raub?
Und ſättigeſt der jungen Löwen Gier?
Wenn ſie geſtreckt in Höhlen liegen,
Und lauren da im Hinterhalt.

Wer ſchafft dem Raben ſeine Speiſe?
Wenn ſeine Jungen ſchrei'n zu Gott,
Und irren umher und finden keine Speiſe.

Bemerkeſt Du die Zeit, wenn die Felsgems gebieret?
Und nimmſt in Acht der Hirſche Mutterweh'n?
Und zählſt die Monden nach, da ſie noch tragen muß,
Und weißt genau, wenn ſie gebiert?
Sie krümmen ſich und drängen aus die Jungen,
Sie drängen ihre Schmerzenskinder aus;
Und es gedeihen ihre Kinder,
Sie mehren in der Wüſte ſich,
Sie gehen weg, und kommen nie
Zu ihren Müttern wieder. —

b.

Der Waldeſel.

Wer machte den Waldeſel frei?
Und löſete ihm auf der Knechtſchaft Bande?
Die Wüſte gab ich ihm zum Hauſe ein,
Die unfruchtbare Wüſtenei zur Wohnung.
Da lachet er des Lärms der Stadt;
Das Dranggeſchrei der Treiber hört er nicht:
Auf grünen Bergen ſucht er ſeine Weide;
Wo grünes Gras iſt, ſpäht er's auf.

c.

Der Waldochs.

Wird Dir der Waldochs dienen wollen?
Wird er an deiner Krippe übernachten?
Spann' ihn einmal in's Seil ein, Dir zu furchen,
Verſuch's, daß er, Dir nach, die Thäler ackre.
Verlaſſe Dich auf ihn, weil er ſo ſtark iſt,
Und trau' ihm deine Arbeit an,
Vertrau' ihm an, daß er Dir deine Frucht zu führe,
Daß er Dir deine Tenne füllen ſoll.

d.

Der Strauß.

Mit Luſtgeſchrei erhebt ſich ein froher Fittig dort:
Iſt's Storchs Flügel und Kiel?
Der Erde vertraut er ſeine Eier an,
Legt über den Sand ſie, daß ſie der erwärmt,
Und denkt nicht dran, daß ſie ein Fuß zertrümmere,
Daß ſie zertret' ein wildes Thier.
Iſt hart auf ſeine Kinder: ſie ſind nicht ſein:
Umſonſt iſt ſeine Geburtsmüh': doch er achtet's nicht:
Denn Gott ließ ihn vergeſſen nachzudenken,
Verüberlegung theilt' er ihm nicht mit;
Aber hebt er ſich und ſpornt ſich an zum Lauf,
Verlachet er den Reuter und ſein Roß.

e.

Das Roß.

Gabſt Du dem Roß die Kraft?
Und ſchmückteſt ihm mit fliegender Mähne den Hals?
Machſt es aufſpringen, wie die Heuſchreck ſpringt?
Sein prächtig Wiehern ſchreckt:
Es ſcharrt die Erd' und freut ſich ſeiner Kraft.
Wenn es dem Waffenglanz' entgegen zeucht,
Lacht es der Furcht und zittert nicht,
Und kehrt nicht um, wenn es das Schwert erblickt.

Ueber ihm ſchwirrt der Köcher,
Lanzen und Spieße blitzen umher.
Mit Muth und Zorn wühlt's in den Boden und ſtampft,
Und glaubt nicht, daß ſchon die Drommet' ertönt.
Die Drommet' tönt lauter; es ruft: Hui!
Und ſchnaubt von fern in die Schlacht,
In's Kriegsgeſchrei der Führer, in's Feldgeſchrei! —

f.

Der Adler.

Iſt's dein Verſtand, daß ſich der Habicht ſchwingt
Und ſpannt dem Winde ſeine Fittig' aus?
Iſt's dein Gebot, daß ſich der Adler hebt
Und hat ſein Neſt ſo hoch?
Er bewohnt den Felſen, übernachtet da
Hoch auf der Felſenſpitz' in ſeiner Burg.
Von da erſpäht er ſich den Raub:
In weite Fernen blickt ſein Aug',
Und ſeine Jungen ſchlürfen Blut;
Wo ein Leichnam iſt, iſt Er.

Gottes Macht.

Gewalt und Schrecken iſt um ihn *);
Entſcheider iſt er in der Himmel Höh'n!

Ein

*) Hiob 25.

Sind ſeine Heere nicht ohn' alle Zahl?
Und alle übermag ſein Licht.
Und ſoll der Menſch rechtfertig ſeyn vor Gott?
Und rein vor ihm beſtehn ein Weibesſohn?
Sieh, ſelbſt der Mond iſt weg mit ſeinem Zelt:
Die Sterne ſind nicht rein vor ſeinem Blick.
Und ſollt' der Menſch es ſeyn, der Wurm?
Ein Erdenkind, die Made! —

* * *

Wem hilfſt Du? dem, der keine Stärke hat *)?
Wen retteſt Du? der ſich nicht retten kann?
Wem giebſt Du Rath? der ohne Weisheit iſt?
Und haſt ihn wahrlich reich und tief berathen!
Wen lehren Deine Reden?
Und weſſen Athem weht aus Dir? —

* * *

Die Schatten regen ſich,
Der Abgrund und was ihn bewohnt.
Entdeckt iſt vor ihm die Verweſung!
Enthüllt ſteht die Vernichtung vor ihm da!

---

*) Hiob 26.

Ausbreitet er den Nord nun über's Leere,
Er hängt die Erd' auf über's Nichts:
Knüpft Waſſer ein in ſeine Wolken,
Und ihnen reißt die Wolke nicht:
Befeſtigt ringsum ſeinen Thron,
Legt ringsum ſeine Wolk' um ihn umher:
Und zirkelt ab der Waſſerflächen Grenze.
Bis wo das Licht in's Dunkel ſich verliert!
Des Himmels Säulen zittern:
Sie beben, wenn er ſchilt.
Mit ſeiner Macht peitſcht er das Meer:
Mit ſeiner Weisheit bändigt er
Der Wellen Stolz.
Dann macht ſein Hauch den Himmel wieder ſchön:
Den fliehenden Drachen nur traf ſeine Hand.

Sieh' das iſt nur Ein Theil von ſeinen Wegen;
Ein flüſternd Wort, das wir von ihm gehört.
Den Donner ſeiner Kräfte,
Wer faſſet den?

* * *

Wie der Hirſch ſich ſehnt nach friſchen Quellen,
So ſehnet meine Seele ſich zu Dir.

Meine Seele dürſtet hin zu Gott,
Zu dem lebendigen Gott!
Wann werd' ich zu ihm kommen
Und ſchau'n ſein Angeſicht! —

* * *

Die Erd' hat er auf ihr Gewicht gegründet,
Sie wanket nun und nimmermehr.
Mit Fluthen, wie mit einem Kleid, umhüllt' er ſie.

Ueber den Bergen ſtanden die Waſſer;
Vor Deinem Schelten flohen ſie.
Vor Deiner droh'nden Stimme ſtürzten ſie hinab.

Da ſtiegen die Berg' empor,
Da ließen Thale ſich nieder,
Nieder an ihren Ort, wo Du ſie gründeteſt.

Da ſetzteſt Du den Fluthen Grenze,
Daß ſie nicht überſchritten und kämen wieder,
Und überdeckten das Land.

Du ließeſt Brunnen quellen in den Thalen,
Zwiſchen den Bergen rannen ſie hin.
Sie geben Trank dem Thier des Feldes,

Löſchen dem Wilde ſeinen Durſt:
Ueber ihnen ſitzen die Vögel,
Sie ſingen unter den Zweigen hervor:

Die Berge wäſſerſt Du aus Deinen Waſſerſälen
Mit Deiner Arbeit Frucht *) erſättigſt Du die Welt,
Machſt Gras aufſchießen für das Vieh;
Und Saat, dem Menſchen zum Gebrauch.
Daß ſie das Brod ſich aus der Erd' erzieh'n **),
Und ihr Geſicht von fetter Speiſ' aufglänze:
Und Wein ſich pflanzen, der des Menſchen Herz
erfreut,
Brod, das da ſtärkt des Menſchen Herz.

---

*) Mit der Frucht deiner Arbeit, d. i. mit dem, was deine Schöpfung Gutes hervorbringt. Gott wird als ein Hausvater vorgeſtellt, der immerdar für die Erde ſchaffet und waltet.

**) Die Erziehung des Brod's aus der Erde geht nicht auf Gott, ſondern auf den Menſchen. Gott hat Saat für ihn wachſen laſſen, damit er ſie nun ſäe und ſich Brod verſchaffe. Ich habe die Diſticha des 14. u. 15. Verſes verſetzt. Sie bekommen dadurch mehr Symmetrie, und ſelbſt in Worten eine Art von Zuſammenklang und Ordnung.

Es saugen Gottes Bäume sich voll Saft:
Die Cedern Libanons, die Er gepflanzt;
Damit darauf die Vögel nisten,
Die Geier, deren Haus die Tannen sind.
Dem Steinbock schuf er jene hohen Berge;
Der Bergmaus schuf er in dem Felsen Zuflucht. —

Hiob verwünscht seine Geburtsstunde.

Es vergeh' der Tag, da ich geboren bin!
Die Nacht, in der man sprach: es ist ein Sohn geboren!
Der Tag sey Finsterniß!
Gott frage von oben nie nach ihm,
Kein Licht glänz' über ihm auf.

Es ergreif' ihn Dunkel und Todesnacht!
Die Wolken wohnen über ihm!
Es erschreck' ihn alles Unglück.

Die Nacht! sie nehme Dunkel hinweg,
Daß sie sich nie anschließe den Tagen des Jahrs,
In die Zahl der Monden komme sie nie!

Die Nacht! sie sey einsame Nacht,
Kein Freudegesang tön' in ihr auf!

Es verfluchen ſie, die den Tag verfluchen,
Die das Ungeheu'r zu erregen fertig ſteh'n.

Und finſter werden ihrer Dämm'rung Sterne!
Sie hoffe des Lichts; es komme kein Licht;
Sie ſchaue nie die Wimper des Morgenroths.
Daß ſie nicht zuſchloß meiner Mutter Leib
Und meinen Augen all' mein Leid verbarg. —

Bild der Großmuth und einer felſenfeſten Hoffnung im Unglück.

(Nachdem in ſtürmender Eile alle Trauerbotſchaften von Hiobs Unglück, von ſeinem Verluſt an Gütern und Kindern ihm überbracht ſind, fährt das Buch in ſanftem Tone fort:)

Da ſtund Hiob auf,
Zerriß ſein Kleid,
Und ſchor ſein Haupt *),
Und warf ſich hin zur Erde
Und betet' an und ſprach:

---

*) Nicht Zeichen der Ungeduld, ſondern der Trauer im Morgenlande.

Nackt bin ich kommen aus meiner Mutter Schoos
Nackt werd' ich wieder zu ihr kehren *).
Jehovah hat's gegeben!
Jehovah hat's genommen!
Die Majestät Jehovahs sey gepriesen!

(Da ihn seine Freunde hart drängen, und ihm geheimer Frevelthaten wegen mit einem noch größern Gericht Gottes drohen: da Hausgenossen und Verwandte ihn verlassen, verkennen und verachten, spricht er rührend also: **)

Ein Abscheu bin ich meinen Herzvertrauten:
Ich liebte sie, sie wenden sich von mir.
An meiner Haut, an meinem Fleisch
Hangt mein Gebein;
Die Haut hab' ich in meinen Zähnen kaum
Als Raub davon getragen ***).

---

*) Der Schoos der Mutter und die Erde werden im Orient anspielend oft verwechselt.

**) Hiob 19, 19.

***) Das Bild ist vom Raube hergenommen, den Thiere in Zähnen forttragen; seine Haut ist der arme elende Körper, den er allein davon gebracht hat, (nicht aber die Haut

Erbarmt, erbarmt euch mein, ihr Freunde,
Denn Gottes Hand traf auf mich hart:
Warum verfolgt ihr mich, wie Gott mich ſchon
verfolgt,
Und werdet ſatt von meinem Fleiſche nicht!
Ach! daß mein Wort jetzt aufgeſchrieben würde,
Daß es gezeichnet würde in ein Buch!
Daß es in Eiſenſchrift, in Blei,
Daß zum Andenken es in Fels gegraben würde:

„Ich weiß, daß mein Bluträcher lebt*)!
Zuletzt wird Er noch auf den Kampfplatz treten.

---

an ſeinen Zähnen u. dergl.). Seine Freunde werden als fleiſchfreſſende Thiere geſchildert, die an ſeiner Haut, am armen Reſt ſeines Lebens nagen.

*) Hiobs Freunde haben ſich von ihm gewandt; er hat noch Einen Freund, Einen Verwandten, der ſein — Bluträcher ſeyn wird (dieß war die Pflicht des beſten Freundes, des nächſten Verwandten), und dieß iſt, wie der Verfolg lehret, Gott. Der wird auf dem Staube ſteh'n, und für ihn das Schwert zucken, das Schwert des Rächers und Richters. Für ihn wird er ſeyn und nicht für die Freunde: Hiobs Bruſt kennet ihn als den Seinigen, (ſeinen Freund, ſeinen Verwandten), da auf Erden ihn alles verlaſſe. Da wird die Wurzel ſeiner Sache, ſein Recht erfunden werden.

Laß dieſe meine Haut zernagen ſie;
Noch werd' ich Leibes lebend ſchauen Gott!
Ihn werd' ich ſchauen und als Retter mir.
Mein Auge wird ihn ſeh'n, den Meinigen,
Nach dem ſo lange meine Bruſt geſchmachtet."

Da werdet ihr denn ſprechen:
Warum verfolgeten wir ihn?
Die Wurzel meiner Sache
Wird denn erfunden werden.
Scheut euch vor ſeinem hellen Schwert:
Es iſt ein Schwert des Zorns, das Unrecht rächt!
Das euch es zeigen wird, es ſey Gericht!

Vier verborg'ne Dinge.

Drei Dinge mag ich ausſpähn nicht
Und auch das Vierte weiß ich nicht.

Des Adlers Weg in den Wolken,
Der Schlange Weg an dem Felſen,
Des Schiffes Weg in den Wellen,
Des Mannes Weg bei der Jungfrau. —

Die drei erſten ſtehen wahrſcheinlich nur des Letzten wegen da; es iſt die Manier des morgenländi-

ſchen Räthſels, ſo vorzubereiten. Da aber das Vierte in unſerer Sprache eine Zweideutigkeit giebt, von der das Ebräiſche nichts weiß: ſo ſetze ich nur eine ähnliche Stelle her *) und die Zweideutigkeit verſchwindet:

Wie Du nicht weißt des Windes Weg,
Noch wie ſich Gebeine bilden im Mutterleibe,
So kannſt Du auch nicht einſehn Gottes Werk,
Das er thut überall.

Die Art der Bildung des Menſchen im Mutterleibe war den Morgenländern das unerforſchbarſte Wunder, das tiefſte Räthſel; und iſt ſie es nicht allen Naturweiſen noch bis auf dieſe Stunde? Dahin zielte alſo die Aufgabe mit ihren weit ausholenden Bildern.

Aeußerſt beſchwerliche und unerträgliche Dinge.

Drei Dinge ſind der Erde ſelbſt beſchwerlich
Und auch ein Viertes iſt ihr unerträglich.

*) Predig. 11, 5.

Der Sklave, wenn er König,
Der Narr, wenn er zu satt ist;
Die Gehaßte, die nun Frau wird,
Und die Magd, die ihre Frau erbt.

Vier kleine und sehr geschäftige Wesen.

Vier Thierchen sind die kleinesten der Erde
Und sind doch weiser als die größten Weisen.

Das Ameis-Völkchen ohne Heldenkräfte,
Und sammelt sich im Sommer seine Speise.
Bergmäuse, auch ein Volk von keiner Stärke,
Und legen doch ihr Haus hin in den Felsen.
Heuschrecken; über sie regiert kein König,
Und ziehen aus und theilen pfeilschnell Alles.
Die Eidechs; man kann sie mit Händen greifen
Und wohnet dennoch in des Königs Häusern. —

Vielleicht ward des Letzten wegen die ganze Vergleichung gemacht, da ein dergleichen Geschöpf, (die den wärmern Gegenden beschwerlich fallen, und in den Mauern wohnen), selbst in des Königs Pallast zum Vorschein kam: denn die Morgenländer lieben dergleichen Spiele und Aufgaben vorzüglich in der

Geſellſchaft; wie ſie ſich denn auch eigentlich bisweilen dazu verſammeln.

Dinge von prächtigem Gange.

Drei Dinge haben ſtolzen Gang
Und auch des Vierten Tritt fällt ſchön ins Auge.

Der Löw', ein Heldenkönig unter den Thieren;
Nie kehrt er um vor Feindes Blick.
Der Hahn, der ſtolz auf ſeine Sporen tritt *),
Der Widder, der vor ſeiner Heerde zieht,
Ein König, der aufbricht mit ſeinem Volk.

Königes Braut.

Ein Lied der Liebenden **).

Mein Herz, es wallt Glückwünſchungsworte auch!
Dem Könige weih' ich mein künſtlich Werk:
Meine Zunge ſpricht, wie ein leichter Griffel ſchreibt.

---

*) Das Zweite und Dritte habe ich aus den alten Ueberſetzungen ſupplirt, da im hebräiſchen Texte beim Zweiten das Subjekt, beim Dritten das Prädikat fehlet.

**) Pſ. 45.

Schön biſt Du! vor den Söhnen der Menſchen
ſchön!
Auf deinen Lippen iſt ausgegoſſen die Huld:
Darum beglückt Dich Gott mit ew'gem Glück.

Gürt' um deine Hüfte dein Heldenſchwert,
leg' an es, Mächt'ger, deinen Ruhm und Schmuck;
Dein Schmuck beglückt! Zeuch hin ins Feld
Um Wahrheit willen, um der Unterdrückten Recht.

Und deine Rechte wird furchtbare Thaten thun!
Die ſcharfen Pfeile deines Köchers — (ſchon
Seh' ich die Völker fallen Dir zu Fuß! —)
Sie dringen, König, in der Feinde Herz.

Dein Thron, Herr, iſt ew'ger, ewiger Thron!
Dein Königs-Scepter ein gerader Stab!
Du liebeſt Recht, das Unrecht haſſeſt Du.
Drum hat dein Gott, o König Dich geſalbt.

Vor deinen Brüdern mit dem Freuden-Oel
Des Königreichs. Von Myrrhen, Aloe
Und Caſia duftet all' dein Gewand.

Aus Elfenbein-Paläſten Armeniens
Erfreuen Dich in deinem prächt'gen Schmuck
Viel Königstöchter.

Aber dein Gemahl
Steht Dir zur Seite, ganz in Ophirs Gold.

Hör' an, o Jungfrau, ſchau, neig' her dein Ohr
Vergiß jetzt deines Volks und Vaterlands:
So wird der König ſich nach deinen Reizen ſehnen,
Denn Er iſt jetzt dein Herr, neig' dich vor ihm! —

Und Tyrus Töchter werden mit Geſchenk
Vor Dir erſcheinen: flehen werden Dir
Die Reichen ihres Volks. —

Des Königs Braut
Iſt Schönheit ganz! iſt im Verborgenen
Viel glänzender, als ihrer Kleider Gold,
Als alle Edelſtein' auf ihrem Schmuck.

Die Reichgeſchmückte, jetzt wird ſie geführt
Zum Könige! die Jungfrau'n folgen ihr,
Begleiterinnen ihr, Geſpielinnen.
Sie werden eingeführt mit Freudenſchall,
Mit Jubeltanz: ſie gehen jetzt hinein
In Königes Pallaſt. —

Statt deiner Väter werden,
O Königin, Dir deine Söhne ſeyn!

Zu Fürſten wirſt Du ſetzen ſie
Im weiten Land umher.

Ich aber breite
Dein Lob hin von Geſchlechte zu Geſchlecht,
Durch meine Lieder ſingen Dich die Völker
In Ewigkeit! in Ewigkeit!

Lobgeſang.

Aus dem Perſiſchen *).

Im Namen Deſſen, Deſſen Name Zuflucht,
Deß Lob die Zier iſt hochberedter Zungen,
Der Höchſte, Einige, Allwiſſend, Ewig,
Der Macht verleiht dem Schwachen, dem Verlaſſ'nen.

Die Himmel zierte er mit Sternenſchaaren,
Und ſchmückt' die Erd' mit Menſchen wie mit Sternen.
Er wölbte das Gewölb' der rollenden Sphäre,
Und hob empor das Vier der Elemente.

---

*) Aus dem Specimen of the instituts of Timour by Hunter and White.

Der Roſenknoſpe Buſen giebt er Düfte
Und kränzt den Mutterbuſch mit Blumenkindern.
Er webt das Brautkleid für des Frühlings Bräute
Und lehret die Cypreſſ' am Seeufer
Ihr reizendes, ihr ſchönes Haupt zu heben.

Mit Fortgang krönet er die gute Abſicht
Und niedriget den Stolz der Selbſtanmaßung.
Er wachet Mitternachts bei des Einſamen Lampe,
Und bringt den Tag hin mit den Kindern der Betrübniß.

Aus ſeinem Meer entſpringt die Frühlingswelle,
Die Roſen und den Dorn zugleich bewäſſert.
Aus ſeinem Garten weht des Herbſtes Lüftchen,
Das wie mit Gold beſtreut den grünen Raſen.

Wenn Er erſcheint, ſo flammt der Kreis des Tages,
Ein jedes Stäubchen holet von ihm Kräfte;
Verbürg' er ſein Geſicht; die mächt'gen Sphären
Der großen Lichter ſänken ſchnell ins Nichts hin.

Vom himmliſchen Gewölbe tief zum Abgrund,
Wes Weges wir Sinn und Gedanken richten:

Wir eilen aufwärts oder ſteigen nieder,
Kein Staub iſt, den nicht ſeine Macht erfüllte.

Weisheit verwirrt ſich über ſeinem Weſen:
Das Forſchen ſeiner Weg' iſt übermenſchlich,
Die Engel erröthen, daß ſie ihn nicht faſſen,
Die Himmel ſtaunen, daß ſie ſich bewegen.

Nachahmung der alten ebräiſchen Dichtkunſt.

Eine Erſcheinung.

Ich ſaß im alten deutſchen Barden-Hain
Und lauſchte der Vorwelt Lied.
Der Druiden-Chöre waren verhallt:
Die Eichen ſtanden ſtumm.

Ich rief dem Nachhall: „haſt du keinen Geſang?"
Der Nachhall murmelte: „verſtummt!"
In Klüften und auf Höhen verſtummet iſt
Das unbeſchreibbar-heilige Wort *).

O Schickſal, warſt du immer, immer ſchon
Unhold auf Deutſchlands Geiſt?

*) Die Verſe der Druiden durften nicht aufgeſchrieben, ſondern nur gelernt werden.

Am Hekla, auf den wilden Hebriden tönt's *)
Und unſre Haine ſind ſtumm!

Der Deutſchen Oſſian, Orpheus, (ſeid ihr geweſen) kommt!
Erſcheint, ihr Geiſter der Vorwelt, mir!
Laßt tönen die Harfen im Nebelgewand',
Einfältig-ſtark und ſchön.

Sie ſchwebten um mich! ſie gingen daher,
Die Geiſter der alten Zeit!
Mit Harfengetön' und Hornesklang
Und kriegeriſchem Schall.

Die Tön' erſtarben! ſie ſtarben um mich
In leiſem weinenden Laut. —
Und ein Engel des Aufgangs ſtand vor mir,
Gekleidet in Morgenroth.

Mit der Harfe des Aufgangs ſprach er mir:
„Laß ſterben die Töne! laß ſie verwehn!
Iſt nicht zu höherm heiligen Geſang'
Gebildet die Sprache dir?"

Er ſchwand im Schimmer des Abendroths,
Und neue Stimmen erwachten um mich,

*) Der Skalden und der Caledoniſchen Barden Reſte

Von Ottfrieds rauhen Tönen an *),
Bis der mächtige Luther kam **).

Und Kleiſt! und wer den Gottesgeſang
Aus Davids Harf' ergriff:
Ich hörte ſingen Allvaters Lied
In Klopſtocks Herzenton.

Und ſingen: „wie beim Sternenklang
„Gott wog der Heere Sieg:
„Er wog und eine Schaale ſank
„Und eine Schaale ſtieg ***)."

---

*) Die älteſten Gedichte der Deutſchen, die wir haben, ſind Commentare der Bibel. Auch der älteſte Hexameter unſrer Sprache iſt der 104te Pſalm: eine Umſchreibung voll kräftiger Ausdrücke.

Der berühmte Natur- und Sprachforſcher, Conrad Geßner, machte die erſten Verſuche in deutſchen Hexametern, in ſeinem Mithridates 1555, (wovon eine Probe in Baumgarten Nachr. von einer Halliſchen Bibl. B. VI. S. 86.).

**) Luthers Liederſprache und Bibel-Ueberſetzung hat mehr auf die Bildung unſrer Sprache gewirkt, als ähnliche Werke bei andern Nationen.

***) Gleim.

Es tönten der Lieder noch viele mehr:
Voll Aſſaphs Geiſt und Korahs Pracht;
Die ſtille Thräne floß im Chriſtenlied
Erquickend wie der Thau, wie die Unſchuld ſchön!

O Engel des Aufgangs, hätten wir
Ein heiliges Geſetz und Vaterland!
Der Freiheit Tempel und des unſterblichen Väter-
ruhms
Und unſern alten Gott! —

Der Wurm, der kriechend im Staube ſchleicht,
Flög' er des Adlers Flug?
Singet der Fiſch, der im Netze keucht,
Wie Lerch' und Nachtigall?

Der Schwan noch etwa ſinget im gold'nen
Traum
Von alter Jugendkraft, ſein ſäkulariſch Lied:
Die Geiſter der Schwän' empfangen ihn —
Er ſtirbt im ſüßen Geſang'!

Miltons Anrede an's Licht.

Heil, heilig Licht, Dir! Himmels erſtes Kind,
Oder des Ewigen mitew'ger Strahl!

(Dürft' ich ſo nennen dich) denn Gott iſt Licht
Und unzugangbar wohnt' er ewiglich
Im Lichte; wohnet ewig da in dir,
Du Ausfluß-Glanz vom unerſchaffnen Glanze.

Oder hörſt Du lieber reinen Aether-Strom
Dich nennen? deſſen Quell — wer zeigt ihn an?
Eh' dieſe Sonn', eh' dieſer Himmel ward,
Warſt Du und kleideteſt auf Schöpfers Wort,
Die Welt, die aus der dunkeln Tiefe ſtieg,
Dem Unding' abgewonnen, feſtlich an.

Dich ſeh' ich wieder nun, mit kühnerm Flug',
Entronnen jedem Höllenpfule, der
Mich lang in ſeinen dunkeln Gründen, lang'
In äußerſter und mittler Finſterniß
Aufhielt, als ich von Nacht und Chaos ſang
Mit anderer als Orpheus Leier: denn
Des Himmels Muſe hatte mich gelehrt
Hinab- und wieder aufzuſchwingen mich
An's Tageslicht. (Schwer' und ſeltne Rückkehr!) Dich
Beſuch' ich wieder unverſehrt und fühle
Die große Lebenslampe. Du beſuchſt
Nicht dieſe Augen, die vergebens rollen

Zu finden deinen ſcharfen Strahl; ſie finden
Kein Dämmerlicht. So hat ein dicker Tropfe
Verfinſtert ſie, verſchlei'rt mit Dunkelheit.

Und dennoch hör' ich nicht zu wandeln auf,
Da wo die Muſen ihren Silberquell,
Den Sonnenhügel und den Schattenhain
Beſuchen; immer noch getroffen von
Dem Liebespfeil des heiligen Geſangs.

Dich, Sion, ſonderlich und jene Blumenſtröme,
Die unten deine heil'gen Wurzeln ſpülen,
Und ſingend fließen, Euch beſuch' ich nächtlich.
Und denn vergeß' ich auch zuweilen nicht
Die andern zwei, die mir an Schickſal glichen,
(O glich' ich ihnen auch an Ruhme ſo!)
Den blinden Thamyris, den blinden Mäoniden,
Auch den Tireſias und Phineus, die Propheten
Der Vorwelt. Und genährt dann mit Gedanken,
Die wie von ſelbſt in Harmonien fließen,
Sing' ich, ſo wie die wache Nachtigall
Im Schatten ſingt, und in dem dickſten Laube
Ihr Nachtlied flötet.

Mit dem Jahre kehren
Jahreszeiten wieder, aber mir nur kehrt
Der Tag nicht wieder, noch der ſüße Morgen,
Der ſchöne Abend; nicht der Frühlingsanblick
Mit jungen Blüthen; nicht die Sommer-Roſe;
Die Heerden; oder gar Du göttlich Menſchen-Antlitz!
An deren Statt umringt mich eine Wolk',
Ein immerwährend Dunkel. Abgeſchnitten
Bin ich von den liebevollen Menſchenpfaden,
Und ſtatt des Buchs der ſchönen Wiſſenſchaft
Iſt vor mir nur ein großes leeres Blatt,
Auf dem die Werke der Natur für mich
Verlöſcht und ausgetilget ſind. Der Weisheit
Iſt dieſer Eingang zu mir hart verſagt.

Um ſo viel mehr, o Du des Himmels Licht,
Schein' inwärts in mir und durchſtrahle mir
Den Geiſt in allen Kräften. Pflanze da
Mir Augen und treib' allen Nebel weg
Von innen, daß ich Dinge ſchau' und ſage,
Die nie ein ſterblich Auge ſehen wird.

Züge aus einem arabiſchen Troſtgedicht über die verſtorbne Mutter eines Helden *)

Wir halten Schwerter und Lanzen bereit;
Und dennoch tödtet, ohne Angriff, uns das Schickſal.
Wir halten ſchnelle Roſſe auf den Beinen;
Und doch entreißen ſie uns nicht
Des ſchnellen Unfalls Tücke.

Wer war's, der je die Welt nicht liebgewann?
Und doch iſt kein Genuß der Liebe möglich.
Dein Antheil am Geliebten dieſes Lebens
Iſt Theil am Traumgeſicht der Phantaſie.

Erbarmen Gottes ſey das Hamuth **)
Des Angeſichts, deß Schleier Schönheit iſt.

---

*) Es wird hierher geſetzt, um die Armuth des Troſtes der Völker zu erproben, die ohne Hoffnung der Unſterblichkeit ſind. Der Hauptgedanke der arabiſchen Gedichte dieſer Art iſt: „Das Grab iſt unſre ewige Wohnung, die Todten ſind Bewohner des Staubes, der auf uns alle wartet. Ihre Stimme daſelbſt iſt ein dumpfer Todtenlaut" u. ſ.

**) Das wohlriechende Streupulver, das die Araber auf's Angeſicht der Todten ſtreuen: der Schleier iſt hier Leichenſchleier der Verſtorbenen.

Verweſt ihr Körper gleich im Bauch der Erde,
Unſerm Andenken bleibt er friſch und neu.
Der Ehre Teppich iſt auf Dich gebreitet,
Denn deines Sohnes Herrſchaft blüht.

Es tränke deine Lagerſtätte *)
Ein Regen aus den Morgenwolken,
Milde wie deine Hand einſt war.

Du haſt an einen Ort Dich hinbegeben,
Wo weder Süd- noch Nordenwind
Den ſüßen Duft des Rauchwerks zu Dir bringet,
Mit keiner ſanften Kühle Dich beſprengt,

In eine Wohnung, wo jedweder Wohner Fremdling
Ewig verbannt von ſeiner Heimath iſt
Und ſeine Stricke ſind zerſtückt.

---

*) Ein gewöhnlicher Wunſch auf das Grab bei den Arabern. Sie glaubten, auch die Todten würden dadurch erquickt. Sie bepflanzen ihre Gräber mit immer grünenden Bäumen, und mit Blumen, welche ihre Weiber alle Freitage mit Waſſer beſprengen. S. Reiske zum Motanabbi, aus deſſen Ueberſetzung die Züge des Gedichts genommen ſind.

Da wohnt die Züchtige, die Wohlverwahrte,
Rein wie das Waſſer in der Himmelswolke,
Verſchwiegen, wahrhaft im Geſpräch;
Der Arzt der Schmerzen hat ſie nun geheilt.

Unſer Einer begräbt den Andern,
Die Nachwelt wandelt auf der Vorwelt Haupt.
Wie manches Auge, einſt geküßt,
Iſt nun mit Kieſelſtein und Sand erfüllt *)!
Wie mancher hat die Augen jetzt verſchloſſen,
Der keinem Unfall je zu blinzelte.
Nimm Zuflucht, Saiphoddaulah, zur Geduld!
Und kämen Berge deiner Gleichmuth bei?
Abwechſelung der Zeit erfuhrſt Du viel;
Bei allem Wechſel blieb Dir ſtets Ein Muth.

---

*) Eine Anſpielung auf das Augenpulver, ein bekannter Putz im Morgenlande.

Ueber

den Inhalt, die Art und den Zweck

von

Salomons hohem Liede

in der Bibel.

(Johann Gottfried von Herder's Werke zur Religion und Theologie, Theil I. und II.)

Was iſt ſein Inhalt? was ſagt das Buch vom Anfang bis zum Ende?

1. Mich dünkt: Liebe, Liebe. Die alten Deutſchen nannten es das Buch der Minne, und das iſt's offenbar; vom Kuß fängt's an und endigt mit einem zarten Seufzer *).

*) Unter den mannigfaltigen Ueberſetzungen und Bearbeitungen, welche das Hohe Lied veranlaßt hat, verdiente die Paraſrasis sobre el cantar de cantares de Salomon von *Arias Montano* bekannter zu ſeyn. Da in dem dritten Theil, der vortrefflichen Sammlung ſpaniſcher Gedichte, welche wir dem Herrn J. N. Böhl von Faber verdanken, ſich ein Abdruck davon befindet, ſo wird der Leſer, welcher der ſpaniſchen Sprache kundig iſt, ſich dieſen Genuß leichter verſchaffen können.

Lady Montague *) hat in ihren Briefen einige Zeilen aus dem Harem des Sultans zu Konſtantinopel gegeben: ich weiß nicht, wer ſie läſe und nicht zugleich an das ungleich ſchönere und ſchätzbare Lied Salomons dächte? Jones **) hat Proben der morgenländiſchen, inſonderheit perſiſchen, Poeſie geliefert; ich weiß nicht, wer ſie, ſowohl Araber, als den Perſer Hafiz läſe, dem nicht zugleich der ungleich lieblichere, einfältigere Salomo einfiele? Selbſt Oſſian und alle Völker in der erſten Einfalt, ſingen ſie Liebe, ſo iſt's immer, wie aus dem Hohenliede. Ich dächte, wir nähmen alſo ſicher den Satz an, daß hier Liebe geſungen werde, nicht blutige Eroberung, nicht Polizeiweſen, noch Buße und Bekehrung. Es iſt weder ein Dialog der Todten im Grabe, noch ein Kompendium der Ketzergeſchichte; ſondern was es iſt und in jedem Worte ſagt, ein Lied der Liebe.

2. Und zwar wird Liebe darin geſungen, wie Liebe geſungen werden muß, einfältig, ſüß, zart,

*) In Harmers armen und einfältigen Materialien zum Hohenliede ſtehen ſie auch; und dieſe ſind faſt ganz aus ihnen gezogen.

**) De Poesi Asiat. Lips. 1777

natürlich. Jetzt feurig und wallend, jetzt ſehnend und hebend, im Genuß und im Schimmer, in Pracht und Landeinfalt. Es iſt faſt keine Situation und Wendung, keine Tages- und Jahreszeit, keine Abwechſlung und Einkleidung, die nicht in dieſem Liede, wenigſtens als Knoſpe und Keim, vorkäme. Die Liebe des Mannes und Weibes, Jünglings und Mädchens, vom erſten Kuß und Seufzer bis zur reifen ehelichen Treue — alles findet hier Ort und Stelle. Vom Schuh des Mädchens bis zu ſeinem Kopfputz, vom Turban des Jünglings bis zu ſeinem Fußſchmucke, nackte Geſtalt des Körpers und Kleidung, Pallaſt und Hütte, Garten und Feld, Gaſſen der Stadt und Einöde, Armuth und Reichthum, Tanz und Kriegeszug; alles iſt erſchöpft, alles gefühlt und genoſſen. In Einem Dichter der Natur und Liebe zeige man mir eine Situation, die einfältig, wahr, rührend, menſchlich ſey: konnte ſie zu dieſer Zeit, unter dieſem Himmel gedeihen; ſo will ich ihm gleich, als Blume oder Blüthe, eine beſſere in dieſem Buche zeigen.

3. Nun weiß aber jedermann, daß nichts in der Welt lange Erörterung ſo ſehr haſſet, als

Liebe. Liebe in einen Folianten gebracht, iſt nicht Liebe mehr; Kuß und Seufzer, zum Buch geſtempelt, ging längſt, ehe er dahin kam, verloren. Wie Nachtigall und Turteltaube nur kurz, in abgeſetztem Girren und Klagen ſingen: ſo wählt und erfand ſich zu jeder Zeit und unter jedem Volke das kürzeſte Gedicht immer die Liebe. Sonnet, Bild, Liedchen, Zuſchrift, Ode, Madrigal, Idylle, Ekloge; es heiße wie es wolle, iſt's Seufzer der Liebe, ſo iſt er nur Hauch, nur Seufzer.

4. Nichts in der Welt fordert alſo auch ſo innige ganze Gegenwart, als Liebe, und dieſe ihre kurzen Ausdrücke und Spuren. Sie iſt, wie auch dieß Buch ſagt, Flamme des Herrn, Blitzſtrahl, Funke: iſt ſie nicht da, du kannſt ſie dir nicht geben —

Und böt' ein Mann auch Haus und Gut um Liebe
Verſchmäht, verachtet ihn! —

Iſt ſie auch in ihrem Siegel und Abdruck nicht da, erkennſt du ſie nicht darin, noch kannſt ſie im erſten electriſchen Strahle fühlen; du magſt zu vielem andern gut ſeyn, nur weder zum Liebling, noch zum Ausle-

ger der Liebe. Hier iſt alles Augenblick, glückliche Schäferſtunde. Genießeſt du ſie jetzt nicht; dieſe Stunde, dieß Bild, dieſe Freude kommt nie wieder. Siehe dieſe Mondnacht, voll Nachtigallengeſang und Abendroth und Frühlings- und Zauberdüfte; Alles fließt zuſammen, Alles wird Ein Ton, Ein Seufzer. Wie ſie jetzt ſingt, die Nachtigall, wird ſie nie wieder ſingen; wie jetzt das Abendroth glänzt, wird es, bis zum letzten der Tage, nie mehr glänzen. In der unerſchöpfbaren Natur iſt Alles einzig und einzeln, und ſo in der Natur aller Naturen, der Liebe. Jedes Bild, jedes Blatt, jedes Liedchen ſchwimmt in ſeinem eignen Duft, hat ſeine einzelne Süßigkeit und Wonne, oder es hat gar keine — —

5. Abdrücken der Liebe kann man alſo auch kein größer Unrecht thun, als wenn man ihnen das Individuelle ihrer Gegenwart raubt, ſie zu einem *locus communis* hinüberſchleppt, oder gar in eine willkührliche Hypotheſe dichtet. Ein Menſch, der alle zerſtreuten einzelnen Stunden der Freude, des Glücks, der Liebe in Eine Speiſe miſchen, alle Küſſe und Seufzer auf eine Schnur

heften, und die verſchiedenſten Düfte und Blumen in Einen Sack thun wollte; was würde er anders, als ein faules Allerlei zuwege bringen? Nähme er's ſich nun noch in den Sinn, aus dieſen Früchten und Blüthen lebendiger Liebe ein ſchönes Ganze zu machen, das er zur Schau trägt; wie würde ſich jeder einzelne Baum, jede abgeriſſene, nun verwelkte Blüthe beklagen!

6. Und doch wirkt die Einbildungskraft der Menſchen gern auf ſo etwas. Sie, die keine Mauer, kein altes zerfreſſenes Holz, keine Wolke am Himmel, Fenſterſcheibe und Marmorſtück anſehen kann, ohne daß ſie ſich κοσμον, eine Welt, ein Ganzes, ein Eins denke; wie wird ſie einzelne Verſe, Bilder, Sprüche, Fragmente, Lieder ertragen, ohne daß ſie nicht auch zu einem Ganzen dichte? So iſt's allen Dichtern kleiner Stücke, inſonderheit den Dichtern der Liebe gegangen: man reihete ihre einzelne Stücke auf, ordnete, deutete, flickte ſie in Romane, Hypotheſen, bis ein erträumtes Ganzes da war. So ging's Anakreon und Katull *), Horaz und

*) Les Amours de Catulle: Mémoires de Pelvrque etc.

Petrarka; ſollte es David und Salomo beſſer gehen? Es iſt doch ſo ſchön, wenn alles ein Eins iſt, man kann doch Witz beweiſen, eine ſchöne moraliſche Abſicht hinaus oder hineinbetteln, die einem ſolchen Buche nicht unanſtändig wären; warum nicht?

7. Indeſſen haben verſtändige Leute von der Arbeit auch immer gehalten, was von ihr zu halten war, nämlich ſie ſey Flickwerk. Der Kranke auf dem Bette, der Wahnſinnige, der Hypochonder dichtet auch Bett und Schatten, Nagel und Kleid, Hut und Mondlicht zu einem ſo maleriſchen Ganzen, als da Vinci ſeinem Lehrlinge, aus Holz und Mauer zu dichten, nur empfehlen kann; indeß bleibt's immer Traum und Wahnſinn. So iſt's auch meiſtens mit jenen berühmten Verſuchen und Hypotheſen über einzelne Stücke gegangen, wenn ſie in unſerm Kopf und nicht in der Sache ſelbſt ihren Grund haben.

8. Nun ſteht's von Salomo ausdrücklich, er habe eine Menge Lieder, wie eine Menge Sprüche gedichtet. Bei den Sprüchen nimmt man's an, und es iſt noch niemand eingefallen, ſie anders, als eine Schnur Perlen zu betrachten; ſollte man nun über

den Punkt ſeiner Lieder nicht eben daſſelbe erwarten? zumal da Liebe und Lied ſchon ſeinem Namen nach Folianten und immensa opera haſſet? Träte da nun jemand zum Könige und ſpräche: „Großer Kö„nig, ſiehe, du ſangeſt der Lieder viel, du giebſt mir, „ſelbſt dem Namen nach, einen Ausbund, eine „Blumenleſe, Ein Lied der Lieder; aber, Kö„nig, ich habe eine glückliche Hypotheſe, mit der „freilich alle einzelne Stücke, Perſonen und Situa„tionen zerriſſen und verſchwemmt, deine vielen Lie„der aber alle nur ein Lied werden. Ich nähe und „flicke, deute und ſticke, verunziere und lege Liebes„ränke, würdige Moralabſichten, Politik und Myſtik „hinein, deren Du zwar, weiſer König, nicht gedacht „haſt, ich aber denke, und dein unwürdiges Buch „ſeiner bibliſchen Stelle würdig mache — —" man ſage, was würde der königliche Dichter antworten? wie würde er denken? Vielleicht mit dem Spruche:

Das Auge des Weiſen ſieht, was da iſt;
Aber das Hirn des Eitlen dichtet Hypotheſe.

9. Und doch iſt kein Buch des alten Teſtaments reicher daran geweſen, als dieſes, und keine

Zeit daran reicher, als die unſere. Da der Wortverſtand des Textes ſo klar iſt und dieſer doch nicht in die Bibel der genannten Leute zu paſſen ſchien; ſo quälte man ſich, ſo erſann man. Schon Theodor von Mopsveſt ward auf einem Koncilium verdammt, weil er einen Wortverſtand dieſes Buches annahm; unter Juden und Chriſten ward dieſer bald verdrungen und ſtatt deſſen Allegorie und Myſtik gefädelt. In der neuern Zeit endlich, da der Scharfſinn ſo ſehr empor kommt, iſt's beinahe Mode geworden, daß jeder glückliche Ausleger auch eine eigene glückliche Hypotheſe habe. Dem großen Boſſuet war's ein Hochzeitlied Salomons in ſieben Tagen; ein noch glücklicherer Ausleger verneinte dieß, unter andern, weil — von etwas, womit ich dieß Papier nicht beflecken mag, darin nicht gedacht werde, und ohne ſolches könne kein Hochzeitlied beſtehen, noch etwas dafür erkannt werden *). Er dichtete eine glück-

---

*) Hoc si ita est, mirum, *primae noctis* nulla cani gaudia, nusquam audiri cantica *ereptum virginitatem*, cuius ad eos indicium deferri solet, gratulantium. Omissum in carmine, *quod primas in illo et praecipuas*

lichere Hypotheſe *) von einem Eheliede voll orien-
taliſcher Liebesränke, intrigues d'amour, Eiferſucht,
Brunſt, Zank, Begier nach einer Nacht, wie ſie zwar
nicht bei uns, in unſern leider! einpaarigen Ehen,
aber deſto mehr in jenen morgenländiſchen Harems
Statt finde; und ſeine Verehrer **) nannten dieß „die
„deutlichſte, wahrſcheinlichſte Hypotheſe, die nur dem
„heutigen, berühmteſten deutſchen Ausleger für dieß
„dunkle Buch zu erfinden, aufbehalten geweſen: eine
„Hypotheſe, die eine ſo wichtige moraliſche Abſicht
„entdeckt, die niemand mit Grunde für eines bibli-
„ſchen Buchs unanſtändig halten könne. Ein ande-
„rer angeſehener Gotteslehrer folgte jenem berühm-
„teſten deutſchen Ausleger auf der Spur nach, nahm
„in Anſehung der Sulamith eine neue Hypotheſe
„an, war auch in Anwendung derſelben ſo glücklich,

---

facere partes debuisset. Michaelis ad *Lowth* not 125. p. 594.

*) p. 593.

**) S. Hrn. D. Runge Vorrede zu Puffendorfs Hohenliede. Ich habe gegen dieſe anderweit ſehr verdiente Männer nichts, aber deſto mehr gegen das ekle Lob ihrer Nachtreter.

„daß der Erfinder des buchſtäblichen und moraliſchen „Sinnes ihm mit einer freundſchaftlichen Verläug„nung und Großmuth, die unter Schriftſtellern nur „ſelten ein Beiſpiel haben wird, die Ehre der Er„findung des Ganzen gleichſam aufdrang u. ſ. w.“ — — So ſtehet die Sache. Durch lauter glückliche neue Hypotheſen geendigt, gekrönt, mit ſo viel freundſchaftlicher Verläugnung und Großmuth beſiegelt; und jede Meſſe kommen neue glückliche Hypotheſen myſtiſch und arabiſch, arabiſch und myſtiſch. Die neue unanſtändiger, als die alte, und manche vornehme Theologen unſerer Zeit, die ſich überhaupt jetzt ſonderbar nehmen, geberden ſich dabei wieder auf andere Weiſe glücklich anders. Sie haben das Buch aus ihrem Kanon ruhig ausgeſchloſſen, verbitten es vornehm höflich, daß der berühmteſte deutſche Ueberſetzer es doch ja nicht deutſch überſetze und ſeine Bibel damit verunziere. Ja mehr als Einer hat Anlaß genommen, aus Gelegenheit dieſes unſchuldigen Buchs über den ganzen Kanon Erbrechungen zu ſagen, die zu wiederholen mich die Muſe bewahre. So ſteht's alſo mit dir, ſchöner Gatte, liebe unſchuldige Perle!

10. Und darf ich ſagen, daß dieß die Urſache war, warum ich, der ewig nur ein ſtiller Liebhaber dieſes Roſenhains zu ſeyn dachte, unter andern vielleicht nothwendigern Arbeiten einige Stunden der Erholung dem öffentlichen Geſchreibe über dieſes Buch ſtahl? Der Eindruck, den ich davon hatte, war ſo anders: dem Buche, und ſeinethalben der ganzen Bibel geſchah in meinem Sinn ſo unrecht: jede neuere Hypotheſe ſchien mir immer ſo niedriger, ſo fremder, ſo wüſter: das Buch ohn' alle Hypotheſe in ſeiner Einfalt und nackten Unſchuld, ſo edler, anſtändiger und zugleich ſo unwiderſprechlich klar — — kurz, ich trauerte darüber, wie über einen zertretenen Garten, wie über eine getrübte Quelle ein Liebling trauert. Einen Myrthenhain der Liebe aus ſo alten Zeiten alſo entweiht, jedem vorübergehenden Auge Preis gegeben, die Grazie des Hohenliedes, dieſe Schweſter der Unſchuld, ſogar in öffentlichen Lehrſtunden als eine Unzüchtige entſchleiert, und erröthende Jünglinge an ihr und an dem Buche, das ſie enthält, vielleicht auf Zeitlebens gebrandmalt und geärgert zu ſehen und zu hören; freilich, das ſtach mir in Herz und Nieren. Ich ging nochmals zum

Buche, zu ſehen, was da war, und zog die älteſten und neueſten Ausleger zu Rath, und keiner war mir lieber, als der von allen beleidigte klare Wortverſtand, der Ausleger aller Ausleger. Ich wagte endlich die Ueberſetzung; aber wie ward mir da? Jedes Liedchen, jede Zeile ſollte, ſo viel wie möglich, in ihrem Duft, in ihrer Farbe ſeyn, nichts verſchönert, verneut, verſchmäckelt; ſo viel möglich, nichts ſeinem Ort, ſeiner Zeit, ſeinem Lande entriſſen werden — und wie ſchwer war das! Eine einzelne lebendige Empfindung, inſonderheit der Liebe, ſie hängt ſo ſehr vom Moment, vom Zauber tauſend kleiner Umſtände und Farben ab, daß ſie außer demſelben, wie jedes zarte Weſen, in fremder Luft ſtirbt. Löwe und Adler laſſen ſich eher entführen, als der Kolibri oder die Grazie einer ausländiſchen Morgenblume.

11. Dazu kommt nun, daß nichts ſo verſchieden iſt, als Morgenlands Poeſie, Sprache und Liebe gegen die unſre. Ich hatte dieſe einzelnen lieblichen Blumen zuerſt in unſre Sylbenmaße gekleidet, und nur ſo unmerklich zu runden geſucht, als ich's unſerm Ohre nöthig glaubte; aller Gang des Originals aber, ſein Ausſtrömen, ſein trunkner

Flug und wiederum ſeine Kindeseinfalt, ſein Winken, ſein Lallen war damit verloren. Es waren deutſche Verſe, nichts weiter. Wer die Urſprache dieſes Liedes und aller hebräiſchen Lieder dem Bau der Worte, ja auch nur dem Laut und Klange nach kennt, wird an einer poetiſchen Ueberſetzung derſelben in unſre ſchwere, kalte, nordiſche, ganz anders gebaute und geformte Sprache beinahe, und an dem Uebertrage ihres Sylbenmaßes (geſetzt, daß wir's auch genau wußten) gewiß ganz verzweifeln. Ein Weib (hierin der beſte Richter) laſſe ſich die ſüßeſten Stellen des Buchs, die wahre Kol-Dodi-li nur vorleſen und wörtlich überſetzen, und urtheile.

Der Sinn ſchwindet mir, wenn ich denke, daß Jemand alle Pſalmen, die erhabenſten, ſtrömendſten, entzückendſten Lieder der Hebräer, Moſes, Hiob und alle Propheten in ſo viel Verſe, Sylben und Töne der teutſchen Sprache hat bringen wollen, als die Urſchrift hat, zugleich mit dem Sinn und Wohlklange derſelben. Eher wollte ich das Lallen meines Kindes und das Girren der Turteltaube in die Rednerſprache des Cicero bringen, daß beide noch, was ſie ſind, bleiben. — —

12. Der Inhalt des Buchs alſo, Liebe und orientaliſche Liebe aus denen Zeiten, macht alles am ſchwerſten. Wenn ſich der Europäer im Punkte der Weiber recht beſcheiden dünkt, wird er dem Morgenländer oft unerträglich; und wenn dieſer ſich über ſie mit Manneswürde, und der freien Einfalt ausdrückt, die allein Unſchuld iſt, ſo jucken unſere Ohren; unſer Geſchmack iſt beleidigt, wir wollen Zweideutigkeiten und Crebillonſche Hüllen. Iſt die griechiſche Liebe oft ſchon für uns zu nackt; wie denn die morgenländiſche, die unbekleidetſte von allen? Die Würze ſind uns zu duftend, ihr Heiligthum zu heilig. — — Nun wolle Jemand noch erläutern! Liebe erläutern, iſt ſchon ein unglückliches Ding; wer ſie nicht von ſelbſt fühlt, iſt ihres Genuſſes nicht fähig, oder nicht werth. Und morgenländiſche Liebe erläutern, d. i. die Nacktheit noch nackter machen! wie unſchuldig muß das Buch ſeyn, das dieß zuläßt, das durch und durch dieſe Probe aushält! Und ſiehe, es thut's das Lied aller Lieder. Wenn jener Rabbi darüber entzückt ausrief: „an „dem Tage, da es der Welt erſchien, iſt die Voll„kommenheit der Dinge geboren;“ ſo möchte ich

hinzu ſetzen: „am Tage ſeiner Geburt herzten ſich „Süßigkeiten und Unſchuld auf dem Schooß ihrer „Mutter, der Liebe.“ Man verzeihe alſo meine Kühnheit, mein Stammeln: es war mir um Seele, Zweck, Geiſt des Buchs zu thun in jedem einzelnen Bilde und Liede. Hat man dieſe gefaſſet, ſo gehe man zu Luthers Ueberſetzung; ſie iſt uns, trotz einzelner Fehler, noch immer unerſetzt und unerreichbar an Süßigkeit und ungezwungener Einfalt, ſo wie an Stärke und Leben.

„So iſt aber das Buch kein Ganzes? ſo ſchwimmen in ihm lauter unaufgefaßte Perlen?“ — Mich dünkt, Ganzes genug, aufgefaßt genug, nur nicht auf die Schnur einer willkührlichen Hypotheſe.

1. Iſt ſchon der Name Salomo Bindung; die Lieder alle ſind ſalomoniſch. Ohne unterſuchen zu wollen und entſcheiden zu können, ob jede Zeile von ſeiner Hand ſey? ob er als ein blühender Narciſſus ſich ſelbſt beſungen, ſich ſelbſt geliebt, und alles alſo Spiel iſt? oder ob er ſo glücklich war, zu bewirken, was manche ſpätern Stifter der ſogenannten goldenen Zeit des Geſchmacks ſelten erreichten,

ihren Geſchmack auch um ſich her verbreitet, die Saiten der Zeit mit ſich harmoniſch geregt zu haben, und jetzt das Echo des Saitenſpiels zu genießen, das ſie ſelbſt ſchufen, den Nachklang nämlich ihrer eignen Seele. So viel iſt gewiß, daß Liebe, Salomoniſche Liebe, thun kann, was Sold und Zwang, Vorſchrift und Regel wohl nicht zu thun vermöchten: denn nichts verſchwiſtert, nichts verbindet ſo ſehr, als Liebe. Sie giebt und nimmt, bis ſie nichts mehr zu geben noch zu nehmen hat, bis ſie Eins iſt. Sie iſt der Stimmhammer der Herzen zum Einklange: man bildet und man wird gebildet, hört und ſingt nach. Wie Salomo im Alter von ſeinen Weibern Thorheit und Abgötterei lernte, ſo konnte in ſeiner Jugend der ohnehin zärtere und bildſamere Theil der Vereinigung, ſeine Geliebte, von ihm Liebe und Geſang lernen, ihm antworten, wie er ſie lockte, und ſo wäre doch Salomo Urheber des Buchs, ſie ſang nur als Echo, aus ſeiner in ſeiner Seele. — —

Aber noch ohne dieſe Frage, deren Entſcheidung ich nicht übernehme, iſt dieß Buch im größten Verſtande Salomoniſch, ein Abdruck nämlich von dem Geſchmack, von der Liebe, von der Uep-

pigkeit und Zier, wie sie zu Salomons Zeiten, und sonst nimmer im hebräischen Volk, lebten. Seit Vater Adam sein Hohelied der Liebe im Paradiese sang, wenn, und wo konnte diese zarte Blume des Friedens und der Ruhe so gedeihen, als in diesem Salomonischen Thale des Friedens? Unter den Zelten der Patriarchen nicht: Isaak scherzte mit seinem Weibe Rebecka; aber er würde nicht, wie Salomo gesungen haben. Es waren noch die mühseligen Zeiten des Wanderlebens, der Sinn der Patriarchen sollte es nur in erhabenen göttlichen Weissagungen über ihr Geschlecht; nicht in Liedern der Liebe vorschweben; Jakob diente um seine Rahel, aber er sang sie nicht. Die Zeiten Moses in der Wüste waren theurgisch, kriegerisch, erhaben und strenge. So tönte das Siegeslied am rothen Meere, so die Gesänge Bileams, und Moses letzte Worte. Die Wüste war das Treibhaus des jüdischen Volks; die Sonne der Gesetzgebung und politischen Bildung lag schwer auf ihnen — Zu den Zeiten der Helden war alles kriegerisch oder ländlich; Deborahs Siegeslied und Jothams vortreffliche Fabel konnten damals gedeihen, kaum aber ein Salomonisches Lied der Liebe. So

lange David regierte und seine Hände mit Blut färbte, sproßte sein ewiger Lorbeer, aber nicht die sanfte Myrthe der Liebe dieses Ueberflusses, dieser Rosenweiche. Er erwuchs vom Schäfer: zum Königsstabe, mit einer sanften Seele, aber unter dem Drange der Verfolgung, Arbeit und Gefahr: seine Lieder mußten also wie sein Leben werden, — edle Blumen auf wilden Bergen, von mancherlei Winden des Himmels erregt und geschüttelt, also frisch und grün und stärkend. Und hinter ihm her ward Zeit zur Salomonischen Ruhe, Poesie und Liebe. Der geliebte Knabe (Jedidja) erwuchs unter Rosen, und ward, wie sein Vater vom Schäfer König, so er vom Könige wieder Schäfer. Friede und Glückseligkeit bedeutet sein Name, Glück, Weisheit, Ruhe, Reichthum waren der Segen seiner Regierung. So weissagt Gott von ihm, so redet alles von ihm; bis auf die spätesten Zeiten ist der Name Salomo ein Name des Reichthums, der Herrlichkeit, der Pracht, des Glücks und der Rosenliebe geworden. Er konnte den Tempel bauen und die Harfe der Liebe schlagen; auch in seinen Fehlern, die er nie aus Bosheit beging, schonte ihn Gott, daß er den geliebten Knaben

nur mit Menſchenruthen züchtigen wollte, und die Strafe bis hinter ſeinen Tod verſchob. Laſſet uns einen Pſalm hören, der Salomons Namen führt und vielleicht das Ideal ſeiner Regierung ſingt:

Der 72ſte Pſalm.

Ein Pſalm Salomons.

Dein Recht, o Gott, dem König gieb,
Die Wahrheit Königsſohn,
Daß deinem Volk er Hirte ſey,
Den Armen ſchaffe Recht.

Daß rings auf Bergen Frieden blüh',
Auf allen Hügeln Heil:
Dem Unterdrückten ſey er Fels,
Dem Unterdrücker Grimm.

So lang' die Sonn' am Himmel glänzt,
So lange Mondlicht lacht,
Blüh' von Geſchlecht hin zu Geſchlecht
Dein Name prächtig fort.

Wie Regen ſanft auf dürres Land,
Wie Thau zur matten Flur,

So wall' hinunter ſein Gericht,
Und der Gerechte blüh'

Er blüh' empor und Friede blüh',
So lange Mondlicht lacht,
Vom Meer bis zum Meer hinan,
Vom Fluß zum Ufer hin.

Der Wüſtenwohner knie' vor ihm,
Und lecke ſeinen Staub;
Der Inſel König, Tarſis Fürſt,
Anbet' ihn mit Geſchenk,

Und Scheba's, Seba's Fürſtenheer,
Mit Gaben frohn' es ihm,
Ihm neigen ſich die Könige,
Die Völker ſeinem Wink.

Weil er dem Armen, als er ſchrie,
Dem Hülfeloſen half,
Erbarmte ſich des Niedrigen,
Erbarmte ſich der Noth,

Half auf von Liſt ihm und Gewalt.
Sein Blut war theuer ihm.

Drum leb' er! Seba zoll' ihm Gold,
Und Segen und Gebet.

Wo kaum vorhin ein Halm geſproßt;
Auf dürrer Berge Haupt,
Da rauſche Frucht ihm, wie da rauſcht
Der Wald auf Libanon.

Und ſeine Städte ſprießen Volk,
Wie Kraut die Erde drängt,
Aus ihrem Schooß hervor. Sein Ruhm
Sey ewig wie die Sonn'.

Und alle Völker ſegnen ſich
An ſeinem Namen, ihn
Mit Danke krönend, „Hochgelobt
„Sey Gott, Iſraels Gott,

„Der Wunder thut alleine, der
„Gelobt in Ewigkeit!
„Die weite Welt ſoll werden voll
„Amen, vor ſeinem Ruhm."

Nur unter einer ſolchen Regierung konnte die Blume des Hohenliedes ſproſſen; ſobald Salomo's

Augen ſich zuthaten, ward eine andere Zeit, und jene kam nie dem jüdiſchen Volke wieder.

Es iſt alſo das ſchönſte Denkmal der friedſeligen Salomoniſchen Periode, da er wetteiferte mit ſeinen Dichtern, wetteiferte mit den Geſpielinnen ſeiner Liebe. Sein Ruhm drang in Arabien, und die Königin des reichen und glücklichen Landes kam mit Räthſeln und Sprüchen, Geſchenken und Liedern, wie zum Wettkampfe, an ſeinen Hof.

Wer die andern Schriften Salomons geleſen, wird dieß königliche Siegel auf dem Hohenliede ſo wenig verkennen, daß er gerade in ihm die jüngere Schweſter der Weisheit in den Sprüchen und des älteren Bruders im Prediger auf allen Seiten erblicken mußte. Eben die zarte Seele, die hier verſchet, redet auch dort, nur hier in Liebe und Freude, dort in Weisheit und Sittenlehre, endlich in ausgezogener ſtiller Betrachtung. Wie er hier Liebe, ſo perſonificirt er dort die Weisheit, nennt ſie auch mit ſeine Schweſter, ſeine Geliebte, dichtet ſie eben ſo ſchön, reizend, lockend, rufend, erquickend und erwärmend. Klugheit und Gottesfurcht iſt ihm ſchöner Schmuck an ihrem Halſe; er ermahnt, dieſe

ſo von Vater und Mutter anzunehmen, wie er dort ſeine Geliebte annahm. Nichts iſt ihm verhaßter, als die Ehebrecherin, die Verführerin, die er mit den ernſteſten Farben ſo eigen und charakteriſtiſch ſchildert, daß man die Gegenſeite vom Hohenliede zu leſen glaubt. Und kurz, die ſchönſten Stellen, Bilder und Dichtungen der Sprüche ſind dieſes Buchs offenbare Schweſtern. Der Prediger bezieht ſich eben darauf, geht davon aus und kommt dahin zurück nach allen Verſuchen, nämlich auf Unſchuld, Friede, Liebe und Freude. Das Siegel der Seele Salomons iſt alſo, dünkt mich, Einheit genug auf dieſem Buche: es iſt die Blüthe ſeiner Jugendſeele, ſein Lied der Lieder, voll Feinheit, Geſchmack, Liebe und Jugendfreude.

2. Offenbar aber hat der Verfaſſer oder Sammler noch einen feinen Faden der Einheit durchgewebt, über den ich mich, nicht weil ich ihn finde, ſondern weil er wahr und lehrreich iſt, freue. Er verfolgt nämlich die Liebe von ihrem erſten Keim, von ihrer zarteſten Knoſpe, durch alle Stufen und Zuſtände ihres Wachsthums, ihrer Blü-

the, ihres Gedeihens bis zur reifen Frucht und neuen Sproſſe. Was viele Schriftſteller mit ſo philoſophiſcher Zurüſtung haben zeigen und erlangen wollen, zeigt der Weiſeſte der Menſchen, der Philoſoph im Myrthen- und Roſenkranze, auf ſeine Art, ſpielend. Laſſet uns die Lieder ernſtlich durchgehen; es wird bei ihrer Verſchiedenheit ein Blumen- und Brautkranz, wo nichts ſich rücken, nichts verändern läßt, ohne daß der feine philoſophiſche Sinn des Ganzen leide.

Der Kuß beginnet, oder vielmehr ein Seufzer nach dem erſten Kuß der Liebe. Man ſiehet, aus welchen Düften des Lobes, der Hoffnung, der Freude, der Schönheit er ſich gleichfalls entſpann, und wie ſich in ihrem verlangenden Herzen das erſte Sehnen der Liebe regte. Die Liebe lebt hier in der Ferne, wo ſie zuerſt immer lebet, ſie iſt noch rein, neidlos, ſpricht mit dem Abweſenden, hat nichts und genießet immer V. 1 — 3.

Jetzt iſt ſie ſeiner Liebe gewiſſer, aber auch ſchon beneidet, ihr vorgerückt Fehler, Armuth; ſie muß ſich vertheidigen, klagen, Troſt ſuchen bei ihrem Einzigen, aber auch den durch Feld und Zelte und Mit-

tagsglut und gaffende Augen ſuchen. Auch fühlt ſie ihren Abſtand zwiſchen ihm und ſich, ſeinen Reichthum, ihre Armuth; bis er ſie aufrichtet und ihrer Blödigkeit Spur weiſet. Der erſte fröhliche Keim der Liebe fängt hier an in Mühe und Kampf, wie zu erſterben, und grünt dadurch nur ſchöner, wird neu und lebendig. (V. 4. 7.)

Denn nun zeigt Liebe ſich ſchon in Denkmalen, in Liebeszeichen, in Pracht und Blumengeſchenken. Er ſieht ſich in ihrer Kette, ſie ihn in ſeinen Blumen, er übernachtet ihr am Herzen, die verhüllete Palmſproſſe iſt ihr (V. 8—13.). Und jetzt folgt der Wettgeſang der Liebe, der ſüße Augenblick von Verwandlung, Umſchmelzung, Anerkennung als Traum der Zukunft. Er ſieht ſie, ſie ihn ſchön: ſie ſieht ihr Bette der Natur, ihr grünendes Brautbett, empfängt ihren Geliebten im Bilde des lieblichen Apfelbaums, des Paniers der Liebe, voll lebender Früchte. Sie berauſcht ſich an dieſem voll Traums, voll fröhlicher Ahnung, ermattet und ſinkt in Schlummer. Ihr Geliebter ſingt zum erſten Mal das ſüße Schlaflied, und offenbar iſt die erſte Scene des Buchs vorüber (Kap. 1, 14, bis Kap. 2, 7.).

Die zweite beginnt, so schön sie beginnen kann, mit Frühling und Morgen und Blumengarten. Der Frühling kommt nach langem Winter, der Geliebte aus weiter Entfernung: ihre Liebe erwacht mit allem Fröhlichen der Natur; aber es ist nur noch Morgengruß, Frühlingsgesang draußen vorm Geländer (Kap. 2, 8—14.). Die Braut antwortet nicht; jedes geht zu seiner Frühlingsarbeit. Darum kommt jetzt das Scheuchlied wider die Füchse, und das Lied der Sehnsucht nach dem bei seinem Tagewerk abwesenden Geliebten (Kap. 2, 15—17.). Und er kommt nicht; sie sucht in Träumen ihn im Bette, findet ihn nicht, sucht ihn in den Straßen und Gassen, findet ihn, bringt ihn in die Kammer ihrer Mutter; er wird ihre, nicht sie seine Beute. — Was hier in jedem Umstande, in jeder Tages- und Jahreszeit, in Nacht und Suchen für Delikatesse und Wahrheit liege, mag ich nicht erklären. Genug, es kann das süße Schlummerlied zum zweiten Male folgen. Sie hat ihn: die zweite Scene ist vorüber (Kap. 3, 1—5.).

Die dritte beginnt auszeichnend mit dem: „Was steigt dort aus der Wüste?“ ein Ausruf, der

mehrmals anfangen wird. Sie kommt als Rauch in der Dämmerung: des Königs Bette wird beſchrieben, das Bett des Schreckens, der Pracht, der Vermählung. Salomo iſt vermählt, und die Töchter Jeruſalems ſollen ihn ſchauen (Kap. 3, 6 — 11.) Nun folgen Lieder des Lobes und der Liebe, ſüß und feurig und entzückend wie der Wein der Vermählung (Kap. 4, 1 — 16.). Wir ſahen droben, wie die züchtige Braut die erſte Beſchreibung unterbrach (V. 6.) und die zweite nochmals ablenket (Kap. 5, 1.). Der Geliebte folgt ihr und die Freudenſcene endet mit dem Freudenmahle ſeiner Freunde im Garten (V. 2.).

Es ſteigt ein Wölkchen auf am Himmel der Seligkeit und Brautliebe. Er kommt ihre Thüre ſalben, ſie ſchlummert, ſäumt und thut ihm nicht auf. Er entweicht, ſie muß ſuchen, Reue und Schmach und Schmerzen fühlen über den böſen Augenblick ihrer erſten Lauigkeit und Säumniß. Jetzt iſt es Zeit und Ort, daß ihr Herz ſein Lob, ſeine Geſtalt ſinge, aufgefordert und unter dem Schleier der Nachtzeit (Kap. 5, 2 — 16.). Eiferſucht aber läßt ſie ihre Geſpielinnen nicht mitſuchen: ſie iſt gewiß, daß

er ihr iſt (Kap. 5, 17. Kap. 6, 1—2.) und wird mit einem prächtigen Lobesgeſange belohnt: „ſie ſey ihm Eine, und ſoll auch immer die Eine ihm bleiben.“ (Kap. 6, 3 — 8.). Dieſe Scene iſt abermals voll von Wendungen und Schlingungen des Herzens; daher die Myſtik geiſtlicher Liebe ſie auch vielfach und fein gebraucht hat.

Offenbar beginnt wiederum eine neue Scene mit dem Geſange: „Wer ſteigt dort aus der Wüſte empor?“ und ſie iſt die prächtigſte im Buche. Kriegeriſch und im Tanze wird ſie die Göttin der Schönheit, und (nach ſo viel einleitender Mäßigung) auch die Göttin der Wolluſt, der Luſt und Liebe (Kap. 6, 9. bis Kap. 7, 9.), bis ſie dem Liebhaber auf dem Gipfel ſeiner Trunkenheit ſanft einfällt, und als eine Blume der Unſchuld auf dem Lande blühet (Kap. 7, 9. bis Kap. 8, 3.). Dieſe Scene iſt das Elyſium des Buchs auch in ſeiner Wendung und Lehre, voll des tiefen Gefühls, wie die Naturliebe. Sie endet alſo auch zum dritten und letzten Male mit dem Schlummerliede der Unſchuld (Kap. 8, 4.).

Die ſechste Scene fängt an, wie die dritte und

fünfte, mit dem: „Wer ſteigt dort auf?“ nur ſie iſt kürzer und leiſer. Wie der Geſang der Nachtigall erſtirbt, wenn ſie ausgebrütet hat, ſo wird auch hier die Liebe eheliche Treue, ſie lieben, ſtill und ruhig. Es iſt der ſchöne Herbſt ihres Lebens, der ſich des Frühlings erinnert, und mit einem ewigen Bunde alter Freundſchaft ihn beſiegelt (Kap. 8, 5 — 7.). Hier iſt das Buch der Liebe geendet.

Was folgt, betrifft etwa die Erneuerung derſelben in ihren Früchten. Es iſt das Geſpräch der Brüder und Schweſtern, betrifft die Altklugheit der erſtern, und den ſie verhöhnenden Muth und Reiz des Jugendmädchens (Kap. 8, 8 — 12.). Vermuthlich iſt ſie ſelbſt auch die junge Nachtigall, die ihren Eltern nachſchlägt, und bei dem erſten Gartenbeſuch, wie ein Hall junger Liebe, das Buch endet. Wirklich iſt dieß das Ende des Liedes, denn der Roman der Alten hört auf, wenn der Roman der Jungen anfängt.

you 'll in your girls again be courted
and I'll go a wooing in my boys.

Dieß wäre der Faden des Buchs, ſeinem Inhalte nach; doch bitte ich, daß er nicht zum Ankerſeil ac-

macht und eine ſcholaſtiſche Metaphyſik der Liebe daran gereihet werde. Die einzelnen Stücke müſſen ihr individuelles Leben behalten; dieß iſt nur Faſſung vieler Perlen an Einer Schnur, das Lied der Lieder.

3. Wie aber? da es doch Abſätze, Scenen, einerlei Anfänge und Schlußlieder hat: ſollte es nicht ein Singſpiel, eine Oper, ein Drama ſeyn von der Hand des königlichen Dichters? — Auch alſo iſt's ſchon behandelt *), und zum Theil grob genug durchgeführt worden. Laſſet uns ſehen, was man dazu für Grund habe?

Noch bis jetzt kennt der Orient kein eigentliches Drama: ſo viel Dichter die Araber, auch nach ihrer Bekanntſchaft mit den Griechen, in aller Art gehabt haben **); dramatiſche Dichter haben ſie nie gehabt,

---

*) Das Hohelied des Salomo, ſammt einer vorgeſetzten Einleitung und Abtheilung als eines geiſtlichen Singſpiels von W. G. (Georg Wachter) Memmingen 1722. Uebrigens eine Schrift, in der viel geſunder Verſtand iſt — dieſe Hypotheſe ausgenommen.

**) S. Casiri Bibl. Arab. Hisp.

ſie brachten es nie weiter als zum Lehr- und Heldengedicht, zur Ode und zum Lied aller Art, zur Fabel und zum Geſpräch. Weder Ungeſchicklichkeit, noch Sprache; ſondern ihre Sitten, ihr Charakter, der Begriff, den ſie ſich von der Dichtkunſt machten, waren daran Urſach. Das Handeln und Geſtikuliren auf dem Schauplatz iſt einem Morgenländer verächtlich; auch im gemeinen Reden ſpricht er mit dem Munde, nicht mit den Händen, er ſtehet wie eine verhüllte, ſchweigende Geſtalt da. Der Beruf ihrer Weiber iſt's nicht, ſich zur Schau zu ſtellen, zu tanzen oder zu agiren für Andere; ſie ſind verhüllete Kleinode, verwahrte Schätze der männlichen Ehre. Daher haben auch die Morgenländer von dem, was der Theaterdichter die „Führung eines Charakters" nennt, wenig Begriff, und muß ihnen großen Theils, wie ein Kinderſpiel, ein feines Gewebe in der Phantaſie des Dichters ſcheinen. Sie ſchneiden die Menſchen aus der Fülle, wie ſie ſie in der Fülle genießen. — —

Wende ich dieß auf die Zeiten Salomons und auf unſer Buch an, ſo wird mir das Theatraliſche darin zehnmal unwahrſcheinlicher. Der Köniz

ſellte ſein Leben der Liebe, auch nur vor ſeinen Weibern, auch nur in ſeinem Harem, alſo Preis geben, und eigentlich proſtituiren? Was ihm heißer Genuß, Spiel und Laune des gegenwärtigen Augenblicks geweſen war, ſollte er jetzt ſich zum Ekel, ſeiner Geliebten zur Erröthung, wie einen Puppenjahrmarkt da vorbei paſſiren laſſen, damit es ihm fades, gähnendes Hofamüſement würde? Niemals war Salomo ein ſolcher Schach; er genoß die Blüthen der Liebe lebendig, nicht aufgeklebt, nicht aufgetrocknet im geſchminkten Couliſſenkäſtchen. Bringt dieſe Auftritte der Natur und Liebe (mich gereut ſchon, daß ich ſie Scenen genannt habe) aufs Theater, ſo iſt ihr Reiz dahin, ihre Farbe der Jugend iſt Aefferei und Schminke. Sineſiſch genug wird das Schauſpiel werden; aber für Salomo und ſeine Geliebte Ekel und Gräuel — — Mord ihrer ſchönſten Augenblicke und Erinnerungen des Lebens.

Und was hätten wir denn im Liede ſelbſt für Grund, ſo etwas zu glauben? Keinen, gar keinen; es iſt alſo abermals eine glückliche Hypotheſe. Die Anfänge und Abſätze dieſer Lieder ſind Liederanfänge, Liederabſätze, die wieder kommen, weil

es das Ohr, weil es die Materie ſo will. Hat nicht jede Nation ihre Lieblingsanfänge und Wiederholungen? liebt nicht inſonderheit das Schäfergedicht und die Liebe ſolche Abwechſlung, ſolch angenehmes Wiederkommen, Geſpräche, Wettgeſänge, amöbäiſche Lieder, wie wiederholte Küſſe und Schwüre *)? Da nun im Morgenlande die Geſänge ſo werth ſind, da man ganze Nächte damit hinbringt und in Wechſelchören den Morgen erwartet **), da kein Beſuch der Weiber, kein Feſt, am allermeiſten kein Brautfeſt ohne Muſik und Lieder gefeiert werden kann; was haben wir nöthig zu ſuchen und zu rathen? Sind dieß nicht offenbare Abdrücke und Reſte ſolcher Liebes- und Hochzeitsfreuden? Damit aber auch hier niemand ſogleich Kreis ziehe und das Hohelied zum Geſang eines Brautfeſts, zum Drama von ſieben Tagen u. dergl. mache, füge ich gleich hinzu, daß nichts davon den Sitten des Morgenlandes gemäß iſt. Die vermählte oder zu vermählende Braut ſchweigt: ſie iſt verhüllt; man lobet und ſingt ſie, aber ſie an-

*) S. Theocrit. Moſch. Bion. Virgil. Eclog.

**) Schaw. S. 178. 179.

wortet, ſie tanzt nicht vor den Gäſten; geſchweige, daß alle übrigen Auftritte dieſes Liedes, als Hochzeitroman, Statt finden. Kurz (und ſoll ich's hundertmal ſagen!) es iſt das Lied der Lieder Salomo's, d. i. der Ausbund ſeiner Lieder der Liebe und Jugendfreude. Näheren Aufſchluß darüber und über einzelne Stellen und Scenen hat uns die Geſchichte nicht gegeben.

Aber warum ſteht denn das Lied in der Bibel? Ich kann nichts anders antworten, als, warum ſteht Salomo in der Bibel, und warum war er, der er war? Es iſt ein abgeſchmackter Wahn unſres Luſtrums, daß die Bibel eine Spreutenne kahler Moralen und trockner Akroame ſeyn müſſe; weder die Natur, noch ſie ſelbſt hat den Wahn genehmigt. In der Natur ſpricht Gott nicht vom Holzkatheder zu uns, und ſo wollte er auch nicht in der Schrift zu uns ſprechen; ſondern durch Geſchichte, durch Erfahrung, durch Führung eines Volks, dem ganzen Menſchengeſchlecht zum Vorbilde. Was nun in dieſem Volk für Hauptperſonen in den Weg des göttlichen Rathſchluſſes traten, die mußten feſtgeſtellt, die mußten entwickelt werden; und zwar entwickelt

ſie die Bibel, wie kein wankendes Schiff eines Geſchichtſchreibers oder Dichters ſie entwickeln kann. Hier ſtehen ſie als Sterne in dem himmliſchen Bildkreiſe, der die Erde umſchlingt und der, wenn hienieden alles wie Staub und Nebel, Trümmer und Ameiſen, aufwallt und hinſinkt, ſteht und bleibt, uns Zenith und Nadir, Zeichen, Zeiten und feſten Standpunkt verleihet. In dem Kreiſe ſteht auch Salomon mit ſeinen Tugenden und Fehlern: was ihn alſo ins Licht ſetzt, beſtimmt, wie ihn die Bibel beſtimmt haben will, das iſt Urkunde ſeiner, Beleg zu ſeinem Leben, ſein Wort und That. Und was iſt dergleichen mehr, als das Hohelied Salomons? an ſeiner Stelle ſo wichtig, als ſeine übrigen Schriften.

Wenn in der Bibel ſteht: „Salomo hatte „fünf hundert Weiber zu Frauen, und drei „hundert Kebsweiber;“ wenn daſteht: „Sa„lomo liebte viel ausländiſche Weiber, dazu „die Tochter des Königs in Aegypten — er „war weiſer, als alle vor ihm, auch weiſer, „als die Dichter an ſeinem Hofe — ſeine „Lieder waren drei tauſend fünf — er ſprach

„von

„von der Ceder Libanons bis zum Yſop an „der Wand, auch von Gewürm, Vieh, Vö„geln" — wenn dieß alles unläugbar daſteht, wird man nicht hingeriſſen, zu fragen: wie redete er denn von ſeinen Weibern? wie ſangen? wovon handelten ſo viele Lieder? wie ſang er den großen Inhalt ſeines Lebens, die Liebe? wie ſang er ſie, als der weiſeſte und glücklichſte König? Wenn's in die Geſchichte Davids gehört, wie Simei fluchte, in die Geſchichte Hiobs, wie der Teufel vor Gott, und in die Geſchichte des Bels zu Babel, wie die Pfaffen zum Könige ſprachen; ſo dünkt mich, wäre es ein ſchwaches Mohnhaupt, das dem Geiſte Gottes verwehren wollte, uns zu zeigen, wie Salomo dichtete? wie Salomo ſang? wie er über die Triebfeder ſeines Lebens dichtete, über Weib und Liebe? —

Stünde es im Verfolg der Geſchichte Salomo's: „ſeiner Lieder waren dreitauſend und fünf, „und dieß iſt das Lied d. i. der Ausbund ſeiner „Lieder, wer könnte was dagegen haben? So wenig als gegen Lamechs Lied an ſeine Weiber, als gegen das Brunnenlied in der Wüſte, oder als gegen Jothams Fabel. „Nun aber ſieht's als ein beſon-

deres Buch da —" und weßwegen ſteht's da? als weil es für jenen Ort zu groß und ſo ein Ganzes war, als ſeine übrigen Schriften. Gehörten der Prediger und die Sprüchwörter dahin, warum nicht auch dieſes? als göttlich autoriſirter Beleg ſeines Charakters und Lebens. Darum ſteht es auch unter den hagiographis, den heiligen Büchern, die mehrere dergleichen Belege enthalten.

Kurz, alle Schriften Salomo's werden hiermit hiſtoriſch und charakteriſtiſch. Sie ſollen in ſein Leben zurückgeführt, in ſeiner Seele geleſen werden, ſo widerſprechen ſie einander nicht, ſondern erklären einander. Keiner, als der die Sprüche ſchrieb, hat das Hohelied geſchrieben, und der dieß ſchrieb, wird auch wahrlich einſt den Prediger zu ſchreiben haben. In dieſem Sinne ſoll man die Bibel leſen, nicht alle Kräuter, wenn es auch Worte des Teufels wären, deßwegen freſſen, weil ſie in der Bibel ſtehen und alſo ja citirte Kräuter Gottes ſind. Zur Lehre, ſagen die Apoſtel, iſt uns, was da iſt, geſchrieben, zur Beſſerung und zum Unterrichte: nicht zum dummen Anbeten und zum Verſchlucken

ohne Verdammung, wovon bei den beſten ſowohl, als ſchädlichſten Kräutern auch das Vieh ſtirbt. — —

Hier wäre der Ort, eine herrliche Stelle Luthers anzuführen, aus ſeiner Vorrede über den Pſalter: „wie gut es die Bibel mit uns meine, daß „ſie nicht bloß von den Werken heiliger Perſonen rumpele, ſondern auch ihre Worte erzähle „und den ganzen Grund ihrer Herzen, in „Freude und Leid, durch ihre eigene Sprache uns „fürhalte," weil's aber Manchen vom Pſalter zum Hohenliede, vom Vater auf den Sohn ein zu groſſer Sprung dünkt: ſo wollen wir, ohne Citationen, in wenigen Worten fortfahren, „was auch dieß „Buch ſammt den andern Schriften Salomo's auf „ſein Leben und ſeinen Charakter für Bezug „habe."

1. Davids Sohn war Salomo, der Geliebte ſeiner Mutter, der Gottgeliebte.

Ach! Auserwählter meines Herzens Sohn,
Du Ein'ger, meiner Wünſche Sohn,
Gieb nicht den Weibern deine Kraft,
Geh nicht den Weg, drinn Könige verderben.

O nicht den Königen!
Du Gottgeweihter, nicht den Königen
Gebühret Wein,
Den Fürſten ſtarker Trank nicht,

Sie trinken und vergeſſen des Geſetzes
Und krümmeten das Recht der Armen.

Gebt Labetrunk dem Elenden,
Und ſüßen Wein dem bitterlich Betrübten;
Er trink' und denke ſeines Jammers nicht,
Vergeſſe Noth und Kummer — —

Das war die Lehre, die den Gottgeweihten Jedidja ſeine Mutter lehrte *) und Nathan gewiß beſtätigt haben wird. Seine Regierung ging auf, wie ein Stern des Friedens; der angeführte 72ſte Pſalm beſingt ſie als eine Zeit der Gerechtigkeit und Königsmilde. Sein Urtheilsſpruch träufelte auf ſein Volk, wie Thau, wie Regen auf die abgezehrten Kräuter: man ſegnete den ſtillen Sonnen- und Mondglanz ſeines Regiments und wünſchte ihm Ewigkeit und die weite Erde. Auch als Friedens-

*) Sprüche Kap. 31.

König und Fürſt voll Herrlichkeit war er Meſſias Vorbild — — und ſiehe, in dieſe Zeit kam die Scene des Hohenliedes, der ſichtbare Segen Jehovahs, die ſtille Auszeichnung des Gottgeliebten. Alle Menſchenglückſeligkeit ſprießt aus Liebe; mit ihr iſt alle Glückſeligkeit verloren. Als Gott den Menſchen im Paradieſe ſchuf, ward Liebe ſein zweites Paradies; Gott kannte nur einen Segen fühlender Geſchöpfe: er ſegnete damit Pflanze und Baum, Thier und Menſchen, und als der Sohn Gottes ſein neues Königreich auf Erden brachte, kannte er nur eine Pflicht und eine Belohnung, Liebe.

Liebe iſt's, die ſich über alles Schöne und Gute freut, die es zu ſich, ſich zu ihm ſtimmt, zur Harmonie, dem Kinde des Himmels, dem mannigfaltigen Einklange in aller Schöpfung.

Es giebt nur Eine Liebe, wie Eine Güte und Wahrheit. Liebeſt Du dein Weib nicht, ſo wirſt Du auch nicht Freund, Eltern, Kind lieben. Schämſt Du Dich des Hohenliedes, Heuchler, ſo ſchäme Dich auch des Weibes, die Dich empfangen,

und des Kindes, das Dir dein Weib geboren, am meiſten aber Deiner ſelbſt, Deiner!

Du ſieheſt deine Tochter an, wie ſoll ſie gedeihen, zum ſchlanken, unſchuldigen Palmbaum des Paradieſes, oder zum Dornbuſch? Du ſiehſt deinen Sohn an; was ſoll er werden? der Apfelbaum und die erwählte Ceder des Hohenliedes, oder ein krummer Aſt im Kothe?

Zu allen Zeiten hat ſich die kalte Heuchelei, das gezierte Grab voll Todtengebeine und alles Unflaths, an nichts ſo ſehr als an Liebe, geärgert; an Liebe Gottes und des Menſchen, unſres Nächſten. Auch das Hohelied und die zarteſten Ausdrücke der Bibel und chriſtlicher Lieder, ſobald ſie nur Braut und Verlobung nennen, dünkten ihr unerträgliche Hurenſprache. Du Heuchler, ſagte Chriſtus, ärgert Dich dein Auge, ſo reiß es aus. Iſt dieß helle und unſchuldig, ſo iſt dein ganzer Leib Licht; iſt's ein Schalk, ſo hilft Dir nichts alles phariſäiſche Reinigen von außen.

Unſchuld, du heilige Gottesperle! Heuchelei und Schminke, Trödelkram und gefärbtes Glas von Keuſchheitpredigen und Geärgertwerden, kann dich

weder feſthalten noch erſetzen, wenn du dahin biſt; vielmehr iſt jene dein größter Feind, dein falſcher Erſatz und häßlicher Nebenbuhler. Stellet zwei Kinder zuſammen und laſſet ſie die Bibel, ſelbſt das Hohelied Salomons in ihr, leſen. Das Eine, das, Unſchuldsengel, noch das Angeſicht Gottes im Himmel ſchauet, wird leſen, ohne ſich zu ärgern, wird ſich, ohne zu wiſſen, warum? oder worauf? freuen und als eine Sproſſe des Paradieſes emporblühen. Das andere, der philoſophiſche Bube, der den Aktus der Erzeugung in der Schule gelernt hat, damit er wiſſe, woher ſein Vater das Recht habe, ſich ſeinen Vater zu nennen, wird ſich gewiß ärgern und die Bibel ſchließen. Er ſey mein Sohn nicht.

Statt alſo mit heuchleriſcher Kälte und ehrbarem Buſenlächeln vorbeizugehen und ſich zu ſegnen, wo man's gar nicht nöthig hat, und wo das Segnen ſelbſt ärgert, laſſet uns auch vielmehr aus dieſer ſüßen Unſchuld Saft der Arzenei für unſer krankes Jahrhundert bereiten, wo es ihm ſo noth thut. Warum ſchleicht und liegt ihr da ſo, ihr unglücklichen Schlachtopfer eurer Lüſte, ihr verdorreten Salzſäulen auf Sodoms Grunde? Iſt's nicht, als ob

ihr von Aſchen und Todtenhaufen eurer Glückſelig-
keit und Menſchenfreude uns blaß und hohlaugig zu-
winktet: „Arme, wir kannten den Zweck der Glück-
„ſeligkeit und des Lebens nicht durch Unſchuld und
„ungereizte, unentweihete Blüthe. Uns fehlte das
„Vorgefühl, die keuſche Ahnung von dem, was wir
„zeitlebens ſeyn müßten und außerdem nichts ſind,
„dem paradieſiſchen Segen beider Geſchlechter. Dar-
„um ſind unſere Angeſichter verfallen, und unſre
„Augen erlöſchte Kohlen. Am Baum eines falſchen
„Vergnügens erkrankt, ſtecken die Pfeile ſeines Zorns
„in uns und ſaugen den Saft unſerer Gebeine.“
Wodurch können dieſe armen Geſchöpfe, wenn noch
Rettung da iſt, gerettet werden, als durch Rückkehr
zur verlorenen Unſchuld, durch Reiz der Tugend,
Geſundheit und Fröhlichkeit zu leben, in einem le-
benden Hohenliede? Unſchuld allein kann Unſchuld
zurück bringen oder bewahren. Lieſet ein Engel mit
deinem Kinde, ſo fürchte Dich nicht, auch im Hohen-
liede lieſet's die Bibel, ſo wie es in der Natur der
Thiere Schöpfung Gottes ſiehet und ſich nicht är-
gert. Ich bin gewiß, daß ſich an dem „Adam er-
„kannte ſein Weib“ noch kein unſchuldiger Knabe

geſtoßen hat, aber wohl an dem unkeuſchen Verhüllen, an dem moraliſchen Kopfſchütteln mit Ach und Aber.

Bei den Juden war es Geſetz, daß niemand das Hohelied vorm dreißigſten Jahre leſen ſollte: die Vorſicht war gut, und auch Luther preißt ſie an, wie iſt ſie aber jetzt möglich? Alſo thue man wenigſtens, was man kann, komme ſchädlichen Eindrücken zuvor, werde Freund ſeiner Kinder, lehre ſie die Bibel als Wort Gottes leſen, Ehe und Liebe als Segen Gottes im Paradieſe im Sinne der Patriarchen betrachten; ich glaube nicht, daß das Hohelied hiezu ſchädlich ſeyn werde. Vielweiberei, unzüchtige heidniſche Liebe, ſchöne Natur der ägyptiſchen und ammonitiſchen Weiber, iſt nicht darin; nur Eine iſt ſeine Taube, ſeine Reine, ſeine Liebe; ſie, die Liebe ihrer Mutter, die ſeine Mutter ihm ſelbſt vermählt. Ich bin gewiß, daß, wenn eine keuſche Mutter mit ihrer Tochter, ein würdiger Vater mit ſeinem Sohn dieß Lied eben in der Abſicht in der Bibel durchgehet, als den Kranz reiner Jugendjahre des Gottgeliebten, als irdiſchen Lohn und Segen, der dem zarten Sohne Davids, dem ſüßen Pfleger der Gerech-

tigkeit und Menſchenmilde von Gott wurde; jede Blume, woraus die Spinne Gift ſaugt, wird der frommen Biene Honig werden, dem unſchuldigen Kinde ein Zweig vom Baume des Lebens.

2. Ohne Zweifel gehört hierzu, daß man mit dieſem Buche Salomons auch ſeine andern Schriften verbinde und eine durch die andere erkläre. Wenn ſein Prediger rühmt, daß auch bei ſeiner Liebe und Luſt zum Vergnügen noch immer Weisheit ihm beigewohnt, ſo weiſet er uns damit ſelbſt auf ſeine Sprüche, wo er mehr als einmal die Weisheit ſeine Geliebte nennt und die Gottesfurcht ſeine Schöne. Wie ernſtlich warnt er da vor Hurenliebe, Ehebruch und Verführung! wie ſchildert er die Abwege der Jugend, und den Reiz früherer Keuſchheit und den Balſam des Lebens in ächter, reiner Liebe! In ſeinem letzten Buche, wo er auch an den ſinnlichen Vergnügungen das Nichts, die Eitelkeit genug zeigt, bleibt's immer noch das Reſultat ſeiner Beobachtungen und Erfahrungen in Gutem und Böſem. „Freue dich, Jüngling, in „deiner Jugend, ehe denn die böſen Tage

„kommen; habe aber auch Gott vor Augen „und denke ans Gericht.“ Er bleibt dabei, daß es das Beſte ſey: „fröhlich zu ſeyn in ſeiner „Arbeit, ſich Wohlſeyn zu verſchaffen, des „Lebens zu genießen mit ſeinem lieben „Weibe: denn das ſey unſer Theil im Le„ben.“ Es ſpricht alſo noch immer der Sänger des Hohenliedes und nimmt ſich nicht zurück, aber er beſtimmt ſich jetzt aus geprüfter Erfahrung, und verſchweigt auch die härteſten Sachen nicht, die ſich ihm in ſeiner Liebe und Sinnlichkeit aufgedrungen haben, nämlich, „daß hiemit das menſchliche Herz nie „ganz befriedigt werde, und daß, wenn er un„ter tauſend Männern einen Menſchen fand, „er unter tauſend Weibern keinen gefunden: „denn Gott hat den Menſchen aufrichtig „gemacht, aber ſie ſuchen viel Künſte.“ Wer Salomons Schriften in ſolcher Verbindung lieſet, wird er am Hohenliede tändeln? in ihm letzten Zweck des Lebens, oder gar Unzucht und Ehebruch ſuchen, von denen Salomo ein ſolcher Feind iſt? Wird er nicht vielmehr ſeine Knie vor dir, ſanfter Liebling Gottes, beugen und im Dreieck

deiner ſo verſchiedenen und ſo einartigen Schriften beinahe die Summe philoſophiſcher Weisheit des Menſchenlebens finden?

Liebe iſt die größte Weisheit, und die größte Weisheit, ſelbſt im ernſten Sinne des Predigerbuchs, iſt und bleibt Liebe. Liebe iſt unſer Königreich aus dem Paradieſe; worüber wir mit Liebe herrſchen, das iſt gewiß unſer. Je weiter wir alſo dieß verbreiten, und je enger zugleich es an uns ziehen können, deſto weiſer und glücklicher ſind wir, in den rechten Schranken des menſchlichen Lebens. Ein frohes Herz ſieht allenthalben Frühling, ein liebendes Auge überall Liebe: ihm duftet in dieſer Roſe ſein Freund, ihm wächſt in dieſem Palmbaum ſein Kind, ſeine Geliebte. Menſchengeſtalt iſt die größte Naturſchöne, und alle Naturſchöne muß der Menſchengeſtalt, der Menſchenliebe und Freude dienen. Die Weisheit Gottes, Salomons Muſe, ſpielt in allen Bildern auf der Erde, und ihre Luſt iſt bei den Menſchenkindern.

Wie theuer mir in dieſem Betracht einige der abſtechendſten Bücher der Bibel, die alle zuſammen ſtehen, ſind, kann ich nicht beſchreiben. Die drei

Schriften Salomons hinter den Pſalmen, die Pſalmen hinter Hiob: das Täubchen der Liebe hinter dem Vogel der Weisheit, und unmittelbar an ihm der ſonnenfliegende Adler, Jeſaias. Da iſt Lehre, da iſt menſchliches Leben! —

3. Noch unterrichtender aber wird endlich die ſonderbare Entwicklung und Kataſtrophe ſelbſt in Salomons Leben. Der weiſeſte König, und wird zuletzt der größte Thor durch Weiber. Der ſanfteſte König, und ganz Iſrael klagt ihm nach: „Dein Vater hat unſer Joch hart gemacht, „mache Du es uns leichter.“ Friedekönig, und legt den Grund zum Abfall, zu ewigem Zwiſt und Trennung ſeines Volkes. Mächtig bis über den Euphrat, und kann zuletzt einzelne Rebellen nicht bändigen, muß ſeinen geſalbten Nachfolger, Jeroboam, unbezwungen dulden. Weiſer denn alle Weiſen, und vergaß zuletzt ſeine Kinderweisheit, die Furcht des Herrn. Auch weiſer denn die Dichter; und ſein Land ſeufzte. Von Ausländerinnen verehrt, und von Inländerinnen betrogen, verführt, vielleicht verachtet. Erbauer des Tem-

pels, und ſelbſt ein Abgötter: dem zwei Mal Gott erſchienen, und der fremde Götter ſuchte. Umgeben mit Tauſenden der Weiber und Kebsweiber, und hinterließ einen unnützen, unweiſen Rehabeam. — — Gerechter Richter! wie tief geht dein Pfeil! wie furchtbar gleich und aufwiegend hängt deine Waage! Laſſet uns den 127ſten Pſalm, ebenfalls ein Lied Salomons, hören:

Wo Gott der Herr das Haus nicht baut,
Vergebens bauet ihr;
Wo Gott der Herr der Stadt nicht wacht,
Der Wächter wacht umſonſt.

Umſonſt iſt, daß ihr früh aufſteht,
Und ſitzet ſpät in Müh'.
Und eßt in Sorgen euer Brod:
Dem Freunde giebt er Schlaf.

Auch Kinder ſind des Herrn Geſchenk;
Sein Lohn iſt Leibesfrucht:
Wie Pfeile in des ſtarken Hand
Iſt junger Söhne Stolz.

Wohl ihm, dem Mann, der ihrer voll
Hat seinen Köcher. Sie
Erröthen ihren Feinden nicht
Beim Hader vor Gericht — —

wie freilich sein Sohn Rehabeam erröthen mußte. Richter, so rächest Du: die ganze Welt ist Waage der Wiedervergeltung in jedes Menschen Leben. Der zu zärtliche König wird durch seine Weiber, der zuletzt aberweise König durch einen unweisen Sohn gestraft.

Wo Salomo (menschlich zu reden) in Zügen wieder kommt, kommt auch sein Schicksal wieder. Der Jüngling, der nach zweitausend Jahren durch Kunst ein Hohelied sang, Petrarka, — leset die drei Quartanten seines Lebens, und wenn auf der einen Seite an Feinheit, Zärtlichkeit, Liebe, Freundschaft, Vielwissenschaft und Weisheit Salomo sich in ihm von fern meldet, so sieht er noch deutlicher zuletzt im Ekel und Unmuth der Welt, in Eitelkeit und gelehrter Langeweile da; nur freilich war die Krone des Einen Gold, des Andern Lorbeer. Die vertändelte Ver-

locke hängt zuletzt müßig da; der müde Sänger der Liebe ſchreibt ein ſchwächeres Buch der Weisheit.

Liebe, du Thautropfe des Himmels, die ſüßeſte der Süßigkeiten auf Erden; wie bald wird dein Honig Ekel, wenn man ihn im Uebermaße genießet! Du bindeſt Menſchen an Menſchen, Menſchen an Gott, — ein Band feſt wie der Tod, denn du ſollſt die Sterblichkeit überdauern; wehe aber, wer an dieſem Gottesbande faſert und es in ſeidne Flokken auflöſet! Sie verwehn, und was iſt ihm blieben? O Liebe, die Chriſtus lehrte und zeigte und ausgoß, Liebe, die Johannes in ſeinem Glanz bis in jene Welt hinüber malet, wie anders biſt du! Eine nie verſiegende Aurora; ſcheint ſie hier unterzugehen, ſo geht ſie mit höhern Farben in einer ewigen Welt auf! —

Walle ſüßes Wort, mein Herz, auf! ſtröme ſüßes Wort! *)
König höre! meine Zunge fleucht, ein Griffel fort.

Schön-

*) Pſalm 45.

Schönſter aller Menſchenſöhne! deine Liebe gießt
Strom der Anmuth, Du, der Gottes ew'ger Lieb-
ling iſt.

Gürte Schwert an deine Hüfte, Held, und wand'le
fort
Prächtig, glücklich. Wie ein Kriegsroß ſey dein ſie-
gend Wort,

Und ſey Gnadenwort. Die Rechte, wenn ſie Schrek-
ken winkt,
Wenn dein ſcharfer Pfeil der Feinde Königsherzblut
trinkt,

Völker liegen Dir zu Füßen — Gott, dein Thron
er ſey
Feſt und ewig, deines Reiches Zepter feſt und treu.

Unrecht haſſe, liebe Wahrheit, Huld, Gerechtigkeit:
Denn, o Gott, drum hat dein Gott mit Freudenöl
erfreut

Dich vor allen deinen Brüdern. Myrrh' und Aloe
Duftet dein Gewand Dir, wenn Du froh, in Kö-
nigshöh',

Trittſt aus Elfenbeinpalläſten und in deiner Zier
Dir die Königstöchter dienen und zur Rechten Dir

Deine Braut in Ophirs Golde pranget. Hör' es,
Braut,
Und vergiß dein Volk Dir. Schaue, wem Du biſt
vertraut,

Und vergiß dein Vaterhaus Dir, daß der König ſich
Lab' an deiner Schöne. Neig' ihm, deinem Herren,
Dich!

Und die Töchter Tyrus werden mit Geſchenken Dir
Huldigen, des Volkes Fürſten tief anbeten Dir.

Prächtig ganz iſt Königs Tochter. Goldgewand:
geziert,
Prachtgeſtickgeſchmücket wird zum König ſie geführt.

Nach ihr eilen die Jungfrauen, die Geſpielen all
Jauchzen ein in Königs Pallaſt. Ich, mit Freu:
denſchall,

Sing ihr: „Braut, ſtatt deiner Väter werden Dich
erfreu'n
Deine Söhne, werden rings im Lande Fürſten ſeyn'

Von Geſchlecht hin zu Geſchlecht ſing' ich weit und breit
Deinen Namen. Völker preiſen Dich in Ewigkeit.

Das wäre alſo die lehrreiche Stelle dieſes Buchs in der Bibel. Es iſt ein nothwendiger Belag zu ſeinem Leben, eine Beurkundung des Segens, den ihm Gott verſprach, ein Schlüſſel zu ſeinen übrigen Schriften, zuſammt ſeiner Denkart und dem ſonderbaren Schickſal ſeines Alters und Ausgangs. Unter den Büchern des alten Teſtaments iſt's eine Roſen- und Myrrhenlaube im Thale des Frühlings rings umher voll ſchöner Ausſicht auf alle Seiten der Menſchheit. — —

Mich dünkt, man antwortet mir: „Wohl! aber „könnte das Buch nicht noch mehr bedeuten? ſollte „nicht noch ein andrer Sinn, ein tieferer Ver„ſtand dahinter ſeyn?" Meinetwegen! aber was heißt das könnte, ſollte? was wäre es für ein anderer tiefer Verſtand? und aus welchen unumſtößlichen Merkmalen wüßte man, daß und wo er dahinter ſey, daß der klare Wortverſtand nicht darunter litte?

Ich leſe das Buch, und finde in ihm ſelbſt nicht

den kleinſten Wink, nicht die mindeſte Spur, daß ein andrer Sinn Zweck des Buchs, erſter Wortverſtand Salomons geweſen wäre, oder ich müßte ihn auch im Liedchen Ibrahims, in den Oden Hafiz, in allen morgenländiſchen Liebesgedichten vermuthen und aufſuchen können, die dieſem Liede in äußerer Geſtalt völlig gleich ſind. Im Leben Salomo's finde ich zu dieſem andern Sinne, er ſolle nun hiſtoriſch oder myſtiſch, oder metaphyſiſch, oder politiſch ſeyn, noch weniger Grund: denn die Myſtik war Salomons Weisheit nicht, noch weniger Metaphyſik und ſcholaſtiſche Kirchengeſchichte. Seine Weisheit war klarer Sinn in Anſchauung der Dinge des Lebens, feiner Scharfſinn, ausgebreitete Naturweisheit, wozu die ſpätere arabiſche Sage auch den weiſen Salomo machte, ſogar zum Zauberer und Teufelsbanner; zum myſtiſchen Kopfhänger und Schwindler ins Wüſte und Leere, oder zum Kompendienſchreiber der chriſtlichen Kirchengeſchichte hat ſie ihn nie machen mögen.

Auch ſiehet man es ſchon der Art des neuen Sinnes ſelbſt an, weß Geiſtes Kind er ſey? nämlich das Schooßkind jedes einzelnen müßigen Geiſtes. Er

trägt immer die Gestalt seines Vaters, des Erfinders: fühlte der fein, so ist auch die Seide des Mährchens fein, die er aus Salomo spinnet; ist er grob, so kommt auch so ein dickhäutiges Schiffseil von Allegorik heraus, daß dem Leser die Nerven zittern. Sey es aber auch fein wie Spinnwebe; es ist nur immer angesponnenes fremdes Gewebe, wenn es nicht aus der Schrift Salomons natürlich wächst und von selbst gleichsam sich aufdringet. — — Wenn Rabbi Juda fragt, warum es das Hohe Lied heiße? und antwortet: „weil, wer dieß hört, in seinem Gemüth mit himmlischen Sachen verbunden werde" so kann ich die Feinheit der Antwort wohl leiden. Es gefällt mir, wenn der Sohar sagt: „Schwarz, aber gar lieblich — das ist die israelitische Kirche, schwarz um ihrer Gefangenschaft, lieblich um des Gesetzes und ihrer Frömmigkeit willen." Oder, wenn es heißt: „unsrer Häuser Balken sind Cedern, d. i. der Tempel des Herrn durch die Hand Salomo war Cedernholz; der Tempel des Herrn, der zur Zeit des Messias wird erbaut werden, dessen Balken werden seyn Cedern des Paradieses." Die Turteltaube läßt sich hö-

ren: „das iſt die Stimme bei der Ankunft des Meſſias.“ Wer iſt, die hervorbricht, wie die Morgenröthe? „das iſt die Erlöſung des Meſſias: wenn der Meſſias kommt, wird eine Finſterniß auf die Königreiche der Welt fallen.“ — — Auf den Würzbergen. „Unter allen Pflanzen und Bäumen iſt keine kleiner und niedriger, als da das Gewürz darauf wächſt; alſo die Heiden, die mit den Dornen verglichen werden, haben weiten Raum. —“ Solche, und unzählig andere Deutungen ſind fein: ſie ſind gleichſam moraliſche oder poetiſche oder philoſophiſche Anwendungen, wie die jüdiſche Auslegungskunſt liebt und in ſeinen Geſetzen beſtimmt: den natürlichen Wortſinn aber müſſen ſie weder erſetzen noch verdrängen wollen, ſonſt ſind ſie verführend, und auch wo ſie am ſinnreichſten und ſchönſten auffallen, ſind ſie Anwendung, Poem, Figment, Eigenthum ihres Erfinders. So auch manche myſtiſche Auslegungen des Hohenliedes durch Chriſten; ſie enthalten ein Meer von Empfindungen, feinen Gedanken und lieblichen Geſpinnſten, davon die Seele des Auslegers voll war, und ſie doch irgendwo ausgießen wollte. er faßte ſie alſo in dieß liebliche Gefäß. So haben

ja Sarbievius, Jo. Angelus und viele Andre die einzelnen Worte des Hohenliedes auf den Gegenſtand, den ſie in Gedanken hatten, poetiſch ausgebildet, und man ſieht leicht, daß in einer ſo zarten Sprache des Herzens, bei den ſo abwechſelnden Geſtalten und Scenen aller Menſchenſchöne, Liebe und Freude, Raum für die Empfindungen einer ganzen Welt iſt. Aber ewig bleibt's gewiß: das iſt Anwendung, nicht Wortſinn; ein neues Gefäß, aus dem zarten edlen Leim gemacht, nicht aber ſeine Urgeſtalt und erſte Lage; es iſt ein abgeleitetes, tauſendfach verſetztes Waſſer, nicht die klare Quelle des Urſprungs. Laſſe ich mich da durch einen feinen Rabbi verführen, der mich vom erſten nothdringenden Wortverſtande weglocket, ſo ſtehe ich gleich einem groben bloß, der ankommt und alſo redet: „Er hat mich in den Weinkeller geführt; die Braut redet die Diener des Bräutigams an: erhaltet mich mit den Flaſchen des geiſtlichen Weins im Sakramente. Fahet uns die Füchſe, d. i. die Ketzer, ſo Chriſti Weinberge verderben, und die kleinen Füchſe, d. i. die heimlichen Ketzer, ſo die Partikularkirchen verderben. Siehe, um das Ruhebettchen des himmli-

ſchen Salomons ſtehen ſechszig Starke, nämlich heilige Engel und Gottesgelehrte, alle angethan mit Schwertern, und verſtehen die Streitkunſt. Deine Zähne ſind weiß, d. i. deine Lehrer ſind einmüthig und orthodox in Unterſuchung der Ketzereien, Du wirſt disputatores bene dentatos haben. Deine Lippen zwo Purpurfäden, das Symbolum Nicaenum und Athanasianum. Mein Freund iſt hingegangen zu den Würzgärtlein, d. i. zu den neuen Partikularkirchen im 7ten Saec., zu den Franken, Schwaben, Weſtphälern, zu den Sachſen und Thüringern, u. ſ. Dein Nabel wie ein runder Becher, iſt der wiederhergeſtellte Kelch im Abendmahle, und dein Bauch wie ein Weizenhaufe, da die Irrthümer verworfen ſind von Fegfeuer, Seelmeſſen und von Verdienſt der Werke. Deine zwo Brüſte, die Mittel der Seelennahrung, das evangeliſche Wort und die heiligen Sakramente — — und ſo geht's zum Thor Sethrabbim, zum elfenbeinern Thurm, d. i. zu der durch den Hals der Lehrer rein vorgetragnen Lehre, zur Naſe, dem Emblemate des Zorns über die Feinde der Kirche, zu den Haaren, dem Bilde der Un-

terwerfung der Lehrer unter keinen als Chriſtum, und zum Palmbaum, dem weſtphäliſchen Frieden, zu denen durch die Kehle gepredigten Lehren, die die Lippen der Schlafenden redend machen, und zur Linken, die das Haupt unterſtützt, d. i. dem Kollegio evangeliſcher Lehrer. Bis endlich die Töchter Jeruſalems, d. i. das Chor der Theologen ſinget: Unſre Schweſter iſt noch klein, die aus Gog und Magog hervorwachſende Kirche: noch hat ſie keine Brüſte, d. i. keine ordentliche Lehrer. Wir wollen über ſie bauen einen ſilbernen Pallaſt für die Lehrer des Evangelii: denn dem himmliſchen Salomo gebühren 1000 Silberlinge für den Weinberg, 200 den Hütern zum Gnadenlohne. — — Man ſpürt wohl, daß kein Rabbi die Deutung gemacht, indeſſen zweifle ich, daß der König Salomo, glorwürdigen Andenkens, ſo lutheriſch werde gedacht haben; — — Luther ſelbſt dachte nicht alſo! *)

Salomo iſt nicht der Einzige, dem es ſo geht; heilige und Profanſcribenten, inſonderheit Dichter, je

*) Neque hoc placet, ut exponamus de conjunctione Dei et Synagogae — — Luther.

einfältiger, klarer und tiefnatürlicher ihre Worte ſind, deſto mehr wird man ſie mit Auslegungen ſalben, und in ihr ſchönes weites Zelt Sachen hinein tragen, an die ſie wahrlich nicht dachten. So ging's Homer, Dante, Petrarka, ja ſelbſt der ehrlichen Veluſpa: man hat in ihnen alle Weisheit und ſelbſt die Goldmacherkunſt gefunden; indeſſen wer fand ſie darin? Nur Narren oder Kinder.

Es iſt gut und löblich, daß ein bibliſch Buch bibliſch, und ein zärtlich Buch zärtlich angewandt werde; ja wir haben darin die ſchönſten Vorbilder an den Propheten, Chriſto und den Apoſteln. Sie brauchen Ausdrücke, Bilder, Vorſtellungsarten des Hohenliedes, jeder auf ſeiner Stelle, in ſeinem Zweck und Sinne. Das iſt Jemanden ſo wenig unterſagt, als ja im Gegentheil jede Speiſe, die wir genießen wollen, verdaut, in unſern Saft verwandelt werden, und alſo gewiſſermaßen ihre Natur verlieren muß. Es wären Pedanten und Wortkrämer, die uns am Hohenliede nur Hebräiſch lehren, und Anakreontiſch ſingen lehren wollten, weitere Anwendung und Seelenſpeiſe daran aber unterſagten. Iſt die Natur, wie Süßigkeit und Liebe, überall nur Eins; wo Dir dein

Herz eingiebt, mit den Worten dieſes Buchs zu beten, zu reden, zu betrachten, zu lieben; da kannſt Du's ſo ungehindert thun, als Jeſaias, Chriſtus und Johannes es thaten. Jede Blume wird gleichſam friſch blühen auf dieſer neuen Stelle, und deine Seele, dein Muth, ja dieſer Ort und dieſe Stunde werden ihr friſche ſchöne Farben leihen; Jedermann aber ſiehet, daß dieſe unendlichen, ſo augenblicklichen, ſo unbeſtimmbaren Anwendungen den erſten Wortverſtand nicht aufheben, ſondern vorausſetzen, beſtätigen und gleichſam bewähren. Gerade wer zuerſt dieß Eine im Hohenliede ganz und treu fand, kann nachher in der Anwendung alles daher brauchen; dagegen wer im Wortverſtande tappt und irret, auch in jeder einzelnen Anwendung ſtrauchelu oder lahmen wird. — — Laſſet uns alſo, damit man mir nicht die Ehre erzeige, mich unter die neuen Reformatoren zu rechnen, die für lauter klarem Wortverſtande der Bibel von der mindeſten Anwendung derſelben nicht wiſſen wollen, noch einige Worte von dem kirchlichen Gebrauche dieſes Buchs und ſeiner gewöhnlichen Anwendung ſo viele Jahrhunderte her reden.

Schon Jeſaias betrachtet die Kirche Zions als Gottes Braut, und den Herrn ihren Gott als Mann und Bräutigam. Hoſeas, Jeremias, Ezechiel, die andern Propheten führen dieß Bild fort, und thun an ſie unter demſelben die ernſtlichſten und zärtlichſten Worte. Im neuen Teſtament wird Chriſtus Bräutigam ſeiner Kirche, und Johannes iſt nur Freund des Bräutigams, der ſie ihm zuführet. Chriſtus in verſchiedenen Gleichniſſen, die Apoſtel in den ſtärkſten Ermahnungen, Johannes Offenbarung endlich in der lieblichſten Hoffnung beſtätigen dieß Bild ſo ſehr, daß es ſogleich, nachdem der Kanon geſchloſſen war, allgemeine Vorſtellungsart, und bei den älteſten Kirchenvätern eine Lieblingsidee ward, zu der das Hohelied Salomons den reichſten Stoff der Ausſchmückung leihen und geben konnte. Sie ſchütteten alſo auch in ihren Homilien, Gloſſen, Kommentarien über dieß Buch die Fülle ihres Herzens aus, Jeder, wie er die Kirche ſah und fühlte. Zart oder feurig, klagend oder jauchzend, nachdem ſie ihm ſchwarz oder lieblich erſchienen. Ohne Zweifel war dieß auch die Urſache, warum der ehrliche Luther in ihm Troſt über die Verwaltung des

Regiments ſuchte: ſeine Zeit und Er hatten dieſes Troſtes nöthig. Er ſchrieb nämlich über dieß Buch gerade in dem hämiſchen Jahre, wie er's nannte, 1538, da der heilige Bund wider die Proteſtanten zu Stande kam, er den Verdruß mit Lemnio hatte, und auf der andern Seite die Ausbreitung ſeiner Lehre doch nicht nachließ. Da ſeine Seele immer das Anliegen ausgoß, das ſie zunächſt drückte, ſo brachte er's auch jetzt in die Bücher, die er erklärte, oder vielmehr, an denen er ſich ſtärkte und labte. Er ſagt's ausdrücklich in ſeiner Vorrede *), und war übrigens mit den Auslegern nicht zufrieden, „die es von Vereinigung Gottes mit der Kirche, (Synagoge), oder mit den Tropologiſten, die es von der gläubigen Seele auslegten: ex his enim sententiis quis quaeso fructus percipi potest?" Uebrigens hielt er das Buch für dunkel und wollte nichts, als ſeine Meinung, d. i. die Anwendung ſagen, die ihm damals ſo nahe lag.

---

*) Nos referimus inter enarrandum nostras cogitationes eo, ut hic quoque liber tum doctrina ad vitam utili, tum consolationibus nos erudiat. Praef. in cantic. cantic.

Es kann wohl kaum geläugnet werden, daß nicht auch manche myſtiſche Ausleger dieſem Drange des Herzens nachgegeben und damals nicht anders, als ſo, über dieß Buch ſchreiben können? Hat Chriſtus ſeiner Kirche immer gegenwärtig zu ſeyn verſprochen, und ſich mit ihr in Ewigkeit verlobet; warum ſollte er's nicht auch jeder einzelnen gläubenden Seele ſeyn, da die Gemeine der Kirche ja eben aus lauter einzelnen Gläubenden beſtehet? Mit je mehr Reinigkeit und Innigkeit man alſo die Vereinigung Gottes mit dem Menſchen fühlte; deſto inniger wandte man auch die Sprache dieſes Buchs an, in dem nur Liebe redet. Man ſiehet aber, es war nur Anwendung, ſollte und konnte nur Anwèndung bleiben, dem erſten Sinne Salomons völlig unbeſchadet: denn ſogar der Schluß vom Allgemeinen auf jedes einzelne Glied der Kirche war ſchon Anwendung. Auf dieſem Wege wird noch bis jetzt Jedermann von einzelnen Stellen des Liedes Gebrauch machen können, wie ſie ihm jetzt ſein Herz und Anliegen eingiebt; genug, wenn ſie dem geſammten Worte Gottes und der daraus gezognen Regel des Glaubens nicht widerſprechen.

Und daß die obige kirchliche Anwendung, von der die genannte Erklärung Luthers nur ein gereinigter blühender Zweig iſt, derſelben nicht widerſpreche, ſondern im höchſten zuſtimme, iſt gewiß. Wer nimmt ſich der Kirche an, wenn ſich Chriſtus ihrer nicht annimmt? Er, der ſich mit Blute des Herzens ſeine Braut erkaufte, und ſie mit dem Waſſerbade ſeines Geiſtes ſich unſträflich wuſch, ſie auch in ihrer Niedrigkeit liebet, bis ſie einſt herrlich vor ihm erſcheine. Es ſind alſo eben nicht die züchtigſten Ohren, die dieſe ganze Vorſtellungsart, die doch bibliſch und nicht nur Wort, ſondern Sache iſt, überall ausreuten wollen, und ſich auch in Sprüchen, in alten treugemeinten Liedern daran ärgern. Die Kirche, die ihr im Sinne habt, mag freilich ohne Chriſto ſeyn! ſie hat auch ſeiner nicht nöthig.

Ueberhaupt iſt Kirche, Staat, Ehe, und die einzelne Menſchheit, wie ſie in allen dreien geprlegt oder gemißhandelt wird, Ein Ding: überall ohne Gott nichts, und überall, auf's zarteſte betrachtet, Braut Gottes an der Hand Jeſu Chriſti: ein Siegel auf ſeinem Arm, ein Gepräge auf ſeinem Herzen. Paulus ſchämt ſich nicht, auch

in der Ehe *) ein Bild Chriſti und ſeiner Gemeinde zu finden: das Verhältniß des Herrn zu ſeinen Unterthanen dem Lande, dem er vermählt iſt, wird nie ein beſſeres finden, und in Abſicht des Dienſtes der Kirche hat Paulus ebenfalls gezweifelt: ob der, der ſeinem eignen Hauſe nicht vorzuſtehen wiſſe, je die Gemeine Gottes verſorgen werde? Die allgemeinen Bande dieſer Einrichtungen, die lebendige Bauart dieſer nur verſchieden genannten Gebäude iſt alſo Eins; und der Geiſt derſelben Ein Geiſt — Liebe. Je mehr nun ein Menſch die Wohlthaten Gottes gegen Eins oder das Andre, die geheime und ſüße Zuthätigkeit des freundlichen Weſens durch die, ſo ſeine Stelle vertreten, hienieden fühlt, deſto mehr iſt Vorrath in ſeinem Herzen, das Buch hie oder dahin zu deuten. Und ſo deute er's, nur keuſch und züchtig, daß es weder Spiel noch Aergerniß werde, und nie vergeſſe man's, daß es Anwendung ſey, nicht urſprüngliche Abſicht, ſonſt wird Eine Anwendung die andre haſſen und verfolgen, da ſie doch alle

*) Eph. 5, 22. f.

alle, und unzählige ihrer, Schweſtern unter einander und Töchter Eines Wortſinnes, des Textes der Liebe, ſeyn und bleiben. Auch der Kirche bleibe die Ihre, denn ſie iſt ſich ſelbſt die nächſte.

Und ſo habe ich Luſt, dieſen Abſchnitt mit der klarſten Myſtik zu ſchließen, die das Buch enthält, mit dem goldnen A. B. C. der Weiber, am Ende der Sprichwörter des Sängers der Liebe:

Wem ein Weib von Tugendart,
Solch ein Weib beſcheret ward!
Ueber Perlen geht ſein Gut;
Feſt an ihr iſt Mannes Muth.

An ihr hat er Beute g'nug;
Treue ſonder Liſt und Trug,
Liebe ſonder Leid und Zwang
Giebt ſie ihm ſein Lebenlang.

Flachs und Wolle zu Gewand
Wirkt ſie ihm mit muntrer Hand,
Iſt ein Schiff, das Schätze ſchwer
Ferne bringet Nahrung her.

Noch iſt Nacht; ſie theilet ſchon
Speiſ' und Arbeit aus und Lohn,
Sorget für das Feld und ſieht,
Wie nun ihr der Weinberg blüht.

Gürtet ſich zu mehr Gewinn,
Stärket neu ſich Arm und Sinn,
Denn ſie ſchmecket, wie ſo ſüß
Sey ihr Segen und Genieß.

Ganze Nächte brennt ihr Licht,
Brennet und verlöſchet nicht;
Greift zum Rocken, ſpinnet friſch
Und ernährt der Armen Tiſch;

Oeffnet ihnen volle Hand,
Und ihr Haus hat reich Gewand.
Wenn des Winters Schnee einbricht,
Hat es Schutz und fürchtet nicht.

Nach der Nothdurft ſucht ſie Zier,
Schaffet Purpurdecken ihr,
Weiße Seide zum Gewand,
Denn ihr Mann wird ſchon genannt

Mit den Edeln, hält Gericht —
Sie erhebt ſich deſſen nicht;
Stickt der Schleier, Gürtel mehr
Für die Töchter über'm Meer.

Und ihr Schmuck iſt Reinigkeit,
Froher Blick auf ſpäte Zeit.
Klugheit öffnet ihren Mund,
Huld und Sitte thut er kund.

All' ihr Haus durchſchauet ſie,
Giebt ihr Brod der Faulheit nie;
Darum preiſt ſie ihr Geſchlecht,
Und ihr Mann frohlocket recht.

„Viele Dirnen, friſch und reich,
Sah' ich; Dir war keine gleich.
Aller Schönheit Reiz vergeht,
Gottesfurcht im Weib' beſteht.

Solch' ein Weib verdienet Ruhm,
Ihrer Tugend Eigenthum,
Gebt ihr ihrer Hände Lohn,
Dank und Preis im Heldenton."

Aus

Johann Gottfried v. Herder's

ſämmtlichen Werken zur Religion und Theologie;

Band X.

(Briefe, das Studium der Theologie betreffend.)

Vom Gebrauch der bibliſchen und chriſtlichen Epopee. Ob man ihre Sprache? ob man die Empfindungen einzelner Perſonen derſelben nachahmen müſſe? Ob ihre Fabel bibliſche Wahrheit, Erklärung oder gar Verſchönerung der Bibel ſey? Grenzen im Gebrauch und Unterſchiede deſſen, was in ihnen Fabel und Wahrheit iſt, an Dante und Milton gezeigt. Charakter Klopſtocks. Von der Poeſie aus Baco.

Das Wichtigſte und zugleich Gefährlichſte der Gedichte für einen Theologen ſtehet mir noch bevor, nämlich die bibliſche, die chriſtliche Epopee. Wie hat ein Jüngling unſers Zeitalters dieſe Dichtungen, die die gerühmteſten Werke unſerer Muſe

ſind, zu leſen, zu gebrauchen? Trauen Sie mir zu, m. Fr., daß ich auch hier unpartheiiſch nach meinem beſten Gefühl der Wahrheit reden werde.

Am wenigſten lieſet man ſie dazu recht, wenn man die Blumen ihrer Sprache lernen, und dieſe in Liedern, Oden, Gebeten, gar in Abhandlungen und Predigten anwenden will. Dieſe epiſche Muſe hat ihren eignen Gang, ihre eigne Sprache; zumal die neuere epiſche Muſe. Homer iſt gegen ſie ein Kind und die Proſe kriecht ihr zu Füßen. Wollen Sie ſich hievon überzeugen, ſo leſen Sie Klopſtocks Proſe. Nichts iſt beſcheidner, ſanfter und, wie ein Schriftſteller ſagt, lammesfrommer als ſie: ſie fliegt nicht, ſie geht einfältig an der Erde. Ein Gleiches iſt's mit der Proſe Miltons, und beiden großen Schriftſtellern, die in beiderlei Styl Muſter ſeyn können, geſchieht das empfindliche Unrecht, wenn unverſtändige Jünglinge die neugeſchaffne, hohe Götter- und Empfindungsſprache derſelben zu einer Panderenbüchſe machen, aus der ſie Schildereien, lyriſche Gedichte, geradbrechte Lieder und Empfindungen ſchütteln, die ihren Verfaſſern ſelbſt und ſodann einer Reihe, wie es heißt, ſympathiſirender Leſer allen ge-

ſunden Blick über Sachen dieſer Art und den eig-nen Ausdruck ihres Herzens rauben. Im Felde der Theologie, im einfältigen Zuſpruche der Homilie, des Gebets, des Kirchengeſanges haſſe ich dieſe glänzen-den Lappen auf den Tod. Sie ſind fremder Bettel-ſtaat: die Worte kommen nicht von Herzen' und gehen nicht zu Herzen: ſie ſind lau Waſſer, das jeder Ge-ſunde von ſich ſpeiet.

Ein Gleiches iſt's mit den nachgeahmten Empfin-dungen einzelner Perſonen der poetiſchen Fabel. Fühle ſie mit, indem du ſie lieſeſt: mache dir daraus eigen, was, als Summe des Ein-drucks, dir in der Seele bleiben ſoll; in deinem Vortrage aber, von welcher Art er auch wäre, tändle, juble nicht nach. Du biſt keine der Weiber am Kreuz oder in der Arche, weder Maria noch Eva, weder Cidli noch Kerenhapuch. Der Erlöſer will von dir nicht bejammert, beweint, bejauchzet; ſondern verſtanden, geliebt, verkündigt und befolgt ſeyn. Laß Teufel und Seraph, Eloah und Adrame-lech, den wimmernden und die wüthenden Teufel ihre Sprache reden, rede du die deine. Wie Gott im Himmel beſungen, wie der Erlöſer in der Hölle

angeſehen wird, wiſſe der Dichter; du lerne ihn anſehen und preiſen, wie er ſich uns auf Erden, in ſeiner Natur, in ſeinem Wort offenbarte.

Eben ſo iſt's mit dem eigentlichen Fabelwerk des Dichters. Als Dichter war's ihm nöthig: die Epopee muß Begebenheit in Fabel verwandeln, ſie mit Fabeln ausfüllen, rund machen, heben und kränzen: der Theolog und Chriſt muß das aber von ihr nicht lernen. „Der Dichter, ſagt Klopſtock „ſelbſt, malt einen hiſtoriſchen Grundriß nach den „Hauptzügen aus, die er in demſelben gefunden „zu haben glaubet. Zugleich weiß man von ihm, „daß er dieß für nicht mehr als Erdichtungen „ausgiebt." Er will alſo ſelbſt, daß wir, was er zu finden glaubte, ſuchen ſollen, ob auch wir es finden? und ja, (wie er bald in der Folge hinzuſetzt), Erdichtung und Wahrheit von einander ſondern. Ein ſchwacher Kopf iſt's, der beides für Eins nimmt, der aus Klopſtock lernen will, wie Chriſtus gen Himmel gefahren ſey und die Welt erlöſet habe? ein ſo ſchwacher Kopf, daß Klopſtock kaum glaubt, daß ſo was im Ernſt geſagt oder in ſeinem Gedicht geſucht werden könne. Er will, daß man auf ſeiner

Hut ſey, Geſchichte und Gedicht, ſelbſt nicht im Leſen, im Feuer der Einbildung und Mitempfindung ſelbſt nicht, zu verwechſeln, geſchweige im bleibenden Eindruck; und es iſt ein läſterndes Lob, das ihm ein Epigramm gemacht hat, daß Gott zwei große Tage der Welt gegeben, Einen, da der Meſſias erlöſete, den zweiten, da Klopſtock ſeine Erlöſung ſang. Hätten wir ſtatt vier, nur Einen Evangeliſten; er würde das Lob verachten, und gewiß verachtet's der beſcheidne, edle Dichter, der Dichter und kein Evangeliſt iſt. Er vergleicht ſich *) nur mit dem dogmatiſchen oder moraliſchen Denker, der aus den nicht hiſtoriſchen Wahrheiten der Religion Folgen herleitet: „ſie dachten, ſagt er, auf verſchiedne „Weiſe, über die Religion nach." Wie ich nun den Dogmatiker prüfe: ob er recht folgert? ſo kann, ſo darf, ſo muß ich den Dichter prüfen, ob er für mein Auge recht ſah? Wie bei jenem zwiſchen Wahrheit und Folge allemal ein Unterſchied bleibt; ſo bei dieſem zwiſchen der hiſtoriſchen Wahrheit, wie ſie

*) S. Abhandlung von der heiligen Poeſie vor dem Meſſias.

daſteht, und der dichteriſchen Fabel, die er erſann; geſetzt, daß er ſie ſich auch als mögliche, wahrſcheinliche, ja wenn gar als wirkliche Wahrheit dachte. Was kann der Leſer dafür, wenn er ſich etwa ſolchen Satan und Adramelech, ſolchen Triumph Chriſti über dieſelben, ſolchen Eloah und Abandonna, ſolche Verrichtungen und Geſandtſchaften derſelben, ja ſogar einen ſolchen Verſöhner und Verſöhnten, Gerichteten und Richter, eine ſolche Erlöſung und Verſöhnung nicht denken könnte? Genug, daß er ſich dieß alles zu denken bemühte, wie Er es in der Bibel fand und über alle das furchtſamer denket, wovon er nichts in der Bibel findet u. ſ. Der Dichter hat ihm alles dieß zugegeben, ſobald er ſein Werk, die Ausmalung bibliſcher Gegenſtände, Erdichtung nannte: als ſolche will er ſie auch allein geleſen und beurtheilt haben. Das ſchöne Gemälde z. E. der Angelika vom Beſeſſenen und dem milden Johannes iſt Klopſtocks und ihr Bild; nicht ein Gemälde Lukas, des Malers.

Wenn alſo ein Lobredner ſagt: „Klopſtock habe „die Bibel verſchönert! Jener Prophet, dieſer „Evangeliſt würde, wenn er ſeinen Meſſias läſe, ihm

„danken, daß er dieſen Geſang, jene Geſchichte alſo „verſchönert habe:“ ſo achten Sie, m. Fr, auf den Aberſinn nicht, den jeder geſunde Verſtand und der Dichter ſelbſt verſchmähet. Bibel und Gedicht, Fiktion und Geſchichte ſtehen in keinem Betracht auf gleichem Grunde: der Dichter ſelbſt wird erwürgt, wenn man ihn als Verbeſſerer der Bibel, als Geſchichtſchreiber behandelt. Sie, bitte ich, leſen Klopſtock, Lavater, Bodmer und wer ſonſt über Geſchichten der Bibel gedichtet hat, ja nicht, damit Sie die Bibel aus ihnen verſchönern; ſie aus: oder vielmehr mit dem Dichter anſchauen und betrachten lernen — das mögen Sie, wenn ſich die Vorſtellungsart des Dichters mit der Ihrigen paaret. Vergeſſen Sie aber auch hier nicht, daß es nur Vorſtellungsart, d. i. Ihre und des Dichters Einbildung ſey, wenn Sie, was nicht daſteht, hinzuthun, wenn Sie, was im eignen Umriß der Evangeliſten daſteht, ſo und nicht anders ausmalen. Meine Warnung hiebei erſtreckt ſich auf Alles, was zum Gedicht gehöret, aufs Thema und den Gang der Handlung, auf Perſonen und Meinungen, auf Empfindungen und Charaktere.

„Alſo auch auf den Gang der Handlung, „den doch die Bibel ſelbſt dem Dichter vorzeichnete?“ Mich dünkt, ja: ich ſage aber nur meine Meinung. Wenn ich mir z. B. an der Verſöhnung, der Erlöſung, dem Gebet Chriſti in Gethſemane, dem Richter, dem Satan u. ſ. nicht das dächte, was der Dichter an ihnen ſchildert: wenn ich mir am Leben Chriſti bei jedem Umſtande auch nicht die Farbe dächte, die Lavater daran ſiehet: ſo bin ich hierüber ganz ruhig und nehme bloß und allein die Bibel zu meinem Gewährsmann. Im Gange der äußern Begebenheit hat die Epopee der Geſchichte folgen müſſen; Klopſtock konnte die Begebenheit nicht herkommen laſſen, wie ſie Homer herkommen läßt, der über eine mündliche Sage eine ſelbſt ſchon zur Fabel geword'ne Geſchichte dichtete. Beſcheiden ließ er alſo ſtehen, was ſteht, und wollte ſeine Dichtung der Geſchichte nur anfügen, nur zwiſchenſchieben. Dieß iſt ſo auffallend, daß man die bibliſche Begebenheit aus ihm herausheben könnte, und die Dichtung, das Werk ſeiner Muſe ſtünde in einzelnen Situationen beinahe ganz da. Cidli und Semida, Abdiel und Abadonna, die ſterbende Maria, Porcia und So-

krates, die auferweckten Erſcheinenden, das Gericht auf Thabor, Adams Traum vom Weltgericht, Himmel und Hölle endlich, geſchweige die einzelnen Geſänge und Thaten der eingeflochtenen Perſonen können allein geleſen werden, weil ſie ſo eigentlich doch an dieſe bibliſche Geſchichte nicht geknüpft ſind, daß dieſe ohne jene nicht verſtändlich wäre. Kurz, m. Fr., Sie ſehen die Handlung, d. i. der ganze Gang der Epopee des Dichters und die bibliſche Geſchichte ſind zwei ganz verſchiedene Dinge, die nur ein ſchlechter Leſer verwirrt und verwechſelt. In der Republik des Plato —

Doch wir ſind ja beide nicht in der Republik des Plato; laſſen ſie mich alſo hinter dieſen Warnungen aufrichtig ſagen, wie ich das Leſen Klopſtocks, Miltons, Bodmers, und welches bibliſchen Dichters Sie mehr wollen, jedes in ſeinem Maße, gut und nutzbar glaube. Der erſte epiſche Dichter des Chriſtenthums in einer neuern Sprache, Dante, zeigt uns, wie mich dünkt, ziemlich genau die Schwächen und Kräfte dieſer poetiſchen Gattung, weil wir ihn, als einen alten Mönchsdichter, jetzt

ganz unpartheiiſch anſehen und beurtheilen. Jedes Kind und jeder Weiſe ſpricht von ihm: „Schade „der vortrefflichen Stellen! ſie machen kein Ganzes. „Seine Beſchreibungen, Charaktere, Naturgemälde, „Gleichniſſe, einzelne Geſchichten leben: ſeine Sprache „iſt einzig, ſie ſchlingt ſich jedem Gegenſtande, hoch „und niedrig, gut und ſchlecht an, ſie geht mit ihm „durch Fegfeuer, Himmel und Hölle. Ueberdieß iſt „der Dichter voll Gelehrſamkeit, voll der trefflichſten „moraliſchen Geſinnungen; beinahe eine Encyklopädie „des Wiſſens ſeiner Zeit — Schade aber, es macht „Alles für uns kein Ganzes. Sein Fegfeuer iſt „bloß unter dem Tritt der fortgehenden Zeit in „Aſche verſunken: viele ſeiner Situationen in Him„mel und Hölle gleichfalls, in denen er ſich doch dem „ſtrengſten Ueblichen ſeiner Zeit bequemte. Die „Zuſammenfaſſung, die Haltung, geſchweige „der Rahmen vom Bilde, kurz die damals geglaubte „religiöſe Wahrheit vieler Gegenſtände, iſt für uns „dahin; nur einzelne Stücke, Figuren, und Situa„tionen daraus intereſſiren uns, als ob ſie noch vor „uns ſtünden, und dieß ſind die ewig-bleibenden, „ſich immer wiederholenden Situationen der Menſch-

heit;

„heit; das andere ſtudiren wir der Gelehrſamkeit, „der Kunſt, des Ausdrucks wegen; wie man ein al„tes Kunſtwerk ſtudirt u. ſ.“ So urtheilen wir jetzt alle ziemlich einſtimmig über den epiſchen Dichter der Hölle, des Fegfeuers und des Paradieſes, und wie über ihn das Urtheil der Zeit zur völligen Rechtskraft gekommen iſt: ſo ſollen, ſo dürfen wir auch bei neuern Dichtern, Milton, Klopſtock u. a. ſeinem Wink folgen. „Nutze nämlich, ſpricht es zu uns, im Einzelnen das viele, zerſtreute Gute, Große und Schöne, das deine Dichter dir darreichen; um das Andre, was du mit deinem Lehrbegriff, mit deiner Schriftauslegung nicht zu verbinden weißt, bekümmere dich nicht, thue als ob's nicht da wäre. Das Ganze aber ſtudire als Kunſtwerk, als Dichtung. Von Milton z. E. darfſt du nicht eben lernen, wie Gott philoſophirt, wie Engel zu Felde zieh'n, und der Teufel Brücken ſchlägt; du haſt genug an ſeinem menſchlichen Geſichtskreiſe, an ſeiner paradieſiſchen Seligkeit und Liebe, ſeiner traurigfröhlichen Ausſicht in die ſichtbare, uns geoffenbarte Ferne, endlich an ſeiner herrlichen Sprache und Versart, wie an dem durchdringenden männlich-edeln

Geiſte des alten Barden. So iſt Bodmer voll Moral: er hat die vielfachſten Kenntniſſe, Sinnſprüche, Fabeln und Dichtungen aus fremden Landen und Köpfen in ſeine Gedichte verwebet: ſo daß man ſie hierin oft als moſaiſche Arbeit betrachten könnte. Klopſtock endlich — leſen Sie ſeine Vorrede von der heiligen Poeſie und ſehen, worauf Er's ſelbſt anträgt. Moraliſche Schönheit, ſtille Erhabenheit, die die ganze Seele beweget, einfältige Würde und ernſte Lieblichkeit, die den mächtigſten Eindruck nachlaſſen, ſind ſein Zweck; und wo er ihn erreichte, hat ihn vielleicht keiner, wie Er, erreicht. Die Anlage ſeines Gedichts iſt ein Werk der Jugend; aber auch die beſten Scenen ſeiner erſten Geſänge ſind ein Werk derſelben, die erſte friſche Blüthe ſeines Geiſtes, die erſte überſtrömende Fülle eines ſanften, zarten Herzens. In den folgenden Geſängen wird die Sprache feſter, der Umriß ſtrenger; und poetiſch ſtudirt hat der Dichter ſeine Geſchichte, wie ſie gewiß Wenige ſtudirt haben. Einzelne Scenen aus der Bibel, z. E. die Jünger nach Emahus, die Reue Judas u. ſ., ſind faſt bis zur Täuſchung ausgemalet:

Sprache und Versart sind neu geschaffen, tausendgestaltig, ernst und lieblich. Die dem Messias eingewebten Hymnen voller Begeisterung, und im Ausdruck der stillen Majestät, der sanften Güte ist Klopstock vielleicht der erste Dichter.

Bako's Gedanken über Poesie und Theologie.

Alle menschliche Lehre theilt sich nach den drei Kräften unsrer vernünftigen Seele, die ihr Sitz ist, in Geschichte, Poesie und Philosophie. Die Geschichte gehört dem Gedächtniß, die Poesie der Einbildung, die Philosophie der Vernunft. Auch die Theologie, ob sie wohl höheren Ursprungs und Inhalts ist, kann doch von der menschlichen Seele nicht anders als in diesen drei Zellen und Behältnissen gefaßt werden, wie ein und dasselbe Gefäß verschiedne Säfte, durch verschiedne Oeffnungen in sich aufnimmt. Sie besteht also aus der heiligen Geschichte, aus göttlicher Poesie, wie z. B. die Parabeln, und aus einer ewigen Philosophie, welches ihre Pflichten und Lehren sind.

Die Poeſie gehört der Einbildungskraft, die ſehr freie Trennungen und Verbindungen der Dinge liebet. Sie iſt nicht Geſchichte, ſondern eine willkürliche Nachahmung derſelben, historia ad placitum conficta. Die erzählende Dichtung ahmt geſchehene Dinge bis zur Täuſchung nach, erhöht ſie aber öfters über die Glaubwürdigkeit. Denn da die ſinnliche Welt unter der Würde unſrer Seele bleibt, ſo giebt ihr das die Poeſie, was ihr die Geſchichte verſaget: befriedigt das Gemüth mit Schatten der Dinge, da die arme Wirklichkeit es nicht befriedigen kann. Eben die Poeſie zeigt, daß unſre Seele zu einer hellern Größe, zu einer vollkommenern Ordnung, zu einer ſchönern Mannigfaltigkeit gemacht ſey, als ihr die Natur nach dem Fall gewähret. Deßwegen dichtet ſie größere Thaten, gerechtere Folgen, eine ſchönere Abwechſelung, als die Geſchichte zeiget. Es iſt etwas Göttliches in ihr, weil ſie die Seele erhebt, den Lauf der Dinge uns unterwirft, nicht uns dem Lauf der Dinge, wie Vernunft und Geſchichte fordern. Sie ſchmeichelt alſo dem menſchlichen Gemüth, und inſonderheit mit der Tonkunſt vereinigt, hat ſie groſſe Gewalt über daſſelbe. — Die dramatiſche Poeſie

iſt eine anſchaubare Geſchichte; ſie hat einen Schauplatz, der ſo groß als die Welt iſt, und könnte ſehr auf die Sitten wirken, wenn ſie dazu gebraucht würde. Kluge Männer und große Philoſophen haben ſie für ein Saitenſpiel der Seele angeſehen: denn es iſt ein Geheimniß der Natur, daß die Menſchen in der Verſammlung mehr bewegt werden, und den Eindrücken offener ſtehen, als wenn ſie allein ſind. — Die paraboliſche Poeſie endlich iſt gleichſam was Heiliges und Erhabnes, wie ſie denn auch die Religion ſelbſt gebraucht, den Menſchen Göttliches mitzutheilen. Sie iſt indeſſen auch durch leichtſinnige, üppige Köpfe befleckt worden.

Die Allegorie iſt von einem zweifachen, einander entgegenſtehenden Gebrauch: bald dient ſie zur Hülle, bald zur Erläuterung: hier enthüllet und lehret, dort verhüllet ſie und kleidet ein. Als Lehre haben ſie inſonderheit die Alten häufig gebraucht: denn, da die Erfindungen und Schlüſſe der menſchlichen Vernunft, die uns jetzt bekannt und geläufig ſind, damals neu und ungewohnt waren, und kaum gefaßt wurden, wenn man ſie nicht ſinnlich machte: ſo erſchienen ſie in ſolchen Bildern, Fabeln, Parabeln,

Räthſeln und Sprüchen, wie z. E. Menenius Agrippa durch eine Fabel das römiſche Volk zufrieden ſtellte. Wie die Hieroglyphen älter ſind, als die Buchſtaben; ſo ſind die Parabeln älter als die Beweisgründe. Noch jetzt und immerhin wird dieſe Kraft den Parabeln bleiben: denn kein Beweis, kein wahres Exempel iſt ſo deutlich, ſo anſchaulich wie ſie.

Der zweite Gebrauch der paraboliſchen Poeſie iſt zur Hülle; zur Einhüllung der Sachen, deren Würde einen Schleier fordert. So hat man Geheimniſſe der Religion, der Politik und Philoſophie in Parabeln und Fabeln gekleidet, und die Schriften dieſer Art ſind von menſchlichen Werken die älteſten; auch die, die ſie aufgeſchrieben, haben ſie nicht erfunden. Es iſt ein zartes Lüftchen, das aus den Traditionen älterer Völker die Flöte der Griechen berührt hat. — Sonſt iſt die Poeſie eine Pflanze, die von der üppigen Erde ohne Samen hervorſchießt, ſich weit ausbreitet und über andre Wiſſenſchaften emporwächſt. Sie iſt ein Traum der Wiſſenſchaft und Wahrheit: ſüß, mannichfaltig, ſie hat was Göttliches in ſich, wie alle Träume; aber man muß auch

aufwachen und in den Aether der wahren Wissenschaft hinaufstreben.

Die wahre Wissenschaft ist, wie die Wasser, eines doppelten Ursprungs; vom Himmel und von der Erde: jenes ist die Theologie, dieß die menschlichen Wissenschaften. Das Meer der Theologie befährt man nur sicher im Schiff der Kirche, mit dem Magnet der Offenbarung; die Sterne der Philosophie sind hier nicht hinreichend u. s.

Von der vermeinten Gefahr für das Christenthum in unseren Zeiten: ob für dasselbe zu fürchten sey? Protestantische Religionsfreiheit. Toleranz. Bemerkungen über die Natur der Religions-Revolutionen.

Fürchten Sie nichts, m. F., auch für unsre jetzigen Revolutionen und Gährungen in der Christenheit, zumal im Lehrbegriff und in der Schriftauslegung: nach allen ältern Beispielen der Geschichte, nach al-

ler Analogie der Haushaltung Gottes auf Erden, haben Sie fürs ganze, wahre Chriſtenthum nichts zu fürchten.

Iſt Chriſtenthum und Gelehrſamkeit, Scholaſticismus und Chriſtenthum nicht einerlei, wie ich Ihnen, dünkt mich, ſehr helle gezeigt habe, und der Anfang des Chriſtenthums, ſo wie das N. T. ſelbſt, es ſonnenklar weiſet: ſo können jene dieß auch nicht umſtürzen und vernichten. Es ſteht zu ſeiner Zeit richtiger und ſchöner wieder da, und jene Bemühungen des menſchlichen Geiſtes, ſie mögen nun Kämpfe oder Krämpfe heißen, haben ihm, wie es ſodann offenbar wird, zu dieſer richtigern und ſchönern Geſtalt, wenn auch auf ihre eigne Koſten, mitgeholfen.

Nichts iſt bei dem menſchlichen Verſtande fürchterlicher, als wenn er ſtillſteht; ja es iſt dieß gänzliche Stilleſtehn beinahe nicht anders als unter dem äußerſten Druck der Barbarei und Thierähnlichkeit möglich. Der Druck äußerer Gewalt hält den menſchlichen Geiſt nicht auf; er ſpornt ihn vielmehr an, daß er ausreißt und über Felder und Gärten ſetzet. So lange Europa wirklich barbariſch war, wollten ihm feinere Begriffe nicht ein: man brutali-

ſirte dieſe vielmehr nach ſeiner Weiſe. Da es durch hundert und tauſend Stöße einmal etwas in Gang kam, hielt niemand dieſen Gang auf, weder Bann noch Inquiſition, weder Schwert noch Ketzerfeuer. Vielmehr trieben dieſe thörichten Zwangsmittel aus dem Aeußerſten ins Aeußerſte, aus dummer Barbarei zu dummer Sophiſterei, aus grobem Aberglauben in den Atheismus, der ja bekanntermaßen auch in dunkeln Jahrhunderten des Kirchenzwanges und in ihnen vielleicht allein herrſchte.

Freiheit muß der menſchliche Geiſt haben; geſetzt er mißbrauche auch die Freiheit. Das Wort Gottes muß er verſtehen und auslegen können, wie er's für recht und wahr findet, geſetzt, er lege auch falſch aus. Gott ſah voraus, daß Adam fallen würde, und dennoch ſchuf er ihn frei; und mußte ihn frei ſchaffen, wenn er ſein Bild, ein Menſch ſeyn ſollte.

Freiheit iſt der Grundſtein aller proteſtantiſchen Kirchen, wie ſchon ihr Name ſagt. Freiheit iſt der Grundſtein des geſunden Verſtandes, aller willigen Tugend des menſchlichen Herzens, aller Wohlfahrt des Weiterſtrebens. „Aber doch eine Freiheit mit Geſetzen?" Allerdings mit Geſetzen; nur die der

gesunde Verstand dafür erkannt, die die Freiheit sich selbst wählet. Auf ihnen, d. i. auf Wahl und Ordnung zur Glückseligkeit, beruht Freiheit: Gesetze sind ihr Wesen und müssen ihr Wesen bleiben; oder sie ist des Wortschalles nicht mehr werth.

Als Deutschland die Ketten des Papstthums brach; was hatte es für Recht dazu? Das Recht der Menschheit, Freiheit. Nicht weil der Fürst es wollte, reformirte Luther; oder er wäre in Sachen der Religion ein schlechter Reformator gewesen, der alte Wahrheiten und Auslegungen, über die der Fürst nichts ordnen konnte, aus Sklavengewalt aufhob. Er reformirte, weil ihn Gewissen und Ueberzeugung trieb: und die Fürsten ließen reformiren, theils weil sie auch überzeugt waren, theils weil sie's, wie es die Vorsicht ihres Amts erforderte, politisch gut fanden. Der Mensch, der im Lutherthum, oder in einer protestantischen Kirche, Gewissen und klare Ueberzeugung aufheben will, ist der ärgste Anti-Lutheraner. Er hebt das Principium der Reformation, ja aller gesunden Religion, Glückseligkeit und Wahrheit, nämlich Freiheit des Gewissens auf; er verdammet Luther, alle seine

Gehülfen, alle freie, wahre Männer der Vorzeit, in ihren Gräbern.

Auch laſſen ſich hier keine äußern Clauſuren ſtecken, „ſo weit ſoll die Freiheit gehen und weiter nicht.“ Wahre Freiheit muß ſich von innen ſelbſt beſchränken. Und wahrlich ſie beſchränkt ſich ſchärfer als alle Clauſuren, weil ſie nur aus innigſter Ueberzeugung, nach Wahl und Prüfung des Beſten handelt. — Von äußern Beziehungen, Pflichten, und Obliegenheiten iſt hier nicht die Rede; ſondern von innerer Natur der Wahrheit.

„Aber, wie dieſe geäußert werden? ſteht da nicht der Fürſt, der Stand, das Amt entgegen?“ Der Fürſt, der proteſtantiſche Fürſt nicht; ſonſt wäre er ärger, als der katholiſche Papſt, und wir kehrten lieber unter dieſen. Sein Proteſtantismus beruht auch auf Ueberzeugung, alſo auf Freiheit; ſonſt würde er kein proteſtantiſcher Fürſt haben werden können; er läge noch unter dem Papſtthum. Nach allen Begriffen der proteſtantiſchen Lehre iſt er auch kein Richter, kein Entſcheider über das Wort Gottes (dieß iſt ſein eigner, unabhängiger, höchſter Richter), er iſt Fürſt, d. i. Entſcheider über äußer-

liche politiſche Ordnung. Glaubt er, daß irgend Eine Meinung in der Welt dieſe aufhebe; ſo kann, ſo muß er ſie, ſeines Amts wegen, einſchränken und ihren böſen Einfluß hindern — aber nur als äußern, böſen Einfluß, und auch dieß nach Regeln der geſunden Vernunft und ſchärfſten Ueberzeugung, in der er, wie der geringſte Unterthan unter Gott ſteht.

„Aber ſollte nicht der Stand hindern?“ Das glaube ich leider! d. i. alte Vorurtheile des Standes. Aber haben dieſe, bloß weil ſie alt ſind, auch Recht? ſollen ſie nicht mit möglichſtem Beſtreben von jedem redlichen Mitgliede des Standes geprüft und zur Wahrheit gebracht werden? iſt ihre Prokraſtination nicht lächerlich und ſchädlich? — Kein Vorurtheil kann gegen Wahrheit beſtehn; keine Ueberzeugung kann und ſoll nach Vorurtheilen des Standes, Alters, Ranges oder weſſen es ſey, gemuſtert werden. — Das Amt endlich kann gar kein Hinderniß freier Ueberzeugung werden, oder es müßte Diener der Unredlichkeit und Lüge, d. i. Heuchler, und zwar ſeinem erſten Grundſteine nach, Heuchler fordern. Der thut der Religion und dem prote-

kantiſchen Lehramt viel Ehre an, der ſo von ihnen denket! —

Unläugbar gut iſt's alſo, daß eine billige, niemand hervortheilende Toleranz auch in mehrern Ländern Deutſchlands Platz nimmt; es wäre ja endlich Zeit dazu. Wie ſchön wäre es, wenn auch die katholiſchen Länder Deutſchlands uns näher rückten, und alle Deutſchen als Brüder, als Glieder Einer Nation und Sprache ſich einander mehr kennten und auf Ein Gutes gemeinſchaftlich wirkten! Ich ſage gemeinſchaftlich, nicht identiſch: denn das iſt unmöglich. Ich kenne keine größere Intoleranz, als die neue, die alle in Eine Lehrform des Nichtglaubens werfen und mit Gewalt werfen will. Laß Jeden nach ſeiner Ueberzeugung glauben; und wenn du ihn ändern willt: ſo fordre nicht, ſo tadle und kritiſire nicht, ſondern überzeuge du ihn.

Auch ſehe ich von den neuern Unterſuchungen über die Religion keine ſo gefährlichen Folgen, als Sie, m. F., vermuthen. Taugen ſie nicht, ſo geh'n ſie von ſelbſt unter: ſie ſind Spreu, die der Wind zerſtreuet. Taugen ſie etwas, ſo nutzen ſie

der Religion; ſie hellen ſie auf, ſie machen ſie gründlicher, geprüfter, rein. Das Schiff auf dem Meere braucht Wind; der menſchliche Verſtand will fortgeſetzte, auch gegenſeitige Unterſuchung und Prüfung. Mich dünkt, manche gute Folgen dieſer Unterſuchungen ſind ſchon jetzt unverkennbar. Hat's Deutſchland genutzt oder geſchadet, daß Spalding, Felix Heß, Sack, Bamberger u. a. uns mit Foſter und Shaftesburi, Buttler und Law, Benſon und Locke bekannt gemacht haben? Zuerſt ſchrie alles: „Naturalismus! Deismus! Arianer! „Socinianer! Das Chriſtenthum geht unter, wenn „den Ueberſetzern nicht mit Gewalt geſteuert wird!" Der Erfolg hat's anders gewieſen. Das Chriſtenthum iſt, wo es war; aber Gottlob! ein deutſcher Scholaſticismus iſt zum Theil untergegangen, der in Predigten, Lehrvorträgen, Erbauungsbüchern und überall herrſchte. Das Gift, das dieſe Schriften zu uns bringen ſollten, hat in Deutſchland nirgends oder bei ſehr ungeſunden Perſonen gefaßt; vielmehr ſind manche dieſer Schriften, z. E. Shaftesburi, Hutcheſon, Law, Benſon, in Deutſchland ſchärfer und wahrer beurtheilt worden, als in England

ſelbſt, oder werden es noch werden. Wir haben dagegen Schriften erhalten, die wir an ſchöner Einfalt und Gründlichkeit jenen vorziehen oder an die Seite ſetzen können; unſre theologiſche Bekanntſchaft mit England hat Deutſchland genutzt und nicht geſchadet. Irre ich nicht, ſo war's die Bekanntſchaft mit Engländern, Locke, Benſon, Lardner u. ſ., die Michaelis z. E. aus der engern Bahn ſeiner Vorgänger zog, und hat ſeine tiefere Kritik, ſeine Gelehrſamkeit, ſein Scharfſinn Deutſchland genutzt oder geſchadet? Thun Sie doch einen Blick ins alte Etymologiſiren des Texts, ins Allegoriſiren des Geſetzes Moſes und urtheilen! Er hat gelernt und gelehret; von Andern genommen und weiter mitgetheilet. Die Wiſſenſchaft iſt alſo fortgegangen und die Kritik geſundern Verſtandes worden — iſt dieß Nutzen oder Schaden? Mit Heilmann war's ein Gleiches. Der Neid gegen ihn hat ſich gelegt, und man erkennet ſeine Verdienſte, oder wenigſtens die Hoffnung, die er mit Recht veranlaßte.

Hierüber iſt nun ziemlich entſchieden; ſollte über manches andre, das uns näher liegt, es weniger ſeyn? Sollte Semler ſich immer verantworten

dürfen, daß er, als Lehrer theologiſcher Gelehrſamkeit, ſolche ausbreiten, auch wo er's glaubt, erweitern müſſe? Die meiſten ſeiner Probleme ſind hiſtoriſch und literariſch; über die kann für und wider geſprochen werden, und der beſte Erweis muß gelten. Das widrige Betragen gegen ihn hat den widrigen Effekt hervorgebracht, daß bei ihm die Schreibart ſich verwickelt, und bald zu viel, bald zu wenig ſaget. Nutze man die Materialien, die er zuſammenträgt, und wähle ſie aus und ordne ſie beſſer. bei wenigerm und beſſerm Widerſpruch würde ihr Verf. ſelbſt ſie vielleicht ruhiger geordnet haben. — Die allgemeine D. Bibliothek (die meine Freundin nicht iſt und der zu Lieb' ich alſo nicht urtheile), ſollte ſie wohl ganz ohne Nutzen, ganz ſchädlich geweſen ſeyn? Ich habe ſie nur in den erſten Bänden geleſen: der Ton, in dem ſie damals anſtimmte, war allgemein verſchrieen; ich möchte indeß ſagen, ſelbſt bis auf ſein Fehlerhaftes hat er Gutes bewirket. Daß der Hauptrecenſent B. *) damals ſo wenige

*) Reſewitz?

nige Ideen hatte, ſich ſo ſehr wiederholte, aber ſehr deutlich, plan- und gemeinnützig es immer aufs neue vortrug: „Unnütze Spekulation ſey nicht Reli- „gion, ſie ſolle und könne nicht Religion des Volks „ſeyn," daß er bei Gelegenheit dieſe und jene Lehre zu ſimpliſiciren ſuchte, u. ſ. — ſollte dieß nicht bei Vielen, inſonderheit Laien und Weltlichen, ſein Gu- tes erreicht haben? Auch bei Geiſtlichen, ſogar bis zum Uebermaße. Alles will jetzt popular ſeyn! alles in der D. Bibliothek gelobt werden! Man beſtrebt ſich, heterodox zu ſeyn, wie man einſt orthodox zu ſeyn ſich beſtrebte. Dieſer Schaum wird weggehen: die allgem. Bibliothek wird vergeſſen und auf ihren Werth zurückgeſetzt werden, wie man Clerks, Baile, Löſchers Journale auf ihren Werth zu- rückgeſetzt hat; das Gute indeſſen, das ſie ſtiftete, ſey's wenig oder viel, kurz was Werth in ihr hat, wird bleiben. So auch mit Eberhards, Stein- harts u. a. Schriften. Wer kann läugnen, daß in jenem manche feine Philoſophie über Moral und Glaubenslehren, ſo wie in dieſem eine Art von po- pulärem Syſtem der Glückſeligkeit ſey. Iſt dieß nicht neu, nicht vollſtändig, nicht völlig chriſt-

lich; iſt jene Philoſophie zu enge und thut manchen Lehren des Chriſtenthums Unrecht — wohlan, man zeige! man liefre was Beſſers! man ſetze ſtatt des ſchlechten ein gutes Buch. Nur *ſtillſtehen* kann der menſchliche Verſtand nicht, damit dogmatiſche Mönche Muße und Ruhe haben. Noch weniger richten ſie etwas aus, wenn ſie in dummer Trägheit nur klagen, ſeufzen, fluchen, verläumden; da zeigt man nur immer, daß man keine Arme und Waffen zur Vertheidigung habe, oder zu brauchen Luſt habe: und beides iſt übel.

—— Ich ſetze ihnen, m. F., einige Erfahrungen her, die ich in der ganzen Kirchengeſchichte bewährt finde: wenden Sie ſie zu Ihrer Ermunterung, Hoffnung und Troſt auf unſre Zeit an.

Erſtlich. Jedesmal, wenn eine Gährung war, wenn eine Revolution der Wiſſenſchaft oder Religionsgeſtalt bewirkt wurde, war nichts ſchwerer, als *ſich in Grenzen zu halten*: man ſchritt leicht von *Einem* Aeußerſten aufs *andre*. Sie wiſſen, als die Reformation entſtand, brach der Socinianismus ſowohl, als die Schwärmerei mit hinein: zwei Uebel, an denen die edeln Reformatoren nur ſehr

zufälliger Weiſe Schuld waren. Die feinen Köpfe Italiens wollten, da Einiges der Vernunft näher gebracht war, ihr Alles gleichförmig machen, und fingen alſo in der Theologie von vorn, vom Artikel der Dreieinigkeit, an. Sie kamen nicht viel weiter und ſchadeten auch ſo ſehr nicht; damals und jetzt erkennet ein Jeder, der richtige Schriftauslegung liebt, daß, wenn Eine Parthei in der Welt dem N. T., inſonderheit dem Evangelium Johannes, offenbar zuwider lehret, ſo ſey's der Socinianismus. Zuletzt hat er ſich ſeiner ſelbſt geſchämt, und ſeinen Lehrbegriff, ſo viel es anging, verfeint und bemäntelt; vielleicht würde er's eher gethan haben, wenn man ihn nicht verfolgt hätte und mit Servet und Andern ſo hart umgegangen wäre. Ein Gleiches war's mit den Wiedertäufern, Quäkern, Schwärmern. Ihre Hitze iſt abgegährt: Quäker und Mennoniten, Schwenkfelder und Puritaner leben ruhig, und haben ihre ausſchweifenden, übertriebnen Meinungen ſelbſt aufgegeben. Wie würde Fox ſich wundern, wenn er Barklay's gelehrte, ruhige Apologie läſe! Laſſen Sie uns dieß auf unſre Zeiten anwenden. Welcher unſrer jetzigen eifrigen Aufklärer

hat ſich eines Damms, Reiche u. a. nicht ſchen jetzt zu ſchämen; in kurzer Zeit wird man über manches andre noch mehr erröthen.

Zweitens. Wenn eine Parthei im erſten Eifer iſt, wirkt ſie am meiſten. Eine neue Zunft greift ſich mehr an. Wer Widerſpruch befürchtet, rüſtet ſich zum Widerſtande oder kommt ihm zuvor. Wer angreift, iſt meiſtens kühner, als wer bloß vertheidigt. Die ganze Geſchichte iſt hierüber Zeuge. Die Patres des Oratorii ſchoſſen bald nach ihrer Stiftung am blühendſten hervor: da gab's einen Morin, Malebranche, R. Simon, die ſie jetzt nicht mehr haben. Was die Jeſuiten thaten, thaten ſie im Anfange des Ordens. Jede neue Akademie beſtätigt daſſelbe u. ſ. f. Mit der Zeit legen ſich die ſtolzen Wellen der Jugend: der Mann ſchämt ſich der Ausſchweifungen derſelben, und wenn er klug iſt, wendet er auch ſie zum Beſten. Glauben Sie ja wiß, ſo wird's auch in wenigen Jahren mit der Criſis unſrer Zeit gehen. Auf manches fürchterliche Eisgebäude wird man hinblicken und fragen: wo iſt es? Das gute Waſſer indeſſen, woraus es beſtand, und das die freundliche Frühlingsſonne mit ihrer

mächtigen Glut nur auflöſte; dieß blieb und fließt erquickend weiter.

Drittens. In jedem Zeitpunkt des Strebens und Fortſtrebens giebt's immer Gegenpartheien, die für und wider einander geboren zu ſeyn ſcheinen und die ſich einander oft nahe genug leben. Die Gottheit hat ſie in Einen Zeitraum geſetzt: ihre Kräfte mäßigen einander, daß ein drittes mittleres Gute aus den zuſammengeſetzten Bemühungen beider herauskommt. Denken Sie an die Independenten und Katholiken, an die Freidenker und Puritaner in England, in Holland an den Cartheſianismus und Coccejismus, die auch zu Einer Zeit waren; in Frankreich an die Jeſuiten und Janſeniſten; endlich an Wolf und Lange, Wolfianer und Herrnhuter in Deutſchland. Ich mag zu unſrer Zeit niemand nennen; mich dünkt aber, der beſcheidne kluge Mann und Jüngling bleibt in der Mitte und lernt, wenn etwas zu lernen iſt, von beiden. Je unpartheiiſcher und verträglicher er's thut, deſto mehr iſt er ſeiner Ruhe, ſeines Beſten und des Ruhms der Nachwelt verſichert.

Endlich am allerwenigſten laßt uns uns aufdrän-

gen, oder Andre verdrängen und verfolgen. Schämt ſich jetzt Holland nicht, daß es ſeinen Grotius verſtieß? Sachſen nicht, daß es ſeinem Melanchthon ſo trübe Stunden machte? Jetzt ſehen wir jedes unwürdige Werkzeug der Verfolgung in ſeinem Licht und nennen's bei ſeinem Namen. Sobald alſo die Sache verwickelt iſt, ſo ſage man: non liquet und überlaſſe es dem Könige, der Licht und Finſterniß ſchafft und ändert Zeit und Stunde. Er giebt den Weiſen ihre Weisheit und den Verſtändigen ihren Verſtand. Er fähet die Weiſen in ihrer Spitzfündigkeit und ſtürzet der Verkehrten Rath. Er weiß: was in Finſterniß lieget, denn bei ihm iſt eitel Licht!

Aus

Johann Gottfried von Herder's

Werken zur Religion und Theologie;

Theil II.

Predigt

Ueber den Selbſtruhm.

Einer der Vorwürfe unſrer Religion iſt, M. Z., auch unter andern die ſogenannte chriſtliche Demuth, die man ſo oft mit Feigheit, mit kriechender Niederträchtigkeit, mit unwürdiger Wegwerfung ſein ſelbſt verwechſelt. Die chriſtliche Religion, ſagt man, was giebt ſie, was den Geiſt erhebt? was Funken zu edler Wärme, Sauerteig, zu übertreffender Regſamkeit von Geſinnungen und Thaten in Herz und Geblüt miſchte? was uns von Kindheit auf ein Stachel wäre, ſich auszuzeichnen, Andre zu übertreffen, einer Vollkommenheit nachzueifern, die nicht gemein iſt? — Sie bildet vielmehr die Seele bloß zu leiden, zu erdulden, zu fühlen, nicht nur nicht fremde Vollkommenheiten anzuſtreben, die man

nicht hat, auch ſelbſt die nicht ſich eingeſtehen zu dürfen, die man hat. Sie unterdrücke alſo den Geiſt, ermatte den Trieb der Wirkſamkeit, ſchwäche das Gefühl einer edlen Würde ſein ſelbſt.

Und daher komme alsdann auch mit der Widerſpruch in unſern Sitten, und die unerträgliche Falſchheit, der ſich ein Jeder faſt ſchuldig machen müßte; vor den Augen, im Kreiſe des Umganges jener zu erniedrigende Ton der Höflichkeit, der ſich ſelbſt gleichſam vernichtigt, in der Sprache ſeiner Perſon faſt kein Ich hat, ſich ganz dem Andern aufopfert, anheimſtellet, unterwirft — ein ganzes lebendiges Compliment! ein menſchlicher, ſich bewegender, ſprechender Bückling! Und daß man nachher hinter dem Rücken, in Abweſenheit, in ſeinem Herzen, in der Einſamkeit ſich um ſo viel mehr über den Andern wegſetze, vor dem man ſich ſo ſehr erniedrigen mußte; — man fühle nicht bloß ſich ſelbſt, wie man etwa ſich fühlen ſolle, ſondern fühle ſich nur eben im Gegenſatz von Andern, durch Ueberhebung, durch Verachtung, durch Zurückſetzung deſſelben. Da mit dem wahren Verdienſt keine wahre offene Ehre verbunden ſey, und ver-

bunden ſeyn könne: ſo müßte ſelbſt das Verdienſt ſich auf ſo krummen Wegen ſuchen, oder ſich ſelbſt geben — und ſo werde die tiefſte Demuth und die unwürdigſte Hoffart eben mit einander gepaaret, und bringen ſich wechſelsweiſe einander hervor.

Allerdings mag nun an dieſer Heuchelei und ſtolzen Schein-Demuth auch manchmal ein Mißbrauch der Religion ſchuld, oder die Religion vielmehr nur unter hundert andern mit die Maske ſeyn, die der Demuth-Heuchler oft zu ſeinen beliebigen Zweken wählt. Da aber überhaupt, was man Sitten des Jahrhunderts nennt, nie aus einer, ſondern aus tauſend Urſachen, und langen allmäligen Veranlaſſungen ſich erzeuget — ſo wäre die Unterſuchung der Urſachen auch dieſer Heuchelſitte, für dieſen Ort, für dieſe Stunde und Verſammlung ein zu verflochtener und ſehr ungehöriger Plan: ſo wie es überhaupt ſchon eine feine und ſehr ſchwebende Unterſuchung iſt, wo Würde ſein ſelbſt aufhöre, und Ehrſucht anfange: edler Stolz erlaubt ſey, und wo er unwürdiger Hochmuth werde? wie weit man ſich ſelbſt hochachtend fühlen, und gleichſam ſich ankündigen könne? und wo man, um nicht ſelbſt

im Gefühle gegen ſich entſetzlich klein zu werden, von ſich ſchweigen müſſe?

Zur letzten, ſo nothwendigen und wichtigen Unterſuchung haben wir heut, unſerm Text gemäß, Veranlaſſung. Wir werden die Frage unterſuchen können, wie fern jedweder, der an ſich ſelbſt zu einem Zweck des Guten arbeitet, ſein Gutes und jeden neuen Schritt deſſelben mit einer gewiſſen Würde und Selbſtgefühl nicht nur empfinden könne, ſondern auch müßte, um Aufmunterung und den ſüßeſten Lohn der Tugend zu genießen; wo aber dieſes edle Gefühl ſich von niedrigem Stolz, Schwindel über ſich ſelbſt, unterdrückendem Hochmuth gegen Andre und Puppeneitelkeit über unrichtige Vorzüge himmelweit unterſcheide. — Die Unterſuchung, M. Z., kann für keinen gleichgültig ſeyn, dem die Bildung ſein ſelbſt, die Führung ſeines Herzens nur auf einem ſo ſchmalen Wege zur Vollkommenheit irgend ein Ernſt geworden. Und wer alſo auch in Betracht dieſer Pflicht, wo uns unſer Herz ſo oft verführt, und wo doch ſo richtige deutliche Grundregeln unſers Verhaltens uns vorliegen, ſich unterrichten, aufmuntern, und

in ſeiner Denkart des Guten feſter und edler wer-
den will: der ſammle ſeine Gedanken zu dem Grade
ren ſtillem Lichte, in dem die Gottheit überzeugend
und beſſernd an unſern Seelen wirket, u. ſ. w.

Text: 2 Corinth. 11, V. 19 — 33. Kapitel 12, 1 — 11.

Unſer Text iſt der längſte im ganzen Jahr, er-
ſtrecket ſich über zwei Kapitel und faſt weiter; er
ſpricht mit einem Feuer, mit einer gedrängten Kürze,
und — ſpricht von ſich ſelbſt. Es iſt eine Lobrede,
die Paulus in ſo langem Athem auf ſich ſelbſt hält,
da er ſich ſeinen Verläumdern Schritt vor Schritt,
Seite vor Seite entgegenſetzet und gleichſtellet, ſich
lobet, ſeine Thaten, Leiden, Begebenheiten des Le-
bens an- und durchführet, ſeine Vorzüge, bis auf die
Offenbarung, der er gewürdigt wäre, hermißt; kurz,
der längſte und lauteſte Lobredner ſein ſelbſt wird.
So wie nun überhaupt vielleicht nichts ſchwerer
iſt, als von ſich ſelbſt gut zu reden, und
nichts ſeltner iſt, als das Bild eines Mannes zu
finden, der von ſich mit Würde und ohne Hochmuth
zu reden weiß, dem der Selbſtruhm wohlſtehe, —

so werden wir auch jetzt das Vorbild des Apostels nicht besser nutzen können, als wenn wir die Stücke bemerken, die auch sein Selbstlob von dem gewöhnlichen Narrenruhm und den edlen Stolz von dem kriechenden Dinge, das man Demuth nennt, unterscheiden.

I. Spricht er von sich, nicht aus Kitzel, nicht aus freiem Triebe, nicht ohne Anlaß, sondern nothgedrungen, aufgefordert, mit äußerstem Zwange. Er wiederholt es selbst in die Siebenmale, daß es Thorheit, Narrheit wäre, sich selbst zu rühmen: er müßte aber jetzt einmal, nicht um Seinet- sondern um Ihretwillen, um des Guten willen, das zerstöret würde, den selbstlobenden Thoren mitmachen.

Offenbar also unterscheidet sich sein Lob von der Aufgeblasenheit, von dem ewigen Schwindel ihrer selbst, mit dem Narren umhergehen und von sich tönen.

II. Er rettet bloß und verfolgt nicht. Er sagt nur immer: „sie sind das? ich bin's auch. Ich könnte wohl gar noch mehr seyn!" aber er verschwärzet, verläumdet seine Verfolger nicht.

Er

Er ſtellet ſich ins Licht, ohne es zur Hauptſache zu machen, ſie in den tiefſten Schatten zu drängen.

Hier gehen alſo himmelweit die Pfade der Würde, des Gefühls ſein ſelbſt, und des Hochmuths, des unterdrückenden Neides aus einander.

III. Er behilft ſich nicht mit Scheingründen, mit guten Meinungen, mit höflichen menſchenliebenden Entſchuldigungen, ſondern führt lauter Fakta an: Thaten, die er gethan: Begebenheiten, in denen er geweſen: Auftritte, die jedermann bekannt waren, oder um die ſich jedermann erkundigen konnte. Die läßt er für ſich reden, ohne daß er ihnen einſpricht; ſein Regiſter an Lobſprüchen iſt eine Kette von Handlungen, Situationen, Verdienſten —

Hier unterſcheidet ſich der wahre, gute, männliche Stolz von aller Puppeneitelkeit auf Nichtswürdigkeiten und armſeliges Blendwerk.

I.

Es giebt Leute, die immer von ſich ſelbſt reden, das iſt hohle Köpfe, die auf jeden Stoß und Luft:

hauch tönen, und doch nichts als ihre hohle, ihre Leerheit wiedertönen — geborne Lobsprecher ihrer selbst. Jede Kleinigkeit, die ihnen begegnet, eben weil sie ihnen begegnet, ist wichtig; die Welt muß sie wissen, jede Kleinigkeit von Ruhm im Tone des löblichen Ichs wissen, die andern Menschen sind für sie nur Ohr.

Zu erklären ist diese Schwachheit endlich, aber sie wird eben dadurch auch als kleinfügige Schwachheit offenbar. Jeder lebt am meisten mit sich selbst, geht mit sich am meisten um; natürlich also ist er sich auch der Nächste, der Wichtigste, der Beschäftigendste: natürlich also wird ihm auch jede Kleinigkeit von sich wichtig — denn aus Kleinigkeiten bestehet das ganze Leben! — Jeder Zug seiner Denkart, seines Lebens, seiner Begebenheiten, kann ihm nicht gleichgültig seyn — aus solchen besteht das Ganze seines Daseyns! Und je mehr nun ein solcher Mensch gleichsam mit sich umgehet, je tiefer und inniger und abgesonderter er sich mit sich selbst beschäftigt, desto wichtiger, desto alleiniger wird ihm von sich selbst alles; er geht im Traume von sich umher, und der Traum wird alsdann nur zu

oft ein wachender, ein sprechender Traum — er dreht sich selbst um seine eigene Idee, alles, die ganze Welt soll sich um sie drehen, wie ungefähr, nach jenem alten Wahne, Sterne und Sonnen und Welten um den einzigen kleinen Erdkloß und Staubklumpen, die Erde.

Das wäre nun wohl recht gut, wenn's nur möglich wäre, wenn's nur anginge, daß jedes fremde Auge, jedes fremde Ohr an uns so viel Antheil nehmen könnte, als wir selbst. Aber da nun Andere eben so gut ihr Ich, ihr werthes Selbst, ihren Kreis um sich haben, zu dem wir bloß Außengeschöpfe sind: da jede Ameise im menschlichen Geschlechte zu ihrem Haufen, zu ihrer Republik hinzu tragen muß, wie wir für die unsrige thun: da es doch nur äußerst wenige Augenblicke und Situationen in der Menschheit giebt, daß sich Einer gleichsam in den Andern verwandelt, ganz sein eigenes Daseyn vergißt, um in der Person des Andern zu denken, und zu fühlen: so sieht man, welche Anmuthung eines Narren es sey, jeden Augenblick so etwas fordern zu wollen; immer aus seinem Schatze eine Kleinfügigkeit nach der andern hervorzulangen,

und zu fordern, der Andere ſolle bloß Werkzeug, bloß Hand ſeyn, ſie zu empfangen, es zu vergeſſen, daß der Andere auch etwas iſt, und ſo kalt, ſo fremde, ſo verſchieden er auch mit uns denke, uns ihm nur zeigen — wenn etwas leer ſeyn, hohl ſeyn genannt werden kann, ſo iſt's dieſes!

Wie ſchwer iſt's doch, ſich ſelbſt ins Licht zu ſezzen, daß der Andre uns ſiehet, wie wir uns fühlen — — Wer Acht gehabt und in einzelnen, ſelbſt wichtigen Fällen, die Kälte behalten hat, zu bemerken, wird nur zu oft den Verſuch hiezu gemacht haben. Damit der Andre uns, wie wir ſelbſt, fühle; muß er an uns Theil nehmen, muß ſich für uns erwärmen, muß eine ſo gleichgeſtimmte Seele, ein ſo gleichklingendes Herz haben, daß unſer Ton, die Saite unſers Herzens, unmittelbar dieſelbe Saite in dem Seinigen erregt, oder es iſt mit dem Mittheilen ſein ſelbſt die kälteſte, erbärmlichſte Sache. Der Andere bleibt der kalte Zuſchauer vor einem gleichgültigen Bilde, oder denkt, empfindet gar anders als wir ſelbſt alles ſehen und empfinden; je mehr wir uns für und über uns erwärmen, deſto kälter wird der Andre — in der Welt kann

kein Kontraſt verdrießlicher und häßlicher ſeyn, als dieſer, und wie oft, und wie faſt allgemein iſt er doch! Wie äußerſt ſelten ſind doch die Augenblicke der Erwärmung, da der Andre ganz mit uns und zu uns fühlet, ſich gleichſam in unſer Weſen, in unſre Denkart verwandelt hat, um unſre Geſchichte mit aller Empfindung derſelben innig zu theilen? Wie ſelten ſind die Augenblicke! und die Freunde, die dergleichen Augenblicke, nur der Beſchaffenheit ihres Herzens nach, haben können? die die weiche Fühlbarkeit und Biegſamkeit der Natur haben, ſich in das Leben der Andern nicht hinein zu denken, ſondern unmittelbar hinein zu empfinden! die die zarte Mitſtimmung von Empfindungen beſitzen, jeden Ton des Menſchlichen, des Guten, des Edlen, aus der andern Seele, in der ihrigen zu fühlen! ſich über ein fremdes Gute, wie über ihr eigenes zu freuen! und ihr Leben tauſendfach mehr durch die Glückſeligkeit Andrer genießen! — Wie ſelten ſind ſolche Seelen! wie ſelten, daß, wenn und wo ſie ſind, ſie ſich begegnen! wie ſelten bei ihrer Begegnung, die Augenblicke der wahren Vertauſchung der Herzen, der wahren Theilnehmung! Und wer nun auf alles das nicht rechnet,

wer gegen jeden Fremden, in jedem fremden Augenblicke seine Geschichte und sein Leben, sein Lob und seinen Ruhm, so unbedacht, als seine Gesichte zu Markt trägt, immer von sich spricht, es mag seyn, wer da will, der da höre! oder er höre, wie er wolle — Was ist der anders als ein tönendes Erz, oder eine oft sehr unangenehm klingende Schelle!

Mich dünkt, M. Z., schon ein wahrer guter Stolz auf sich selbst müßte diese leere Großsprecherei von sich selbst vernichten können: denn ist's nicht eine wirkliche Verachtung gegen sich selbst, sich gleichsam mit der ganzen Welt gemein zu machen, und jede Gassenseele für den Bruder erkennen zu können, dem man sich mit der Geschichte sein selbst anvertraue? Ich bin, wenn's auch nichts weiter wäre, zu stolz, um jeden Ungewaschnen an mir selbst Theil nehmen zu lassen, ihm zu sagen: was ich bin? wie ich denke? da: und darüber denke? worauf ich denn stolz bin? — ich bin, sage ich, zu stolz, um es vor Jedem seyn zu wollen. Und da, wenn man doch aufrichtig seyn will, immer Schatten in dieß Gemälde kommen werden, Fehler, Schwachheiten, die man eben so gut wird bekennen müssen,

als jene hellen Farben; ja die oft eben zu dieſen gehören, durch die, und durch deren Kampf und Verſuchung wir eben das geworden ſind, was wir ſind — o wie viel zu feines, zartes, ſchönes Gemälde für ſchlechte oder gleichgültige Augen! Sie werden von Allem den übelſten oder gär keinen Gebrauch machen, ſie werden Ruhmſucht ſehen, wo nur das Herz ſprach, und Fehler umhertragen, wo ſich die Farben für unſere Ueberzeugung am ſchönſten und rührendſten brachen. Die Geſchichte wird Böſes thun, wo ſie bei uns am meiſten Gutes erregte. — Und kurz, wenn Alles nicht wäre — das Gemälde eines edlen Herzens, die feinſten Züge eines durchdachten Lebens ſind kein Marktſtück für den Pöbel, ſondern gleichſam ein Cabinets-Stück der Freundſchaft, an dem Buſen deſſen, der mit uns gleich empfindet, gleich denkt — für alle Uebrigen iſt jeder Zug zu heilig! Perlen für die Säue, die ſie zertreten mit ihren Füßen und ſich wenden und euch zerreißen.

Was für eine elende Sache, M. Z., Ruhm von ſich, Anekdoten von ſich in andrer Leute Gedächtniß, Mund, oder laſſet uns lieber den geraden Ausdruck

sagen, in der Leute Mäuler zu bringen, und selbst der zu seyn, der das thun muß? Erstlich ist man im Munde des groben, großen Haufens so schlecht aufgehoben — die besten Sachen verlieren schon durch den Ort, und in der zweiten Hand ihre edelsten, schätzbarsten Züge — und nach kurzer Zeit ist das Gemälde von den unreinen Händen so abgegriffen, vom häßlichen Athem so befleckt, daß es der Eigenthümer selbst am wenigsten kennen wird. Keiner der Theilnehmer und Mittheiler will doch auch umsonst, Maler seyn, doch auch nicht umsonst die Geschichte gewußt haben, und giebt ihr also (da er nichts Besseres hat) so sehr seine eigene Tinte, seinen eigenen Anstrich, daß jeder ehrliche Mann in kurzer Zeit wird bitten müssen, ihn mit dem Lobe gütigst zu verschonen. — Und ist man nun gar dazu verdammt gewesen, der Erste zu seyn, der das Bild umher reicht, der Erste und Einzige und Immerwährende zu seyn, der in die Höhle hinein schreiet, damit es nur wieder herausschalle — niedrige Bestimmung! elendes Lob! das wir uns gezwungen sind, selbst zu geben, das uns kein Andrer geben will! —

Der wahre edle und würdige Mann wird nie zarter und verlegner seyn, als im Lobe sein selbst gegen Andre. Wie sorgsam wird er seine Leute wählen? wie enge den Zirkel schließen, dem er ein Gemälde von sich selbst, ein so schätzbares Stück seines Herzens anvertrauet! Er wird ihn nicht enge genug wählen, nicht die Seelen zuvor prüfen, nicht genug den Augenblick, die heilige Stunde der Mittheilung aussondern, nicht genug auf sie erwärmen und zubereiten, und die Herzen auf innige Theilnehmung gefaßt machen können, ehe er spricht, welche süßere und bildendere Stunde gäbe es unter allen Freuden-Stunden des menschlichen Lebens, als Eine solche? Eine würdige Seele kennen lernen, wie sie ist, und in ihrem Innern, nicht vor der Welt seyn will; die Umstände und Begebenheiten ihres Lebens zu hören, durch die sie das geworden ist, was sie ist, was sie in ihrem Innern seyn will, sie mit dem Tone der Wahrheit, mit der Empfindung des Herzens sprechen zu hören, bei der aller Verdacht des Selbstruhms, der Lüge, der Erdichtung, so weit wegfällt, und nur das laute, offne, das empfindende Herz spricht, das nichts minder als sich hervorthun will,

auch ſeine Fehler nicht verſchweiget, nicht verſchweiget wie ſie auch durch ſie gut und beſſer geworden? was ſie gebildet? was auf ſie die ſtärkſten Eindrücke in ihrem Leben gemacht? durch welche Würfe und Umwandlungen ſie das geworden iſt — —: das alles im Ton der Wahrheit des Uebergangs aus Seele in Seele, aus Herz in Herz — giebt's, M. Z., ſeligere und bildendere Stunden im Leben als dieſe? wo immer auch unſere Seele, das Zeugniß unſerer ſelbſt, gegenwärtig iſt, unmittelbar Bild an Bild hält, ſich immer im Stillen verborgen fragte wie man dagegen ſey? in dieſem und jenem Falle geweſen ſeyn würde? wie weit man auch das, oder das nicht ſagen könne? — Giebt's, M. Z., eine Niederlage und ein Teſtament der Freundſchaft, giebt's einen Genuß vom Leben des Andern für uns ſelbſt, ſo iſt's hier Eine ſolche Mittheilung und Uebergabe unſeres Ruhms und unſerer Fehler, in die Seele, die deſſen würdig iſt, alles fühlt und anwendet; iſt eine ſüßere Ausbreitung und Verewigung ſein ſelbſt, als hundert Ruhm-Gerichte auf den unreinen Lippen des Pöbels. Da ſtiften wir mit Einer ſo edlen, auf-

geſparten Ruhmſucht ein ſchätzbares Gute, und empfinden in der Theilnehmung ein Mitgefühl, in der Zuneigung des Andern bei ſeinem Beifalle den ſüßeſten, ſüßeſten Lohn der Tugend. Aller lauter Ruhm iſt Wind, iſt Schall; und dieſes verborg'ne, ſtille, ſchweigende Lob iſt Wort und Lohn des Herzens.

Mit den Andern, M. Z., die von alle dem nichts wiſſen, muß man ſich nicht von ſich, ſondern von ihnen ſelbſt — denn davon ſprechen ſie doch am liebſten, und ſo thut man ihnen mindeſtens einen Gefallen — und von Gleichgültigkeiten unterhalten: denn ſo beleidigt man keinen, und kann ſchon immer durch die Art, wie man von alle dem ſpricht, durch den Geſichts-Punkt, die Sachen anzuſehen, durch den Ton, auf den man alle ſeine Urtheile ſtimmet, — dadurch kann man, wenn man gut denkt, ſchon genug Gemälde ſein ſelbſt geben, ohne daß man's eigentlich darauf anlegte und ſich zur Leinwand und zum Farbenbrete ausdrücklich hinſetzte. Hierin iſt alſo das Vorbild Paulus, zum Erſten, Muſter: er redete von ſich nur gedrungen, nur aufgefordert, nicht aus Schwindel, nicht ohne

Noth; und ſo wird's ihm jede edle Seele nachzuthun ſuchen: ſtillen Ruhm lieben und es den Thoren überlaſſen, Trompeten ihrer ſelbſt zu ſeyn, die zu dem Schalle Luſt haben. — —

II.

Paulus war hier auf die niedrigſte Weiſe, bei elenden Perſönlichkeiten, und eben von Seite der Perſönlichkeiten angegriffen worden, wo der Angriff am meiſten zu ſchmerzen pflegt. Man hatte ſeine unanſehnliche Perſon lächerlich, ſeine ſchwache Beredſamkeit verächtlich, ſeine Schickſale und Amts-Verrichtungen niedrig gemacht; ſein Anſehn war weg; man ſcheint ziemlich offenbare Geringſchätzungen ſchon bewieſen zu haben. — Das Gerücht vergrößert — — und ſehet! bei allem verfährt er nur vertheidigend, nur rettend, nicht angreifend, nicht zum Nachtheil Anderer. Es iſt ihm genug, ſich ins Licht zu ſetzen, da er's muß, ohne daß es, wie gewöhnlich Haupt-Ton wird, Andre in den Schatten zu drängen.

Man ſetze ſich einmal in die Perſon Pauli, und man wird das Schwere dieſer Einſchränkung,

dieſer Mäßigung fühlen. Iſt einmal unſere Ehre beleidigt, unſer Herz und Blut aufgebracht, unſer Zorn im Gange, in Regung — wer bleibt da ſtehen, wo der Apoſtel ſtand? und wo man ſtehen bleiben ſollte? Man ſtellt ſich nicht bloß hin, ſondern wirft Andre nieder; tritt nun eben ſo grauſamer auf die Köpfe derer, die uns verdrängen wollten, mordet, macht, daß nicht bloß unſer Gutes wieder hergeſtellet wird, ſondern am Andern gar kein Funke, kein Strich Gutes bleibt — man kehrt nicht eher aus dem Felde der Ehre recht zufrieden zurück, bis man, wie die Wilden in ihren Kriegen, die Haut vom Schädel des Feindes mitbringet.

Das iſt doch nun ſchon immer eine grauſame, menſchenfeindliche, beleidigende Denkart, wenn ſie auch von der Einen Seite noch ſo ſehr recht hätte, ſich noch ſo beleidigt fühlte. Es iſt ein wilder Stolz, eine grauſame Ruhmſucht, nicht mehr eine edle, ſich fühlende Selbſtwürde. Und überhaupt gehen Stolz und Hochmuth, edle Würde, und unterdrückender Neid, oder Grauſamkeit hier am offenbarſten aus einander, der edle Stolz fühlt ſich, der niedrige Hochmuth fühlt ſich nur

im Gegenſatz Andrer. Jener iſt mit ſich zufrieden, und wenn er auch der Einzige auf der Welt wäre; dieſer miſſet ſich nur im Grade der Verachtung, Zurückſetzung, Verfolgung Andrer. Jener iſt edler Begleiter, Aufmunterer und Lohn der Tugend — dieſer ein abſcheuliches kriechendes Laſter. — Wenn bloß die Namen, M. Z., verwechſelt würden, ſo wäre nichts daran gelegen; aber die Eigenſchaften, die Gemüths-Arten ſelbſt. — Da iſt der Unterſchied gar zu ſchrecklich.

Eine gewiſſe Würde des Guten an und über ſich ſelbſt zu fühlen — wir wollen nicht einmal fragen, M. Z., ob das dem Menſchen erlaubt ſey? ſondern nur, ob er, wenn er gut ſeyn, wenn er auf Güte des Herzens arbeiten will, ob er im geringſten ohne dieſelbe, ohne dieß Gefühl des Edlen und Würdigen ſeyn könne? und das kann er in der That nicht: Sobald ein Menſch mit Fleiß und innerer Wahrheit der Seele zu dem Endzweck ſtrebt „Siehe! ſo wollte ich gern ſeyn! mich gern als den Guten, als den Beſſern, im Beſitz der Gemüthsart, der Ueberwindung, der edlern Wirkſamkeit, der größern Stille des Geiſtes, der fortdaurenden

Geſinnung fühlen! Dieſe und jene That möchte ich gern, und ſo lange, und auf ſolche Weiſe, und mit dem erreichten Endzweck gethan! mich von dem Fehler, der Unbeſtandheit mit mir ſelbſt, der Schwachheit, der Zerſtreuung befreit haben, und freudig fühlen, daß ich davon frei bin!" So bald und lange der Menſch auf dieſen Endzweck ſtrebt, ſo muß er auch bei jedem Schritte des Strebens, bei jeder Theilerreichung ſeines edlen Endzwecks es fühlen, daß, und wie fern er ihn erreicht habe! — es mit Stolz, mit Wonne. mit Süßigkeit fühlen! — Dieſe Süßigkeit ihm Aufmunterung und innere Belohnung ſeyn! — dieß edle Selbſtgefühl, gut, beſſer zu ſeyn, als er war, ihn inſonderheit auch da aufregen, wo die Erlangung der Tugend, Kampf, Ueberwindung iſt — und iſt das, M. Z., ſo ſehen wir, ein edler, ein würdiger Stolz iſt nicht bloß ein erlaubter, ſondern ein nöthiger, ein unabtrennlicher Gefährte der Tugend und guten Beſtrebungen! Er iſt es, der dem lechzenden, ermattenden Wanderer neue Luſt, neue Kraft und Rege mittheilt, und auch in die Beſtrebungen des Lebens, die bittrer Trank werden, Seligkeit und

Wonne miſchet. Er iſt das Gefühl der Geſundheit, oder der Geneſung, was ja das beſte Labſal der Kranken iſt, und über alle Freuden geht, die ihm von außen gegeben werden können. — Das Gefühl, was uns inſonderheit da ſtärken und aufmuntern muß, wo von außen unſre Beſtrebungen entweder zu ſcheitern oder ins Unermeßliche zu verſchwinden ſcheinen, „wohlan! wenn es auch unerreicht bliebe, wenn es auch mißglückte! ſo werde ich doch wenigſtens die Zufriedenheit haben, es mißglückt zu ſehen, und es doch gewollt zu haben! die Rege, die Wirkung, die Thätlichkeit der Seele bleibt mir!“

Ich wüßte auch nicht, M. Z., wer ohne dieſes Gefühl von Würde, Werth und innerer Belehnung der Handlungen leben, fortgehen, und doch gut fortgehen könnte? Jener Wirbel-Wind von einem Menſchen, der immer im Taumel iſt, und ſich nie Zeit nimmt, zu überlegen, was? wie? oder warum er handle? Jene Komödianten menſchlicher Geſinnungen, die immer ſind, wie ſie den Schauplatz haben will, auf dem ſie ſpielen, und an ſich nichts ſind, die die Maske und Kleidung ihrer

Tugend mit jedem neuen Auftritt verändern, und immer auch nichts, als Maske und Kleidung, verändert haben. — Jene feigen niedrigen Seelen, die gleichsam nie das Herz haben, ſich ſelbſt zu geſtehen, wer ſie ſind? oder nicht ſind? die ſich ſo ganz von Leim und Kotherde fühlen, daß ſie ſich nie aufrecht erheben können, oder wenn ſie's wagen wollten, gar in Stücken aus einander fallen. — — Bei allen guten Anlagen, die dergleichen Menſchen haben können, wird doch niemand ſagen wollen, daß ſie einen gewiſſen Zweck, eine gewiſſe Stufe des Beſtrebens mit ſich ſelbſt erreicht haben, zu der der Menſch, jeder auf ſeiner Stelle in der Welt, doch einmal da und ohne die er wirklich Thier iſt. Man nehme einem Menſchen durchaus das Gefühl weg „das bin ich! das habe ich werden wollen, und habe geſehen, daß ich's nicht, oder noch nicht werden kann! das bin ich noch nicht, darauf arbeite ich aber, es zu werden!" man nehme, ſage ich, einem Menſchen doch das Gefühl, dieſen Lichtſtrahl einer edlen Beſtimmung ſein ſelbſt, einer würdigen Beſpiegelung in ſich ſelbſt, weg, bei der fortgehenden Reihe ſeiner Handlungen weg —

und man hat wirklich die Wurzel, die ſich fortſchlin-
gende Wurzel ſeiner Menſchheit weggenommen,
die allein edle Bäume, edle Stämme, von guten
Thaten hervorſchießen könnte. Es bleibt dieſen ent-
arteten, unſtolzen, unfühlbaren Geſchöpfen alsdann
nichts übrig, als bloß dem Zuge der Triebe, der
Sinne, der Gelegenheiten, der Situationen
zu folgen: er iſt alles von außen und nichts mehr
von innen — Thier, aber kein edles, ſich ſelbſt
fühlendes, aus edler Beſinnung ſich ſelbſt
zum Guten freibeſtimmendes Geſchöpf mehr,
was er als Menſch ſeyn ſollte. An ihm wird der
Fluch erfüllt: daß er auf ſeinem Bauch kriecht,
und Erde eſſe ſein Leben lang. Und da, M.
Z., der Menſch es doch nie ganz zu dieſer Unwür-
de, zu dieſer kriechenden Vergeſſenheit ſein
ſelbſt bringen kann: ſo wird meiſtens nur der un-
würdige Doppelſinn, die unerträgliche Falſch-
heit der Seele daraus, die, wie ich gewiß bin, der
einzige Grund der meiſten menſchlichen Nichtswür-
digkeiten und Unarten iſt. Die menſchliche Seele
iſt niemals ein Teufel, um das Böſe des Böſen
wegen zu wollen; aber ſie wird nur zu oft ſo

ſelbſt untreu, unbeſtändig gegen ihre eigenen Geſinnungen und Ueberzeugungen und Vorſätze, fällt gleichſam von ſich ſelbſt ab, und wird alſo kein Teufel, aber eine ihr ſelbſt unwürdige menſchliche Seele. Sie handelt gegen ſich ſelbſt als Betrügerin; vergißt mit Fleiß, was ſie zur andern Zeit nie vergeſſen wollte; verdringt und verdunkelt, was ſie zu andrer Zeit für wahr und gut und einleuchtend erkannte; macht Ausnahmen, die ſie ſonſt nicht gemacht haben würde, und auch jetzt im Grunde ihrer Ueberzeugung noch nicht machen kann — kurz, ſie ſpielt mit ſich das Spiel verbundner Augen, iſt untreu, unwahr, kriechend gegen ſich ſelbſt. — Und nun kann, M. Z., wie alle oft wiederholte Verrichtungen in der menſchlichen Natur, auch dieſer Zwang, dieſer Doppelſinn, dieſe unwürdige Falſchheit gegen uns ſelbſt, allerdings leider! zu einem Grade von Geläufigkeit, von Fertigkeit, von zweiter Natur gemacht werden, über die wir alsdann nach Jahren von Gewohnheit, nach Reihen von Handlungen bei uns oder bei Andern erſtaunen müſſen — — eine Untreue, eine Unbeſtändheit der Seele mit ſich ſelbſt, die ſchrecklich iſt,

die faſt nichts iſt, was ſie ſeyn will; immer anders iſt und handelt, als ſie ſich vornahm, und ſchon nicht anders ſeyn und handeln kann. Sie iſt in einem Moraſte, wo ſie mit jedem neuen Schritte, den ſie thut, oder thun will, immer tiefer ſinket! — — ſtrafflich ein elender Zuſtand!

Was iſt aber, M. Z., gegen den Zuſtand noch bei guter Zeit anders zu machen, als nur die Falſchheit, den Zwang, die Unbeſtändigkeit der Seele mit ſich ſelbſt, zu beſtürmen, und ſich ſelbſt treu zu werden, im Guten oder Böſen, worin ſie ſey. So verſchrieen hier nun die theologiſche Sprache ſeyn mag, ſo iſt ſie doch einmal die einzige wahre Sprache, der Menſch muß mit ſich ſelbſt Eins werden, muß Friede, muß Beſtandheit ſeiner Handlungen in ſeinem Innern haben, muß ſich ſelbſt bekennen, was er thut und will, muß nur kein Heuchler gegen ſich ſelbſt werden, ehe was aus ihm werden kann. Und eben hiermit, M. Z., ſehen wir, daß er auch kein Heuchler, etwa des eignen Guten, werden müſſe; daß er's eben ſowohl fühlen könne und dürfe und ſolle, „hier habe ich gut gehandelt! hier bin ich beſſer geworden" als „dort nicht

ich mit mir ſelbſt uneins, dort handelte ich unwürdig meiner ſelbſt!“ Ein Gefühl, wie das andre, gehöret zur innern Aufrichtigkeit und Thätigkeit der Seele, und eine warme und wahre Ueberzeugung hierin iſt eben ſo wenig Hochmuth oder Selbſtſucht, als es Hochmuth iſt, wenn ſich ein Kranker oder Geneſender geſund fühlet, wenn ſich ein Menſch beſinnt, daß er da, und ein Menſch iſt.

Aber freilich iſt's nun eine ganz andere Sache, andere Menſchen gegen ſich zu verachten, herabzuſetzen, auch nur im Kleinſten in ſchwarzen Schatten zu drängen. Dich ſelbſt ſchätzen, ehren, aufmuntern, kannſt du; wer biſt du aber, daß du der Richter und Schätzungsmeiſter Andrer werdeſt? Dich ſelbſt fühlen, kannſt du, wie du ſeyſt? oder nicht ſeyſt? fühlſt du dich aber in der Perſon Andrer?

Wir haben zu andrer Zeit geſehen, M. Z., wie ſchwer, wie faſt unmöglich es ſey, daß ein Menſch der innige, gerechte, allerforſchende, genugthuende Richter vom kleinſten Talent, vom kleinſten Zuge in der Denkart Andrer werden könne? Er fühlt immer nur ſich ſelbſt, er urthei-

let immer nur aus ſeiner Lage, von Seele, von Erziehung, von Denkart, von Gaben, von Stand, von Zweck, von Beſtimmung, von Lebensart; er ſieht alſo durch ein äußerſt falſches, ungleich gebrochenes, tauſendfach zuſammengeſetztes Glas — wie kann er recht ſehen? billiger Richter, allgenugſamer Beurtheiler einer Denkart, eines Lebens, einer Reihe Handlungen werden, die er gar nicht kennet, die ihm gleichſam eine ungefühlte, andre, fremde Welt ſind? Der einzige, billige, innige, allgegenwärtig mitfühlende Richter, der Wahrheit, Treue und Tugend in jeder Geſtalt, in jeder Verkleidung kennet, iſt Gott; und wir ſollen alſo, ſchon ſo allgemein betrachtet, nicht, oder äußerſt behutſam richten.

Allein nun beſonders betrachtet, wann urtheilen wir auch nur ſo unpartheiiſch und allgemein, indem wir uns gegen Andre ſetzen? Sobald wir über uns urtheilen, ſind wir ja ſchon die partheiiſche Parthei — der Punkt der Ehre iſt ja faſt der zarteſte Punkt im menſchlichen Herzen — und wenn dieſer nun gar auch nur von fern, nur mit einer Nadelſpitze getroffen wird — wer iſt, der ſich

da noch gleich bliebe? dem ſich nicht alsdann alle guten Seiten meiſtens bei einem Gegner verdunkeln, der nur eine unſrer guten Seiten ſchmälert? Der gerechteſte Mann kann in ſolchen Augenblicken Ungerechtigkeiten, der kälteſte und helleſte Mann Ungereimtheiten begehen, vor denen er ſich zu andrer Zeit ſelbſt entſetzet. Auch in den edelſten Seelen wird alsdann die Ehre ein Sauerteig, der nur zu oft, auch Neid, auch wirklichen Hochmuth, auch Grauſamkeit, auch menſchenfeindliche Unterdrükkung hervorgähret.

Hier ſehen wir alſo am deutlichſten, wie weit und fern die beiden Wege des Stolzes und Hochmuths aus einander gehen, und wie ſchwer ſie zu erkennen ſind? Der Hochmüthige ſieht nur immer den Splitter im Auge des Andern, und des Balken in ſeinem Auge wird er nicht gewahr. Er ſucht nur immer Fehler, Nachtheile, Zurückbleibungen auf der Laufbahn Andrer, die an ihn gränzen — er erhebt ſich nur auf den Trümmern Anderer; die wahre, edle, gute Natur genießt ſich ſelbſt, und warum ſollte ſie auch nicht Andrer genießen? fühlt ſich ſelbſt, aber gar nicht aus

dem Gegenſatze — ſie iſt, was ſie iſt, warum ſollten's Andere nicht auch ſeyn? warum und wie ſollte ſie etwas bloß dadurch werden, daß Andre nicht ſind? wer iſt nun von beiden Denkarten mehr? wer iſt der einzige Würdige? — Muß der nicht ſehr äußerſt wenig eignen Werth haben, der bloß dadurch Werth bekommt, daß Andre ihn nicht haben? iſt's nicht eine elende Schönheit, die nur im Kreiſe von Häßlichen ſchön iſt, und ein ſchlechtes Licht, das nur, wie faules Holz, in der Finſterniß glänzet? Hingegen die wahre, edle, gute Natur, die alles für ſich ſelbſt iſt, und nicht bloß für Andre etwas zu ſeyn ſtudiret, warum ſollte die auch nur von Andern einen mehrern Schein borgen? Muß eine heitere, blühende, muntere Geſundheit denn bloß an Kranken- und Todtenbetten ſeyn, um ſich lebend und geſund zu fühlen, oder gar allen Umſtehenden Krankheit und Tod auf ihre Wangen malen? oder würde ſie ſich nicht frei und geſund fühlen, auch wenn Niemand anders, auch wenn ſie die einzige auf der Welt wäre? und fühlt ſie nicht eben ihre Geſundheit, ihre Freude, ihr Daſeyn um ſo mehr, je mehr freudige Geſchöpfe ſie um ſich ſieht?

Und eben dieß iſt der edelſte, ſubtilſte Probeſtein des wahren Stolzes, daß er nämlich vom mindeſten Neide nichts weiß, daß er Abgunſt und Verkleinerung Andrer nicht in ſich fühlt. Auf den untern Stufen und in den Vorzimmern der Verdienſte mögen ſich die Knechtes-Seelen um einige Zolle von mehrerm Range zanken; im Cabinette des Verdienſtes und der Tugend, wer und wie viele da hinein kommen, ſie haben alle einen Grad von Hoheit; nur Jeder hat Hoheit in ſeinem Kreiſe, in ſeiner Gattung, und da wird und will er ſich mit Andern nicht vergleichen. Selbſt der Gedanke kommt ihm, dem wahrhaftig Edlen, nicht ein, ſich vergleichen zu wollen, und noch weit weniger, bloß dadurch zu gewinnen. Es gehört ſchon ein großer Grad, eine höhere Stufe des Edlen dazu, das Edle in Andern zu finden, und wer's überall in den verſchiedenſten Graden und Denkarten und Berufsweiſen und Verkleidungen, und überall auch bei denen, die ihm am nächſten gränzen, ohne Neid, ohne die mindeſte Anwandlung vom Neid fühlet — nur der iſt der wahre Edle! der einzige Würdige! das Ebenbild der Gott-

heit! Alle, die noch neiden und verkleinern können, kriechen auf den unterſten Stufen der Verdienſte, und wer bloß von der Verkleinerung Andrer lebt — der zeigt, daß er ſelbſt kleiner iſt, als alle. Ein Teufel, der vielleicht Engel ſeyn könnte, aber jetzt Teufel iſt! Ein Morgenſtern vom Himmel gefallen, und nun im Abgrunde mit einigen ſchwachen Strahlen dämmernd.

III.

Paulus im Text, der ſich ſelbſt lobet, führt nicht etwa eine Reihe von Wahngründen, von ſchönen Selbſtmeinungen, von rühmlichen Auskommenheiten und Zierathen an; ſondern lauter Fakta, Handlungen, Begebenheiten — „Da bin ich geweſen! das hab' ich gethan! gelitten! erfahren! erduldet! ausgerichtet!“ — Schlag auf Schlag! That auf That! Prob' auf Probe! Erfahrung auf Erfahrung! das iſt unſer ganzer, langer, feuriger Text!

Und mich dünkt, das iſt auch das einzige, tüchtige Mittel des Selbſtruhms, der Ueberzeugung an ſich und Andre, zumal Feinde, zumal Neider. Es iſt auch das einzige Mittel, den wahren edlen

Stolz von allem abzubringen, was Wahn, Flittergold, kindiſche und puppenhafte Eitelkeit iſt. Das Feld der guten Meinungen, des ſchönen Wahns, des ſchönen Anſcheins, iſt unermeßlich groß, iſt ſehr luſtig anzuſehen und zu gehen; aber ein Feld voll unermeßlicher Irrwege. Die Bahn der Thaten, des Seyns, der Erfahrung, iſt enge, ſchmal, rauh, unbehaglich; aber ſie iſt die einzige wahre Straße, der einzige gerade Weg zum Ziele. Es iſt wohl kein Menſch, M. Z., der nicht von gewiſſen Seiten und zu gewiſſen Stunden, ein recht guter Menſch ſey, das iſt, er hat einige recht gute Gedanken, Meinungen, Grundſätze, Abſichten, auch wohl Entſchlüſſe, auch wohl wirkliche Anlage zu Thaten. Solche gute Seiten und gute Stunden nimmt man denn nun gemeiniglich zuſammen, wenn man von den Andern, und am meiſten, wenn man von ſich ſelbſt ein gutes Bild machen will, das iſt, wenn man darauf ausgeht, ein gutes Bild machen zu wollen. Das gute Bild iſt alsdann gänzlich auf guten Wahn, auf gute Meinung von ſich gebaut, und dieſe gute Meinung wieder aus den guten Meinungen einiger guten

Stunden, und alſo wieder aus purem, eitlen, leeren Wahn geſchöpfet. Alsdann ſind alle Menſchen gut, und welcher unthätige Müßiggänger, welcher wirkliche Böſewicht iſt, der ſich nicht über dieſen guten Wahn noch immer entſetzlich loben könne?

Nun aber werden wir's ſchon finden, M. Z., daß dieſer Wahn, dieß Aufwallen guter Meinungen, was man gemeiniglich Sentiments nennt, nicht bloß mit der Zeit aus unſerm Andenken ſchwindet, ſondern ſich auch mit der Zeit, mit dem Fortfluß der Jahre und Lebens-Situationen ſich ſo verändert, ſich ſo wenig gleichbleibt, daß, wenn ein Menſch auf nichts anders zu rechnen hat, er hier auf ſehr verſchoſſne Summen rechnet. Wir ändern uns mit den Jahren und Situationen ſo ſehr: was wir zu einer Zeit für gut erkannten, fängt vielleicht zu einer andern Zeit an, uns ſo ſchwebend vorzukommen: die Farben des mannigfaltigen Anſcheins des menſchlichen Herzens in uns und Andern brechen ſich ſo, fallen ſo in einander: wir kommen in ſo vielen und den zarteſten Dingen des Selbſtbewußtſeyns nur durch Zweifeln zur Gewißheit, nur durch Fallen und Straucheln zum richtigen

Gange: Umſtände und Eindrücke reißen mit ihrer Gegenwart ſo hin, daß wir im Anfange ſelten auf der Mittelſtraße bleiben, nachher, wenn wir uns abſchweifend finden und es einholen wollen, wieder ſo ſehr auf die andre Seite der Meinung, des Grundſatzes abſchweifen — von gar zu großer Weiche zur Härte, vom zu Frommen zum Gottvergeſſenden, von zu ſtarken Eindrücken der Sinnlichkeit in der Kindheit zum zu enthaltſamen Unſinnlichen, von übertriebner Meinung auf dieſer zu der auf jener Seite — tauſend andre Dinge mehr! — daß, wenn's nur auf gute Meinungen, guten Wahn, gute Geſinnungen in unſerm Leben ankäme, wir über unſer Leben, ſtatt ſtolz zu ſeyn, zweifelhaft und bebend ſeyn müßten! Was iſt guter Wahn, gute Meinung geweſen? wie oft und verſchieden haben wir gewähnt und gemeint? Wie ſehr haben dieſe Meinungen ſich mit unſern Säften, mit unſerm Blut, mit den Schritten unſrer Erfahrung geändert? Wie oft und leichtſinnig haben wir ſie mit Neigung, mit Leidenſchaft, mit Welt, mit Umſtänden, mit Situationen verändert? was iſt nun daurend? was bleibt? wie elend wäre die Glorie,

die aus ſo ſchwindenden Strahlen, wie hinfällig der Kranz, der aus ſo welkenden hinfälligen Blättern um unſre Schläfe gewebt würde?

Aber, wenn alles aus unſerm vorigen Leben, wie in einem verträumten Traume, verrauſcht, Meinungen, Wahn, Achtungen, Gefühle — ſo bleibt uns Eins: Erfahrungen, Thaten! hier bin ich geweſen! das habe ich dort gethan! hier geſtiftet! dort angeſtrebet! hier gelitten! dort gewirkt! — das bleiben die hellen Punkte, die feſten Merkſtäbe unſrer Erinnerung aus dem vorigen Leben, wenn alles Uebrige Schatten und dunkle Anſicht wird. Und wohl dem, der hier viele ſolche Merkſtäbe hinter ſich hat! Merkſtäbe aus jedem Alter, aus jeder Situation ſeines Lebens! und alles Merkſtäbe des Guten! Beſtrebungen, die auch ihre Folgen hatten, Einwirkungen ins Beſte der Menſchheit, die die Vorſehung mit Erfolg ſegnete! Er hat gelebt! Nur er hat glücklich gelebt! Er kann ſich ſeines Lebens freuen!

Der Anblick eines ſchönen, reichen, thaten-, erfahrungsvollen Lebens — was in der Welt geht über den Anblick, zumal wenn er eigne Erinnerung wäre?

Ich ſtelle mir den heiligen Mann vor, wie er ſein Leben überdenket, ſeine letzten, nächſten Jahre überdenket — eine Kette von Thätigkeiten und Verfolgungen, von Leiden und Erfahrungen, von Begebenheiten, und guten Wirkſamkeiten — ſie drängen ſich alle nach einander in ſeine Seele, in ſeine Erinnerung, in ſein zweites Gefühl „ich habe gearbeitet: Schläge erlitten! bin gefangen! bin in Todesnöthen geweſen! geſtäupt, geſteinigt, Schiffbruch erlitten! Tag und Nacht zugebracht in der Tiefe des Meeres! — Ich habe gereiſet, Fährlichkeit erlitten zu Waſſer und unter Mördern, unter Juden und Heiden, in Städten und Wüſten! In Mühe und Arbeit, in Wachen und Hunger und Durſt und Faſten und Blöße, und werde noch täglich angelaufen, trage Sorge für alle Gemeinen. Wer iſt ſchwach und ich nicht mit ihm! Wer iſt geärgert, und ich nicht mit ihm! u. ſ. w. Wenn ich mir den Apoſtel in dieſer Gedanken-Reihe, in dieſem heißen zweiten Durchgange durch ſein Leben vorſtelle: von jeder Erfahrung, von jeder Begebenheit, von jedem Leiden, von jedem Märtyrerthum hat ſich nur Eine Spur, nur Eine Narbe, Ein

Merkmahl des Andenkens in ſeiner Seele aufbehalten, wie auf ſeiner Stirn, auf ſeiner gezeichneten, gealterten Wange: ja ſeine Seele iſt doch eigentlich gar nichts, als die Summe aller dieſer Thätlichkeiten, dieſer Leiden, dieſer Erfahrungen, dieſer Begebenheiten, wie ſein Geſicht der Abdruck aller ſeiner Gedanken, Empfindungen, Schickſale des Lebens. — Wer wird nicht Hochachtung für den geprüften, thätigen, ergreiſeten Mann fühlen! Wer nicht an der Bildſäule, am Leben eines thätigen, immer geſchäftigen Mannes, an ſeinem Leichenſtein, an ſeiner unbeſchriebenen Grabestafel, wenn wir könnten, es überdenken, es fühlen: „nur das heißt gelebt! das andre heißt geathmet, gelebt wie Thiere und Kräuter! Wenn unſre ganze Seele, unſre ganze Denkart nur eine Summe der Eindrücke aus unſerm Leben, der Situationen und Erfahrungen iſt, in denen wir — der Thätlichkeiten, die durch uns waren! ſo iſt ja das die Beute unſers Lebens, die einzige, die wir mitnehmen; alles andre iſt, als wäre es nicht geweſen!

Bloß auf dieſem Wege kommen wir auch von der elenden und häßlichen Krankheit der Seele ab, die

man

man Eitelkeit nennt, und die ſich zur wahren Thaten-Würde ſo verhält, wie der eiende Schein zum Seyn, das Kleid zum Manne — eine Krankheit aber, die doch ſo ſehr dem ſchwachen Erdengeſchlechte nachſtellet. Eben, M. Z., weil wir ſchwach ſind, weil es der Menſch fühlet, und zu bald fühlet, wie wenig Gutes er wirklich thun, ausrichten, wirken kann: ſo will er doch gut ſcheinen. Stolz kann er nicht auf ſich ſeyn, und wird alſo eitel. Er hat ſich hundert Vorzüge von Flitterſtolz, von ſchönem großen Schein, von Vorzügen erſonnen, die leicht ſind, die andre Narren, die auch zu nichts Beſſerm kommen können, durch eine Art von Narrencinverſtag gelten laſſen, und annehmen für das, was ſie doch nicht ſind; und ſo ſtudirt man endlich auf ſolches Flittergold im Denken, im Empfinden, im Betragen, gar im Kleiden, in den Manieren, macht ſich zur Puppe, und will, daß das ganze Menſchengeſchlecht mit uns als Puppe ſpiele. Wenn wir durch etwas von dieſer kindiſchen Denkart abgebracht, und noch zu einer männlichen Denkart gewöhnt werden können, ſo wäre der vorige Maßſtab noch etwa das einzige, was uns davon abbringen konnte:

wenn es nicht einmal gute Meinungen, Empfindungen, wenn es nichts als eigne gute bewährte Thaten ſind, über die wir ſtolz ſeyn können. Was ſind dagegen alle übrigen Flitterdinge der Eiteln? die alles bloß ſcheinen wollen, und nichts ſind. Was ſind ſie inſonderheit in den Augen unſrer Feinde? und jedes würdigen vernünftigen Mannes? und eines Engels? und Gottes? — Der glänzende Pfau und der ruhmredigſte Eitle muß hier die Flügel ſinken laſſen, vor dem, der ins Herz ſchauet, und den Werth der Menſchheit mißt, gewiß nicht nach dem, was wir einem Thoren ſcheinen, ſondern was wir Ihm, dem Allwiſſenden, dem Schöpfer ſind.

Auf die Weiſe werden auch wir gewiß in den wahren und einzig würdigen Ton kommen, von uns ſelbſt zu ſprechen; denn was ſchärft eben die Richtigkeit und Geſundheit des Urtheils, als Erfahrung, That? Und wenn wir nur auf die rechnen, wenn wir alles bloß Scheinbare, was andre Menſchen und nicht wir in uns finden, gleich abziehen; bei dem, was auch wir etwa in uns finden, alles in dem Lichte betrachten, wie Gott den Werth erforſcht; was von uns? ver-

Talenten, die wir uns ſelbſt nicht geben? Bildung, die wir uns nicht gaben? einem glücklichen Zuſammentreffen von Umſtänden, das wir uns nicht gaben? oder nach alle dieſem von unſrer freien Beſtrebung, Mühe und Tugend herrührte, und nutzbare That für die Welt wurde. — Herr, wenn wir alles gethan haben, was wir zu thun ſchuldig waren, ſo ſind wir unnütze Knechte. Wir wollen uns, ſagt Paulus, nur unſrer Schwachheit rühmen, daß die Kraft Gottes deſto ſtärker in uns werde. Wir ſind alle alsdann nur ein kleines Werkzeug in der Hand Gottes, was im unermeßlichen Großen der Schöpfung verſchwindet.

Verſchwindet, ohne daß uns doch darüber der Muth entfallen dürfte: denn das ganze unermeßlich Große — woraus beſteht's anders, als aus Unmerklichem, aus Kleinem. Laß es alſo ſeyn, daß die Summe der Thaten und Beſtrebungen meines Lebens bald verſchwinde, daß die Wellenkreiſe ungemein bald verrauſchen, die ich habe erregen können, daß mein Ruhm nichts ſey, und unter die Trümmer meiner ſelbſt ſinke — der

Ruhm, der in mir iſt, das Gefühl thätiger Kräfte, die ich mir auch aus mißlungenen Verſuchen geſammelt, muß mir, wenn gleich mein Leib in Trümmer verſinkt, doch bleiben. Ich muß, wenn mich die Stimme Gottes aus dieſer Welt ruft, wenn ich auf einen andern Platz, in ein anderes Daſeyn geſetzt werde, den Genuß meines Lebens mit mir nehmen: meine Werke werden mir nachfolgen, und auf meinem Leichenſtein ſtehe, was da wolle, der Ruhm, das Gefühl der Thätigkeit bleibt mir, was meine Seele in ihr andres Daſeyn nahm, und ſich aus dieſen geprüften, gebildeten, verſtärkten Kräften ihren neuen Zuſtand bereitet.

Selig ſind die Todten, die ſo in der Hand ihres Gottes ſterben; ihre Werke folgen ihnen nach! ꝛc.

Ueber

die dunkeln und hellen Ausſichten

an

einem menſchlichen Grabe.

Eine Erinnerungspredigt

nach

dem Todesfalle

Sr. Hochgräfl. Gnaden

des

Grafen und Edlen Herrn von der Lippe

Ferdinand Johann Benjamin ꝛc.

Gehalten

in der Stadtkirche zu Bückeburg 1775.

Wenn es die Pflicht des Lehrers der Religion iſt, bei besondern Vorfällen an allgemeine Wahrheiten zu erinnern, oder dieſe Wahrheiten bei Vorkunft einzelner, denkwürdiger, eindrücklicher Vorfälle gleichſam anzuheften, und zu befeſtigen: ſo iſt dieß gegenwärtig meine Pflicht, da wir in einer Reihe von Sonntagen und Feſten die wichtigſten Wahrheiten der Menſchheit von Leben und Ende des Lebens, von Sterblichkeit und Unſterblichkeit überleget, und vorige Woche in die traurige Nothwendigkeit kamen, dieſe Ueberlegung durch einen Trauerfall beſchließen zu müſſen, der ſo allgemein gefühlt wurde, der vielleicht Vielen die Erinnerung an manches, was geſagt wurde, erweckt haben mag, und der auch noch jetzt die Gemüther einiger meiner Zuhörer ſo ſehr erfüllet, daß ihnen

gewiß Gedanken hierüber jetzt die Lieblingsgedanken seyn möchten, der Tod eines jungen hoffnungsvollen Mannes in seinen blühendsten Jahren, wie er schnell und unvermuthet aus den Armen einer liebenden Gattin, einer Schwester, die mit ihm an Einem Herzen gelegen, und seine halbe Seele war, aus den Augen Unmündiger, die seinen Verlust und Abschied noch nicht einmal kennen, aus dem Kreise seiner Freynde, der Seinigen, seiner Beziehungen, so Vieler, die an ihm einen Wohlthäter, einen Freund, einen Menschenfreund verlieren — wie er in zween unvermutheten Augenblicken alle diesem auf ewig entrissen wird — ein solcher Todesfall, M. Z., ist überhaupt ein eindrücklicherer Lehrer der Wahrheit: „daß unsers Bleibens nicht hier sey; daß es mit allem, was uns gegen den Tod schützen sollte, Jugend, Vorzügen, Hoffnungen, Wünschen, Erwartungen nichts sey," als alle Predigten und bloße Unterweisung. Und wenn wir nun die allgemeine Wehmuth und Rührung bei diesem Todesfalle sehen, das zerschlagne, zerrissne Herz der Seinigen, und die allgemeine Trauer und Theilnehmung Aller, die in diesem Augenblick die Seinigen wurden, die Seufzer,

die Thränen, die wehmüthige Stille und Regungen, die ihn den letzten traurigen Gang mit hinbegleiteten, das allgemeine menschliche Mitgefühl, was die ganze Stadt ergriffen zu haben schien, und so verschieden ausbrach; o! M. Z., was zeigt uns mehr, als dieß, „daß nicht jedes Leben an jedem Todten gleichgültig sey, daß ein gutes Herz überall empfunden, und auch selbst dann noch mit der letzten ganzen Gewalt empfunden werde, wenn's nun durch die kalte Hand des Todes von allem, was ihm ähnlich und verwandt war, herzblutend losgetrennet wurde; daß uns überhaupt kein süßeres Andenken überleben könne, als die Erinnerung theilnehmender, menschenfreundlicher Gesinnungen, einer edlen Leutseligkeit, eines die Wahrheit mitfühlenden brüderlichen Charakters" — Da hat man keine Leichenreden nöthig, um Thränen zu wecken: sie fließen von selbst, diese Thränen, und ehren den Sarg und das Grab des Todten, und gewähren sanften Trost und Linderung für die, die sie weinen.

Die erste Trauerzeit, M. Z., die Sterbestunde selbst hat bei ihrer Rührung was Schreckliches und Betäubendes. Ein Freund, der in unsern Armen

erblaßt, dem nun mit einmal Blut und Athem und Herz und Lebensgeist stille steht: sein Auge starret, sein Ohr verstummet, er erkaltet, die Hand des Todes hat ihn berührt — das menschliche Wesen ist nicht Mensch mehr — das alles scheinet in den ersten Augenblicken so betäubend, daß es einem Traum, einem Wahn, einem leeren Schrecken ähnlich wird: wir glauben fest, es sey nicht möglich; der Körper müßte wieder erwarmen, die Seele wieder zurückkehren, das Herz wieder schlagen, das Auge wieder sich öffnen — wie? sollte es möglich seyn, daß der jetzt noch sprach, dachte, empfand, handelte, Mensch war, wie wir — es jetzt nicht mehr sey? daß sein Geist erloschen, oder unermeßliche Räume von ihm getrennt sey? Nein! seine Seele ist vielleicht noch in ihm, vielleicht noch um uns, höret uns, siehet uns, wird wieder sprechen, wieder zurückkehren! und — o daß sie's thäte! —

Indessen, M. Z., wenn sie's nun nicht thut; wenn die traurende, zurückgelass'ne Seele siehet, daß es nur ein Traum war, der täuschende Traum der Menschlichkeit und Liebe, das süße Phantom einer verworrenen Einbildung, und eines Herzens, das sich

gerne ſo täuſchen wollte: ſo fällt ſie natürlich in eine Art trauriger Schlafſucht, ſtummer, ermatteter, betäubter Trunkenheit, aus der ſie nun meiſtens eben die Stunde weckt, die Alles wieder weckt, die mit allem Traurenden und Grauſenden ans Herz tritt, die Stunde des Begräbniſſes, da ſchallen die Todtenglocken, die Stunde iſt da, wo auch der letzte Ueberreſt, das Bild der entſeelten Gebeine, von der Erde hinwegfällt! Die Todtenglocken ſchallen! die Stunde iſt da, wo wir zum letztenmal nicht mehr ihn, ſondern ſeinen Sarg, ſein enges, einſames Haus vor unſern Augen vorbeiwandeln ſehen, und ihm das letzte Lebewohl! ſagen ſollen: die Glocken ſchallen! wir gehen den letzten, traurigen, ſtillen Gang mit ihm, den er nicht mehr mit uns zurückgehen wird — die Stunde, M. Z., hat wieder ſo was Betäubendes und Dumpfes, daß ſie nicht wohl der hellen ruhigen Ueberlegung Raum läßt.

Aber wenn ſich nun wieder die Seele ſammelt: die traurigen Bilder rücken in einige Entfernung, daß das Auge Geſichtspunkt bekommt und ſie betrachten kann: die gütige Hand der Zeit hat einige Tropfen Linderung und Troſt in den Becher der

Traurigkeit geträufelt: die erſte Lebhaftigkeit der Empfindung wird ſchwächer, um Grab und Herz wird's gleichſam ſtiller — aber nun eben fühlen wir die wirkliche Leere und Verluſt, da wir erſt nur das Gewaltſame der Entreißung fühlten. Siehe da die leere Stätte, die leeren Kammern, wo er war! die Stellen, wo wir ihn ſahen! die Zeiten und Gelegenheiten in unſerm Leben, wo er uns am eindrücklichſten und theuerſten ward — und ſiehe da! die leere Todtenſtille um ſein Grab! er liegt und verweſet, und kein Laut tönt herüber aus ſeiner Gruft! Kein Laut, keine Nachricht aus jenem Reiche, wo er iſt, zu uns herüber, wo er war! Und wo iſt er? wer weiß, wo er iſt? wer iſt hinüber geweſen? wer iſt zurückgekommen, aus dem Lande, wo er iſt? vom dunkeln Geſtade der Ewigkeit! von jenem unbekannten Ufer, aus dem großen Ocean, den wir Alle überſchiffen müſſen, und den wir hier im Leben bloß durch den Sturm eines Schauders zu kennen ſcheinen, der uns ergreift, wenn wir daran gedenken. Hartes Schickſal! Dunkler, verborgner Gott, der Tod und Leben ſo getrennet, der ſo viel Wolken und Finſterniß jenſeit

des Grabes gelagert, der uns so wenig Aussichten in eine Welt gönnet, die doch auf uns wartet, in die so viele der Unsrigen gehen, gegangen sind und gehen werden! Dunkler, harter Gott, der menschliche Herzen hier bindet, so enge, so fest zusammen bindet, und Gesetze gemacht hat, die sie schnell trennen, blutig aus einander reißen, und zugleich alsdann einander so unzugangbar machen sollen, daß kein Traum, kein Bild, kein Wort, kein Seufzer aus jener Welt hinüber kommt, daß uns alles so still ist, als in Mitternacht, um's Grab der Verwesung, daß wir hier nur die leere Stelle sehen, und nicht weiter! — Laßt uns, M. Z., diesem Gedanken, er sey uns Zweifel, oder Frage, oder Bekümmerniß des Herzens, in dieser Stunde weiter nachhängen; laßt uns im Geist uns an das Grab des Verstorbnen setzen, und an demselben — wo alles so still ist, kein Laut! kein Wahrzeichen der Ewigkeit! — fragen: „Warum und wie ferne es an demselben so stille sey? Warum und wie ferne Gott uns so wenige Verboten unsers künftigen Zustandes gegeben? und ob wir deren nur wirklich wenige haben?" Wir ehren damit nicht nur

bloß das Andenken des Verſtorbenen, ſondern ſorgen auch für eine wichtige Wahrheit und Ueberzeugung unſerer Seele; ja vielleicht werden wir am Schluſſe Gott danken können für alles, was er uns geſagt — und was er uns verſchwiegen hat. Vater Unſer ꝛc.

Text: Römer 14, 7. 8. „Unſer keiner lebt ihm ſelber, und unſer keiner ſtirbt ihm ſelber. Leben wir, ſo leben wir dem Herrn; ſterben wir, ſo ſterben wir dem Herrn! Darum wir leben oder ſterben, ſo ſind wir des Herrn!“

Der Menſch, M. Z., traut ſich es wohl zu, daß er etwas mehr vom Tode und Zuſtande nach dem Tode wiſſen könne und dürfe, als er weiß, Er fühlt ſich doch als ein freies, thätiges, vernünftiges, beſonnenes Weſen, und im wichtigſten Schritte, wenn er aus der Welt, wenn er in eine andere Welt ſoll, iſt er nicht mehr frei, iſt er nicht mehr thätig und beſonnen. Er weiß nicht, wann ſein letz-

ter oder vorletzter Morgen anbricht; weiß nicht, wie nah er am Grabe und der Ewigkeit wandle; weiß nicht einmal, was Tod, was Ewigkeit ſey? eine höhere Macht, die er nicht vorausſehen, der er nicht widerſtreben, deren Hand er gar nicht einmal ſehen kann, iſt es, die ihn hinwegnimmt, und er weiß nicht, wann? wie? wohin? er muß folgen, und nur Werkzeug, nur Maſchine der höhern Macht ſeyn. — Wenn etwas der Freiheit der Vernunft, der Selbſtwirkſamkeit des Menſchen, allen ſeinen eingebildeten und wahren Vorzügen mit Eins entgegen zu ſeyn und ſie zu vernichten ſcheint, ſo iſt es dieß. Was hilft's denn, im Leben, über kleine Schritte und Bewegungen ſich ſo viele Mühe und Rathſchlagens und Ueberlegens und Kümmerns zu machen; ſich da mit Freiheit und Entſchließung und Tugend und Selbſtbeſtimmung ſo viel vorzuſpiegeln, und der einzige, ganze, große Schritt, der das Leben ſelbſt heißt, wie wir hineingekommen ſind? und wie wir hinaus müſſen? der Schritt, von dem doch alles Vorige abhängt, und ſich dagegen ins unendlich Kleine zu verlieren ſcheint — in dem Schritte ſind wir Unwiſſende! ſind wir Sklaven, wandelnde Schatten, die

durch die Flamme eines andern Lichts aufſchatten, und vorüber ſchatten, und nicht mehr da ſind! Träumer auf Erden, die ein mühſeliges Leben träumen, das ſie ſich nicht ſelbſt gegeben, und ſich zu erhalten nicht die mindeſte Macht haben! Tagelöhner in einem fremden Dienſte, die ſich nach dem Schatten umſehen, und darnach ſehnen, daß ihre Arbeit aus ſey. Die Tage verfliegen wie ein Wind, rollen herum, wie ein Weberſpuhl, und ſind vergangen, und unſere Augen kommen nicht wieder, zu ſehen das Gute, und kein lebendig Auge wird uns mehr ſehen. Wenn, M. A., dieſe Bilder von der Sklaverei und dem Nichts des menſchlichen Lebens irgendwo erhaben und rührend ausgedrückt werden, ſo iſt's im Buch Hiob: und wie viel rührender werden ſie, wenn wir die engern Bande des menſchlichen Lebens betrachten, die Beziehungen, in denen doch der Menſch Herr zu ſeyn glaubt; die Empfindungen, zu denen er doch beſtimmt zu ſeyn ſcheint, und die alle mit einander, Bande, Beziehungen, Empfindungen, Zwecke, damit nichts werden. Da ſtirbt eine Mutter, eben da ſie Mutter wird und zu ſeyn dachte, und es nicht ſeyn ſoll.

Der erſte Athemzug der Ihrigen, die durch ſie das Leben bekommen, wird ihr letzter, Leben und Licht der Welt zu verlaſſen; die Kinder, die von ihrem Herzen getrennt werden, ſind beſtimmt, auch ewig ihre Seelen zu trennen. — Die Mutter muß von der Welt, indem ſie ihre Lieblinge der Welt giebt — Kinder, in der Geburt ſchon ohne Mutter, Mutter ohne Kinder; alles verwaiſet, getrennt, zerriſſen! Das Schickſal ſcheint der Bande zu ſpotten, die es doch ſelbſt geknüpft; die Empfindungen zu höhnen, zu denen es doch den Menſchen ſelbſt beſtimmt hat. Er iſt da, ſich Freunde, Stand, Beruf, Geſchäfte, Gatten, Beſtimmungen zu wählen, muß Zwecke, Forderungen der Natur erfüllen, und iſt nie Herr darüber, wird nie darüber zu Rathe gezogen, wie lange er ſie erfüllen ſoll! muß fort, und alles verwaiſet hinter ſich laſſen — Herz von Herz geriſſen, Kinder, die ſich nicht an das Bild ihres Vaters erinnern ſollen, durch den ſie wurden, Wünſche, die nie erreicht, Hoffnungen, die nie befriedigt werden ſollen — der Menſch muß fort, und die Verweſung wird ſein Vater, die Aſche ſein Bruder und Schweſter — der fortgeriſſne Knecht ei-

nes höhern Herrn! der Ohnmächtige, der sich nicht selbst lebt, nicht selbst stirbt. Es scheint hart, es scheint gewaltsam!

Indessen, M. Z., wenn wir die ganze Ordnung der Natur Gottes betrachten, wo nichts hart und gewaltsam, wo nichts zu wenig und zu karg versagt, aber auch nichts zu viel und verschwendet ist, wo wir alles nach Schwachheiten und Bedürfnissen eingerichtet sehen, aber auch offenbar sehen, daß gewisse Lücken, Entbehrungen, Versagungen eben so gut Wohlthaten sind, als die Geschenke selbst: wenn wir im ganzen großen Reich der Natur sehen, daß kein Thier, kein Fisch, kein Vogel einen Trieb, eine Kraft, ein Werkzeug, eine Feder und Floßfeder weniger, aber auch keine mehr hat, als er braucht, so müssen wir schon von selbst auf die Vermuthung kommen, auch dem Menschen müsse diese und jene mehrere Erkenntniß, die ihm versagt ist, auch wirklich entweder unmöglich oder unnütz oder schädlich, kurz, seiner Natur zuwider seyn, eben weil ihm jedes, was ihm gegeben ist, bis auf Schwachheiten, bis auf Bedürfnisse so angemessen, so nothwendig und unentbehrlich ist,

daß er da ohne nicht seyn kann. Es müßte also, wenn wir darüber klagen, wenn wir uns solche Entäußerungen anmaßen, in uns ein Trug über unsere Stärke vorgehen: wir müßten uns so lange in diesem Irrthum der Erkenntniß oder der Leidenschaft für andre Wesen nehmen, als wir sind. Lasset uns, M. Z., dieser Spur nachfolgen, und wir werden wirklich Gott eben so sehr auch dafür zu preisen Ursache bekommen, was er uns versagt, als für das, was er uns gegeben hat.

Was sollte, M. Z., einem Vogel, der nicht bestimmt ist, in eine andere schönere Gegend zu wandern, der zu dieser Reise nicht Flug, Kräfte, Anlage hätte, was sollte dem es helfen, daß ihm ein Zug dahin, ein Blick dahin gegeben wäre? Er wäre ihm zu nichts, als zum Schaden gegeben! der arme Vogel würde unzufrieden zurückbleiben, oder, wenn er die Reise mit anträte, aber verschmachtete, ermattete, nur sein Grab finden, und nicht die fremde, ferne Gegend — der gütige, väterliche Gott hat ihm also den Zug, den Blick dahin versagt. Die Versagung ist eben so väterlich, als das Geschenk desselben dem andern Vogel, der hinzeucht, nie die Gegend gesehen,

nie davon gehört hat, aber ſtark und zutrauend auf die innere Stimme der Natur wandert, und die Gegend findet. Mit des Menſchen Vorausſicht über Tod und Leben iſt's eben ſo.

Was ſollte ihm die Kenntniß einer Zukunft helfen, wo die Zukunft doch nicht in ſeiner Macht wäre, wo er alſo die Kenntniß nicht brauchen könnte, wo ſie alſo wirklich ihm nur zur Verwirrung, zur Beunruhigung, zur Qual ſeyn müßte — — Glücklich alſo, daß ſie ihm verſagt iſt! Warum ſoll er für etwas Augen haben, wofür er keine Hände und Macht hat? Warum ſoll er dahin ſehen und dafür ſorgen ſollen, wo er ſich doch nicht ſelbſt führen kann? Er iſt da nicht ſein ſelbſt mehr — glücklich! da iſt er eines Herrn! eines weiſen, gütigen Herrn!

Laſſet uns, M. Z., die nähere Anwendung auf Tod und Leben des Menſchen machen, und die Sache wird augenſcheinlich. — So ſehr der Menſch ſich für einen Herrn, für den König der Schöpfung hält; ſo ſehr er's in gewiſſem Betracht iſt, ſo kann er's in Betracht des Todes und Lebens nie ſeyn. — Wiſſen wir, woher wir ſind? wie wir geworden ſind? wie

wir ſind, und in dieſem Augenblick leben und we-
ben? Nein! wir ſind durch eine fremde Macht;
wir fanden uns in der Welt, ohne daß uns Jemand
befrug, wie und warum er uns dahin ſetzte; wir ſind
alſo unwiſſende, unmündige Findlinge der Vorſehung;
wir leben nicht durch uns ſelbſt, ſondern durch
einen Herrn des Lebens aller Welt. Wiſſen
wir, wie wir leben? Kennen wir etwa unſere See-
le? — wiſſen es, wie ſie in Nervenſaft und Körper
wirkt? — weiß ich's, wie mein Gedanke meine Hand
bewegt? meine Leidenſchaft mein Blut empöret? wie
aus äußerlichen Regungen und Reizen die Flamme,
der Funke meines Gedankens wird? Nein! ſo ſehr ich
das Alles fühle und empfinde, ſo wenig begreife
ich's. Es iſt mir, auch dieſen Augenblick innig ge-
fühlt, ein Geheimniß. Ich denke, ich lebe und
webe, aber nicht durch mich; ich bin der Knecht eines
höhern Herrn, deſſen Macht ich in mir fühle, aber
nicht erkenne; ich lebe dem Herrn. Und wie?
wäre es alſo möglich, daß ich mir ſelbſt, und nicht
dieſem Herrn ſterben ſollte? Ich, der nicht weiß,
wie ich hieher gekommen bin, ſollte es wiſſen können,
wie, wann, wohin ich gehen müſſe? Ich, der

nicht weiß, wie meine Seele in meinem Nervenſaft, in meinem Körper wirkt, den Augenblick, da ich ſie wirkend fühle, ich ſollte es einſehen können, wann ſie zu wirken aufhören müſſe; wann die Zerrüttung dieſes Nervengebäudes von der Art iſt, daß nun die Künſtlerin mit den letzten Zuckungen ihr Gewebe verläßt und davon zeucht? Ich, der nicht befragt wurde, unter welchen Umſtänden, zu welchen Zwecken, in welche Lage ich hierher kam, ich kann und darf's auch nicht wiſſen, warum ich abgerufen werde, wohin ich wandre; nackt und unwiſſend bin ich aus Mutterleibe kommen, ſo muß ich auch wieder dahin fahren; der mich in die Welt brachte, muß mich auch wieder hinaus führen: Der Name des Herrn ſey gelobet!

Wir haben's zu einer andern Zeit geſehen, daß es ein Irrthum ſey, daß der Menſch, allgemein betrachtet, auf ein höheres Alter, auf ſiebenzig und achtzige rechnen dürfe. Das menſchliche Geſchlecht iſt ein großes Heer, wovon einzelne Theile und Schaaren auch einzeln in allen Jahreszeiten und Lebensaltern aufbrechen. Heere ſterben als Kinder, als Jünglinge, als Männer, und das ſind nicht etwa

Ausnahmen, verfehlte Abſichten Gottes, wie man das zuweilen ſo heißt, und nichts darunter verſteht; ſondern eben ſo gut, (das zeigt die große, immerwährende, beſtändig fortgehende Ordnung und Verhältniß dieſer Einrichtung,) ſo ganze und erreichte Zwecke Gottes in der Welt, als was uns nur immer alſo vorkommen möge. Das ganze Menſchengeſchlecht iſt eine große Schaar von Arbeitern, jeder zu ſeiner Stunde gerufen und abgerufen, jeder in ſeinem Tagewerk, mit ſeinen Kräften und ſeiner Sichel; dieſer mit großen Leidenſchaften, die aber bald ſeine Lebenslampe verzehren; jener zu einem längern Daſeyn beſtimmt, aber mit einer langſam brennenden oder gar düſtern Flamme; dieſer ein milder Sonnenſtrahl, jener ein vorübergehender Blitz in der Nacht; dieſer als Abzug, jener als Summe in die Rechnung gebracht; aber alle in Gottes Rechnung. Er braucht abgefallene Blüthen, früh abgerufene Kinderſeelen, reifende Jugendleben, Leben in der ſchönſten Blüthe der Hoffnung — denn er hat ſie alle mit Weisheit, Verhalt, Proportion und Regelmaße verordnet. Das ganze Geſchlecht iſt ein großes Gemälde aller Grade von Licht

und Schatten, und eben durch dieſe Grade wird die ſchöne Haltung des Ganzen. Nun ſage man, wer der Menſch iſt, der das Ganze überſehen könne, in das ſein Leben hingehöret? es wiſſe, zu welchen Zwecken er da ſey, und wie dieſe Zwecke zum ganzen Menſchengeſchlecht aller Orten und Zeiten ſich verhalten? und wie dieß Menſchengeſchlecht wieder ein Ring an einer höhern Kette, und an welchem Orte es dieſer Ring ſey — wer weiß das? und ohne dieß zu wiſſen, wer kann's fordern, ſeine Beſtimmung wiſſen zu wollen, die ja eben dieß Verhältniß iſt? und wenn man's nun wüßte, wenn uns ein Schickſal es offenbarte, uns unvollkommnen, nie etwas vollendenden Menſchen? — O Menſchen, welch ein Unglück! Du würdeſt ſehen, wie Du nur hingeſtellt biſt, hier ein Schatten, und zwar nur der kürzere Schatten zu ſeyn; anzufangen, aber nicht zu vollenden; zu leben, dich zu bemühen, zu ſorgen, und nicht zu erreichen. — Deine Vorfahren haben's eben ſo gemacht, haben geſtrebt, geſorgt, gemühet, angefangen, aber nicht vollendet — Du ſieheſt, Du ſollteſt es eben ſo thun; anfangen, nicht vollenden, von hinnen geh'n, und deine Arbeit,

wie deinen Körper, dem Staube, der Verweſung übergeantworten — das ſey deine Beſtimmung! das ſollteſt Du nun ſehen? deutlich ſehen? es den herrſchenden Gedanken deines Lebens ſeyn laſſen? — traurig herrſchender Gedanke! Wo würde nun noch dein Muth und deine Freudigkeit zu leben bleiben? wo würdeſt Du etwas anfangen wollen, was Du doch nicht vollenden kannſt? nicht vollenden ſollſt! was ſolch ein Ende nehmen ſoll! Wo würdeſt Du zu Wünſchen, zu Erwartungen Luſt haben, die jetzt den Reiz deines Lebens ausmachen, und die dann deine Qual ausmachen müßten, wenn Du es ewig empfändeſt, daß es bald verwelkte Wünſche, verwaiſte Hoffnungen, zerfallne Kränze und Blüthen ſeyn mußten. Die Zukunft verbitterte alſo die Gegenwart; der künftige Tod das gegenwärtige Leben; der bevorſtehende Mangel der Entbehrung, der Noth, der Krankheit, der Trennung, den gegenwärtigen Genuß der Freude, der Freundſchaft, der Liebe, der Wirkſamkeit, der Hoffnung. Du hätteſt die vorwiſſende Weisheit, oder vielmehr den Vorwitz eines Engels bei den ſchwachen Bedürfniſſen eines Menſchen, und wäreſt alſo gewiß unglücklich, ſo wie die

Welt Gottes keine Welt, und seine Absichten keine Absichten mehr bleiben; — alles verfiele! zerstäubte! ginge aus einander! aus dem jetzt froh irrenden, sorglos unwissenden Menschen würde ein trauriger Grübler der Zukunft! schwach und weise! vorwissend und unglückselig!

O Mensch! danke Gott für Alles, was er Dir gab, und was er Dir entzog, für jede mitgetheilte und versagte Kenntniß. Jetzt, da Du ein Mensch seyn, unvollkommene Wünsche haben, und unvollendete Absichten vor Dir hertreiben sollst, bist Du zu deinem Glück auch in deiner Voraussicht begränzt und unvollkommen, und so täuscht Dich die Hoffnung bis an den Rand deines Grabes. Die Einbildung wallet vor Dir hin, genießt, wo sie nicht mehr genießen soll; hoffet, selbst wo nicht mehr zu hoffen ist; sie scherzt, wie ein Lamm, beim Untergang der letzten Abendröthe, und weiß nicht, was der folgende Morgen ihr für ein Schicksal dräuet — was sollte es ihr auch helfen, wenn sie's wüßte? hat das Lamm Macht, dem Schlachtmesser, und der Mensch Macht, dem Tode zu entkommen? und wenn er's nicht hat, warum soll er ihn sehen? die Vorsehung

hat ihn alſo verborgen; ſie hat ſelbſt den Moder des Grabes mit Blumen beſtreuet; wir ſehen's nicht, bis wir hinein ſinken, und wenn wir hineingeſunken ſind, ſehen wir's noch weniger. Der ſchwache Menſch hat alſo nur unter dem gegenwärtigen Augenblick zu leiden; das Vergangene bringt bald die Zeit mit ihrem berauſchenden Tranke ihm aus der Seele; die Zukunft ſieht er nicht, täuſcht ſich damit, malt ſie ſich, wie er will. Er geht alſo ſo lange er geht, an der Hand Gottes durch die Welt, und wenn er nicht mehr gehen kann, wenn er dahin ſinkt — ſein Auge ſchwindet — die Kräfte ſeiner Seele verwirren ſich — er kann ſich ſelbſt nicht leiten — O, dann iſt er um ſo gewiſſer an der Hand Gottes. Der hat's eben ſo geordnet, daß ſich die Kräfte verdunkeln müſſen, um zu zeigen, daß der Menſch nun in ſeiner Macht ſey — todt, wie ſchlafend; — wer würde, wenn er vom Schlaf nichts wüßte, ihn errathen? ihn ahnen? wer nicht vor ihm, als einem wahren Tode, erſchrecken? Und ſehet, der Menſch iſt auf ſo wunderbare Weiſe in der Hand Gottes. Er ſchläft ein, ſich unbewußt erſtatten ſich ſeine Kräfte, verjüngt ſich ſeine Natur; er

wacht auf, neugeboren, und weiß nicht, wie ihm geſchah. Wie der Schlaf, ſo der Tod! Eben dieſelben Zeichen, eben dieſelbe Sicherheit und Abzweckung — Leben wir, ſo leben wir dem Herrn! ſterben wir, ſo müſſen wir ihm gewiß ſterben.

Und wenn ſich nun wirklich väterliche Abſichten Gottes dabei zeigen, daß uns unſer Tod vorher unter der Decke der Zukunft verhüllt iſt: ſo ſind es eben dieſe Abſichten, die uns die Ausſicht übers Grab, in jene Welt hinüber ſo abkürzen und verdunkeln — Laſſet uns ſehen:

Nicht bloß aus Neugierde wünſcht ſich der Menſch ſo oft Blicke in jene Welt; nicht bloß aus Neugierde klagt er, daß dieſe Ausſichten ihm ſo abgekürzt werden, ſondern auch oft aus edlern Gründen, wenn ihn hie und da Zweifel quälen, wenn er ſo oft das Nichts des menſchlichen Lebens fühlet, und ſich ſo gern einen Blick auf das Vaterland wünſcht, dem er zueilet, und ſich faſt ermattend ſiehet — am meiſten aber, wenn Leidenſchaft die Aufmerkſamkeit ſeiner Seele ganz dahin richtet und ſammelt: er hat Einige vorausge-

ſchickt, die ihm am liebſten auf der Welt waren — er möchte ſo gern bei ihnen ſeyn, noch mit ihnen Herz und Welt und Zuſtand theilen — ſie ſind aber nicht mehr! ſie ſind ſo fern! in einem ſo dunkeln Lande! ach Gott! wo ſie ſind? wenn man doch noch jetzt etwas von ihrem Zuſtande wiſſen? daran Theil nehmen? ſich doch nur ein rechtes Bild davon machen könnte? — Warum hat Gott uns denn ſo wenig entdecket? Tod und Leben ſo fern getrennt? — Am Grabe alles ſo ſtill und öde gelaſſen, und weht keinen Laut herüber vom Ufer der Ewigkeit! — Ich hab' es zu andrer Zeit gezeiget, daß auch unſere Offenbarung ſich durchaus nicht damit beſchäftigt, uns mehr-materielle Aufſchlüſſe, Romane der Ewigkeit für unſere Neugierde zu geben —Sie giebt bloß Bilder dieſer Erde, ihrer Länder und Zeiten, ſie veredelt und verſchönert bloß den Menſchen, ſie macht unſere Hoffnung gewiſſer, unſere Erwartung und Tugend edler, nicht aber unſre Einbildung zufrieden — Warum ſind wir alſo in der Einöde?

Wieder, M. Z., weil die Entdeckung eines Mehrern, geſetzt, daß ſie auch möglich wäre, uns gewiß

nicht nutzbar, ſondern gewiß ſchädlich ſeyn würde. Gott hat ſie uns alſo entzogen. Was hat man nicht für Beiſpiele gehabt, daß oft ein Traum, ein Wahn, eine Entzückung, ein Schatte, Himmel! — was für ganze Umwälzungen und Verwirrungen, und ewig bleibende Eindrücke auf eine menſchliche Seele gemacht, der ſie begegnet ſind! Das Bild, das Schreckbild, der Wahn, der Schatten begleitete ſie immer, verwirrte ihren ganzen Plan des Lebens, ſtörte ihr ganzes menſchliches Daſeyn. Wahnbilder ſolcher Art, ſie haben die Sitten, den Geiſt, die Moral ganzer Völker und Jahrhunderte verrücken können! Der Menſch, das ſchwache, furchtſame, abergläubige Geſchöpf! er hat faſt zu nichts in der Welt eine ſolche Mildheit, Ergiebigkeit und Weiche der Seele, als Eindrücke des Außerordentlichen, des Furchtbar- oder Dunkelunermeßlichen, des Schauers, der Ewigkeit einzunehmen und aufzubehalten — welche Störung alſo, welche Verwirrung im Plane ſeines Daſeyns! Er würde nicht mehr in dieſer Welt ſeyn wollen, für die er geſchaffen iſt, ſondern in einer andern, die ihm noch bevorſteht! ſeine anderweitige, ganz verſchiedene, hö-

here Beſtimmung würde ihm hier ſeine Geſchäfte am Staube der Erde, ſeine kleinen Freuden, und ſeine unvollkommene Tugend, ſeine elenden Hoffnungen und ſchwachen Ereiferungen — wie verekeln! wie verbittern! er würde in dem Tagewerk ermatten, das doch einmal hier ſeine Pflicht iſt, und ſeine ganze Luſt, Fleiß, Munterkeit, Beſchäftigung fordert — die Grenzen der Welt ſchwömmen und verlören ſich in und mit einander — die Erde bekäme Geiſterſeher, Engel, Himmliſche — und verlöre, die ſie noch braucht, Erdbewohner, Sterbliche, Menſchen, Menſchen voll Wahn und Hoffnung, für Erdenfreuden gebaut, und zu Erdengeſchäften beſtimmt, Tugendhafte, aber auf der erſten Stufe der Tugend — die Erde verlöre ſie, und der Himmel erhielte nichts. Er verlöre diejenigen, die ſich durch Erdentugend auf ihn zubereiten ſollten. Die Unterthanen Gottes in zwei ſo verſchiedenen, und auf einander geordneten Reihen würden verwirret; die Abſichten Gottes verwirret — wohl alſo! es hängt ein Vorhang, den wir oft noch nicht ſehen, wenn wir daran ſind. Der Vorhang fällt, und ſchließt ſich wieder: Wir ſind weg! wir ſind in

der Ewigkeit! Kein Auge hat's geſehen, kein Ohr hat's gehöret! es iſt in keines Menſchen Herz kommen, was Gott bereitet hat. Er hat's aber bereitet; Wir ſterben dem Herrn!

Und wenn wir uns nun die menſchlichen Empfindungen hinzudenken, mit welchen wir uns, was dort vorgeht, fühlen müßten; das menſchliche noch ſchwache, noch ſo fühlbare Herz, mit welchem wir an dem Schickſal der Unſrigen in der Ewigkeit Antheil nehmen müßten! Wir ſähen die Klüfte des Todes, die Ergängniſſe, die ihnen dort bevorſtehen — wie? wenn ſie noch zu leiden hätten? noch Reue, noch Schmerzen über das Leben ausgeſetzt wären? wir ſähen ihr Leiden — welche menſchliche Seele könnte es ertragen? welches Herz? — und wie ſtark müßte es nicht Theil nehmen! würde es nicht über der Theilnehmung den Genuß und Gebrauch ſeines Lebens verlieren! und dem dahin Geopferten, was würde ihm die Theilnehmung helfen? alle Mühung und Gram helfen, der hier unſer Leben um ihn verzehrte? — Glücklich alſo, ſie ſind von uns, ſie ſind in der Hand Gottes. Oder wir ſähen ihre Scenen der Freude, fühlten ſie

mit,

mit, jauchzten, ſie mit ihnen zu genießen — wie läſtig und ekel würde uns hier das Zurückbleiben am Staube der Erde werden? und ſo würden die wieder ohne uns, ohne unſere Seele und Muth und Luſt zu leben, zurückbleiben, mit denen wir hier leben ſollen, und die Abſichten Gottes vereitelt werden. Ach, und überhaupt, M. Z., welche Forderung iſt's, Augen für die dunkeln Fernen der Ewigkeit haben zu wollen, da wir ſie kaum für die nahe liegende Zeit ſcharf genug haben! Unſre Natur iſt von Fleiſch und Blut, wie iſt ſie im Stande, die Gerichte der Ewigkeit zu ertragen? die Beſtimmungen derer zu wiſſen, die nicht mehr Fleiſch und Blut ſind, die vielleicht nichts mehr mit uns gemein haben, die nun zu ganz andern höhern Abſichten Gottes dienen, zu denen uns ganz der Sinn, der Begriff fehlt? Wir, denen das enge Reich Gottes, das vor uns liegt, zu groß, zu unendlich iſt, wir ſollten von einem Reiche Begriffe haben können, das von dieſem ſo unendlich verſchieden ſeyn muß, und auf dieſe Forderungen unſre Zweifel, unſre Wünſche bauen? Nimmermehr! ſobald ein Todter ſtirbt, hört ſein Schauſpiel für

uns auf; die blasse Decke des Todes fällt über seine Glieder! sein Auge schließt sich seinen Freunden, zum Kennzeichen, daß diese Freunde nicht mehr für ihn sind. Sein Ohr verstummet ihren Klagen, zum Zeichen, daß diese Klagen ihm nun nicht mehr nachfolgen sollen. Es fangen Empfindungen beim Anblick des Leichnams an, die nicht mehr zu ihm rufen, die von ihm entfernen, zum Zeichen, daß er jetzt unter dem Gesetz eines Wesens sey, das diese widrigen Empfindungen nicht kennet! sein Geist, der Funke, der ihn zum empfindenden Menschen machte, ist weg, und die Hand des Zergliederers findet keine Spur, keinen kleinen fliehenden Nachrest desselben. Selbst das Bild des Menschen schwindet in Kurzem vom blassen Angesicht; er verwesel: er will zur Erde; er will vom Anblick weg, in eine dunkle Ruhestätte! und hat er die gefunden, o! da ist er gleichsam heilig! keine Klage und kein Lob und keine Nachforschung soll ihn mehr stören! Er liegt, und ist des Herrn! und über und um ihn ist Stille! Kein Schatte, keine Erscheinung! wir haben Aussichten genug zur Unsterblichkeit, zur Ewigkeit, aber nicht bei den Todtengrüften und dür-

ren Gebeinen. Nicht schrecklich, nicht gräßlich — sie sind heiter und schön, wie die Aussicht in die ganze große Welt Gottes. Lasset uns also die Dämmerung des Grabes, wo nichts weiter zu lernen ist, verlassen, und gen Himmel sehen, und andere Aussichten auf unser künftiges Daseyn suchen!

Mir scheint es überhaupt, M. Z., fremder, Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, für unsere Fortdauer nach dem Tode zu fordern und geben zu sollen; als nicht vielmehr erst die Sterblichkeit, die Vernichtung unsers Wesens erklären zu dürfen. Wenn ein anderes vernünftiges Wesen einen menschlichen Leichnam fände, und den ganzen Wunderbau desselben auch nur von außen ohne Wirksamkeit betrachtete — es sähe, dieß so künstlich gebildete Antlitz, dieß verschlossene Auge, dieß gebildete Ohr, diese Hände, diese Gliedmaßen — wenn das betrachtende Geschöpf den mindesten Grad Vernunft, das ist, Betrachtung hat, so würde es schon schließen müssen, der Leichnam muß zu Ab-

sichten dagewesen, diese so verschiedene, vielfache und vielfach zusammengeordnete Bildung kann nicht umsonst so zusammen gekommen, dieser Wunderbau muß kurz! eine Maschine, ein Werkzeug, ein Instrument eines andern verständigen Wesens gewesen seyn, das es so, und nicht anders wozu nöthig hatte, jetzt nicht mehr nöthig haben muß, und die Maschine zerfallen läßt. Das betrachtende Wesen sähe nun ferner auch den innern Bau der kunstreichen Maschine, hätte durchdringenden Blick, die ganze Organisation jedes kleinen Theiles zu sehen — sähe endlich wirklich eine andere dergleichen Maschine noch im Leben, in Wirksamkeit: sähe nun, wie alle vorigen Theile zu so vielfachem tausendfältigen Gebrauche sind: sähe, wie alles in diesem Körper wirkt und hält, reitzt und fühlt, schlägt und treibt, und alles so unendlich klein zusammengefüget worden, so zu wirken und zu halten, zu reitzen und zu fühlen, zu schlagen und zu treiben — sähe nun das Wunderauge wirklich sehend, das Wunderohr hörend, das Herz schlagend — kurz! sähe, was wir alle Augenblicke fühlen und wissen: würde es wohl einen Moment darüber zweifelhaft seyn, daß

das alles mit Zwecken und Abſichten da ſey! daß dieſe Abſichten alle auf Leben, auf Empfindung, auf Anwendung, auf Gebrauch gehen! daß das Auge ausdrücklich für etwas Sehendes; das Ohr für etwas Hörendes, der ganze Körper für etwas ſehr fein und vielfach Empfindendes gemacht ſey! dazu bloß Maſchine, Inſtrument, Werkzeug, Mittelurſache ſey — und wenn's nun zum vorigen Leichname hinzutritt, was würde es ſchließen? daß dieß empfindende, hörende, ſehende, innere Weſen zerſtöret ſey? welch ein Sprung! welch eine ungereimte Folge! — nein, daß die Maſchine dieſes Empfindenden zerſtöret ſey, daß in ihr etwas verletzt, ſchadhaft geworden, wodurch das Ganze des Gebrauchs zerrüttet worden; der Künſtler habe ſie alſo vielleicht hingeworfen, weil er ſie nicht brauchen konnte, ſich ihrer entübriget — das könnte er etwa ſchließen! das ſiehet er etwa! Aber, daß, weil die Maſchine ſchadhaft geworden, auch der ſie brauchende Künſtler verloren und umgekommen ſey — wo iſt hiezu der mindeſte Grund vorhanden? wer macht irgend bei einem Vorfall der Erde im mindeſten den ähnlichen Schluß?

Und das, M. Z., ist doch nur der Tod: nichts in der Welt mehr; daß jetzt das Nervengebäude in Unordnung geräth, jetzt das Herz nicht mehr schlägt, — jetzt einige Blutkügelchen stille stehen — ist nichts, als eine gehemmte Bewegung, eine zerstörte Ordnung in derselben Maschine — Kein Theil wird übrigens zu nichts! kein Staubkorn verschwindet. Nichts wird im mindesten seinem Gesetze entzogen! Alles bleibt nicht bloß in der Schöpfung, sondern auch unter denselben körperlichen Gesetzen in der Schöpfung, nach denen es im Körper wirkte; nur in diesem Körper, in diesem organischen Kunstgebäude wirkt es nicht mehr, weil es zerrüttet ist — folgt daraus wohl der mindeste Begriff von Zernichtung, von Zerstörung? Man siehet, bloß ein Schein, eine kleine Zusammensetzung wird aufgehoben; alles Zusammengesetzte bleibt, der Körper, der nun frei ist, giebt sich allen seinen Elementen wieder; wie? und das Wesen sollte nicht bleiben, dem zu Gute eigentlich der Körper zusammengesetzt war, das denselben belebte, das mit einer Art von Allmacht und Allgegenwart in demselben gegenwärtig und wirksam war, das ihn allein zu-

ſammen hielt, lenkte, ihm Zweck gab, eigentlich das einzige Wirkliche war, was ſich des Körpers bloß bediente? — Jeder ſeiner unedelſten Theile des Werkzeugs ſollte bleiben, und dieſer innere Künſtler, dieſer Schöpfer, dieſer kleine unbekannte Gott ſollte nicht bleiben? und warum nicht bleiben? weil ſein Werkzeug ſchadhaft iſt — wie unſinnig und grundlos iſt die Folge!

„Aber wir ſehen ihn ja nicht, den Künſtler, wenn er ſein Gebäude verläßt, wenn er hinwegzeucht?“ Und konnteſt du ihn denn, o Menſch, ſehen? Konnteſt du dir ein Bild von ihm machen, ſelbſt, da er in dir war, ſelbſt da du ihn empfandeſt? Siehe, den Augenblick fühleſt du dich doch, daß du denkeſt, daß du eine Seele haſt! Du fühlſt es innig, bei dir ſelbſt gegenwärtig, aber nun, was iſt dein Gedanke? was iſt deine Seele? Licht? Flamme? Feuer? Luft? Athemzug? — nichts von dem allen! du findeſt ihr nichts Aehnliches in der Natur! deine Seele hat von ihr kein Bild, die Sprache kein Wort! Sie höhnt, ſie ſpottet aller körperlichen Dinge und Gleichungen! ſie ſpottet des Raums, der Zeit, der Entfernung, der Ge-

ſtalt! iſt in dieſem Augenblick über Sternen und Sonnen, und dieſen Augenblick wieder in ſich ſelbſt; will jetzt etwas, gedenkt jetzt etwas, und uns unbewußt iſt ihre Gedankenkraft ſchon im Arme, ſie greift, ſie handelt, ohne Zeitverluſt, ohne Zwiſchenraum. Jetzt empört ſich in ihr eine Leidenſchaft, ein heißer Wunſch, eine Begierde; und das ganze Meer der Säfte des Körpers iſt im Aufruhr; das Herz ſchlägt, das Blut wallet, die Adern pochen, die Nerven ſtrengen ſich an; überall iſt der Gedanke der Seele. Jetzt ruft ſie ſich Bilder der Abweſenheit, des Vergangenen, des Todes, der Ewigkeit hervor, ſchafft ſich gleichſam eine Gegenwart aus dem Nichts! denket ſich, was ſie nie geſehen, Engel, Geiſter, Weſen, ſie denket ſich Gott — was iſt das nun, was in ihr denket? Licht? Flamme? Athemzug? — O Thor! und du willſt, was in der Empfindung ſelbſt nichts Aehnliches, kein Bild, keinen Begriff hat, das willſt du, wenn's außer deiner Empfindung iſt, ſehen? meſſen? verfolgen? du willſt, wie ein Kind, den Schatten an der Wand greifen, und wenn du ihn nicht greifen kannſt, gar wider allen

Augenſchein läugnen, daß ein Schatte ſey? Ja noch mehr: du willſt aus einer Urſache läugnen, von der du es dir ſelbſt offenbar und unzweifelhaft erklären kannſt, daß es keine Urſache ſey? Sehet, M. Z., ſo ſind die Schlüſſe gegen die Unſterblichkeit der Seele!

Nein, Seele in mir, ich kenne dich nicht, aber ich fühle dich unſterblich! ich fühle es, daß du edler biſt als alles, was ich zu meinem Körper rechne; das kommt und ſchwindet, und iſt nur dein Werkzeug, das mit dir nichts Aehnliches hat. Aber du biſt die Bewohnerin, die Künſtlerin, die Herrſcherin, der Strahl der Gottheit in dieſem Tempel! Du biſt's, für die das Ohr gebaut iſt, daß es höre; das Auge gebaut iſt, daß es ſehe — doch nein! Ohr, Auge, höret's, ſiehet's nicht — Du biſt's, die dadurch höret, dadurch ſiehet, dieſe Hand reget, dieſen Gedanken in mir denkt, und kann nun kein Saft meines Auges, kein Stäubchen meines Ohres verſchwinden — großes Weſen in mir! mächtige Abſicht Gottes! wie ſollteſt du verſchwinden können, für die das alles da iſt? die das alles beherrſchet! die ſich in ſich ſelbſt, und in der gan-

zen Schöpfung und in dem Gott ſpiegelt, der die ganze Schöpfung ſchuf! — O Seele, ſo wahr als ich bin! ſo wahr ich dich fühle, fühle ich dich unſterblich, göttlich, ewig.

Und, M. Z., wenn ſchon dieſe äußeren Beſchaffenheiten und Vergleichungen, dieſe Außengeſtalt der Seele ſo viel ſaget — ihre innere Beſchaffenheit, ihr Weſen, jede ihrer Kräfte, Anlagen, Wünſche, Wirkſamkeiten — wie viel ſagen die? keines kennet ein Ende, eine Gränze, einen Tod. Jedwedes, auch die mißbrauchteſte Kraft, die ungebildetſte Anlage, der irrendſte Wunſch geht mit Ewigkeit ſchwanger, hat den Keim des Unermeßlichen in ſich, iſt alſo, (oder Gottheit, Vernunft, Abſicht müßte trügen!) ein ſicherer Ahnungsbote der Unſterblichkeit: ſicherer als eine Erſcheinung von außen ſeyn kann, denn es iſt Geſetz der Natur, Abſicht Gottes, Weſen der Seele.

Ich brauche es keinem zu beweiſen, daß das Weſen des menſchlichen Daſeyns Leben ſey, und daß das Weſen dieſes Lebens ſey, immerfort zu leben, weiter hin zu ſtreben, auf einen gewiſſen weitern

Punkt des Guten, des Behaglichen, des Vollkommenen hinzurücken. Jede unſerer Empfindungen muß uns das ſagen! und jeder unſrer Gedanken, Wünſche, Entſchlüſſe, Handlungen, Erwartungen iſt nur eine Erſcheinung, ein Zeichen, eine Geſtalt dieſes Weſens, dieſer fortgehenden Empfindung. Sobald der Menſch nicht mehr lebt, ſo iſt's für ihn, als wenn er gar nicht wäre, und wenn er dieſen Augenblick lebt, und den folgenden nicht mehr leben ſoll, ſo iſt er den jetzigen nicht mehr, er verliert ſchon den Genuß ſeines Daſeyns; er würde Angſt und Marter fühlen, die ärger als der Tod wäre — aber, M. Z., er kann's nicht einmal fühlen, er kann ſich dieſen Zuſtand nicht einmal denken — die menſchliche Seele hat vom Nichtſeyn keinen Begriff. Wenn ſie iſt, ſo lebt ſie; das heißt, ſie ſtrebet, ſie denket, ſie wünſcht, ſie wirkt auf die Zukunft; ſie hat immer den Plan des Fortgehenden, des Ewigen dunkel im Sinne, auf den ſie arbeitet! ſie kennt kein Ende, keine Gränze, keinen Tod.

Und da dieß nun nicht etwa bloß einigen vorzüglichen menſchlichen Seelen, ſondern allen, allen

zukommt; da keine Handlung, kein Augenblick in ihr, kein Gedanke, kein Wunsch gedacht werden kann, ohne dieß Gesetz des Fortlebens, des Fortstrebens, der Wirkung auf ein Mehreres, Weiteres, Vollkommeneres hinaus: da die dunkelste und hellste Seele, der größte Thor und der erhabenste Weise, der edle Gute, und der sündigende Bösewicht im Wesen dieses Zustandes ganz dieselben sind, nur daß sie sich in der Art der Ausführung, der Mittel, der Zwecke so sehr unterscheiden: da das ganze menschliche Leben, Wesen, Daseyn, und also die Absicht Gottes bei diesem Daseyn im Innern ganz darauf beruhet — M. Z., die offenbare Absicht Gottes in einem Gesetze der Schöpfung trügt niemals. Es sind Worte des Unsinns, daß Gott uns, daß Gott ein Geschöpf täuschen sollte, dem seine Absicht als Zweck der Natur so offenbar vorliegt. Gott täuscht den Vogel nicht, dem er einen Zug in ein fernes Land gegeben hat, das derselbe noch nicht gesehen: der Vogel folgt sicher dem Zuge, findet das ferne Land, und alles, was er bedarf, entrinnet der Gefahr, und kommt glücklich wieder. Gott täuscht die Seele nicht, daß das Auge zu sehen, das Ohr zu hören

gemacht ſey: ſie ſieht und hört unmittelbar durch daſſelbe, und bekommt Begriffe, Bilder, Töne und wird Seele. Gott täuſcht alſo auch die Seele nicht, der er ein Weſen gegeben hat, ſich fortzudenken, weiter hinzuſtreben, immer zu wollen, zu wünſchen, zu verlangen, zu handeln, keine Gränze zu kennen, zu leben. Ihr ganzes Weſen iſt darauf gebaut: darauf beziehen ſich alle ihre Kräfte, Bemühungen, Beſtrebungen, Tugend: ſie hat ja alle dieſe nicht von ſich: und wo göttliche Kraft iſt, iſt ja göttliche Abſicht — ſo ſicher und gewiß, als der Zug jenes Vogels, als jene Sehkraft der Seele, ſo ſicher und gewiß iſt ihre Schöpfung, ihr Gang ins Unendliche, in das Ewige, ins Unermeßliche der Kette der Vollkommenheit hinaus.

Und daß der Menſch nun hier in dieſem Erdenzuſtande dieſe Vollkommenheit nichts minder als erreiche — ach Gott! wem darf das noch geſagt werden? wer iſt nicht, der das jeden Augenblick ſeines Lebens fühle? Wo iſt unſere Wahrheit? unſere Tugend? unſere Güte des Herzens? unſere Beſtrebſamkeit zum Beſten der Welt? die Wahrheit

— welch ein dunkler Schein! ein Sonnenstrahl, der durch Nebel bricht, eine düstere Lampe voll Irrthümer, Zweifel und Bekümmernisse der Seele. Unsere Tugend, wie arm! wie unvollkommen! selbst die sorgsamsten und sogenannten besten Handlungen oft an welchen Fäden, an welche Beweggründe geknüpft! Die Säfte unsers Herzens, die alles durchwallen, wie unlauter, wie grob, wie irdischer Natur! Unsere besten Bestrebungen, wie nichtig! wie kurz fallend! Eine schwache Woge, die vielleicht noch zwei andere noch schwächere Wogen fortreißt, und zerronnen ist! Der Strom der Zeit reißt uns fort, reißt alles Unsrige fort, und nichts ist mehr übrig! Wir fangen an zu bauen, enden nicht, müssen fort, der Nachkommende baut auf unsern Trümmern, endet auch nicht, muß fort — alles ist unvollkommen! endlich! nichtig! — Und doch ist etwas Wirkliches in dem Traum! doch ist immer unläugbare Absicht und Anlage Gottes unter alle dem Nichtigen! Und eben der Mensch ist doch das einzige, das edlere Geschöpf, das sich diese Absichten Gottes erhellen, sich dieser Anlage vergewissern, sich diesen Traum von Vollkommenheit zu ei-

ner Beſinnung, zu einer erwachenden Offenbarung machen kann, wie es kein Thier kann! Und wiederum iſt doch der Menſch das einzige Geſchöpf, das in dieſem Plan, in dieſem wachenden Traume, der Vollkommenheit am wenigſten vollendet, am meiſten rückbleibt! Jedes Thier hat bei ſeinem engern Kreiſe, bei ſeinem einförmigern Geſchäfte einen weit feſtern Plan, der ihm eingedrückt iſt: es erreicht denſelben ohne Hülfe und Lehre, bis auf alle augenſcheinliche Vollkommenheit. — Das Gebäude der Biene, und das Gewebe des Seidenwurms iſt ein weit vollendeteres Kunſtwerk, als alle Zwecke eines menſchlichen Lebens, mit denen Jeder in ſeiner Art unvollendet ſtirbt. Was iſt das alſo alles anders, als der Menſch iſt gleichſam die Brechung von Tönen; er iſt das kühne Ufer zwiſchen See und Land, das gewagte Mittelgeſchöpf zwiſchen Engel und Thier. Er hat auf der einen Seite ſo viel hinter ſich, in ſich ſo viel Anlage, und ſo wenig Vollendung, ſo viel Keim von Kräften, und ſo wenig Frucht der Vollkommenheit, daß er gewiß, ganz gewiß noch weit mehr und höhere Weſen vor ſich hat. Und da iſt

nicht Vermuthung, nicht Traum, nicht ſüßer Wahn: ſondern ſo wie bei einem Gemälde, dem Werke eines unvollkommenen Künſtlers, es gar kein Zweifel iſt, daß, wo ſich die Schatten brechen, Licht folgen müſſe; ſo wie bei einem Tonſtück, dem Werke eines unvollkommenen Künſtlers, es gar kein Zweifel iſt, daß, wo ſich die Töne am kühnſten brechen, Auflöſung und Wohllaut folgen müſſe; die horchende Seele ahnet's, hoffet's, erfährt's: ei, M. Z., bei dem großen unendlichen Kunſtwerke des vollkommenſten Schöpfers, wo ſo viel Anlage und Abſicht und Schönheit und Vollkommenheit uns überall von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erde vorleuchtet; wo jedes kleinſte, und jedes größte die Weisheit, Vollkommenheit und Güte Gottes verkündigt; wo der Menſch im Körperlichen der herrlichſte Inbegriff göttlicher Zwecke, und in ſeiner Seele das ſchönſte Saamenfeld großer und reicher Anlagen iſt, die hier nur nicht zur Reife kommen. — Ein Engel im ſterblichen Gewande! ein großer prächtiger Gedanke Gottes in einer Hütte von Staub

und

und Schwachheit; ſollte da der mindeſte Zweifel über Fortdauer und Fortgang übrig bleiben können?

Nein, o Gott! wenn ich deine große und ſchöne Natur ſehe, voll Gedanken und Anlagen und Abſichten und Weisheit der Ausführung! — dieſe Blume, die hier blüht und erſt im Saamen erſtorben lag; dieſen Frühling, der jetzt rings um ſo vielfach aufſteht, und vor wenigen Wochen unter Schnee und Eis begraben lag; den Vogel, der jetzt ſo munter ſingt, und bald in ein ander Land ziehen wird; die Sonne, die ſo angenehm untergeht, um mit friſchem Strahl für eine andere Welt aufzugehen — nein, mein Gott! auch der Saame in mir, der edelſte, wirklichſte, weſentlichſte, göttliche Saame, von Weisheit, Tugend, Wirkſamkeit und Güte kann nicht erſterben: die Blüthe in mir, die edelſte göttlichſte Blüthe kann nicht umkommen! Der ganze Frühling iſt mir ein Bild der Unſterblichkeit, der Schönheit, der Auferſtehung, und mein Zug dahin iſt vor dem Herrn der Natur eben ſo untrüglich, als der Zug des wandernden Vogels, der Gang der unter-

gehenden Sonne. Ich ſehe es um mich, ich fühle es in mir, daß auch die Abſichten in meinem Weſen zur Wirklichkeit kommen müſſen, daß die Seele, die über Sterne und Sonnen fliegt, und am Staube der Erde klebt, einſt freiere Flügel, höhern Aufſchwung bekommen, daß die Tugend, die Gott gleicht, und am Staube der Erde erliegt, einſt mehrere Kraft und Wirkſamkeit erhalten, in einer höhern Sphäre wirken, dem Zwecke näher kommen, zu größern Abſichten des Herrn der Schöpfung dienen müſſe, als ſie hier dienen kann, und doch immer Anlage fühlt, weiter, höher hinauf dienen zu ſollen. Und o Gott, wenn ich alsdann in einer beſtirnten Nacht deine Himmel anſchaue, wie groß deine Schöpfung, deine Welt, dein Reich ſey, wie viel Gegenden und Räume Du zu verſorgen, Du mir aufzuklären, Du mich mit ihnen zu belohnen haſt! Mein Gott! wenn ich deinen Sternenhimmel anſehe, die Monde, die Sonnen, die Du gemacht haſt, die große Einheit der Natur! voll unendlichen Plans, und Abſichten und Stufen und Zuſammenhangs! „O Gott! was iſt in dieſem großen Reiche „der Menſch, daß Du ſein gedenkeſt! ein Kind der

„Erde, daß Du ihn so geadelt hast! Du lässest ihn „hier eine kleine Zeit verlassen, in Dämmerung, in „Prüfung seyn — mit welcher Ehre und Hoheit hast „Du ihn zu krönen!“ Er ist hier im Mittelstande der Prüfung, des Knotens — hinter dem Knoten nähert sich Auflösung! hinter der Prüfung ist Belohnung. Leben wir, so leben wir dem Herrn! sterben wir, so sterben wir dem Herrn! Darum wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn!

Gebet

am Grabmahle

Ihro Erlauchten

der

weil. regierenden Gräfin von Schaumburg
Lippe u. ſ. w.

Maria Barbara Eleonora

gebornen Gräfin und Edlen Frauen zur Lippe
und Sternberg u. ſ. w.

Gehalten

zum Baum

den 7. September 1776.

Herr über Leben und Tod, gütiger Vater der Menschen! hier, an den Gebeinen unſrer theuren erblichenen Landesmutter, als an einem Altar deiner Güte, beten wir Dich an! danken Dir, daß Du ſie, ein Unterpfand deiner Liebe, uns gabſt und zur Glückſeligkeit ihres Gemahls, zur edelſten Freude der Ihren, zum Wohl und Segen dieſes Landes ſo lange ließeſt. Ja, o Gott, das Beſte, womit Du ein Land vermagſt zu ſegnen, iſt das Vorbild und die Wirkſamkeit guter und großer Menſchen. Ihre Gegenwart iſt mehr als Korn und Moſt's die Fülle: ſie ſind Du ſelbſt, gütiger Vater, wie Du Dich Menſchen in Menſchengeſtalt am ſtilleſten, ſeelenvollſten,

tiefſten beweiſeſt. Segen iſt ihre Gegenwart: ihr Gebet, ihr Thun und Wohlthun Arznei und Segen bis in die entfernte Nachwelt, wo ſie noch fortwirken, wenn ſie längſt nicht mehr da ſind. — Und, o Gott, mit welcher Fülle von Dankbarkeit haben wir dann an den Füßen dieſes heiligen Leichnams zu danken für die edle Seele, die ihn belebte! Dir dankt ein Gemahl, der ihren Werth ſo tief kannte, und fühlte, an deß Seite und unter deſſen Lehren der Weisheit ſie als eine Blume der Tugend zum Himmel blühte. Mit wie richtigem Blick unterſchied ſie Recht und Unrecht, das Wahre und Falſche, überall, in allen Formen und Geſtalten, um nur das Gute zu koſten; ſich wie ein Engel des Himmels nur am Reinen und Unſchuldigen zu erfreuen: ein Bild jener ächten Liebe des Evangeliums, „die Alles erträgt, „Alles hofft, Alles glaubet und duldet, die langmüthig und freundlich, nicht eifert, nicht groß thut, „die das Ihre ſucht, ſich nie läſſet erbittern; nie an „ſchaden trachtete, ſich nie erfreute der Ungerechtigkeit, Sie freute ſich aber der Wahrheit!“ — Gerührt, o Gott, und mit Empfindung danken Dir für

ſie alle die Ihren, deren Tröſterin, Retterin, Rathgeberin, Luſt und Freude ſie war: Theilnehmerin an jedem Schickſal, wo ſie Theil nehmen konnte, ein Engel der Unſchuld und Liebe, der Alle zum Himmel wieß. Mit welchem Schmerz iſt ihr Abſchied weit und breit empfunden! wie lebt ihr Bild und Andenken überall und lange; ewig müſſe es zum Guten leben! — Mit Thränen danken Dir, o Gott, die Armen, deren milde Tröſterin ſie war: die Mutter jedes unerzogenen Kindes, die Helferin aller, denen ſie helfen konnte, die, um helfen zu können, ſelbſt entbehrte; ein Bild jener Liebe, o Richter der Welt, die Du am Weltgerichte einzig ſuchen und für dein erkennen wirſt, „die die Hungrigen ſpeiſte, die Durſtigen tränkte, die „Nackenden kleidete, das Kranke beſuchte, und nimmer wußte, daß ſie's that:" die alles Dir that, uneigennützige Bruderliebe, Erlöſer! die alles im Stillen that, nur vor deinen Augen, o Vater, die mit allen Tugenden, mit denen ſie leuchtete, und für die wir Dir jetzt danken, in ſich ſelbſt nichts war. Die Demüthigſte ihres Geſchlechts, nicht in Wort, ſondern in That und Empfindung, die nichts anders

wußte, als daß ſie die Demüthigſte ſeyn müßte, eben weil ſie dein Gefäß war, o Gott, ein Abglanz deiner Güte, Liebe und Segnung. Wie floh ſie jedes Lob! war dem leidigen Ruhme feind, nahm nicht Ehre und Zeugniß von Menſchen, ſondern ruhte in deinem Willen, o Vater! im Schooße ihrer Pflicht und Beſtimmung, im Willen und in der Liebe ihres Gemahls, den ſie, als Bild Gottes, mit aufopfernder ganzer Empfindung liebte und verehrte. Groß und edelmüthig fühlte ſie zu ſeyn, was ſie war! was ſie ſeyn ſollte! groß und ſchwer, aber auch demüthig, freudig erhaben. War Jahre lang ſchon im Himmel, da ſie hier noch mit leutſeliger Klarheit und Theilnehmung auf Erden lebte, genoß jeden Sonnenſtrahl, der ſie erweckte, wärmte, erfreute, als den Blick deiner Güte, als den unmittelbaren Abglanz deines Angeſichts, o Vater! war froh im Leiden, weil es dein Wille war, ſelig in Schmerz und Krankheit, weil ſie auch in ihnen immer nichts als unverdiente Wohlthat, Segen und Erquickung fühlte. — Ja Vater! hier in dieſem Haine, im Thal der Ruhe und Abſonderung, wo ſie ſo gern war, wohin ſie auch

zum letztenmal ſo emſig und vergnügt hinaus eilte, als zum Ort ihrer Erquickung und Geneſung; hier, o Gott, haſt Du ſie erquickt und geneſen laſſen! gelabt, da nichts mehr ſie laben konnte, mit dem Kelche des Troſtes und der Aufopferung geſtärkt, da alle Stärke hin war, ſie wie an deinem Herzen und Munde, in einem Seufzer und Blick gen Himmel, in einem Athemzuge des Danks, des Gebets, der Freude zu Dir hinaufgenommen, o Vater! Dank Dir für Alles, was Du lebend, leidend und ſterbend ihr erwieſen! für jede Schickung, Führung und Prüfung, wodurch Du ihre Seele ſo ſchön bildeteſt und zum Engel bewährteſt! Nun danket ſie Dir dort oben beſſer, als wir hienieden thun können, ſie, die jetzt über Wolken und Zweifel erhaben, da Licht ſiehet, wo wir nur Dämmerung ſehen, das Stückwerk ihres Lebens als ein herrliches Ganze deiner Güte erkennt, und den Jeſus mit Dank und Freude anbetet, an den ſie hier mit Herzensaufopferung und Kindeseinfalt glaubte! Ja, o Gott, glaubte! und Dir zum Preiſe bekennen wir's und danken Dir, daß ſie, ſo entfernt von Schwachheit, Heuchelei, Unwiſſenheit und Aber-

glauben, ſo aufgeklärt und hellſehend über alles, was unweſentlich und unwürdig der Religion, mehr Aergerniß als Beſſerung ſchaffet, daß dein Wort, o Gott, und dein ungeheucheltes Bekenntniß, o Erlöſer, ihr Speiſe und Trank, Luſt und Freude war: ein Muſter erhabner Andacht und aufopfernder Demuth ihrer ganzen Chriſtengemeine: die Hoffnung und Gabe der Unſterblichkeit, die ſie in ſich trug, ihre Erquickung im Elende, ihr letzter Stab durchs dunkle Thal des Todes. Gottes- und Himmelsvoll freute ſie ſich auf den Zeitraum *), wo ſie ſo viele Gnaden Gottes empfangen, „wo ſie und ihr einiges Kind geboren, „Mutter und einiges Kind vorangegangen, wo Du „ſie endlich zu Allen, die droben ihrer warteten, zu „Mutter und Schweſter, Bruder und Kind, zu Dir „ſelbſt hinaufnähmeſt, o Vater!“ Du thatſt es, Herr! und machteſt ihren Hingang, wie ihr Lebensgang geweſen war, leicht und ſtille, ſanft und erquikkend, feſt und herrlich. Ihr Geburtstag und ihre Geburtsſtunde gebar ſie zum Engel hinüber. — Herr,

*) Monat Juni.

was iſt der Menſch, daß Du ſein alſo gedenkeſt! ein Menſchenleben, daß Du Dich ihm ſo unerſchöpflich gütig beweiſeſt! Eine Zeit lang hier im Thale der Niedrigkeit und Demuth, wie Jeſus, und droben, wo er iſt, in der Herrlichkeit Gottes. — —

Hiemit, o Gott, tröſte das zerriſſene Herz ihres Gemahls, unſers Landesvaters, daß er, vom holden Abglanze deiner Güte zur unerſchöpflichen Quelle geleitet, in deinem Willen, o Vater! und in der Seligkeit ſeines vorangegangenen Engels ruhe! daß ſein Geiſt ſich mit dem Ihren vereint fühle, der ihn wie ein himmliſcher Hauch umſchwebe, ihm mittheile „die ſüße Himmelsgabe, Hoffnung! daß in „deiner Hand nichts verloren ſey, Du Allbeleber! „daß in Dir, dem Urquell aller edelſten Erkenntniß „und Liebe, in Dir, dem Meer der Güte, dem alle „Todten leben, der Menſchen wegnimmt, damit er „edlere Geiſter rufe, und ſpreche: Kommt wieder, „Menſchenkinder! daß in Dir ſich Alles, was zu „ewiger Erkenntniß und Liebe geſchaffen iſt, Dir ähn„lich, wieder finde, Dich erkenne und liebe.“ Alle die Wünſche und Segnungen, die der hingeſchiedene

Engel, da er noch ſterblich war, geſund und krank, lebend und ſterbend, für jede treue edle Liebe Ihres Gemahls, für ſein ganzes Vorbild der Größe, Güte und Tugend, das ſie ſo oft prieß und ſich zum tägliche Vorbilde geſetzt fühlte — alle die Wünſche und Segnungen, die ſie dafür mit jedem dankbaren Athem zum Himmel ſandte, ſo freudig zum Himmel ſandte, daß ſie Erfüllung derſelben, auf Fernen, wo ſie nicht mehr ſeyn würde, hinaus, genoß, ſah und fühlte — alle die Wünſche und Segnungen deines Kindes und Engels erfülle Du Gott, Vater! Laß auch die Liebe wohl angelegt ſeyn, damit er den Armen das Gedächtniß, das ewige Gedächtniß ihrer Pflegerin und Mutter, ſo ganz im Geiſte der Seligen auf ewige Zeiten hinaus vermacht hat! Laß keine dieſer edlen Gaben gemißbraucht werden, ſondern jedesmal den Geburts- oder Todestag, d. i. den zweiten Geburtstag der Entſchlafnen ein Feſt ſeyn, an dem ſich fromme, redliche Arme und die Engel Gottes im Himmel freuen. Gönne ihn, Herr, noch lange ſeinem Lande, ihn, der jetzt auch im Namen des Engels an ſeiner Seite oder vielmehr einig und allein in der

rem Namen, o Vater Allwohlthäter! das Land segnet, und einst, wenn die Zahl seiner Jahre und deines Segens an ihm erfüllet ist, o Gott, so sterbe seine Seele des Todes dieser Gerechten! Sein Ende sey Ihr Ende!

Ruhe denn sanft, heiliger Leichnam, hier in diesem stillen Haine, am Orte, den du dir selbst unter diesem lieblichen Gotteshimmel zur Ruhe wähltest! Ruhe und warte der fröhlichen Auferstehung am schönen und herrlichen Tage, auf den wir Alle warten! wo dein Christus kommen wird und dich zu dem Bilde verklären, dessen Morgenröthe du hier im ersten holden Dämmerungsstrahl trugest. Ruhe sanft, und dein Kind, der Engel, an deiner Seite, und niemand müsse sich deinem Grabmahl, dem Denkmahl der Liebe und des Schmerzes, nahen, den nicht Ewigkeit durchschauere und das Gefühl einer Entschlafenen wecke, die voll Geistes Gottes war und hier ruhet.

Wir alle, o Gott, sind größerer Rechenschaft schuldig, wenn wir unwürdig und nutzlos der Wohlthat genossen, dieser Unschuldigen, Edlen auf Erden begegnet zu haben: und so weihe uns denn, Gott,

zur edelſten und fröhlichſten Trauer um ſie, zum edelſten, würdigſten Andenken an ſie, daß wir, als ob ſie vor uns ſtände und nun mit himmliſchem Blick unſre Handlungen ſähe, in ihrem Geiſt und nach ihrem Sinne leben. Unſer Leben ſey ihr Leben: ihr Ende unſer Ende! Amen.

Der

Redner Gottes.

(1765.)

Einen Kanzelredner und Schwätzer nehmt ihr, nach der Sprache des gemeinen Lebens, für eins? Homiletiſche Gründe und Beweiſe ſind Spottnamen? Predigten werft ihr unter Makulatur? Ihr leſet ſie, um zu gähnen? Sie ſind euch ein Schlaftrunk, und, wenn ihr erwacht, Materie zu lachen? — — — Meinetwegen wiegt euch denn ein, ihr ſchönen Geiſter, die ihr, von witzigen Dämpfen übernommen und berauſcht von kindiſchen Vorurtheilen, fieberhaften, äſthetiſchen Ekel fühlet, und der Ruhe entgegen gähnet — wiegt euch ein in euren gedankenloſen Schlaf, träumt von witzigen Predigern nach der Mode, und wacht auf, zu Crebillons Mährchen zurückzukehren: für euch ſchreibe ich nicht!

Wo iſt der große und ſeltne Mann, den ich ſuche? ich durchgehe die erhabenen Dichter, denen man Altäre bauet, und die großen Redner vor den rostris, welche mit Einem Wort Krieg und Frieden, Leben und Tod geben: ich ſtaune und gehe vorüber! —

Ich wandre durch die großen Schauſpieler, von Roſcius bis zu Garrick, mit denen Jedermann weint und erbebt und erblaſſet, und ergrimmt und zerſchmilzt: ich bewundre und gehe vorüber! — Ich komme an die Weltweiſen, die mich mit Schöpfergeiſt in eine neue Welt, jetzt iſt ſie politiſch, jetzt philoſophiſch, entzücken: ich bewundre und gehe weiter. Wo iſt der, den ich mit den Augen ſehe? mein Herz ſchlägt, ich erhebe das Haupt, fliege umher, ſtehe ſtille, und horche, eile, wo ich einen Schall höre, lauſche, vergeſſe alles und ſuche. — „Nach wem ſucheſt Du denn, verirrter Fremdling?" Ach! ihr verſpottet den Mann: ich ſuchte ihn unter Dichtern und Ciceronen und Schauſpielern, und Weltweiſen und Staatsmännern, und fand ihn nicht: — den Redner Gottes! — Wo iſt er, daß ich ihn umarme, an mein Herz drücke, daß ich ihn bringe in meiner Mutter Haus, und nie ihn von mir laſſe. —

— — Gottlob! ich habe nicht umſonſt geſucht — gefunden — auch unter uns — mehr als Einen — wenige zwar gefunden; aber deſto theurer ſollen ſie mir ſeyn! theurer als bleibende Nachbarn, die mich bloß lebhaft unterhalten. — —

Redner Gottes! groß im Stillen, ohne poetiſche Pracht feierlich, ohne ciceroniſche Perioden beredt, mächtig ohne dramatiſche Zauberkünſte, ohne gelehrte Vernünftelei weiſe, und ohne politiſche Klugheit einnehmend! —

Soll ich ſie Dir nennen? Willſt Du, daß ich ſchmeichele, daß ich, die ich nicht nenne, beleidigen ſoll? — Du mußt ſie Dir ſelbſt ſuchen, daß ſie Dir koſtbar werden; — hier haſt Du ein Bild, aus meinem Gedächtniß *) und aus meinem Herzen entworfen! gefällt es Dir, ſo ſuche Dir eine Perſon dazu, oder ſey Du es ſelbſt, wenn Du es ſeyn kannſt.

---

*) Dieſes lebendige Vorbild, das dem Verfaſſer hier vorſchwebte, ſoll der Prediger Willamovius zu Mohrungen (Vater des zu Petersburg verſtorbenen Dithyramben-Dichters) geweſen ſeyn: ein Mann von hoher Seelengüte, in deſſen Haus (durch Ordnung, Friede und Weisheit ein Himmel auf Erden!) der Knabe Herder oft kam, deſſen ſchöner Charakter tief in ſeine Seele geprägt war.

Ich ſahe ihn: er ſtand mitten unter ſeinen Freunden und Kindern, wo Jeder auf ihn merkte, und ſeine Seele auf ſein Geſicht gerichtet hatte, denn der Mann ſprach mit ihm, der ihn getauft hatte, der ihn zum Abendmahl zubereitet hatte; der ſeinen Eltern, ſeinen Brüdern und Anverwandten, ſeinen Kindern, ihm ſelbſt wohl in kranken Tagen zugeſprochen, einigen darunter auf dem Todbette beigeſtanden; kurz, der bei allen Hauptveränderungen ſeines Lebens als eine wichtige Perſon mit zugegen geweſen iſt. Die Reden eines ſolchen Mannes haben Gewicht.

Er ſtand mitten unter Freunden und Kindern, die ſich um den Vater zudrängeten, um den Mann, der ſich um das Wohl ihrer Seele bekümmert, der ſie kennet, nach ihren Herzen und in ihren Häuſern kennet, der ihnen in den Bekümmerniſſen dieſes Lebens mit Troſt beiſtehet, und ihre Seele in die Ewigkeit gleichſam verſorgen ſoll; den ſie als einen frommen, rechtſchaffenen und verſtändigen Mann kennen, dem jedes Wort von Herzen geht, der ein Redner Gottes iſt!

Er ſprach: wie ſoll ich ſeine Sprache nennen? Predigt! Nein! das war kein Predigtton, kein Pre-

diatſtyl, kein Predigteingang, kein Predigtthema, keine Predigtform! — War es eine Rede? — Nein! da war kein Anſtand des Redners, kein supercilium oratoris, kein Brüſten, kein rhetoriſcher Donner und Blitz, kein redneriſcher Schwung und Pracht, und Pathos und Geberdung! — So ein unterhaltender geiſtlicher Discours? — Nichts! keine Einſchmeichelungen, Einfädelungen, Wendungen und Entwickelungen, keine Schraubengänge und überraſchende Einfälle — nichts! — So denn eine theologiſche Abhandlung? — Auch nicht! — kein dogmatiſcher Artikel, keine akademiſchen Erklärungen und Eintheilungen, kein Gerippe einer gründlichen Diſpoſition, keine Demonſtrationen und Folgerungen und Lehr- und Lehnſätze und Citationen! — So denn eine Kanzelhomilie? auch nicht recht! — kein ſteifer Anſtand, wie in der Tonne jenes ſehr ehrwürdigen Dechanten, keine weitſchweifige hermeneutiſche Gelehrſamkeit, keine Concordanzeinheit, keine fünffache Nutz-Anwendungen, kein Donnern auf die Ketzer, noch Schimpfen auf die Freigeiſter! — Nichts von dieſem allen; Du kannſt ſelbſt urtheilen, höre mich an!

Mich dünkt, ich ſehe ſein Bild! das Bild eines

Mannes, den, wenn die Natur durch ſein Aeußeres nicht hintergehen wollte, ich gleich zu meinem Freunde wählen, dem ich mich bald ohne Zwang anvertrauen würde. Ich dachte an das Wort: „kein Verſtümmelter ſoll vor den Herrn treten.“

Er fing mit einem rührenden Segenswunſche an: nun hörte ich freilich nicht einen Anfang voll Anrufungen und Betheurungen an Gott, voll O und Ach, als wenn der Mann eben aus dem Himmel käme, und denſelben wieder ſtürmen wollte; aber ich hörte einige Worte, die mir in die Seele gingen, ich fühlte es, daß ich zu einer großen Handlung eingeweihet wurde.

Er legte einige Erfahrungen, eine Beobachtung, einen Vorfall aus dem menſchlichen Leben zum Grunde: das Phänomen war mir nicht unbekannt, aber ich hatte es nie genau genug, nie auf einer ſolchen Seite erblickt: ich dankte dem Mann in meinem Sinn für dieſe Entdeckung: jeder ſeiner Zuhörer auch, denn die Erſcheinung war recht vor unſer Aller Augen, und wir hatten ſie doch nicht geſehen! dem müſſen wir zuhören, denn er ſieht mehr als wir!

Aber er ſchalt uns nicht, daß wir das nicht geſehen oder hätten ſuchen wollen! Er machte es wie ein Lehrer, der ſeinem Schüler die Freude läßt, ſelbſt eine Entdeckung zu thun. Er führte uns bloß in unſre kleine Welt, in unſern Kreis von Handlungen, und in unſer Herz: zeigte uns etwas, als wenn er's nicht gezeigt hätte: „mit dem Mann wollen wir gehen, denn mit ihm ſind wir glücklich.“

Nun zeigen wir uns einander unſer Geſundenes: es iſt koſtbar, das muß man nicht wegwerfen; es iſt merkwürdig, das muß man betrachten, von allen Seiten betrachten; ich finde viel Beſonderes daran, das ich mir nicht erklären kann: ich freue mich, daß ich den Mann zur Seite habe, der mir, was ich nicht weiß, auflöſet, mir allen Unterricht giebt, was es iſt, und wozu ich's brauchen kann. Dieſe guten Augenblicke will ich nutzen, die Geſellſchaft dieſer Stunde auskaufen. Wollet ihr dieſe Anlage Eingang, Einleitung, Vorrede, Vorbericht nennen; wie ihr wollet; das weiß ich, daß er mich gleichſam in die rechte Lage geſetzt, um zu hören; ich ſehe Neuheit, Wichtigkeit, Intereſſe, Vergnügen; ich empfinde alles

dieß: der iſt nicht mein Freund, der mich ſtören will. der kann lieber ſchlafen.

Nun hat er ſeine Situation angelegt: vertraulich! wichtig! ich will ihn keinen Schritt verlieren; ich will ihm nicht nachdenken, mit ihm denken will ich; er ſoll ſprechen, was ich eben jetzt und ſonſt nie gedacht habe, und nie vergeſſen will. — Jetzt bin ich mit ihm ganz allein, meine ganze Seele iſt Auge: um ſo viel ſchmerzhafter und widriger, wenn mir eine fremde Störung in dieß ſtarre, betrachtende Auge entgegen fährt. Ich wollte ſagen: ſo wie ein Algebraiſt, wenn er auf den Flügeln ſeiner Ideen ſich ins Unendliche ſetzt, ganz Gedanke wird; aber das Gleichniß paßt überhaupt nicht, denn hier zieht ſich die Seele zuſammen, dort ſcheint ſie ſich auszudehnen. Aber dort fühlt ſich der Geiſt ſchwach, und daß ſeine Erweiterung wieder zurückſinken werde: wohl! hier ſtützet mein Seelſorger meine Aufmerkſamkeit: ſie wird Andacht.

Ich bin mit ihm nicht auf ein ſo gutes Ungefähr zuſammen, wir ſind nicht allein zuſammen: Gott iſt um mich! Hier fühlt die Seele einen Tropfen von dem Schauder, der ſie durchſtrömt, wenn ſie,

als ein neugeſchaffener Engel, einſt vor Gott tritt! — da dieſer höchſte Grad der Andacht nur ein Augenblick iſt, ſo wünſcht man ſich dieſen Augenblick, lieber nichts von der Religion gewußt zu haben, um jetzt mit einemmal von einem Menſchen ein Chriſt zu werden; allein der Wunſch iſt unmöglich.

Die Andacht muß nicht höchſte Anſtrengung und Leidenſchaft, ſondern bloß ein Ton der Seele ſeyn, und dieß iſt ſelbſt dem ſinnlichſten Menſchen in einem kleinen Grade möglich. Wenn zwei Brüder ſich vor den Augen des Vaters, nach einer langen Trennung umarmen, ſo giebt ſeine Gegenwart ihrem ganzen Geſpräche Ton: wie, wenn nicht zwei, oder drei, ſondern zehn, hundert, tauſende wie Brüder, vor den Herrn treten und ein Herz und eine Seele werden, vereint hinknieen und beten — und er der Allgegenwärtige alles durchſtrömt, und in die Seele ſchauet und wirket — ſo öffnet ſich die Seele, und wenn eine myſtiſche Entzückung, Schwärmerei, Selbſtbetrug und Schade wird, ſo iſt dieſer ſtille Ton der Seele, da ſie ſich untadelhaft vor dem Auge der ſchauenden Gottheit erhält, gleich einem ſtillen See, der auf einen belebenden ſanften Hauch des

Abendzephyrs wartet. — Jetzt wecke ich den, den ich zu ſchlafen befahl, auf, und kann mein voriges Wort bei mir ſelbſt kaum verantworten.

Der Mann, an deſſen Munde ich hange, was zeichnet er nun auf die offene Tafel meiner Seele, wo ich alles verwiſcht, und wo das Andenken an Gott die Oberfläche zubereitet und weich gemacht. keine trocknen Sittenlehren und geraubten Lebensregeln, die haften nicht; er ſchreibt keine Worte auf ſie, ſondern gräbt ſie in ein Bild, ein Gemälde mit allen ſeinen Zügen, das nie völlig verlöſchen kann, wenigſtens bleiben Spuren auf dem Grunde und einzelne Striche bringen uns das Ganze wieder vor. Die Idee des Bildes iſt Moral: die Zuſammenſetzung eine Situation der Menſchheit und des Lebens; die Farbe des Bildes iſt Religion, ſo iſt alſo ſeine Predigt ein vollſtändiges Ganze.

Ich kann kein's dieſer Stücke allein betrachten, denn er trägt mir kein's allein vor: nicht erſt Moral, dann Charaktere, dann ein leichtes Teint der Religion darüber, wie die heidniſchen Sittenlehrer auf chriſtlichen Kanzeln. Nein! die bedeutungsvolle Idee des Bildes, die Moral, wird durch Züge ſichtbar,

die er aus dem menſchlichen Herzen und bürgerlichen Leben hernimmt, und jeder Zug erſcheint in dem ſtrahlenden Glanze der Religion. Eigenſinn iſt es alſo nicht, wenn ich ſage: wenn er mir Eins raubte, ſo hätte ich nichts.

Wie ſoll ich nun müde werden, ein Bild zu ſehen, in dem alles voll Bedeutung iſt: das Anſchauen gebiert Wolluſt, denn ich fühle es, daß ich die Großheit und Würde und Einfalt faſſe, die die ſchöne Natur iſt, und jedes Anſchauen gebiert neue Wolluſt, ſo lange ich neue Züge entdecke, wodurch ich mich der ganzen Idee nähere, die der Künſtler dachte. — Dieſe Idee Gottes iſt die Moral, hätte ich ſie von Ewigkeit her geſehen, daß kein Schattenzug mir fehlte, ſo könnte ich ſagen: „die ewige Moral!“ Aber nun iſt jeder Augenblick, da ich eine Pflicht anſchauend erkenne, ein ſüßes Gefühl, das ſich von weitem der Empfindung nähert, dieſe Pflicht zu thun. Du, der nie Süßigkeit darin geſchmeckt, eine gute Handlung zu denken; Du kannſt ſie nie wollen, unmoraliſch Geſchöpf! Entweder liegt es an Dir, oder an dem, der Dir die Idee voröildet. Ja freilich, wenn ich, ſtatt des Bildes, todte Buchſtaben ſehe,

ich meine, trockne allgemeine Sittenlehren; ja, ſo fühle ich freilich nichts von der Wolluſt der Anſchauung, denn das trockne Allgemeine giebt kein Bild. — Hier lebet alles! laßt mich, ich habe nicht Zeit, darauf zu denken, was mir ſonſt die Predigten langweilig, alt und trocken gemacht; jetzt wird es mir ſchwer zu denken, etwas anſchauend zu ſehen, das an ſich unerſchöpflich an Reizen iſt, und doch zu ſchlummern. Man muß mir ſtatt eines Gemäldes von Raphael ein Nürnbergiſches Stück gezeigt haben. Der Mann zeigt mir nicht, daß er ſtudirt hat, der Mann ſpricht mir keine Philoſophie vor; aber er muß der größte Philoſoph ſeyn, daß ſie Niemand bei ihm gewahr wird, und Niemand es wünſcht.

Wie ſoll mir ferner Intereſſe fehlen, da jeder Zug, durch den die Idee ſichtbar wird, mich ſchildert. Die ganze Moral wird Situation, die ich nicht verkennen kann. Hier iſt mein Herz getroffen, es ſchlägt; der Vorfall iſt aus meiner Lebensbahn gehoben; ich bin vertraut mit ihm, und muß es bis an mein Ziel des Lebens bleiben: in dieſen Abdruck paſſet Niemand als ich. Ich eile meinem Bilde entgegen, ihm pocht

mein Herz entgegen, es zu umarmen — kann hier Intereſſe fehlen?

Kann Würde fehlen, wo der Glanz des Ganzen, nicht der Ueberſtrich, Religion iſt; ich bin mit großen Befehlen Gottes, allen ſeinen Handlungen und Wohlthaten umringt. Dieſer Mann ſpricht nicht die Sprache der Bibel, aber er führt mich in ihren Inhalt, wie in ein Heiligthum ein; mit allen großen Männern der Religion bin ich vertraut, ich wandle unter ihnen; ſcheine zu ihrem Geſchlecht zu gehören, denn mein Redner zieht aus der Bibel Saft und Kraft, nicht bloß Schmuck und Beweiſe: ohne Religion wäre ſein Bild ein Schattenriß.

Was ſoll ich ſagen? habe ich Moral gehört? Schlecht, wenn das allein wäre! hat er über Worte geſprochen? Nein! über Vorfälle! So iſt er ein Wohlredner? Nein! er betrachtete ſeine Vorfälle im Lichte der Religion! Trenneſt Du eins, ſo iſt alles zerriſſen, aber eins im andern betrachtet, was wird dieſer Homilet? Ein Mann, der ein Sohn der Weisheit, in der Kenntniß des menſchlichen Lebens erzogen, und von der Religion mächtig umgebildet worden, ein großer und ſeltner Mann! bei dem man

Tugend, Situationen und Religion kennen lernt, wer wollte ihm nicht folgen?

Aber noch wäre alles leblos, und bloß ein anſchauender Unterricht, der für die Gegenwart vielleicht hinreichte, aber keine ſtarken Eindrücke nachließe, und ſehet: ſein Bild bekommt Leben und Bewegung. Die Situation verwickelt ſich, ich komme in Verlegenheit: die Tugend, die ich anſchauend erkenne, werde ich ſie auch ausführen? die Situation, in der ich mich ſehe, werde ich ſie gebrauchen, oder mißbrauchen? die Religion, die ich verehre, werde ich ſie auch ausüben? —

Er fragt mich, was ſoll ich antworten? — Antworten muß ich mir ſelbſt. Dieſer Augenblick ſoll ein Feſt von Entſchlüſſen ſeyn: ich fühle mich verpflichtet, ich ſehe mich genöthigt, ich ſehe mich bewegen, mich zu der Denkart zu gewöhnen — — Gewöhnen? Entſchlüſſe? — Und entſchließeſt Du Dich zum erſten Mal jetzt? — Die Situation iſt verwikkelter, das Blut wärmer, die Bruſt enger! So oft war aller Entſchluß und Verſuch vergeblich! Es wird auch nun ſeyn! Ich will mich loswinden! — Ich kann nicht — Schwierigkeiten! noch Zeit! — Der

Seel:

Seelsorger ſchließt den Kreis zu, und zieht den Knoten unvermuthet zuſammen, es muß entſchloſſen ſeyn, ich ſehe hier von ſelbſt den Abgrund und dort die reizenden Bilder, allen Reichthum der Beweggründe, von allen Seiten, ich entſchließe mich! — deſto ſtärker, vor mir ſelbſt, vor Gott! — Er zwang mich nicht und Ich bin entſchloſſen, nun ſchmecke ich den zweiten Grad von Wolluſt der Seele, nicht, eine gute Handlung zu denken, ſondern ſie als die ſeine zu denken: — ſie zu wollen! —

Was ſoll er mehr thun? auf mich ſtürmen, daß ich den Durchbruch der Gnade erkämpfe, daß ich mich in meinem Müßiggang voll ſchwärmender Erfahrungen daher ſchleppe, lebend-todt und albern bei gutem Herzen? — Nein! er zeigt mir wieder meine Sphäre, meine Welt, Beruf und mein Herz! Ich ſehe genau, wozu ich mich entſchloſſen, wenn und wie und warum ich's thun muß. Ich entſchließe mich nochmals, und nun tritt er mit mir vor Gott, damit mein dargebrachtes Opfer des Herzens die Glut des Himmels trinke: er giebt mir ſeinen Segen, und ſeinen Rath, was er mir geben kann! — Seine Predigt iſt zu Ende! — Gott, wenn das Bewußtſeyn

redlicher Entſchlüſſe genug iſt, vor Dir zu erſcheinen: Richter! Hier bin ich in dieſem Augenblick.

Soll ich nun die Predigt mit voller Stimme leben? — Ich ſie loben, ſtatt zu empfinden und zu thun? dazu iſt mein Herz zu voll, meine Bruſt zu beklemmt, meine Seele iſt ohne Gedanken ſtille, wie nach einem ſanften Regen die erquickte Flur! Was ſoll ich rühmen? Gelehrt, künſtlich, galant hat er nicht gepredigt, ich weiß von keiner Diſpoſition, fragt mich nicht darum: ich weiß kein abgepflücktes Blümchen, keine blendende Wendung! ich weiß nicht, ob er die Regeln beobachtet, die der werthe Herr Jacob Fordyce fordert: beleidigen würde ich den Mann, wenn ich ihn handwerksmäßig loben wollte; und mich ſelbſt noch mehr beleidigen, wenn ich ihn als einen vortrefflichen Akteur rühmte. — — —

Aus

von Herder's Briefen,

das

Studium der Theologie betreffend.

Ueber den Zweck Jesu. Vom Zweck des Lebens eines Menschen überhaupt: Schwierigkeiten des Urtheils darüber. Ueber die Quellen zur Beurtheilung des Leben Jesu: seine Geburt, Erziehung, Taufe, Lehre, Wunder.

– Gebe uns Jehovah bald die Periode, da niemand dem Andern ins Ohr schreiet, oder ihn darüber schlägt und höhnet, wie er Gott erkennen soll?" sondern sie ihn alle kennen, klein und groß. Gebe er uns bald die Zeit, da die Geschichte Jesu eine lebendige Schrift in unsern Herzen und für unsern Charakter werde.

Zu diesem Zweck, mein Freund, lesen Sie wenig, und dieß Wenige gut und tief: denn ich habe Ihnen sonst schon gesagt, daß uns auch deßwegen die Alten an Stärke und Zuverlässigkeit der Denkart so sichtbar übertreffen, weil sie wenig und das Wenige oft und gut lasen. Sie suchten Gold und wandten es auch als Gold an: wir wühlen im Staube, wo wir

meiſtens auch nur Staub finden. Was hilft's Ihnen, mein Freund, wenn Sie in Ihrer Lectüre täglich vom Tuch Petri Reines und Unreines ſpeiſen? wird dadurch Ihr Geſchmack, Ihr Magen, Ihre Geſundheit gut? oder nicht äußerſt überladen und verderbet? Der geſunde Menſch braucht wenig, auch im Leſen; er lieſt leicht zu viel, zumal, wenn er durch einander lieſet — — — Prüfen Sie ſich ſelbſt aufrichtig, und ſagen Sie: ob Ihnen die unzähligen Journale, die vielen theologiſchen Streitſchriften und Hetzereien nutzen oder ſchaden? Wenn nichts weiter, ſo verrücken ſie den rechten Geſichtspunkt, ſie verderben Ihnen den erſten, geſunden, ruhigen Anblick — — — — Jetzt tauchen Sie ſich jeden Augenblick ins Meer, ungewiß, ob Sie eine Perlen- oder Kothmuſchel, eine Korallenſtaude oder eine Krote haſchen, wo Sie nicht gar einem Haifiſch zum Raube werden.

Was hat's Ihnen, z. E. geholfen, daß Sie das Buch vom Zweck Jeſu jetzt ſchon geleſen haben? — — — Nicht wahr? als Sie von Kind auf die Geſchichte der Evangeliſten laſen, ſahen Sie was anders darin, als Ihnen dieſer Autor zeigt; aber wo zeigt

er falſch? wo und woher iſt's nothwendig anders? Sie wiſſen's nicht: „bei ihm iſt doch auch manches ſo wahrſcheinlich, ſo vernünftig!“ und gegentheils war Ihr erſter Eindruck ſo einfacher, ſo angenehmer, ſo ſchlicht-wahrer! Wo liegt's nun? wo iſt der Arzt für Ihre eiternde Wunde? und Ihr erſtes Gefühl iſt — wenigſtens auf eine Zeit — wankend gemacht, Ihr erſter Eindruck iſt verloren. Sehen Sie, das ſind die ſchönen Folgen der zu frühen Lectüre durch einander. Wollen Sie's annehmen, ſo will ich Ihnen nächſtens über den Inhalt des Buchs meine Meinung ſagen. — —

Kennen Sie, mein Freund, eine feinere Kritik und Philoſophie, als die über den Zweck eines Menſchen? über den geſammten Zweck der Handlungen ſeines Lebens? Wer kennet's bei ſich ſelbſt oft und allemal? wer immer bei Andern, ſelbſt bei ſeinen geheimſten und innigſten Freunden? wer endlich bei Menſchen, die Jahrhunderte, Jahrtauſende vor uns gelebt, die wir nur aus dem Zeugniß anderer ihrer Mitgenoſſen oder gar ihrer Nachkömmlinge anſehen und ſchätzen lernen? Wer kennet's bei ihren verflochtenſten Handlungen? wer inſonderheit bei den

verflochtenſten Handlungen ungemeiner, ſonderbarer, gar wunderbarer Menſchen? und ſagen wir nicht, indem wir ihnen dieſen Namen zugeſtehen, oder nachdem die Zeit ſie als ſolche erwieſen hat, daß ihr Zweck des Lebens, das Triebrad der innerſten Wirkungen ihrer Seele, ſchwer zu erforſchen, ja beinahe ohne Vergleichung ſey? Und was läßt ſich denn ohne dieſe Vergleichung mit uns oder mit Andern, vom innerſten, totalen Zweck eines geſammten Menſchenlebens und ſeiner angewandten Kräfte ſicher beſtimmen? Geſteht nicht ein Jeder: hier ſey wenigſtens die größte Behutſamkeit nöthig? „Das menſchliche Leben, ſagt ein Schriftſteller *), ſcheint in einer Reihe ſymboliſcher Handlungen zu beſtehen, durch welche unſre Seele ihre unſichtbare Natur zu offenbaren fähig iſt und gleichſam eine anſchauende (anſchauliche?) Erkenntniß eines wirkſamen Daſeyns außer ſich mittheilet; der bloße Körper einer Handlung kann uns ihren Werth niemals entdecken: ſondern die Vorſtellung ihrer Bewegungsgründe und ihrer Folgen ſind die Mittelbegriffe, aus wel-

*) Hamann.

chen unſre Schlüſſe mit Beifall oder Unwillen gebildet werden.“ Welche Sorgfalt haben wir alſo nöthig, über ſolche Schlüſſe, als über unſer eigen Stück- und Machwerk zu wachen! Nur die rohen Materialien liegen vor uns; was wir daraus bereiten, iſt unſre Geſtalt, der Wahn und Traum unſrer Seele, und wenn Hume ſogar zwiſchen der ſimpelſten phyſiſchen Urſache und Wirkung, zwiſchen einer vor uns liegenden Kraft und dem unmittelbaren, ſichtbaren Erfolg keine Kette findet, mithin genöthigt iſt, die dem Anſchein nach offenbarſten Bemerkungen unſerer Seele in ein bloßes Ahnen nach der Analogie ähnlicher Fälle aufzulöſen; wer wird bei einer ungleich feinern Verbindung zwiſchen Bewegurſachen der Seele und ihren äußern Verſuchen und Proben nicht zehnmal ſorgſamer ſeyn? Der Eine, der wichtigſte Theil, iſt hier völlig unſichtbar, und die unſichtbare Probe, woraus wir auf ihn ſchließen, iſt unvollkommen, zerſtückt und mangelhaft in unſrem Anblick. Der Eine von ſo feiner, der Andere von ſo veränderlicher, tauſend Zufällen unterworfener grober Natur, das Band endlich zwiſchen beiden mehr zu ahnen, als zu erfaſſen, mehr zu glau-

ben, als zu beweiſen. Jeder Menſch ſieht jede Sache, geſchweige ein ſo vielſeitiges Ding, als ein Menſchenleben iſt, mit ſo andern Augen an, prüft ſie nach andern Grundſätzen, vergleicht ſie mit ſo andern Fällen, beurtheilt ſie mit ſo andern Launen, daß im eigentlichſten Verſtande Gott nur allein der Kenner und Richter unſrer Herzen und ihrer wahren, fortgehenden Abſicht iſt. — — „Das Syſtem des heutigen Jahres, ſagt der oben angezogene Schriftſteller, wird das Mährchen des morgenden ſeyn. Schöpft Muth, ihr armen Sterblichen, die ihr unter den Nachwehen eurer guten Abſichten verzweifelt und die Ferſenſtiche eurer Unternehmung fühlt. Der Wille der Vorſehung muß uns angelegentlicher ſeyn, als der Dünkel unſerer Zeitverwandten und Nachkommen — — Ueberhaupt, laſſet uns nie die Wahrheit der Dinge nach der Gemächlichkeit ſchätzen, uns ſelbige vorſtellen zu können. Es giebt Handlungen höherer Ordnung, für die keine Gleichung durch die Satzungen der Welt herausgebracht werden kann. Eben das Göttliche, das die Wunder der Natur und die Originalwerke der Kunſt zu Zeichen macht, unterſcheidet die Sitten und Thaten

ausgezeichneter, auserwählter Menſchen. Nicht nur das Ende, ſondern der ganze Wandel des Chriſten (geſchweige Chriſti) iſt der Meiſterplan des unbekannten, verborgenen Werkmeiſters, der Himmel und Erde gemacht hat — —"

Glauben Sie nicht, daß ich ſo fortfahren werde, mein Freund, denn ſonſt ſchiene es gar, als ob wir vom Lebenszweck eines Menſchen, geſchweige Chriſti, gar nichts wiſſen könnten, und alsdann hörte ſowohl bei mir, als bei den Gegnern meiner Meinung alles Urtheilen und Fragen auf, wie dieß eigentlich immer die Folge ſeyn muß, wenn man über Geſchichte zu ſtrenge metaphyſicirt. Meine lange Einleitung ſollte nur ſo viel ſagen: eine menſchliche Geſchichte müſſe man menſchlich, nach ihrem natürlichen Zuſammenhange, in ihrer eignen Farbe, nach ihrem eignen Geiſt beurtheilen; nicht ihr den unſrigen und mit ihr den Zuſammenhang unſres Wahns, unſerer Willkühr, ſo wie die Säfte unſres Herzens leihen.

Und nun wiederhole ich, mein Freund, die Frage: haben Sie wohl, als Sie von Kind auf die Geſchichte Jeſu laſen und hörten, den Zweck, den ihr

der Verfaſſer des von Ihnen geleſenen Buchs *) giebt, ſogar als fortgehenden Zweck des Lebens in ihr gehört? ich kann Tauſend mit Ihnen fragen, und bin gewiß, das entſchiedenſte Nein! zur Antwort zu erhalten. Wenn nun hinter Tauſenden Einer auftritt, und ſagt: „ich hab's! ich habe den ächten, wahren Zweck des Lebens Jeſu gefunden. Er war ein moraliſcher Betrüger, der König ſeyn, der das Syndrium, das keine Gewalt hatte, von ſeinen Stühlen ſtürzen, ſich aber und die Seinen hinaufſetzen wollte — —" wird man nicht dieſen Einen ſcharf anſehen und fragen: „woher haſt du das? woher weißt du's? haſt du etwa andre Nachrichten, andere Documente, als wir? —" Und wenn er gerade ſagen muß: „nein! die habe ich nicht; ich ſchließe es aber aus euren eigiten Documenten!" wird man ihm nicht noch ſchärfer in's Geſicht ſehen und ſagen: „woher? beweiſe deine Schlüſſe! denn NB. Schlüſſe, deine Schlüſſe ſind's nur; buchſtäblich ſteht davon nichts geſchrieben. Jene mußt du beweiſen, wie ſich irgend ein hiſtoriſches Urtheil beweiſen läßt."

---

*) Ueber den Zweck Jeſu und ſeiner Jünger.

Und wie beweiſet der Autor dieß ſein Urtheil über den ganzen Zweck eines Lebens? Damit, daß Chriſtus auf einem Eſel gen Jeruſalem reitet, die Wechsler aus einer der Vorhallen des Tempels treibt, einer herrſchenden Religionsſecte (gar nicht der Obrigkeit), ihrer Heuchelei in Religionsſachen wegen, Wehe zuruft und vielleicht Jahre vorher ſeine Schüler ins Land umhergeſandt hatte, die Ankunft eines Reichs Gottes zu verkündigen. Alſo aus einigen einzelnen, herausgeriſſenen Handlungen, die theils ſelbſt nicht ſagen, was ſie mit aller ihrer erwieſenen Gewalt ſagen ſollen; theils wenn ſie ſelbſt (wie es doch gar der Fall nicht iſt) zweideutig wären, nach aller natürlichen Billigkeit mit anderen, kläreren, ja mit dem ganzen Leben in Zuſammenhang geſtellt und aus allen nun erſt gefolgert werden müßte: „was der Zweck und die Summe des Ganzen geweſen ſey?“ Und wo hat dieß der Autor gethan? wo in der Welt hat er's thun können? Er ſieht ſich im ganzen Geiſt und Facit der Geſchichte Jeſu ſo ſehr widerlegt, daß er zu dem ſchrecklichen Nothzwange ſeine Zuflucht nehmen muß: „wir haben ganz und gar keine ächte Geſchichte von Jeſu. Die Evangeli:

ſten und Apoſtel haben gedichtet; ſeine Handlungen in einen ganz anderen Zuſammenhang geſtellt, als in dem ſie wirklich ſich zugetragen u. ſ." Iſt dieß nun, ſo reißt der Faden aller Unterſuchung auf Einmal ab. So wiſſen wir im achtzehnten Jahrhundert nichts Rechtes von Chriſto, und der Verfaſſer obengenannter philoſophiſcher Unterſuchung muß, ſtatt aus einem ſo unſicheren Grunde zu folgern, erſt ſelbſt eine Geſchichte Jeſu ſchreiben. Er thut dieß auch wirklich in ſeinem Buch; nur freilich, daß ſie eine Geſchichte aus dem achtzehnten Jahrhundert, ohne und gegen alle Beweiſe aus dem erſten und alſo gewiß ſeine Geſchichte, d. i. ein erzwungener Wahn über einzelne, aus ihrer Ordnung und Abſicht geriſſene Umſtände, ſeyn möchte. Ich halte es für äußerſt unnütze Arbeit, Licht in die Sonne zu tragen und weitläufig erweiſen zu wollen, was ja alle Blätter der Geſchichte ſagen: daß Chriſtus es auf kein irdiſches Reich angelegt habe, daß gerade das Entgegengeſetzte auf die entſchiedenſte Weiſe der Zweck ſeines Lebens geweſen ſey, oder daß er der äußerſte Thor hätte ſeyn müſſen, wenn er auf ſolchem Wege zu ſolchem Ziele ging — — Indeſſen — will ich nur einige

Züge hinwerfen, die keine andere Absicht haben, als Sie auf das zusammenhangende Ganze selbst zu weisen.

Arm und in niedrigem Stande war Christus geboren, so ward er erzogen, und kein Exempel eines größen Standes, nach dem er hätte streben sollen, stand ihm vor Augen. Nazareth war eine schlechte Stadt, und Galiläa eine arme, unterdrückte Provinz. Er war seinen Eltern unterthan, heißt's, half seinem Vater im Handwerk, und ließ sich also (das ist erwiesen!) an ihrem Stande bis zum dreißigsten Jahre seines Lebens genügen. Hätte ihm nun auch seine Mutter alle die Engelmährchen (so wird und muß sie der Verfasser nennen) frühe erzählt, die vor und bei seiner Geburt sich zugetragen haben sollten, daß also statt des Johannes seine Mutter die Ehrsüchtige aus dem Stamme Davids gewesen wäre, die ihm dergleichen Funken des Ehrgeizes frühe in die Brust gesäet hätte; so konnte sie theils ohne neuen Unzusammenhang dieser Erzählung nichts hineinsäen, als was ihr der Engel gesagt, was sie von den Hirten vernommen haben wollte, (und weder jene noch diese sprechen von einem weltlichen Reiche,

oder geben dazu die mindeſte Hoffnung), theils ſehen wir offenbar, daß ihre ehrſüchtige Lüge auf ihren Sohn lange Zeit nichts gewirkt haben muß; denn er blieb bis zum dreißigſten Jahr, was ſein Vater war, und in ſeinem Hauſe. Ja, wenn noch ſpäterhin ſeine Brüder zu ihm ſagen: „gehe hin! in Jeruſalem, am Feſt iſt Schauplatz eines Propheten!“ was antwortet er ihnen? — —

Einen Sohn Gottes, ein ewiges Reich auf dem Stuhle Davids kündigt der Engel an: einen Heiland, einen Erlöſer von Sünden, ein Reich des Friedens zwiſchen Gott und Menſchen verkündigen die Anderen; nichts aber, als arme Windeln werden den Hirten zum Zeichen gegeben, daß ſie ja keinen weltlichen König erwarten und ſuchen ſollen. Zacharias in ſeinem Lobgeſange erwartet einen geiſtlichen Erlöſer, wie ſein Sohn ein Prophet, ein geiſtlicher Vorbote ſeyn ſollte. Simeon ſiehet ein Licht der Völker zum Preiſe ſeiner Nation; aber keinen irdiſchen König; vielmehr lieſet er in dem Schickſale des Kindes, daß es zum Fall, zum Aergerniß, zum Widerſpruch in Iſrael geſetzt ſey — — — Halte man alle dieſe Umſtände des Anbruchs

bruchs ſeiner Erſcheinung zuſammen — — — und ſehe die durchdringende Demuth, die gehaltene ſtille Beſcheidenheit und Geiſtigkeit (wenn ich ſo ſagen darf) ſowohl des Helden ſelbſt als ſeines Verkündigers, ſelbſt in der Glorie des Anfangs dieſer Geſchichte — leſe man dieſes und zwinge das Samenkorn des irdiſchen Reiches hinein! Wo fand ſich Chriſtus zum erſten Male zu Hauſe? wo erwachte zuerſt ſeine jugendliche Seele mit ihrem Lebensplane, im Palaſt oder Tempel? Und in dieſem als ein irdiſcher König, oder als Schüler, Lehrer, Prophet? Wie hier die aufbrechende, noch halb geſchloſſene Blüthe war, ſo war die Frucht ſeines Lebens. Es iſt die allgemeine Erfahrung, daß dieſe ſich immer in jener ankündigt, und daß man von jener ſicher auf dieſe, nicht auf ihr gerades Gegentheil ſchließet.

Er kam zur Taufe Johannes: noch eine verhüllete Knoſpe, offenbar ohne Unterſcheidung, ohne Erwartung der Begebenheit, die verging. Möge ſein Vetter Johannes über ihn gedacht haben, was er wollte: wie beſcheiden antwortet ihm Jeſus! Möge er auch nachher von ihm und dieſer Begebenheit

ſprechen, was er will: immer ſagt Jeſus: „ich nehme nicht Ehre von Menſchen, ich bedarf nicht Johannes Zeugniß!“ Und dieſes ſagt er nicht etwa aus liſtiger Ehrbegierde, wie ein Scythe, der fliehend ſiegen, oder wie Cäſar, der zurückſchiebend die Krone haben will: ſondern eben, da er ſcharf für ſeine Ehre, für ſein Anſehen, nur für ſein rechtes Anſehen ſtritt; und dieß war allerdings von ſolcher Natur, daß es des Vetters Johannes nicht nöthig hatte. Sey alſo die Erklärung bei der Taufe ein Geſicht geweſen! (daran zweifelt niemand, denn die Taube ließ ſich wohl nicht greifen, ſaß ihm auch nicht auf dem Kopfe; die Zeit iſt auch vorüber, da ſich ganze Länder darüber trennten, ob der Schein dabei erſchaffenes oder unerſchaffenes Licht war) ſey es auch ſogar Johannes Geſicht allein geweſen, ohne daß die Menge es ſah oder eine Menge dabei war; alles dieß thut, dünkt mich, abermals nichts zur Sache: denn genug! die gehörte oder erdichtete Stimme rief ihm nicht zu: „ſey König!“ ſondern „ſey Prophet! Du biſt mein Vielgeliebter!“ So verſtand ſie Chriſtus: denn ſogleich nach der Taufe ſuchte er — nicht den Königspalaſt, ſondern die

Wüſte, ſich zum Propheten zu weihen mit Faſten und Beten; und eben dahin führte ihn der Geiſt: derſelbe Geiſt, der bei der Taufe auf ihn herab kam, und alſo doch der Geiſt vom Zwecke ſeines Lebens ſeyn mußte. Der Vetter hatte es alſo vor der Hand übel ausgedacht, daß er die Stimme nichts anders ſagen ließ und keine andere Erſcheinung ausſann; ſie accreditirte Chriſtum gar nicht zu dem Zweck, in dem er ſich nach des Volkes Wahn als Meſſias darſtellen mußte. Und welche Kühnheit iſt endlich dieß erdichtete Complot, zu dem doch kein Schatte vom Schatten in der Geſchichte vorhanden iſt! Was half denn Chriſto die ganze Lüge der himmliſchen Taube zu einem Königsſcepter? Hatte er ſie auch auf dem Kopfe mit ſich getragen; dabei aber den Geiſt, der ihn beſeelte, den Charakter eines Vielgeliebten Gottes, der um ihn, wie Grazie, floß, nicht thätlich in ſeiner Perſon gezeigt; ſo war ja die Lüge belachenswerth.

Sehen wir die Geſchichte abermals, wie ſie daſteht, in ihrer unſchuldigen Beſcheidenheit von Seiten Jeſu, Johannes, des wunderbaren Symbols ſelbſt, nebſt allem, was vorging und folgte; welch

einen gegenseitigen Sinn verräth sie, als jene Betrugsgeschichte dichtet! „Ein Gottes-Lamm, das die Sünden der Welt trägt!“ das war Johannes erste Ansicht, sein erster Wink und Blick auf Jesum. Himmlischen Geist erkannte er in ihm, zu dem alle seine (Johannes) Gaben nur Erdenfrüchte wären. Auf ihm ruhete Propheten Geist ohne Maß, ein auszeichnendes Gottes-Siegel. Zu dem Zwecke wies er Jesu Schüler zu — Schüler, nicht Unterthanen, nicht Knechte. Wer sagen kann, daß Johannes Predigt, wie er sie der gesammten Nation sowohl, als einzelnen Ständen that, ein irdisches Reich habe vorbereiten können oder vorbereiten wollen, der kann alles sagen!

— — Nur noch wenige entscheidende Hauptzüge! Als Jesus in der Wüste fastend und betend sich zum Prophetenamt zubereitete, legte ihm Satan auch den Plan vor, ein Herr der Welt zu werden, und wofür hielt ihn Jesus? für das, was er war, für einen schlechten Zweck seines Lebens, der durch Niederträchtigkeit, durch Teufelsanbetung erkauft würde, und dem Dienst Jehovahs, zu welchem er dasey, gerade widerspreche. Lassen Sie diese Geschichte für

Geschichte oder für Gesicht und Symbol gelten: (unter lauter Geschichte steht sie und soll zur Geschichte bereiten!) als Geschichte der Seele Jesu, als Symbol seines nun öffentlich angehenden Lebens müssen Sie sie gelten lassen, und da ist's gerade die Herrlichkeit der Erde, die dieser Jüngling auf dem Scheidewege eines Lebens ausschlägt. Die erste That, die er begann, nachdem ihn Engel des Sieges nach seinem bestandenen Kampf — umfingen, war, daß er ans galiläische Meer ging, und sich aus seiner Gegend, von seinen Bekannten, in seinem Stande Schüler wählte; einzelne, erwachsene Schüler, wie sie damals jeder Rabbi, jeder Lehrer hatte. Sie begleiteten ihn, wie es bei den jüdischen Lehrern Gewohnheit war; er trug ihnen sein Wort vor, wie Mehrere ihr Wort vortrugen, in Parabeln und Sprüchen, noch mehr in seiner ganzen Lebensweise und Ordnung. Wer diese Schüler mit den unsern vergliche, ginge völlig aus jener Zeit heraus, in der man weder unsre Lehrmethode, noch die Polizei unserer Staaten suchen muß. Im jüdischen Lande, sehen wir, waren diese erwachsenen Schüler nicht auffallend; der wah-

ren Weisheit ſind ſie auch in andern Ländern nie auffallend geweſen: denn will dieſe nicht Männer? Lehret ſie ſich nicht einzig in Thaten und in der ganzen Lebensweiſe? Wie wurde Socrates, wie wurden in Rom die Redner und Führer des Staats von erwachſenen Lehrlingen, die ſich nach ihnen bilden wollten, täglich beſucht und begleitet?

Und was ſprach er nun zu dieſen Jünglingen und Männern? worauf bereitete er ſie? zu ſitzen auf zwölf Stühlen? oder zu leiden, zu dulden, ſich ſelbſt und alles verläugnen zu lernen, nach Ruhm vor Gott, nach ſeiner Gerechtigkeit, Liebe und Lohn zu trachten und alles dagegen zu verachten? Die Reden Jeſu, die wir haben, ſind alle moraliſcher und von der höchſten moraliſchen Natur; inſonderheit iſt's die ſogenannte Bergpredigt, die doch eigentlich als eine Einleitung ſeiner Jünger in ihre neue Schülerpflicht und alſo auch in den ganzen Lebenszweck ihres Lehrers und ihrer ſelbſt daſteht. In ihr ſind offenbar die angezeigten Pflichten und Beſtrebungen nicht nur etwa vorläufige Erforderniſſe zum Reich Gottes, ſondern aufs augenſcheinlichſte Seligkeiten des Reiches Gottes ſelbſt, dazu er ſie berufen hat

und einladet, das alſo unſtreitig geiſtiger Art iſt. Die Verläugnung alles Irdiſchen iſt ſein erſtes Erforderniß, und mit der Freiheit, die es der Seele verleihet, zugleich ſein Hauptkleinod. — Und genau iſt dieß der Geiſt aller Reden Jeſu. Er ſpricht von ſich als einem Arzt der Kranken, einem Hirten verlorener Schaafe, einem Verkündiger des Evangeliums für Arme, als einem geiſtlichen Säemann, Fiſcher u. dergl.; nie aber, auch keinem ins Ohr, von ſich als einem künftigen Uſurpator. Leſen Sie doch alle Aeußerungen Chriſti über ſich, über ſein Wort, über den Zweck ſeines Lebens, und laſſen den geſunden Sinn, die offenbare Billigkeit richten. Die haben wir nur, ſie haben wir allein, ſie ſchließen alle Erdenpolitik, wie Feuer das Waſſer aus; und wo ſind nun die politiſchen Reden Jeſu? wo ſind die Matinées Royales aus ſeinem Munde? Die muß man uns erſt geben. Das Wenige, das hieher gezogen wird, die paar Parabeln, die ausdrücklich dem großen Haufen dunkel ſeyn ſollten, erklären ſich ja, wenn man ſie mit dem Klärern vergleicht, ſelbſt, und haben ihre Auslegung mit ſich. Chriſtus z. B. will die Urſache angeben, warum ſein ſo reines, geiſtiges

Wort nicht überall so rein fasse? warum so viel Same verloren gehe, und das Netz noch so viel faule Fische ziehe. Dieß war den nähern Schülern zu wissen und zu behalten nöthig; daher es Christus auch in einigen Gleichnissen wiederholet. Er rechtfertigt damit sich und seine Lehre, er warnt, ermahnt, tröstet, muntert auf — — Was soll ich alles durchgehen? In diesem Geiste wurden auch die Apostel zur ersten Probe ausgesandt. Als Hirten zu verlornen Schaafen, als Arbeiter in die Ernte, wo so wenig ächte Arbeiter wären. Sie sollten aber freilich mehr zu ihrem Lehrer einladen, als daß sie selbst schon lehren konnten: sie sollten nur verkündigen, daß das Reich Gottes in solchen, vom Volk verkannten und versäumten Begriffen da sey; sie sollten die vom Joch der Pharisäerei gedrückten Gemüther zum sanfteren Joch Jesu, d. i. zu seiner erquickenden Lehre laden. — — — —

Und nun die Wunder Jesu. Warum sie nicht mehr, nicht tiefer wirkten, gehört hieher nicht; daß Christus sie aber nicht als eine Leiter zum Thron gebraucht habe, ist augenscheinlich. Er entfloh ihnen so oft und allemal, wo er sie als Marktschreierei

thun ſollte: er that ſie, ſo viel möglich, geheim; verbot ihre Ausbreitung, entfloh dem Volk, das ihn, eines Bauchwunders wegen, zum König machen wollte, und ſagte ihm, er ſagte ſeinen Feinden, die Wunder forderten darüber die ernſte, bittre Wahrheit, daß er zu etwas Anderm und Beſſerm gekommen ſey, als ein Wunderthäter für ihre ſinnlichen Bedürfniſſe zu werden. — —

Warum ſchrauben wir jeden Zug im Leben Jeſu ſo hoch? warum machen wir alles Menſchliche in ihm ſo un- oder übermenſchlich? Da ſoll er nichts, wie andere Menſchen gethan, gedacht, gefühlt haben; Er, der doch, nach dem ſo öftern Zeugniß der Apoſtel und nach dem offenbarſten Anblick ſeines Lebens, ein Menſch, wie wir, an Geſinnungen und Gebehrden, d. i. an Lebensplan und Lebensweiſe, ſelbſt am Mitgefühl unſerer Schwachheiten und alle der Seiten der Menſchheit, wo ſie Mitleid und Erbarmen nöthig hat, ein Menſch wie wir war, doch ohne Sünde. Eben das war der Zweck und Knote ſeines irdiſchen Lebens, um in Gehorſam, Geduld und Mitgefühl unſerer Schwachheiten geübt zu werden, und dann Richter und Fürſprecher ſeyn zu

können auf dem Throne der Gottmenſchheit. — „Hat's nicht aber edle Menſchen gegeben, die eine Reihe von Jahren, die ſchönſte Zeit ihres Lebens, gut durchlebt hatten und doch von ihrer Höhe fielen? Ihre reine Abſicht ward unrein, ihr Eifer fürs allgemeine Beſte ward Eigennutz und Habſucht, ihr edelſter Stolz Eigenſucht und Hochmuth. Wäre es nun ſo mit Jeſu —" Laſſet uns kein Wäre? ſondern war's ſetzen: nicht was geſchehen ſeyn könnte, ſondern was geſchehen ſey? fragen. Und da iſt von jener Suppoſition nichts geſchehen. Die uns ſeinen letzten Einzug erzählt haben, ſagen uns auch: „es war ein Einzug zum Tode, er wußte es vorher, er kündigte ihn aufs ſpeciellſte mit allen Umſtänden an," ja, ſie ſagen zugleich: „woher er ſolches gewußt habe?" Durchs Geſicht jenes Berges nämlich, da Moſes und Elias von ſeinem Ausgange zu Jeruſalem mit ihm ſprachen, und er von Stund an von Leiden, Kreuzigung und Tod redete. „Aber, wenn er's eben darauf gewagt hätte?" Und was hätte er denn gewagt, was unternahm, was that er? Die Taubenkrämer aus dem Tempel treiben, konnte ja nach jüdiſchem Rechte jeder Zelot, ohne

dazu einen Schein von der Polizei oder dem Synedrium zu bedürfen, die ihn auch wahrscheinlich versagt hätten. Den Heuchlern Wehe zugerufen hatte er längst; jetzt that er's lauter, weil seine Zeit kurz war und dringend seine Eile. Es war die letzte Stunde am Tage seines Lebens. Und noch, wie hängt das Alles mit Thron und Königreich zusammen? Durfte er's nicht dem Pilatus ins Gesicht sagen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wer hat mich dir überantwortet? nicht deine Römer?" Konnte er's nicht der Rotte, die ihn fing, ins Gesicht sagen: „ihr kommt zu mir, wie zu einem Mörder. Bin ich nicht täglich bei euch im Tempel gewesen und habe gelehret und ihr habt mich nicht gegriffen; aber dieß ist eure Stunde." Und wo griff man ihn? Außerhalb der Stadt, im Garten, weil er sich in Jerusalem nicht mehr sicher wußte vor Nachstellungen und erkauften Mördern. Worüber traf man ihn? Im Gebet. Wer war bei ihm? seine armen wehrlosen Jünger, die ihn sogleich fliehend verließen. — Wahrlich, wenn diese Umstände historische oder gerichtliche Erweise seines Aufruhrs, seiner Empörung gegen die Landesobrigkeit waren; so bewahre

Gott einen Jeden vor dem Bluturtheil ſolcher Deuter. Nach achtzehnhundert Jahren wiſſen ſie die Sache beſſer, als der partheiloſe Richter, Pilatus: denn der bezeugt einmal über das andere und bis an ſein letztes blutiges Waſchen der Hände, daß Er keine Schuld an ihm finde. —

Sprach Chriſtus nicht, wie lange vorher, ſo auch inſonderheit jetzt von ſeiner Zukunft zum Reich als einem ganz anderen Reiche? Sprach er nicht lange vorher ſo? Er wies ſeine eitlen Jünger und ihre närriſchen Mütter mit ihren Rangſtellen ab und predigte ihnen dagegen Knechts-Demuth. Auch eben jetzt in den letzten Tagen ſagt er ihnen ſein bittres Schickſal voraus, ein Schickſal der Kreuzigung und des Todes; ſagt der Stadt, dem Tempel, dem ganzen Lande Ruin und Untergang voraus, und das noch in eben der Generation, die damals um ihn ſtand, die ihn überleben und dieß traurige Schickſal erleben würde; und dieß alles, wie wir aus der Anklage der Zeugen ſehen, beförderte ja eben mit ſein Ende. —

„Aber noch vor ſeinem Ende hat Chriſtus eine offenbare Unwahrheit geſagt, wo ihn die Zeit un-

widerleglich gestraft hat. Er wollte nämlich wiederkommen, sichtbar in der Generation wiederkommen, die damals lebte, und wie lange ist die todt!" Ich muß sagen, daß eigentlich im ganzen Buche mir dieß das Auffallendste gewesen, zumal da der Autor es auf eine so schneidende Spitze stellt, und von nichts Wenigerem spricht, als von einem so offenbaren Erweise der Falschheit des Christenthums, als wir's nur immer den Mahomedanern vorwerfen könnten, wenn die Lüge wahr wäre, daß Mahomed am dritten Tage habe aufstehen wollen und noch bis jetzt nicht aufgestanden sey. Auch setzt es der Verfasser sehr in's Licht, warum dieser Lügen-Erweis dem Christenthum habe bleiben müssen und nicht aus seinen Büchern hinweggetilgt sey? Gutherzig glaubte man immer: „er werde, werde kommen! Er habe es zugesagt, und die Zeit, die höchste Zeit sey da!" So sey Einer nach dem Andern, zuletzt auch der alte Johannes mit seinem „Kindlein! es ist die letzte Stunde!" gestorben, und nun stehe der Flecken unausgetilgt, unaustilgbar da. — — Was wäre gegen das fürchterliche Argument zu sagen? Nichts, als was Christus sagt: „von dem Tage und von der Stunde

weiß Niemand, auch die Engel im Himmel nicht, auch des Menſchen Sohn nicht; allein der Vater'" Das ſteht ſo offen da, als jenes Verſprechen, und, mich dünkt, dadurch wird das ſchneidende Schwert auf Einmal ſtumpf. — — Er ſpricht aber von einer doppelten Zukunft, die er ziemlich unterſcheidet: vom Untergange Jeruſalem's und des Tempels, deſſen Zeit er weiß, und die er mit ausgezeichneten Umſtänden vorherſagt. Dieß geſchahe in der Generation, die um ihn ſtand; dagegen iſt alſo nichts zu ſagen. Mit dieſer verbindet er eine andere, höhere, von ſeiner ſichtbaren Ankunft und der völligen Revolution aller Sichtbarkeit; deren Zeit aber weiß er nicht. Er knüpft ſie nur mit einem „bald nach dieſem!" dem Ende Jeruſalems nämlich, an jene und läßt ſie in dieſem ungewiſſen Bald ſchweben. Die Apoſtel desgleichen — — ſie ſetzen ſowohl das „Bald nach dieſem," als das „in dieſer Generation," als das „von dem Tage und der Stunde weiß Niemand" treu zuſammen, die ſich ſonſt zu widerſprechen ſcheinen, daß ſie ſich aber nicht widerſprechen, hat die Zeit erwieſen. Eine Zukunft, das Bild der andern, iſt

erfüllt, zu der Zeit, die Chriſtus nannte; die andere wird erfüllt werden. Er wußte nicht ihre Zeit: wir ſollen ſie nicht wiſſen: das einzige moraliſche „bald" ſoll uns in Erwartung und Zubereitung halten. —

Auf manche andre Kleinigkeiten laſſe ich mich nicht ein. Iſt Chriſtus gerechtfertigt, ſo ſind's auch die Apoſtel nach ihrem Maße. — —

Ueber die Lehre von der Trinität, die auch in der Oekonomie der Zeiten, ſo wie in der Heilsordnung ſelbſt, die drei Artikel bindet, ſeyn Sie kein Neues ſuchender Grübler. Reden Sie mit Kindern und Alten die Sprache der Bibel, erklären dieſe und zeigen den Einfluß und Zuſammenhang dieſer mit allen andern Lehren. Arianiſche und Semi-Arianiſche Grübeleien dünken mich ein unnützes Geſpinnſt, weil ſich jenſeits der Welt und Zeit von uns nichts mehr ergrübeln läßt; der Socinianismus iſt offenbar der Schrift entgegen. Denn wie oft ſpricht dieſe vom Daſeyn Jeſu vor der Welt, oder, damit auch hier keine Metapher Statt fände, vom Daſeyn Jeſu vor Johannes, Abraham u. ſ. — Die Bücher, die dieß am klarſten ſagen, ſollten alſo von den Socinianern

lieber ganz weggeläugnet, als eben ſo armſelig ver: dreht werden. Aber Unitarier, im guten Verſtande des Worts, müſſen wir Alle ſeyn: denn die Lehre von Einem Gott iſt der Grundſtein des A. ſowohl als N. Teſtaments, und die Dreigötterei iſt klarer Unſinn.

Tendenz des Christenthums.

Und warum verhehlen wir eine Norm der Ausbreitung des moralischen Gesetzes der Menschheit, die uns so nahe lieget? Das Christenthum gebietet die reinste Humanität auf dem reinsten Wege. Menschlich und für Jedermann faßlich; demüthig, nicht stolz-autonomisch; selbst nicht als Gesetz, sondern als Evangelium zur Glückseligkeit Aller gebietet und giebt es verzeihende Duldung, eine das Böse mit Gutem überwindende thätige Liebe.

Es gebietet solche nicht als einen Gegenstand der Spekulation, sondern giebt sie als Licht und Leben der Menschheit, durch Vorbild und liebende That, durch fortwirkende Gemeinschaft. Es dienet allen Klassen und Ständen der Menschheit, bis in jeder jedes Widrige zu seiner Zeit von selbst verdorret und abfällt. Der Mißbrauch des Christenthums hat zahlloses Böse in der Welt verursacht; ein Erweis, was sein rechter Gebrauch vermöge. Eben daß, wie es gediehen ist, es so viel gut zu machen, zu ersetzen, zu entschädigen hat, zeigt nach der Regel, die

in ihm liegt, daß es dieß thun müſſe und thun werde. Das Labyrinth ſeiner Mißbräuche und Irrthümer iſt nicht unendlich; auf ſeine reine Bahn zurückgeführt, kann es nicht anders als zu dem Ziel ſtreben, den ſein Stifter ſchon in dem von ihm gewählten Namen Menſchenſohn (d. i. Menſch) und im Gerichtsſpruch des letzten Tages ausdrückte. Wenn die ſchlechte Moral ſich an dem Satz begnügt: „Jeder für ſich, Niemand für Alle!“ ſo iſt der Spruch: Niemand für ſich allein, Jeder für Alle! des Chriſtenthums Loſung.

* * *

Der Himmliſche.

Heil und Gebet dem Mann im Himmelsglanz,
Zu deſſen Füßen jetzt die Sterne wallen;
Wie Mond und Sonne glänzt ſein Angeſicht.

Er denke unſer, wenn wir beten, wenn
Sich unſer Herz zum Armen freundlich neigt,
Und laſſe jeden Wandrer Schatten finden,
Und jedem Durſtenden zeig' er den Quell.

Er war es ſelber einſt, der Menſchlichkeit
Die Menſchen lehrte, der Erbarmen, Sanftmuth,
Und Milde zur Religion uns gab.

Heil und Gebet dem Mann, der Menſchlichkeit
Die Menſchen lehrte, der Erbarmen, Sanftmuth,
Und Milde zur Religion uns gab.

* * *

Das Grab des Heilandes.

So ſchläfſt Du nun den Todesſchlaf im Grabe,
Du junger Held, gefärbt mit ſchönem Blut.
Dein Leben war für tauſend Lebensgabe,
Dein Tod erquickt auch Sterbende mit Muth.
Ruh' dann, erlöſt von jedem Jammer,
Womit dich Menſchenhärte traf,
In deiner ſtillen Kammer
Den ſchwer-errung'nen Schlaf.

Du aber Freund, an dieſem bittern Tage,
Komm', ſchau' mit mir der Menſchheit Scenen an.
„Sieh, welch ein Menſch!" betracht' ihn ſtill und ſage:
Wer menſchenſegnender je werden kann?
Und dann laß uns der Welt hier denken:
Mit welchem Dank ſie ihn erfreut?
Aus Liebe ſich zu kränken
Iſt ſüße Dankbarkeit.

In Nazareth, am Galiläer-Meere,
Wer gab dem Jünglinge den hohen Geiſt,

Der, wie entkommen ſchon der Erden-Sphäre,
Sein Reich den Himmel, Gott nur Vater heißt,
Und ſchaut, wie ſeine Sonne leuchtet
Auf Böſ' und Gute, wie ſein Thau
So Roſ' als Dornen feuchtet
Auf Einer Gottesau'.

„Auf laßt uns Kinder ſeyn der Vatergüte!
Vollkommen, wie der Herr vollkommen iſt."
So pflanzt' er in der Sterblichen Gemüthe
Unſterblich Weſen, das ſich ſelbſt vergißt,
Und im Verborg'nen ſchafft und flehet,
Für Menſchen ſchafft, für Feinde fleht,
Still für die Zukunft ſäet
Und ſtill von dannen geht.

„Glückſel'ge Armen! Glücklich, die da leiden
Unſchuldig-ſanft und im Erbarmen ſchön,
Aus reinem Herzen Menſchen Fried' und Freuden
Und Mitleid reichen und dem Haß beſtehn.
Seyd fröhlich und getroſt: euch lohnet
Im Himmel ew'ger Troſt und Lohn;
Der Staub, den ihr bewohnet,
Iſt bald zum Staub entfloh'n.

„Auf! ſeyd der Zeiten Licht, das Salz der Erde,
Ein Stern der Nacht, ein Keim der Fruchtbarkeit.
In euch iſt Glanz, damit Glanz um euch werde,
In euch iſt Gold, daß ihr den Menſchen leiht.
Auf! dringet durch der Sieger Pforte!
Eng' iſt die Pforte, ſchmal der Weg,
Zum höchſten Freudenorte
Ein unbetretner Steg."

Er ſprach's und ging voran die Dornenpfade,
Die noch dem Sterbenden ſein blutig Haupt
Im Kranze ſchmückten. Haupt, Du lächelſt Gnade,
Als hätte Roſ' und Lorbeer Dich umlaubt.
Entſchlummre. Bald wird deine Krone,
Siegprangend wie der Sterne Glanz,
Dem Menſchengott zum Lohne
Ein ew'ger Gotteskranz.

Denn ſanft wie Gott, gefällig gleich den Engeln
War Güte nur und Huld ſein Königreich.
Mitfühlend unſrer Laſt und unſern Mängeln
Und ſich allein an Kraft und Würde gleich:
Einſam im lauten Weltgetümmel,
In ſeine Größe ſtill verhüllt.

So ſtrahlt am hohen Himmel
Die Sonne, Gottes Bild.

Und konnten dem ein Unheil Fromme ſtiften?
Die Prieſter ach! ergrimmte ſein Bemüh'n.
Sie riefen ihn aus ihren alten Schriften
Und als er kam, erwürgten Prieſter ihn.
Zu ſchwer der Heuchelei geworden,
Entging er ihrer Tücke nicht.
Ihn riß der Segensorden
Ins ärgſte Blutgericht.

Wie? hatt' er nicht ſchon lebend g'nug gelitten?
Er, deſſen Herz das Mitleid ſelber war.
Ein zarter Sproß, um den die Stürme ſtritten,
Ein Arzt, dem fremdes eigen Leid gebar.
„Laß dieſen Kelch vorübergehen;
Doch Vater, Du haſt ihn gefüllt.
Dein Wille mag geſchehen;
Nicht ich; wie Du Herr willt."

Er trank den Kelch, und als nun ſeine Glieder
Gefühl der Gottverlaſſenheit durchdrang:
Kein Troſt erquickte ſeine Augenlieder,
Auf die des Hohnes ſchwere Wolke ſank:

Zerriſſen ward der letzten Schmerzen
Geliebter Knote, der den Freund
Mit Freund- und Mutterherzen
Im Tode noch vereint.

Da blickt' er auf und ſah die ſchönen Auen,
Die er dem Sünder mitleidvoll verhieß:
„Gedenk' an mich und laß dein Reich mich ſchauen!"
„Heut ſollt Du's ſchaun, der Freuden Paradies!
Empfang' in deine Vaterhände
Den matten Geiſt: es iſt vollbracht!"
Da kam ſein ſtilles Ende,
Sein Auge brach in Nacht.

Nicht Thränen, Freund! ein Leben ihm zu weihen
Wie ſeines, das nur iſt Religion.
Was Ihn erfreute, ſoll auch uns erfreuen,
Was Er verſchmähte, ſey uns ſchlechter Lohn.
Mit Güte Bosheit überwinden,
Undank der Welt wie Er verzeihn,
Im Wohlthun Rache finden,
Soll Chriſtenthum uns ſeyn.

Und nie, o nie ſey ſeiner Feinde Seele
Die Unſre! Was ſein Leben ihm betrübt,

Was ſeinen Geiſt wie in der Marterhöhle
Zu ſeufzen zwang, ſey nie von uns geliebt.
Erſtorbenheit und ſtolze Ränke,
Beim Pöbel Phariſäerruhm,
Geſchwätz und Wortgezänke
Iſt Anti-Chriſtenthum.